image
not
available

№ 1.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 1. Januar 1835.

— So seyd uns denn
Zur neuen Zeit, so wie zur alten günstig.

Goethe.

Retrospektus zum neuen Jahr.

An die Leser.

Acht=und=zwanzigmal hat das Morgenblatt seit seinem Beginn das Jahr sich erneuern sehen, fast eine Generation lang ist es ununterbrochen durch die Zeit gegangen, und die Mehrzahl der Männer, deren Unterstützung es sich gegenwärtig erfreut, sind Söhne derjenigen, welche ihm die Pathengeschenke an die Wiege brachten. Es hat unter seinen Standesgenossen in der deutschen Literatur nur Einen Senior, der seit einer noch längern Reihe von Jahren unausgesezt der deutschen eleganten Welt seine Aufwartung macht, dagegen hat es ganze Geschlechter Nachgeborner aussterben sehen, und darnach zu urtheilen, müßte unsere Zeitschrift allerdings schon weit im Greisenalter vorgerückt seyn, wäre nicht einem literarischen Organismus nicht sowohl die Natur des Menschen, als vielmehr die des Gewächses eigen. Wenn des Menschen Leben siebzig Jahre dauert, wenn's hoch kommt achtzig, so hat der Baum ein, menschlichen Begriffen nach, fast unbegrenztes, nur von zufälligen Stürmen bedrohtes Daseyn. In ruhiger Bildung legt sich ein Jahrring um den andern, jedes Jahr sieht eine neue Blätterkrone, und wenn nur der Kern gesund ist, hat der Baum nur die Zuckungen der Erde und das Feuer des Himmels zu fürchten.

Eine langjährige Zeitschrift wird nothwendig den Charakter der verschiedenen Perioden tragen, die sie durchlaufen; in einer Zeit, die Jedermann eine gährende nennt, nur daß der eine dabei an die geistige, der andere an die faule Gährung denkt, muß sich dies desto auffallender aussprechen, und so ist denn auch die unsrige in ihren verschiedenen Massen, wie ein Produkt, so ein Barometer der Zeit. Mögen aber auch die Aesthetik dieser Blätter und die bei ihrer Herausgabe befolgten äußern Normen sich mit den Zeitansichten verändert haben, wie die politische Landkarte von Europa; der ihnen zu Grunde liegende Gedanke, den der getreue Leser längst gewürdigt hat, ist unverändert geblieben, wie das Basrelief unseres Erdtheils. Eine Zeitschrift, die in irgend einem Grade einer literarischen, ästhetischen, dramatischen, musikalischen Coterie dient, kann in ihrer Art nicht modern genug seyn; wir aber auf unserem Standpunkt haben von jeher darauf geachtet, uns von den zufällig auftauchenden Erscheinungen der Zeit nicht zu schnell hinreißen zu lassen, uns nicht unbedingt dem Neuesten hinzugeben, wohl wissend, daß es nur zu oft keineswegs das Schöne und Vernünftige, und noch weniger das Dauernde ist; statt die lachende, vergängliche Farbe der Tagesmode aufzupflanzen, ziehen wir es vor,

uns von der Zeit selbst färben zu lassen, und sie ist rasch genug in ihrem Geschäfte.

Wir heben einige Punkte hervor, in denen die Redaktionen dieser Blätter im Laufe der Zeit von der frühern Oekonomie derselben abzuweichen genöthigt waren.

Es gab eine Zeit, wo die Deutschen ein Theater zu haben glaubten, und am Besitze desselben herzlich froh waren. Während der Stürme des Kriegs saß es sich so behaglich vor jenen Lampen, welche das Gebiet der Phantasie von dem der Wirklichkeit abgrenzen. Schauspieler und Schauspielerinnen, Sänger und Sängerinnen waren dem Deutschen die freundlichen Gottheiten minorum gentium, Faunen und Nymphen, Dryaden und Hamadryaden, die mit ihren ergötzlichen Spielen die geängsteten Sterblichen des furchtbaren Haders der obern Götter auf Augenblicke vergessen ließen. Und wie man sich ihren Spielen willig hingab, so hörte und las man auch gerne von ihren innern Kriegen und Siegen, als Opiat gegen die Krämpfe, die einem die Leistungen auf den Schlachtfeldern verursachten. Als man aber nach dem Frieden anfing, auch seine geistige Habe zu wiegen und zu zählen, wurde man inne, daß das, wofür man bisher geschwärmt, nicht viel besser war als ein Todtentanz, und daß in der Richtung, welche die Zeit sofort nahm, der schwache Lebensfunke, statt frisch aufzulodern, in der Ruhe der Welt vollends zu erlöschen drohte. Man beeilte sich zwar im Hause Melpomenes, durch Lärm und Festgepräng dem Volke die Kunde zu verbergen, daß der Genius im Sterben liege; aber, wie denn die Pfade der Kunst und die der Geschichte sich immer wunderlich kreuzen, die Periode war einmal eingetreten in unserer dramatischen Kunst, welche auch den Untergang der römischen Republik bezeichnete, und die Horaz in seiner Epistel an Cäsar Augustus so energisch schildert. Sobald dieser Zustand für die Urtheilsfähigen im Publikum kein Geheimniß mehr war, konnten ausführliche Berichte über die Bühne in der hergebrachten Form von nun an kein geeigneter Stoff für die Unterhaltung mehr seyn; Buch zu halten über die Erscheinungen auf den Brettern, hieß Krankenbulletins schreiben, und so blieb uns denn nichts übrig, als den Schauspielerwinkel in unserer Halle eingehen zu lassen und an unsere Korrespondenten den Wunsch zu richten, sie möchten hinfort unsere Blätter mit den Fußstapfen des Soccus und Kothurn weniger platt treten. Wir sind bemüht, diese Lücke, welche die Zeit selbst gemacht hat, würdig auszufüllen; wir möchten gerne ein Drama, dessen Interesse nie erlahmt, sich in unsern Blättern spiegeln, wir möchten den Geist des Volks selbst geistreich sprechen lassen; aber wir fühlen, daß das Leben ein spröderer Stoff ist als die Kunst.

Von jeher hat das Morgenblatt populäre Naturgeschichte in seinen Plan aufgenommen. Früher, dem Charakter der Periode gemäß, bewegten sich die Mittheilungen aus diesem Fache vorzüglich auf dem Gebiete abgerissener, auffallender Thatsachen, Naturwunder und Curiositäten. Als der außerordentliche Aufschwung, den seit dem lezten Viertheil des vorigen Jahrhunderts alle Fächer der Naturwissenschaft nahmen, seine Wirkungen auch auf die Massen zu äußern begann, bemühten sich eine Menge populärer Schriften, diejenigen, welchen alle Eroberungen des menschlichen Geistes als Bildungsmittel wichtig sind, ohne daß sie selbst den Bau der Wissenschaften fördern helfen, in dieser Beziehung auf die Höhe der Zeit zu stellen, und zahlreiche Pfennigunternehmungen brachten das unendlich Große wie das unendlich Kleine in der Natur der Jugend und den Nachzüglern in Guckkastenbildern vor Augen. Von nun an reichten für unser Publikum jene Appellationen an ein vages Gefühl für die Größe der Natur, und die Aufzählung merkwürdiger Details nicht mehr aus. Wir mußten den Standpunkt des Objektiven, Bestehenden mehr verlassen, wir mußten die Operationsplane der Wissenschaften beim Vordringen auf ihrem Gebiet anschaulich zu machen und die Leser, wenn auch als Non-combattans, hinter der Linie der Plänkler zu halten suchen. Wenn wir bei unsern Skizzen der modernen Kosmogonie, wie sie sich nach und nach in den Köpfen des jetzigen Geschlechts bildet, uns, wo es thunlich war, auf den poetischen Standpunkt stellten, so haben wir wohl hie und da zu einer gewissen naturhistorischen Kannegießerei Anlaß gegeben; allein diese ist ein weit fruchtbareres und lohnenderes Phantasiespiel als die politische, und so haben wir wohl gar Dank verdient.

Es ist Sitte vieler Blätter, und man kann wohl sagen, die unsrigen sind mit dem Beispiel vorangegangen, angenehme poetische und literarische Kleinigkeiten zwischen die Materien zu streuen, welche gleich schalkhaften Genien und Gnomen zwischen den größern, ernstern Gestalten hervorlauschen und vorzugsweise die Träger von Witz, Laune und Satire seyn sollten. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, inwiefern sich der ästhetische Geschmack im Allgemeinen gegen eine frühere Periode modifizirt hat; wenn wir aber nicht irren, so ist in der Schätzung derjenigen, denen wir vorzüglich gefallen möchten, der ächte Witz bedeutend gestiegen, und da somit die Anforderungen an jene kleinen Kunstwerke, deren Seele der Witz ist, Epigramme, Xenien, Streckverse u. dergl. höher geworden sind, ergibt sich von selbst die Gefahr der Unterhaltung eines Kleingewehrfeuers, wobei nur zu oft das Ziel verfehlt und der Geschmack verlezt wird. Wohl möchten wir gerne solche Blüthen in unsere Blätterkränze winden, wären sie ächt, frisch und duftig zu haben,

aber als Heu zur Verpackung glauben wir ihrer entbehren zu können.

Der Titel unsers Blattes: „für gebildete Stände," hat früher zu manchem guten Scherz Anlaß gegeben, in einer neuern Zeit, wo mit Worten viel nivellirt wird, ist er uns fast ernstlich zum Vorwurf gemacht worden. Das beste am Titel möchte wohl seyn, daß er heute acht- und-zwanzig Jahre alt ist, und wir möchten nimmermehr das Morgenblatt um die Ehre bringen, das Jubelfest seiner Verbindung mit den „gebildeten Ständen" feiern zu können. Wir benutzen indessen diese Gelegenheit, um uns darüber auszusprechen, für wen wir — die Redaktoren und ihre Mitarbeiter — schreiben, wen wir uns als Leser denken. Wir schreiben für die gute Gesellschaft, nicht für die, welche sich selbst so nennt und sich da oder dort befindet, sondern für die, welche überall und nirgends ist, für die Aristokratie, welche kein Ackergesetz aufhebt und kein Statut umschreibt, in die sich Jeder selbst immatrikulirt, und aus der man sich nur selbst ausstößt.

Ein französischer Kritiker, der dem Morgenblatt die Ehre erweist, es zum Repräsentanten deutscher Unterhaltungsblätter zu machen, wirft uns vor, daß wir, ohne Plan, Prinzip und System, nur darnach trachten, das Publikum Tag für Tag, gleichviel wie und wodurch, zu unterhalten. Der deutsche Leser wird es schwerlich dem Franzosen auf's Wort glauben, daß er sich unsystematisch unterhalten läßt. Indessen wären wir vollkommen zufrieden, wenn uns auch Deutschland kein anderes System zutraute, als daß wir nach dem Ungemeinen streben, und daß wir, da die schwere Aufgabe unmöglich überall erfüllt werden kann, wenigstens redlich bemüht sind, das Gemeine abzuhalten, was auch nicht so leicht ist.

Bilder aus dem Seeleben, in Mährchen und Sagen.

Die folgenden Skizzen fanden ihre Entstehung auf einer Reise, die der Verfasser in Verbindung mit einer zahlreichen Gesellschaft von St. Petersburg nach Lübeck unternahm, zu der Zeit, als in der Hauptstadt die Cholera Morbus ausgebrochen war. Obgleich man sich von einem erkrankten Orte entfernte, um sich einem gesunden zu nähern, so war doch die zunächst allgemein herrschende Stimmung in der Gesellschaft Furcht in der Gegenwart und Zweifel für die Zukunft. Man rettete sich auf das Schiff, ohne viel zu fragen, wohin die Fahrt ging, man vermied, Plane zu machen, weitläufige Anordnungen zu treffen; denn man wußte ja nicht, wie viel einem noch von dem nächsten Tage gehöre. Eile war das erste Gesetz; was diese begünstigen konnte, kam gelegen, und Jedermann glaubte erst dann freier athmen zu können, als die Thürme der Stadt allmählich am Horizonte versanken.

Bald sah man sich nun in der grenzenlosen Wasserwelt allein, und das Schiffsleben, ebenso eigenthümlich und scharf begrenzt als das Leben in der Wüste, begann sich auszubilden. Das erste Gesetz auf den schwankenden, schwimmenden Brettern ist, sich aneinander anzuschließen. Nirgends ist gewiß ein Menschenhasser übler daran, als auf dem Schiffe; es gibt für ihn keinen Ausweg, er muß entweder sein finsteres System aufgeben oder sich kurzweg über Bord in die Wellen stürzen; denn hat man sich gemieden, verfolgt, verlästert auf dem festen Lande: zur See, die enge Kajüte, ein wenig stürmische Bewegung, und Alle werden zu Paaren getrieben. Hiezu kam noch, daß die Gesellschaft die Nothwendigkeit fühlte, da aus einer kurzen Reise durch widrige Umstände eine recht lange wurde, so schnell als möglich sich mit einander zu verständigen und zu setzen, und erst als dieser chemische Prozeß der Masse entschieden war, bildeten sich die Elemente eines leidlichen Zusammenlebens. Zwei gleich starke Feinde konnten jedoch auf keine Weise besiegt werden; diese waren die Furcht vor der Pest, die in der Zukunft drohte, und die Seekrankheit, die in der Gegenwart plagte. Wer auch nur flüchtig mit diesem Uebel bekannt geworden, kann schon hinlänglich beurtheilen, wie es dem unglücklichen Opfer ergehen müsse, welches das Unthier mit der ganzen Schärfe seiner Klauen anfällt. Es ist nicht zu viel gesagt, daß man dahin gelangen kann, sich in den peinigendsten Momenten dieser fürchterlichen Krankheit den Tod herbeizuwünschen. Hülflos liegt der Unglückliche in dem engen, sargartigen Bette, und jede Bewegung das Schiffes macht sich ihm fühlbar durch Marter, als lösten sich die Bande des Körpers und der Seele. Man glaube nur nicht, daß Fasten und Ruhe gegen das Uebel schützen; je mehr Bewegung, je bessere und reichlichere Mahlzeiten, für desto gesicherter darf man sich halten. Diese Grundsätze wurden auch von der Gesellschaft ausgeübt. Das ziemlich geräumige Verdeck, auf dem man so viel als möglich sich des Gepäcks entledigte, gab einen Spazierplatz her, auf dem von der ersten Morgenfrühe bis tief in die Nacht sich die bunten Gruppen auf und nieder bewegten. Kaffee- und Theetischchen, so wie sonstige umständliche Niederlassungen einiger bequemen Gäste wurden durchaus nicht gelitten; man zerstörte grausam und unerbittlich diese gemüthlichen Etablissements, wo man sie nur entdeckte; denn abgesehen von dem Zweck der Spaziergänger, mußte auch der Platz frei erhalten werden für

die Bälle und Maskeraden, die Nachts angeordnet wurden. Diese Festlichkeiten waren besonders in ihrer Art und durchaus phantastische Schöpfungen. Man denke sich unsere Argo, wie sie durch die nächtlichen Fluthen mit ihren rauschenden, sprühenden Rädern, mit dem dampfenden, kochenden Athem, den sie aus dem Innern emporwirbelt, dahin fährt, vom Nachtwind umspielt, der vergeblich die Segel sucht, die er schwellen möchte. Auf diesem Schiffe nun, das durch Zauberei fortgetrieben wird, bewegt sich ein ebenfalls verzaubertes Völkchen beim Scheine bunter Lampen toll durcheinander. Die Violine des Bootsmanns kreischt ihre wilden Töne, eine übelgestimmte Klarinette fällt ein, und es stellen sich die Paare zum Contretanz einander gegenüber. Allein das sind nicht die zierlichen Gestalten, wie sie wenige Wochen zuvor noch in den Sälen der Residenz geglänzt haben, nicht die frischen, lächelnden Mädchengesichter, die damals alle Blicke auf sich zogen — nein, übelfrisirte, todtblasse Köpfchen, in denen der ganze heillose Schwindel der Seekrankheit spukt, blicken aus der Maskenumhüllung hervor, sie stürzen und fallen auf einander zu, Gelächter und Gesang erschallt, die Fiedel kreischt immer lauter, die Verwirrung wird immer ärger; endlich sinkt Alles erschöpft nieder, ein Theil auf die Bänke, ein anderer auf die Tonnen und das Gepäck umher, die bunten Lampen verlöschen, und wie das nächtliche Heer der Kobolde beim Beginne des Tages, versinkt die Gesellschaft in die Unterwelt der Kajüte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Thiers Aufnahme in die Akademie.

Die Sitzungen der Académie française werden wenig besucht; sie ertheilt ihre Preise, sie gibt die Produkte ihrer Mitglieder zum Besten, sie liest Trauerspiele von Jouy und epische Gedichte von Parseval Grandmaison vor, kein Mensch kommt, um zu genießen und zu klatschen. Die Portiers des Instituts hatten daher ihre innige Freude an der Menge Karossen, die am vorigen Samstage am Pallaste anfuhren. Dergleichen Herrlichkeiten waren ihnen seit Jahren nicht mehr vorgekommen. Munizipalgarden zu Pferde und zu Fuß standen im Hofe, am Quai und in der Straße Mazarin; auch Polizeisergeanten, Taschendiebe und Mouchards waren zu haben; es war ein vollkommenes Pariser Fest. Lange vor Eröffnung der Sitzung war bereits die Rotunde mit schönen Frauen, schönen jungen Herrn, Künstlern, Staatsmännern und Fremden besezt. Da war der türkische Gesandte: der Mann ist jung und hat ein ganz angenehmes Gesicht, und soll ein gescheiter Kopf seyn; die Franzosen sind höflich, unser Französisch zerreißt ihnen die Ohren, sie lächeln dazu, als wenn es Webersche Musik wäre; aber dem türkischen Gesandten im blauen Ueberrocke, mit Kosackenhosen und einer rothen Mütze auf dem Kopfe haben sie denn doch in's Gesicht gelacht. Sehen Sie dort Talleyrand im grüngestickten Fracke, mit einer seidenen Houppelande darüber; nachlässig liegt das weißgepuderte Haar an den Schläfen, die schlaff herabhängende Unterlippe, die weichen, in einander verschwimmenden Züge, das halbgeschlossene Auge mit dem lauernden Blicke, die zusammengezogenen Braunen unter der kühnen, geistreichen Stirne, verkünden den Epikuräer, den Denker und den Diplomaten. Die Julirevolution hat Talleyrand in die Académie des sciences morales zurückgeführt, darum trägt er den grüngestickten Frack, die Uniform des Instituts; er hat gewiß einen Wiz über sich selbst gemacht, als er ihn anzog. Mustern Sie die Frauen, lassen Sie den Blick über alle diese reichen und unruhigen Köpfe gleiten, die sich mit ihren Federsträußen und Guirlanden, Ruches, Bändern und Schleifen von Flor und Gaze wie Tulpen im Winde wiegen, und weilen Sie bei den schönsten unter all diesen schönen braunen, schwarzen und blauen Augen, die ihre magnetischen Emanationen nach allen Seiten ausströmen lassen: das ist die Herzogin von D., Talleyrands Freundin. Dort sizt die Dichterin Tastu, von der Sie bald viel Schönes lesen werden; der Madame Dupin hat wahrscheinlich ihr Mann verboten, die Rede seines siegreichen Gegners anzuhören; er selbst ist nicht zugegen, auch Lord Brougham fehlt. Hier ist Pasquier mit der famösen rothen Perrücke; Villemain, der häßlichste und geistreichste aller Akademiker, und daher ganz geeignet, sie als Secrétaire perpétuel zu repräsentiren, wozu er vor einigen Tagen gewählt worden; Lebrun, der geniale Uebersetzer der Maria Stuart, Lemercier, der Verfasser des Pinto, Beide einst als Sprach- und Geschmackverderber verschrien, Beide die erbittertsten Gegner der jüngern dramatischen Schule. So geht es mit den Revolutionen, mögen sie literarisch oder politisch seyn; heutzutage schickt Guizot Gensdarmen und Polizeisergeanten aus, um die Studenten zu verhaften; vor sechs Jahren wurde er in der Sorbonne als ein Opfer der Jesuiten mit rauschendem Applaus empfangen. Da sizt er, nebst Cousin, neben Thiers. Cousin macht dem Recipiendär Zuckerwasser zurecht, während Guizot bleich, stumm und niedergeschlagen auf den Boden sieht. Guizot kann es sich nicht läugnen, in dem lezten parlamentarischen Kampfe war es Thiers, der den Sieg entschied. Thiers steht auf dem Gipfel der Größe: sein Name schallt durch alle Straßen, durch alle Salons und alle Kaffeehäuser. Der National und der Charivari, die Karrikatur, der Courier und der Temps, der Constitutionnel und die Tribune, kurz alle die hundert Stimmen der Presse, wie er sich in seiner Antrittsrede ausdrückt, verhöhnen und verspotten ihn, und senden ihm ganze Wespenschwärme von Epigrammen, Calembourgs, Witzen und Schnurren aller Art nach, und das ist ja eben politischer Ruhm, das ist der Ruhm, wie er in Repräsentativstaaten errungen wird; aber Thiers vergißt man den Prozeß des National und den Prozeß der Republikaner, und Odry und die Dejazet, und selbst das neue Vaudeville Frétillon; Thiers ist jezt der eigentliche Chef des Ministeriums, das fühlt Guizot recht gut, und darum sizt er so stumm und bleich da; Thiers hat ihn als eine Trophäe an seinem Siegeswagen hieher geschleppt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 2.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 2. Januar 1835.

Nichts hält zurück in Calpe's engen Schranken
Den kühnen Geist. —

Tasso.

Was wußten die Alten von Amerika?

Amerika heißt uns die neue Welt, und lange war man überzeugt, die Schiffe des Columbus haben das allererste Band zwischen dem Gestade der östlichen und dem der westlichen Halbkugel geknüpft. Die Beschaffenheit der Landes, der Zustand der Bevölkerung, beider Fremdartigkeit schien auch diese Ansicht zu bestätigen, und die Ueberraschung war daher nicht gering, als man in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die ersten unzweideutigen Spuren einer untergegangenen uralten Kultur auffand, welche nach der alten Welt hinüberwiesen. Im Jahr 1750 entdeckte man in den Distrikten von Chiapa und Guatimala in Mittelamerika gigantische Trümmer, mit deren Aufdeckung man aber erst 1787 den Anfang machte. Sie wurden vielfältig besucht, durch Alexander v. Humboldt beschrieben und abgebildet, und im gegenwärtigen Augenblick erscheint zu Paris eine Prachtausgabe dieser merikanischen Alterthümer. Sie zeigen bekanntlich eine überraschende Aehnlichkeit mit den alten Resten phönizischer Kultur und egyptischer Kunst. Nach einer ungefähren Schätzung, wobei namentlich die über den Spuren dieser namenlosen Bevölkerung alt gewordenen Bäume einen Anhaltspunkt gaben, sind sie zwei- bis dreitausend Jahre alt. Andere Denkmäler, welche sämmtlich den Stempel eines sehr hohen Alters tragen, und bei denen man im eigentlichsten Sinn von undenklicher Zeit sprechen kann, sind in neuerer Zeit in den Vereinigten Staaten, in Chili und Peru gefunden worden. Bereits gibt es eigene Abhandlungen über die Frage: ob Amerika den Alten bekannt gewesen sey, und eine Menge von Schriftstellern haben sich im Vorbeigehen damit beschäftigt. Es wäre aber vielleicht auch für ein größeres Publikum nicht ohne Interesse, wenn hier sämmtliche darauf sich beziehende Stellen der alten Schriftsteller und andere alte Dokumente, welche, wenn sie auch den streitigen Punkt nicht entscheiden, doch zu fruchtbarem Nachdenken Anlaß geben können, zusammengestellt würden. Der Leser wird natürlich hier keine Lösung des wichtigen historisch-geographischen Problems erwarten und das Folgende nur als eine Einleitung zu dem betrachten, was wir später über die merikanischen Alterthümer selbst sagen werden.

Wenn wir den Antichthon (die Gegenerde) der Pythagoräer übergehen, von dem sich nicht viel sagen läßt, der aber wohl falsch gedeutet wird, wenn man in ihm den Begriff der Antipoden sucht, fesselt zunächst jene berühmte Stelle des Plato unsere Aufmerksamkeit, wo er die, sonst dem ganzen griechischen Alterthum fremde, egyptische Sage von der großen Insel Atlantis erzählt, über welche ganze Bücher geschrieben worden sind. Im Timäus des Plato wird nämlich erzählt, als Solon bei

den Priestern zu Sais nach den ältesten Sagen der Geschichte geforscht, habe ihn ein alter Mann versichert, die Hellenen seyen, den Egyptern gegenüber, wahre Kinder auf Erden: denn während leztere das Bewußtseyn haben, wie der Erdboden schon mehreremale durch Feuer und Wasser verheert worden und das Menschengeschlecht fast ausgerottet worden sey, und in ihren Tempeln die Ueberlieferungen aus den ältesten Zeiten aufbewahrt werden, wissen die Griechen nur von einer einzigen und zwar der lezten Ueberschwemmung zu erzählen; diese aber habe bei ihnen so sehr alles Andenken an ihre frühere Geschichte verwischt, daß sie nicht einmal mehr etwas von der vornehmsten Großthat ihrer Väter, von ihrem Sieg über die Atlantiden wüßten. Als nämlich die Könige der großen Insel Atlantis, welche in jener Vorzeit ihre Herrschaft sogar bis Hetrurien und Egypten ausgedehnt, auch nach Griechenland vordringen wollten, seyen sie von den Athenern und ihren Bundesgenossen heldenmüthig zurückgeschlagen worden. Anderwärts beschreibt Plato diese im westlichen Ocean gelegene Insel als ein Ideal guter Verfassung, gesegnet durch Ueberfluß an Menschen und Thieren aller Art, durch Reichthum und Herrlichkeit, ausgezeichnet durch Wissenschaften, Künste und Meisterwerke, bis sie in Sittenlosigkeit und Laster verfiel. Da kam eine Katastrophe, welche sie mit einem großen Theil der Länder am Mittelmeer in den Wellen begrub. Es soll dies 10,000 Jahre vor Solon geschehen seyn. — Wir setzen die hieher gehörige Hauptstelle mit Platos eigenen Worten her: „Ihr, die Hellenen, habt die große Kriegsmacht gedemüthigt, welche vom atlantischen Meere her über ganz Asien und Europa herzog, denn damals war das dortige Meer noch fahrbar. Eine Insel lag vor der Mündung, welche ihr die Säulen des Herkules nennt, größer als Libyen und Asien zusammen, und von ihr konnten damals die Reisenden nach den andern Inseln fahren, und von diesen auf das gegenüberliegende Festland, welches um jenes wahrhafte Meer herumlag. Denn dieses hier, das innerhalb der Mündung, von der wir sprachen, liegt, erscheint nur als ein Hafen mit einer engen Einfahrt. Jenes aber ist ein wahres Meer und das Land rings um dasselbe könnte man in Wahrheit Festland nennen. Auf dieser Insel Atlantis nun vereinte sich die ungeheure Heeresmacht vieler Könige, welche theils über diese Insel, theils über manche andere Inseln und Theile des Festlands herrschten, außerdem auch noch über die Landstriche Libyens innerhalb bis an Egypten, und über Europa bis Tyrrhenien. Und diese gesammte Macht unternahm es einst, euer und unser Land und Alles, was innerhalb der Mündung liegt, sich mit Einem Schlag zu unterwerfen. Ihr aber befreitet uns alle, die wir diesseits der Säulen Herkules wohnen. Später nun kamen außerordentliche Erdbeben und Ueberschwemmungen, und in Einem Tage und Einer Nacht ward eure ganze streitbare Macht von der Erde verschlungen, gleicherweise sank aber auch die Insel Atlantis in das Meer und verschwand. Deßhalb ist auch das dortige Meer jezt nicht zu befahren, wegen des tiefen Schlamms, der von der versunkenen Insel herrührt."

Liest man nun in den Geschichtschreibern der Entdeckung von Amerika, wie die Begleiter des Columbus auf seiner ersten Reise, als man etwa 200 geographische Meilen jenseits der Canarien die See mit einem dichten Pflanzenteppich bedeckt sah, der sie zu einer ungeheuren Wiese machte und die Schiffe in ihrem Lauf verzögerte, glaubten, sie haben jezt die Grenzen des schiffbaren Oceans erreicht, und unter diesen schwimmenden, beweglichen Klippen liegen weite Strecken versunkenen Landes, sieht man, wie ängstlich sie eine so einfache, besonders in der Nähe des Landes so natürliche Erscheinung machte, so gedenkt man unwillkührlich der obigen Erzählung Platos und jenes Schlamms der versunkenen Insel, der die Seefahrer so lange aufhielt.

Statt alle Vermuthungen der neuern Gelehrten von Rudbeck bis auf Bailly über diesen Gegenstand aufzuzählen, beschränken wir uns darauf, zwei Punkte hervorzuheben, welche ihnen entgangen zu seyn scheinen. Einmal findet sich merkwürdiger weise der Name Atlantis und Atlantiden in Amerika wieder vor, und zwar im Lande Aztlan, in welchem die alten Mexikaner, nach den eigenen Sagen des Volks, zuerst gewohnt haben sollen. Daß aber ein zweiter Punkt noch Niemanden aufgefallen, ist wirklich verwunderlich: die Stadt Mexiko nämlich mit ihrem See, mit den langen Straßendämmen, die sie mit dem Lande in Verbindung setzen, und in denen hin und wieder Oeffnungen sich befinden, über welche Brücken geschlagen sind, mit der Pracht und Herrlichkeit, welche die ersten Eroberer daselbst fanden, hat eine überraschende Aehnlichkeit mit der Hauptstadt der Atlantiden, wie sie Plato in einem andern Gespräch, dem Kritias, schildert. Folgendes sind seine eigenen Worte: „Zuerst umgab Neptunus den Boden, auf dem er seine Stadt gründete, mit Wassergräben, und durchschnitt diese mit mehr oder weniger breiten Landzungen. Die Wasserbecken waren eben so viele Bollwerke, welche die Stadt unzugänglich machten. Man machte Einschnitte in die verschiedenen Dämme, und die Brücken über dieselben wurden so angelegt, daß ein Dreiruderer aus einem Becken in das andere fahren konnte . . . Die Könige der Atlantis besaßen so große Schätze, daß ihnen kein Fürst darin gleich kam und nicht leicht je gleichkommen wird."

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Seeleben, in Mährchen und Sagen.

(Fortsetzung.)

Von diesen verzweifelten Lustbarkeiten sich abwendend, zogen Einzelne es vor, an einem entfernten Plätzchen, gelehnt an die Brustwehr, hinauszuschauen auf das grenzenlose nächtliche Element, wie es vom Monde ein spärliches Licht empfängt. Das ist ein Gemälde, das die Seele heftig ergreift. Das Auge wird nicht müde, dem geheimnißvollen Spiele zuzuschauen, welches Mondlicht und Welle mit einander treiben, unbekümmert um menschliche Thorheit und Mühen. Zu solchen einsamen Beobachtern gesellt sich dann wohl ein müssiger Matrose, es kommen zwei, drei herbei, und man erzählt sich Geschichten. Der Araber auf seinem Ruheplatz in der Wüste, und der Matrose auf seinem Schiffe sind treffliche Mährchenerzähler. Vor ihnen ausgespannt liegt das geheimnißvolle Element, die Heimathwelt ihrer Wunder, in Ruhe da, das Grausen und Entsetzen schlummert, und nur im halbleisen Ton der bewegten Seele des Erzählers zittern die wilden Gefahren und Abenteuer vergangener Tage. Wer wollte ihren Berichten den Glauben versagen, wer an ihren Aussprüchen zweifeln, wenn man unter sich die geheimnißvolle Welle rauschen hört, wenn das Auge, so weit seine Kraft trägt, nichts als Himmel und Meer sieht und eine unbekannte Welt mit allen ihren Schrecken uns umlagert hält? Gewiß, wer ein Mährchen in einer ungläubigen Gesellschaft, bei Putz, Lichtern und Geräusch erzählt, mag seine ganze Kunst aufbieten, mag ängstlich die Gegenstände wählen und anordnen, damit der beabsichtigte Eindruck nicht verloren gehe, wer aber um Mitternacht am Bord eines Schiffes erzählt, erzählt immer gut. So hätte, wer die Matrosen unsers Schiffs anhörte, schwören mögen, er sehe Leute vor sich von der äußersten Wichtigkeit. Da war Keiner unter ihnen, der nicht wenigstens zwei oder drei Reisen in unbekannte Meere, gefahrvolle Abenteuer auf noch nie genannten Inseln unternommen und bestanden hätte. Es gab unter diesen Edlen mehr als einen Columbus, und wenn die Erzählungen beendet waren, so erstaunte man über das Gewicht der Achtung und Bewunderung, das man so vielen unerhörten Talenten und verborgenen Großthaten schuldig wurde. Beim Lichte des Morgens besehen, nahmen sich freilich die Berichte um vieles anders aus; die Erzählungen eines Mannes jedoch blieben immer dieselben, immer gleich geheimnißvoll, anziehend und in ihrer Art wahr. Diesen Mann nun, der ein ziemlich ansehnliches Vermächtniß uns übertragen hat, müssen wir zum Dank etwas näher in's Auge fassen. Er hieß Claas, und obgleich er wohl noch einen andern Namen geführt haben mag, so hörte man ihn doch nur bei diesem rufen. Seine starke, untersezte, aber dabei doch bewegliche Gestalt ließ den resoluten Seemann in ihm sehen, hiezu paßte auch sein rohes, sonnenverbranntes Antlitz; er benahm sich völlig anspruchlos, er that, was ihm zu thun oblag, seine Kameraden hatten ihn gerne, und nur hie und da hörte man über Claasens Trägheit und Hang zur Träumerei klagen. Allein wie sollte der Mann sich nicht bisweilen dem Nachdenken und Grübeln ergeben, dessen Familie und er selbst im engen Conflikt mit Gespenstern gestanden? Schon allein was Claasens Muhme erlebt hatte, war genügend, um ein ganzes Menschenleben zu verdüstern, nicht einmal der andern auffallenden Begebnisse in der Familie zu gedenken. Hätte unser Freund in die Weise seiner radotirenden Kameraden einstimmen wollen, so wäre es ihm ein Leichtes gewesen, sich den obersten Rang unter den Improvisatoren des Schiffs anzueignen, allein er trachtete nicht nach dieser Ehre. Dagegen suchte er sich mit Einsicht seine Zuhörer heraus, die er sofort zu Eingeweihten seiner Mährchenwelt machte. Von diesen litt er nun durchaus weder Zweifel noch Einwendungen; wie alle leidenschaftliche, für ihr System begeisterte Schwärmer, wollte er mit blindem Glauben und Bewunderung aufgefaßt seyn. Wir, die wir zu den Auserwählten gehörten, gaben ihm diese Forderung zu, und in der That erschien uns Claas als ein Mann, der wohl allenfalls mit den Geistern der Tiefe in einem vertrauten Verhältniß stehen konnte. Mit seiner dunkeln, unbeweglichen Gestalt, bekleidet mit der weiten Schifferhose und dem blutrothen Jäckchen, repräsentirte er würdig das alte mysteriöse Element, dem er von seiner frühesten Jugend auf gedient, und das ihm nun im langen Umgange alle seine wunderlichen Heimlichkeiten vertraut hatte. Ja, Claas war wohl gar selbst einer der alten Seekönige, von denen er erzählte, und seine Muhme war eine Meerfee, und weil Beide, der Himmel weiß aus welchem Grunde, auf uns zürnten, wurden wir endlos und unter Mühseligkeiten aller Art auf der weiten Meereswüste in die Irre geführt.

Jezt, da längst die Drangsale jener Tage vorüber sind, da das, was damals die Gemüther ängstigte und schreckte, fast ganz vergessen ist, liegen dem Schreiber dieses noch die Mährchen im Gedächtniß, die er damals in einer stürmischen, mondhellen Nacht auf der Höhe von Kopenhagen aus Claasens Munde vernahm. So wie dort, stürmt es auch jezt an die Fenster, unruhig durchbricht die Mondscheibe das eilende Wolkenheer, aber im Zimmer ist es still und friedlich, die Flamme lodert im Kamine, und ferne rauschen die Schrecken der endlosen Wasserwüste. Doch auf dem dunkeln Grunde bebt

sich der leuchtende Sagenteppich, behaglich breitet ihn die Hand des Einsamen aus, und er sucht sich aus dem Gewirre bunter Figuren die liebsten Gruppen heraus. So erstehe denn auch wieder neu vor unsern Blicken, du alter Seekönig Claas, du Phantasus des Meers, und bringe deine versunkenen Schätze auf den geselligen Markt des Lebens. Wer weiß es, vielleicht steht unserm greisen Welttheil das Schicksal bevor, mit seinen Schätzen und Kindern, mit seinem ganzen Reichthum hinabzuschwinden in die Tiefe, und der alte, heilige Meeresboden mit seinen verhüllten Wundern und Städten steigt dagegen als neue Welt an's Licht der Sonne; denn immerdar tauscht sich Geheimniß gegen Geheimniß, und das Reich der Wunder wird nie abgeschlossen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Andrieux und Thiers. Theater.

Thiers ersetzte bekanntlich Andrieux in der Académie française. Dieser Andrieux war uns Deutschen nicht gut und sehr häßlich; aber er hatte dennoch Geist und Geschmack. Eine elegante Laune beseelte die zerrissenen, grotesken Züge, ein feines Lächeln umspielte den großen, verzogenen Mund, mit einer dumpfen, heisern Stimme las er meisterhaft vor; der ganze Mann war eine Antithese. Die literarischen Vorträge, die er im Collège de France hielt, waren spirituelles Geplauder, seinen Kunstansichten fehlte es durchaus an philosophischer Begründung; aber Bilder zu wiegen, Metaphern zu messen, verstand er meisterhaft. Seine Witze über die deutsche Literatur haben uns oft ergötzt; besonders wollte ihm nicht recht in den Kopf, daß Frau von Staël in so kurzer Zeit eine so ungeheure Menge großer Männer in Deutschland aufgefunden haben sollte. Was Thiers über seinen Vorgänger sagt, ist rein, korrekt und anmuthig, wie dessen Talent; zur höchsten Eloquenz erheben sich die Stellen über die Revolution und über die Gründe und Folgen des kaiserlichen Regierungssystems; das erkannte selbst der Courrier; alle Journale ließen Thiers akademischem Talente Gerechtigkeit widerfahren, alle waren unparteiisch, den Impartial ausgenommen; dieser war grob, und das Journal des Debats hat seine Lobsprüche mit einigen Sticheleien versetzt, die aus der Feder des bleichen, stummen Guizot kommen. Der Courrier macht eine maliziöse Bemerkung; er berichtet, Andrieux sey arm aus der Legislatur getreten; er wundere sich, daß Thiers diese Uneigennützigkeit seines Vorgängers mit Stillschweigen übergangen.

Mit der Literatur steht es ziemlich schlecht, aber mit den Literaten sehr gut; die Leute verdienen viel Geld, die Muse verarmt, die Muse geht zu Fuß, und die Poeten fahren im Coupé. Zwischen dem Constitutionnel und der Revue de Paris dauert die Polemik noch immer fort; dabei sind die Etudes des tragiques anciens et modernes von Martine aus Genf eine zeitgemäße Erscheinung. Die Klassiker preisen sie als eine Réponse foudroyante au cours dramatique de Schlégel; die Romantiker sind zermalmt, die Anarchie ist zu Ende u. s. w. So wurde in der ersten Zeit des Bürgerkönigthums die Hydra der Anarchie jede Woche ein paar Mal auf immer erstickt in den offiziellen Blättern der Regierung. Mit den Etudes des tragiques anciens et modernes erschien fast zu gleicher Zeit Luther von L. Hateoy, der durch seine Poésies Européennes sich den Ruf eines geschickten Versemachers erworben. Sein Luther ist dem Wernerschen Drama nachgebildet, und besonnener, verständiger als sein Muster, aber, wie mich däucht, auch minder poetisch; die Darstellung bewegt sich in reinen, edlen und strengen Formen, der Gang der Gedanken ist sicher und fest, nur hat er zuweilen die Stelzen der alten Tragödie an. Luther ist nicht aufgeführt worden; Thiers soll das Stück untersagt haben; ich begreife nicht, warum. Der Streit, den Luther geführt, ist hier längst ausgefochten; es ist nicht religiöse Freiheit, nach der man sich in Frankreich sehnt, im Gegentheil, man fühlt das Bedürfniß einer Stütze für die menschliche Gesellschaft, die nicht beim ersten politischen Sturme zusammenbricht. — Das Lustspiel: „L'ambitieux" von Scribe ist eine Pièce à queue; jeden Abend stationirt die Queue unabsehbar bis in die Galerien des Palais-royal und in die Cour d'honneur; die Leute frieren, daß sie zittern, und den Damen klappern die Zähne. L'ambitieux ist eigentlich eine verlängerte Reihe von Vaudevillesscenen, eine Mosaik von fünf bis sechs kleinen Dramen, die durch eine in der That neue und komische Situation getragen werden: der Ehrgeizige erhält nach langem Flehen endlich seine Entlassung, und als er sie errungen, geräth er in Verzweiflung. Der König Georg I. spielt dabei eine sehr seltsame Rolle; er hat eine Maitresse, die in Lord Henri verliebt ist; dieser Liebschaft bedient sich Walpole, der Ambitieux, der gewesene Minister, um seinen Neffen, der an seiner Stelle das Portefeuille erhalten, zu stürzen. Der König wüthet über den Verrath seiner Donna, droht, ihre Schande vor dem ganzen Hofe zu enthüllen, dagegen droht Lord Henri, der Königin Alles zu entdecken. Als starker Politiker zeigt sich Scribe eben nicht; er läßt den Neffen des Ministers ohne Weiters an dessen Stelle treten, als wenn in konstitutionellen Staaten das Portefeuille erblich wäre; aber an alle diese Mißgriffe und Unwahrscheinlichkeiten hat man nicht Zeit zu denken, so unablässig spornt der Dichter die Neugierde, so behende läßt er seinen Witz an den Haltpunkten des Drama's spielen.

Nur wenige Worte über einige Stücke, die gegenwärtig auf den kleinern Theatern gegeben werden. In der Gaîté weint man noch immer bitterlich über die 35jährige Gefangenschaft des unglücklichen Latude; wenn er mit seinem Unglücksgefährten, dessen Name ich vergessen, von der Bastille heruntersteigt auf der berühmten Leiter, die er sich im Kerker gemacht, so jubelt dagegen Alles. Noch größer ist der Jubel, wenn Latude seine definitive Entlassung erhält und mit seiner großmüthigen Retterin Legros davon zieht; die Leiter wird nebst andern Geräthschaften, deren er sich bedient, im Foyer des Theaters gezeigt. Das Ambigu comique gibt ein Melodram, dem es nicht an Interesse fehlt, das uns aber eine gefährliche Tendenz zu haben scheint. Es ist betitelt le facteur. Ein Briefträger ist verarmt, Frau und Kinder hungern; in seiner Noth stiehlt er einen Wechsel aus einem Briefe. Der Brief war an einen Bankier gerichtet, der den Facteur um sein ganzes Vermögen geprellt. Der Bankier, ein Bankerontier, lebt reich und angesehen, der arme Briefträger wird auf die Galeeren geschickt. Dergleichen Gegensätze bringen das Volk in Gährung, das ohnedem den besten Willen hat, die Mißgriffe der Gerechtigkeit eigenmächtig auszugleichen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 3.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 3. Januar 1835.

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Mährchenwelt,
Steig auf in der alten Pracht.

Tieck.

Bilder aus dem Seeleben, in Mährchen und Sagen.

(Fortsetzung.)

Der arme Thoms oder die versunkene Stadt.

Am Gestade des nördlichen Meeres lebte vor langer Zeit ein Fischer, den die Leute im Dorfe nur den armen Thoms nannten. Er selbst wollte indeß nicht eingestehen, daß er arm sey, denn er war zufrieden mit einer baufälligen Hütte, die er sein Eigenthum nannte, und die nothdürftigste Nahrung wurde ihm, ohne daß er darum zu sorgen brauchte, aus dem Dorfe täglich gebracht. Besondere Bedürfnisse hatte er nicht, und wenn diese auch da gewesen wären, so hätte er sie lieber unterdrückt, als daß sie ihn gezwungen, seine Hütte und den Platz dicht am Meere zu verlassen, so leidenschaftlich liebte der Alte die Nähe und den Anblick des freien Elements. Dessenungeachtet sah man ihn doch selten mit seinem kleinen Fischerkahn sich hinauswagen, aber öfters fand man ihn am Ufer sitzend, besonders an ruhigen Abenden, wo denn sein Blick sehnsüchtig auf die in Farbe und Bewegung stets wechselnde Weite gerichtet war. So einsam hatte er jedoch nicht immer gelebt, seine Jugend, so wie auch sein spätes Mannesalter waren unter mannichfaltigen, zum Theil gefährlichen Reisen und Unternehmungen hingegangen; hievon hatte er sich Manches seinem Gedächtniß besonders eingeprägt, und pflegte es Sonntags, wo die Fischer mit ihren Weibern sich öfters zu ihm gesellten, in vertraulicher Mittheilung zu erzählen. Die muntere Jugend im Fischerdorf fand Mittel, auch an andern Wochentagen Thomsens Erzählungen anzuhören, wogegen die Aelteren und Erfahreren zürnten, und zwar, weil sie wohl sahen, daß der seltsame Greis öfters Geschichten vorbrachte, die die Phantasie der Jünglinge schwärmen machten, so daß die tüchtigsten Bursche das alltägliche Werk versäumten, indem sie über ein Mittel grübelten, die wundersamen Schätze aus den Mährchen des armen Thoms zu erbeuten. Eine der liebsten Geschichten des armen Fischers war aber die von der versunkenen Stadt.

Ziemlich weit in die offene See hinein konnte man nämlich bei hellem Wetter auf dem Meeresgrunde Gegenstände deutlich gewahr werden, die, seltsam geformt, schon seit Menschengedenken für die Trümmer einer alten versunkenen Stadt gegolten hatten. Der einsame Fischer, der heimkehrend diese Stelle des Meers zu befahren hatte, konnte sich des Grausens nicht erwehren, dachte er an die dunkeln Sagen von den Spukgestalten der Meerstadt, die hin und wieder waren gesehen worden. Dazu kam der Umstand, daß das Wasser hier selten ruhig war und nicht weit entfernt ein

finsteres Felsenriff hervorstarrte, an dem schon manches unkundige Fahrzeug gestrandet war. Früher hatte ein reiches Dorf am Strande gestanden, allein es war verlassen worden und einsame Trümmer zeigten noch seine Stelle; des armen Thoms Hütte schien die einzig übriggebliebene.

Es war eines Abends, als die Arbeit früher wie gewöhnlich ruhte und das Vorgefühl des morgenden Festtags zahlreichere Gruppen um die Hütte Thomsens gelockt hatte. Der Erzähler saß heiter im Kreise seiner Zuhörer. Ein paar fremde Fischer brachten den Alten auf seine frühere Thätigkeit und befragten ihn, ob er sich nicht jetzt noch aus der behaglichen Ruhe manchmal hinaussehne. Thoms schüttelte das Haupt. „Nein, meine Freunde," entgegnete er, „die Welt ist für mich beschlossen und geendet; ich habe schauen dürfen, was nicht jedem blöden sterblichen Auge zu schauen vergönnt ist, ich bin zufrieden. Glaubt mir, wenn ich so vor meiner Hütte sitze und die Natur rings um mich stille ist, der Mond über dem Gewässer schwebt und die Nachtkühle so recht innig durch meine Brust zieht, da keimen in mir unendlich süße Schauer, selige Träume; ich bedarf der äußern thätigen Welt nicht. Das alte Land der Wunder thut sich auf, die graue Meeresfläche vor mir wird wie ein bunter Teppich im Nu mit den köstlichsten Gestalten der Fabelwelt gestickt. Ich sehe Magelonen vorbeischiffen, wie ein grauses Geschick sie fern von den Geliebten treibt, das reiche Zauberschiff Argo mit seinen tausend und abertausend Kriegern und Sängern rauscht in die Nacht dahin, Gesänge und Farben tauchen auf und nieder, zwischendurch lauschen aus der alten Wiege des Ungestüms die Meerwunder heraus, ich höre ihr jedem Andern unverständliches Gespräch, wie sie von den Schätzen der Tiefe erzählen, von dem was unten begraben liegt und Ewigkeiten hindurch verborgen ausdauert. Mitten unter diesen Gebilden und Herrlichkeiten sinkt dann wieder eine so selige Befriedigung und Stille in meine Seele, ich weiß und fühle, daß Alles nur Traum ist, daß der sterbliche Mensch nur in Frieden und Beschränkung Ruhe findet, und mein Plätzchen am Meeresstrande ist mir dann lieber als ein Ehrensitz in der kostbaren Argo unter Zauberern und Sängern." — „Ja wohl seyd Ihr ein Träumer, Thoms," nahm einer der fremden Schiffer das Wort; „von den Herrlichkeiten, die Ihr eben geschildert habt, ist uns nie das Mindeste in Sinn und Gedanken gekommen." — „Ei, ei!" rief ein anderer, „unser alter Gevatter könnte, wenn er wollte, uns noch viel wunderbarere Dinge erzählen. Ist es doch genugsam bekannt im Dorfe, daß einst die Seegespenster ihn hinuntergeführt haben in die alte Meerstadt, und daß er von dort ein kostbar Kleinod mitgebracht hat."

Der Kreis rückte bei diesen Worten näher heran. — Ein sanfter frischer Abendwind kam vom Meer her und hob die weißen Locken am Haupte des Greises, der still und sinnend vor sich hinsah, als überdenke er längstvergangene Zeiten; indeß ward er mit Fragen und Bitten bestürmt, sein Abenteuer zu erzählen. Endlich erwiderte er unmuthig: „Ihr fragt alle doch aus eitler Neugier, und wie wollt Ihr da, daß ich ein stilles, wundersames Ereigniß Euren Blicken entschleiern soll? — Ach, es wird mir doppelt schwer, denn ich muß des theuren Jugendgenossen gedenken, der auf eine räthselhafte und grausenvolle Weise mir entrissen wurde!" Andreas, ein junger Fischer, der dem Greise zur Seite saß, rief: „Erzählt, Vater, und thut Ihr es nicht der Menge zu Gefallen, so geschehe es uns zur Freude; Ihr wißt wohl, diese Bitte dürft' Ihr uns nicht abschlagen." — „So mag's denn geschehen," entgegnete Thoms, „doch soll Keiner mir das Ereigniß auf seine Weise deuten und verkümmern wollen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Was wußten die Alten von Amerika?

(Fortsetzung.)

Wir sind natürlich nicht der Meinung, als ob Plato einen Plan von Mexiko vor sich gehabt hätte; die Analogie ist aber gewiß so auffallend, daß sie die Aufmerksamkeit aller verdient, welche sich mit mexikanischen Alterthümern beschäftigen.

Aristoteles, ein Schüler Platos, hatte keine solche Inspirationen und poetische Offenbarungen über eine unbekannte Welt; in seiner Abhandlung *vom Himmel* sagt er nur: „diejenigen, welche annehmen, zwischen den Säulen des Herkules und *Indien* liege nur ein einziges Meer, haben vielleicht nicht so Unrecht." Dieser zweideutige Ausdruck *Indien* hat sich nun durch die Autorität des Aristoteles in der ganzen alten Geographie zur Bezeichnung jener westwärts gelegenen Länder erhalten, und wir sogar, die wir sie jetzt genau kennen, nennen sie noch Westindien.

Es ließ sich erwarten, daß in der Schule von Alexandrien, auf welche manche der Vorstellungen und Traditionen, welche das geheimnißreiche Egypten in seinen Heiligthümern aufbewahrt, übergegangen waren, die verworrene Kunde der ältesten Zeiten von einer in jenen Strichen des Oceans gelegenen großen Insel nicht ganz verklungen seyn werde. Eratosthenes, ein alexandrinischer Philosoph des dritten Jahrhunderts vor Christus, glaubte, wie Strabo von ihm erzählt, ohne die ungeheure Ausdehnung des atlantischen Meers könnte man leicht von Spanien nach Indien schiffen. — Indien,

und immer Indien! Was sollte der Ausdruck hier bedeuten? Man weiß, wie schwankend der Begriff des Worts bei den alten Schriftstellern ist, selbst bei den gelehrtesten Geographen. Das mittägliche Asien, Arabien, Aethiopien, alle jenseits des Atlas gelegenen Länder Afrika's heißen bei ihnen Indien. Es ist allerdings wohl möglich, daß bei der eben angeführten Aeußerung das eigentlich sogenannte Indien gemeint ist. Glaubte ja Columbus selbst, als er nach Westen fuhr, nach Ostindien zu gelangen, und die von ihm aufgefundenen Völker heißen ja noch jezt Indier.

Wären uns die Alterthümer von Tyrus und Carthago besser bekannt, wüßten wir mehr von jener durch den Sieger gewaltsam zerstörten Kultur, so wären wir besser im Stande, als wir es jezt sind, die Aehnlichkeit zu würdigen, welche man zwischen den alten merikanischen Basreliefs und wenigen phönizischen Monumenten bemerkt. Die Griechen und die Römer machten nur zu Land Entdeckungen und kamen fast nie über das Becken ihres Mittelmeers hinaus. Nur die punischen Flotten wagten es, den Ocean selbst zu beschiffen; wenn aber auch mehr von diesem Volke auf uns gekommen wäre, so dürften wir uns doch bei ihm nach keinen umständlichen Berichten über seine Unternehmungen zur See umsehen. Tyrus und Carthago machten ein Geheimniß aus ihren weiten Reisen, aus ihren Handelswegen zur See; Strabo macht ihnen Vorwürfe wegen dieser Eigensucht, von der wir übrigens auch in der neuern Zeit bei seefahrenden Nationen Beispiele erlebt haben. Soviel wissen wir, daß sie im Seewesen immer weit vor den übrigen Völkern voraus waren; die Carthaginenser haben bestimmt Afrika umschifft, und so konnten sie nimmermehr, wie Virgil, ja sogar wie Alexander, den Nil mit dem Indus verwechseln. Manche damals gangbare Irrthümer konnten sie nicht theilen, obgleich sie vielleicht selbst zur Verbreitung derselben beitrugen; vom eigentlichen Umfang ihrer geographischen Kenntnisse, namentlich westwärts, wissen wir aber rein nichts.

Vergebens würden wir uns bei ihren Siegern Raths erholen wollen. Rom hatte genug zu thun, seine drei Welttheile zu erobern und zu behaupten, schwerlich sah es sich nach einem vierten um. Griechische Kultur wanderte in Rom ein und Cicero sprach den griechischen Philosophen nach, was sie von den Antipoden zu sagen wußten. Unter Augusts Regierung fabelt der Geograph Strabo viel über den Gegenstand, der uns hier beschäftigt, was aber der nähern Betrachtung kaum werth ist, und zu derselben Zeit beschreibt Diodor von Sicilien in rhetorischem Styl eine gewaltige, reiche Insel, die er gegen West, Afrika gegenüber sezt; die Phönizier sollen die Insel entdeckt, diese aber die Etrusker, ihre Nebenbuhler zur See, daraus vertrieben und sich das Land als einen Zufluchtsort in Zeiten der Noth vorbehalten haben. Es ist nur Schade, daß er nicht viel mehr von dieser Insel zu sagen weiß, als was man bei Plato liest. Der römische Schriftsteller Aelian gedenkt einer ähnlichen phantastischen Erzählung des Geschichtschreibers Theopompus, dessen Werke nicht auf uns gekommen sind, und der ein Zeitgenosse Alexanders des Großen war; der gelehrte Niederländer, Jakob Perizonius (im siebzehnten Jahrhundert), ist der Ueberzeugung, mit dieser fabelhaften Insel sey nichts anders gemeint als Amerika.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Januar.

Schillers Denkmal.

Der Jahreswechsel mahnt uns, alle diejenigen, welche für das in hiesiger Stadt zu errichtende Monument zum Andenken Schillers ihre Theilnahme bezeugt haben oder noch bezeugen werden, wenigstens summarisch vom Stande der Verhältnisse zu benachrichtigen. Der Erfolg des im vorigen Jahre vom Verein erlassenen doppelten Aufrufs hat den Erwartungen vollkommen entsprochen, und für das Unternehmen, das bisher mit der Ungunst der Zeit und manchem widrigen Zufall zu kämpfen hatte, hat eine glücklichere Periode begonnen. Sehr Viele haben bereits ihre Theilnahme werkthätig bekundet, Viele warten wohl nur auf die Anzeige, daß sich der Zug der Huldigenden bereits zahlreich in Bewegung gesezt hat, um sich mit einem Kranze für den großen Todten an denselben anzuschließen. Die glückliche Idee, ein Album anzulegen, in welchem sämmtliche Dichter und Gelehrte Deutschlands mit ein paar Zeilen den großen Dichter ihres Volks begrüßen sollten, wird verwirklicht werden. Aus allen Theilen Deutschlands, aus allen Klassen der Gelehrtenrepublik sammeln sich die fliegenden Blätter, welche einst einen Codex ganz eigener Art bilden werden, und die Beiträge mehren sich mit jedem Tag. Bereits hat sich auch der königliche Dichter, König Ludwig von Bayern, denjenigen angeschlossen, welche ihn mit Stolz als ihren Zunftgenossen betrachten, und seinen Kranz auf dem Altare des Mannes niedergelegt, der in den Herzen so Vieler im Volke als Dichterkönig lebt. Einige in Petersburg lebende Deutsche haben, veranlaßt durch die Aufforderung des hiesigen Vereins, eine Subscription veranstaltet. Ihr Erfolg ist ein schöner Beweis für die Dankbarkeit eines Landes, das sich zu seiner geistigen Entwickelung deutscher Kultur als eines Hauptwerkzeugs bedient hat, und seiner Achtung vor den schönsten Blüthen dieser Kultur. Die bis zum vorigen December eingegangenen Beiträge sind im Betrag von beinahe 5000 Rubeln Banko hieher übermacht worden, die Subscription ist aber noch nicht geschlossen. Es ließ sich voraussetzen, daß der Verein auch die deutschen Frauen nicht vergeblich zur Theilnahme an einem Werke, dessen Vollendung wohl Ehrensache für die Nation seyn möchte, aufgefordert haben würde. Die Orte, an welchen bis jezt Frauen Sammlungen veranstaltet haben, sind so über ganz Deutschland zerstreut, daß man wohl sieht, keine Provinz will sich einem

Unternehmen entziehen, bei dessen Förderung sich die patriotischen Gefühle des Weibes auf die natürlichste und unzweideutigste Weise aussprechen können. Schwerlich wird am Ende eine deutsche Stadt in der Liste derjenigen fehlen, deren Unterstützung es der hiesigen Stadt möglich macht, ein Gelübde zu lösen, das ihr schon lange schwer auf dem Herzen liegt. Die Früchte, welche bisher der Aufruf getragen hat, berechtigen zu der Hoffnung, daß es in Kurzem möglich seyn werde, ein des großen Mannes und seines Vaterlandes würdiges Werk zur Ausführung zu bringen.

Paris, December.

(Beschluß.)

Literatur und Literatoren.

Neue Journale gibt es in Menge, aber die wenigsten sind belletristischen Inhalts; Charaden hat nur noch der Corsaire und das Charivari; sie sind meist politischer Natur. Der Prinz Rosalin, der Père la Poire, Hr. Viennet und Hr. Montalivet, die Prinzessin Adelaide und der General Bugeaud werden darin arg mitgenommen. Mit Montalivet machen sich die Witzlinge besonders viel zu schaffen, seit er zum Chef der Kavallerie der Nationalgarde ernannt worden ist. Verse findet man fast in keinem Blatte mehr, und der alte ehrwürdige Almanac des Muses ist seit vorigem Jahre eingegangen; der Almanac des Muses und der Mercure de France waren die Repräsentanten einer Civilisation, welche die politischen Kämpfe unter der Restauration erschüttert hatten, und die unter den Angriffen der Presse seit den Julitagen zusammengestürzt ist. La Chronique de Paris von W. Duckett gibt Geschwätze aus den Salons, Berichte über die große Welt von vorgeblichen Marqui's, Skizzen, Novellen, und unter manchem Guten, was erborgt ist, viel Schlechtes aus eigenem Fond. Diese Chronik ist für die Badauds in der Provinz berechnet, wie auch die Gazette des Théâtres. Das Echo britannique steht gegenwärtig unter der Leitung von Pichot, früher Director der Revue de Paris, von welcher ihn die Coterie Buloz vertrieben; diese Coterie nimmt täglich an Einfluß zu, und ist selbst in politischer Hinsicht nicht ohne Bedeutung. Sie disponirt gegenwärtig über zwei der geachtetsten literarischen Organe, die Revue des deux Mondes und die Revue de Paris, und so wäre vor der Hand den romantischen Lehren die Oberhand gesichert. Unter Pichots Direktion dürfte das Echo britannique eine der vorzüglichern Zeitschriften werden; es fehlt ihm als Schriftsteller sicher nicht an Talent, die glänzende Seite dieses Mannes ist aber Gewandtheit, Takt und unermüdlicher Spekulationsgeist. Ihm hat man die Memoiren der Gräfin Dubarry zu verdanken, und die ganze Memoirenfluth, welcher diese glückliche Spekulation den Weg bahnte.

Die tumultuarischen Vorfälle in der Rechtsschule sind bekannt. Man hat darüber zum Theil irrige Ansichten aufgestellt; die Regierung hat mit vollem Rechte Rossi zum Lehrer des konstitutionellen Rechts ernennen können, ohne ihn die Probe eines Konkurses bestehen zu lassen. Vor der Hand wird die Sache liegen bleiben; die Verordnung einer Enquête war bloß ein Ausweg, um sich mit Ehren aus der Sache zu ziehen. Rossi ist ein unterrichteter Mann, und seine Vorlesungen über Oeconomie politique im Collège de France gehörten zu den bessern der hiesigen Institute. In demselben Collège de France liest auch Ampère, der Sohn, über französische Literatur; wir können ihn um so weniger übergehen, da er die Stelle Andrieux's erhalten hat. War dieser den Deutschen, den Vandalen, nicht gut, so können wir uns über Ampère nicht beschweren. Die Franzosen verdanken ihm einige treffliche Aufsätze über Goethe, Hoffmann und Jean Paul; überhaupt hat er sich sehr mit der nordischen Literatur beschäftigt. Seine literarischen Theorien sind eben so umfassend und gründlich, als die Regeln seines Vorgängers eng und oberflächlich waren. Die Grazie seines Vorgängers hat er aber nicht, und er ist mehr Kritiker als Lehrer. Die Professur der Archäologie, welche nach der Julirevolution errichtet worden, ist seit Champollions Tode unbesezt geblieben. Von allen hiesigen Professoren wirkt unstreitig Lerminier am mächtigsten auf seine Zuhörer. Er ist ein großer, schöner Mann; sein feuriges Auge, seine imposante Gestikulation stimmen ganz zu seiner bilderreichen, glühenden Sprache. Seine Lehren sind kühn und doch besonnen; er bringt in die Geheimnisse der Religionen, der philosophischen Systeme und der Künste; ist man auch nicht immer seiner Ansicht, so muß man stets seinem Talente und seinen Gesinnungen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Villemain war gesonnen, den Katheder wieder zu besteigen, aber nur so lange die Doktrinärs nicht mehr Minister waren und er die Stelle eines Vicepräsidenten des Universitätsraths aufgegeben hatte. Wir hätten ihn gerne auf diesem Schauplatze seines Ruhmes wiedergesehen; hier ist Villemain Alles, was er seyn kann, witzig, unterrichtet, zuweilen beredt, immer interessant; seine Improvisation ist besser, als was er schreibt, er beobachtet sich da weniger, feilt weniger, zieht die Worte und die Ideen weniger nach der Schnur. Auf der politischen Rednerbühne hat sich Villemains Ruf nicht bewährt; auch St. Marc-Girardin hat sich neulich in der großen parlamentarischen Schlacht zwischen dem Tiers-parti und dem Parti-Thiers mit schlechtem Erfolge auf die Tribüne gewagt. St. Marc-Girardin hat seine große Gelehrsamkeit aus deutschen Büchern geschöpft. Seine Gesten, die Struktur seiner Phrasen, ja oft selbst die Intonation seiner Stimme verrathen aber eine ängstliche Nachahmung Villemains. St. Marc-Girardin ist indeß nebst Michelet der ausgezeichnetste unter den Lehrern der Sorbonne, nämlich der Faculté littéraire de l'académie de Paris. — Lord Brougham ist noch immer hier; das Aufsehen, das er zu Anfang erregte, fängt indeß schon an nachzulassen. In Begleitung des Grafen Lasteyrie hat er mehrere Unterrichtsanstalten besucht. Er äußerte sich bei einer solchen Gelegenheit sehr mißfällig über den Zustand der Unterrichtsanstalten in England. Brougham ist ein großer, nicht sehr starker Mann, mit einer gewaltigen Nase und einer ächt englischen Physiognomie, wie er denn auch das Französische auf ächt englische Manier radebrecht.

Räthsel.

Was ist weniger als Nichts,
Einz'ge Habe manchen Wichts,
Drücket manchen Ehrenmann,
Der es nicht los werden kann,
Lastet, kommt's vom Teufel her,
Auf Gewissen centnerschwer?
Nur die Liebe freut sich sein,
Trägt es gerne, treibt's nicht ein.

J. G. M.

... Verantwortlicher Redakteur: Hauff

№ 4.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 5. Januar 1835.

Gelöset sind nun deine Siegel,
Geöffnet bist du, Brief der Zeit;
Was schaut in deiner Blätter Spiegel
Der Erbe der Vergänglichkeit?

G. Schwab.

Beim Jahreswechsel.

Fällt der Zeitenhammer nieder,
Läutet man das Jahr hinab,
Hebt das Neue sein Gefieder
Ueber des Entschlafnen Grab:

Rührt es uns mit Geisterflügeln,
Ernste Stimmen werden wach,
Zieh'n mit wunderbaren Zügeln
Sinnen und Gedanken nach.

Und es ist ein heilig Fluten,
Und das Herz besinnt sich still,
Spürt, wie alte Wunden bluten,
Neue Lust es kosen will.

Und es wird das Auge feuchter,
Schämt sich nicht des Thränenthaus: –
An des Jahres goldnem Leuchter
Lischt die zwölfte Kerze aus.

Jedem, wer auch drunten wandre,
Leuchtend über'm Haupt er stand;
Still ist eine um die andre
Seiner Leuchten abgebrannt,

Unbekümmert, ob in nasse
Augen taucht ihr flücht'ger Schein,
Ob auf rothe, ob auf blasse
Wangen sich die Lichter streu'n.

Sey es, daß die lezte schwindet!
Eine Andre, hell und wach,
Glüht in stiller Brust entzündet,
Der es nie an Oel gebrach.

Ja, mit Strahlenfingern deutet
Hoffnung in die Ferne hin,
Fröhlich wird das Herz erweitet,
Und des Grams Gespenster fliehn.

Mit dem Jahr hinabgesunken
Ist das Leid zur Ruhestatt;
Kaum noch glimmen Aschenfunken,
Wo die Lust gelodert hat.

Blüht dir immer auch das Beste,
Geht durch Auen hin dein Steg:
Schleicht man doch vom schönsten Feste
Gern auf Augenblicke weg.

Und in solcher stillen Stunde
Nimmt wohl eine güt'ge Hand
Duldern auch den Kelch vom Munde,
Oder süßt den bittern Rand.

Drum soll nichts die Ruhe stören,
Die der Mitternacht entquoll!
Wen'ge Schmerz- und Wonnezähren —
Und es wird dir traurig wohl.

Ludwig Seeger.

Was wufsten die Alten von Amerika?

(Fortsetzung.)

Der Geograph Pomponius Mela, unter Kaiser Claudius, schreibt wohl bloß den Griechen nach, wenn er sagt: „Die ganze bewohnbare Erde hat dieselben Jahreszeiten, aber zu verschiedener Zeit. Die Antichthonen (die Bewohner der Gegenerde) bewohnen die eine Hälfte, wir die andere.“ Anderswo erzählt er, daß einige Indier an der Küste von Germanien an's Land geworfen worden seyen; waren dies Indier von der andern Seite des Oceans herüber, oder waren es, wie Manche meinen, Lappen? Plinius, der Aeltere, nimmt auch Antipoden an, fragt aber so wenig als die Andern darnach, was für Länder, bewohnt oder nicht, jenseits des westlichen Meers liegen mögen. Thule, die selbst fabelhafte nordische Insel, ist auch ihm die Grenzmark der Welt. Indessen scheint sich doch schon damals der Begriff von einer zweiten Halbkugel sehr verbreitet zu haben; so sagt der h. Clemens, der Schüler der ersten Apostel, in seinem Brief an die Korinther: „das Meer, über das die Menschen nicht schiffen können, und die Welten, die jenseits liegen, gehorchen den Geboten Eines Gottes.“

Seneca, oder der Verfasser der dem Seneca zugeschriebenen Trauerspiele, wagt es, die Hoffnung auszusprechen, daß man einst über diesen Ocean hinüberlangen werde; der Chor im zweiten Akt der Medea schließt damit, daß er eine neue Welt prophezeit und jene Thule nicht mehr als Grenzstein des Landes anerkennt. Die in der gelehrten Welt vielbesprochene Stelle lautet so:

Nach langer Jahre Ablauf kommt die Zeit,
Wo alle Bande löst Oceanus,
Und schrankenlos die Erde offen liegt;
Wo Thetis neue Welten sich entdeckt,
Und Thule nicht mehr ist das lezte Land.

Bekanntlich bezogen sich die Spanier seit der Entdeckung von Amerika immer mit Stolz auf diese Verse ihres Landsmanns, des Poeten von Cordua, und gaben sie keck für eine wunderbare Prophezeiung aus, daß die neue Halbkugel durch ihre Schiffe entdeckt, durch ihre Waffen erobert werden würde. Bei Seneca kommt aber noch eine andere, nicht so oft citirte Stelle vor, welche vielleicht nicht weniger Beachtung verdient. Sie befindet sich in der Einleitung zum ersten Buch der quaestiones naturales und lautet so: „Der Philosoph verachtet die engen Schranken des irdischen Wohnplatzes; wie lange braucht man auch von der Abendküste Spaniens nach Indien? wenige Tage mit gutem Wind.“ Vielleicht meint er hier nur die Canarien, die glückseligen Inseln, wo sich schon Sertorius niederlassen wollte, und von denen die Römer in ihrer Unwissenheit immerhin usque ad Indos sagen konnten, weil sie so ziemlich alle unbekannten Völker Indier nannten. Indessen trägt ein bekannter Astronom, Herr v. Zach, in seinen astronomischen Briefen (1826) kein Bedenken, diese Stelle des Seneca als einen Beweis anzusehen, daß man schon damals häufig, und ziemlich rasch, von Spanien nach Amerika fuhr. Sollte etwa Spanien, das lange der punischen Herrschaft unterworfen gewesen war, zu jener Zeit das Geheimniß der carthagischen Schiffer gekannt und für sich behalten haben?

Kurze Zeit nach Seneca, der eines der Erdbeben, welche Pompeji und Herkulanum erschüttert, noch erlebt und beschrieben hat, wurden diese zwei Städte vom Vesuv verschüttet, welche seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts wieder aufzuerstehen beginnen. Ein Gemälde, das erst im Jahr 1830 in Pompeji entdeckt worden ist, könnte sich vielleicht auf den Punkt beziehen, dessen Spuren wir hier durch das Alterthum verfolgt haben, auf jene Ahnung, jene verworrene Kunde von einer zweiten Hemisphäre. Man sieht darauf die drei Welttheile, welche die Alten kannten, personifizirt: Europa als königliche, reich geschmückte, auf einem Thron sitzende Figur, Asien als Frauengestalt, die eine Elephantenhaut mit Rüssel und Stoßzähnen über Kopf und Schultern trägt, Afrika als Negerin; die beiden lezten stehen rechts und links von der Europa und scheinen der Befehle der Herrscherin gewärtig. Hinter den drei Figuren entfernt sich ein großes Fahrzeug mit geschwellten Segeln von der Küste. Was bedeutet dies? Als das Gemälde im neapolitanischen Museum aufgestellt wurde, erklärten es die gelehrten Ausleger für eine Allegorie und fragten: Was sucht das Schiff, das sich von der Gruppe der damals bekannten Welttheile abwendet und sich anschickt, den von den Geographen beschriebenen Kreis zu überschreiten? Hat es vielleicht die Kunde vernommen von einem namenlosen Strand, von neuen Ländern, welche jenseits diese Wogen begrenzen, auf die es sich hinauswagt, diesen abendlichen

Ocean, der lange Zeit das mare tenebrosum, die finstere See hieß? Hat nicht vielleicht der Künstler durch dieses segelnde Schiff, das sich auf unbetretene Pfade wagt, andeuten wollen, daß man den vierten Welttheil nicht abzubilden vermöge, weil man ihn nicht kenne, daß man ihn erst noch zu suchen habe? Haben die Ausleger recht gerathen? hat diese Hypothese einige Wahrscheinlichkeit? Da die alte Geschichte der neuen Welt noch so sehr dunkel ist, so müssen wir es der Zeit oder irgend einer unverhofften Entdeckung überlassen, sie zu bestätigen oder zu widerlegen.

(Der Beschluß folgt.)

Bilder aus dem Seeleben, in Mährchen und Sagen.

(Fortsetzung.)

„Seht, ich war ein Bursche von zwölf Jahren, als ich mit meinem Vater hieher in die Gegend zog. Er bestimmte mich zu seinem Gewerbe, und ich, indem ich frühzeitig in der Nähe des Meeres und der gewohnten Verrichtungen aufwuchs, lernte mich bald thätig und tüchtig erweisen. Was ich bin, habe ich dem heiligen Element zu danken, das wir dort vor uns sehen. Im Innenlande verkümmert der Mensch, am Meeresstrande bleibt er jedoch immerdar frisch und thätig. Mein Vater, der mein Treiben mit Lust ansah, ließ mir Freiheit, und oft zog ich mit seinem besten Kahne weit, weit hinaus, so daß ich das Ufer kaum mehr sehen konnte. War ich dort draußen, von keinem menschlichen Laut mehr erreicht, so zog ich die Ruder in's Boot, mich selbst legte ich an den Boden zurück, und indem das Fahrzeug so mit mir in's Grenzenlose hinein wogte, langte mein Auge oben beim Zuge der Wolken an, wie sie in ganzen Schaaren wunderbar eilig und geschäftig ihren Weg dahinflogen. War ich dieses Spiels müde, so bog ich mich über den Rand des Kahns und suchte nun wieder die Tiefe zu durchdringen, indem ich hoffte, Zauberpalläste und Krystallschlösser, von denen ich gehört hatte, zu entdecken. — Wie wurde mir nun, meine Freunde, als ich eines Tages, dort über jener berüchtigten Stelle schwebend und hinunterschauend, wirklich den Giebel eines Hauses tief unter mir erblickte! Ich rieb mir die Augen, weil ich glaubte, das anhaltende Schauen habe sie geschwächt, doch das Bild blieb da, ja es trat jetzt eine ganze Straße hervor; ich konnte auf einen einsamen, stillen Marktplatz schauen, in ein wundersames träumerisches Gäßchen, wo die dunkeln Häuser nah aneinander standen und wo Niemand sich zeigte, der hindurch ging. Es war, als gäbe es einen Sonntagmorgen unten und Alles säße still zu Hause beim Predigtbuch. Meine ganze Seele war durchdrungen und erschüttert — ich sah und sah — und wollte immer mehr sehen, da trübte sich plötzlich der Meeresboden, ein dünner Schleier flog über das Wunder und deckte es zu."

„Es war spät, als ich nach Hause kehrte; mein Vater, dem ich das Erlebte erzählte, schalt mich heftig über meine Kühnheit, so allein mich hinauszuwagen; er verbot mir ernstlich, jemals wieder ohne seine Erlaubniß einen Kahn zu lenken; von der wundersamen Stadt wollte er vollends nichts wissen, und ich mußte meine Bilder und Träume, die mich beglückten und aufregten, in meine Brust verschließen. Ich vermochte dieses nur auf kurze Zeit; bald vertraute ich mich einem jungen Burschen meines Alters, mit dem ich immer gute Kameradschaft hielt, und der auch nicht wenig erstaunt und begeistert war. Wir machten den Plan aus, sobald es sich irgend thun ließe, uns eines Kahns zu bemächtigen und hinauszuschiffen."

„Als wir eines Abends hierüber sprachen und an dem großen Steine saßen, den ihr dort sehen könnt — er ist jetzt durch die Zeit tiefer in den Boden gesunken — da ereignete sich, was ich euch jetzt beschreiben will. Es war bereits Nacht geworden, das Meer ging hoch und warf schäumende Wellen mit Geräusch aus; ein Nebel schwamm auf den Gewässern, und wir verbargen uns unter eines der großen Boote, die auf dem Strande lagen. Hier nun, im sichern Versteck, erzählte ich von der geheimnißvollen Stadt und ihren Wundern. Mein Kamerad war ganz entzückt. „Ach," rief er, „wenn wir nur einmal in diese Stadt kommen und dort durch die wundersamen, einsamen Straßen wandeln dürften, oder gar in die Häuser eindringen, wo seit Jahrhunderten die hübschen Mädchen verlassen schlummern müssen; wie wollte ich sie aus dem Schlafe wecken, daß sie, ihre goldnen Locken schüttelnd, mich verwundert und süß lächelnd anblicken sollten, nicht wissend und begreifend, wo ich her gekommen sey; alsdann würden sie mir herrliche Schätze in Menge geben, und ich wäre der reichste Mann der Welt." — „Hanny!" rief ich dagegen, „das sind gotteslästerliche Reden; weißt Du denn nicht, daß, wie der lahme Christian im Dorfe sagt, jene dort unten zur Strafe verbannt sind in die Tiefe?" — „Geh mir!" entgegnete er, „ein ächter Seemann soll keine Furcht im Herzen kennen, sonst ist er nicht mehr werth, als daß die Haifische sich mit ihm den Rachen füllen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, December.

Aus der Krimm. Flechtenregen. J. Herschel auf dem Kap.

Die Südküste der Krimm gewinnt mit jedem Jahre größere Annehmlichkeiten und Reize, die den dortigen Aufenthalt in der nächsten Folgezeit für Grundeigenthümer und Gäste zu einem der anziehendsten im Kaiserstaate machen werden. So melden uns die neuesten Nachrichten, daß Magaratsch, ein dortiger Seebadeort, sich immer mehr verschönere, und die Zahl der Badegäste jährlich zunehme, für deren Bequemlichkeit und Vergnügen die Regierung auf's Angelegentlichste und Liberalste sorgt. Kein Ort auf dieser ganzen Küste eignet sich von Natur so gut zu einem Seebad, als Magaratsch. Seine Lage ist herrlich, und es hat bei der großartigsten Aussicht treffliche Spaziergänge. Auch das nahe Jalta ist seit Kurzem in seiner Blüthe über alle Erwartung schnell vorgeschritten, und erhöht die Reize und Annehmlichkeiten von Magaratsch. Sein Hafendamm ist 24 Faden weit in's Meer fortgeführt; überall errichtet man Waarenlager, und jüngst haben sich zwei neue Straßen gebildet, in denen sich schon mehrere neue geschmackvolle Häuser, mit Säulen und Balkons geziert, zwischen den niedrigen ältern erheben, und dem wenige Jahre zuvor noch so häßlichen Dorfe Jalta jezt das Ansehen eines eleganten Städtchens geben. Seit Kurzem hat Jalta auch eine Briefpost-Expedition nach Sympheropol und die andern Hauptorte der Halbinsel erhalten. Neben diesen beiden in Kurzem so schnell aufgeblühten Städten haben viele Grundeigenthümer in der lezten Zeit ihre Besitzungen mit neuen Gebäuden und Anlagen geziert, die jezt fast der ganzen Südküste das Ansehen eines Gartens geben.

In dem gegenwärtigen russischen Antheil des ehemaligen asiatisch-türkischen Paschaliks Achalzig, der, in dem lezten Friedensschluß von 1829 zwischen Rußland und der Pforte dem Gebiete ersterer Macht einverleibt, jezt als besonderer Distrikt der Provinz Georgien verwaltet wird, ereignete sich im Laufe des lezten Sommers eine merkwürdige Naturbegebenheit. Bei einem plözlich entstandenen heftigen Sturme fiel vom Himmel in sehr großer Menge eine Substanz, welche die Einwohner Manna nannten, und bedeckte die Gefilde auf eine sehr weite Strecke. Sie bildete ganze Haufen dicht in einander verschlungener Aestchen, denen der Moose ähnlich, nur daß sie nicht gefiedert waren (wahrscheinlich eine Flechtenart). Bei näherer Betrachtung entdeckte man in jedem der zahllosen Aestchen eine weiße, mehligte Substanz. Zermalmt und der gleichen Operation wie unser gewöhnliches Mehl unterworfen, gab sie ein sehr weißes, zartes und schmackhaftes Brod, das lange ohne zu verderben erhalten werden konnte. Auch in ihrer natürlichen Beschaffenheit hielten sich diese vegetabilischen Massen lange, und wurden fein zerrieben weit verführt.

Unser Astronom, der Akademiker Struve, hat ein Schreiben von John Herschel, datirt vom Vorgebirg der guten Hoffnung den 10ten Juni 1834, erhalten, worin er ihm meldet, daß er dort bereits im Januar dieses Jahrs glücklich angelangt sey, und nun auf der südlichen Hemisphäre eben so wichtigen, als glänzenden Beobachtungen entgegensehe. Nach einer zwei Monate langen, ziemlich günstigen Reise hatte er am 15ten Januar die Tafelbay glücklich erreicht, in der Kapstadt selbst aber der sehr ungünstigen Lokalverhältnisse wegen, da die sie einschließenden Felsenwände während des Tages die glühenden Sonnenstrahlen auf sie werfen, und sie überdem häufig den fürchterlichsten Sturmwinden ausgesezt ist, seinen bleibenden Aufenthalt zum Behuf seiner astronomischen Zwecke nicht nehmen können, sondern sich dazu das sogenannte grove oder Lustwäldchen, einen sechs englische Meilen von der Kapstadt entfernten Ort, gewählt. Es sey dies einer der bezauberndsten Punkte in diesem ganzen herrlichen Landstriche, und liege auf dem äußersten Abhange des Tafelberges, des dominirenden Punkts der ganzen Bergkette, die den Rücken des Kaplandes bildet. Nachdem er sich hier eingerichtet, seine mitgebrachten astronomischen Apparate, unter ihnen vornämlich seinen Reflector von zwanzig Fuß Länge und das siebenfüßige achromatische Equatorial, glücklich gelandet und in der neuen Wohnung untergebracht, eilte er ohne Zeitverlust zur Aufstellung derselben, was er bis zum 26sten Februar bewirkt hatte; vor dem 5ten März jedoch konnte er keine regelmäßigen Beobachtungen beginnen. Nachstehende interessante Stelle des Schreibens bezeichnet im Allgemeinen die Resultate der bisherigen Beobachtungen; sie berechtigen uns zu den größten Erwartungen hinsichtlich der Früchte, welche der Astronom in diesen Himmelsregionen ernten dürfte. „Was in diesen Breiten,“ sagt Herschel, „abgesehen von der Durchsichtigkeit der Luft, vor Allem auffällt, das ist die erstaunliche Fülle und Pracht der Sterne der ersten vier Größen längs der Milchstraße, namentlich an ihrem nördlichen Saume. Vom Sirius bis zu α des Centaurus ist gleichsam Eine Flamme glänzender Gegenstände, und von dort bis zu α des Adlers bietet die Milchstraße selbst dem unbewaffneten Auge ein so außerordentliches Schauspiel dar, daß wohl keine Beschreibung ein klares Bild davon zu geben vermag. Sie ist hier nicht etwa ein einziger breiter, fast einförmiger Lichtstreifen, sondern in unregelmäßige Massen, gleich ungeheuren, dicht zusammengedrängten Nebelflecken, gebrochen, und in den Theilen, wo sie minder dicht ist, seltsam gestreift mit dunkeln, spaltenähnlichen Strichen, die ganz das Aussehen schwarzer Wolkenschichten haben. Durch's Fernrohr betrachtet, erscheint sie überfüllt mit Sterngruppen von der mannichfaltigsten Schönheit; überhaupt aber sind die kugelförmigen Haufen in dieser Hemisphäre weit üppiger, größer und zahlreicher, als in der nördlichen. Bei näherer Ansicht des Kontrastes zwischen dem nördlichen und südlichen Theile der Milchstraße drängt sich einem unwillkührlich der Gedanke auf, daß unser Sonnensystem excentrisch innerhalb der Sternzone liegt, zu welcher es gehört, oder daß wir wenigstens dem reichern und glänzendern Theile, der um das Kreuz und den Centaurus liegt, näher als dem übrigen liegen. Die Magellanswolken und der große Nebelfleck um η des Argus sind aber die bei Weitem interessantesten Gegenstände, die ich während meiner kurzen Anwesenheit in dieser Hemisphäre zu beobachten Gelegenheit hatte. Die Bildung der erstern ist höchst räthselhaft und von Allem abweichend, was ich zuvor gesehen. Rümker irrt sehr, wenn er behauptet, daß sie gleich der Milchstraße sich leicht in einzelne Sterne auflösen lassen. Es gibt wohl weite Strecken, besonders in der großen Wolke, die mit Sternen angefüllt sind; jedoch besteht bei Weitem der größte Theil derselben, und fast alle kleinern, aus unauflösbaren Nebeln, vermischt mit Knoten und Haufen, Nebelflecken und Gruppen von der verschiedenartigsten Dichtigkeit, von den seltsamsten, launenhaftesten Formen. Wegen des für eine genaue Begrenzung der Objekte gewöhnlich ungünstigen Zustandes der Atmosphäre habe ich die Doppelsterne noch wenig beobachten können; doch fängt die Beschaffenheit der hiesigen Luft an, sich zu bessern; kürzlich habe ich einige herrliche Nächte gehabt und während derselben einige der prachtvollsten Doppelsterne an diesem Südhimmel beobachtet.“

Beilage: Literaturblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 5.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 6. Januar 1835.

— In dem armen Menschenherzen
Kehrt der Lenz nicht zweimal ein.

Fr. Haug.

Die zweite Blüthe.

Nackt und schmucklos der Garten steht,
Herbstliche Winde tosen;
Aber dort, in dem schmalen Beet,
Spielt der Wind noch mit Rosen.

Rede, Gärtner, durch welche Kunst
Hast du's erreichen können,
Daß die Natur noch so hohe Gunst
Mochte, die flieh'nde, dir gönnen?

Sprach der Gärtner: „Es ist nicht schwer!
Als sie im Sommer zerfielen,
Brach ich die Blätter hinterher
Ab mit den leichten Stielen.

Und der Rosenbusch schämte sich,
So ganz armselig zu bleiben,
Und die Wurzel bequemte sich,
Noch einmal Knospen zu treiben.

Mancher hat „einen dummen Streich“
Mir die Entlaubung gescholten,
Aber die Rosen haben gar reich
Die kleine Mühe vergolten.“

Und ich lobte den herrlichen Muth,
Den der Verlust nicht beugte,
Der noch im Herbste die Frühlingsglut
Neu aus dem Marke sich zeugte.

Eine der Rosen brach ich vom Strauch,
Sie an das Herz mir zu stecken;
Rose versuch's, ob vielleicht du es auch
Zur zweiten Blüthe kannst wecken.

Gustav Pfizer.

Bilder aus dem Seeleben, in Mährchen und Sagen.

(Fortsetzung.)

Indem wir so sprachen, war der Mond aufgegangen und schien trüb durch die Nebel auf das helle Sandufer vor uns. „Thoms, sieh doch!“ rief Hanny eilig und verstört, „wer sind jene Leute, die noch so spät dort am Ufer herumspazieren?“ Ich erhob mich, doch konnte ich keinen Schritt vorwärts machen, so seltsam wurde mir zu Muth, als ich den Blick hinaus richtete und er die Gestalten traf, die nicht weit von uns langsam dahin wandelten. Es war ein Mann und eine Frau, beide in

eine Tracht gehüllt, die wir nicht kannten. Er trug ein schwarzes Kleid mit einem hohen spitzigen Hut, und ihr flossen lange schleppende Gewänder, die wie Silber schimmerten, um den Körper. Sie gingen still neben einander, und als sie sich nun umkehrten, schienen ihre bleichen Gesichter seltsam durch den Nebel; langsam hoben sie ihre Arme und winkten uns heran. Wir hielten einander fest umschlungen, Keiner wollte dem Winke folgen. „Hanny," lispelte ich leise, „gewiß sind dies Leute aus der versunkenen Stadt." Mein Kamerad winkte mir zu; wir blieben still, den Blick auf die Erscheinung gerichtet; bald darauf sahen wir sie im Nebel verschwinden, und es war, als nähme das Meer sie auf; ich glaubte noch lange den spitzigen Hut des Mannes aus den Wellen hervorragen zu sehen.

Zu jener Zeit traf in unserm Dorf ein fremder Spielmann ein, der die Aufmerksamkeit der Leute auf sich zog. Er kam aus Böhmen, seine Kleidung, seine Rede waren fremd, und uns Knaben erschien der lange Mann mit dem wilden schwarzen Barte im bleichen Gesichte abschreckend und unheimlich. Er verweilte in unserm Dorfe einige Zeit und hatte, da gerade ein ländliches Fest viele Gäste herbeilockte, einen bedeutenden Erwerb, indem er zum Tanz aufspielte, und es war wohl auffallend, daß, so wie die Pfeife des langen Böhmen erklang, sich Jung und Alt wie von einer unaufhaltsamen Tanzlust befallen zeigte. Es entstand Scherz und Gelächter, wenn sich schwere, unbeholfene Leute leidenschaftlich in den Reihen mischten und nicht eher aufhören mochten, als bis sie athemlos hinsanken, dagegen wurden andere, auch die sanfteren Naturen, zu einer wiederlichen Zanksucht aufgeregt, so daß es ausgemacht schien, eine lustige Gesellschaft, wo der lange Böhme aufspiele, könne sich nur mit Zank und Schlägen endigen. Dies erregte Aufsehen, der böhmische Spielmann wurde verrufen als einer, der mit bösen Geistern im Bunde stehe, und seine Pfeife als ein solches Zauberinstrument angegeben, auf dessen Ruf sich die Geister sammelten. Wir jungen Bursche, bei denen man eben keine Zauberei von nöthen hatte, um sie zu Scherz und Muthwillen, gelegentlich auch zu Händeln aufzuregen, hörten dergleichen Beschuldigungen geduldig an und schlossen uns wohl gar, als wir uns mit des Böhmen Gestalt mehr versöhnt hatten, ihm näher an, indem wir mit ihm in's Land hinein, durch Wies' und Wald zogen.

Eines Abends kamen wir mit ihm in eine Schenke, wo er sich wie gewöhnlich bereit finden ließ, zum Tanz aufzuspielen. Kaum hatte jedoch der Tanz einige Zeit gedauert, als er plötzlich die Spielweise änderte und einige traurige, durchdringende Töne angab. Die tanzenden Gruppen wußten nicht, wie ihnen geschah, sie hörten auf, sich rasch zu bewegen, und Jeder sah sich mit verstörten Blicken im Zimmer um; dazu ließ sich draußen plötzlich ein ungewöhnliches Rauschen und Bewegen vernehmen, ein nächtlicher Sturm wühlte im Laub der Bäume, und hie und da erblickte man mit Entsetzen bleiche fremde Gesichter, die sich von außen an die Scheiben der Fenster anlegten. Wir alle wollten fliehen, doch hielt uns eine unsichtbare Macht zurück, wir standen erstarrt da, und erst dann kehrte wieder Lebensmuth in uns zurück, als der Spielmann, in die frühere Weise eingehend, heitere, lockende Töne erschallen ließ. Ihr könnt Euch denken, Freunde, wie dieses Seltsame auf uns wirkte; unablässig drangen wir jezt in den Böhmen, uns in seine Künste einzuweihen, was er uns jedoch immer zürnend abschlug. Aber Hanny, der noch leidenschaftlicher betroffen worden, ließ durchaus nicht nach, und wir machten nun zusammen einen Plan, wie wir die geheimnißvolle Kraft des Spielmanns mit der versunkenen Stadt in Verbindung setzen wollten; denn es war nur zu gewiß, daß des Böhmen Pfeife die Kraft besaß, die Geister heranzulocken und die Fesseln eines magischen Lebens zu sprengen.

Die Zeit, wo wir unser Vorhaben ausführen wollten, verschoben wir nicht lange. An einem besonders klaren, ruhigen Morgen ruderten wir beide den Spielmann hinaus in die See und hielten wie zufällig auf jener berüchtigten Stelle. Hier erzählten wir ihm nun umständlich, was wir erlebt und geschaut, und da er ungläubig lächelte, wiesen wir hinab auf den Boden des Meeres. Doch wie ärgerlich und beschämend für uns mußte es seyn, daß gerade heute, troz der Stille und Klarheit des Gewässers, sich die Tiefe verschleiert hielt; es zeigte sich unsern Blicken nichts als dunkle Massen, denen man keine Form abgewinnen konnte. Der Spielmann saß schweigend da und sah uns abwechselnd mit seinen dunkeln gespenstischen Augen an. „Liebster Herr!" rief ich, indem ich im finstern Unmuth nahe daran war, Thränen zu vergießen, „ist die Kraft, die Euch gegeben, wirklich so wundervoll und bedeutend, so zeigt es uns hier: nehmt Eure Flöte und lockt die Geister längst vergangener Tage, die hier unten schlummern, sichtbar an's Tageslicht." Mit diesen Worten gab ich ihm das Instrument, das neben ihm lehnte; er sah uns noch finsterer und drohender an. „Tolle, thörichte Knaben!" rief er, „ich thäte wohl gut, Euch den Kitzel auf immer zu vertreiben; meint Ihr, es komme hier nur auf ein Kunststückchen an, Euch zu belustigen? Es kann Euch wohl das Leben kosten." Ich wurde mit Angst erfüllt, Hanny aber drang muthvoll in den Zürnenden, bis er endlich mit einem raschen Griff die Pfeife nahm und sie an den Mund brachte.

Klagende, langgehaltene Töne zogen jezt leise und dann immer lauter über die Wasserfläche dahin; wir beide wagten kaum Athem zu holen und starrten in die

Tiefe. Was geschah da vor unsern Augen! Wie es Jemanden zu Muth seyn mag, der von einem hohen Gebirge in ein nächtliches Thal sieht, das nach und nach mit Licht sich zu füllen anfängt, wo dann Anfangs die Gipfel hoher Bäume, dann das niedrige Gebüsch, endlich mit überwindender Klarheit Blumen und Kräuter des Bodens hervortreten, so tauchte auch die Meerstadt hervor; wir erblickten die Giebel der Häuser, die dunkeln Mauern, dann die Treppen und Gänge in den Höfen, und zuletzt mochten wir wohl gar die Steine der Straße zählen können. Ein Grauen überschlich mich und dann wieder ein Entzücken, als jezt aus der Tiefe leise Glockentöne hallten; zugleich öffnete sich das Thor eines prächtigen Hauses unten und ein Zug Männer und Frauen glitt über die Schwelle. Die leiseste Bewegung unseres Kahnes schien ein Schwanken unten zu verursachen, wie an den Schattenbildern einer Zauberlaterne. Hanny und ich gaben uns verstohlen Zeichen, keiner mochte sprechen, aber auf einmal brachen wir in einen Laut des Staunens aus, als unter den Männern und Frauen des Zuges jezt eine wundersüße Mädchengestalt hervortrat, gekleidet in helle Gewänder, das goldgelbe Haar mit einer Krone geziert. Sie sah herauf und ihr Blick traf uns, wir fühlten unsere Herzen heftig schlagen. Mein Gefährte brach gleich darauf in lautes Weinen aus. Zugleich verstummten die Töne des Spielmanns, es flossen wieder die trüben Schleier über das Bild, die Glockentöne verhallten, und wir mußten uns entschließen, den Rückweg anzutreten, da ein starker Sturm sich erhob und das Meer hohe Wellen schlug. Ich hatte bei den Rudern alle meine Kräfte anzuspornen, denn Hanny saß träumend und theilnamlos da, sein dunkles Auge blieb auf das Spiel der Wogen geheftet, es suchte ängstlich die Geliebte und fand sie nicht. Der Spielmann richtete boshafte und höhnende Blicke auf den armen Knaben, als hätte er deutlich vorher gewußt, was später sich ereignete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Was wußten die Alten von Amerika?

(Beschluß.)

Apulejus, der unter den Antoninen lebte (im zweiten Jahrhundert n. Ch.), übersezte eine Abhandlung: von der Welt, die man dem Aristoteles zugeschrieben hat, die aber wohl sicher bedeutend jünger ist, in's Lateinische. Es wird darin behauptet, es gebe mehrere Continente, wie der, den Europa, Asien und Afrika bilden. „Die meisten sind der Meinung, der Erdkreis bestehe aus einem Festland und aus Inseln; sie wissen wohl nicht, daß unser ganzes Land, vom atlantischen Ocean umgeben, selbst nichts anderes als eine Insel ist. Und wir glauben, man würde weit weg viele andere Inseln finden, eben so groß, oder kleiner oder größer, deren Küsten den unsrigen gegenüber liegen." — Den Begriff des Wortes antiportmoi, das hier gebraucht ist, drückte man im Mittelalter durch antinsulae, Antillen aus. — Apulejus macht zu obiger Stelle die Bemerkung: „Ist es zu verwundern, daß wir sie, jene Inseln, noch nicht kennen, da wir ja diejenige, auf der wir wohnen, noch nicht ganz erforscht haben?" Die kugelförmige Gestalt der Erde war längst bekannt, oder vielmehr angenommen, und im gemeinen Leben sagte man, wie sich auch Apulejus ausdrückt, orbis terrarum, der Erdkreis. Mußte man sich also nicht nach der andern Halbkugel umsehen? konnte man glauben, sie sey völlig bedeckt von den Fluthen des unfruchtbaren Oceans, wie sich die Poeten ausdrückten? Proclus, ein Neuplatoniker des fünften Jahrhunderts, deutet zwar, wie seine ganze Schule, die Atlantis des Plato allegorisch; indessen gibt er in seinem schäzbaren Kommentar zum Timäus zu, daß, wenn die Erde eine Kugel ist, eine der diesseitigen ähnliche Insel im großen Ocean liegen müsse. Gegen diesen einfachen Schluß erhoben sich vergeblich der h. Augustin, Lactantius und die Päbste; dieselbe Idee hatte bereits der große Geist des Aristoteles aufgefaßt, der oben genannte Proclus und gleichzeitige Schriftsteller, wie Macrobius und Marcianus Capella, sprachen sie im fünften Jahrhundert aus, und man begnügte sich damit, ihnen nachzusprechen, bis zum Schluß des fünfzehnten.

Wir haben hier nur ganz summarisch die Begriffe des griechischen und römischen Alterthums von der andern Hälfte der Welt zusammenstellen wollen, und wir untersuchen daher nicht, ob es wahr ist, daß die Chinesen bereits um die Mitte des fünften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung Amerika besucht haben, noch wer jener weiße, bärtige, schwarz gekleidete Mann (Quetzalcoalt) seyn mag, von dem die Mexikaner selbst aus grauer Vorzeit zu erzählen wußten; auch die Geschichte von der alten Bildsäule auf einer der Azoren, welche mit dem Finger gegen Westen wies, lassen wir auf sich beruhen. Wenn dem auch wirklich so ist, daß die Normänner im zehnten Jahrhundert Grönland entdeckt, und selbst auf Neufoundland Niederlassungen, ihr Winland, gegründet haben, so berührt dies den Punkt, von dem wir ausgegangen: die Aehnlichkeit der alten mexikanischen Alterthümer mit phönizischen und egyptischen Kunstwerken, so wenig, als die Spuren einer frühern Bekanntschaft mit Amerika von Seiten europäischer Völker, welche man in den bekannten Seekarten des Venetianers Andreas Bianco und des Nürnbergers Martin Behaim zu finden glaubt.

Wie es immer geht, die Lust am Wunderbaren und leichtgläubige Neugierde haben auch hier den Schleier, der die Wahrheit bedeckt, nur noch dichter gemacht. Man hat auf merikanischen Steinen bestimmt phönizische Charaktere, ja sogar griechische Buchstaben erkennen wollen; man weiß genau anzugeben, in welchem Jahr Herkules in Amerika an's Land gestiegen, und hat an der Küste von Guatimala eine römische Wasserleitung aufgedeckt; ja, erst kürzlich hat einer unter einem ruinirten Fort auf einer der unermeßlichen Ebenen im Norden eine Münze von Antoninus Pius gefunden. Nach diesen Vorgängen wird man bald zu Palanke oder Mitla römische Inschriften finden, denen gleich, wie sie die englischen Touristen von Memnons Koloß in ihre Memorandenbücher abschreiben: L. Trebonius hic fui, oder C. Numerius hic fui. Vorerst aber wollen wir uns begnügen, die merikanischen Monumente, deren Aechtheit nicht verdächtig ist, jene Pyramiden, Brücken, Statuen, Basreliefs und Palläste, zu prüfen und zu ermitteln, in wiefern sie auf die Kultur der sogenannten alten Welt hinüberweisen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne. December.

Zurücknahme des Gesetzes gegen die Momiers.

Ich habe in meinem vorigen Briefe die im Schooße unsers Rathes über das unsinnige Gesetz gegen die Momiers stattgefundenen Debatten im Auszug mitgetheilt. Es bleibt mir nur noch übrig, des Endresultates zu erwähnen und einige Bemerkungen beizufügen. Noch muß ich übrigens eine Stelle aus Monnards Rede nachtragen. „Plinius der Jüngere," sagte er, „wurde bekanntlich von Trajan als Gouverneur nach Bithynien geschickt und schrieb seinem Kaiser zu Anfang des zweiten christlichen Jahrhunderts Alles, was er bisher zur Unterdrückung einer neuen Religionssekte gethan hatte, und fragte dabei an, was er in dieser Beziehung weiter thun solle. Diese neue Sekte war die christliche. Was haben nun die Bemühungen des mächtigen Kaisers und des klugen Staatsbeamten genützt? Ganz eben so wird es seyn mit der Religionsbewegung, die jezt wie eine energische Protestation gegen die Ruchlosigkeit des vorigen Jahrhunderts von einem Ende Europa's zum andern verspürt wird. Weder das Gesetz vom 20sten Mai, noch hundert andere werden im Stande seyn, diese Bewegung aufzuhalten. Darum trage ich im Namen des Christenthums, dieser Religion des Friedens, der Liebe und Freiheit, auf die Abschaffung des Gesetzes vom 20sten Mai an, aber auch als Mitglied und Diener der Nationalkirche, denn ich bin überzeugt, daß sich dieselbe durch nichts halten kann, als durch Religionsfreiheit, durch eigenes Fortschreiten und Vervollkommnen, was sie bisher versäumte. Man wende nicht ein, daß die Abschaffung dieses Gesetzes zu Unordnungen führen werde. Sind denn die Scenen, welche seit 1824 stattgefunden haben, sind denn die mit Steinwürfen, ja selbst mit Flintenschüssen angegriffenen Häuser, die Aufläufe, die öffentlichen Beschimpfungen, Inquisitionen, Torturen, Verbannungen, die Prozesse, Einkerkerungen u. s. w. etwa Ordnung?" Nach manchem Hin- und Herreden über den Gegenstand war es erfreulich, Duvoisins ernste Ermahnung zur aufrichtigen Versöhnung und zum Frieden beider Parteien zu hören; auch ging sein Antrag auf Abschaffung des Gesetzes vom 20sten Mai, aber auch auf strenge Verpönung aller Proselytenmacherei der Methodisten im Innern der Familien durch. Mit dieser wiedergewonnenen religiösen Freiheit beginnt wirklich eine neue, bessere Zeit für das Waadland; sie kann wenigstens beginnen. So wird hoffentlich unsere Zeit und unser Land nicht mehr durch Gewaltscenen des rohen Volkes gegen die Methodisten entstellt werden, wie unlängst in Vevey und in Romainmotier vorfielen, Scenen, die an die rohesten Tage des Mittelalters erinnern, und unglaublich bei einem Volke sind, das so gerne von seiner Civilisation und Freiheit sprechen hört. In Vevey verfolgte man von Haus zu Haus und auch außer der Stadt einen methodistischen Geistlichen, weil er sich lebhaft gegen das Winzerfest erklärt, und besonders die Mädchen wegen ihrer Theilnahme daran ausgescholten hatte; er entkam nur mit Mühe dem wüthenden Haufen, der ihm wahrscheinlich den Garaus gemacht hätte, wenn ihm der Geistliche in die Hände gefallen wäre. Abscheulicher und roher noch waren die Auftritte in Romainmotier. Der dortige sehr würdige, aber dem Methodismus zugethane Diakonus hatte sich besonders dadurch den grimmigen Haß und die Verfolgung seiner Pfarrkinder zugezogen, daß er bei dem Großrath eine sehr warme Bittschrift für die Religionsfreiheit eingereicht hatte, welche die Landesverfassung klar ausspricht. In der Nacht überfielen sechzig bis achtzig in Hemden gekleidete, im Gesicht geschwärzte Männer das Pfarrhaus. Schon ehe sie ankamen, kündigten sie sich durch Flintenschüsse, Peitschenknallen, so wie durch Drohungen und Schimpfreden gegen die Momiers an. Gleich darauf wurde das Pfarrhaus mit einem Hagel von Steinen überschüttet, deren viele durch die Fenster eindrangen, Thüren wurden aufgebrochen, Fensterladen ausgesprengt, und nicht nur große Steine und andere gefährliche Projektilien in Masse in die Küche und in das Zimmer des Diakonus geschleudert, sondern auch mit Kugeln dahin geschossen, die glücklicherweise Niemanden trafen, aber in der Wand und in den Schränken gefunden wurden. Nach einigen Stunden zog sich der wüthende Haufen von selbst wieder zurück. Dieser Gräuel erneuerte sich in den zwei folgenden Nächten, ohne daß die Ortsbehörden, oder andere Gutdenkende dem armen Pfarrer zu Hülfe gekommen wären; eine Scheinuntersuchung, die nur ganz lässig und oberflächlich einige Tage lang geführt wurde, ergab gar kein Resultat, was von Jedermann vorausgesehen worden war. In unserm Lande der Freiheit und Gleichheit ist die Angst vor der Rache und Selbsthülfe erboster Leute so groß, daß sich selbst die Behörden davor fürchten, und häufig diejenigen darauf aufmerksam machen, die ihr klares Recht verfolgen wollen. Das Gesetz und die Ordnung stehen auf dem Papier, aber nicht im Staatsleben. Hier nun wäre Energie um so gefährlicher gewesen, da aus dem regelmäßigen Benehmen der Rotte bei dem Pfarrhause hervorging, daß ein voraus combinirter Plan zu Grunde lag. Auch blieb der Präfekt des Distrikts Orbe, wo Romainmotier liegt, wohlweislich mehrere Tage nach dem Vorfalle ganz ruhig in Lausanne, wo er in Privatgeschäften war; es ist sogar wahrscheinlich, daß er von dem Projekt Kunde hatte und nichts that, um es zu verhindern, ja ihm lieber ganz aus dem Wege ging, um den Ehrenmännern freien Spielraum zu lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 6.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 7. Januar 1835.

Die Frage, woher hat's der Dichter? geht immer aus auf's was,
vom wie erfährt dabei Niemand etwas.

Goethe.

Ueber den Ursprung unserer Gedanken.

Von Fr. Steinbeck.

Erster Artikel.

Jeder Mensch, der bei sich selbst nach dem Ursprung seiner Gedanken forscht, wird sich bald gestehen müssen, daß die Entstehung aller Hauptgedanken und Ideen völlig dunkel sey. Denn wer wäre wohl so kühn, beweisen zu wollen, daß er jeden Gedanken bis zu seinem Ursprunge verfolgen könne? Dies ist nur zu oft unmöglich, und der Mensch bleibt bei solcher Nachforschung nur zu oft an einem verschlossenen Thore stehen, welches der Eingang zu einer höheren Form des Daseyns ist, und nur dem Geweihten sich öffnet. Man hat neuerdings wohl den Satz aufgestellt, daß es in der Regel für uns weit wichtiger sey, den Weg zu kennen, auf welchem Denker zu ihren Resultaten kommen, als die Resultate selbst. Gewöhnlich fügen die neueren Denker ihren Theoremen ein logisches Gerüst hinzu, welches uns jedoch keineswegs sagt, wie sie zu ihren Gedanken kommen, sondern nur, wie sie dieselben in Verbindung mit andern festzuhalten gedenken. Der Gedanke entstand ja nicht durch die Logik, sondern vorher; wir mögen logische Regeln anwenden, so viel wir wollen, wir werden dadurch keinen einzigen Gedanken erzeugen, ja ihre Anwendung ist gar nicht denkbar, ohne daß man das schon habe, woran sie angewendet werden sollen, den Gedanken. Die Anatomie schafft keine Organismen, sie zerlegt die schon geschaffenen. Der ganze Apparat der Logik schafft nicht den Gedanken, er anatomirt ihn bloß. Der Satz nun, daß die Entstehungsweise des Gedankens dunkel sey, wird dadurch nicht entkräftet, daß die Denker ihre Philosophie und Wissenschaftslehre uns klar vor Augen legen; denn viele Denker, z. B. Spinoza, die uns ihre Gedanken in einem Systeme geben, theilen dieselben auf eine ganz andere Weise mit, als sie selbst zu ihnen gelangt waren. Zwar machen bisweilen Denker hievor eine Ausnahme, z. B. Herder, indem derselbe seinen Gedanken vor uns entstehen läßt, wie er in ihm entstand; allein diese Ausnahmen sind doch wohl nur scheinbar, da jene Denker mit dem Leser wohl den Weg der Reflexion wandeln und zum Resultat gelangen, aber doch nicht die Art und Weise angeben können, wie sie auf den ursprünglichen Gedanken gekommen waren, von welchem aus sie das Gewebe der Reflexion und der Gedankenreihen und Schlüsse aufspannen. Und überdies hebt das Denken dieser Männer, welche als Ausnahmen angeführt werden, stets von der äußern Betrachtung der Dinge an und schließt dann weiter. Allein dieses Denken ist ein sehr untergeordnetes, abhängiges und willkührliches, es bezieht sich bloß auf die Thätigkeit der Vernunft,

die aber an sich auch nur eine untergeordnete Potenz der Seele ist. Hiermit sind die plötzlich aufleuchtenden Gedankenblitze noch keineswegs erklärt. Auch der weiseste Mann unter den Griechen, Sokrates, der sich im Gegensatz der andern Philosophen, die von ihrem Wissen sprachen, aber nicht den Weg zu demselben zeigten, ein Nichtwissen zuschrieb und sich mit der Angabe des Weges begnügte, auf welchem er zur Wahrheit zu gelangen sich bemüht habe, weßhalb er seine Untersuchungen von den unbedeutendsten Gegenständen anfing und seinen Gedanken in jede mögliche Verbindung zu bringen suchte, selbst dieser Sokrates macht in seinem Raisonnement Sprünge, und man sieht bei allen diesen Denkern, daß sie bemüht waren, den Gedanken, dessen oft blitzschnelle Geburt ihnen unerklärlich und dunkel war, der Welt als auf dem Wege der ruhigen Reflexion gewonnen darzustellen. Deßhalb hat auch Treviranus sehr Recht, wenn er in seiner Biologie über den Ursprung des Denkens also spricht: „Ist auch unser ganzes Leben nur ein Traum von dem, was wir Wirklichkeit nennen, so bleibt es dessenungeachtet gewiß, daß die Folge dieser Traumbilder ihren Ursprung von einem uns fremden Dinge hat. Wenn die Glaslinse in der Camera obscura sich der Bilder bewußt wäre, die sie auf dem Grunde der dunkeln Kammer erzeugt, so würde sie sagen können: diese Bilder sind zwar bloß dein Werk, denn sie verschwinden, sobald du nicht bist, und verändern sich, sobald du dich veränderst. Aber wenn auch die Bilder nicht ohne die Linse sind, so sind sie doch nicht durch die Linse allein. Jedes metaphysische System maßte sich an, sagen zu wollen, was dieses äußere Etwas sey, von dem wir uns abhängig fühlen, aber keines gab darüber mehr, als Dichtungen."

Ja, gestehen wir es uns offen, wir leben beständig, auch wachend, ein gedoppeltes Leben, wovon nur die eine Hälfte in's Bewußtseyn tritt. Wenn wir, von einer Idee ergriffen, reden oder schreiben, entquellen oft ganz andere, oft bessere Gedanken unserem Geiste, als die, welche wir mittheilen wollten, und ein uns unbekannter Mitarbeiter scheint in der Werkstätte unserer Gedanken geschäftig uns neue Ideen zu soufflíren. Der Mensch, das Amphibion von Zeit und Ewigkeit, führte stets ein gedoppeltes Leben, wovon das eine mehr ein allgemeines überzeitliches, das andere mehr ein besonderes zeitliches ist, und in dessen Oscillation unser jetziges Daseyn besteht. So viele Gedanken, deren Quelle wir nicht auffinden, so manche Entschlüsse, deren Ursprung wir nicht entdecken, so viel dunkle und doch so mächtige Gefühle, deren Wurzeln wir nicht aufspüren können, so zahlreiche Vorempfindungen, die uns treiben, schrecken, warnen, wären demnach nur Lichtstrahlen, die aus unserer unbewußten Welt in die bewußte hineinscheinen. — Da wir nun hinreichend angedeutet, daß die Entstehung aller Hauptgedanken und Ideen dunkel sey und daß die Logik nichts thue, als den schon erzeugten Gedanken zerlegen und nach theilweise willkührlichen Satzungen mit andern verbinden, so sind wir gezwungen, eine höhere Quelle jener Gedanken und des Denkens überhaupt anzunehmen, ein höheres Etwas, auf welches sich die Gedanken höherer Art überhaupt beziehen müssen. Dieses Etwas ist der Geist, welcher als die Quelle des Gedankenreichthums erscheint und von welchem das Denken der Seele wohl unterschieden werden muß.

Bedenkt man, daß die Wurzeln aller Ideen immer in Dunkel gehüllt sind, so ist man bewogen, anzunehmen, daß jede Vorstellung, die nicht durch Sinnesvermittlung gewonnen wird, ihre erste Zeugung in jener überzeitlichen Welt unseres Geistes habe, und daß das Bewußtwerden derselben, die Reflexion, nur die Geburt des schon erzeugten Gedankenfötus sey.

Daß der Geist die Quelle aller wesentlichen, inhaltschweren Gedanken sey, ist man aus verschiedenen Gründen schon zum Voraus anzunehmen berechtigt; denn wer würde sich wohl jezt noch damit lächerlich machen, daß er das Gehirn als eine Aeolsharfe mit zitternden Fibern betrachtet, oder als eine dunkle Kammer mit geschobenen Bildern, oder als eine Spielwelle mit Stiften für jede Idee, die der Geist umdreht, um sich seine Ideen ab- und vorzuorgeln.*) Und wenn man auch dies einem Zweifler zugäbe und einräumte, daß die Bilder sich selber malen, die Gedanken sich selber denken, daß jede Vorstellung alle andern und sogar das Ich dunkel nachspiegle, und daß sonach jede Idee eine ganze Seele sey, so muß er doch erst einen Generalissimus herschaffen, der dieses unermeßliche, flüchtige Ideenheer kommandire und stelle, einen Setzer, der das Ideenbuch nach einem unbekannten Manuscripte setze. Diese regelnde Einheit und Kraft, ohne welche die Symmetrie des Mikrokosmus so wenig wie des Makrokosmus, der vorgestellten Welt so wenig wie der wirklichen zu erklären steht, nennen wir eben einen Geist. Freilich ist durch diese unbekannte Kraft weder die Entstehung noch die Folge der Ideen ermittelt und erklärt, aber dies kann auch nicht unser Zweck seyn, der allein darin besteht, zu zeigen, daß es außer dem niedern klügelnden Denken der Seele noch ein weit höher stehendes Denken des Geistes gebe, welches die Gedanken nach eigenen, unabhängigen Gesetzen erschaffe und dieselben von Zeit zu Zeit in unsere Reflexion leuchtend hineinspiegele.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Jean Pauls Hesperus, 4ter Theil, S. 11 und 12.

Bilder aus dem Seeleben, in Mährchen und Sagen.

(Fortsetzung.)

Thoms unterbrach hier seine Erzählung, er wandte das Antlitz dem Meere zu, dem Schauplatze jener Ereignisse, die er eben schilderte. Die Sonne, im Versinken begriffen, kleidete Meer und Gestade in das blendendste Kolorit, des Greises Silberhaupt wurde von ihr geröthet und die Jugend jener frühern Tage schien auf seine Wange zurückgekehrt. Jedoch der ernste Blick des Erzählers verkündete die düstere Betrachtung, zu der ihn der Verlauf seiner Geschichte aufforderte. „Meine Freunde," begann er wieder, „unselig ist wohl der zu nennen, den es gelüstet, hinter den Schleier zu lauschen, mit dem wohlthätig sich das Antlitz mancher Erscheinung verhüllt. In Thätigkeit, Arbeit und Mühe ist uns eine ehrenvolle Bahn angewiesen, um auf ihr wirkend fortzustreben; gehen wir über die Grenze hinaus, so ist auf der einen Seite unheilbare Thorheit, auf der andern Verderben unser Loos. — Hievon sollte nun auch des armen Hanny Schicksal den Beweis geben."

„Nach dem Ereignisse, welches ich Euch so eben beschrieben, waren einige Monate vergangen; der Sommer verschwand, der Herbst trat ein und die stürmischen Nächte, die um diese Jahreszeit gewöhnlich sind, zeigten sich mit allen ihren Schrecken. Um diese Zeit sind, wie Ihr wißt, Freunde, unsere Küsten gefahrvoller als andere Gegenden. Der böhmische Spielmann hatte schon längst die Gegend wieder verlassen, mir waren die Bilder jener Tage fast wieder aus dem Sinn geschwunden, den armen Hanny aber verfolgte eine unheilbare Schwermuth. Ich, der ihn zu trösten suchte, mußte ihn oft lange suchen und fand ihn gewöhnlich dann irgendwo am Strande verborgen, seinen seltsamen Träumereien hingegeben. Einst, als wir uns zusammen besprachen, erblickten wir wiederum jenes geheimnißvolle trauernde Paar, am Ufer hinwandelnd; doch wie sie näher kamen, sahen wir, daß sie nicht allein waren; wer beschreibt das Entzücken Hannys, als er das schöne Mädchen mit der goldnen Krone zwischen den beiden Alten wandeln sah: gesenkten Hauptes, wie damals, die herrlichen Haare aufgelöst im Winde flatternd. In ihrem bleichen Gesicht, das wir jezt näher unterscheiden konnten, lag unendlicher Schmerz, gepaart mit einem wunderbaren fremden Liebreiz. Auch sie hob den Arm und schien uns zu winken. Ich schloß mich mit aller Kraft an meinen armen Kameraden, um zu verhindern, daß er dem verlockenden Trugbilde nicht augenblicklich folgte. Bald waren jene verschwunden. Wir eilten auf die Stelle am Ufer hin und Hanny, der etwas mit bleichem Schimmer im Sande blinken sah, hob einen alterthümlich geformten, goldenen Fingerreif auf, den er mir freudig zeigte. Ein heller, wasserblauer Stein war in das Gold gefaßt. Wie wir berathschlagten, was wir mit dem Funde beginnen sollten, erklärte Hanny leidenschaftlich, der Ring gehöre sein, er sey ein Geschenk der Geliebten, und er werde ihn fortan im Leben und Tode nicht von sich lassen; sogleich knüpfte er auch ein rothes Band von seinem Hut los, befestigte den Ring daran und hing ihn an den Hals, indem er ihn sorgsam unter sein Kleid verbarg.

Seit dieser Zeit nun war der arme Jüngling völlig wie umgewandelt; am Tage sah man ihn gleich einem Träumenden herumwandeln, und die Abende brachte er bis spät in die Nacht hinein am Meeresstrande einsam zu, denn nicht einmal meine Gesellschaft mochte er mehr leiden. Die Mädchen im Dorfe gewahrten zuerst Hanny's seltsame Krankheit; so manche war ihm gewogen, denn er war zum schönsten Burschen in der Umgegend aufgewachsen; sein Körper war schlank und biegsam, in seinen Zügen lag kecker Muth, mit zärtlicher Weichheit gepaart. Das schönste der Mädchen schrieb Hanny's Herzensverwundung sich zu, und da sie nicht geneigt war, die Grausame zu spielen, so wählte sie mich zum Vertrauten, um den Trostlosen ihr zuzuführen. Als ich mit dieser Botschaft zu meinem Freunde kam, sah ich ihn zum ersten Male zornig gegen mich aufflammen. „Wie?" rief er mir zu, indem er den Ring aus dem Busen zog, „Du, mein Genosse und Vertrauter, bist schändlich genug, mich der schwärzesten Untreue fähig zu halten? Bin ich ihr nicht anverlobt, der süßen Geliebten? harret sie nicht meiner dort unten in schauerlicher Einsamkeit, daß ich kommen soll, sie zu trösten, ihr herbes, unendliches Leid zu mildern?" — Ich blickte ihm erstaunt in die Augen und schloß ihn mit Rührung in meine Arme. „Du bist recht krank," rief ich; „das einsame Grübeln taugt nicht, vergiß das seltsame Traumbild!" — Er wandte sich von mir ab, seine Thränen flossen, ruhig ließ er mich meine Besorgnisse und Tröstungen aussprechen, dann wandte er sich zu mir, zog mich sanft zu sich auf den Uferstein und begann mit leiser Stimme: „Thoms, Dir ahnet nicht, wie mir gestern Nacht geschehen. Ich saß, wie schon lange, hier einsam am Ufer; die Dunkelheit überraschte mich und ich sank in Schlaf. Da war es mir, als erwachte ich in einer Stadt, die ich zuvor nie geschaut: auf einen öden Marktplatz sah ich mich hinversezt; rings um mich blickten altergraue Steinbilder, die Häupter mit grünlichem Moose bedeckt, zu mir nieder; sie trugen alle Kronen und schienen die frühern Beherrscher der Stadt zu seyn. Voll Ehrfurcht und Staunen wandelte ich an ihnen vorüber, und wie ich eine enge Gasse

betrete, wird mir beim Anblick eines hohen Giebelhauses plötzlich zu Sinne, als kenne ich diesen Ort, ja, als müsse ich hier recht eigentlich zu Hause seyn. Jezt wurde mir deutlich, daß ich mich unten in der Meerstadt befinde. Eine entsetzliche Angst befällt mich; weit, weit von allem Lebendigen entfernt, sehe ich mich eingeschlossen in der Stadt der Todten."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, December.

(Fortsetzung.)

Unterrichtswesen. Levade. Französischer Radikalismus.

Erfreulicher als solche Erscheinungen sind die Vorschläge einer eigens dazu ernannten Kommission über die Umgestaltung unsers ganzen Erziehungswesens nach allen seinen Theilen. Freilich sind es nur noch Vorschläge zur Errichtung neuer Mittelschulen, die zwischen den Elementarschulen und der Akademie stehen und unsern Bürger- und Industrieschulen in Deutschland einigermaßen entsprechen, aber in einem Lande wie Waad, wo das ganze Unterrichts- und Erziehungswesen bisher so vernachläßigt war, ist schon der erste Vorschlag zu dergleichen Anstalten tröstend. Späterhin, in der Großrathssitzung im Herbst 1835, hat diese Kommission endlich über die Reorganisation der lateinischen Schulen und der Lausanner Akademie Vorschläge zu machen. Sehr thätig ist hiebei unser Professor Monnard, dem es für die Wiedergeburt der höhern Lehranstalten in seinem Vaterlande weder an Eifer, noch an vielseitigen Kenntnissen fehlt. Die Sache hätte in keine bessern Hände kommen können. Das nächste Jahr wird also für das Waadland von großer, ja von ganz anderer Wichtigkeit seyn, als die bloß politische Reform. Wir sehen dies jezt recht gut ein, wir erkennen die geringe Bedeutung politischer Formeln und Formen, wenn ihnen der Geist fehlt; diesen aber gibt nur ein besonnenes, gebildetes, sittliches und religiöses Volk. Ein solches zu erziehen, ist die Aufgabe der nächsten zehn Jahre.

Unter den neuern öffentlichen Vorträgen erwähne ich Viniers Kurs über allgemeine Geschichte. Wir haben schon vor einiger Zeit im Morgenblatt von Olivier gesprochen. Im Vorgrund dieser Vorlesungen stellte er die Menschheit dar, deren Leben und Bewegung den Grund der Geschichte bildet. „Keine Bewegung ohne Freiheit; aber gerade weil Freiheit in der menschlichen Natur herrscht, so findet sich darin viel Gutes und Böses gemischt, ja viel Böses, denn der Mensch ist sehr verdorben; ja, in diesem Abgrund von Thränen und Blut, in dem Schmerzensruf aller Generationen, liegt ein lebendiger und sprechender Beweis von der Herrschaft des Uebels auf Erden. Die Menschheit steht mit unserm Erdball, der Bühne des Lebens, in innigem Verhältniß. Dies findet Jeder, der in dem offenen Buch der Natur zu lesen versteht. Aber Menschheit und Erde erklären sich nicht genügend; darum bedarf die allgemeine Geschichte eines Dritten, ohne welches alles Uebrige unvollkommen ist; sie bedarf Gottes, in dem allein die Menschheit und die Welt ihren ersten Grund, wie ihre endliche Erklärung finden." Die Lebendigkeit und der ächte Dichtergeist, der durch den ganzen Vortrag ging, erhöhten noch sein Verdienst.

Vor einiger Zeit nahm unsere älteste literarische Reputation in Lausanne Abschied, der Mann, welcher noch in freundschaftlichem Verhältniß mit Gibbon gestanden, als er hier an seinem Werke über den Verfall des römischen Reichs schrieb, deßgleichen mit Herrn und Frau von Necker und ihrer geistreichen Tochter. Ich meine Levade, den ältesten Professor unserer Akademie, der den Lehrstuhl der dogmatischen Theologie inne hatte. Er war vier-und-achtzig Jahre alt. Solch Alter ist in seiner Familie herkömmlich; denn von seinen noch lebenden Geschwistern steht ein Bruder im sechs-und-achtzigsten, die jüngere Schwester im ein-und-achtzigsten, die ältere aber im ein-und-neunzigsten Jahr. In seiner Jugend zeichnete er sich als Prediger bei den französischen Kirchen in Holland und England aus. Zu Anfang der achtziger Jahre kam er nach seiner Vaterstadt Lausanne zurück, wo er jedoch erst in seinem sechzigsten Jahr als Professor der Akademie angestellt wurde. Hier war er vielfach thätig, mit Rath und That. Ihm verdanken wir die Stiftung der ersten Bibelgesellschaft im Kanton Waad, bei der er die größte Thätigkeit zeigte. Wer erkennt bei uns nicht dankbar an, was er hier gewirkt hat? Tausende von Bibeln wurden in unsere Gemeinden verbreitet, die bisherige Uebersetzung der Bibel revidirt und zu zehntausend Exemplaren abgedruckt, die seit einiger Zeit wieder vergriffen sind. Er brachte auch ein stehendes Kapital für die Kosten dieser Unternehmung zusammen, und schrieb dabei mehrere treffliche Abhandlungen über die religiöse Erziehung der Jugend, über den häuslichen Gottesdienst, über die Achtung vor den Kirchen und über den Tod. Der seinige war der eines Weisen und vortrefflichen Christen. So sterben nur Wenige, und wir hatten kurz darauf einen ganz andern Fall, bei dem sich wieder das ganze Gift französisch-politischer Leidenschaft zeigt; ich sage französischer, denn wiewohl auch bei uns in der Schweiz die Politik störend und verheerend in's Leben eingedrungen, so ist sie doch noch nicht zum Moloch geworden, dem blutige Menschenopfer gebracht werden müssen. Hier lebte ein junger Franzose Namens Sambuc, der sich mit literarischen Arbeiten beschäftigte und eben Niemeyers Werk über die Erziehung aus dem Deutschen in's Französische übersezte. Alle, die ihn kannten, fanden in ihm einen sittlichen, freundlichen, arbeitsamen und vielfach gebildeten Mann, dem es heiliger Ernst war mit seinen liberalen Grundsäzen in der Politik, der sich aber fern hielt von dem fieberhaften Radikalismus, der bei uns und um uns her spukt. Sambuc mischte sich auch wenig in die öffentlichen Angelegenheiten des Landes, sondern lebte lediglich seinen literarischen Arbeiten. Da kam von Genf her der Advokat Allier, den die kluge Regierung wegen seiner radikalen Umtriebe weggewiesen hatte, und der auch sonst keines guten Leumunds genoß. Es ärgerte ihn, den politisch gemäßigten Sambuc so geachtet und geliebt bei uns zu sehen, und er fand leicht Gelegenheit, ihn so laut einen politischen Charlatan zu nennen, daß es Sambuc erfahren mußte. Statt daß es nun dieser nur hätte komisch finden sollen, wenn ein Franzose den andern Charlatan heißt, verlangte er von Allier Widerruf oder Duell. Dieser entschied für Lezteres, und da er ein guter Pistolenschüze ist, so drang er auch auf den Gebrauch dieser Waffe. Es kam zum Kampf, bei dem Sambuc wieder seinen edlen Charakter zeigte, indem er Allier seine eigenen bessern Pistolen zum Schuß überließ. Mit dieser Waffe erhielt er einen Schuß an den Kopf, der zwar nicht eindrang und auch im Anfang nicht tödtlich schien, aber an dem Sambuc doch nach einigen Tagen starb.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 7.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 8. Januar 1835.

— Um in's Verderben uns zu ziehn,
Körnt uns der Hölle Macht mit Kindertand,
Und reißt uns hin in fürchterliche Folgen.

Shakespeare.

Bilder aus dem Seeleben, in Mährchen und Sagen.

(Fortsetzung.)

„Eilige Flucht," fuhr Hanny fort, „schien mir das einzige Mittel, mich zu retten; allein wohin fliehen? Indem sehe ich das Thor des großen prächtigen Hauses offen, unwillkührlich treibt es mich, hineinzutreten; durch leere finstere Gänge und Kammern schreite ich vorwärts und gelange in einen Saal, wo auf schwarzem Gerüste, wie es scheint, eine Leiche ausgestellt liegt; rund umher auf reichen Sesseln liegen im tiefen Schlummer prachtvoll gekleidete Gestalten, Männer und Frauen. Unter diesen fand ich auch das geheimnißvolle Paar, das wir hier haben wandeln sehen. Mich treibt es, die Gestalt auf dem Gerüste zu betrachten — ach! es war meine Erwählte! — sie lag hier starr und kalt, das Krönlein schimmerte in ihrem Haar. Ohne zu wissen, was ich unternahm, warf ich mich, in Thränen ausbrechend, über das süße Bild und bedeckte den bleichen Mund mit glühenden Küssen. Sie erwachte, öffnete die holdseligen Augen, lebendige Röthe goß sich über das schöne Antlitz aus. „So bist Du gekommen!" rief sie mir zu; „dem Winke meiner Liebe hast Du nicht widerstehen können! Wohl mir, Du bist mein, ich bin gerettet!" Sie erhob sich von ihrem Lager, und indem sie, anmuthig auf meine Schulter gestützt, herabschwebte, fühlte ich mich den Glückseligsten aller Sterblichen. Wir gingen jezt im Kreis herum, und von ihrer Hand leise berühret, erwachten die Gestalten umher, und indem sie sich vor mir und meiner schönen Gebieterin beugten, ordneten sie sich zum Zuge, und wir schritten nun zum Thore hinaus. Auf dem Platze angelangt, wo die ernsten Königsbilder standen, nahm meine Geliebte eine Krone und rief, indem sie sich mit einem Kusse zu mir beugte: „Nimm dieses, Du bist jezt der Unsrige, darum herrsche wie jene dort." Sie ließ die Krone auf meine Locken sinken, und da durchfuhr ein jäher Schmerz mein Gehirn, zugleich neigten die steinernen Bilder die steinernen Antlitze, und ich hörte aus weiter Ferne eine bekannte Stimme, die mich ängstlich beim Namen rief; es war die Deinige. Mein Auge suchte Dich, ich blickte in die Höhe und sah oben einen Nachen schweben, in demselben Dich, und in dem Momente, wie Du deine Arme schmerzlich nach mir ausbreitetest, erwachte ich."

„Diese Erzählung," fuhr Thoms nach einer Pause fort, „die der arme Hanny mir vertraute, machte mich zwar nachdenklich; allein bald suchte ich durch Scherz und Spott die seltsamen Gebilde zu verhöhnen und zu verscheuchen. Ja der That! rief ich, es wäre nicht

so übel, wenn Du auf so leichtem Wege zu einer hübschen Frau und einem guten Hause kämest! Greife zu, theurer Freund, ehe Dir Beides wieder verschwindet. Du weißt, es ist nun bald der Andreastag, wo die Hochzeiten im Dorfe gefeiert zu werden pflegen, da bring uns dann auch Deine Nire, an unserer guten Aufnahme soll es nicht fehlen. — Der sonderbare Bursche sah mich ernst und traurig an und schwieg; wir haben nie wieder hierüber gesprochen."

Thoms schwieg hier ebenfalls und sah fast zürnend vor sich hin; eine Pause trat ein, die den neugierigen Zuhörern höchst peinlich war. Unterdessen hatte sich der Himmel finster bewölkt, ein Wetter schien im Anzuge, und manche der Fischer, den Heimweg bedenkend, winkten ihren jungen Gefährten; doch diese wollten von keinem Aufbruche wissen, ehe sie das Ende von Thomsens Geschichte erfahren. „Nun, Vater!" riefen sie diesem zu, „Ihr vergeßt gänzlich, uns zu sagen, weßhalb Ihr beide nicht mehr von dem seltsamen Abentheuer und dem noch seltsamern Traume spracht." — „Weil," entgegnete der Greis, „den andern Morgen der arme Hanny sich in's Wasser stürzte und seitdem nicht mehr gesehen wurde. Seht, Freunde, das ist das Ende des guten Burschen und zugleich meiner Geschichte."

Die Zuhörer sahen befremdet einander an. Andreas und die jungen Fischer saßen nachdenklich da, die beiden Fremden aber riefen: „Wie, Vater Thoms, Ihr träumt wohl? Ihr meint also, der thörichte Bube sitze jezt unten bei seiner kalten Geliebten?" — „Was ich meine und sinne," entgegnete der Alte, „behalte ich für mich. Habe ich's nicht gesagt, daß Ihr mich zum Dank für meine Geschichte noch einen Thoren schelten würdet? Doch kümmert's mich wenig. Heute vor fünfzig Jahren war der Tag, an dem mein guter Kamerad verschwand, und ich denke, er soll heute wieder kommen." — Diese lezten Worte wurden von den Umstehenden nicht gehört, denn einer derselben rief: „Seht doch, seht! dort kämpft ja ein Boot mit den Wellen; es dunkelt freilich, doch mein Auge trägt weit und ist trefflich geübt; der kecke Schiffer ist gerade an der gefährlichen Stelle, von der uns der Alte eben seine wunderliche Mähr erzählt hat." — „Wir sehen," sezten Andere hinzu; „laßt uns an's Ufer eilen!" — „Er kommt näher!" riefen Andere. Thoms erhob sich zitternd von seiner Bank. „Laßt mich!" rief er mit lauter Stimme; „es ist mein Hanny! er kommt, mich abzuholen! Er ist's! er ist's! Gott sey Dank, die finstern Mächte haben ihn nicht auf ewig erfaßt, er ist gerettet und kommt, den alten Thoms abzuholen!"

Mit dieser Rede drängte sich der Greis hastig vorwärts, dem immer wachsenden Sturme kühn entgegen. Sein Gewand und seine Silberlocken flogen. Indem hallten einzelne Donnerschläge, immer heftiger braußte das Meer und drang mächtig vor, helle Wetterscheine beleuchteten das schroffe nahe Vorgebirge. Thoms suchte den großen Uferstein zu erreichen, an den er sich lehnte. Indessen hatte der kecke Schiffer sich durchgearbeitet und landete, empfangen vom Beifall und den Glückwünschen der Kameraden, am Ufer. Es ergab sich, daß es ein kühner Bursche aus dem Dorfe war, der sich an das Vorgebirge hinaus gewagt und sich dort verspätet hatte. Thoms wollte es nicht glauben, daß der Jüngling nicht sein Hanny sey; endlich, da alle ihn seiner Thorheit wegen schalten, rief er, indem Thränen seine Augen befeuchteten: „Ja, Ihr habt Recht, Freunde, Hanny ist dahin und kommt nicht wieder; ich Verblendeter, daß ich eitler Hoffnung Raum gab! Wen die Geister der Tiefe einmal erfaßt haben, der sieht das Licht des Tages nie wieder."

Thoms überlebte diesen Tag nicht lange. Am Andreastage, wo manche Festlichkeit im Dorfe vor sich ging, brachte man des armen alten Fischers Leiche getragen; die einsame Hütte am Strande verfiel nun vollends in Trümmer, und diese wurden endlich von den immer weiter rückenden Meereswogen begraben.

(Schluß des ersten Artikels.)

Ueber den Ursprung unserer Gedanken.

(Fortsetzung.)

Die Wahrheit dieser Annahme eines in der Zeitlichkeit im Menschen „verhüllten Gottes," nämlich des göttlichen Geistes, geht auch besonders daraus hervor, daß nicht nur unser gewöhnliches Denken, dessen wir uns bewußt sind, d. h. das durch die Sinne und die Beobachtung des Aeußern vermittelte Denken, nach anhaltender Denkanstrengung ermattet und einer Ruhe und einer neuen Anregung, deren Quelle uns gewöhnlich unbekannt und unerklärlich ist, bedarf, sondern daß auch, bei aller Selbstständigkeit, das höhere, freiere, unmittelbare, ohne Sinnesanschauungen eingetretene Denken Begeisterter, der Seher und Dichter, nur auf Augenblicke eintritt und stets nur durch einen höheren Einfluß gleichsam im Leuchten erhalten wird. Dieser höchste Einfluß ist zulezt immer nur der Geist Gottes, welcher die Kraft des Menschengeistes erweckt und nährt, damit dieser wieder die niedere Sphäre des Seelenlebens und Seelendenkens mit einer uns unbegreiflichen Kraft erfrischen könne.

Daher schreibt sich die unnennbare Kraft, die uns in der Begeisterung überkommt und im religiösen Gefühl, durch welches die Begeisterung getragen wird, uns in

der höchsten Fülle überströmt. Wenn unser Blick von der Erde weggewandt ist, wenn selbst die Würde der Menschheit als ein Nichts verschwindet, dann tritt in der geoffenbarten Religion der höchste Moment begeisternder Andacht hervor, der, wenn er sich innerhalb jener Sphäre hält, welche dem Schöpfer eigenthümlich zugehört, sich in Hymnen, Loblieder, Psalmen und überhaupt in heilige Gesänge auf Gott und Unsterblichkeit ergießt. Das religiöse Gefühl im Menschen drückt sich in eigener Form aus als heilige Dichtungsart. Diese höhere belebende Kraft, welche Geist und Seele in ihrer, ihnen eigenthümlichen Denkthätigkeit empfangen, ist gar nicht zu leugnen. Wie die Atmosphäre der Planeten zwar eines eigenen Lichtes und Leuchtens fähig ist, aber in ihrem jetzigen Zustande einer Aufregung, einer Weckung durch die Sonne bedarf, so wohnt auch im Geiste des Menschen die Schöpferkraft von göttlicher Natur, durch welche die ganze Sichtbarkeit mit allen ihren mannichfachen Wesen geschaffen ist. Aber die Gedanken vom Göttlichen, deren der Menschengeist fähig ist, werden erst durch Gottes Gedanken, wie sie in den Werken und im Wort sich geoffenbart, zum Wachen und Leben gebracht, und ein gewisses tiefsinniges Sehnen und Suchen nach einer Nahrung aus einem Quell höherer Gedankenfülle bleibt besonderes Eigenthum und Vorrecht der Menschennatur. Diese Befähigung des Geistes durch einen höheren Einfluß wurde auch schon im Alterthum anerkannt, und Philo sagt, daß das eigentliche Licht zum Erkennen durch einen Einfluß geweckt werde, der von Gott komme. Tägliche Beobachtungen zeigen uns die Wahrheit und Richtigkeit dieser höhern Macht, welche die Kraft des Geistes weckt und nährt. Große Dichter und Künstler haben sich nie durch die leichten Tagesneuigkeiten einer sogenannten Weisheit der Welt befriedigt gefunden, sondern ruhten gerne auf dem festen Grunde aus, welchen der nach dem Ewigen forschende Tiefsinn entdeckte. So pflegte Dante die innere Flamme der Begeisterung an dem Scharfsinne des Aristoteles zu nähren, und nächst einem höhern, Alles befruchtenden Elemente scheint es der vertraute Umgang der Jugend mit der ernsten Weisheit der Alten gewesen zu seyn, was den frühern Jahrhunderten ihre erhabene Dichtkunst und den kühnern Aufschwung der bildenden Künste gab; denn in einer Zeit und bei einem Volke, welchem der ewig feststehende Grund des Erkennens fremd geworden ist, wird man den Geist eines Dante und Shakespeare, so wie eines Raphael und Michel Angelo vergeblich suchen. Von Molière weiß man, daß er an der Philosophie des Cartesius nicht bloß große Ergötzung gefunden, sondern daß er sogar tiefer in dieselbe eingedrungen war. Es ist also unläugbar, daß die Kraft der Seele und des Geistes in ihrer Denkthätigkeit entweder unmittelbar durch Begeisterung und religiöses Gefühl, oder mittelbar durch die von jenen Potenzen erschaffenen Werke der Menschen geweckt und genährt werde, wodurch eben der höhere Ursprung unserer Gedankenwelt, als bloß aus der reflektirenden, im Sensualismus thätigen Seele, klar wird. Denn wenn der alleinige Sitz unserer Gedanken wirklich im Verstande wäre, dessen Denken als ein von den Gegenständen sich anspinnendes, also gegenständliches Denken sich gestaltet, so würde uns dieser Verstand über vieles Verborgene und über alle Dunkelheiten des Seelenlebens aufklärende Gedanken zu geben vermögen. So aber bezieht sich unser höheres Denken auf den selbstständigen Geist in uns, welcher der größten Freiheit genießt. Freiheit ist des Menschen höchstes Ideal; freies Denken und Beschließen ist in ihn und seinen Geist gelegt von jener ewigen Schöpferkraft, die selbst in unwandelbarer Freiheit und untrüglicher Wahrheit beschließt und handelt. Freier Gedanke ist des Lebens Krone; der Mensch möchte gern selbst nach freier Wahl denken, aber der Urgedanke, der Geist in seiner Thätigkeit, thut es; der Mensch möchte denselben als Werkzeug haben, indessen er selbst das Werkzeug ist. Der freie Gedanke des Geistes spricht: ich, der äußere Verstandesmensch, habe es von jenem gelernt. Man muß jenen Urgedanken in Freiheit sich entwickeln lassen, man muß ihn nicht mit eiteln Stricken des sogenannten Verstandes binden, damit seine Fittige sich von selber regen. Wir müssen ihm dienen, nicht er uns, denn er ist Herr, welcher uns verderben oder zum Leben führen kann. Daher hat, in Bezug auf den Geist, als die Quelle der Gedanken, ein neuerer Kritiker Recht, wenn er sagt, daß die Begeisterung die Schöpferin, Berechnung die Bildnerin des Gedankens sey, und daß man den apathischen Dichter, welchen eine neuere kritische Schule verlange, sich eben so wenig denken könne, als einen Vogel ohne Flugorgan.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, December.

Weihnachten. Literatur.

Wenn ich an Weihnachten einen Bericht absende, so kann es nicht seyn, um Ihnen eine nächtliche Christmette wie in Wien oder München zu beschreiben, oder Sie auf einen Fancymarkt ähnlich denen in London und Paris zu führen, oder von irgend einer eigenthümlichen, lokalen oder nationalen Feierlichkeit oder Sitte zu erzählen; denn dieses Fest tritt, wie meist unser ganzes hiesiges Leben, nicht nach außen heraus, es weilt im Kreise der Familien, und seine Feier dreht sich um das Kinderleben. Nur eine ungewöhnliche Geschäftigkeit und Rührigkeit belebt das weibliche

Geschlecht, führt Mütter und Töchter durch alle Kaufläden der Stadt und bannt sie wieder bis Mitternacht an den Stickrahmen, um sich gegenseitig und die darin bequemere männliche Hälfte mit den hundert niedlichen allerliebsten entbehrlichen Necessaires und unschäzbaren Kleinigkeiten zu beschenken, deren Zweck mit ihrer Entstehung erlischt, und die nur von dem benuzt werden, der sie weggibt, eben weil ihr Zweck kein anderer ist, als verschenkt zu werden; es sind dies uneigennützige Kleinodien der Schöpfung, die nicht für sich existiren, sondern nur zu ihres Schöpfers Preis und Lob. Da ich kein Diable boiteux bin, um mit meiner Krücke die Dächer aufdecken und die Wände durchsichtig machen zu können, und so die vermummten Christkindchen und glizernden Weihnachtsbäume und andere Baustücke zu Familiengemälden sehen zu lassen, so muß ich auf ein Weihnachtsbild für das Morgenblatt verzichten.

Unsere beiden Arme, womit wir in die Oeffentlichkeit hineingreifen, bleiben, wenn die Landstände nicht gerade versammelt sind, nur Literatur und Theater. Die eine Hälfte jener, die Journalistik, hat mich nebst diesem in meinem lezten Berichte beschäftigt, und auch heute werden mir noch einige literarische Werke und Neuigkeiten des Theaters zu besprechen bleiben. Es ist bekannt, daß seit einer Reihe von Jahren die ganze Neigung des lesenden Publikums sich dem Roman, der Erzählung, der Novelle zugewendet hat. Was die jezige Zeit in Kunst und Poesie sucht, ist Unterhaltung und nichts als Unterhaltung. Alle jene Zwecke der Dichtkunst, um die man sich zu verschiedenen Zeiten stritt die Erhebung, Besserung, Reinigung der Leidenschaften, Wahrheit, Schönheit, hat die Erfahrung des Tages widerlegt; Unterhaltung ist der erste Zweck und das lezte Ziel, welches die Kunst jezt vor Augen hat. Mit Walter Scott begann die Unterhaltungsperiode in der Literatur. Das Drama, das nur als Ganzes aufgefaßt werden kann, die Lyrik, die nur einzelne Bilder, gar nur der Phantasie, nur Schilderung von Seelenzuständen gibt, bei der nie etwas geschieht, muß bei diesen Grundsäzen in Ungnade fallen; und was könnte diese Neigung, diese Sucht besser befriedigen, als eine fortlaufende Erzählung, die in jedem Augenblicke etwas geschehen läßt und für den nächsten immer noch mehr verspricht, die keine Anstrengung fordert, um erfaßt zu werden, kein Entgegenkommen von Seiten des Lesers, keine Stimmung, keine Phantasie, die bequem für jede Stunde des Tages paßt, und deren Eindruck nach dem lezten Worte auch nicht länger anhält, um etwa den Sinn für die darauf folgende Kanzleisizung oder Whistpartie zu verderben? — Verlangen erzeugt in der Literatur immer auch die That, jede Zeit die Männer, die sie braucht. Die jezige braucht, wie ein träger Sultan, Erzähler, und sie hat deren auch, und sie braucht nicht einmal gute, denn die schlechten werden auch gelesen. Ein Unternehmen also, welches dem Publikum Erzählungen, Novellen bringt, schlechte oder gute, ist jedenfalls zeitgemäß, und ein solches gab die Veranlassung zu dieser Vorrede. Ich meine die hier erscheinende „Englische Bibliothek.“

(Die Fortsezung folgt.)

Lausanne, December.

(Fortsezung.)

Correktion der Thiele und Aar. Weinlese.

Erfreulich ist es, Männer, die ehemals in der Politik eine hervorstechende Rolle spielten, ihre Thätigkeit und Kenntnisse zum Nuzen der Gesellschaft verwenden zu sehen. Dies ist jezt mit dem polnischen Obersten Lelewel der Fall, unter dem mehrere wackere Polen, z. B. der Sapeur-Hauptmann Bielinski, ehemals im russischen Generalstabe, deßgleichen die Genieoffiziere Ber und Baczynsky, arbeiten. Fürchten Sie nicht, daß die Polen eine Festung anlegen, oder vielleicht gar einen Riesen-Tunnel unter unserm See weg graben, um einmal bei Nacht und Nebel in Savoyen herauszubrechen und wie am 2ten Februar dieses Jahrs alles Königliche zu vernichten. Nein, wir und sie sind verständiger geworden. Schon seit Jahren sah man die Möglichkeit ein, vier Kantone ohne Schwertstreich und Eroberung, bloß mit Hacke und Schaufel, um ein Ansehnliches zu vergrößern, nämlich durch die Correktion der Flußbette der Thiele und der Aar, eine Operation, welche die Wasserfläche des Neuchateler-, Bieler- und Murtnersees um fünf bis sechs Fuß niedriger stellen, und dadurch nicht nur die anliegenden Kantone Waad, Neuchatel, Bern und Freiburg um zwanzigtausend Morgen Landes bereichern, sondern auch die an diesen Seen gelegenen Moräste und Moorgegenden ganz trocken legen, zu vortrefflichem Ackerboden und gesunder machen würde. Dem Kanton Bern gebührt das Verdienst, die Sache unternommen zu haben. Ihm haben sich denn die andern dabei so wesentlich gewinnenden Kantone angeschlossen. An der Spize der wacker fortschreitenden Arbeiten steht der Oberst Lelewel. Gewiß ein Unternehmen vom höchsten Interesse, das uns entschädigen muß für Prachtgebäude, Kirchen, Palläste, Kunstsammlungen, Fresken und dergleichen, deren Gründung und Anlage unsere Hülfsmittel, wie unsern Ideenkreis in einem Lande übersteigt, das die Natur mit so schönen Pallästen, Säulen, Gewölben und Gemälden ausgestattet hat.

Zu den reizendsten Gemälden, die kein Stillleben sind, sondern duftige, saftige und farbenvolle Landleben, gehört alle Herbst die Weinlese, und nun zumal dieses Jahr. So ist es bei Ihnen, an den Ufern des Rheins, des Mains und des Neckars, aber nicht in Frankreich und bei uns am See, wo so viel Französisches in Sprache und Sitten herrscht. Unser Erntefest, unsere Weinlese ist das alle sieben oder neun Jahre stattfindende Winzerfest in Vevay, von dem voriges Jahr im Morgenblatt gehandelt wurde, an dem aber nur die Nachbarn dieser Stadt und einzelne Begüterte aus der Ferne Theil nehmen können. Unsere Waadtländer sind sonst ein gastliches Volk, nur nicht wenn sie damit beschäftigt sind, ihren Weinsegen einzubringen. Da wird an nichts gedacht, als an das Geschäft, und nur die Arbeiter und Winzerinnen hört man sich freuen, die Besizer der Weinberge nehmen den Gottessegen in ihrem reizenden Lande ganz trocken hin. Und doch wäre es besonders dieses Jahr der Mühe werth gewesen, sich noch anders darüber zu freuen, als mit Ueberzählung des Gewinns. An Menge und Güte haben unsere drei vorzüglichen Weingegenden: la Côte, la Vaux und Yvorne, alle Hoffnungen der Sachverständigen übertroffen. Die Weinregister, die drei Jahrhunderte hinaufreichen, haben nichts Aehnliches aufzuweisen. Zwar hatte man im August und September schon auf das Doppelte des gewöhnlichen Ertrags gerechnet; nun fand sich aber, daß dies nicht genug sey. Dadurch entstand, troz aller Vorarbeiten und Anschaffungen von Fässern seit einem Jahr, ein so großer Mangel daran, daß an mehreren Orten die Weinlese eingestellt werden mußte, weil weder Fässer, noch Plaz genug in den Kellern vorhanden war, um noch mehr Wein aufzunehmen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 8.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 9. Januar 1835.

— Die Macht,
Die richtend im Verborgnen wacht,
Die unerforschlich, unergründet,
Des Schicksals dunkeln Knäuel flicht,
Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.

Schiller.

Nemesis.

(Veranlaßt durch Thorwaldsens Relief.)

Geleugnet und gefürchtet von den Rohen,
Die nie empfunden deines Speeres Schaft,
Verspottet und gelästert von den Rohen,
Den trotz'gen Sklaven wilder Leidenschaft,
Und von den Unverständigen geflohen,
Die schmachten in der Furcht und Blindheit Haft:
Vermagst du nur dem klaren Blick der Reinen,
Als ernste, milde Göttin zu erscheinen.

Zu überschreiten die gesteckten Schranken,
Gelüstet oft die wildempörte Fluth,
Vom Kriegessturm geschüttelt, Reiche wanken,
Die Erde speit hervor die rothe Glut,
Und selbst im lichten Reiche der Gedanken
Entbrennet der Titanen Uebermuth:
Doch ob dem Chaos schwebend, mild und heiter,
Sprichst du das Wort: bis hieher und nicht weiter!

Nicht Helden nur und Kön'ge — dich empfindet
Im engsten Kreise jedes Menschenherz;
In jede Brust greift deine Hand und findet
Für jede That den Lohn — bald Lust, bald Schmerz;
Mit scharfer, doch geheimer Grenze bindet
Sie Kühnheit, Trauer, Jubel, Gram und Scherz,
Und deinen Kreis, bewacht von Zucht und Scheue,
Hat keiner überschritten ohne Reue.

Weil du, Erhab'ne, nicht im breiten Gleise
Des offenbaren Weges sichtbar fährst;
Weil du, verhüllt von Wolkenschleiern, weise
Den Tag der Zukunft lang am Busen nährst;
Weil du in das Geheimniß deiner Weise
Oft selbst Propheten keinen Blick gewährst,
Drum klagen trauernd und verzagt die Blinden:
Du seyst im Reich des Wahnes nur zu finden.

Du aber lebst und waltest! deinen Rossen,
Die niemals altern, wird die Kraft nie matt,
Nie ward verfehlt das Ziel von den Geschossen,
Die deine sichre Hand geschliffen hat;
Du schreibst in Tafeln, die aus Erz gegossen,
Schreibst dein Gesetz nicht in ein welkes Blatt.
Du hältst die Riesenhallen der Geschichte,
Wie Atlas den Olymp, im Gleichgewichte.

Und wie du dem Verächter goldner Mitte,
Dem Uebermüthigen, den Nacken beugst;
Wie du, gerührt von frommer Unschuld Bitte,
An deiner Brust das Kind der Strafe säugst;

Und Schirmerin der Zucht und schönen Sitte,
Aus deinem Schooße Maaß und Ordnung zeugst:
So magst du gern aus starken Künstlerseelen
Verkünder deiner Offenbarung wählen.

Jezt tritt, geformt aus glänzend weißem Steine,
Dein Bild entgegen der erstaunten Welt;
Es trägt den Stempel jener heil'gen Reine,
Auf die kein Schatten eines Frevels fällt;
Es glänzt in eines höhern Lebens Scheine
Als welches dem profanen Sinn gefällt —
Der Kunst Triumph, die hier mit Erdenstoffen
Selbst des Gedankens Hoheit übertroffen.

Gustav Pfizer.

Ueber den Ursprung unserer Gedanken.

(Fortsetzung.)

Dies erkannte auch schon das **Alterthum** ausdrücklich an; die Peripatetiker, der alte Dicäarchus und der blühende Cratippus, glaubten, daß im Geiste des Menschen eine Art von Orakel wohne, wodurch man die Zukunft voreempfinde, wenn das Gemüth, entweder durch göttliche Begeisterung getrieben, oder durch den Schlaf entbunden, sich fessellos frei bewege. Noch mehr und deutlicher spricht es Plato aus, daß ein höherer Geist unsere Gedanken belebe, die Begeisterung im Menschen und dadurch Dichter erzeuge. Er läßt nämlich in seinem Dialog **Jon** den Sokrates so sprechen. „Dies wohnt dir nicht als Kunst bei, o Jon, gut über Homeros zu reden, sondern als eine göttliche Kraft, welche dich bewegt, derjenigen gleich, die im Stein ist, der von Euripides der Magnet, gewöhnlich aber der Stein des Herakles genannt wird. Denn dieser Stein zieht nicht nur selbst die eisernen Ringe an, sondern er theilet auch den Ringen gleiche Kraft mit, dasselbe zu thun, was er thut, nämlich andere Ringe anzuziehen, so daß bisweilen eine lange Reihe von Stäbchen und Ringen aneinander hängt; allen diesen aber ist ihre Kraft von jenem Stein angehängt. Eben so macht zuerst die Muse selbst Begeisterte und an diesen hängt eine ganze Reihe Anderer, durch sie sich Begeisternder. Denn **alle rechten Dichter alter Sagen sprechen nicht durch Kunst, sondern als Begeisterte und Besessene alle diese schönen Gedichte.** Und eben so die **rechten Liederdichter**; so wenig die, welche vom tanzenden Wahnsinn befallen sind (die Corybanten), in vernünftigem Bewußtseyn tanzen, so dichten auch die Liederdichter nicht bei vernünftigem Bewußtseyn diese schönen Lieder, sondern wenn sie der Harmonie und des Rhythmos erfüllt sind. Ein leichtes Wesen ist der Dichter, geflügelt und heilig, und nicht eher vermögend zu dichten, bis er begeistert worden ist und bewußtlos und die Vernunft nicht mehr in ihm wohnt. Denn so lange er diesen Besitz noch festhält, ist kein Mensch im Stande, irgend zu dichten oder Orakel zu sprechen. Nicht also durch Kunst dichtend, sagen sie so viel Schönes über die Gegenstände, sondern durch göttliche Schickung ist jeder nur dasjenige schön zu dichten vermögend, wozu die Muse ihn antreibt, dieser Dithyramben, jener Lobgesänge, ein anderer Tänze, oder Sagen, oder Jamben, und im Uebrigen (d. h. in andern Arten der Dichtung) ist Jeder schlecht. Denn nicht durch Kunst bringen sie solches hervor, sondern durch göttliche Kraft; wenn sie durch Kunst über Eines schön zu reden wüßten, könnten sie es wohl auch über alles Andere. Daher auch der Gott, nur nachdem er ihnen die Vernunft genommen, sie und die Orakelsänger und die göttlichen Wahrsager zu Dienern gebraucht, damit wir Zuhörer gewiß wissen mögen, daß nicht diese es sind, welche das sagen, was so viel werth ist, denen ihre Vernunft ja nicht einwohnt, sondern daß der Gott selbst es ist, der es sagt, und daß er nur durch sie zu uns spricht. Ein großer Beweis für alles dies ist Tynnichos, der Chalkidenser, der nie irgend ein anderes Gedicht gedichtet hat, dessen es nur lohnte zu erwähnen, als jenen Päan, den Jeder singt, unter allen Liedern fast das schönste, recht, wie er selbst sagt, durch einen Fund der Musen. Denn an ihm scheint ganz vorzüglich der Gott uns dieses offenbart zu haben, damit wir ja nicht zweifeln, daß diese schönen Gedichte nicht Menschliches sind und von Menschen, sondern Göttliches und von Göttern, **die Dichter aber nichts sind, als Sprecher der Götter.** Um dies zu zeigen, hat recht absichtlich der Gott durch den schlechtesten Dichter das schönste Lied gesungen.“

Also auch schon Plato hat diese Bemerkung gemacht und auch sehr richtig erklärt, wie sich öfters ein großer, wahrer, schöner Gedanke wie ein Goldkorn in den todten Schlacken eines geistlosen, leeren Gewäsches vorfindet. Hier wirft der in seiner verborgenen, höheren Existenz sich ausbildende Geist oft einzelne Lichtblicke in die öde Dunkelheit des wachen Zustandes des Menschen, der über ein so ungewöhnliches Ereigniß oft am meisten erstaunt ist und dadurch sich überzeugt, daß im Gehirn des Menschen noch ein tüchtiger, allwissender Souffleur wie hinter einer Koulisse versteckt sey.

Ja, es muß eine höhere Kraft seyn, deren Einwirkung in die Seele als die Quelle aller wahren Gedanken erscheint, welche in unnennbarer Fülle dem begeisterten Dichter und Seher und überhaupt Jedem zuströmen, der sich zur freithätigen Wirkung des Geistes empor zu heben vermag. Auf alle diese passen die Verse Schillers

in seinem Gedichte: Glück. Aber noch schöner und treffender spricht unser Dichter in seinem Gedichte *der Genius* von jenem unbekannten Quell der Gedanken und der Kraft des Geistes. Wenn man nun schon im *Voraus* annehmen kann und muß, daß im Geiste die Quelle aller in ihrer Entstehung uns sonst unerklärbaren Gedanken zu suchen sey, so wird man durch verschiedene *abgeleitete Betrachtungen* zu derselben Annahme genöthigt. Wenn man nämlich zugibt, daß dem Geiste allein die wahren Ideen und Gedanken entquellen, so muß dies ohne Zweifel in allen jenen Zuständen offenbarer hervortreten, in denen der Geist schrankenloser, freier wirken kann, wie z. B. in der Einsamkeit, in der Begeisterung selbst, kurz in allen jenen Zuständen, welche die Entstehung des Hellsehens bedingen. Ueber die Begeisterung, als Schöpferin der Gedanken, haben wir schon geredet, und fügen jezt noch Einiges hinzu über die Macht der Einsamkeit auf Erzeugung neuer, großer Gedanken.

Wenn der Mensch in der Einsamkeit genöthigt ist, in sein Inneres hineinzugehen, so gelangt gerade dadurch der Geist zu freierer Erhebung und Stärke, und es zeigt sich in der That die Einsamkeit als unentbehrlich, um unsern Gedanken Richtigkeit, Gründlichkeit, Festigkeit und Stärke zu geben. Alle Unlauterkeit, womit Müssiggang das leere Gemüth befleckt, verschwindet bei edler Beschäftigung des Geistes. Freiheit und Ruhe geben dem Geiste das Gefühl seiner selbst und veranlassen ihn, Kräfte zu versuchen, deren wir uns vorher noch nicht bewußt waren; wir kommen auf umfassendere Begriffe, wir erhalten hellere Aufschlüsse, eine größere Mannichfaltigkeit von Vorstellungen und Gedankenverbindungen. Einsamkeit weckt oft allein das Genie durch ihre innere, den Geist befreiende Kraft, ohne alle Hülfe der Großen, ohne alle Ermunterung; die größten Empfindungen und Gesinnungen werden wach; Leben in der Einsamkeit ist nichts als Denken. Bei jedem Fußtritte geht der Geist durch's Unermeßliche und glüht in diesem freien Genusse seiner selbst von Enthusiasmus und schreitet immer höher im Nachdenken großer Dinge und im Festhalten heroischer Entschlüsse. So faßte der große König von Preußen auf einem einsamen Berge bei Pyrmont, seinem Lieblingsaufenthalt, der auch noch jezt der Königsberg heißt, den großen Gedanken zu seinem ersten schlesischen Kriege. Ueberhaupt aber werden alle Menschen, die ein anerkannt einsames Leben führten, hier als Beweis dienen können, einmal daß die Einsamkeit ein Stillleben im Geiste begünstige, und dann, daß sie gerade dadurch die Entstehung großer Gedanken (aus dem Geiste) herbeiführe. Wer Zimmermanns vortreffliches Werk von der Einsamkeit gelesen hat, wird ohnehin schon durch viele, durch das ganze Buch zerstreute Andeutungen von unserer Behauptung überzeugt seyn. Für andere jedoch will ich noch einige Beispiele hinzufügen. So bildete sich der große Dichter Petrarka ganz in der Einsamkeit und machte da sich fähig zu den großen politischen Geschäften, zu denen er von mehreren Päbsten und Fürsten gesucht und gebraucht ward. Die besten alten Schriftsteller entriß er dem Moder und dem Staube, und ohne seine neuen Abschriften wären die meisten jener Schätze für uns verloren. Die Einsamkeit befeuerte ihn, das Studium der schönen Wissenschaften wieder emporzubringen, den Geschmack zu reinigen; durch sie allein erhielt er die Kraft, daß er selbst dachte und schrieb wie ein freier Bürger des alten, noch nicht unterjochten Roms; daß er bis in seinen Tod der nämliche geistvolle Petrarka blieb und durch sein leztes Werk immer seine vorigen übertraf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne. December.

(Beschluß.)

Weinsegen und seine Folgen. Neuer Spazlergang.

Unser Kanton besizt ungefähr sechzehntausend Posen (Jaucherte) Weinland. In den meisten Gegenden hat die Pose zehn und mehr Chars (Fuder) Wein gegeben. Nehmen wir aber nur Eins in's Andere an, so kommt man doch zu 128,000 Fudern; wird nun davon der Pot oder die Maaß, der trefflichen Qualität des Weins ungeachtet, nur zu dem gewöhnlichen Preis von zwei Bayen (6 kr. rhein.) angeschlagen, so ergibt sich für dieses Jahr ein Gewinn von mehr als zehn Millionen Schweizerfranken. Freilich muß diese ungeheure Masse Weins abgesezt werden, und dies ist nicht leicht; denn fügen wir zu diesen 128,000 Fudern noch 50 bis 65,000, die von den vorigen guten Jahren noch in den Kellern liegen, ziehen wir davon 20,000 Fuder für den eigenen Gebrauch des Kantons ab und 20,000 für den gewöhnlichen Betrag der Ausfuhr, so bleiben doch ungefähr 155,000 Fuder in den Kellern, eine Masse, die allen unsern Bedürfnissen genügen würde, wenn wir auch drei Jahre hinter einander gar keinen Wein erzeugten. Bei alle dem erhält der Wein immer noch seine alten Preise. Dies kommt von dem theuren Faßwerk, das in gegenwärtigem Jahr bei Weitem den Preis des Weins übersteigt; ja an manchen Orten soll man für ein altes Faß den doppelten Inhalt an Wein gegeben haben.

-- Aus diesem unerhörten Weinsegen geht denn jezt eine unerhörte Weinseligkeit hervor, die wieder einen großen Einfluß auf die Politik übt, denn diese ist nun einmal nicht mehr aus unserm sonst so unbefangenen Leben hinauszubringen. Unsere besten Weingegenden, besonders die Côte und la Vaux, sind jezt unsere entschiedensten Radikalländer, und dieser Radikalismus sonst gar verständiger und ruhiger Männer geht viel von dem Zapfen, von der Schenke aus; hier wird der große Kreuzzug der Völker gegen die Könige, die Einnahme ihrer Hauptstädte, die Demüthigung der Monarchen u. s. w. verabredet; denn es ist bei diesen guten Leuten nun einmal eine ausgemachte Sache, daß die Schweiz mit Hülfe der Berner Professoren und Studenten an der

Spitze dieses Krieges stehen und wesentlich dazu helfen wird, der Menschheit ihre Rechte wieder zu erobern. Zwischen den Weinflaschen und Käsefragmenten gehen dann die Bittschriften an den Großrath herum. Kommen die Radikalmänner endlich nach vielfachen Libationen nach Haus, so sind Frau und Kind und Knecht zu bedauern, denn ohne Schläge geht es selten ab. Zu diesem Radikalismus hilft außer dem neuen Weine noch etwas, das sonst mild, gut und sanft macht, der vierstimmige Gesang, hier nach Kauperts Schnak geheißen: Nationalgesang, oder vielmehr nicht der Gesang, sondern dessen neue Lieder, die mit denen der Handwerksburschen im Steinhölzly bei Bern einige Aehnlichkeit haben. Der Apostel dieses Gesangs war vorigen Sommer auch hier, und es wiederholte sich in Lausanne, was früher in Morges, Rolles, Aubonne und Genf bemerkt und von Verständigen getadelt worden war, d. h. die Beimischung eines unglaublichen Charlatanismus zu dem allerdings so nützlichen und schönen vierstimmigen Gesang; dieselben schwülstigen, bald religiösen, bald politischen Reden, die Spielerei mit Fähnchen, Fahnen und andern Abzeichen, hierauf das obligate Silberwerk für den uneigennützigen Gesanglehrer, zulezt aber das schnelle Vergessen und Verfallen der Sache, deren man hier wie in Genf schon nach sechs Monaten ungern gedachte wegen des damit verbundenen Schwulstes.

Ich will diese Korrespondenz mit einer Nachricht schließen, die allen den Lesern und Leserinnen, die unsere Stadt kennen, nicht uninteressant seyn wird. Sie kennen Alle unsern Montbenon, den schönen Spaziergang mit herrlichen, schattenden Baumgängen an der Südwestseite der Stadt, von dem man eine so weltherrschende Aussicht auf den größten Theil des Lemans hat. Fast in derselben Richtung, nur im Südosten der Stadt, dicht an der nach Ouchy hinabführenden Fahrstraße, ist jezt ein neuer Spaziergang vollendet, der sich von dem eleganten Casinogebäude östlich hinzieht und da auf einem ansehnlichen Plateau, in anmuthigen Parkanlagen, die reizendsten Aussichten auf den See, seine schweizerischen und savoyischen Ufer darbietet. Die Tours d'Ay und die Diablerets begrenzen oben das Bild an den Wolken mit den Dents d'Oche, den Abondance-Bergen, und im Süden schließen es die Voirons und der große Salève bei Genf. Unten aber, wo der See fluthet und seine heitern Städte bespült, kann sich das entzückte Auge von Chateau-Chillon, Montreux und Clarence in einem Moment den anmuthig gebuchteten Ufern entlang, oder auf der Spiegelbreite des Sees bis nach Coppet hin schaukeln.

Karlsruhe, December.

(Fortsetzung.)

Das böse Haus von Auffenberg.

Seit einer langen Zeit des Schweigens, so viel mir bekannt, seit seiner spanischen Reise wieder zum ersten Mal, trat **Auffenberg** mit einem dramatischen Produkte vor das Publikum, um ihm zu zeigen, daß unter den Adern, die ihm vor Valencia zerstochen wurden, nicht die poetische war. Kurz nachdem es im Druck erschienen, kam es auch zur Darstellung; Werth und Wirkung lassen sich demnach desto allseitiger beurtheilen. Auffenberg ist in hiesiger Stadt der einzige dramatische Dichter von Ruf; es ist Pflicht, daß auch unser Theater das erste sey, seine neuen Erzeugnisse in's Leben zu führen. Da dieses Schauspiel sicher schnell den Lauf über alle Bühnen nehmen wird, so scheint es mir nicht unpassend, etwas näher darauf einzugehen. Der durch den Dichter unter der Anleitung von Walter Scott auf die Bühne gebrachte, so wirksame Ludwig XI. mußte bei ihm das Verlangen einer selbstständigen Zeichnung desselben erwecken; er wählte dazu die lezten Tage des frommen Sünders, und dichtete „das böse Haus." So heißt nämlich ein Haus in Tours, worin die Geschichte, auf wahren Grundlagen beruhend, sich zuträgt. Sie dreht sich um den Schatzmeister Cornelius, der die königlichen Schätze in diesem Hause hütete. Seit einiger Zeit wurden daraus, troz der genauesten Sorgfalt des Schatzmeisters, Kostbarkeiten auf eine unbegreifliche Weise entwendet, und mehrere Lehrlinge deßhalb auf Verdacht und Anklage des Alten aufgeknüpft. So kam das Haus in den Ruf, als spuke es darin, der Alte wurde geflohen, und seine Schwester galt für eine Hexe. Endlich entdeckte es sich, daß der Schatzmeister schlafwandelnd sich immer selbst bestehle, und die Schätze in einer Kammer vergrabe, ohne im Wachen etwas davon zu ahnen. An diese Geschichte lehnt sich ein anderer Rahmen an, in dem der bühnengerechte Ludwig XI. als Hauptperson steht, und hinter ihm die bekannten Gestalten von Tristan l'Hermite, dem Generalprofoß von Frankreich, und von Olivier le Daim, des Königs ehemaligem Barbier. Der Leztere erscheint diesmal nur in einem großen eisernen Käfig, zur Strafe, aber fürstlich bedient nach allen seinen Bedürfnissen, weil er das Glück oder Unglück hat, 24 Stunden vor dem Könige sterben zu sollen. Ein dritter Rahmen enthält eine Liebesgeschichte einer natürlichen Tochter des Königs, die an einen buckligen Grafen verheirathet ist und, von ihm mißhandelt, sich der Liebe eines jungen Edelmanns hingibt. Der Graf, dessen eheliche Zärtlichkeit dem Könige ruchbar wird, gibt diesem Gelegenheit, in ihm den Adel demüthigen und ihm den Fuß auf den Nacken setzen zu können. Diese drei Interessen sind in einander verflochten, aber nicht bis zur Nothwendigkeit, und so ziemlich mit gleichen Rechten, so daß abwechselnd bald dieses, bald jenes hervortritt, keines aber vom andern gehoben wird, oder in ihm untergeht, und was das Schlimmste ist, daß keines sich besondere Theilnahme zu verschaffen weiß. Ein widerlicher, geiziger Schatzmeister, eine Liebe einer Ehefrau, die durch dies Verhältniß schon unsere Billigung verliert und durch die Trennung der Ehe nicht gewinnt, und ein König, wenn auch ein Ludwig XI., der nicht in das Ganze eingreift, sondern nur einzelne wirksame Fragmente darbietet, und am Ende, durch die Nachricht vom Tode Oliviers niedergeworfen, die Liebenden fein bürgerlich zusammengibt — Alles dies ist nicht geeignet, ein lebhaftes Interesse des Zuschauers zu erwecken, ihm Furcht oder Mitleiden zu erregen, oder ihn über das Leben emporzuheben. Höchstens sträubt sich sein Haar, wenn der Schatzmeister seiner Schwester das Messer an die Kehle sezt, sie zum Geständniß des Diebstahls zu bringen, und sie ihm unter den Händen am Schlagfluß stirbt. Es fehlt dem Stücke an einem ästhetischen Mittelpunkt; das Interesse mangelt, der Eindruck ist widerlich. Einzelnes ist sehr wirksam, selbst schön, und in der Sprache finde ich einen Fortschritt; sie wird natürlicher, falsches Pathos und Sentenzen seltener; nur thun die Reime, welche mitten in den jambischen Reden angewendet werden, wann es der Zufall oder die Laune, nicht die Wirkung will, dem Ohre weh. Ich zweifle übrigens nicht, daß das böse Haus bald auf allen Bühnen erscheinen wird, denn unsere Nerven sind durch die französische Pseudo-Romantik schon darauf vorbereitet; doch erfordert die Darstellung des Königs und des Schatzmeisters fast zwei Seidelmanne, wenn sie gelingen soll.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 9.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 10. Januar 1835.

— L'histoire nouvelle
De la brillante bagatelle,
La divinité de Paris.

Gresset.

Der Neujahrsmarkt in Paris.

Von G. B. Depping.

Gegen Neujahr regt sich der in Tändeleien so erfinderische Pariser Gewerbfleiß jedesmal gewaltig, und nicht minder rührt sich die reiche Welt, um neue Tändeleien einzukaufen und zu verschenken. Ja, die Pariser Produkte reichen nicht einmal hin, auch die deutschen Magazine von Nürnbeeger Tand und Spielzeug werden ausgeleert, um den Pariser Markt gehörig zu versehen. Diese Nürnberger Waare sieht noch eben so steif und ungehobelt aus wie vor 30 Jahren und länger; allein ihrer Wohlfeilheit und vielleicht auch ihres seltsamen Aussehens wegen hat sie ziemlich starken Absatz, aber nur unter den Unbemittelten, denn die Reichern verlangen Schöneres, und für diese arbeitet hauptsächlich der Pariser Gewerbfleiß auf die mannichfaltigste Art. Konditoren und Chokoladehändler sorgen jedes Jahr für neue Gestalten und bringen Zucker und Chokolade in alle erdenkliche Formen. Ein Triumph für sie ist es, wenn sie Zuspruch genug haben, um einen Soldaten an die Thüre stellen zu können, der dann ein sprechender Beweis eines solchen Zudrangs ist, daß der Inhaber, um Unordnung und Unglück zu verhüten, es für nöthig erachtet hat, die bewaffnete Macht, oder wenigstens ein Individuum derselben aufzubieten. Wo aber einmal Gebeänge ist, drängt man sich noch mehr zu, und die Vorübergehenden folgern aus der Anwesenheit des Soldaten, daß hier das Beste feil seyn müsse; warum wäre sonst so geoßes Gedränge? Vor einigen großen Magazinen, besonders den Girouxschen, wird es von Equipagen von Mittag bis zum späten Abend gar nicht leer; denn hier stehen nicht allein niedliche Sachen, sondern auch Kunstwerke feil. Nicht so glänzend, aber nicht minder lebhaft sieht es in einigen Magazinen der Richelieu-, der Vivienne- und St. Honoréstraße aus, in denen man sich tagelang unterhalten kann. Die Laden auf dem Börsenplatze wetteifern mit ihnen und bieten namentlich eine Menge Neuigkeiten in Porzelan, Konditorei, Elfenbein, schöne Albums u. s. w. Auf diesem Börsenplatze ist kürzlich auch ein großer Bücherladen entstanden, der zu den schönsten von Paris gehört, und ein neues und nützliches Institut zu werden verspricht. Ein großer, mit einem Glasdache bedeckter Saal, mit einer oben rund herumführenden Galerie, ist von oben bis unten mit neuen Büchern angefüllt. Für das Geschichtsfach und die dahin gehöeigen ältern Werken ist ein eigener Saal vorhanden, wo auch alte Urkunden zu haben sind, deren Verfasser in den Klöstern wohl niemals gedacht hätten, daß ihre Skripturen bei der Nachwelt zur Waare werden würden. Abends wird die ganze Anstalt mit Gaslichtern

herrlich beleuchtet. Der große Saal steht Jedermann zur Schau offen. Die fremde Literatur wird hier besonders berücksichtigt, und der deutschen ist ein sehr bedeutender Raum angewiesen. Man bemüht sich, die deutschen Geistesprodukte so schnell als möglich nach ihrem Erscheinen auszustellen. Auch versucht man daselbst, einen deutschen Lesezirkel zu stiften, worin die Deutschen und die Liebhaber der deutschen Literatur nicht allein die belletristischen und wissenschaftlichen Zeitschriften, sondern auch die vorzüglichsten deutschen politischen Zeitungen (ihre Zahl beträgt jezt leider kein halbes Dutzend) beisammen finden sollen. Hoffentlich wird dieser Versuch besser glücken, als manche frühere. So oft es darauf ankam, in Paris einen deutschen Lesezirkel zu stiften, fanden sich immer nur acht oder zehn Liebhaber ein und das Projekt kam in's Stocken. Die Schuld liegt zum Theil an den Deutschen, welche sich im Auslande nicht genug um ihre vaterländische Literatur bekümmern, aber auch an der Scheu der Pariser Gelehrten, sich ernstlich mit der deutschen Sprache zu befassen. Was freilich deutsche Zeitungen betrifft, so können die Pariser gar wenig daraus lernen, und zwar am wenigsten, was Deutschland selbst angeht.

Unter den neuen Erfindungen, welche in diesen Tagen zur Schau gestellt werden, ist besonders zu nennen der sogenannte Physionotype, der wahrscheinlich schnell auch im Auslande bekannt werden wird. Es ist ein Instrument, aus einer Menge zusammengelegter eisernen Stäbchen oder Nadeln bestehend, deren Enden eine ebene Fläche bilden. Legt man diese Fläche auf ein Basrelief oder auf irgend einen Körper mit Erhöhungen und Vertiefungen, so schmiegt sie sich nach den Unebenheiten und wird zu einer Form, wovon man einen Abguß von Gyps oder einer andern weichen Materie machen kann. Dieser Physionotype ist nun vorzüglich zum Abdrucken menschlicher Gesichter erfunden, da das Anlegen jenes Instruments eine weit leichtere Sache ist, als das Auftragen einer weichen, nassen Materie. In einem Magazine der Viviennestraße zeigt man eine Menge Porträts, welche bereits auf diese Weise in Gyps dargestellt sind. Jedoch muß, wie es scheint, die Kunst immer ein wenig nachhelfen, und auch die Augen werden erst hernach angebracht. Diese Porträts kommen übrigens doch sehr hoch im Preise zu stehen, und die Erfindung wird also nicht sehr populär werden.

In der Almanachsliteratur bemerkt man dieses Jahr nichts Vorzügliches. Zwar stehen geschmackvolle Almanache in den Buchläden; allein in diesem Fache hat Frankreich nie gestrebt, andern Ländern, namentlich England und Deutschland, den Rang streitig zu machen. Sehr bedeutend ist daher die Einfuhr englischer Almanache, oder wenigstens, da die Kupfer darin manchmal das Beste sind, der Kupferstichsammlungen daraus, wie man ehemals die schönen Vignetten aus Dorats Fabeln schnitt und die Fabeln selbst wegwarf, ein gerechter Lohn der Eitelkeit des Dichters, welcher seine Werke mit dem größten Luxus ausgestattet, aber darüber vergessen hatte, den Dichtungen selbst die gehörige Vollendung zu geben. Am besten nehmen sich noch die poetischen Almanache aus, die übrigens nie mit Kupfern ausgestattet werden, wiewohl auch sie nur zu oft einen Troß unbekannter Dichter mit sich schleppen, welche in diesen Neujahrsbüchern ihre unreifen Versuche niederlegen. Desto reicher ist Frankreich jezt an sogenannten Albums und Sammlungen von Zeichnungen, besonders lithographirten. Paris ist voll von Künstlern, jungen und alten, welche Kapricen, lustige Einfälle, gute Gedanken haben und dieselben auf's Papier werfen; andere gibt es, die zu ihrem Vergnügen herumreisen, und was ihnen Merkwürdiges aufstößt, skizziren; daraus entstehen denn eine Menge interessanter Hefte, welche bald einen Verleger finden und geschmackvoll ausgestattet am Neujahrstage zu Angebinden dienen. Es gibt Künstler, denen solche leichte Arbeiten mehr einbringen als ernstere, und die es daher auch nicht unterlassen, dergleichen in Menge zu Tage zu fördern. Die Laden der Kunsthändler sind mit solchen Produkten überschwemmt, und in den Salons in den Häusern der Reichen liegen deren fast immer mehrere zur Unterhaltung der Besuchenden. Am Schluß des Jahrs eröffnet auch die Gesellschaft der Kunstfreunde ihre Ausstellung, die aus den von ihr erkauften Kunstsachen, besonders Gemälden, besteht. Dem Anscheine nach ist dies eine große Aufmunterung für angehende und noch unbekannte Künstler. Einige Leute meinen jedoch, durch das Ankaufen mittelmäßiger Kunstwerke werde die Kunst nicht im Mindesten gefördert, es wäre denn, daß man diese sogenannten Kunstwerke hernach vernichtete und die ungeheure Zahl von Sudeleien in der Welt verminderte. Jedenfalls kommt es mir vor, als ob in einer Stadt, wo Künstler so viele Gelegenheit haben, sich zu zeigen, eine Gesellschaft von Kunstfreunden, wie die hier bestehende, ein wenig aussehe, wie das fünfte Rad an einem Wagen.

Ueber den Ursprung unserer Gedanken.

(Fortsetzung.)

Der chinesische Kaiser Kien-Long, ein wadrer Vater seines Volks, der mit den erhabensten Eigenschaften eine große Neigung zur Einsamkeit und Ruhe verband, und in dieser eine große Menge Bücher und Gedichte schrieb,

sagt in einem kleinen Gedichte, welches er verfertigte, als er außerhalb der großen Mauer bei den Tataren auf der Jagd war: „Könnte ich doch wie ein Weltweiser des Alterthums von der Frucht der Tanne leben, um mit Muße und Bequemlichkeit mit mir selbst umzugehen und weiter nichts zu verlangen!“ Könige und Philosophen, Dichter und Redner, Helden und Weise, die über das Gemeine sich zu erheben, ihre Kenntnisse zu vermehren, Licht und Aufklärung, Stärke der Gedanken und Gesinnungen und Reinheit der Gefühle zu erreichen strebten, alle diese suchten in allen Zeiten die Einsamkeit und empfanden ihre Kraft. Homer malte wohl darum die einsamen Oerter Griechenlands und Italiens mit einer Stärke und einer Wahrheit, daß wir durch seine Beschreibungen sehen, was er selbst nicht gesehen hat. Demosthenes floh in eine Kammer unter der Erde, fern vom Weltgeräusche Athens, und blieb dort mit geschornem Haupte ganze Monate, um seine Reden zu schreiben. Die berühmtesten Helden Griechenlands und Roms faßten in der stillen Eingezogenheit, die sie liebten, Kraft und Muth zu neuen kühnen Thaten des Geistes. In einer schaurigen Einöde erhob sich der Kirchenlehrer Hieronymus zu männlicher Beredtsamkeit und großer Macht mit der Feder, und er warf weit in die Welt hinaus aus dem Dunkel seinen Glanz. Die Druiden räumten nach vollbrachten gottesdienstlichen Geschäften die Städte im alten Britannien, in Germanien und Gallien und lebten in einsamen Waldungen in erhebender Stille und Ruhe, um Jünglinge zu unterrichten; sie waren zugleich Priester, Gesetzgeber, Räthe, Richter, Aerzte und Philosophen dieser Völker, und zogen die Kraft dazu nur aus der Einkehr in den eigenen Geist. Und sieht man auf die wahrhaft großen Männer und Helden der neuern Zeit, so findet man selbst unter den Fürsten viele, welche es im Gefühle der begeisternden Kraft der Einsamkeit liebten, in einsam gelegenen Lustschlössern und Gärten still und bürgerlich zu wohnen und sich dort für den Catechismus des Hofmarschalls zu bedanken. Ich weise hier nur auf den größten König hin, auf Friedrich den Großen, welcher zu Sanssouci wie ein alter Kriegsgott seine Donnerkeile schmiedete und zugleich Werke für die Nachwelt schrieb. Gewiß, es findet sich kaum ein Mensch von höherem Geist, ungemeinen Fähigkeiten oder durch schöne Thaten erworbenen Ruhme, der uns nicht einige Denkmäler einsamer Weisheit und stiller Würde nachgelassen und dadurch bewiesen hätte, daß wahrhaft große Gedanken immer nur aus dem, in der Einsamkeit frei wirkenden Geiste auf uns überströmen und sich oft als blendende Gedankenblitze gestalten. Solche uns plötzlich überraschende Ideen, deren Erzeugung uns völlig unbekannt ist, welche die Sprache nicht unrichtig „Einfälle“ nennt, denen der Weltweise oft die lichtesten Ideen, der Feldherr die Entscheidung der Schlacht, der Arzt das Rettungsmittel seines Kranken verdankt, kann man so als die Erzeugnisse unseres Geistes in seiner weniger gebundenen Form ansehen, welche aber durch die Reflexion in die gewöhnliche bewußte hereintreten. Auch Friedrich der Große sagt: „ich ergebe mich in das Geschick, welches die Welt nach seinem Belieben lenkt. Als Politiker und Krieger sind wir nichts weiter als Drahtpuppen der Vorsehung; nothwendige Werkzeuge einer unsichtbaren Hand, bewegen wir uns und handeln wir, ohne zu wissen, was wir thun, und nicht selten ist die Frucht unserer Bemühungen das Gegentheil von dem, was wir erwarteten.“ Aus diesen Worten eines in jeder Hinsicht so großen Königs leuchtet der Glaube an ein Fatum hervor, welches, von Gott ausgehend, durch den Geist des Menschen wirksam sich offenbart, wenn auch der Verstand, wiewohl erfolglos, seine egoistischen Zwecke verfolgt.

Es geht aus diesem Eingeständnisse Friedrichs und auch aus der Sache selbst hervor, daß, wenn der Geist wirklich als die Quelle der höhern Gedanken angesehen werden muß, alle großen berühmten Menschen und Genie's, welche durch die Kraft des Geistes groß und berühmt wurden, hellsehende Momente der freien Geistesthätigkeit gehabt haben müssen, in denen sie ihre großen Gedanken empfingen, in denen sie zu ungewöhnlichen Thaten und Werken durch einen unerforschlichen Impuls angetrieben wurden, welcher in ihrem Innern einen Zustand der Begeisterung hervorrief und unterhielt, durch den sie ihre Umgebungen an sich fesselten, und durch dessen Zauberkraft sie sich und Andere zu unglaublichen Leistungen stärkten, und selbst im Unglücke noch als ungewöhnliche Wesen mit einem Hochgefühle der Seligkeit endigten. *) Alle großen Gedanken solcher Menschen sind unmittelbare Eingebungen des Geistes, und so kann z. B. nicht wohl bezweifelt werden, daß Jeanne d'Arc durch höhere Eingebung, durch den Geist, den kühnen Gedanken des Heldenwerkes faßte, um durch die eigene Begeisterung die Gemüther der Vaterlandsstreiter wie ein Magnet zu durchdringen und mit sich fortzuziehen. Sie wurde in der Einsamkeit der Natur und im Gefühl der Vaterlandsnoth hellsehend, und der Gedanke zur Großthat kam ihr aus dem Geiste.

Es ließe sich dies bei allen berühmten großen Menschen durchführen und nachweisen; ich deute jedoch besonders auf die Könige und Fürsten hin, welche im Alterthum ihrer Natur und ihrem Wesen nach die Ersten des Volkes waren, also die Erleuchtetsten, welche

*) Cicero sagt de natura deor. II. 66: nemo vir magnus sine aliquo afflatu divino fuit.

eben durch ein Leben im Geiste ihre Königswürde erlangten, und so vor Allen ihren göttlichen Ursprung bethätigten, daher von Gottes Gnaden. So standen bei den ältesten Völkern immer weise und weissagende Priesterfürsten an der Spitze der Regierung, wie bei den Indiern, Egyptern, Juden u. s. w., welche dann durch die Kriegerkaste, den spätern Adel, verdrängt wurden; daher schon ganz frühe in der Geschichte der Lehr-, Wehr- und Nährstand. Den Calchas nennt uns Homer den herrlichsten Wahrsager und Führer der Flotte,

„Der auch her von Troja der Danaer Schiffe geleitet
Durch weissagenden Geist.“

Amphilochus und Monopus waren Könige der Argiven und zugleich Wahrsager. Schon vor ihnen lebten Amphiaraus und Tiresias, edle, treffliche Männer des Volkes, deren einen, den Tiresias, Homer in der Unterwelt allein weise seyn läßt, während ihn die Andern wie Schatten umschwärmen. Den Amphiaraus aber hat der Ruf Griechenlands so geehrt, daß er für einen Gott gehalten ward, und von der Stelle, wo er begraben lag, Orakel geholt wurden. Hatte nicht der Asiatenkönig Priamus weissagende Kinder, Helenus und Kassandra? Ueberhaupt, sagt Cicero, waren bei den Alten die Regenten auch im Besitz der Augurien; denn wie sie es für königlich hielten, weise zu seyn, so auch zu weissagen. Alexander der Große hatte mitten in der Fülle der Kraft und seines thatkräftigen Alters offenbar hellsehende Momente, in denen er seine Ideen empfing, wofür schon sein bekannter Traum spricht. Unter den Fürsten der neuern Zeit ragt aber vor Allen der schon öfters erwähnte Friedrich der Große hervor, welcher als Held, als König, als Philosoph und als Dichter die Worte Schillers:

„Es soll der Dichter mit dem König gehen,
Sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen.“

durch sein ausgezeichnetes Leben und Wirken im Geiste treffend bewahrheitet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, December.

(Beschluß.)

Die spanischen Tänzer.

Wie ich vernehme, liegen bereits zwei neuere Werke von Auffenberg, die Beschreibung seiner spanischen Reise und ein Lustspiel, ich glaube „die Journalisten.“ in den Händen eines Stuttgarter Verlegers. Wer den Dichter kennt, sollte meinen, daß die Komödie dessen Persönlichkeit mehr noch zusage, als die Tragödie. Jedenfalls wird die Vergleichung interessant seyn.

Eine andere neue Erscheinung auf dem Theater war nicht nur vom künstlerischen, vielleicht mehr noch vom Gesichtspunkte der Völker- und Sittengeschichte interessant. Ich meine das Auftreten von spanischen Nationaltänzern. Revolutionen und Bürgerkriege sind der Tanzkunst nicht günstig. Vor drei Jahren, als Prinz Friedrich Brüssel beschoß, hatte sich eine belgische Tänzergesellschaft, die dort fürchtete, von den allseitigen Faux-pas angesteckt zu werden, nach Deutschland geflüchtet, und während ihren Landsleuten auf den Straßen die Kugeln um die Ohren pfiffen, haben sie auf fremden Theatern dazu getanzt. Ich erinnere mich noch recht wohl, sie hatten einen Polichinelle bei sich, und ich habe ihn immer im Verdacht, daß er in Gestalt und Bewegungen sein eigenes Vaterland persifliren wollte: verkrümmt, gelähmt und verdreht an allen Gliedern, kreischend und auf Stelzen einherschreitend, plötzlich zusammenstürzend, und wenn man meinte, er habe Hals und Bein gebrochen, griffen ihm einige Nachbarn mit französischer Artigkeit unter die Arme, und er stolzirte frisch weiter, als wäre nichts geschehen. — So haben auch die spanischen Tänzer Madrid verlassen, um den Waffentänzen der Guerilla's auszuweichen, und bringen in ihren Beinen ein Stück ihres Vaterlandes in das Ausland; denn solch ein Tanz eröffnet einen deutlichern Blick in Leben und Charakter eines Volkes, als manche Reisebeschreibung. Ich glaube nicht, daß nicht auch schon auf den Madrider Theatern der französische Kunsttanz sich sollte neben dem französischen Frack einheimisch gemacht haben; doch diese Künstler sind so klug, wenigstens außerhalb Spanien nur spanische Tänzer seyn zu wollen. In ihren Boleros, Zapateados, Manchegas ist alles Leben, Gluth, Leidenschaft, eine Bewegung, wie wir sie in keinem Tanze kennen, ein beständiges Biegen, Drehen und Winden des Körpers, keckes Auftreten, rasche Wandlung, ewige Verwickelung, Verflechtung und Auflösung der Touren, ein stetes belebtes Bild. Die großen Bewegungen werden durch die Rundung und Gewandtheit anmuthig, selbst graziös. Die hervortretende Lebensfülle, die Ueppigkeit unanständig nennen zu wollen, ist zu einseitig, vom Standpunkte des deutschen Tanzes aus betrachtet; denn es ist die Frage, ob unser Walzer nicht von spanischer Seite her vielleicht ein härteres Urtheil zu gewärtigen hätte. Dazu die höchst malerische Tracht von Andalusien und der weckende Klang der Kastagnetten und Tamburine: so zaubert sich die Phantasie noch Orangenhaine und maurische Säulengänge hinzu, und das Blut jagt dem Sohne des Nordens rascher durch die Adern, ohne von der Sonne Spaniens erhitzt zu seyn.

Hebel, der allemannische Dichter, dessen gesammelte, zum Theil noch ungedruckte Werke so eben zum ersten Male vollständig in der Müllerschen Buchhandlung erschienen sind, verdient eine ausführlichere Besprechung in einem andern Berichte.

Auflösung des Räthsels in Nr. 5:

Schulden.

Räthsel.

Er stemmt in seine Seite stolz
Den Arm, doch ist sein Kopf von Holz,
Kreisrund sein Fuß, der Leib von Stein:
Wer mag der arme Schlucker seyn?

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 10.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 12. Januar 1835.

Wie in dem Wald verborgen,
Ein Reh beim Borne ruht,
So laß mich bei dir bleiben!

Justinus Kerner.

Zuflucht.

Armes Wild im Waldesgrunde,
Schlägt die Jagd dir eine Wunde,
Flüchtest du zur tiefsten Stelle,
Zu des Walds geheimster Quelle,
Daß sie dir mit frischer Kühle
Lindernd deine Wunde spüle. —
Freund, du flieh mit deinem Schmerz
An die heimathlichste Stelle,
An des Trostes reinste Quelle,
Flüchte an das Mutterherz.
Doch die Mütter sterben bald; —
Hat man dir begraben deine,
Flüchte in den tiefsten Wald
Mit dem wunden Reh — und weine.

Nicolaus Lenau.

Postdiluvianische Kritik.

Schon manche interessante Handschrift ist, nach der Versicherung der Herausgeber, den Händen eines Gewürzkrämers entrissen oder in einem alten vergessenen Schranke gefunden worden; oft erscheint die Erhaltung solcher Denkwürdigkeiten fast unbegreiflich, die Leser werden aber finden, daß das Hereinragen des nachstehenden akademischen Programms in unsere Welt ganz unbegreiflich ist.

* * *

Meine Herrn, die Kunde, daß ich diesmal von der erleuchteten Akademie auserlesen worden, die Jahresfeier der Anerkennung des erhabenen Prinzips, unter dessen Regimente wir zu stehen das Glück haben, in hergebrachter Weise durch ein Programm zu verkündigen, hat mich vor Kurzem bei den Antipoden erreicht, wo ich, wie sie wissen, beschäftigt war, die über dem muthmaßlichen Boden des alten England veranstalteten Ausgrabungen zu leiten. Die Akademie war in ihrer für mich so ehrenvollen Wahl durch die Hoffnung geleitet worden, daß ich im Stande seyn möchte, die Erstlingsfrüchte jener großartigen Unternehmung auf den heute errichteten Festaltar niederzulegen. Dem ist leider nicht so. In weiter Erstreckung ist an vielen Punkten das Erdreich auf sehr bedeutende Tiefen aufgeschlossen; aber

täglich stellt es sich mehr heraus, daß sich besonders in der Längenbestimmung des alten Landes ein Irrthum eingeschlichen haben muß, so daß unsere Bohrer fruchtlos im Gebiete des alten Meeres zu wühlen scheinen. Ich bin daher gezwungen, die Aufmerksamkeit der lichtvollen Versammlung für einen andern Punkt in Anspruch zu nehmen.

Die Alterthumskunde ist diejenige Wissenschaft, welche unserer Kultur erst zum Selbstbewußtseyn verhilft. Von der Höhe, auf die wir uns emporgeschwungen haben, rückwärts zu blicken in das Dunkel jener Jahrhunderte, von denen uns eine furchtbare Erschütterung trennt, das Erbe zu überzählen, das uns jene naiven Zeitalter als Betriebskapital zu unsern riesenhaften Unternehmungen hinterlassen, ist eines des Menschengeistes eben so würdiges, als für die Mitglieder dieser Akademie lohnendes Geschäft. Wenn wir jezt frei die Erde umkreisen, so bedenken wir, daß der Rauchwimpel, den das erste Dampffahrzeug nach sich zog, das zwar noch plumpe Symbol aller der subtilen Kräfte war, welche uns von der Scholle losgekettet; vergessen wir nicht, daß das unbehülfliche Geschäft der Druckerpresse ein nothwendiges Uebergangsglied von einem noch rohern Zustand zu der Mannichfaltigkeit und wundervollen Sicherheit der jetzigen Gedankenmittheilung bildete. Mußte nicht die Menschheit von Säuren und Basen, von einer Plus- und einer Minuselektricität, und von den Polen des Magnets lallen, bevor sie die verwickelten Noten der Erdbildung, ihre schwersten Akkorde und Contrapunkte vom Blatte lesen konnte? und wenn wir auch zuweilen über die Dichter der alten Welt lächeln, wie sie meist froh sind, sich auf ihren Parnassus erhoben zu haben, dessen Höhe schwerlich tausend Klafter über der Meeresfläche betrug, so mußte doch einmal die Phantasie erst auf dem Flügelpferde reiten lernen, ehe sie auf dem Feuerwagen in die Unendlichkeit der Himmel fuhr.

Haben wir auch in den lezten Jahrhunderten, durch die rastlosen Bemühungen so vieler gelehrter, vortrefflicher Männer, im Ganzen eine ziemlich vollständige Uebersicht des Alterthums gewonnen, so sind doch die Lücken unserer Kenntniß, besonders was den literarischen Zustand der verschiedenen Jahrhunderte betrifft, in dem einen Zeitraum zwar minder bedeutend, aber zahlreich, in einem andern zwar seltener, aber entsetzlich groß, immer jedoch höchst bedauerlich. Der unsterbliche Großvater des ruhmvollen Gelehrten, den wir als unsern Präsidenten verehren, hat durch seine hochwichtige Entdeckung, daß im ein-und-zwanzigsten christlichen Jahrhundert die leidige Kunst erfunden worden ist, bedrucktes Papier wieder weiß zu machen, einen Hauptgrund der betrübenden Erscheinung angegeben, daß wir, troß des ungeheuren Umfangs unserer Mittel, zu den mittlern Jahrhunderten archäologisch kaum in einem günstigeren Verhältniß stehen, als jene Jahrhunderte zu dem, was sie ihr Alterthum nannten. Die Katastrophe, von der wir unsere neue Weltära datiren, hat gerade die wichtigsten der alten Kulturländer am furchtbarsten zerrüttet, und zudem scheint das Schicksal in seiner Laune Gefallen daran zu finden, uns im Weltschutt fast nur Plunder und taube Nüsse entdecken zu lassen. Wir wühlen einen Berg um, und ein neckischer Geist wirft uns höhnend eine antike Schnupftabaksdose zu; machen wir uns mit der zitternden Hast des Antiquars über einen dem Volumen nach nicht unansehnlichen Fund her, so entziffern wir Kochbücher, Anweisungen zur Lebensverlängerungs- oder Verjüngungskunst, wunderliche Romane, oder was noch schlimmer ist, schlechte Verse obscurer Poeten; ich sage, dies ist noch schlimmer, denn wenn sich schon die Prosa für uns voll Dornen zeigt, so kann man aus der Poesie oft vollends gar nicht klug werden. Ein Schriftsteller um das neunzehnte Jahrhundert beklagt sich bitter, daß die Schriften aus der wie durch ein Wunder aufgedeckten uralten Stadt Herkulanum so gar nichts Erhebliches liefern wollen, lauter grammatischen, rhetorischen, musikalischen Wust. Dies ist fast ganz unser Fall: in der eigentlichen Literatur und Poesie ist des auf uns gekommenen Gemeinen oder doch Namenlosen unendlich viel mehr als des absolut Guten oder erwiesen Klassischen, und wenn wir uns nicht, wie eben gesagt, überhaupt so sehr über die Ungunst des Glücks zu beschweren hätten, so könnten wir versucht werden, über die Literatur gewisser Perioden ein sehr hartes Urtheil zu fällen. Abgesehen von der Empfindlichkeit so großer Verluste an sich, erwächst aber daraus der große Uebelstand, daß diejenigen, welche sich mit den poetischen Alterthümern beschäftigen, nur zu oft dem Kitzel nachgeben, das nächste beste, noch so unförmliche poetische Fragment, das sie unter ihr kritisches Vergrößerungsglas bringen, mit einem der wenigen Sterne erster Größe zu verknüpfen, welche durch den Nebel der Zeit schimmern. Hingerissen von der Sucht, Scharfsinn zu entwickeln, scheut man sich nicht, in die Kränze großer Dichter noch nach so vielen Jahrhunderten verunzierende Blätter zu winden, und macht so die alte Literatur vollends zu einem Chaos.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber den Ursprung unserer Gedanken.

(Fortsetzung.)

Von diesen Betrachtungen wenden wir uns nun zu den eigentlichen Dichtern, deren poetische Gedankenblitze in ihrer Entstehung dunkel sind und laut für die Abstammung aus dem Geiste sprechen. Die ältesten Dichter waren auch zugleich Seher; aber auch die Original- und Meisterdichter der späteren Zeit konnten ohne höhere

Begeisterung nichts Hohes schaffen: sie leben momentan in geistig-hellsehendem Zustande. Wie oft ruft man bei den Gedankenblitzen der Dichter unwillkührlich aus: „woher hat er dies?“ Das ist es eben, was er selber nicht weiß und worin die unermeßliche Kraft seines Genius besteht. Goethe sagt: „die Frage: woher hat's der Dichter? geht auch nur auf's Was, vom Wie erfährt dabei Niemand etwas.“ Dies weiß auch der italienische Improvisator sehr wohl, wenn er sich anheischig macht, über jedes beliebige Thema sogleich ein Gedicht oder ein Drama zu verfertigen. Sein versteckter, in ihm frei wirkender Mitarbeiter flüstert ihm von dem Reichthum seiner Ideen, von der Fülle seines Witzes und von seinem umfassenden Wissen so viel zu, als er gerade nöthig hat, um den überdachten und aufgefaßten Gegenstand darzustellen und durchzuführen. Es kann nun zwar nicht geleugnet werden, daß große Klarheit des Denkens, Uebung in der Sprache, verbunden mit Kenntniß des Menschen und seinen Regungen und Leidenschaften, und mit großer Geschichtskenntniß, das Talent des Improvisirens bilden können und gemeiniglich allein bilden; allein den Schöpfungen solcher besonnener Künstler sieht man nur zu oft das Künstliche, nüchtern Geschaffene an; man bewundert die Leistungen in Sprache und Anordnung, aber sie lassen das Herz kalt, sie ergreifen nicht; denn gerade die Begeisterung ist nöthig, um das schlummernde Leben der horchenden Gemüther zu wecken. Aber der wahrhafte Improvisator ist, wie uns bedünkt, ein nicht unwichtiger Beweis vom göttlichen Ursprung des Menschengeistes, von seinem höheren, uns unbekannten Stillleben und Geheimwirken, und vom Ausleuchten seiner Kraft als Gedanken. — Auch mancher öffentliche Redner, mancher von der Kanzel herab donnernde, ermahnende, tröstende, aufrichtende Geistliche kann Zeugniß davon geben, wie oft ihm während der Rede neue, schlagende Gedanken und Beweise seiner Sätze in den Sinn kommen, und wie es ihn unausgesezt drängt, jene plötzlich aufleuchtende Gedanken seinem Thema zum größern Verständniß einzuverleiben. Wenn nun der Dichter den Ursprung seiner Gedanken nicht nachzuweisen vermag, so kommt hier vornämlich zur Sprache, daß der wesentliche Bestandtheil dichterischer Erzeugnisse, die Gedankeneinfälle selbst und der wahre Witz, auf einen Ursprung aus dem Geiste hindenten.

Alle sinnreichen Sprüche, Lehren und Maximen, welche uns vom höchsten Alterthum übrig geblieben sind, haben denselben dunkeln Ursprung und waren, wir eben gesagt, „Einfälle.“ Fast alle morgenländischen Völker besitzen einen Schatz derselben, Hebräer, Araber, Inder, Perser, Sineser; bei den meisten sind sie sogar der Grund ihrer Nationalweisheit und Dichtkunst geworden. Ebensowenig fehlte es den Griechen daran; von den Sprüchen ihrer sogenannten Weisen ging so ziemlich ihre elegische und lyrische Dichtkunst aus, und je mehr sich das Drama verfeinerte, desto reicher ward es an scharfsinnigen moralischen Sentenzen, wie die Schauspiele des Euripides und die Reste der jüngeren Komödie zeigen. Ihnen folgten die Römer, und die neuere Poesie und Beredtsamkeit ist daran nicht minder reich. Welche Menge Concetti besitzen die Italiener! Die Refranes (melodische Sentenzen) der Spanier wurden häufig Themate ihrer Gesänge, und das älteste Sylbenmaaß der Redondillas bildete sich an ihnen. Viele dieser Sprüche wurden Weisheit des Volks, Sprüchwörter, und den gröbern oder verfeinerten Genius einer Nation erkennt man aus ihnen. Auch den Franzosen fehlt es nicht an Pensées und Maximes, die jedoch unter Ludwig XIV. eine künstlich gesuchte und gefertigte Gattung von Schriften wurden. Pater Bouhours sammelte dergleichen Pensées aus alten und neuern Schriftstellern, ja sogar aus Kirchenvätern. Berühmt wurden Paskals Gedanken, und durch diesen mathematischen Kopf, der die Cykloide fand, werden wir unwillkührlich an etwas Höheres in uns erinnert. Diese Gedankenblitze der Schriftsteller gaben denn auch Veranlassung, sie zusammenzustellen und den Geist aus den Dichtern herauszuziehen, und so entstanden in Frankreich die extraits und esprits der Dichter, und in Deutschland der „Geist aus Herders, Schillers, Jean Pauls, Wielands u. s. w. Werken.“ Diese Auszüge stehen da, wie in Ariosts Mond der abgeschiedene Verstand der Menschen in Gläsern. Besonders reich ist Jean Paul an solchen „Einfällen,“ welche derselbe auf eine eigenthümliche Weise benützte und bearbeitete, und worauf er seine besondere Methode zu arbeiten gründete, welche man psychologisches Experimentiren an sich und Andern zu nennen beliebt hat. Viele andere Schriften sind, gleich übersprudelnden Bechern, voll von solchen Einfällen, und Goethe sagt sehr wahr von Lichtenbergs Schriften, daß man sich derselben als der wunderbarsten Wünschelruthe bedienen könne, indem, wo er einen Spaß mache, ein Problem verborgen liege. — Auch englische Schriftsteller sind nicht minder reich an Gedankeneinfällen. Swift war in abgerissenen Originalgedanken einzig; Pope preßte seinen Witz in wohlklingende Reime, und Young hat in seinen Nachtgedanken das non plus ultra sinnreicher, witziger, erhabener, frommer Gedanken, glänzend wie das nächtliche Firmament, niedergelegt. Ueberhaupt spricht das Wesen des wahren Witzes, ein Erzeugniß des Augenblicks, nicht der Berechnung, welche bloß gesuchten Witz erzeugt, für eine Entstehung aus dem höhern Geiste, weßhald man auch die Erzeugnisse des wahren Witzes „Einfälle“ nennt, die oft eben so gut sind, als das, was ernste Philosophen

Sentenzen und Maximen nennen. Der wahre Witzeinfall findet zu seinem Ausdruck immer die schicklichsten Bilder und das schicklichste Wort, ohne alles Nachdenken. Das wahre Leben des Witzeinfalls ist eben, daß er aus dem Nichts zu entspringen scheint. Der erste elektrische Witzschlag ist auch der stärkste; daher nennt Helvetius ganz recht esprit — un assemblage d'idées neuves.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

Unterrichtswesen.

Es ist merkwürdig, daß nach den vielen hundert Werken und Aufsätzen, die in Deutschland über England erschienen sind, man dort noch so wenig einen Begriff von dem wahren Gang der brittischen Staatsmaschine hat, daß selbst denkende hohe Beamte, welche uns von Zeit zu Zeit hier besuchen, mit wahrhaftem Erstaunen Dinge hier suchen und vermissen, welche bei unserer Verfassung nie ein Bedürfniß waren, ja oft kaum möglich sind. Dies gilt besonders von der öffentlichen Erziehung. Seit einigen Jahren haben unsere Doktrinärs freilich vielfach den Preßbengel und sogar das Parlament in Bewegung gesezt, um im Lande eine allgemeine, einförmige, von oben herab gebotene und geleitete Erziehung einzuführen; bis jezt aber hat unsere Regierung durchaus nichts mit der öffentlichen Erziehung zu thun, und ich glaube, alle Bemühungen jener Philanthropen werden an dem derben Freiheitssinn und Sektengeist dieses Volkes scheitern. In Irland zwar hat man einen Versuch gemacht, die Erziehung des Volkes durch Unterstüzung von Seiten der Regierung zu befördern. Dort, wo es so viele Arme gibt und die Reichern so wenig für's physische, wie für's geistige Wohl ihrer dürftigen Mitbrüder thun, ist ein solches Eingreifen mehr an seinem Orte; aber auch hier ist von Zwang keine Rede. Die königliche Kommission, in welcher wohlweislich Männer aus den drei vornehmsten religiösen Sekten, in welche das Land getheilt ist, Siz und Stimme haben, beschränkt sich auf die Auswahl von Büchern, welche so abgefaßt sind, daß wo möglich kein Theil der Religion wegen Anstoß finde, und auf die Empfehlung solcher Schulen, die sich dem von ihr vorgezeichneten Plane unterwerfen wollen, an die Regierung, damit denselben die erforderlichen Geldbeiträge geleistet werden. Eine eigentliche Lehrmethode liegt indessen nicht im Plane dieser Kommission; der Zweck ist im Grunde rein abwehrend, damit nämlich in den Schulen von keiner Seite Proselyten gemacht werden, und die Dürftigen von irgend einer Sekte nicht in Versuchung kommen, ihre Kinder in Schulen zu schicken, wo ihr Glaube gefährdet werden könnte. Indessen haben die Ultraprotestanten die Regierung, welche diese Einrichtung getroffen, bereits verkezert, weil sie auf diese Weise den Protestanten das Lesen der Bibel verkümmere. In England und Schottland aber ist, wie gesagt, Alles vollkommen frei. Es gibt zwar sehr viele Stiftsschulen, besonders in England, und zwar vorzüglich aus dem ersten Jahrhundert nach der Reformation; aber selbst diese, obgleich großentheils von Königen und Königinnen gestiftet, sind von der Regierung völlig unabhängig; denn wenn auch der Großkanzler die Oberaufsicht über dieselben hat, so handelt er dabei nur als höchste Gerichtsbehörde; er mischt sich nie in die Angelegenheiten der Schulen, außer wenn von einer Privatperson oder einer Klasse von Personen gegen die Verwaltung einer Schule die Klage erhoben wird, daß sie in irgend einem Punkte den Verfügungen des Stifters entgegen gehandelt habe, und auch dann kann der Kanzler nur nach dem strengsten Rechte entscheiden, wobei er sich so wenig anmaßt, an den alten Verfügungen zu deuten oder zu denteln, daß man in Kleidung, Kost, Lehrzeit, Lehrbüchern, Methoden und Gegenständen des Unterrichts durchaus keine Neuerung gestattet, wenn jene auch noch so sehr dem Anstande, den Gewohnheiten oder Bedürfnissen der Zeit zuwiderliefen. So müssen die Knaben in der hiesigen berühmten Christ-Church-Schule noch immerfort den langen, dicken, blauen Tuchrock über gelben Zeughosen und gelben wollenen Strümpfen, mit einem engen ledernen Gürtel und einem schwarzen Käppchen tragen, welches, fast ohne Rand, nur eben auf dem Scheitel hängt, den es kaum bedeckt. In der St. Paulsschule darf man sich keiner andern lateinischen Grammatik bedienen, als der veralteten des alten Lilly, in dem alten Format, mit denselben elenden Holzschnitten, wie vor 200 Jahren, ohne alle Abkürzung, obgleich die Lehrer beim Unterrichte über die Hälfte auslassen. In der Merchant-Taylors-Schule darf man weder Pulte, noch Tische haben, und die armen Knaben schreiben mit dem Papier auf den Knien. In den meisten Schulen fängt man während acht Monaten im Jahre Morgens um sieben Uhr an, macht fort bis eilf, und dann wieder von eins bis drei, obgleich die Schüler meistens bei den Eltern wohnen und diese Stunden so gänzlich der häuslichen Tagesordnung in den Familien widerstreiten. Nur mit großer Mühe haben sich seit wenigen Jahren Einige in London die Freiheit errungen, um neun Uhr anfangen zu dürfen. Von diesen lehren jezt mehrere, neben den klassischen Sprachen, auch die Anfangsgründe der Mathematik, welche aber in den meisten, den alten Stiftungen gemäß, noch immer ausgeschlossen bleibt. In einigen Schulen hat man seit zehn bis fünfzehn Jahren auch das Französische eingeführt, und der geistreiche Dr. Arnold in seiner Schule zu Rugby sogar Deutsch und Italienisch; aber wo ich nicht irre, ist dies auch das einzige Gymnasium, wo jeder Schüler wenigstens Eine neuere Sprache studiren muß; in den andern steht es den Knaben frei, ob sie sich damit beschäftigen wollen oder nicht. Die Muttersprache wird in diesen Schulen nur nebenher getrieben, Geographie nur in so weit solche zur Erklärung der alten Schriftsteller unentbehrlich ist, Geschichte in demselben Bezug; von der Landesgeschichte und Verfassung wird nur gelegentlich und etwa vergleichungsweise gesprochen; an Naturgeschichte wird nicht gedacht, eben so wenig an Physik; selbst Zeichnen wird nur hie und da von Einzelnen als Liebhaberei getrieben. Alles dieses geht indessen — gleichviel, ob man sich streng an den alten Schlendrian gehalten, oder ob man verbessernde Neuerungen eingeführt — seinen Gang ohne alle Vermittlung der Regierung. Wenn auch bei manchen Schulen mehrere Staatsminister, den alten Statuten gemäß, ex officio zur Direktion gehören, so haben sie doch nur einen persönlichen Einfluß, wie auch der Lord-Mayor und die Aldermänner von London, die auf diese Weise viel mit den öffentlichen Schulen zu thun haben; aber nur zu oft sind sie durch Geschäfte oder Bequemlichkeit verhindert, selbst von diesem ihrem persönlichen Einfluß Gebrauch zu machen. Bei alle dem sind es vorzüglich diese Grammar schools, in welchen die Männer gebildet worden, welche in allen Zweigen zu Englands Ruhm beigetragen haben.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 11.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 13. Januar 1835.

Jede irdische Venus ersteht wie die erste des Himmels
Eine dunkle Geburt aus dem unendlichen Meer,
Wie die erste Minerva so tritt mit der Aegis gerüstet
Aus des Donnerers Haupt jeder Gedanke des Lichts.

Schiller.

Ueber den Ursprung unserer Gedanken.

(Fortsetzung.)

Witz ist ein Feuerwerk des Geistes, nicht des Verstandes, des Geistes, der die brennbaren Materialien im Stillen sammelt, bearbeitet und gelegentlich bei munterer Laune anzündet. Aber diese Leuchtkugel, welche der Geist ausschickt, bringt oft dauernde Klarheit in die dunkle Scene, wie denn einige geistvolle Worte oft mehr wirken, als weitläufige Abhandlungen, und dem Scheidewasser gleichen, wovon einige Tropfen Spuren auf Metall und Stein zurücklassen, über welche ein Weltmeer spurlos hinströmen würde. Der Grund ist, weil der Witz oder der Einfall die Wahrheit trifft und treffend ausspricht; denn wahrer Witz spielt nie mit Seifenblasen und ist Vehikel der Wahrheit, die nur den reichhaltigsten Moment jedes Gedankens wählt, um andern die Langeweile einer schleppenden Kette von Begriffen zu ersparen. Witz ist Wahrheit an der Hand der Grazien — la raison assaisonnée; er beginnt da, wo der gemeine Verstand aufhört; daher ist Witz Dichtkunst, und bringt Poesie in das gesellige Leben. Witz ist das glänzendste Conversationsstück, dessen eigentlicher Vorwurf nicht Gegenstände des Verstandes, sondern anziehende Ideenspiele sind zur Verschönerung des Lebens. Jeder wahrhaft witzige Einfall ist eine gereifte Idee, in einen Lichtstrahl gefaßt, der sie wie ein Blitz erleuchtet. „Der Witz,“ ruft Fichte begeistert aus, „ist ein Götterfunke, der nie zur Thorheit herabsteigt, er wohnt ewig in der Idee und läßt nicht von ihr; er ist der rächende Blitzstrahl der Idee, der jede Thorheit, selbst in der Mitte ihrer Freunde, zu Boden schleudert, wie der Pfeil des Ulysses die tobenden Freier Penelopes.“ Jenen ernsten, großen Witz, der nur furchtbare Wahrheiten und große Empfindungen mit sich führt, diesen edlen, oft an das Erhabene grenzenden Witz hatten vorzugsweise die Alten. Solche witzige Einfälle eines Menschen, der die Blitze des Genius, kühn wie Jupiter, schleudert, ohne zu sengen, beleben und wecken den Geist Anderer, weßhalb es, wie Thümmel sagt, witzigen Leuten geht, wie den Nachtigallen, die nur desto hitziger werden im Wettkampfe, je mehr ihrer im Dicicht beisammen sitzen.

Alle diese Gedanken, Einfälle und Witzblitze mußten sich natürlich mit den Jahrhunderten anhäufen, und es ist ihre Menge ein Beweis von dem unerschöpflichen Reichthum des göttlichen Geistes im Menschen. Man wird durch die Menge jener Gedanken gleichsam erdrückt, und Herder räth einen weisen Genuß derselben an, um nicht, wie in Würz- und Blumengärten, eines sanften Todes zu sterben. Auch deutet er die Aehnlichkeit zwischen Gedanken und Blumen an, wie z. B. aus der

Blume Pensée und aus „Vergißmeinnicht“ hervorgeht. Und er hat Recht; denn wie oft gleichen solche hingestreute Gedanken den Veilchen: ihr Duft kündigt sie an, sie selbst aber verbergen sich bescheiden. Andere Gedanken gleichen den Elementen; sie stärken und entzünden, sie sind glühende Funken, Samen der Erkenntniß, Fermente des Lebens. In einem solchen Samenkorn liegt oft ein System, eine Wissenschaft im Kerne, wie ein Baum mit allen seinen Zweigen; in andern wohnt ein Geist, ein Muth, der zu den dauerndsten Wirkungen aufruft. Große Gedanken gehen oft als leitende Stimmen vor uns her, wirken mächtig, öffnen eine neue Welt und entfalten eine ungeahnte Reihe von Wahrheiten; es sind Perlen in der äußerlich grauen Muschel. Herder räth, bei allen Gedanken zu fragen: „wie kam der Denker auf ihn und was hat er für Folgen?“ dies sey eine Conversation der Geister. Allein auf die leichte Frage ist die Antwort sehr schwer, wenn nicht unmöglich; doch kann man nicht leugnen, daß diese aus unbekannten Quellen entsprungenen Gedanken uns beim Nachdenken oft ungemein weit auf Wege zu Materien führen, an die der Autor selbst nicht dachte. Aus manchem Samenkorn, das ein Vogel hintrug, erwuchs mit der Zeit ein Wald von Bäumen, eine neue Schöpfung; deßhalb sagt Jean Paul im Hesperus von seinem Viktor, daß er seine Seele vorher durch die große Natur oder durch Dichter befruchte und dann erst das Aufgehen eines Systems erwarte. Solche Gedanken, die in andern neue Gedanken erzeugen, gleichen dem Blitze, der in der Nachbarwolke beim Aufleuchten einen neuen Blitz hervorlockt. Wie Diderot den Seneka durchgeht und kontrolirt, wie Machiavell den Livius, andere Italiener den Tacitus ausgesponnen und kommentirt haben, so dürfen wir mit einzelnen pensées oder thougths berühmter Männer umgehen, die unserem Geist verwandt sind. Oft muß man sie variiren, wie in spanischen Liedern die sogenannte Glossa den gegebenen Gedanken, die Letra variirt, umkehrend, erweiternd. Hiedurch veranlaßt man Gedanken, wo man bei den meisten fragen muß: „wer gab sie ein?“ Dies ist es eben, was wir nicht wissen und wodurch ein höheres, unmittelbares Denken im Geiste des Menschen wahrscheinlich wird. — Wollte ein Skeptiker nach Allem, was wir bisher über die Existenz eines Geistes im Menschen, welcher als die Quelle aller großen Gedanken erscheint, vorgebracht haben, dennoch zweifeln, so müßten ihn die zahlreichen unleugbaren Thatsachen überzeugen, die sonst vollkommen unerklärbar blieben, während sie bei der Annahme eines Geistes, als Quelle der Gedanken, sehr leicht zu erklären sind. Von diesen Thatsachen werden wir in einem zweiten Artikel handeln.

(Schluß des ersten Artikels.)

Postdiluvianische Kritik.

(Fortsetzung.)

Diese Betrachtungen, meine Herrn, hängen genau mit dem Gegenstand zusammen, den ich in meiner Eigenschaft als Professor der alten deutschen Sprache und Literatur hier zu besprechen gedenke. Ich habe mir nämlich vorgenommen, das im 4373sten Stück der Verhandlungen dieser Akademie genau beschriebene und abgebildete poetische Bruchstück einer neuen sorgfältigen Prüfung zu unterwerfen. Dieses Fragment hat größeres Aufsehen erregt, als es verdient, weil man von mehreren Seiten versucht hat, dasselbe mit dem großen Namen Schiller zu stempeln, und allerdings waren die später zu berührenden Umstände wohl geeignet, einen bloß oberflächlich Urtheilenden, nicht mit der gehörigen Sprachkenntniß Ausgerüsteten zu einer solchen Annahme zu verführen. Zwar ist von dem großen Dichter leider zu wenig auf uns gekommen, als daß wir seine Bedeutung, sein Verhältniß zur Literatur seines Volks vollkommen würdigen könnten, doch immer so viel, daß eine gesunde Kritik diesen Punkt schon jetzt so ziemlich wird berichtigen können. Indessen fordere ich die Versammlung von selbst zur Nachsicht auf, wenn ich daran erinnere, daß es sich hier von einem der dunkelsten Zeiträume, vom achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert handelt, wo sich in Kunst und Leben die schroffsten Gegensätze berührt zu haben scheinen, obgleich die Literatur im Ganzen noch durchaus den Charakter trägt, der sie auf so eigenthümliche und interessante Weise von der Poesie unterscheidet, wie sie sich nach der allgemeinen Einführung der Eisenbahnen entwickelt hat.

Das Bruchstück, das uns hier beschäftigt, wurde bekanntlich vor etwa dreißig Jahren innen auf der Umschlagdecke eines Buchs entdeckt, das dem ein- und zwanzigsten Jahrhundert angehört und vom Einfluß der Instrumentalmusik auf die Viehmästung handelt. Das Papier ist stellenweise sehr defekt, und namentlich fehlen die Initialen der Zeilen ganz. Indessen hat das Studium der deutschen Sprache hinlängliche Fortschritte gemacht, daß, man mag im Einzelnen lesen, wie man will, über den allgemeinen Sinn des Ganzen kein Zweifel obwalten kann: es ist der Anfang eines Gedichts, das vom Gießen einer Glocke handelt.

Ich lese die Zeilen folgendermaßen:

Fest'ge Mauer in der Erden!
Steh du Form aus Lehm! Gebraunt
Heute muß die Glocke werden
Frisch. Gesellen, seyd zu Rand!
Von der Stirne heiß
Rinnen nasser Schweiß
Soll: Die Werk' den Meister leben
Hoch. — Der Segen kommt von oben.

Zuerst nun von den verschiedenen Lesarten und den Gründen der meinigen. — Ueber die zwei ersten Zeilen bis zu „Lehm“ kann wohl schwerlich ein Zweifel seyn. „Fest'ge Mauer!“ heißt soviel als: „steh fest, Mauer!“ die Mauer nämlich, welche die Form umgibt; „steh, du Form aus Lehm!“ Das „gebrannt“ ziehe ich zum folgenden Satz; der erste Ausleger des Fragments liest aber: „in Lehm gerannt.“ Ich gestehe, an sich würde mir dies gar nicht übel gefallen: der Stoff kleidet sich in eine Form, nimmt eine Form an; hier aber handelt es sich darum, die Form, nämlich die hohle, die negative Form, welche erst das Substrat der positiven bildet, in den Stoff, hier den Lehm, gleichsam hineinzuwerfen, und so wäre der Ausdruck: eine in Lehm gerannte Form, vielleicht sonderbar, jedenfalls aber energisch. Wir wissen ja, wie seltsam die Alten in ihren Poesien mit der Phantasie spielen; hier könnte aber noch eine andere ihrer Eigenheiten mit in's Spiel kommen, nämlich die affektirte Nachahmung derer, welche sie die Alten nannten; denn jenes „in die Form Rennen“ mahnt auffallend an das ruere in aliquid der Lateiner. Leider aber heißt es deutlich aus, nicht in. Ich weiß wohl, daß deutsche Schriften gar oft an einem bedauerlichen Mangel an Korrektheit leiden, daß man sich bei der Auslegung namentlich auf die Interpunktion gar nicht verlassen kann, und sich wohl hüten muß, große Gelehrsamkeit an eine Stelle zu verschwenden, wo nur ein schläfriger Schriftsetzer, bei seinem langweiligen Geschäft an etwas Anderes denkend, falsch gegriffen hat. Aber eben so unstatthaft ist es, diese in der Natur ihrer Gedankenkommunikationsmittel liegenden Gebrechen der Alten zu dem zu machen, was sie eine Eselsbrücke nannten. Ueberdies scheint das „gebrannt“ zum vollen Verständniß des folgenden Satzes doch nicht wohl entbehrt werden zu können. „Heute muß die Glocke frisch gebrannt werden,“ sagt der Poet, und will damit nicht mehr und nicht weniger sagen, als: sie muß mit Hülfe des Feuers dargestellt, sie muß gegossen werden. Sollte man zweifeln, ob dies auch so eigentlich deutsch sey, und diesen Einwand gegen meine Lesart geltend machen wollen, so erinnere ich nur daran, wie viele Beweise man dafür hat, daß einst Manches poetisch, wenn auch durchaus nicht deutsch gewesen. Freilich will der Ausdruck auch mir durchaus nicht gefallen; aber just hier glaube ich unsern Poeten, wie man sagte, auf dem fahlen Pferde zu ertappen; denn wie der Reim in der alten Poesie gar oft der Vater des Gedanken ist, so möchte ihm zu Gefallen hier der natürliche, der obligate Gedanke: „die Glocke muß gegossen werden,“ in eine etwas korrupte und doch um nichts poetischere Form gegossen worden seyn.

„Gesellen, seyd zu Rand!“ — Andere lesen „zur Hand.“ Die Beschaffenheit der Schrift und wohl auch der Genius der Sprache lassen Beides zu; ich ziehe jenes in anima poetae als das Plastischere, Malerischere vor: man sieht die Gesellen den Rand der Mauer oder Grube umstehen. — Blicken wir nun zurück, so finden wir, daß der Dichter zuerst die Mauer, dann die Form, endlich die Gesellen anredet, bevor er auf sich selbst, den Meister, zu sprechen kommt, und in dieser Gliederung finden wir die Bürgschaft einmal dafür, daß er selbst denn doch einen ordentlichen Gedankengang gehabt, und dann dafür, daß wir recht gelesen haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

aris, Januar.

Das Magazin pittoresque. Antommarchi.

Ich wüßte kein literarisches Unternehmen in Frankreich anzuführen, das einen so außerordentlichen Erfolg gehabt hätte, als das Magazin pittoresque. Zwar wird der berüchtigte Lütticher Almanac de Mathieu Laensberg zu vielen tausend Exemplaren gedruckt und nachgedruckt; dieser Almanach kostet aber nur zwei Sous, wird auf Löschpapier gedruckt und kann mit jenem Magazin nicht in Vergleich kommen, das nun bereits seit zwei Jahren wöchentlich erscheint, und zulezt eine nicht unbedeutende Sammlung ausmachen wird. Vermuthlich begann dieses Unternehmen zu der passendsten Zeit und half einem allgemeinen Bedürfnisse oder Drange des Publikums, dem Bedürfnisse nach wohlfeilem Unterrichte ab; denn dies ist ja der Hauptzweck des Unternehmens; auch ist er von den Herausgebern so gut erreicht worden, als es nur möglich war. Bekanntlich kommt die Erfindung aus England, dem Lande, wo man in der jüngsten Zeit am meisten darauf anfging, dem Volke höhere Kenntnisse beizubringen, als diejenigen, die es aus Kalendern und einigen alten Volksbüchern schöpft. Das Magazin pittoresque ist nur eine Nachbildung des Penny-Magazine, geht aber schon lange seinen eigenen Gang, wie denn überhaupt fast keine Erfindung vom Auslande in Frankreich einheimisch werden kann, wenn sie nicht dem französischen Geschmacke angepaßt wird. Ein Gelehrter, Namens Charton, der, wenn ich nicht irre, St. Simonist ist und Mitarbeiter an der Revue encyclopédique war, beschloß vor zwei Jahren, das Penny-Magazine nachzuahmen, und traf daher mit einem Buchdrucker, Namens Lachevardière, die Uebereinkunft, daß er Text und Holzschnitte liefern wolle, wogegen Lachevardière ihn nach Maßgabe des Absatzes zu honoriren habe, nämlich für je 10.000 Abnehmer mit so und so viel, bis 50,000; denn höher wagte sich ihre Phantasie doch nicht zu versteigen. Lachevardière unternahm nun den Druck, suchte aber durch Aktien sich gleich Anfangs gegen jedes Mißlingen zu sichern. Diese Aktien wurden zu 500 Franken verkauft. Der Erfolg überstieg alle Erwartung; mit jedem Monate wuchs die Zahl der Abnehmer, und gegenwärtig wird das Magazin pittoresque zu 120,000 Exemplaren gedruckt. Obschon Lachevardière mechanische Pressen besizt, so reichen sie doch nicht hin, um den Druck zu besorgen, und ein Theil der Exemplare

wird in einer zweiten Druckerei abgezogen. Die Aktien sind von 500 Franken auf 10.000 gestiegen. Zu Neujahr 1834 sollen 30.000 Exemplare von dem ersten, damals vollständig gewordenen Bande abgesezt worden seyn. Diejenigen, welche ihr Geld in's Unternehmen gesteckt haben, können sich bereichern, wogegen diejenigen, welche das Unternehmen erdacht haben und ihre Geistesfähigkeiten und ihre Zeit darauf verwenden, nur mäßigen Gewinn daraus ziehen. Dies ist der gewöhnliche Lauf des menschlichen Geschickes. Uebrigens ist das Unternehmen von der Art, daß ein Gelehrter eben keine großen Kenntnisse zu besitzen braucht, um solch eine Kompilation zu Tage zu fördern. Es kommt nur auf gute Auswahl des Stoffes und zweckmäßige Darstellung an. Obschon die Holzschnitte im Allgemeinen nicht übel gerathen sind, so lassen sie doch manchmal viel zu wünschen übrig und stellen die abzubildenden Gegenstände auf sehr unvollkommene Weise dar. So erblicke ich eben in einem der Bogen dieses Magazin pittoresque eine Abbildung des Abgusses, den Antommarchi von Napoleons Gesichte gleich nach dessen Tode verfertigt hat, und der nunmehr in ganz Europa verbreitet ist. Diese Abbildung ist höchst ungetreu und gibt nur sehr unvollständig den merkwürdigen Abguß wieder, der Napoleons Züge, obschon durch den Todeskampf ein wenig verunstaltet, weit besser auf die Nachwelt bringt, als alle Porträts, die man von dem großen Manne besizt. Er ist auch in Erz vervielfältigt worden, und hat dem Arzte Antommarchi, der ein guter Spekulant zu seyn scheint, nicht wenig eingebracht. In diesen Tagen hat aber seine Spekulation zu einem sonderbaren Prozesse Anlaß gegeben, der den Arzt Napoleons eben nicht sehr hoch stellt. Er trieb nämlich eine Zeitlang mit seinem Abgusse ein Monopol, und hatte schon viel Geld gelöst, als ungetreue Arbeiter, die er zum Abgießen brauchte, seine sogenannte Maske für sich abzogen und verkauften. Antommarchi verklagte sie und verlangte 10.000 Franken Entschädigung, folglich auch die Anerkennung seines Monopols. Es kam vor Gericht zu harten Worten wider den Arzt. Wäre er, hieß es, ein uneigennütziger Mann, so würde er es sich zur Ehre gerechnet haben, den Franzosen eine getreue Abbildung der Züge ihres ehemaligen Herrschers zu liefern; so aber scheine gleich nach dem Hinscheiden desselben sein erster Gedanke gewesen zu seyn, wie er Gewinn aus diesem Umstande ziehen könne, und nur in der Hoffnung, Kopien zu verkaufen, habe er die Züge des so eben Verblichenen nachgebildet.

(Der Beschluß folgt.)

London, Januar.

(Beschluß.)

Unterrichtswesen.

Was die eigentlichen Volksschulen betrifft, so hat Schottland weit den Vorzug vor England; denn dort bestehen schon seit der Reformation vortreffliche Anstalten dieser Art in jedem Kirchspiel, besonders in dem protestantischen Niederlande. In diesen Schulen erhält selbst der Aermste den besten Elementarunterricht; von oben herab wird durchaus kein Zwang geübt, aber die öffentliche Meinung ist wirksamer als alle Verordnungen: Keiner wagt es, seine Kinder von der Schule zurückzuhalten, so daß es im ganzen Lande kein Individuum mit gesunden Sinnen gibt, das nicht wenigstens lesen könnte und in den Lehren seiner Religion trefflich Bescheid wüßte. In England ist es nicht so: hier ging die Reformation nicht vom Volk, sondern vom Hofe aus, und der Geistlichkeit, welche sich dieselbe gefallen ließ, war so wenig daran gelegen, das Volk unterrichtet zu sehen, als der damaligen katholischen Geistlichkeit in der ganzen Welt. So waren denn die Schulen, welche damals aus den Trümmern der Klostergüter, oder durch die Wohlthätigkeit von Privatpersonen errichtet wurden, Gelehrtenschulen, welche auch ausschließlich unter die Aufsicht der Klerisei kamen und unter ihr geblieben sind. Erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts hat man mit Ernst darauf gedacht, Pfarrschulen anzulegen. Besonders war hiebei die Thätigkeit zweier berühmt gewordenen Menschenfreunde, Bell und Lancaster, aber noch mehr der Eifer der Nonconformisten wirksam. Die Geistlichkeit der Staatskirche war zu jener Zeit, wie der größte Theil des damaligen gebildeten Publikums, in Unglaube oder Gleichgültigkeit versunken, und vermeinte mit einer trockenen Predigt am Sonntage alle Pflichten ihres hohen Berufes erfüllt zu haben. Da traten die Wesleys, die Whitfields und andere christliche Eiferer auf und brachten neues Leben in die versteinerte Kirche, nicht unmittelbar — denn der Verfolgungsgeist des Klerus zwang sie nur zu bald, sich auszuscheiden — sondern mittelbar durch die Wiedererweckung eines christlichen Sinnes in der Nation. Auf diese Weise wirkten sie auch auf das Schulwesen. Allenthalben bildeten sich Vereine für die Errichtung von einzelnen Schulen, wie zur Beförderung des Volksunterrichts im Allgemeinen; vorzüglich die zwei großen Gesellschaften, welche unter den Namen British and Foreign School-Society und National School-Society weltbekannt geworden sind. Leztere ward durch die Geistlichkeit der bischöflichen Kirche gestiftet, um das Volk in der Lehre dieser Kirche zu erziehen, und durch den Einfluß derselben gibt es nun fast in jedem Kirchspiele Pfarrschulen, welche fast ausschließlich durch Subscriptionen entstanden sind und erhalten werden. Freilich sind die meisten dieser Schulen, besonders auf dem Lande, noch elend genug; aber der Anstoß ist gegeben, die Schulen werden schon besser werden, und bei etwas mehr Theilnahme von Seiten der Reichen wird man es mit der Zeit selbst in den Fabrikgegenden, wo die Eltern durch den Verdienst, welcher sich hier für Kinder jedes Alters darbietet, den Schulen abgeneigt werden, nicht unmöglich finden, dieselben unterrichten zu lassen. Schon jezt findet man selten junge Leute, die nicht wenigstens lesen können, was schon in den Sonntagsschulen zu lernen ist, wenn sie auch in ihrer Kindheit die ganze Woche durch zur Arbeit angehalten worden wären. Seit einigen Jahren hat man angefangen, Schulen für die Mittelklassen auf Aktien zu gründen, welche mit klassischer Bildung die Vorbereitung des Knaben für das bürgerliche Leben verbinden sollen; aber dabei scheint man noch nicht recht mit sich in's Klare gekommen zu seyn, was eigentlich für die Jugend Bedürfniß sey, und wie weit man es in den alten Sprachen treiben könne, ohne den andern Bedürfnissen entgegenzuarbeiten. Wie mich dünkt, will man des Guten zu viel thun, und verwirrt die meisten Zöglinge, statt sie weiter zu bringen. Ganz merkwürdig, ja für den Deutschen noch auffallender, als die Nichteinmischung der Regierung in's Erziehungswesen, ist, daß in dem Lande, wo alles Technische zur höchsten Vollkommenheit gebracht worden, wo es die herrlichsten Maschinen, zahllose vortreffliche Landstraßen, unzählige Fabriken und Bergwerke gibt, durchaus keine Anstalt für technologischen Unterricht besteht. Doch dieses erfordert einen besondern Brief.

Beilage: Kunstblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 12.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 14. Januar 1835.

Nicht liebt er, wie andere Kinder,
In Wickelbanden zu weinen;
Und wenn, wo die Ufer sich ihm
An die Seite schleichen, die krummen,
Und ihn zu behüten begehren
Im eignen Schlunde, lachend
Zerreißt er die Schlangen und stürzt
Mit der Beute. —

Hölderlin.

Der Wasserfall.

Wasser.

Nun, Fels, wie steht's?

Fels.

Fest.

Wasser.

Wir haben etwas mit einander zu sprechen.

Fels.

Was soll's?

Wasser.

Biegen oder brechen.

Fels.

Das wäre!

Wasser.

Ich muß in's Thal hinab; mach Platz, schnell!

Fels.

Sachte, sachte, du grober Gesell!
Sieh, da hinab durch die moosigen, alten,
Die engen, winklichten Felsenspalten
Findet sich schon ein Wegchen, für dich
Breit genug; man bescheide sich.

Wasser.

Zickzack und eng und klein!
O weh, auf spitzige Klippen
Stoßen mit Gellen
Die schwellenden Wellen
Ihre murmelnden Lippen!
Platz, Platz! es kann nicht seyn.

Fels.

Du Grobian!
Komm her, sieh mich an!
Seit Jahrtausenden steht
Mein Bau, für ewig gewoben.
Siehst du, wie ein Wald dort oben
Auf meinem ehrwürdigen Scheitel weht?
Willst du es hören,
Das Geisterflüstern,
Das durch die düstern
Alten Föhren
Dunkle Sagen
Von alten Tagen,
Von den Tagen der Sündfluth trägt?
Steh' still im Lauf,
Und schau hinauf
An diesen Wänden, wie von Erz gethürmt,
Unbezwinglich,
Undurchdringlich,
Ob der Regen strömt, der Orkan sie bestürmt!
Riesenhoch!
Dann frage noch,
Ob ich dein kindisches Trotzen fürchte?

Wasser.

Du mußt! du mußt!
Kommet zu Hauf,
Ihr Fluthen, zischt auf,
Hackt in die Felsenbrust
Die gähnende Wunde!
Stürzt her wie bellende Hunde,
Mit dem milchweißen, schneidenden Zahn
Wüthend zu packen
Die trotzigen Zacken!
Kommt an, kommt an,
Wie Schlangen geringelt!
Die Pfeiler umzingelt!
Schüttelt,
Rüttelt!
Horcht, schon vernehm' ich ein dumpfes Jammern
In den alten, triefenden Felsenkammern,
Ein Zucken und Reißen —

Fels.

Weh! Weh!
Tief im Herzen erschüttert!
Die Tanne zittert
Auf meinem Haupt! Ein Stich
Durchzuckt mich!
Ich verzweifle — Ach! Ach!

Wasser.

— — Krach!
Dumpfdonnernd, lang nachrollend
Stoß auf Stoß
Stürzt der Koloß
Zerschmettert, zerschlagen
Mir in den schäumenden Schooß!
Meine Wogen jagen
Ueber die Fichten, zerrauft, zerknickt,
Die sein prahlendes Haupt geschmückt!
Was noch so eben gepocht, gedräut,
Jetzt wie im Wahnsinn umhergestreut!
Jetzt ist Freiheit!
Jetzt brause nur auf im Uebermuth,
Brüste dich prachtvoll, du stolze Fluth!
Ueber die Trümmer, über die Bäume
Stürzet ihr brausenden, tosenden Schäume!
Geuß dich, du reiner, du silberner Strahl,
Hinunter, hinunter in's sonnige Thal!

Fels.

Und im Tode noch quäl' ich dich!
An diesen moosigen Blöcken,
An diesen scharfen Kanten
Zerstäubet mit Schrecken,
Werdet zu Schanden
Ihr stolzen Wellen!
Euch frechen Gesellen
Soll mein zerschmettert, zerschlagen Gebein
Ein unaufhörliches Hinderniß seyn.

Wasser.

O du hinderst mich nicht!
Wenn die Welle sich bricht,
Wenn du sie hemmst im pfeilschnellen Lauf,
Braust sie gewaltiger, herrlicher auf,
Springet mit zürnender, donnernder Macht,
Blendend in schäumender, perlender Pracht,
Ueber Klippen, über Gestein,
Wühlt in die nächtliche Tiefe sich ein,
Reißt sich in's schaurige, klüftige Grab
Siedend in rasendem Strudel hinab. -
Dann in neuer Schöne
Kommen hervor,
Steigen empor
Meine wilden Söhne,
Die schneeweißen Taucher; und mit Gewalt
Angeprallt
An den Felsen, wall' ich in herrlichem Reif
Hochauf; gleich einem Fächer, einem Pfauenschweif
Blättr' ich auf die blitzenden Wogen.
Und sieh, hier ist Raum,
Hier stört kein Fels, kein Baum,
Hier kann ich in Einem schlanken Bogen
Frei durch die Lüfte
Hinab in die Klüfte
Wallende, fallende Wasser gießen,
Kann in weicher, reiner Linie fließen,
Wie von der Jungfrau lieblichem Antlitz
Hinunter über die süße Gestalt
Reinlich ein weißer Schleier wallt.
Doch wo vom Fall
Im vollen Schwall
Anprallen die Wasser, da gibt es ein Brausen!
Ein hohles Donnern, ein zischend Sausen!
Dampfen Wolken von feuchtem Staub
Weithin auf Wälder und Gras und Laub!
Und in vollkommenem Kreise gezogen
In die stäubenden, regnenden Wogen,
Schimmert der lieblichste Regenbogen.
Und es stehen die Menschen, die kleinen Menschen,
Weit aufgerissen die Augen,
Schauen das liebliche Farbenwunder,
Schauen das blitzende Silberband,
Seh'n in das grollende Gähren hinunter,
Lauschen dem Donner, und fest gebannt,
Mit zuckender Wimper, mit klatschender Hand,
Erkennen sie Alle mit Staunen an,
Wie herrlich ich wandle die Siegesbahn.

Thal.

Hör auf zu toben, so stolz, so wild!
Siehe, wie lieblich mild
Die sammtenen Matten
Im Abendschatten
Zur Ruhe laden.
Es möchten ihr zartes, zitterndes Bild
Blumen in deinem Spiegel baden.
Laß das Reh, das muthige Füllen
An deinem Ufer trinken.
Hörst du der Heerden fernes Brüllen?
Hörst du verhallen des Hirten Gesang?
Siehest du winken
Am Berg entlang
Das Kirchlein, die frommen Hütten?
Höre mein Bitten!

Wasser.

Da wär' ich. Ach! das war ein Leben!
Doch nun will ich dienen der Menschenhand,
In der Thäler sanftes, grünes Gewand
Will ich den silbernen Gürtel weben.
Will die frommen, hellen
Plaudernden Wellen
Ruhig schlängelnd durch Gärten gießen,
Will schwatzend an Blumen vorüberfließen.
Der Hirsch, das Reh
Sollen aus meinen Fluthen trinken.
Und in holdem Weh,
Wenn die Sterne blinken,
Mag eine Jungfrau, die einsam wacht,
In lauer Sommernacht
Meinem Rauschen
Lauschen.

Friedrich Fischer.

Postdiluvianische Kritik.

(Fortsetzung.)

Weiter: „von der Stirne heiß," ist vollkommen deutlich zu lesen; aber die zwei nächsten Zeilen haben am meisten gelitten, nur Folgendes tritt hervor: innen — n – ß – r Schw | – oll d – Wer — — — eister lo – | – och. Der Rest der lezten Zeile ist vollständig erhalten. Ich hoffe, die Ergänzung, wie ich sie oben angegeben, soll mir gelungen seyn, und wenigstens unsere Kenntniß der alten Sprache loben, wenn sie auch den Meistersänger selbst nicht loben sollte. Einige versuchen zu lesen: „rinnen muß der Schweiß toll;" allein so sehr wir bei jedem Schritt im Hain deutscher Poesie auf die seltsamsten Blumen gefaßt seyn müssen, diese Version erscheint denn doch etwas zu toll, und das naß ist so sehr ein Lieblingsbegriff des poetischen Volkes, mit dem wir uns hier beschäftigen, daß ich mir den heißen, nassen Schweiß um keinen Preis werde weginterpretiren lassen. Wer sich schon so viel wie ich auf der Wiese deutscher Lyrik ergangen hat, weiß, wie naß es darauf von Thränen- und anderm Thau ist. — „Schweiß, loben," sind wiederum Fälle, wo wir uns bei der Interpretation dem Reim als einem freundlichen Genius zu Dank verpflichtet fühlen; ohne ihn hätten wir schon manches kostbare Stück ungelesen lassen müssen. — „Die Werk' den Meister loben hoch," gewöhnliche, sprüchwörtliche Redensart. — „Der Segen kommt von oben." Es wird dies gewöhnlich als Invokation des Segens, der Gnade des Himmels zu dem vorhabenden Werk verstanden. Ich gebe gern zu, daß dies das Natürlichste wäre; allein wie oft würde der Ausleger poetischer Alterthümer am Ziele vorbeischießen, wollte er sich stets an den Gedanken halten, der sich zuerst und von selbst darbietet. Gar leicht könnte jenes „oben" mit einer charakteristischen Eigenthümlichkeit der Deutschen in Zusammenhang stehen. Von jeher haben die Völker die Begriffe, welche der Mensch mit einer waltenden, hoch herabsehenden Gottheit verbindet, auf die Gewaltigen der Erde übergetragen, und was im Anbeginn natürliches Gefühl und naiver Ausdruck war, ist von der Schmeichelei zu einem Systeme ausgebildet und in den Sprachen firirt worden. Aber keine Nation in der großen Völkerfamilie, welche wir die christliche nennen, hat sich darin kunstreicher und konsequenter gezeigt, als die deutsche, und diese Verschmelzung irdischer und himmlischer Majestät bildet in den weiten Hallen der überschwenglich reichen Sprache ein ganz eigenes Kuriositäten-Kabinet. Alle ihre öffentlichen Papiere, welche auf uns gekommen, sind voll von dieser Eigenthümlichkeit: höchsten oder allerhöchsten Orts, höchstdieselben u. dgl. sind ewig wiederkehrende Ausdrücke. Gott hieß damals, wie er noch uns heißt, der Höchste, und „Allerhöchstdieselben brachten dem Höchsten ihren Dank dar für eine erwiesene Wohlthat." Auf diese Weise, sieht man, könnte sich unser Glockengießer des Segens wegen leicht bei einer andern als der himmlischen Behörde empfehlen. Negativ wenigstens könnte für diese Annahme das sprechen, daß zu der Zeit, in welche das Gedicht bestimmt zu setzen ist, das sogenannte Taufen der Glocken nicht mehr vorzukommen scheint, und also gleichsam der offizielle Gedanke an himmlischen Segen wegfällt. Segen im weitesten Sinn ist Lohn der Arbeit; aber vielleicht hieß, da von jeher der Himmel so wenig als der Mensch den Lohn nach dem Verdienst abmaß, Segen schon damals, wie heutzutage, so viel als: mehr Lohn, als

man verdient. Es ist ein uraltes Vorrecht der Poesie, daß sie die Mächtigen und Könige mit Du anredet, während man sich im Styl des gemeinen Lebens diese Vertraulichkeit nur mit den Göttern erlaubt; gleicherweise nun könnte unser „von oben“ die poetische Wendung für höchstoben, allerhöchstoben seyn.

Wenden wir uns nun zu den verschiedenen Hypothesen, wem dieses Fragment zuzuschreiben, in welches Zeitalter es zu setzen seyn möchte. — Der erste Sprachforscher, der sich damit beschäftigte, hat es sich leicht gemacht. Er denkt an Hans Sachs, der ein Schuster in Nürnberg gewesen, findet die größte Aehnlichkeit zwischen dem Styl dieses Meistersängers und dem unseres Bruchstücks, meint aber, ein Glockengießer könne so gut zünftiger Poet gewesen seyn als ein Schuster, und da er vollends herausgebracht, daß einmal die Glockengießerei in Nürnberg in großer Blüthe gestanden, so ist unser Autor, ehe man es sich versieht, ein Nürnberger Glockengießer. So, meine Herrn, konnte man argumentiren, bevor man in der neuesten Zeit tiefer in den Genius der deutschen Sprache eingedrungen, ein Triumph, den die gelehrte Welt großentheils den Bemühungen dieser unserer Akademie verdankt. Ich glaube im Stande zu seyn, zu beweisen, daß das Stück, welches uns hier beschäftigt, weder dem Zeitraum angehört, wo auf dem deutschen Parnaß Schuster und Glockengießer hanthierten, noch auch, wie diejenigen wollen, welche dem großen Schiller die Vaterschaft zuschieben möchten, der Periode, wo fast nur Hofräthe, sogenannte Legationsräthe, und gar Minister den Hofstaat Apolls bildeten, sondern vielmehr der dazwischen liegenden, wo das Roß der Musen ein Klepper im Dienste der Schulmeister war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Beschluß.)

Antommarchi und die Maske Napoleons.

Wie könne sich Antommarchi, hieß es weiter, das Eigenthum dieser Züge anmaßen? Sein ganzes Verdienst bestehe darin, daß er eine Handvoll Gips genommen und dem Leichnam aufgedrückt. Für ein so mechanisches Verfahren ertheile das Gesez kein Monopol. Es sichere das Eigenthum einer Erfindung, eines genialen Unternehmens, nicht aber eines Werkes, das jeder Handwerker so gut als Antommarchi hätte verrichten können. Der Advokat des Arztes hatte diesen Beschuldigungen eben nicht die besten Gründe entgegenzustellen. Er rühmte die Uneigennützigkeit seines Klienten, den Napoleon mit seinem Zutrauen beehrt, und dem er auch in seinem lezten Willen eine Summe von 100,000 Franken vermacht habe. Diese Summe sey dem Arzte aber nicht ausgezahlt worden; warum, wurde nicht gesagt. Bekanntlich war der Bankier Lafitte der lezte Schazmeister Napoleons, und hatte eine beträchtliche Summe von ihm in Händen, aus der er alle Vermächtnisse zahlen sollte. Wahrscheinlich hatte aber Napoleon die Summe stärker angeschlagen, als sie wirklich war, und deßhalb konnte Lafitte nicht alle im Testamente bedachten Personen nach dem Willen des Testators befriedigen. Auch der Dichter Arnaud sollte eine Summe von 100.000 Franken bekommen; er muß sie aber wohl nicht bekommen haben; denn als er neulich starb, sah sich die Regierung genöthigt, seiner Wittwe einen Jahrgehalt auszusezen. Dann machte Antommarchi's Anwalt die Mühe geltend, die sein Klient gehabt habe, um einen getreuen Abdruck von den Zügen seines geliebten Herrn nehmen zu können. Unter dem heißen Himmelsstriche auf St. Helena habe er der schnellen Verwesung zuvorkommen müssen, und nur wenige Stunden gehabt, um seine Vorbereitungen zu treffen. Es habe ihm an Gips gefehlt, und er sey daher genöthigt gewesen, ihn durch eine andere zweckmäßige Materie zu ersezen, was große Schwierigkeiten gehabt habe. Er mache keine Spekulation aus dem Abgießen der mitgebrachten Maske, könne aber doch auch nicht zugeben, daß man ihn bestehle und sein Eigenthum entwende, was durch die Treulosigkeit der von ihm gebrauchten Arbeiter geschehen sey. Das Gericht urtheilte wie der Anwalt der Beklagten, das mechanische Abformen der Gesichtszüge eines Menschen sey keine Arbeit, die zu einem Monopol berechtige, und der Alleinhandel werde durch das Gesez nur denjenigen zugesichert, welche etwas Neues entdeckt oder erfunden haben. Mithin wies es den Dr. Antommarchi mit seiner Klage ab, woraus denn erhellt, daß künftighin Jeder die Maske Napoleons wird abgießen und verkaufen können, wodurch dieselbe also bedeutend im Preise fallen muß, indem Antommarchi sie ziemlich theuer verkaufte. Da jedoch von der beklagten Partei die gegen den Arzt begangene Veruntreuung nicht geläugnet werden konnte, so verurtheilte das Gericht dieselbe zu einer Geldbuße und Entschädigung von 500 Franken. Ich muß gestehen, dies Urtheil scheint mir eines der weisesten, welche das nicht immer sehr weise Gericht seit einiger Zeit ausgesprochen hat. Es gibt hier unter den Leuten, denen das Abziehen von Kupferplatten, Formen u. s. w. anvertraut wird, manche Scheime, und die Veruntreuung ist in diesem Fache leider etwas so Alltägliches, daß es gar nicht auffällt. Das Gericht thut daher sehr wohl, wenn es dieses Vergehen bestraft. Es ist aber weit nachsichtiger gegen einen Diebstahl dieser Art, als wenn ein vom Parteigeist erhizter Journalist einige derbe Ausdrücke sich entschlüpfen läßt; dann glaubt das Polizeigericht sogleich aus den vielen tausend Gesezen der verschiedenen auf einander gefolgten Regierungen die härtesten aussuchen, und damit den Schriftsteller überhäufen, ja wo möglich erdrücken zu müssen. Das Publikum kann aber solche Strenge nicht billigen; es pflegt dem Journalisten seine Theilnahme zuzuwenden, kommt ihm zu Hülfe und zahlt manchmal statt seiner die ihm auferlegte Geldbuße. Dem gesunden Verstande des Volkes will es gar nicht einleuchten, daß ein Schriftsteller, welcher in seiner Ereiferung seine Gedanken übertreibt, strafbarer sey, als Jemand, der bei kaltem Blute beschließt, einen Andern, der Zutrauen zu ihm hat, zu betrügen.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 13.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 15. Januar 1835.

— Du erscheinst
Im heiligen Bezirk, verwegen, wo
Die Götter, die Gesetze herrschen, die du flohst?

Goethe.

Die Wallfahrt nach Loch Dergh.

Ein irisches Nationalbild.

Nach Inglis. *)

Folgendes ist eine Skizze meines Ausflugs nach den Derghsee und dem weitberühmten Wallfahrtsort, genannt St. Patriks Fegefeuer, im nördlichen Irland.

Als ich am 12ten August 1834 durch Pettigo kam, sah ich viele Häuser mit Orangeflaggen geziert, und eifrige Orangemänner hatten Triumphbögen mit Emblemen und Inschriften über die Straße gebaut, unter welchen die nach Loch Dergh wallenden Pilger durch mußten. Der Wallfahrtsort ist etwa drei Meilen von Pettigo entfernt und der Weg dahin, über das Gebirge und durch Moräste, sehr beschwerlich. Vergebens bemüht man sich, den sumpfigen Stellen auszuweichen, und findet es am Ende am gerathensten, es zu machen wie die Pilger, welche barfuß durch dick und dünn gehen und so noch am besten vorwärts kommen. Es heißt, man baue hier keine Straße, damit nicht die Andacht der Gläubigen durch den Zudrang zu vieler Ketzer gestört werden möchte. Es war ein mühseliger Marsch, und ich fühlte mich sehr erleichtert, als ich Loch Dergh unten im Thale liegen sah. Schwerlich kann es eine ödere Landschaft geben: kahle, mit Haide bedeckte Hügel umgeben rings den See, und sind weder durch ihre Massen, noch durch ihre Umrisse geeignet, der Aussicht den mindesten Reiz zu geben. Der See soll gegen neun Meilen im Umfang haben. Als ich zum Seeufer niederstieg, konnte ich deutlich bemerken, daß die kleine Insel, die nicht ganz eine Meile vom Lande liegt, ganz voll Menschen war, und unten angelangt, fand ich über zweihundert Pilgrime, welche des Fahrzeugs harrten, das sie überführen sollte. Sie waren zum größten Theil anständig gekleidet; manche saßen, andere lagen im Gras, einige harrten am Rande des Wassers ungeduldig der Fähre, und andere, noch ungeduldiger, fühlten sich schon durch den Anblick des heiligen Orts zur Andacht befeuert und lagen bereits auf den Knien. Es waren Leute von jedem Alter und etwa drei Viertheile Weiber.

Endlich kam die Fähre mit einer Ladung Andächtiger, deren Buße zu Ende war, von der Insel herüber. Das Boot ward ausgeladen, und war im Augenblick wieder voll; ehe ich indessen die heilige Stätte betreten durfte, mußte ich den Brief, mit dem ich versehen war, dem Prior senden, der mir den Zutritt gestatten oder abschlagen konnte. Allermittelst, bis das Boot mir den Bescheid brachte, suchte ich meine Zeit bestens zu nützen

*) s. Nr. 310. 1834.

und machte mich an einige Pilgerinnen, welche eben vom Eiland herübergekommen waren und im Grase ausruhten, bevor sie ihren Heimweg anteaten. Zum Glück bekam ich es mit sehr mittheilsamen Personen zu thun, die mehr zum Schwatzen als zum Verschweigen aufgelegt schienen, ohne Zweifel, um mir einen hohen Begriff von der Verdienstlichkeit und Wirksamkeit des Gottesdienstes beizubringen, den sie eben mitgemacht; sie selbst aber versicherten, wenn sie mich einigermaßen in die Geheimnisse von Loch Deegh einweihten, so geschehe es darum, weil ich als Protestant auf der Insel doch nichts zu sehen bekommen würde. Ich glaubte anfänglich, sie seyen der Meinung, die dortigen Mysterien werden den profanen Augen des Ketzers auf wunderbare Weise entrückt werden; bald aber ward ich inne, daß das Hinderniß rein menschlicher Natur sey. Ich erfuhr, sobald dem Prior hinterbracht werde, daß ein Fremder das Eiland besuchen wolle, werde überall in der Andacht eine Pause anbefohlen, und ich fand dies später wirklich bestätigt. Die Pilgrime dürfen drei, sechs oder neun Tage auf dem Platze bleiben; durch besondere Indulgenz wird indessen manchen gestattet, fünfzehn Tage zu fasten, zu beten und Buße zu thun. Die ganze Zeit, die man auf der Insel zubringt, wird nichts genossen als Wasser und Brod, oder Wasser und Mehl. Beides kann man auf der Insel bekommen, aber die meisten Pilger bringen ihre Vorräthe mit.

Ich war nicht wenig erstaunt, als auf meine Aeußerung, bei Wasser und Brod den ganzen Tag müsse doch den Pilgern schwach werden, die Weiber, mit denen ich sprach, erwiderten: „O nein, der Wein hält uns aufrecht und gibt uns Kraft.“ — „Wein?“ erwiderte ich; „Ihr bekommt Wein? wer bezahlt ihn denn?“ — „Ach! der kostet nichts; doch ich sehe schon, Ew. Gnaden verstehen uns nicht.“ Und nun erklärten sie mir das Kunststück, wie man die Pilger mit Wein bewirthet, ohne daß es sie, noch sonst Jemand etwas kostet. Das Seewasser wird gekocht, geweiht, und heißt sofort Wein; man reicht es den schwachen, ausgehungerten Pilgern so heiß, als sie es nur immer ertragen können. Eines der Weiber zeigte mir ihre Lippen, die von dem heißen Wein, den sie getrunken, voll Blasen waren, und ich konnte mir lebhaft vorstellen, welchen Eindruck es auf einen machen muß, wenn man halb kochendes Wasser in den leeren Magen bekommt. Sie versicherten mich, die Wirkung sey wundervoll, und ich zweifelte nicht daran.

Die Büßungen bestehen in beständigem Beten, Fasten und Wachen. Jeder Pilger muß, bevor er die Insel verläßt, vier-und-zwanzig Stunden in der Pelson bleiben, wie man es nennt, und hier wird weder gegessen, noch getrunken, noch geschlafen. Während dieser vier-und-zwanzig Stunden wird sogar der belebende Wein nicht gereicht, und es sind Vorkehrungen getroffen, die Büßenden wach zu erhalten. Eine eigene Person ist dazu aufgestellt; man versicherte mich aber, Jeder thue dem Andern von selbst den Gefallen, ihn wach zu erhalten, und dies in der besten Absicht: denn die ganze Wirksamkeit der Buße geht verloren, wenn man sich dem Schlaf überläßt.

(Der Beschluß folgt.)

Postdiluvianische Kritik.

(Fortsetzung.)

Doch sehen wir zuvor, durch welches Schicksal Schiller in diesen Prozeß verwickelt wurde. — Unter der vielen Spreu, die aus der Vorwelt auf uns gekommen, und aus welcher der gelehrte Fleiß der lezten Jahrhunderte fast alle brauchbaren Körner herausgeschwungen und gesiebt hat, befindet sich auch eine seit länger als dreihundert Jahren auf der heliotropischen Bibliothek aufbewahrte kleine Schrift: eine Sammlung von Anekdoten, an der nicht viel mehr als der Titel fehlt, die aber allen Umständen nach in's neunzehnte Jahrhundert zu setzen seyn dürfte. Sie gehört in die so gar nicht zahlreiche Klasse ziemlich ganz erhaltener Bücher, und fast könnte man unwillig werden, daß eine solche, schon zu ihrer Zeit einem frühzeitigen geistigen Tode verfallene Ephemere so viele unsterbliche, jezt aber dennoch aller Wahrscheinlichkeit nach völlig untergegangene Werke hat überdauern müssen, würde sie uns nicht gerade durch ihre Naivität und Anspruchslosigkeit schätzbar, indem sie uns die alte Welt gleichsam im Hauskleide zeigt und häufig den erwünschtesten Aufschluß über das häusliche und bürgerliche Leben, über die Denk- und Handlungsweise so weit entlegener Zeiten gibt. Das Salz darin ist freilich für uns größtentheils taub geworden, und alle diese Witze und Späße, bei denen wohl einst liebenswürdige Gesichter die schönen Zähne wiesen, würden unserer feinen Welt einen seltsamen Begriff von der Zartheit und dem Geschmack jener Zeiten beibringen. Unter diesem Allerlei nun befindet sich eine Stelle, welche auch von dem Verfasser der verdienstvollen Abhandlung über die Poesie im Leben der Alten citirt und gehörig benuzt worden ist; sie lautet wie folgt: „Bei einem ästhetischen Thee fragte eine Dame einen jungen Herrn: was ist die Glocke? — „Ein Gedicht von Schiller,“ aufzuwarten.“ — Ueber ästhetischen Thee siehe die eben angeführte Schrift, den Sinn der Frage und Antwort selbst aber deuteten schon die ersten Commentatoren so: „die Frau, vielleicht der Lucubration müde, habe nach der Zeit, der Uhr gefragt, als wofür man sich auch des Ausdrucks die Glocke bedient, und der junge Mann, berauscht von Thee und

Aesthetik, und keiner profanen Frage gewärtig, habe eine dem genio loci entsprechende Antwort gegeben." — Allerdings kann der antike Spaß, wenn er überhaupt einen Sinn hat, nur diesen haben, und für uns geht daraus hervor, daß es ein Gedicht Schillers gab, das von einer Glocke handelte und allem nach damals viel besprochen wurde. Um uns allen Zweifel hierüber zu benehmen, citirt ein aus dem ein-und-zwanzigsten Jahrhundert auf uns gekommener, äußerst schwer verständlicher, russisch-deutscher Commentar zu Schillers Wilhelm Tell sogar eine Stelle dieses seines Glockenliedes; es heißt dort: „wie oft wurden noch lange nach des Dichters Tode vergeblich die Worte wiederholt, die er in seiner Glocke spricht:

Wenn sich die Völker selbst befrein,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.

Schiller hat also eine Glocke besungen, und kaum war das Fragment, das uns hier beschäftigt, zum erstenmal edirt, so rief eine gewisse Schule wie aus Einem Mund: also ist Schiller der Verfasser des Glockengießerliedes! — Welch ein Schluß! Wenn man auch auf Form und Gehalt des Bruchstücks nicht näher eingehen will, was freilich nicht Jedermanns Sache ist, warum soll in einer Literatur, wo Alles voll Glockenton und Glockenklang ist, der große Dichter gerade dieses Lied gesungen haben, in dem erst eine Glocke gemacht wird? Und wie käme er von der Vorbereitung zum Glockengießen auf die Selbstbefreiung der Völker? So arm im Ganzen unser Schatz deutscher Poesie ist, so fehlt es doch darin nicht an zahlreichen Beispielen, wie viel sich die Poeten mit jenem seltsamen Instrument zu schaffen machten. Nur wenige Belege aus Schillers Zeitalter selbst. — Das stolze Schiff, das einst Goethes Geistesprodukte führte, ist zerschellt, und nur wenige Ballen der reichen Ladung, aber desto mehr Frachtbriefe derselben, das heißt, Inhaltsregister, sind am Ufer der neuen Welt gestrandet; in den Registern sehen wir nun ein Lied: die wandelnde Glocke, verzeichnet. Die wandelnde Glocke! Doch der Antiquar ist an dergleichen schon gewöhnt. Je langsamer damals die Leute selbst auf dem Erdboden fortkamen, desto flinker waren die Poeten bei der Hand, leblosen Dingen Beine und Flügel zu verleihen und sie auf's Rascheste zu transportiren. — Von Uhland ist ein Gedicht auf uns gekommen, in dem eine schallende Glocke die Hauptrolle spielt, und vor Kurzem erst habe ich ein tolles, sogenanntes lyrisches Gedicht, das demselben Zeitraum angehören muß, mit unsäglicher Mühe anatomirt: der Dichter liegt Abends auf der blumigen Wiese; er lauscht dem Treiben und Summen der geschäftigen Welt der Bienen, Käfer und Schmetterlinge; auf einmal läuten die blauen Blüthenglocken (wahrscheinlich die Campanula trachelium der Alten, die noch jezt auf der andern Halbkugel zwischen 40 und 50° nördl. Breite wächst) die sogenannte Vesper oder Ave Maria; da wird es still, und nur noch die Johanniswürmer ergehen sich, nachtschwärmend, mit ihren Laternen durch die Schatten der Halme. Ist es etwa auch Schiller, der hier den Käfern und Heuschrecken zur Ruhe läutet?

Ueberhaupt ist die Glocke, neben einem andern Gußstück, der Kanone, recht eigentlich das Symbol eines gesellschaftlichen Zustandes, wo der Mensch erst anfing, sich der Vormundschaft und Ueberwältigung der Naturkräfte zu entziehen, einer Kultur, die bei mancher liebenswürdigen Blüthe doch noch so in der Materie feststak, daß selbst die Dichter zwar Welt und Natur in die fratzenhaftesten Formen zogen, aber mit ihrer Phantasie über die sich so langsam veredelnden Formen des Lebens selten weit hinauskamen. Die Kanonen in unsern Museen, die Riesenglocke, deren Legende ewig ein Räthsel für uns bleiben wird, und die jezt als Hut über dem großen pneumatischen Apparat im Hofe unsers Instituts einem vernünftigern Zwecke dient, als ehemals, sind, wie sich vielleicht ein Alter ausdrücken würde, wahre Mammuths der Menschenhand. Welche Umstände, um eine Kugel von ein paar Pfunden tausend Schritte weit zu werfen, damit sie denjenigen, die sie zufällig auf ihrem Wege trifft, die Knochen zerschlage! Welch ein Aufwand von Zeit, Kraft und Material, um in einem Thurmknopf einen ehernen Wächter zu haben, der bei jeder Gelegenheit, sey nun Feuer ausgebrochen, oder sey die Gemeinde in den Tempel zu berufen, in dasselbe unartikulirte Geschrei ausbricht! Solch ein heulendes Ungethüm verhält sich zu unsern organischen Schallapparaten wie das Wimmern und Schreien eines Kindes, das nicht weiß, was es will, zu der Beredsamkeit eines Volksredners, der es freilich oft auch nicht weiß. Ich zweifle sogar, ob selbst die sogenannten Glockenspiele zu öffentlichen Bekanntmachungen benuzt wurden, oder überhaupt benuzt werden konnten; wenigstens habe ich mich umsonst nach Beweisen dafür umgesehen, daß, wie Manche wollen, von den Thürmen die Melodie des Lieds gespielt worden, das in der Kirche gesungen werden sollte, damit sich das durch sein Talent für den Gesang weltberühmte Volk vorher üben könne.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Marseille, December.

Winterleben. Kaffeehäuser und Theater.

Der Regen schlägt mit schweren Tropfen an unsere Fensterscheiben und der Mistral summt draußen sein südliches Winterlied. Das ist eine langweilige Zeit für uns. Was sollen wir daheim thun in diesen hohen, steingepflasterten Gemächern, die keine Ofenwärme und lieb und

heimlich macht? Ich erstarre bei der frostigen Lektüre der Journale, und möchte lieber in der räucherigen Hütte des Härzers Blocksbergsmährchen hören. Am Hafen ist es garstig; die Gesänge der Matrosen tönen nicht mehr im Mondscheine, und selbst der alte Bettler, der dort alle Abend seine Bibelsprüche deklamirte, hat sich heimgeschlichen; aber aus hundert Kaffeehäusern winkt einladend der Kerzenschein, und dort fühlt man sich Winters behaglicher, als je. Das Klappern der Dominosteine ist zu dieser Jahreszeit unsere Lieblingsmusik; der Regen rauscht draußen in Strömen, und wir schmiegen uns an den holländischen Kamin, auf welchem bratende Kastanien knallen; das Punschglas dampft vor uns, und wir hören dem schwatzenden Schiffskapitän zu, der vom grünen Vorgebirge kehrt und von den Abenteuern seiner Reise erzählt. Professor Mezzofanti, der Sprachenbändiger, und Herr Tholuck, der Orientalist von Halle, wären hier am rechten Platze, um sich mit den Persern, Armeniern und Beduinen zu unterhalten, welche hier ernst und stumm am Marmortische ihren Mockakaffee schlürfen und aus ihren langen Pfeifen den türkischen Kanaster dampfen. Hier hört man an jedem Tische in andern Lauten reden; es ist der Thurmbau von Babel, und nicht selten tönt aus dem Kauderwelsch der Stimmen auch jene Sprache hervor, in welcher Kaiser Karl V. mit seinem Pferde redete. Noch lieber als den gelehrten Mezzofanti möchte ich den seligen Lavater, den Physiognomen, in den Kaffeehäusern unserer Seestadt haben; nirgends besser als hier könnte er sich von der Hohlheit seiner Theorie überzeugen. Da sizt fast alle Abende in einer Ecke des Café des quatre nations ein alter Grieche, dessen klassisch schönes Angesicht für mich stets ein Gegenstand der Bewunderung war. Man sollte glauben, der alte Grieche, der einen Zug schwermüthiger Trauer in seinem schönen Antlitze trägt, unterhalte sich mit seinen beiden Landsleuten aus Spezzia und Chios von der alten Geschichte ihres Volkes, und klage mit ihnen über Griechenlands gesunkenes Gestirn. Dem ist nicht so; er jammert nur über den Getreidepreis, der ihm immer noch zu niedrig steht. Er hat vom schwarzen Meere eine Getreideladung für eigene Rechnung hergeführt, und findet seinen Gewinn nur, wenn unsere Armen Hunger leiden und ihr Brod doppelt theurer bezahlen müssen. Mit Einem Worte, der alte Hellene mit dem klassischen Heroengesicht ist nichts anders als ein Kornjude. Dort am nächsten Tische sehen wir einen Beduinen aus Oran. Dieser schwarzbärtige Kerl ist sicherlich ein Bösewicht; sein wilder, schielender Blick und seine lärmende Sprache erhalten mich in beständiger Angst, er möchte dem dicken Marseiller Handelsmann, mit dem er plaudert, plözlich das Messer an die Kehle sezen. Weit gefehlt! der schreckliche Beduine mit dem langen Barte ist ein friedlicher Schäfer, der das scharfe Messer an seiner Seite höchstens in Hammelsblut getaucht hat. Der Gegenstand des eifrigen Gespräches betrifft zweihundert Säcke Ochsen- und Widderhörner, die er dem dicken Kaufmann mit nächster Schiffsgelegenheit zu liefern verspricht. Was würde Lavater endlich von jenen jungen Herren denken, welche so eifrig französisch schwatzen und die Journale in der Hand halten? Nach dem glatten Kinne und den Milchgesichtern zu schließen, müßte man glauben, sie plauderten vom Schulexamen und dem Weihnachtsgeschenke der Großmutter; doch nein, die Jungen gehören zur liberalen jeune France und führen einen gar ernsten Diskurs über Revolution, Napoleon und Krieg.

Der nordische Winter ist unfreundlich und rauher, aber es gibt dort oben gutes Brennholz und gefrorne Weiber. Unsere südlichen Winterfreuden beschränken sich lediglich auf den täglichen Kaffeehaus- und Theaterbesuch; Wirthe und Schauspieldirektoren applaudiren allein zu den kalten Abenden, die der Mistral durchbraust. Das Theater ist aber noch amüsanter, als das Kaffeehaus. In diesem hat man außer dem Punschglase nur den Anblick der fremden Völkertrachten, in dem Schauspielhause dagegen ergözt etwas noch weit Holderes unser Auge in den Zwischenakten. Unsere jungen Marseiller Stutzer, die so eifrig nach den Logen hinauflorgnettiren, behaupten, die Zwischenakte seyen der schönere Theil des Stückes, und sie würden für Robert den Teufel allein ihr Geld nicht ausgeben, wenn dort oben nicht auch Engel säßen im Spitzenhäubchen mit den rosenrothen Bändern. Der Bankier ist der schroffeste Gegensaz des Dichters, der Türke haßt den Wein und der Chinese kann die schönsten Violintöne nicht von dem Geschrei der Katze unterscheiden; aber Türke, Bankier und Chinese fänden sicherlich in unserm Theater Unterhaltung, und wenn Scribe's Dichtung, Meyerbeers Töne und die Liqueurbude des Konditors auch für sie verloren wären, so würden Wuchs und Augen der schönen Marseillerinnen ihnen gewiß reichen Ersaz dafür leisten. Um indessen doch auch vom Marseiller Theater als solchem etwas zu sagen, melde ich, daß Robert le diable hier seine 50ste Vorstellung erlebt hat, und mögen nun die Reize der diabolischen Oper, oder die der Engel in den Logen, oder die langen Winterabende daran Schuld seyn, unser Publikum wird der ewigen Wiederholung noch nicht müde und drängt sich noch immer in Masse zu diesem Stücke. Margarethe von Anjou, die Oper, welche Meyerbeer im Jahr 1822 in Italien komponirte, wurde vor einigen Wochen zum ersten Male auf unsere Bühne gebracht, machte aber bei Weitem nicht so viel Glück wie Robert. Unser Singpersonal ist nicht übel, und unser Ballet war wenigstens sehr zahlreich; aber bei den allzu großen Kosten, die lezteres verursacht, kann man es unserer armen Theaterdirektion nicht übel nehmen, daß sie in der neuesten Zeit das Tänzerpersonal beinahe um die Hälfte verringert hat. Das verwöhnte Publikum läßt nun aber einmal keine Rücksichten gelten, und wurde bitterböse, als es zum ersten Male in Robin-des-bois (Webers Freischütz) die so gelichteten Reihen der Tanzenden gewahrte. Die Ueberraschung war Anfangs zu groß, als daß man gleich Worte für den Unwillen gefunden hätte; als man aber am folgenden Abend die zahlreichen Abdankungen erfahren hatte, kannte die Wuth der Theatergänger keine Grenze; Billette wurden von allen Seiten auf die Bühne geworfen und mit großem Geschrei deren Ablesung verlangt. Der zitternde Regisseur erschien und suchte durch die höflichsten Entschuldigungen den Aufruhr zu stillen; aber von allen Seiten heulte es: „Wir wollen ein Ballet, ein vollständiges Ballet!“ Vergebens gebot der Polizeikommissär von der Loge herab dem Parterre Stille. „A bas la police!“ war die Antwort, und der Zorn der Menge wandte sich nun von dem Regisseur zu dem Manne mit der Amtschärpe, der sich vergeblich Gehör zu verschaffen suchte, und endlich erbost rief: „Nun, wenn ihr nicht hören wollt, so will ich euch tanzen lassen!“ Und im Nu erschienen auf seinen Wink vor allen Thüren hochstämmige Gensdarmen mit gezogenen Pallaschen. Jezt stieg der Wirrwarr auf das Höchste; vom wilden Lärm erzitterte der hohe Saal, in das Angstgeschrei der Damen in den Logen mischte sich das Gebrülle des Galeriepöbels, die Lichter erloschen; in zehn Minuten war Alles wieder still und das Haus geleert. So geht es in den französischen Theatern zu, namentlich bei diesen feuersprühenden Südländern.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 14.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 16. Januar 1835.

Holofernes. — Laßt mich das Canzonet überblicken: hier ist bloß das Sylbenmaaß in der Ordnung, aber die Eleganz, die Leichtigkeit, die goldene Cadenz der Poesie — caret.

Shakespeare.

Postdiluvianische Kritik.

(Beschluß.)

Doch zurück von dieser Ausschweifung zu unserem Glockengießerliede. — Es gab eine Periode in der deutschen Literatur, etliche Generationen vor Schiller, welche man mit dem Namen der Gottschedschen bezeichnete, und die zur Zeit des genannten Dichters und später im schlimmsten Geruche stand. Wir haben zwar nichts, was anerkannt ihr angehörte; allein in dem darauf folgenden Jahrhundert begegnen wir häufigen Deklamationen, wie geschmacklos, unbehülflich, holpericht, prosaisch die Poesie jener Schule gewesen sey: es muß arg gewesen seyn, wenn der große Haufen der Poeten einer etwas spätern Zeit so hoch auf sie herabsehen konnte. Wer unser Fragment betrachtet oder es gar zu recitiren versucht, wird ihm die eben genannten schönen Epitheta sammt und sonders schwerlich absprechen können. Leider aber stellt dieses unser Urtheil das Bruchstück dem meisten übrigen auf uns Gekommenen nur gleich, statt es von demselben zu unterscheiden. Es ist bei der gänzlichen Verschiedenheit unserer Begriffe und Sprache äußerst schwer, oft unmöglich, im einzelnen Fall zu entscheiden, ob die von einem Poeten gebrauchte Wendung den Geschmack verlezt habe oder nicht, desto mehr, da aus den höchst interessanten Trümmern der alten Kritik hervorgeht, daß man dies damals wohl so wenig wußte als jezt. Da die deutsche Poesie für uns überhaupt gar keinen Rhythmus hat und wir durch das Labyrinth meist nur durch das Glockengeläute des Reims geleitet werden, so ist in den wenigsten Fällen anzugeben, ob und wie gegen den Rhythmus gesündigt ist. Ich habe daher keine Lust, die Zeilen chemisch zu zerlegen; es möchte die Mühe nicht lohnen. Meinem Gefühl nach sind sie über die Gebühr holperich; es genügt aber wohl, darauf aufmerksam zu machen, daß, vom absoluten Standpunkte aus, im Exordium eines Gedichts, wo man doch sonst einen Anlauf zum Erhabenen zu nehmen pflegt, die Zusammenstellung so gemeiner Dinge, wie Mauern, Lehm und Gesellen, niedrig, prosaisch erscheint. Dies anerkennen und Schiller vom Verdacht der Autorschaft absolviren, ist Eins, und so halte ich denn unsern Prolog zum Glockengusse für ein seltenes Monument aus jener verrufenen Zeit. Ich denke mir, eine Stadt oder das, was man eine Herrschaft nannte, veranstaltete den Guß einer Glocke und beauftragte ihren oder einen besonders renommirten Schulmeister mit Anfertigung eines Gedichts zur Feier des Tages, oder jener fand sich auch unaufgefordert mit dem ein, was man eine Festgabe nannte, und woran es nie fehlte. Einer solchen Quelle erscheint unser Gedicht vollkommen würdig, während es für eine spätere Periode, welche ich schon oben als die

der poetischen Hofräthe bezeichnet habe, denn doch, freilich nur meinem Gefühle nach, etwas zu unbeholfen, zu ungeleckt seyn dürfte. Ist unsere Voraussetzung richtig, so kann es uns vollkommen gleichgültig seyn, ob der Poet am Schlusse der Zeilen zu Gunsten des Gießers an den Segen des Himmels oder an den Beutel der Herrschaft appellirt.

Daß damals fast bei jeder denkbaren Gelegenheit, von der Geburt eines königlichen Kindes bis zum Abschied eines Handwerksburschen von seinem Heimwesen, die Musen bemüht wurden, ist bekannt genug und einer der hervorstechendsten Charakterzüge des deutschen Volks, dem wenigstens der Ruhm des reimfertigsten durch alle Zeiten ungeschmälert verblieben ist. Wer den Einwurf machen wollte, eine bei so unbedeutender Gelegenheit zur Entfaltung gekommene Blume der Poesie sey doch gewiß nicht durch den Druck vervielfältigt worden, hat sich noch wenig unter den poetischen und rhetorischen Schriften einer Nation umgesehen, welche der kritischen Nachwelt ein seltsames, bis jetzt auch noch nicht gelöstes Problem aufgegeben hat: wie es nämlich komme, daß ein Volk zu derselben Zeit, wo es sich bitter über Mangel an Preßfreiheit beschwert, nach seinem eigenen Geständnisse viel mehr gedruckt haben könne als seine Nachbarn. Bedenkt man, wie zeitraubend das Geschäft der Druckerpresse war, während jetzt die Gedanken nicht so bald gedacht, als auch fixirt sind, so wurde damals im Verhältniß soviel publizirt als jetzt, und es bleibt nur unfaßlich, wie man mit der Vervielfältigung von Produkten, wie dasjenige, mit dessen Analyse ich vielleicht Ihnen, meine Herrn, Langeweile gemacht, Menschen langweilen und so viele Arme dem Landbau und den Gewerben entziehen mochte.

Mein Zweck ist erreicht, und es kommt nun auf Sie an, ob Sie der Erwerbung eines zwar unbedeutenden Aktenstückes aus einer dunkeln Zeit, oder der Reinigung eines großen Namens von einer levis notae macula mehr Werth beilegen wollen. Zum Schluß noch eine kurze Notiz von Schiller.

Bekanntlich wußte man früher weder ganz genau, wann er gelebt hat, noch wo eigentlich seine Heimath, sein Vaterland im Vaterlande war, wie sich die Deutschen häufig ausdrücken. In einer Zeit, wo man es mit der Kritik noch nicht so genau nahm, galt er für gar keinen Deutschen von Geburt, man hielt sich an jene Stelle seines bekannten Gedichts: „auch ich war in Arkadien geboren,“ man dachte dabei an das bayrische Königthum in Griechenland, und da man Spuren hatte, daß sein Vater Soldat gewesen, machte man diesen zu einem bayrischen Wehrmann und ließ den Sohn in Griechenland geboren, aber in Deutschland erzogen werden. Was man, zu Bekräftigung dieser Annahme, über die Verwandtschaft des Geistes des Dichters mit dem altgriechischen Genius gefabelt, fällt von selbst, seit erwiesen ist, daß Schiller kaum das neunzehnte Jahrhundert erlebt hat. Vor Kurzem fand ich nun an einem Orte, wo Niemand dergleichen gesucht hätte, eine äußerst magere Notiz über die im neunzehnten Jahrhundert den großen Deutschen errichteten Denkmale; es geht daraus hervor, daß Schiller allerdings in den ersten Jahren dieses Säkulums gestorben, und daß ihm bereits in der Mitte desselben — hoffentlich aber schon früher — in seiner deutschen Heimath eine Statue errichtet gewesen, welche alljährlich bei öffentlichen Spielen feierlich bekränzt worden.

Die Wallfahrt nach Loch Dergh.

(Beschluß.)

Für Alles, was der Pilger in St. Patriks Fegefeuer bekommt, den Wein mit eingerechnet, bezahlt er einen Schilling 4½ Pence, wovon 6½ P. auf das Fährgeld kommen; indessen steht es dem Büßenden vollkommen frei, sich freigebiger zu beweisen. Wer der Segnungen dieses heiligen Orts theilhaftig werden will, muß ein Empfehlungsschreiben von seinem Gemeindegeistlichen mitbringen. Ich erkundigte mich, ob die Priester zur Wallfahrt ermuntern oder davon abrathen. Ich erhielt zur Antwort, zuweilen empfehlen sie dieselbe allerdings, in den meisten Fällen aber lassen sie den Lusttragenden vollkommen freie Wahl. Offenbar ist es nicht im Interesse des Landgeistlichen, zur Wallfahrt aufzufordern, weil die Abwesenheit seines Pfarrkindes und der Aufwand, den es auf der Pilgerfahrt macht, sein eigenes Einkommen eher schmälert als vermehrt.

Nach einer Stunde, während welcher sich die Menge der anlangenden Pilger noch bedeutend vermehrt hatte, kam das Boot mit einer neuen Ladung und der nachgesuchten Erlaubniß zurück. Sogleich nahm ich meinen Platz im Fahrzeug ein und konnte den seltsamen Auftritt, der nun erfolgte, mit Muße betrachten. Das Boot kann vierzig bis fünfzig Menschen fassen, aber ihrer Hunderte drängen sich herbei. Keiner wird hereingelassen, er weise denn ein zuvor gelöstes Billet vor, und ein untersetzter, beweglicher Bursche, hinter ihm ein paar Gehülfen, alle mit Stöcken bewaffnet, stehen an der Seite des Boots und stoßen die, welche nicht herein sollen, derb zurück, während sie die, so Aufnahme gefunden, eben so unsanft vorwärts schieben. Vom Hintertheil zum Vordertheil werden die Pilger gleich dem Vieh zusammengepreßt, und der Schiffer stößt sie herum, als wären es Schweine; der ganze Auftritt erinnert lebhaft an die Bilder von Charon und seiner Ladung verdammter Seelen. Der Schiffsmeister erzählte mir, Fremde

werden gewöhnlich auf einem besondern Fahrzeug übergesezt, und ich müsse es mir zur besondern Ehre rechnen, im selben Boote mit den Pilgern fahren zu dürfen.

Als die Ladung voll war, stießen wir ab, und da der See sehr unruhig war, so ward es uns so gut, die Pilger den ganzen Weg über beten zu hören. Als wir uns der Insel näherten, konnte ich noch aus einiger Entfernung das Treiben und Regen der Menge bemerken; als wir aber näher kamen, war der Befehl bereits gegeben und alle Büßungen und Gebete eingestellt. Kaum hatte das Boot beigelegt, so wurden die Pilger, ihrer viele durch das Wasser, an's Land getrieben, und ich mußte einige Minuten auf den Priester warten, in dessen Begleitung ich nun die Insel besichtigte. Ueberall war alles voll Menschen, nicht der Raum einer Geviertelle auf dem ganzen Eiland unbesezt. Alle saßen am Boden, mit Büchern, die meisten Weiber mit Rosenkränzen in den Händen; aber man sah deutlich, daß Befehl gegeben worden war, alle Andacht zu unterbrechen: Niemand rührte sich, Niemand sprach ein Wort. Ich ging durch die Kapelle, Prison genannt, wo ich vier Priester und den Boden des Gebäudes mit kauernden Pilgern völlig bedeckt fand. Ich machte die Runde rings um das Eiland und kann versichern, daß auf einem kaum dreihundert Ellen langen und kaum halb so breiten Raume nicht weniger als zweitausend Personen zusammengedrängt waren. Die Station zu Loch Dergh beginnt am 1sten Juni und dauert fort bis zum 15ten August. Am Tage, da ich hier war, wurden zwölf Schiffsladungen Pilger, jede von etwa vierzig Personen, auf das Eiland übergesezt. Die Station dauert im Ganzen fünf-und-siebzig Tage; angenommen nun, im Durchschnitt kommen täglich nur halb so viele Menschen als an jenem 12ten August, also zweihundert fünfzig, so beträgt die Zahl der jährlich nach Loch Dergh wallfahrenden Pilger neunzehntausend, und die Erkundigungen, die ich eingezogen, wie die eben angestellte Rechnung selbst, berechtigen zu der Annahme, daß dies eher zu wenig als zu viel ist.

Man ließ mir auf der Insel nicht viel Zeit zu Beobachtungen; der Priester, der mich führte, eilte zusehends, ohne Zweifel, damit die Pilger und Büßenden in ihrer Andacht möchten fortfahren können, und hätte ich nicht, wie man gesehen, aus anderer Quelle geschöpft, so wüßte ich wenig davon zu sagen, wie es in St. Patriks Fegefeuer zugeht.

Ein Auftritt, wie der eben beschriebene, muß einen nothwendig unangenehm berühren. Ich bin weit entfernt, gegen das Pabstthum loszuziehen; aber wenn ich Tausende an einem von ihrer Heimath so weit entlegenen Orte zusammenströmen sehe, kann ich nur bedauern, daß sie ihre Zeit so leichtsinnig vergenden. Manche waren von den entlegensten Punkten von Cork, Kerry und Waterford hergekommen; die Wallfahrt mußte sie fünf, sechs Wochen gekostet haben, zu einer Jahreszeit, wo, wenn je Arbeit zu bekommen ist, der gemeine Mann noch am allerehesten welche findet. In den Julius fällt die Heuernte, und für Manchen war die Unthätigkeit in diesem Monat ein Verlust von wenigstens zwei-und-zwanzig Schilling, die Reisekosten nicht gerechnet. Ich weiß nicht, wie der Bischof, der im Jahr 1830 bekannt machen ließ, daß er die Station zu Loch Dergh in eigener Person halten werde, diesen Schritt verantworten will. Den armen Pilgern aber ist es gewiß ernst mit ihrer Andacht, und Gott kann an keinem Opfer Mißfallen finden, das ihm aufrichtigen Herzens dargebracht wird.

Als ich die Insel verließ, wiederholten sich die oben beschriebenen Auftritte. Ich fuhr mit einer Ladung Pilger zurück, deren Station zu Ende war, und obgleich es spät Nachmittags war, harrte doch noch ein Haufe der Ueberfahrt. Ich trat den Rückweg nach Pettigo in Gesellschaft mehrerer Pilger an, worunter ein Priester, der mir erzählte, er sey achtzig Meilen weit hergekommen, und finde sich nach der Bußübung erstaunlich erleichtert. Er versicherte mich ferner, wie auch immer das Wetter seyn möge, niemals erkälte sich ein Pilger; er habe noch nie gehört, daß Jemand vom tagelangen Sitzen auf dem feuchten Boden in nassen Kleidern und bloßen Füßen den mindesten Schaden genommen. Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß mehrere Pilger mit uns gingen und den Worten des Priesters horchten. In Pettigo lud ich meinen Begleiter ein, bei der Hammelskeule, die ich bestellt, mein Gast zu seyn; er dankte aber, indem ihm sein Gelübde nicht gestatte, vor dem nächsten Tage etwas zu sich zu nehmen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

Jones Glasservice für Mehemed Ali.

Fürwahr, Seine muselmännische Hoheit der Pascha von Egypten ist ein ganzer Mann. Noch vor Kurzem waren Aller Augen nach Egypten gewendet. Dort sollte Europa's Krisis sich lösen; es hing an einem Haar, daß der Sklave seinen Gebieter, der Vasall seinen Lehnsherrn, der Pascha von Egypten den Sultan von Konstantinopel bezwang; daß er ihn, vor dessen Vätern eine Welt erbebte, als Flüchtling aus dem Reiche trieb, sich Trost zu suchen bei seinen Leidensgefährten, dem Dey von Algier, dem zehnten Karl, dem braunschweigischen Herzog, dem portugiesischen Michael; daß er den Stamm ausriß, der in der Wurzel verfaulte und im Wipfel verdorrt ist, und ein frisches Reis in den blutgedüngten Boden pflanzte. Und während dies vorging, begnügte er sich etwa, Rekruten zu exerziren, Flotten auszurüsten, Kanäle zu graben, Eisenbahnen anzulegen? Nein, damit war die große Seele des Türken nicht gefüllt. Er bezwang Provinzen, bändigte Aufrührer, schlug vielen

Leuten ein Schnippchen und gedachte nebenbei des Luxus der Tafelfreuden. Ein Gedanke der leztern Art veranlaßte ihn vor geraumer Zeit, bei einem Londoner Glaskünstler — Glasfabrikant, Glasschneider sind hier unpassende Ausdrücke — ein Glasservice zu bestellen, das nichts Geringeres seyn sollte, als das schönste und reichste, was menschlicher Fleiß und menschliche Geschicklichkeit in dieser Gattung je hervorgebracht. Der Londoner Glaskünstler Jones, wohnhaft Nummer 5 Ludgate Hill, anstatt über die Bedingung des Auftrags zu erschrecken, versprach, sie zu erfüllen, und er hat sie erfüllt. Seit wenigen Tagen ist das vollendete Werk zur Schau, und das heißt so viel, als zur allgemeinen Bewunderung ausgestellt. Das ganze Service besteht aus ungefähr fünfzehnhundert Stücken, und enthält nicht bloß Alles, was der Glanz einer fürstlichen Tafel für Vor- und Nachtisch erfordert, sondern gewiß Alles, was menschlicher Wiz in dieser Beziehung zu ersinnen und menschliche Kunst in Glas auszuführen vermag. Man steht mit einem Gemische von Stolz und Verdruß vor dem blinkenden Schaze: von Stolz, weil man glücklich seyn kann, ohne ihn, von Verdruß, weil man nicht reich genug ist, ihn zu besizen. Die Muster der verschiedenartigsten Gefäße, der Teller, Schüsseln, Untersezer, Flaschen, Gläser, Salzschalen, Weinabkühler — sie sind eben so viele Muster makelloser Schönheit. Die Sterne, die Würfel, die Laubgewinde, Alles, was Zierrath seyn soll und Zierrath ist, hat eine vollendete Künstlerhand zart und rein geschnitten. Und der Stoff, in welchen sie so zierlich gearbeitet hat, ist so spiegelhell, so glänzend rein, ich möchte sagen, so zur Unsichtbarkeit durchsichtig, daß es einer genauen Betrachtung bedarf, den Stoff für Glas zu erkennen. Man wäre viel geneigter, ihn für Diamant des ersten Wassers zu halten. Vorzüglich geschmackvoll sind die Decanters. Was sind denn das? wird Jeder fragen, der es nicht weiß. Und man kann vollkommen gut Englisch verstehen, und doch nicht wissen, was Decanters sind und was es heißt: to decant the wine. To decant the wine steht in jedem Wörterbuche, es bedeutet Wein abziehen; und decanter steht auch in jedem Wörterbuche, es bedeutet 1) ein gläsernes Gefäß, einen flüssigen Körper von den Hefen abzugießen, und 2) eine Kanne, den Wein mittelst derselben abzuziehen. Sehr richtig; aber das sind nicht die Bedeutungen, in welchen jenes Wort und diese Phrase auf den englischen Tafeln gebraucht werden.

(Die Fortsezung folgt.)

Marseille, December.

(Beschluß.)

Alexander Dumas.

Ich zweifle, ob eine deutsche Sängerin von einigem Talente ihre vaterländische Bühne mit einem Engagement in Marseille, troz des lockenden Gehaltes von 10 bis 15,000 Franken, vertauschen möchte. Das hiesige Publikum weiß oft selbst nicht, was es will, und häufig pfeift es einen Künstler aus, den es kurz vorher beklatschte, bloß weil ihm Skandal Bedürfniß ist. Man hat bei diesem Unfuge gewisse Regeln festgesezt; ist z. B. die Zahl der Pfeifer größer, als derer, welche dagegen reklamiren, so muß das ausgepfiffene Individuum von der Bühne abtreten. Natürlich ist die Zahl der honetten Leute, welche diesen Unfug laut mißbilligen, fast immer bedeutender; allein die Donnerstimme eines einzigen Matrosen auf der Galerie gibt mehr aus, als die Flötenstimmen von zwölf Stuzern in den Logen. — Wir haben noch ein zweites Theater, das Gymnase marseillais, wo keine Opern, aber Vaudevilles, Lustspiele und romantische Drama's gegeben werden. Der größten Gunst erfreuen sich die Dramen von Alexander Dumas; Katharina Howard, Antony und Karl VII. haben troz zahlloser Wiederholungen sich noch immer eines zahlreichen Auditoriums zu erfreuen. Die Liebe und Lust an dem Gräßlichen, in dessen greller Darstellung die neuern Dichter Frankreichs, wie Eugen Sue, Victor Hugo, Dumas, einander zu überbieten suchen, theilt sich mehr und mehr auch der großen Menge mit; man findet Gefallen an den Uebertreibungen, man gewöhnt sich an die moralischen Ungeheuer, denen die Poesie einen so romantischen Anstrich zu geben weiß. Alexander Dumas befindet sich in diesem Augenblicke zu Marseille, wo er gestern der neunten Vorstellung seiner Katharina Howard im Gymnase beiwohnte. Der auf dem Zettel angekündigte Besuch des Dichters hatte eine Fluth von Neugierigen dorthin gezogen, welche mit allen Zeichen der lebhaftesten Ungeduld den Mann erwarteten, der uns mit seinen romantischen Gräueln die Winterabende verkürzt. Endlich trat ein Mann in die für den Dichter aufbehaltene Loge. Das Publikum glaubt, es sey Dumas, und begrüßt den Fremden mit stürmischem Applaus. Als man aber den wohlbeleibten Mann mit den grünen Augengläsern und der mächtigen rothen Perrücke erkannte, jagte ein wieherndes Gelächter den armen Seifenfabrikanten aus dem Ehrenplaze, welchen er irrthümlich eingenommen hatte. Gegen Ende Februars wird Dumas in Begleitung der Künstler Jadin und Lecomte seine große Reise nach dem Süden antreten. Diese drei Herren beabsichtigen bekanntlich die Herausgabe eines umfassenden Werkes unter dem Titel: „Das mittelländische Meer und seine Küsten," wozu Dumas den Text schreiben und seine beiden Begleiter Zeichnungen und Stahlstiche liefern wollen. Leztere haben ihre Arbeiten bereits hier begonnen und zu diesem Zwecke Ausflüge in unsere felsige Umgegend, nach der Rolandsgrotte, der Insel d'If, dem Fort Notre-Dame-de-la-Garde u. s. w. gemacht. Von geschichtlichen Denkmälern konnten sie natürlich hier keine Skizzen aufnehmen, weil es deren keine mehr gibt; auch Dumas wird in unserer modernisirten Phönizierstadt wenig Stoff zu seinen Bildern gefunden haben. Dafür ist er aber in Avignon und Nismes gewesen. Dort traf er noch Reste des Alterthums in Menge, dort warteten seiner die Sagen der Albigenserkriege, um in poetischem Blutgewande auf die Bühne des Théâtre français gebracht zu werden. Die französischen Dichter sind zu beneiden, daß ihnen ein so herrliches Mittel, die Phantasie zu beflügeln, wie das Reisen, zu Gebot steht. Lamartine holte sich zur Vollendung seines lezten Gedichtes die Begeisterung im Orient, und Chateaubriands Name hätte nimmermehr den magischen Klang, wüßten seine Leser nicht, daß der Verfasser der Atala mit den Sack- und Fuchsindianern in den Wüsten der neuen Welt geraucht und am heiligen Grabe bei dem Scheine der ewigen Lampen gebetet hat. Ja, der edle Vicomte denkt noch heute auf dem Sopha seines Pariser Salons mit Wohlbehagen an jene Wandertage seiner Jugend, und selten vergißt er in einem seiner Werke dem Leser zu wiederholen: „Ich habe an den Ufern des todten Meeres geschlafen und unter dem Rauschen des Niagarafalles meine Natchez geschrieben." Diese Reiselust können nur die Dichter Frankreichs befriedigen, in Deutschland ist es anders. Hier prügelten sich unsere Hafengondoliers um die Ehre, den Verfasser der Katharina Howard in ihrem Kahne zu führen; von einem deutschen Postillon habe ich nie gehört, daß er diesem oder jenem großen Landsmann das Trinkgeld geschenkt hätte.

Beilage: Literaturblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 15.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 17. Januar 1835.

Verborgner Gott, du mir so fern und nah,
Andringend mir, in meinem Innersten
Durchfassend mich, und will dich die Vernunft,
Die Mücke, fassen, o so findet sie
In dir ihr Flammengrab.

Herder.

Ueber den Ursprung unserer Gedanken.

Von Fr. Steinbeck.

Zweiter Artikel.

Wir fahren in unsern Betrachtungen über den Ursprung der Gedanken und den in uns wohnenden Geist fort, und kommen nun zunächst auf die zahlreichen Thatsachen, welche ohne die Annahme eines Geistes, als der Quelle der Gedanken, durchaus unerklärlich wären.

Wie sollte man wohl, wenn keine höhere Quelle der Gedanken existirte, das weit schärfere Denken vieler Menschen im Schlummer und im Traume, als im Wachen, ferner das freiere, tiefere Denken, das lebhaftere Vorstellen, das schnellere und schärfere Urtheilen und die klarere Erinnerung in die fernste Vergangenheit im Hellsehen erklären, bei welcher Erinnerung es merkwürdig ist, daß dieselbe sich auch bisweilen auf solche Vorgänge erstreckt, die dem Anschein nach von den Sinnen nie wahrgenommen worden sind und deren wir uns im wachen Zustande nie bewußt waren? wie sollte man ferner das evident erwiesene Wissen des Menschen im Hellsehen sich vorstellen, indem sich dasselbe oft auf die unbekanntesten Fächer des Wissens überhaupt mit bewundernswerther Genauigkeit und Richtigkeit erstreckt: wie z. B. neuerdings in der Erziehungsanstalt des Herrn von Unteroche zu Clermont, wo mehrere Fälle von idiopathischem Somnambulismus vorkamen, in welchem sämmtliche Kranke, bei allen, dem Schlafwachen eigenthümlichen charakteristischen Symptomen, besonders englisch und deutsch, von Literatur, Geschichte, Naturgeschichte, Mathematik, Feldmeßkunst, Zeichnen u. s. w. mit bewundernswürdiger, ihnen sonst nicht eigenen Kenntniß und Genauigkeit sprachen, ja wobei einer der Schüler sogar die Oberfläche des Hofes sehr richtig vermaß, was er im gewöhnlichen Zustande nicht hätte vollbringen können. — Wie anders ist es zu erklären, wenn der Hellseher die Gedanken Anderer liest und schon die Fragen beantwortet, ehe sie ausgesprochen wurden, wie bei Gregorius Lopez, als allein durch ein unmittelbares Erkennen und Denken des Geistes, der in seiner freiern Existenz, z. B. in höheren Träumen, Kräfte und Fähigkeiten entwickelt, die im Wachseyn nicht vorhanden sind? Nur solche Annahme reicht aus, wenn man liest, wie Galen einen Theil seiner ärztlichen Erfahrungen nächtlichen Träumen verdankt; wenn man ferner liest, daß Hellsehende, ohne nach dem Erwachen auch nur ein einziges Wort davon zu wissen, woraus also eine selbstständige Thätigkeit des unabhängigen Geistes hervorgeht, sich selbst Verordnungen von oft ganz unbekannten, aber [illegible]

Wirkungen und Kräfte dem, unmittelbar das Wesen erkennenden Geiste bekannt sind, wie denn überhaupt nach Jamblich *) die Heilkunde selber durch die Anordnungen nächtlicher Erscheinungen in heiligen Träumen entstanden ist, weßhalb auch in Aesklepios Tempeln die Krankheiten durch göttliche Träume geheilt wurden, wie z. B. der unter den Antoninen lebende Redner Aelius Aristides in seinen „heiligen Reden" von sich selber erzählt, dessen durch den Tempelschlaf bewirkte Kur und Krankheitsbericht man ein hellsehendes Tagebuch nennen könnte. **) Die in solchen Träumen angegebenen und nachher als hülfreich erprobten Heilmittel wurden aufgeschrieben und als Votivtafeln aufbewahrt. Also auch die Heilkunde weist in ihrer wunderbaren Entstehung auf eine unbekannte weise Kraft im Menschen hin, die selbstständig denkt, und man muß noch mehr davon überzeugt werden, wenn man ferner in Schuberts Geschichte der Seele ***) als einen Beweis der ewig thätigen Kräfte des immer wachen Geistes die Erzählung des geheimen Kirchenraths Schwartz in Heidelberg, eines treuen Zeugen der Wahrheit, liest, wie derselbe als ein 18jähriger Jüngling, wo er die mathematischen Vorlesungen des trefflichen Böhm besuchte, im Traume schwierige Aufgaben gelöst, ja einst, aus einem solchen Traum erwacht, sich an den Tisch gesezt und einen schwierigen Lehrsatz der Dioptrik hingezeichnet und bewiesen habe, worauf er, nach einem neuen Schlafe, nach dem Erwachen mit Befremden die nächtliche Arbeit betrachtete und den vorher mit Leichtigkeit geführten Beweis nur nach neuem Durchdenken zu begreifen vermochte. Und solche Beispiele sind nicht selten; so erfuhr Franklin den Ausgang eines Tagesgeschäfts im Traume; Condillac brachte, während er seine Cours d'études schrieb, öfters einen am Abend abgebrochenen Abschnitt im Traumzustande vollends zu Ende; Mathematiker, z. B. Krieger, lösten sogar im Traume, wie oben Schwartz, schwierige Aufgaben; der berühmte Buchdrucker Oporinus fuhr im Traume in seinen Korrekturarbeiten fort; Andere, wie dies selbst von Haller bekannt ist und von jenen beiden, über welche Blancard und Heinrich ab Herr berichten, machten Gedichte. Auf alle diese paßt die Schiller-Goeth'sche Xenie, „die Sonntagskinder":

„Jahre lang bildet der Meister und kann sich nimmer genug thun,
Dem genialen Geschlecht wird es im Traume beschеert."

Dem Philologen Ernesti wurde im Traume mit größter Genauigkeit das Zimmer, das Behältniß und der Ort in diesem angezeigt, wo sich ein Aktenstück aufbewahrt fand, durch dessen Ermanglung seine Familie nach dem Tode des Vaters in eine sehr peinliche Verlegenheit gesezt worden war. Desault erzählt, *) daß ein Mann, nach einem Schlag auf den Kopf, Anfangs sich nur an neuere Ereignisse erinnern konnte, nicht lange darauf aber durch eine unerklärliche Veränderung sein Gedächtniß in Bezug auf neuere Ereignisse verlor, während er sich nun aller solcher erinnern konnte, die in seiner Kindheit vorgefallen waren. Die Marchese Solari zu Venedig (so erzählt Schubert **) nach einer mündlichen Mittheilung des trefflichen Geschichtsforschers Leopold Ranke), deren Mutter eine Französin gewesen und die daher in ihrer frühesten Kindheit französisch gesprochen, dies jedoch später verlernt hatte, vergaß während des Fiebers plötzlich all ihr Italienisch und sprach nur geläufig französisch, worauf nach der Genesung die frühere Fertigkeit im Italienischen wiederkehrte und sie das Französische wieder verlernte. In ihrem hohen Alter jedoch konnte sie abermals kein Italienisch mehr sprechen, sondern die Sprache ihrer früheren Kindheit, Französisch.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Jambilich de myster. Aegypt. Oxon. 1676. sect. 3. cap. 3.
**) Aelii Aristidis Opp. omnia. Oxon. 1722.
***) Geschichte der Seele, S. 115. 419.

*) Frorieps Notizen. Band XXII. Nr. 12. S. 188.
**) Geschichte der Seele, S. 578.

Das katholische und das protestantische Irland.

Nach Inglis.

Es ist eine tausendmal wiederholte Behauptung, eine in England und auf dem Continent allgemein verbreitete Ansicht, auf den ersten Blick lassen sich die katholischen Distrikte Irlands von den protestantischen unterscheiden, indem die protestantische Bevölkerung schon im Aeußern größern Wohlstand verrathe, besser wohne und auf einer höhern Stufe der Kultur stehe. Ich gebe unbedingt zu, daß, mit wenigen Ausnahmen, sich ein katholischer Distrikt in Irland sehr merklich, oft höchst auffallend von einem protestantischen unterscheidet; ich leugne aber daß hieran die Religion einen einigermaßen bedeutenden Antheil hat. Ich räume gern ein, daß der Protestantismus geistiger Kultur förderlicher ist als der Katholizismus, und daß dies in gewissem Grade günstig auf den ganzen Zustand der Bekenner jenes Glaubens zurückwirkt; aber ich wiederhole es, die Religion ist keineswegs die Hauptursache des bemerkten Unterschieds. Man sagt, die Gemeinde, welche eine Predigt anhört, sey auf Einen Blick von der zu unterscheiden, welche

der Messe beiwohnt. Allerdings; ich frage aber, aus was für Leuten besteht in ganz Irland, Ulster ausgenommen, die Zuhörerschaft des Predigers? Aus der Gentry und einigen wohlhabenden Pächtern. Auf diese Weise ist es freilich leicht, die Katholiken von den Protestanten zu unterscheiden; denn der Unterschied fällt mit dem zwischen den höhern und den untersten Klassen zusammen. Es ist aber nicht schwer, für die Erscheinung, daß e.. protestantischer Distrikt ganz anders aussieht als ein katholischer, gewichtigere Gründe aufzufinden als die Religion.

Ist es denjenigen, welche einen zufälligen Umstand als die alleinige Ursache des Faktums aufgefaßt und dargestellt haben, nie in den Sinn gekommen, daß der Arbeitslohn einigen Einfluß auf den Zustand des Volks haben dürfte? Die katholische Bauerschaft in Clare, Kerry, Galway, Mayo, im ganzen Süden, Westen und dem größten Theil des innern Landes findet in der einen Hälfte des Jahrs gar keine Arbeit, und wenn sie welche findet, was ist ihr Lohn? Acht, ja sechs Pence, ohne Kost. Die protestantische Bevölkerung in Derry, Antrim, Armagh und Dowe findet, wenn sie auch nicht durchaus und vollauf beschäftigt ist, doch viel mehr dauernde Arbeit als die katholischen Brüder im Süden, und der Arbeitslohn schwankt zwischen 10 Pence und 1 Schilling 4 Pence; der Unterschied beträgt zum wenigsten vier Pence; und sind etwa vier Pence für einen irischen Bauer von keiner Bedeutung? Doch das Hauptargument derer, welche Alles dem Glauben zuschreiben möchten, ist, daß sich in den protestantischen Landstrichen nicht nur die Protestanten, sondern selbst die Katholiken besser befinden. Die Masse der untern Stände in den Städten, so wie die große Mehrzahl der Landleute in diesen sogenannten protestantischen Landstrichen sind Katholiken; aber sie stehen nicht so tief wie ihre katholischen Landsleute in Munster und Connaught; sie gehen nicht in zerlumpten Kleidern und barfuß; und warum? weil sie im Allgemeinen Arbeit finden und höhern Lohn bekommen. Ich habe in katholischen Distrikten katholische Landbauer in guten Umständen getroffen, wenn sie das Glück hatten, vortheilhaft gestellt zu seyn, wie auf den Gütern des Mr. Stanly, Lord Palmerstons, Lord Lansdownes u. a.; ich habe Protestanten in so tiefem Elend gesehen, als ein irischer Katholik nur seyn kann, wie auf den Gütern des Lord Donoughmore und anderswo. Wenn vom verhältnißmäßigen Wohlstand des Nordens die Rede ist, darf auch eine Hauptquelle desselben nicht vergessen werden: der Bau und die Verarbeitung des Flachses; so sehr diese Manufaktur in den lezten Jahren herabgekommen ist, so trägt sie doch noch immer in gewissem Grade dazu bei, die Lage der untersten Volksklasse erträglicher zu machen.

Doch die vornehmste Ursache des befriedigenderen Zustandes des nördlichen Landes ist im Bisherigen nicht erwähnt, eine Ursache, die nicht nur die bessere Verfassung der untern Stände bedingt, sondern alle Klassen höher stellt, den Grundbesitzer, den Pächter, den Kaufmann, den Fabrikanten, den Handwerker, den Künstler. Das Volk im Norden ist schottischer Abkunft, und in jenem ganzen Striche ist nichts von dem der südlichen und westlichen Bevölkerung eigenthümlichen Leichtsinn zu bemerken, der so verderblich auf ihr Wohlseyn wirkt. Der Pächter legt etwas Geld zurück, und ist somit im Stande, Andern einige Arbeit zu geben. Weil es mehr Arbeit, mehr Hülfsmittel für die untersten Klassen gibt, reißt man sich weniger um Pachtungen, und läßt sich keinen so unsinnigen Pachtzins gefallen, wie im Süden. Der Fabrikant und Kaufmann sind keine Verschwender und Großthuer: sie verbessern ihr Geschäft, sammeln Kapitalien, verwenden sie zu nützlichen Unternehmungen und geben den Armen zu thun. Was hat der Protestantismus hiemit zu schaffen? Allerdings sind Landeigenthümer, Kaufleute, Fabrikanten protestantisch; das ist aber die große Mehrzahl der Landeigenthümer in ganz Irland, das sind die Kaufleute und viele Handwerker in Dublin, die Handelsleute in Waterford, Cork und an vielen andern Orten. Aber der Corker Kaufmann ist auf der Jagd, während der Beifaster hinter seinem Pulte sizt; und der Dubliner Handwerker fährt spazieren und gibt Gesellschaft, während seines Gleichen zu Derry, Coleraine oder Belfast seines Geschäfts wahrnimmt. Kurz, der wesentliche Unterschied zwischen dem Norden und den übrigen Theilen Irlands liegt im Nationalcharakter; dieser hauptsächlich, allerdings in Verbindung mit den besondern Begünstigungen, deren der Norden von Seiten des Staats genossen, macht denselben zu dem, was er ist. Er ist es, der Kapitalien sammelt und sie so umtreibt, daß das Volk zu arbeiten hat, daß der Arbeitslohn sich verhältnißmäßig hoch stellt und die katholische sowohl, als die protestantische Bevölkerung auf jener höhern Stufe steht, die man thörichterweise allein dem Protestantismus hat zuschreiben wollen.

Ich bin mit manchen katholischen Ländern wohl bekannt, kenne aber keine Erfahrung, die mich zum Glauben vermöchte, daß Elend und Pabstthum nothwendig Hand in Hand gehen, oder daß man Protestant seyn muß, um sparsam, fleißig und wohlhabend zu seyn. Auf dem platten Lande in Biscaya oder Katalonien und unter der Einwohnerschaft Tyrols herrscht durchaus kein Mangel an Industrie. Bayern und das nördliche Italien blühen in sichtbarem Wohlstande, und nie habe ich gehört, daß die Katholiken in Kanada irgend hinter ihren protestantischen Nachbarn zurückständen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

(Fortsetzung.)

Jones Glasservice für Mehemed Ali.

Fast nur dem deutschen Rheinwein widerfährt die Ehre, in seiner Nationalflasche das englische Tischtuch berühren zu dürfen. Selbst der beliebte Claret, der feinste Bordeaux verliert vor seinem Auftreten den langen Kork mit dem roth glänzenden Wachs und die langhalsige Flasche mit dem schmal zulaufenden Fuße. Der Champagner bleibt, den Gästen unsichtbar, in seiner dickgläseenen Flasche mit dem ungebührlich hoch ausgeschweiften Boden auf dem Seitentische stehen. Aller andere Wein wird aus den Flaschen, in welchen er entweder angekommen oder in welche er abgezapft worden ist, aus den schwarzen Flaschen, wie sie im Kunstausdrucke heißen, in glänzend weiße, geschliffene Caraffen übergefüllt und in diesen aufgesezt. Jenes Ueberfüllen heißt nun to decant the wine, und die Caraffen heißen Decanters. Wenn mehrere Sorten auf der Tafel erscheinen, so nennen gewöhnlich silberne, den Caraffen an silbernen Ketten umgehängte Schilder die Qualität. Wo das nicht geschieht, läßt wenigstens der Claret an der Form der Caraffe sich erkennen. Diese hat stets einen Henkel und ähnelt den porzellanenen Gießkannen der deutschen Waschtische. Die Decanters also, welche die Tafel des Herrn Pascha von Egypten schmücken sollen, sind mit seltenem Geschmack gearbeitet. Die dem Claret, dem Rotwein, bestimmten Kannen erscheinen in etruskischer Form. Der Rheinwein, den der Künstler zu hoch oder zu geeing gering geachtet hat, um ihn auch in Egypten unter dieser eleganten Gesellschaft in seiner ursprünglichen Flasche zu lassen, soll in Caraffen von grünem Glase blinken, die genau nach den in Herkulanum gefundenen Vasen geformt sind. Die Wasserflaschen tragen ganz die Gestalt der Lase, aus welcher die griechische Hebe die Becher der Götter mit Nektar füllt, und jeder Wassertrinker, sey er es aus Nothwendigkeit oder aus freiem Willen, wird hierin den tiefen Sinn erkennen, daß Wasser der eigentliche Nektar ist. Es versteht sich von selbst, daß der Künstler die neumodischen Finger-glasses — Fingergläser — nicht vergessen hat. Wenn mir recht ist, so danken diese, auch nach Deutschland übergegangenen, reinlich-schmuzigen Waschbecken in eleganter Schalenform den Franzosen ihre Erfindung. In England haben sie erst seit einigen Jahren Aufnahme gefunden. Bekanntlich werden sie, mit lauem Wasser zur Hälfte gefüllt, am Ende der Mahlzeit ein Stück jedem Gaste vorgesezt. Der Gast hebt die Schale mit beiden Händen auf, sezt sie an den Mund, nimmt einen Schluck, wascht damit hörbar den Mund, taucht gleichzeitig alle zehn Finger in den übrigen Inhalt der Schale und läßt dann, während er die Finger an der Serviette abtrocknet, den Mundvorrath vornehm sprudelnd in das Becken fließen. Vor ungefähr sechs Jahren, wo diese Sitte neumodischer Eleganz und holländischer Reinlichkeit in England noch wenig gekannt war, glaubte ein edler, trinklustiger Britte, als er zum ersten Male einem Diner in Paris beiwohnte, die grüne, ihm vorgesezte Glasschale enthalte etwas, was er trinken solle; also leerte er sie in kräftigem Zuge. Ein vielleicht eben so boshafter, als aufmerksamer Diener — denn die französische Dienerschaft beobachtet mit wahren Luxaugen das Benehmen der Ausländer, nimmt jede Abweichung von der Landessitte für Gaucherie, und weiß namentlich von englischer Gaucherie Tausende von Anekdoten — ersezte sofort die geleerte Schale mit einer frisch gefüllten. Der Engländer aber rief unwillig: „Je crois, vous me voulez faire sick, avalez le vous même.“ Jezt gehören diese Schalen in England zum Tafelservice; indessen habe ich doch vielfach bemerkt, daß die englische Reinlichkeit Bedenken trägt, vollen Gebrauch davon zu machen. Die Fingerspitzen werden wohl ziemlich allgemein hineingetaucht; aber das Ausspülen des Mundes findet fast nur ausnahmsweise statt. Daher mögen die Schalen den Namen Fingergläser erhalten haben, und ich sollte meinen es dürfte bei dem halben Gebrauche bewenden. Obgleich es seltsam scheinen und vielleicht der einzige gegen den Künstler aufzubringende Tadel seyn mag, daß er zu einem, dem Pascha von Egypten bestimmten Tafelservice nicht, statt griechischer und neumodischer Formen, egyptische gewählt hat, so vergißt oder entschuldigt man es doch über der vollendeten Schönheit der Ausführung. Anerkannte Richter im Fache der Glasarbeit haben einstimmig entschieden, daß die von Jones dem öffentlichen Urtheil ausgestellte das Schönste, Vollkommenste und Gediegenste enthält, was brittischer Kunstfleiß je erzeugt, und daß er namentlich an Reinheit des Materials, an Reichthum der Zeichnung, an Eleganz der Form und an Keuschheit der Devisen einer ähnlichen Arbeit, die bis jezt für das Schönste dieser Gattung geachtet wurde, den Vorrang bei Weitem abgewonnen hat. Die hier gemeinte Arbeit ist ein im Jahre 1815 von Jone's Vorgänger für den Baron Bandeira in Lissabon gefertigtes und damals vielfach besprochenes und vielfach beschriebenes Tafelservice. So schreitet das Jahrhundert in jeder Beziehung vorwärts. Das Strahlende von heute wird morgen überstrahlt, die Kraft von heute wird morgen überwältigt, und wer noch heute für einen klugen Kopf galt, mag sich wahren, daß nicht die nächste Nacht ihm wenigstens einen ganz gewöhnlichen aufseze. Man könnte daran politische Betrachtungen knüpfen, wenn man wollte, und — ich will nicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 9:

Der Selterser Krug.

Räthsel.

Es ist von Purpur und ist von Gold,
Und freut viel Menschenherzen.
Doch wer zu sehr sich darein verliebt,
Dem bringt es große Schmerzen.

Es lag von dunkelm Gewölbe versteckt,
Doch siegreich ist es erstanden.
In gierigen Zügen getrunken wird
Sein Gold in allen Landen.

Es steigert mächtig die Phantasie,
Erregt zu großen Gedanken,
Versezt, wo sich's in Strömen ergießt,
Weit über der Erde Schranken.

Es machte, ich muß es nur eingestehn,
Viel mächtige Häupter drehen,
Sie können, bezwungen von seiner Macht,
Nicht grade vorwärts gehen.

„Dein Räthsel ist heute nicht allzuschwer,
Es handelt ja wieder vom Weine!“
Verzeiht, es räthet so leicht sich nicht:
Nichts Irdisches ist, was ich meine.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff

№ 16.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 19. Januar 1835.

— Mit dem Spiele
Der heiteren Natur vergnügt,
In ihre ruhigen Gefühle
Ist ganz die Seele eingewiegt.

Uhland.

Lieder eines Autodidakten.

Zerstreuung.

Komm', mein Herz, wir wollen gehen,
Wo des Waldes Wipfel wehen,
Wo das Echo deinen Klagen
Stillung wird entgegentragen;
Ach, mein Herz, vielleicht ist dort
Deiner Qualen Endungsort!

Dort in jenen Forstrevieren
Könnt' ich meinen Gram verlieren,
Unter neubelaubten Bäumen
Mich in neues Leben träumen;
Schwanke nur, du schmaler Steg,
Mich auf den erwünschten Weg.

Auf dem bunten Wiesenraume
Nah' ich mich des Waldes Saume,
Wo auf frischen Bacheslüften
Blumen mir entgegendüften,
Und die stille Wiesenbucht
In den Wald zu dringen sucht.

Vögel, möcht' es euch gelingen,
Meinen Sinn mir leicht zu singen!
Ach, ihr wißt vor Lust und Scherzen
Nichts von Liebesgram und Schmerzen,
Tändelt nur in Lust und Sang
Eure Frühlingszeit entlang.

Falter, die ihr mich umgaukelt,
Hier auf Blumenkelchen schaukelt,
Flattert dort von Blüth' auf Blüthe,
Ihr erweckt mir im Gemüthe
Einen Wunsch nach eurer Lust,
Eurer Freiheit unbewußt.

Tief versenkt in leises Lauschen,
Folg' ich nach des Baches Rauschen;
Schon entschwinden mir die Spuren
Heimathlicher Thalesfluren,
Und der Wald eröffnet sich,
Und umarmt mit Zweigen mich.

Hier auf vielvertrauten Wegen,
Kommt Erinn'rung mir entgegen,
Spricht aus jedem Strauch im Winde,
Und aus manches Baumes Rinde,
Und sie leitet mich gerad'
Auf den allerschönsten Pfad.

Diesem folg' ich mit Vertrauen,
Denn er läßt mich nächstens schauen
Den ersehnten Platz im Walde,
Wo auf blumenreicher Halde
Sich auf moosbewachsnem Raum
Hoch erhebt mein Lieblingsbaum.

Noch ist es derselbe Traute,
Spricht noch selbe süße Laute,
Und er säuselt fern von hinnen
Mich zu ihr in meinen Sinnen.
Lispie, treue Buche, du,
Meine Seele hört dir zu.

Der April.

Ueber Nacht hat unversehens
Schnee die Erde weiß bepelzt,
Doch es hat ihn warmen Wehens
Schon des Morgens Hauch geschmelzt.
O April, dein Sonnenlicht
Leidet solche Kleidung nicht.

So vermummt sich oft die Lüge
In der Täuschung Nebelkleid,
Und damit sie leichter trüge
Kommt sie in der Dunkelheit;
Aber vor der Wahrheit Glanz
Schwindet alle Täuschung ganz.

Zuflucht.

Wie sich diese Winden schlingen
Um die Stämme mannichfach!
Möchten sich zur Höhe schwingen,
Aber ihre Kraft ist schwach,
Und sie müssen, um zu siegen,
Sich an Strauch und Bäume schmiegen;
Denn ihr zartes, grünes Laub
Hebt sich gern empor vom Staub.

So ergeht es oft Geringen,
Deren Geist sich höher sehnt:
Will es ihm nicht gleich gelingen,
Wenn er seine Flügel dehnt,
Naht ein stärkrer, der ihn leitet,
Ihm die Pfade vorbereitet,
Und auf der gezeigten Bahn
Wächst er muthig himmelan.

N. Müller.

Ueber den Ursprung unserer Gedanken.

(Fortsetzung.)

Hieher gehört auch die anerkannte Eigenthümlichkeit und der Takt des Genius des weiblichen Geschlechts, nicht nur bei gewöhnlichen, sondern besonders bei außerordentlichen, verwickelten Vorfällen des Lebens, Handelns und Urtheilens gleichsam nach unwillkührlichen Eindrücken, nicht durch klares, bestimmtes Denken, auf der Stelle über den Gehalt und die Beschaffenheit der Gegenstände zu entscheiden und einzusehen, wie dieselben zu nehmen seyen, und was überhaupt in gewissen Vorfällen zu thun am besten sey. Zu allen Zeiten erregten Frauenzimmer Bewunderung wegen der Feinheit, Schnelligkeit und Zuverlässigkeit dieses ihnen eigenthümlichen Taktes, dessen Entstehung, wie uns einige Beobachtungen deutlich gezeigt haben, ihnen selbst unerklärlich ist, da sie von keinen bestimmten Gedanken, sondern nur von einem dunkeln Gefühl des Zusagenden oder Abstoßenden geleitet werden. Nachheriges vielfaches Erwägen und der Erfolg zeigen dann oft überraschend, wie treffend und richtig der erste Blick, das Gefühl, oder wie man es nennen will, Alles auffaßte und die wahre Ansicht gab. Diese Fähigkeit spricht für eine unmittelbarere Vorstellung, als die gewöhnliche, durch die Vermittlung der Sinne gewonnene; auch wird jene Fähigkeit, wie alle Geistesfunktionen, im Hellsehen ungemein an Kraft erhöht. Noch mehr aber findet durch die Annahme einer unmittelbaren Vorstellung und eines selbstständigen Denkens des Geistes, welches Urdenken durch die Reflexion nur für die zeitliche Existenz geboren wird, die bisweilen, namentlich aber von le Camus in seiner Médecine de l'esprit gemachte Beobachtung hier ihre vollste Erklärung, wo nämlich ein junger, geistesschwacher, talentloser Jüngling, der trotz allem Unterricht in Sprachen und Wissenschaften dennoch vollkommen dumm und gedankenleer blieb und der Kummer seiner Familie war, nach einem Sturz von einem hohen Punkte auf den Kopf plötzlich ein ausgezeichnet kluger, gedankenreicher und tiefgebildeter Mensch wurde und nicht nur aller ihm früher fruchtlos gelehrten Sprachen und Wissenschaften vollkommen mächtig war, sondern auch sein Wissen und Denken weit über jene ihm durch seine Lehrer früher angedeuteten Grenzen ausgebreitet hatte, so daß er einer der größten Schriftsteller seines Jahrhunderts wurde. Dies ist Bouhours, den wir schon oben angeführt haben. Dieser Fall beweist treffend den höheren Ursprung der Gedanken, indem der Geist in seiner uns unbewußten Existenzform sich mächtig immer weiter ausbildet, während der Mensch in seinem wachen Zustande in einer armseligen Leerheit verharrt, bis ein plötzlich einwirkendes,

ungewöhnliches äußeres Ereigniß den ausgebildeten Geist zwingt, theilweise in die Reflexion überzuspringen.

Wir fügen hier noch die an einem Cretin gemachte Beobachtung bei, deren Körper und namentlich deren Sinnesorgane bekanntlich sehr verkrüppelt und zum Empfangen von Eindrücken der Außenwelt, als der Quelle des gewöhnlichen Denkens, fast ganz untauglich sind, weßhalb diese Geschöpfe auch ohne Vernunft und Verstand ein bloß vegetirendes Leben führen. Der in Rede stehende Cretin, den der Verfasser von Amaliens Reise zu St. Jean de Maurienne in Savoyen sah, war, wie alle seines Gleichen, thierisch-dumm und im gewöhnlichen wachen Zustande taubstumm. Er verfiel aber oft in einen hellsehenden Zustand ohne äußere Veranlassung, und in diesem sprach er sehr bestimmt, deutlich und mit Geist. — Jessen *) sagt: „das geistige Stehenbleiben der Taubstummen bei ungeschwächter Fortdauer der Fähigkeit geistiger Entwicklung scheint darauf hinzudeuten, daß auch in dem Blödsinnigen der göttliche Odem lebendig bleiben könne, wenn er auch wegen vorhandener organischer Fehler oft lange Zeit schlummert und vielleicht während des ganzen irdischen Daseyns nicht zur Thätigkeit erwacht." Alle diese angeführten Beispiele sind mehr oder weniger unleugbare Beweise sowohl von der Existenz eines göttlichen Geistes in uns, als auch von dessen umfassendem Wissen, Denken und unmittelbarer Erkenntniß, welche Thätigkeit und Kraft des Geistes sich in allen freien Zuständen desselben offenbaren muß.

Wir sehen also, und werden selbst wider Willen davon überzeugt, wie auch neuerdings Hensler **) sagt, daß unser gewöhnlicher Lebenszustand mit seinem Denken, den wir so lange als den einzig nur möglichen gekannt und dem wir Jahrhunderte lang so hohe Fähigkeiten zugetraut haben, wirklich weder der einzige Zustand auf unserer Lebensbahn, noch auch der höchste Erkenntnißzustand während derselben ist, sondern daß es für uns auch noch andere Zustände gibt, sowohl in Bezug auf geistige Erkenntniß als auch in Rücksicht auf den Ursprung unserer ganzen Gedankenfülle. Diese höheren Zustände entwickeln sich uns unbewußt täglich mehr oder weniger im Schlafe, da man nicht wähnen darf, daß die Seele nicht ebenfalls in ihr eigentliches Lichtmeer und Lebenselement des Geistes tagtäglich wolle getaucht seyn, wie unser Körper in das seinige des Schlummers; nein, die Seele strebt ebenso abwechselnd, ihrem friedlichen, heimlichen Lebensreiche des Geistes sich zuzuwenden und ihrer in diesem Zustand möglichen größeren Freiheit im Erkennen sich zu freuen und dieselbe in der Form unerklärlich entstandener Gedanken sowohl im Schlummer als im Wachen zu üben. Ja, jene höheren Zustände erscheinen auch wohl momentan in Personen, Lebenszuständen und Augenblicken, welche keineswegs dazu disponirt zu seyn und zu disponiren scheinen, unter andern bei Wahnsinnigen, welche oft mitten in ihrem Ideenchaos gesunde Blicke in eine höhere Region des Geistes thun und die Kraft des momentan durchbrechenden Geistes oft auf eine wunderbare Weise bethätigen. So führt z. B. Knight *) in seinem Werke über den Wahnsinn einen Fall an, wo ein Narr verschiedene Brettspielzüge ausgedacht hatte, mit denen er jeden schlug, der ihn besuchte. Knight sagt überhaupt in seinem Werke, daß schwierige, tiefe Combinationen und die Entdeckung neuer Ideen mit Wahnsinn vollkommen verträglich seyen. Dies kommt eben daher, weil der Wahnsinn sich bloß auf eine Abirrung der Seele und ihrer Thätigkeiten und Neigungen bezieht, während der Geist sein selbstständiges Daseyn ruhig hinter jenem Walle fortführt, und nur von Zeit zu Zeit durch die Nacht der verdunkelten Seele und durch das wild fluthende Meer der verirrten Seelenneigungen glänzend hindurchleuchtet.

Wir sehen also, daß alle Forscher im Gebiet des menschlichen Innern Fakta zugestehen müssen, die von einem Geiste und von dessen selbstständigem Denken zeugen, und welche durch keine Bildung und Erziehung des Verstandes zu erklären sind, sondern allein durch einen, von den einengenden Banden eines kranken oder verkrüppelten Leibes im wachen Zustande umdämmerten, und nur im hellsehenden Zustande seiner innersten Natur nach freithätig wirkenden Geist. Denn wollte man dieses selbstständige Denken des Geistes läugnen und nur unser gewöhnliches, im Abstrahiren und Reflektiren bestehendes Denken annehmen, so müßte man auch nothwendig überall und in jedem Augenblicke von seinen Gedanken und deren Entstehung Rechenschaft geben können.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Beiträge zur Erkenntniß des psychischen Lebens im ungesunden und kranken Zustande. Bd. I. S. 316.

**) Ueber die Wirkungen des thierischen Magnetismus auf Menschen und Natur. Würzburg 1832. S. 50.

*) Observations on the causes, symptoms and treatment of derangement of the mind.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Arago's Lobrede auf Watt.

Wir hatten in der lezten Zeit hier eine ziemliche Menge von öffentlichen gelehrten, und was nicht immer der Fall ist, interessanten Versammlungen. Zuerst die öffentliche jährliche Sitzung der königlichen Akademie der Wissenschaften. Die Hauptsache dabei war die Lobrede auf Watt, den Vervollkommner der Dampfmaschinen, von Arago. Dieser

Akademiker steht jezt an der Spize der populären Namen in der hiesigen Gelehrtenwelt, und ist das Widerspiel des verstorbenen Cuvier; Beide waren zugleich ausgezeichnete Gelehrte und Staatsmänner. Cuvier war wohl der größere Gelehrte, Arago ist wohl der freimüthigere Staatsmann. Freimüthigkeit ist bei Staatsmännern nichts so Gewöhnliches, als Schmiegsamkeit, weil man mit lezterer viel weiter zu kommen pflegt — in Aemtern und Ehrenstellen. Arago hat bei der Julirevolution eine Rolle gespielt, und die Regierung konnte nicht umhin, ihn deßhalb auszuzeichnen; aber dies dauerte nicht lange. Er sowohl, als viele andere bedeutende Männer jener Zeit konnten den Gang und die Richtung der Regierung nicht billigen, und stehen daher wieder in der Opposition, wie vor jener wichtigen Revolution. Er ist aber nichtsdestoweniger, oder vielleicht eben deßwegen wieder zum Deputirten und vor Kurzem auch zum Mitgliede des Departementalrathes der Seine von seinen Mitbürgern gewählt worden, und kommt über kurz oder lang die entschieden liberale Partei an's Staatsruder, so wartet seiner vermuthlich eine wichtige Stelle im Ministerium. Generalsekretär der einen Abtheilung der königlichen Akademie der Wissenschaften ist er schon seit einigen Jahren. Die Lobrede auf Watt dauerte beinahe zwei Stunden. Arago hatte sich durch seine Reise nach Schottland, wo er die erforderlichen Materialien sammeln und Watts Erfindungen mit eigenen Augen besichtigen konnte, würdig vorbereitet. Weßhalb diese Lobrede so spät erfolgte, da Watt schon seit fünfzehn Jahren todt ist, wurde nicht gesagt. Vielleicht hat Arago erst bei seiner Reise durch Schottland daran gedacht, daß Watt Korrespondent der Pariser Akademie gewesen war und die Ehre einer Lobrede nicht erhalten hatte, weil man damals die Wichtigkeit der Wattschen Erfindungen noch nicht im vollen Umfang einsah. Erst in dieser langen Friedenszeit erhält der Gewerbfleiß und besonders der ihn so sehr befördernde Bau der Dampfmaschinen die Bedeutung, die er im jezigen Zeitalter verdient, und erst seitdem alle Länder Watts Dampfmaschinen eingeführt oder nachgeahmt haben, ist es möglich, den Erfindungsgeist dieses Mechanikers und seinen Einfluß auf den Nationalgewerbfleiß überhaupt, und Englands insbesondere, gehörig zu würdigen. Bei einer Stelle in dieser Lobrede sezte Arago's Freimüthigkeit ihn selbst doch in einige Verlegenheit. Als er nämlich von den Hindernissen sprach, welche dem Erfindungsgeiste Watts in den Weg gelegt worden, ließ er sich ziemlich hart über den Advokatenstand aus, da dieser, wie es scheint, sich dazu hergegeben hatte, Watts Fortschritte zu hemmen. Um nun dieses Urtheil in etwas zu mildern, da doch auch manche Advokaten sich im Akademiesaale unter den Zuhörern des Lobredners befanden, so sezte er gleichsam als Note oder per parenthesin hinzu, er spreche hier nicht vom Advokatenstande überhaupt, sondern nur vom englischen, bedachte aber nicht, daß Lord Brougham, der sich als Advokat ausgezeichnet hat, ehe er einer der größten Staatsmänner Europa's wurde, ihm zur Seite saß, und der Vorwurf, den er von den französischen Advokaten abwälzte, nun auf diesen zurückfiel. Vielleicht aber verstand Lord Brougham kaum, wovon die Rede war. Noch sollte eine zweite Lobrede vorgelesen ..., nämlich auf den berühmten Cuvier, und dieser hätte als ehemaliger Generalsekretär, als französischer Gelehrter und Staatsmann den Vorrang verdient; allein Arago hatte die zur öffentlichen Sizung bestimmte Zeit in Anspruch genommen. Cuvier mußte nachstehen, jedoch beschloß die Akademie, ihm eine besondere Sizung zu widmen. Unterdessen ertönt sein Lob häufig in den akademischen und zuweilen auch in den politischen Reden, und sein Verdienst ist auch bekannt genug und so sehr anerkannt, daß es keiner Lobrede auf ihn bedarf.

(Die Fortsezung folgt.)

London, Januar.

(Fortsezung.)

Englische und deutsche Theaterbillets.

So nahe, wie in London ein Ort dem andern nur immer seyn kann, für einen unbehinderten Fußgänger ungefähr eine halbe Stunde Wegs, ist Ludgate-Hill von Covent-Garden. Wir wollen daher eilen, im dortigen Theater einen guten Plaz zu bekommen. Ich weiß nicht, ob es möglich seyn wird; allerdings schreitet dort heute Abend „Manfred“ zum drei-und-dreißigsten Male über die Bretter; das berechtigt jedoch keineswegs zu der Hoffnung eines guten Plazes. Ich sah die sieben-und-zwanzigste Vorstellung, und das Haus war voll zum Brechen. Hätten wir heute Morgen gewußt, daß der Abend uns auf dem Wege nach Coventgarden finden würde — wie aber ist solches Wissen in London möglich, wo die Stunden jagen mit der Schnelligkeit der mail-coaches, und die Anziehungen schneller wechseln, als Schönheit und Volksgunst! — so hätten wir uns Billette holen und Pläze besezen lassen, besezen im eigentlichen Sinne des Worts; eine recht einfältige und das Theater ohne Noth vertheuernde Einrichtung. Man wünscht Gewißheit, einen Frontsiz in einer Loge zu bekommen; also löst man am Morgen ein Billet mit respective sieben oder fünf Schillingen, erhält es in die Loge, die man gewünscht, und in die erste Reihe, die man bedungen, wird aber höflichst um einen achten oder sechsten Schilling ersucht — wofür? für den Mann, der bei Eröffnung des Hauses auf den bestellten Plaz gesezt wird, damit kein Unberechtigter ihn wegnehme. Ehe ich an diese Einrichtung mich gewöhnte, versuchte ich, dem Kassirer, wenn er gerade unbeschäftigt war, auf das Tristigste zu beweisen, daß dies eine Nuisance sey, die man in deutschen Theatern nicht kenne, und daß man nur die Pläze zu nummeriren und die Billette mit denselben Nummern zu versehen brauche, um ihr auch hier abzuhelfen. Vergebens: der Kassirer versicherte, das gehe nicht, und unter seinen Gründen, warum es nicht gehe, stand oben an der, daß dann jeder Engländer befürchten werde, anstatt eines noch ungebrauchten Billets ein schon durch mehrere Hände gegangenes zu erhalten, was er jezt nicht befürchten dürfe, da jedes Billet den Namen des Empfängers trage und folglich nicht ein zweites Mal in Gebrauch kommen könne. „O, Sie glauben nicht,“ rief bei einer solchen Diskussion der Kassirer von Drurylane, „wie oft mir die schmuzigen Theaterbillette in Deutschland Ekel erregt haben!“ Ich stand schweigend und verblüfft; auf einen so groben Einwand war ich nicht gefaßt. Ich erinnerte mich noch ziemlich frisch, daß ich im Vaterland mehrere Male Bedenken gefühlt — und das nicht etwa in der Zeit der Cholera-Angst, sondern früher und später — ein ohne Umschlag empfangenes Theaterbillet ohne solchen Schuz mit meiner Rocktasche in Berührung zu bringen, und die Erinnerung schmerzte mich, denn es schmerzt mich Alles, was ich in Deutschland tadelnswerth erkenne, und darum werde ich die Schmerzen gar nicht los.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 17.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 20. Januar 1835.

„Warum erklärst du's nicht und läßt sie gehn?" —
Geht's mich denn an, wenn sie mich nicht verstehn?

Goethe.

Goethe und Weimar.

Das vor Kurzem von St. Marc Girardin herausgegebene Buch: Notices politiques et littéraires sur l'Allemagne, ist ein buntes Allerlei über Deutschlands Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Einige Theile der Schrift sind schon früher im Journal des Débats erschienen und von uns in diesen Blättern ausgezogen worden. (s. Nr. 297. 298. 299. 1833.) Wir theilen aus der Sammlung noch Einiges mit: heute etwas über Goethesche Poesie, ein andermal, zum Beweis, daß der Franzose, selbst wenn er Professor der Philosophie ist, das leichte Genre nicht verschmäht, eine im französischen Sinne humoristische Skizze vom Reisen in der Schweiz, die er zu Deutschland rechnet.

* * *

Mannichfaltigkeit ist der hervorstechende Charakter der deutschen Geschichte, aber auch der deutschen Literatur. Wohl macht sich durch diese ganze Literatur eine gewisse eigenthümliche Art der Auffassung bemerklich, nach einer herrschenden, durchgreifenden Idee sieht man sich aber vergebens darin um. In Frankreich geht die Literatur von Paris aus; diese Stadt ist der Focus, von dem alles Licht ausströmt. Deutschland aber hat weder eine intellektuelle, noch eine politische Hauptstadt, dagegen eine Menge kleiner Städte und zahlreiche Universitäten. Die Folge davon ist, daß die Bildung gleicher vertheilt erscheint, aber auch keinen Mittelpunkt hat, und daraus fließt Unsicherheit und Mangel an Kraft. In Deutschland, unter einem Volke, das gebildeter ist, das mit größerem Eifer liest und studirt, als irgend ein anderes, ist der Einfluß der Literatur geringer als irgendwo; der Geist hat weniger gewirkt, als anderer Orten, ob er gleich rühriger gewesen ist. Mit unserer Hauptstadt, mit unserm Geist der Nationaleinheit haben wir es zu einer Regierung nach unserm Sinn gebracht; in Deutschland ist hievon keine Rede.

Der lebendige Typus des Charakters der deutschen Literatur, wie ich ihn auffasse, ist Goethe. Goethe ist der Fürst der deutschen Literatur, in ihm hat sie sich wohl am größten und schönsten offenbart. Was will nun aber Goethe? Was ist seine Idee, oder vielmehr was für Ideen hat er nicht? Er hat alle miteinander, aber er stellt keine voran, sucht keine vorzugsweise geltend zu machen. Seine Einbildungskraft fügt sich jedem Eindruck, sein Geist ist ein Spiegel, der alle möglichen Bilder zurückwirft. Man betrachte dagegen bei uns einen Mann, dessen Geist so beugsam war als Goethes, Voltaire. Voltaires Werke sind äußerst mannichfaltig; aber immer und überall verfolgt er eine Idee, strebt er

einem bestimmten Ziele zu. Bei Goethe nichts dergleichen: wohl sieht man überall den Dichter in seinen Werken, wo bleibt aber der Mensch? Noch einmal, was will Goethe? worauf will er hinwirken? Ich weiß es nicht zu sagen; umsonst suche ich darnach in seinen dramatischen Werken, in seinen Romanen; ich kann es nicht finden. Seine Stoffe entlehnt er bald vom griechischen Genius, bald vom Geist des Mittelalters. Auch Voltaire wechselt vielfach mit seinen Stoffen; aber aus allen spricht deutlich ein und derselbe Geist. Alzire ist eine Amerikanerin, eine Wilde, trotz dem predigt sie Philosophie; es mag dies ein Verstoß gegen die dramatische Kunst seyn, aber Voltaires herrschender Gedanke spricht sich dadurch aus.

Voltaire will vor Allem den Geist der Philosophie in Frankreich zur Herrschaft bringen; dies ist sein Ziel. Goethe aber hat keines; ja, geht man seine Werke der Reihe nach durch, so scheint es fast, als wollte er bei jedem Schritte seine eigenen Verehrer irre machen. Kaum hat er mit einem mittelalterlichen Stück ganz Deutschland für die alten Ritter begeistert, kaum sieht er eine Heerde von Nachahmern in seinen Fußstapfen, so ist er auch der Sache überdrüssig und wirft sich den Griechen in die Arme, und so springt er unaufhörlich von einem zum andern über und verwirrt sein Jahrhundert, daß es gar nicht mehr weiß, wie es daran ist. Die in Deutschland herrschende geistige Unpartheilichkeit und Indifferenz ist Goethes Werk; er hat dem deutschen Geist, gerade wie seinem Tasso und seiner Iphigenie in Tauris, die Thatkraft genommen. Die deutsche Literatur, wie sie Goethe geschaffen, wird mit ihm zu Grabe gehen. Goethe ist der lezte, der erhabenste Ausdruck jener pantheistischen Literatur, die Alles in ihren weiten Schooß aufnimmt, aber in ihrer Universalität verschwimmt und erlahmt. Ja, wenn Goethe hingeht, ist es aus mit der alten deutschen Literatur.

Ich habe Goethe zu Weimar besucht, ich habe die kleine berühmte Stadt gesehen, die eine Zeitlang das deutsche Athen war und die Goethes Gegenwart noch jezt bevölkert. Aber das Leben, das sie ihrem großen Manne verdankt, erstirbt nachgerade, wie der große Mann selbst abstirbt. Als ich bei Goethe war, als ich die Stirne sah, die, zwar noch immer majestätisch, des Denkens satt schien, die Augen, die zu erlöschen begannen, den Mund, der weder so lebendig, noch so ausdrucksvoll war, wie einst, und als ich nun, vom erhabenen Greise weg, durch das einst so glänzende, lebendige Weimar ging, das mich jezt mit seinen öden Straßen und schläfrigen Bewohnern trübselig anblickte, da konnte ich mich des Gedankens an einen geheimen Rapport zwischen Goethe und Weimar nicht erwehren, und wie wohl das Geschick der Stadt mit dem des Dichters innig verknüpft sey; die Stadt war blühend, war besucht gewesen, als der Dichter im Mittag seines Lebens und seines Genies stand; der Glanz des Genies erlosch allgemach, auch die Stadt fühlte eine Abnahme, und je tiefere Furchen das Alter in Goethes Stirne zieht, desto lähmender scheint sein Frost auch auf die Stadt niederzusinken. Und dies ist nicht etwa bloß ein rhetorisches Gleichniß oder aus der Luft gegriffen: was ich hier sage, fühlt man allgemein in Weimar. „O! hieß es, es sind nicht mehr Herrn v. Goethes gute Zeiten; Se. Excellenz können nicht mehr lange leben. Wenn er stirbt, ist es vollends aus mit unserm armen Ort.“

Weimar und Goethe sind Symbole der alten deutschen Literatur und Geschichte. Goethe repräsentirt die Vielgestaltigkeit des deutschen Geistes, Weimar die politische Vielgestaltigkeit. Stirbt Goethe, so ist es aus mit Weimar und zugleich mit der alten deutschen Welt.

Ueber den Ursprung unserer Gedanken.

(Fortsetzung.)

Es ist klar, der innere Mensch, dieser verhüllte Gott in der Natur, wie Jean Paul sagt *), ist nicht selber von Stein, wie diese; „in den steinernen Gliedern wachsen und reifen seine lebendigen Glieder nach einer unbekannten Lebensweise. Wenn das ganze Gehirn gleichsam paralytisch, und jede Fiber gleichsam eingerostet und verquollen ist, und der Geist Fußblöcke schleppt, so braucht er nur zu wollen, es braucht nur eine frappante Idee, so ist ohne körperliche Hülfe das Fiberngehwerk und das geistige Repetirwerk wieder im Gange. Der Geist ist also eine Uhr, die sich selber aufzieht; er läuft entweder ab, oder er ist der Uhrmacher.“

Da also der höhere Gedanke an sich, die Idee, als ein Produkt des selbstthätigen Geistes, und Geist und Gedanke gewissermaßen als eine Einheit erscheinen, so folgt daraus, daß das Reich und die Fülle des Geistes durch die aus ihm entstandenen Gedanken sich offenbaren müsse.

Daher kommt es, daß die Gedanken des Menschen das ganze Universum zu umfassen vermögen, daß wir oft einzelne richtige Lichtblicke in andere uns fremde Regionen des Wissens hineinwerfen, was sich in dem niedern Denken des Verstandes und in dem Sehnen und Ringen dieses Denkens nach rich..ger Anschauung und Erkenntniß widerspiegelt. „Auch würde,“ wie Schubert sehr richtig sagt, **) „der Geist des Menschen, wäre ihm

*) Kampanerthal, 506te Station, S. 48.

**) Geschichte der Seele, S. 545.

nicht der Grundriß der Welt des Gedenkbaren eingeboren, niemals, nach dem allgemein anerkannten Gesetz des richtigen Denkens der Seele, das augenfällig schöne Gebäude der Gedanken auch nur über das Schöne und Menschliche sich haben erbauen können, welches ein eben so nothwendiges Werk der mittelbar erkennenden und denkenden Seele scheint, als das Hüttenbauen ein Werk des Leibes." Wenn nun aber die Beziehung des höheren Gedankens auf den Geist klar und dadurch das Umfassende der Ideen durch die Universalität des Geistes begründet erscheint, so muß sich, da die gesammte Thätigkeit des Geistes in die drei Sphären des Wahren, Schönen und Guten getheilt ist, diese Triplizität auch in dem ganzen höheren Gedanken- und Ideenreichthum des Menschen abspiegeln.

Als des höheren Denkens lezter Endzweck und eigenthümliches Wesen erscheint also überhaupt: ein Erforschen des Wahren; denn das Wahre schließt nothwendig das Gute und Schöne in sich. Wäre dem nicht so, woher hätte der wißbegierige Mensch sein Streben nach Wahrheit, der Künstler seine Ideale in seinen Kunstschöpfungen und der handelnde Mensch sein höchstes Gut, wenn nicht vor aller Erfahrung und Berührung mit der Welt die Ideen der Wahrheit dem Geiste eingepflanzt wären? Unser Verdienst muß es seyn, Wahrheit zu suchen, die Schönheit in ihrem Zauber zu fesseln und der Tugend nachzustreben. Daher tragen auch alle Gedanken des unmittelbar erkennenden Geistes in freieren Zuständen des irdischen Daseyns den Stempel der Wahrheit an sich, weßhalb auch, wie wir oben gezeigt haben, das Wesen der Gedankeneinfälle und des schlagenden Witzes die Wahrheit ist, welche den Einfall treffend und überall eindringlich macht; die Gedanken werden aber unsicher, schwach und trügerisch, sobald der Geist in seine frühere Umnebelung und Umdämmerung zurücktritt, sobald also das irdische Denken der Seele beginnt, welches doch immer nur ein Ringen und Streben nach der Sicherheit des höheren Denkens ist. Goethe sagt deßhalb auch: „Alles, was wir Erfinden, Entdecken im höhern Sinne nennen, ist nichts, als die bedeutende Ausübung und Bethätigung eines originellen Wahrheitsgefühls, das, im Stillen längst ausgebildet, unversehens mit Blitzesschnelle zu einer fruchtbaren Erkenntniß führt. Es ist eine aus dem Innern, oft am Aeußern sich entwickelnde Offenbarung, die den Menschen seine Gottähnlichkeit vernehmen läßt; es ist eine Synthese von Welt und Geist, welche von der ewigen Harmonie des Daseyns die seligste Versicherung gibt."

Man kann also mit Recht annehmen, daß das Wesen des höheren Denkens überhaupt aus der dem Geiste eingebornen Idee des Wahren abstamme, daß es aber, im unmittelbaren Erkennen zur vollkommensten Erscheinung gelangend, im gewöhnlichen mittelbaren Denken der Seele (des Verstandes) doch wenigstens die, oft gar nicht geahnte, Norm angebe, nach welcher die Seele zur höheren Erkenntniß aufwärts ringt. Unser gewöhnliches Denken trägt also schon durch die Art und Weise seines Mechanismus, besonders aber schon durch sein Streben und seinen Inhalt den höhern Ursprung in sich, und erscheint als das Abbild eines Urbildes, in welchem allein das Wesen wohnt, welches in das niedere, durch die Sinne vermittelte Denken des Verstandes Form und Regel bringt, mithin also auch vor der Logik ist. Diese Annahme kann schwerlich bestritten werden, mögen auch Philosophen, Logiker und Rationalisten noch so sehr sich im Beweise abmühen, daß das Verstandesdenken die höchste Funktion der Seele, daß das höchste Prinzip in ihr zu finden sey und ein sogenannter Geist gar nicht existire. Diese Rationalisten sind nun einmal von der Form begeistert, sie vergessen, daß über aller Form das Wesen steht, welches allein unwandelbar und ewig bleibt, während die Formen allaugenblicklich wechseln können; denn die Welt der gewöhnlichen Gedanken, welche aus dem reflektirenden Verstande entspringen, ist eben wegen der, dem Verstande inwohnenden Willkührlichkeit eine fluthende, höchst wandelbare, die Form wie Schalen abwerfende Welt. Der unwandelbare Gedanke an sich schließt die schlagende Wahrheit in sich, ist also eine Eingebung von höherem Geiste, ein Eigenthum desselben; aber diese Gedanken brechen sich selbst die Bahn und bedürfen keiner materiellen Macht und Unterstützung, um sich Eingang in die Gemüther zu verschaffen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

(Fortsetzung.)

Byrons Manfred, ein Schaustück.

Das Haus war auch zum drei-und-dreißigsten Male übervoll, und doch ist Manfred kein Othello. Wenige Abende vorher sah ich in demselben Theater dieses Shakespeare'sche Kunstwerk, und wären alle Anwesende auf die vordersten Logenbänke vertheilt worden, ihre Zahl hätte nicht hingereicht, die Bänke zu füllen. Das macht, Othello ist kein, Manfred ist nur ein Schaustück. Daß aber viele Anwesende bloß Manfred und nicht einmal die darauf folgende Cinderella sehen wollten, ergab sich, als das zweite Niederrollen des Vorhangs die Vorstellung von Manfred schloß. Und man rechnet es den Theater-Unternehmern zur Sünde, daß sie die klassische Literatur so selten in Scene setzen? Wer trägt die Schuld? Erst jene, weil sie den Geschmack des Publikums verdorben, jezt dieses, weil es seinen Geschmack hat verderben lassen. Für alle Bühnen dürfte in geflügeltem Schritte der Tag nahen, wo sie nur bestehen können bei Musik, Gesang und Dekoration. Dann gute Nacht.

klassisches Theater! Der Abend ist bereits gekommen, die Nacht ist nahe. — Manfred ist also nichts als ein Schaustück, obgleich es den unsterblichen Byron zum Verfasser hat. Byron schrieb bekanntlich das dramatische Gedicht dieses Namens im Sommer 1816 während seines Aufenthaltes in der Schweiz. Später überarbeitete er zwar zum Behuf des Druckes den lezten der drei Akte, aus welchen es besteht, achtete aber das Ganze stets — ob mit Recht oder Unrecht — für eines der schwächsten seiner poetischen Erzeugnisse. Er war so weit entfernt, es für die Bühne zu bestimmen, daß er sich im Gegentheile rühmte, die Aufführung „quite impossible" und selbst den Gedanken daran „impracticable" gemacht zu haben. Veranlassung des hierin ausgesprochenen Vorsazes, seine Feder nicht der Bühne zu weihen, waren die Verdrießlichkeiten, die er mit Drurylane gehabt, und er drückt sich in Bezug auf jenen Vorsaz sehr entschieden in dem Briefe an seinen Verleger Murray aus, wo er sagt: „I composed it" — sc. Manfred — „actually with a horror of the stage, and with a view to render the thought of it impracticable, knowing the zeal of my friends that I should try that for which I have an invincible repugnance, viz. a representation." Byron hat sich geirrt. Sein Manfred ist auf der Bühne und ist nicht bloß, sondern scheint auch noch lange für Coventgarden eine Fundgrube reichen Gewinns bleiben zu wollen. Dessenungeachtet dürfte der Geist des Dichters, wenn er in seinem reinen Aether einigen Theil an den irdischen Nebeln nimmt, über die Täuschung, die er in seinem Vorsaz erfahren, und daß sein Manfred ein Kassenstück geworden ist, nur wenig Freude empfinden. Von allem Zulaufe, den das Stück erregt, von allen Zeichen des Beifalls, dessen Donner das Haus erschüttert, gehören neun-und-neunzig Prozent den Dekorationsmalern, den drei Herren Grieve, und dem Oberregisseur, Master Farley. Der Dichter muß mit einem armen Eins vom Hundert sich begnügen, nicht unähnlich den deutschen Operndichtern, aber glücklicher als sie, die für die Bühne schreiben und doch neun-und-neunzig Theile des Ruhms und des Ertrags dem Komponisten überlassen müssen. Aus dem vom Dichter gelieferten dreiaktigen Stoffe hat der Theater-Zuschneider zwei Akte gemacht. An der Zahl der Personen hat er sich nicht vergriffen, dagegen mehrere Scenen verändert, wodurch einige Wortveränderungen nöthig geworden sind, die jedoch dem Ohre entgehen, da die Augen alle Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Wer das Gedicht kennt, wird die Abweichungen aus Nachstehendem erkennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Geographisches. Bouilly's Abschied.

Kurz nach dieser Sizung der königlichen Akademie der Wissenschaften hatte die halbjährliche öffentliche Versammlung der geographischen Gesellschaft statt. Graf von Montalivet, welchen die kleinern Journale, weil er Intendant des königlichen Hauses ist, spöttisch den Küchenmeister des Hofes nennen, hatte den Vorsiz. Er sprach recht gut von den Fortschritten der Erdkunde und von den Begünstigungen der Regierung. Die wichtigste von ihr unternommene oder auf ihren Befehl ausgeführte Arbeit ist die neue Landkarte von Frankreich, wovon bereits über zwanzig Blätter fertig sind. Eben so hat sie eine Karte von Morea in acht Blättern, ferner Plane von Algier und andern dortigen Häfen stechen lassen. Preise wurden diesmal nicht ausgetheilt. Der Sekretär der Gesellschaft, Devezac, las einen sehr langen Bericht über die Entdeckungen auf dem Erdball und die Arbeiten der Erdbeschreiber vor, der eine gute Uebersicht über den jezigen Zustand der Geographie gewährte. In diesem Jahre haben die französischen Geographen nicht geglänzt; die folgenden Jahre werden aber fruchtbarer an neuen Reisebeschreibungen seyn. Prieur geht wieder nach Guyana zurück, und will den Orynoko oder vielmehr den Oyabock hinaufsegeln. d'Orbigny läßt auf Kosten der Regierung die wichtige Ausbeute seiner achtjährigen Reise in's Innere von Südamerika drucken. Jacquemonts Papiere aus Indien sind angekommen, und werden wahrscheinlich von einem Freunde des Verstorbenen zum Drucke besorgt werden. Auch von dem jungen Architekten Texier, der mit Unterstüzung der Regierung in Kleinasien reist, erwartet man bedeutende Entdeckungen und Beschreibungen. Interessant war ferner die öffentliche Sizung der philotechnischen Gesellschaft, worin der bekannte Schriftsteller Bouilly gleichsam Abschied vom Publikum nahm in einem Gedichte über seinen literarischen Lebenslauf, welches mit der Bemerkung schloß, das Alter gebiete ihm jezt, an seine Ruhe zu denken und sich auf den stürmischen Ocean der Schriftstellerwelt ferner nicht zu wagen. Er freute sich in seinem Gedichte besonders darüber, daß ihm das Schicksal verstattet habe, stets ein unabhängiges Leben zu führen und nicht von der Gunst eines Regenten oder eines andern Mächtigen abzuhängen. In der That gehört Bouilly zu den wenigen Schriftstellern, welche bloß ihren Arbeiten eine günstige Stellung in der Welt, und ihre Wohlhabenheit einzig dem Beifalle des Publikums verdanken. Zwar ist er kein genialer Schriftsteller; aber er hat besser als tiefsinnigere Autoren die Kunst verstanden, Popularität zu gewinnen und besonders den Damen zu gefallen. Seine dramatischen Dichtungen, seine Erzählungen sind so faßlich und haben etwas Empfindsames, zuweilen nicht sehr Natürliches, was jedoch die zarten Damen täuscht und ihnen den Verfasser lieb und werth macht. Diese Gunst der Damen insbesondere hat Bouilly's eben erschienenes Buch veranlaßt, welches er Adieux d'un vieux conteur betitelt. Seitdem er nämlich seinen „Rath für meine Tochter, Erzählungen für junge Mütter" hat erscheinen lassen, ist er auch der mündliche Rathgeber in den Familien geworden, wie er versichert, und häufig in schwierigen Fällen von jungen Ehefrauen, auch von Männern zu Rathe gezogen worden, was ihm denn Gelegenheit an die Hand gegeben hat, sonderbare Familienbegebenheiten kennen zu lernen, die er sich gemerkt und hernach auf seine Weise, das heißt, verstellt und in poetisches Gewand gekleidet, herausgegeben hat. Solcher Familienbegebenheiten enthält nun der jüngst erschienene Band mehrere. Es scheint, Bouilly will hiemit die Reihe seiner Schriften beschließen. Es lag etwas Rührendes in dem Abschiede, den er mit seinem Gedicht in der philotechnischen Gesellschaft vom Publikum nahm, indem er auf sein graues Haupt zeigte und seine siebzig Jahre geltend machte, als Grund, nun an die Ruhe zu denken. Seit beinahe vierzig Jahren ergözt Bouilly das Publikum. Zuerst kannte man ihn bloß als dramatischen Dichter, in der lezten Zeit aber glänzte er als moralischer Erzähler. Die geliebte Tochter, für welche er schrieb, ist jung gestorben, und vor einiger Zeit starb auch sein Eidam Rochelle, den er als Sohn behandelte. Der alte Mann steht allein; aber er besizt eine Menge Freunde, und verdient sie wegen seines sanften, liebenswürdigen Charakters.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 18.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 21. Januar 1835.

Wo noch die Geisterstimmen derer wehen,
Die lang die Welt gesehen
Den Erdball lenken mit der Macht der Rede.

Zedlitz.

Das englische Parlament und die Mässigkeitsvereine.

Westminster liegt in Trümmern. Whigs, Tories, Radicale, alle haben aus Einem Munde den Untergang dieses Nationaldenkmals bedauert, dieses Heiligthums der Volksfreiheiten, dieser weiten Gruft, in der seit Jahrhunderten die Klagen von Millionen Bürgern fruchtlos verhallten. Das Nationalgefühl wirkte bei diesem Ereigniß auf Männer der verschiedensten politischen Ansicht im ersten Augenblick gleich mächtig; aber wahrscheinlich dürfte bei Manchen der erste Eindruck einem andern Platz machen, und der Brand von Westminster in seinen weitern Folgen von ihnen aus ganz anderm Gesichtspunkt betrachtet werden. Wenn die Gegenstände, die uns umgeben, nicht ohne Einfluß auf unsere innere Stimmung sind, wenn der alterthümliche Rittersaal ganz andere Gedanken und Gefühle in uns weckt, als der modern geschmückte Salon, wenn die heitere Colonnade des griechischen Tempels ganz anders auf das Gemüth wirkt, als die dämmernden Hallen der mittelalterlichen Kirche, so dürften auch die Repräsentanten der drei Königreiche in den schimmernden, modischen Wänden des Pallastes Bukingham sich ganz anders gestimmt fühlen, als in jenen gothischen Räumen, wo es war, als ob eine unsichtbare Hand in unauslöschlichen Zügen das gewichtige Wort: Maintenez, an die Wand geschrieben hätte.

Ich war wohl einer der lezten, die noch in jenem unförmlichen Gebäude, mit den engen, niedrigen, klostermäßigen Gängen, den geschwärzten, mit Zinnen versehenen Mauern das Parlament versammelt sahen. Ich wandelte durch die winkligten Gänge, wo Cecil und Raleigh einander begegneten, wo sich wohl oft Marlborough und Bolingbroke mit dem Blicke maaßen, und Pitt und sein Nebenbuhler vertraulich sich unterhielten, bevor sie die Donnerkeile der Beredsamkeit gegen einander schleuderten. Ich war in dem äußerlich so armseligen, geschichtlich so großen Sitzungssaal der Gemeinen und hörte O'Connels furchtbare Stimme das Haus füllen. Aber nichts zog mich in Westminster mehr an, als die Kammer der Lords. Ein längliches, rechtwinkligtes, mittelmäßig großes Gemach; am einen Ende ein Thron unter roth sammtenem Baldachin, gegenüber in der Höhe eine Galerie für das Publikum; an den Seiten Bänke, mit Scharlachtuch beschlagen, in der Mitte einige Tische für die Sekretäre, und zu Füßen des Throns der Wollsack des Kanzlers; in solchem Saale saßen noch vor wenigen Monaten die Repräsentanten der reichsten Aristokratie der Welt.

Das versammelte Haus war ein wunderliches Emblem Englands, wie es ist, ein seltsames Gemisch von Neuem

und Uraltem, ein Mosaik der Sitten und Gebräuche aller Zeitalter; einerseits die steifen, schwülstigen Formen des Mittelalters, anderenseits das höchst ungenierte, familiäre Wesen der jetzigen bürgerlichen Sitten. Gegenüber den Bischöfen in langen Gewändern und weiten Chorhemden saßen Herzoge, Grafen, Barone, die Reitpeitsche in der Hand und den Hut auf dem Kopf; neben dem ersten Minister der Krone, im Morgenüberrock und dem grauen Hut, das Halstuch nachlässig umgeschlungen und mit den Händen in der Tasche halb auf der Bank liegend, gewahrte man die auffallende Figur des Kanzlers, im Richterornat und die ungeheure Perrücke auf dem Haupt; gegenüber dem Kanzler und in demselben Aufzug saßen die vier Sekretäre der Kammer. Die Beamten des Hauses müssen sich einmal dieser lästigen Tracht unterziehen, die sich im neunzehnten Jahrhundert so merkwürdig ausnimmt; sie sind Sklaven der Etikette des Mittelalters, denn die edlen Lords würden eine Verletzung ihrer Würde, wie der Gesetze Altenglands darin erblicken, wenn der Präsident seine Ermel kürzer machte oder eine Locke seines wolligen Kopfputzes reformirte. Ihre Herrlichkeiten hängen ängstlich fest an der Form; sie bemerken nicht, daß der Geist längst aus ihnen entwichen ist und das Volk nicht mehr daran glaubt. Ihr Haus gleicht einem Tempel zu einer Zeit, wo der Glaube an den Gott, der darin verehrt wird, in den Gemüthern erlischt, aber die Priester immer noch mit gewissenhafter Treue die äußere Form des Gottesdienstes wahren. Heiligenbilder, Reliquien, festliches Gepränge, Alles ist noch da; der Weihrauch dampft, die Kerzen brennen auf dem Altare, Alles ist noch wie vor tausend Jahren, bis auf den Glauben und die Hoffnung in den Herzen der Menge.

Ich horchte den Verhandlungen; welch sonderbarer Kontrast! Derjenige, der durch seine Tracht das wahre Bild der alten Zeit war, sprach mit dem höchsten Feuer von den Fortschritten des Jahrhunderts, von den Bedürfnissen der Zeit, von den mannichfachen Veränderungen, die sich in den Sitten und Ansichten des Volks begeben. Man denke sich die ausdrucksvollen Züge des Kanzlers, jene klugen Augen voll Schalkheit, das bewegliche Gesicht, die vorspringenden Backenknochen, die Lippen, auf denen der Spott seinen Thron aufgeschlagen, und wie er jezt aufspringt von seinem Sitz, sich gegen die toryistische Opposition wendet, sie harangirt, indem er mit einer Hand sein Kleid hält, mit der andern sein dreieckiges Hütchen an die Brust drückt, mit gebogenem Rücken, die rechte Schulter vor; wie er im Tone falscher Demuth der Herrn spottet und mit ihnen spielt, wie die Katze mit der Maus, wie er auf die Worte: Durchlauchtige, sehr edle Herrn u. s. w. ein ganz besonderes Gewicht legt, was in seiner Art soviel heißen will als: „Die Ohren auf, ihr Schwerhörigen! die Augen auf, ihr Blinden!“ Der Sinn all seiner Reden ist: „Vorwärts, Mylords! Sie möchten wohl gern Halt machen oder gar einen Schritt rückwärts thun; das kann nun und nimmermehr seyn! vorwärts! — Aber wir stehen ja dicht am Abgrund; nur ein Weilchen Aufschub! — Keinen Augenblick! Der Feind ist euch dicht auf den Fersen! Vorwärts! immer vorwärts!“ So trieb der Schäfer die zögernde Heerde vor sich her. Die Heerde hat jezt den Schäfer fortgejagt; zu was wird dies führen? Ich weiß es nicht, aber vorwärts muß sie, oder zu Grunde gehen. Die Luft im Oberhaus ist indessen so ansteckend, daß mit sehr wenigen Ausnahmen die Lords, welche der Reform anhängen, beim Volk nicht viel beliebter sind als die entschiedenen Conservativen. Bekanntlich hat auch Lord Broughams Popularität einen harten Stoß erlitten, und der Grund davon darf nicht allein der Ungeduld der Parteien und ihren unüberlegten Forderungen zugeschrieben werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber den Ursprung unserer Gedanken.

(Fortsetzung.)

Einer solchen Unterstützung sind nur die falschen, wandelbaren Gedanken benöthigt, welche, dem grübelnden, klügelnden Verstande entsprungen, die Wahrheit zu usurpiren und den Trug damit zu überkleiden streben. Jene großen Gedanken, die eine schlagende Wahrheit enthalten, kommen oft gerade im Tode, in den Augenblicken der ernstesten Einkehr, wo Geist und Seele sich zur Trennung von ihrem bisher bewohnten Körpergehäuse vorbereiten. So verlangte Madame Roland auf dem Blutgerüste Schreibzeug, um die ganz besondern Gedanken aufzuschreiben, die ihr auf dem lezten Wege vorgeschwebt. Schade, daß man's ihr versagte. „Denn am Ende des Lebens,“ sagt Goethe, „gehen dem gefaßten Geiste Gedanken auf, bisher undenkbare; sie sind wie selige Dämonen, die sich auf den Gipfeln der Vergangenheit glänzend niederlassen.“ Während also das höhere Denken des Geistes von einem Centrum ausgeht, nämlich von dem Bewußtseyn des Wahren, fängt das niedere Denken des Verstandes von der Peripherie an, d. h. von der äußern Erscheinung, und zwar mit der Tendenz nach dem Centrum, nach der Erforschung des Wahren. Schon oben haben wir gesagt, das höhere Denken sey, vermöge seiner nahen Beziehung auf den Geist, die Fülle der urbildlichen Ideen, das Urbild, das niedere Denken hingegen das Abbild des Urbilds.

Dieses untergeordnete Denken des Verstandes erscheint sonach im Gegensatz mit dem Wesen des höheren Denkens, nämlich dem Erforschen der Wahrheit, als ein Wiedererinnern. Diese Ansicht hatte auch schon das Alterthum von dem gewöhnlichen Denken des Menschen, besonders aber Plato. Nach ihm kann das Höchste und Schönste, weil es unkörperlich ist, nur durch den verständigen Geist erfaßt und nur durch verständige Rede dargestellt werden. Eben dieses durch die Rede Darstellbare: das Schöne und Gute, und alles das, welchem wir ein wahres Seyn beilegen, steht zwar in einer Beziehung zu den sinnlichen Dingen; diese aber sind weit entfernt, jenem vollkommen zu gleichen, sondern die Empfindung jener sinnlichen Dinge bewirkt in uns nur die Erinnerung an das wahrhaft Seyende, das wir schon früher erblickt hatten. Denn alle sinnlichen Empfindungen sind uns nur Erinnerungen an die ewigen Ideen, deren Aehnlichkeit sie an sich tragen und deren Nachbilder sie sind. All unser Erforschen und Lernen ist nichts Anderes, als Erinnerung an ein früher Gewußtes. Dieses angeborene Wissen ist die der Seele eingepflanzte göttliche Vernunft, welche sich uns in der Welt des Sinnlichen und Werdenden und in ihrer Verbindung mit dem Leibe als eine werdende Vernunft darstellt.

Man sieht, Plato hatte sehr deutliche Begriffe von dem Verfahren der Seele im gewöhnlichen Denken und vom Unterschied desselben von einem höheren Denken des Geistes. Die denkende Seele in ihrer Zeiterscheinung hat also getrübte, tausendfältige Reflexe, die sie während ihres Zeitlebens allmählig zur Reinheit der Ideen zurückzuführen trachtet; denn die Urbilder des Geistes stammen nicht aus der Erfahrung, noch können sie durch irgend eine Lehre oder einen Unterricht erzeugt werden; vielmehr baut die Erfahrung auf ihren Grund, und die Erziehung entwickelt sie nur zum Bewußtseyn. Das untergeordnete, mittelbare, vom Verstande ausgehende Denken ist also mit Recht aufblitzende Wiedererinnerung des unmittelbar Gedachten, Gewußten, Geschauten zu nennen, wie denn die Erinnerung überhaupt nur die Geburt des dem Menschen inwohnenden Keimes der Erkenntniß ist. Daß dieser Satz: „Denken ist ein Wiedererinnern," nicht bloße Theorie ist, geht aus der täglich gemachten Erfahrung hervor, daß viele Dichter der verschiedensten Nationen der alten und neuen Zeit, welche nie von einander hörten und etwas von ihren Werken lasen, oft ganz dieselben Gedanken hatten, ganz denselben Ideengang und ganz dasselbe Streben nach der Erforschung des Wahren, Schönen und Guten zeigten; daß ferner manche denkende Menschen, Künstler und Gelehrte, die nichts von einander wissen, oft gleichzeitig dieselben Entdeckungen und Erfindungen machen, und daß viele Schlafwache, die sich in demselben Grade geistiger Freiheit und in derselben Richtung der Geistesthätigkeit befinden, oft ganz dasselbe über die verschiedensten Gegenstände des Wissens aussagen. Dies sind nicht zu übersehende Beweise von den dem Geiste eingebornen Ideen des Wahren, Schönen und Guten, von den Urbildern des Geistes, die in unser gewöhnliches Leben und Denken als Lichtblicke aus einer höhern Welt hereinleuchten.

Faßt man nun das Bisherige zusammen und bringt es unter einen allgemeinen Gesichtspunkt, so muß man mit Treviranus und Eschenmayer einräumen, daß des Menschen Denken doppelt sey. Das unmittelbare Denken geschieht schon vor der Entwickelung der Sinne und in freiern Momenten des Geistes im ganzen Erdenleben des Menschen, vermöge der nicht durch die Sinne vermittelten unmittelbaren Erkenntniß des unabänderlich Wahren überhaupt, des ganzen Weltalls und seines Zusammenhangs und seiner Wechselwirkung mit der ganzen übrigen lebenden Natur. Die Resultate dieses Denkens haben daher eine Sicherheit, welche das gewöhnliche Denken nicht geben kann; es ist gewissermaßen ein Vor- oder Erstdenken, ein denkendes Vorstellen, während das mittelbare Denken, welches in Abstrahiren und Reflektiren besteht, ein Nachdenken, ein vorstellendes Denken ist, mit dem Leben in der Sinnenwelt anfängt, aus der Objektivität entspringt, welche die Form gibt, indem sie die Elemente der äußern und innern Erfahrung durch Empfindungen, Vorstellungen, Begriffe, Erkenntnisse, Einsichten, Urtheile, Schlüsse, Systeme und Wissenschaften, also durch eine ununterbrochene Gliederung zum Prinzip der Vernunft hinaufführt und der Idee des Wahren anzunähern sucht. Dieses successive Fortschreiten vom Einzelnen zum Allgemeinen vermittelst bestimmter Regeln ist ein Hauptzug der Funktion des Seelendenkens, welches von Bardili sehr wahr ein Rechnen genannt und von Aristoteles als das einzige Denken betrachtet wurde, indem derselbe die Seele wie eine tabula rasa ansah, die sich allmählig aus der Erfahrung fülle und wobei uns nichts als die Bearbeitung des Stoffes zukomme.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Thiers Antrittsrede in der Akademie.

Eine merkwürdige Versammlung war die öffentliche Sitzung der Académie française zur Aufnahme des Ministers Thiers, der schon vor achtzehn Monaten zum Mitgliede der Akademie gewählt worden war, aber bisher seine Antrittsrede nicht hatte halten können oder wollen. Weßhalb er so lange damit gezögert, wurde nicht erwähnt. Seit

langer Zeit war es nicht so voll in dem akademischen Saale, als diesmal; kaum blieb ein Pläzchen leer, und sogar die Akademiker hatten Mühe, einen Siz zu bekommen. Da saß Brougham, das ausgezeichnete Mitglied des Whigministeriums, dort Talleyrand, der gewandteste oder schlaueste aller Staatsmänner, dem man noch immer Bonmots zuschreibt, obschon die wenigsten ihm angehören mögen, denn der Mann ist sehr alt, und mag wohl in den vielen diplomatischen Schlichen, Intriguen und Unterhandlungen seine Laune verloren haben; dann erblickte man den jezt so heftig angefochtenen Minister Guizot und noch eine Menge anderer berühmter Männer mehr; dies allein verdiente einen Besuch in der Akademie. Die Damen sind bei solcher Gelegenheit nicht die Lezten, und sie hatten sich in großer Anzahl eingefunden, obschon die Sizung früh begann, das heißt um ein Uhr Nachmittags. Als nun endlich der kleine Thiers, der in wenig Jahren sich einen so großen Einfluß im Staate zu erringen gewußt, aufstand, um seine Rede zu halten, ward es todtenstille in dem geräumigen Saale. Er hat eine jugendliche, etwas feine, aber doch durchdringende Stimme, und spricht so deutlich, daß man auch nicht das Geringste von seiner Rede verliert. Diese Rede ist alsbald in den meisten Tageblättern abgedruckt worden, und sie haben dieselbe je nach ihrer politischen Farbe mit Bemerkungen begleitet; einige, z. B. die legitimistischen Blätter, behandeln den jungen Staatsmann nicht anders, als Jemand, der sich durch allerlei Mittel auf seinem glänzenden Posten zu erhalten sucht, und die Dauer seiner Macht eilig dazu benuzt, um sich zu bereichern. Er sprach hier in der Akademie, wie neulich in der Deputirtenkammer, von der Last der Ministerwürde, von den Unannehmlichkeiten seines Postens, und ließ merken, wie sehr er sich darnach sehne, ruhig und als Privatmann zu leben, und mit den Akademikern, statt mit den Staatsmännern umzugehen. Hier war das Publikum sehr hartgläubig; die Pariser sind nicht dumm und wissen recht gut, daß, wer einmal Minister ist, herzlich gern Minister bleibt; es dünkt ihnen auch, daß, wenn Thiers sich wirklich nach der akademischen Ruhe sehnte, nichts leichter für ihn seyn würde, als die angeblich so schwere Ministerbürde von sich abzuwerfen und den Musen und sich selbst zu leben; denn im Grunde ist doch Niemand verbunden, Minister zu bleiben, wenn seine Stelle ihn anekelt. Thiers thäte also besser, von seinem Elende gar nicht zu sprechen; denn die schalkhaften Pariser haben nicht das geringste Mitleiden mit einem sich über seine Lage beklagenden Minister, und nehmen solche Klagen nur mit Lächeln auf. Eine Stelle in Thiers Rede wurde sehr beklatscht, die nämlich, wo er den Zustand der Presse unter Napoleon mit dem jezigen verglich, und zu zeigen suchte, warum jener Herrscher die Presse nicht frei gab und warum sie jezt ohne Gefahr der völligen Freiheit genießen kann. Damals nämlich sey die Parteiwuth noch in voller Gährung gewesen; der Eine habe zum Andern sagen können, du hast meinen Vater verbannt, meinen Bruder auf's Blutgerüste geführt u. s. w. Napoleon habe solche Vorwürfe nicht dulden wollen und daher die Presse im Bann gehalten. Das jezige Geschlecht habe sich aber keine Verbrechen, sondern nur Irrthümer vorzuwerfen; man könne dreist Alles sagen, sogar die Staatsmänner beschuldigen, daß sie ihr Vaterland unterdrückten, eben weil diese Beschuldigung ungegründet sey. Natürlich war dies eine Anspielung auf die dem jezigen Ministerium von der äußersten Opposition fortwährend gemachten Vorwürfe, obschon man ihnen auch gelindere, vielleicht besser gegründete Vorwürfe macht.

(Die Fortsezung folgt.)

London, Januar.

(Fortsezung.)

Byrons Manfred in Druryline.

Der Vorhang rollt auf. Manfred in der stattlichen Halle seiner Väter, vor sich einen gewaltigen Folioband und eine matt leuchtende Lampe: sein Selbstgespräch und seine Geisterbeschwörung. Im Hintergrunde der dunkeln gothischen Galerie geht ein Stern auf; gleich nachher erscheinen, einer dem andern folgend, Vesper, der Luftgeist, Orcus, der Berggeist, Thammuz, der Wassergeist, Baalim, der Sturmgeist, Nox, der nächtliche Schattengeist, Omoraddes, der Elementargeist, und Astaroth, der Erdgeist. Sie alle fragen, was Manfred begehre. Er verlangt, was keiner zu geben vermag: das zu vergessen, was in ihm ist. Seinem Zorne gehorsam, verwandelt sich der Erdgeist in ein weibliches Wesen. Manfred stürzt darauf zu; „ich will dich umfassen, und wiederum — mein Herz ist kalt!“ und er bricht zusammen. — Die Scene verändert sich in eine wilde Felsengegend, Hexen umschwärmen Manfred und sprechen die Zauberformel über ihn. Dann erscheint er auf einem hoch überragenden Felsabhange, verzweifelnd und mit dem Entschlusse ringend, sich hinabzustürzen. Die Bühne stellt eine der romantischsten Schweizergegenden vor, die glänzenden Gletscher und den Schneegipfel der Jungfrau. Der Mond sinkt, die aufgehende Sonne zertheilt die Nebel, und ein Rosenkranz legt sich um das Haupt der Jungfrau. Die Schönheiten der Natur gehen an Manfred vorüber, und die aus der Ferne herüberzitternden Töne einer Schäferflöte erhöhen nur seine Sehnsucht nach dem Felsengrabe. „Nimm die Atome, Erde!“ ruft er, den Fuß zum Sprunge hebend. Da hat ein Gemsenjäger nach mühsamem Klettern die Klippe erreicht, erfaßt sein Gewand und seinen Arm, und Manfred folgt ihm die steile Bahn herab. Während er den Gemsenjäger nach dessen Hütte begleitet, erscheinen die Hexen wieder und singen den Fluch. Dann kehren die Abgetretenen zurück und es erfolgt zwischen ihnen das Gespräch, mit welchem der Dichter seinen zweiten Akt eröffnet. Sobald die Scene sich in eine andere Alpengegend mit einem Wasserfalle verwandelt hat, über welchem die Sonnenstrahlen einen Bogen „in den vielen Himmelsfarben“ spannen, tritt Manfred auf und beschwört die Alpenhexe, und gehorsam erhebt sich diese aus dem über dem Katarakt gespannten Bogen. Sie vermag nicht zu thun, weßhalb Manfred sie heraufbeschworen hat, Todte zu erwecken oder ihn mit ihnen gleich zu betten. In seiner Hoffnung getäuscht, stürzt er nieder, und Nemesis, die Göttin der Vergeltung, und Clotho, Lachesis und Atropos, die drei Schwestern eines unabänderlichen Verhängnisses, umringen ihn.

Hiemit schließt der erste Aufzug. Wären nicht die Augen der Zuschauer überall beschäftigt gewesen, so würde Nemesis nicht ohne einiges Bravo für den Dichter die Worte haben sprechen können:

I was detain'd repairing shatter'd thrones,
Marrying fools, restoring dynasties,
Avenging men upon their enemies,
And making them repent their own revenge;
Goading the wise to madness, from the dull
Shaping out oracles to rule the world
Afresh, for they were waxing out of date,
And mortals dared to ponder for themselves,
To weigh kings in the balance, and to speak
Of freedom, the forbidden fruit. — — —

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 19.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 22. Januar 1835.

Durchschauert mich, ihr Donner des wilden Elements!

Denis.

An den Rheinfall bei Schaffhausen. *)

Dich, die du zu Gottes Allmacht mich schwingst,
Mich niederbeugest zur Ohnmacht des Nichts,
O Schlacht der Wogen! dich feire mein Geist
Mit Beben der Wonn' im Gesang!

Noch war ich ein muntrer Knabe, noch flog,
Ein Spielzeug den Westen, mein Haargold, da hob
Sich glühend der Wunsch zur Sehnsucht in mir:
Dich, herrlicher Rheinfall! zu sehn.

Gekrönt ist mein Wunsch! Dies feire mein Lied
Durch's Harfenspiel tönend, dies jauchze mein Geist!
Mein gieriges Aug', mein trunkenes Ohr
Hängt, schäumender Donnerer, an dir.

Ich seh', wie, von hellem Silber umstäubt,
Das ohrenbetäubende Wellengebrüll
Durch kämpfende Felsen wüthend hinab
In's ewige Wassergrab stürzt.

Ich seh' mit gespanntem, schwindelndem Blick,
Wie hehr deine Stirn, von Dünsten entwölkt,
Beim röthenden Strahl des werdenden Tags
Auf stürzende Silberfluth blickt.

Ich seh' — doch ich bebe, sinke, versink'
Im Schauer der Macht, die die felsige Wand
Gen Himmel gethürmt, und, grünlicher Rhein,
Hinab dir zu donnern befahl.

Der Andacht Begeist'rung flügelt mein Herz
Voll Ehrfurcht zu dir, unermeßlicher Geist!
Zu dir, deß Allmacht, im Tempel Natur,
Des Stromfalls Posaunen enthallt!

Des Unendlichen, für uns Endliche hier
Gegründetes Denkmal umschwebe mich oft
Im Traum, den der Morgen thaut, und im Ernst,
Der freundlich entschimmert ..m Mond.

Dem panzerte Frost des Eismeers das Herz
In stählerner Brust, der erkennet nicht Gott,
Ein Unmensch ist er, der fühllos dich sah,
Und deiner auf immer vergaß!

*) Aus den eben in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erschienenen sämmtlichen Dichtungen vom Frhrn. v. Wessenberg. 4 Bände. Subscriptionspreis fl. 3.

Ueber den Ursprung unserer Gedanken.

(Beschluß.)

In neuester Zeit hat der bekannte Improvisator Langenschwarz den obigen Satz Bardilis: „das Denken ist ein Rechnen," in seiner Schrift: die Arithmetik der Sprache oder der Redner durch sich selbst, durchgeführt, indem er das Denken überhaupt, welches hier freilich im Sinne des mittelbaren genommen werden muß, durch eine Reihung (Addition), Trennung (Subtraktion), Mehrung (Multiplication), Fügung (Division) der Gedanken zu einer innern Klarheit des Bewußtseyns hindurchführt und dasselbe zu einem Resultat der in innerer Klarheit wirkenden und thätigen Willenskraft erhebt. Wie weit man es hierin bringen könne, mit welcher bewußten Rechenkunst man Herr seiner in der Außenwelt entstandenen Empfindungen und der durch sie bedingten (mittelbaren) Gedanken werden könne, lehrt jene Schrift, aus welcher aber auch zugleich hin und wieder, dunkel angedeutet, der Gegensatz zwischen dem unmittelbaren und mittelbaren Denken hervorleuchtet, von denen jenes die Regel schon angeboren enthält, wogegen bei diesem die, durch die Sinne erkennende Seele die Regel aus Erfahrung und aus Abstraktion von der äußern Sinnenwelt sich entwirft. Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß unsere Anfangs dunkeln Vorstellungen immer lichter werden, je länger sie in der Seele ruhen; aber selbst diese in der Intelligenz der Seele begründete Klarheit hat gewöhnlich einen tiefern Grund, indem bei ruhigem Nachdenken über einen dunkeln Gegenstand uns plötzlich durch einen Blitz des Geistes Licht und Klarheit kommt, welche wir dann unserer Seele und deren Nachdenken zuschreiben. Diese gewöhnliche Art des mittelbaren Denkens wird auch von Heinroth*) ein gegenständliches genannt (in Bezug auf Goethe), indem das Denken sich von den Gegenständen anspinne und sich von ihnen nicht trenne, so daß das Anschauen selbst ein Denken, das Denken ein Anschauen sey. Hierüber sagt Goethe selbst, diese Art des gegenständlichen Denkens habe bewirken müssen, daß alle Gegenstände, die er in seinem Leben betrachtet und untersucht habe, gerade nur die wirklich bewirkte Vorstellung und Ueberzeugung in ihm erregt hätten; das ganze Verfahren beruhe auf dem Ableiten, indem man nicht raste, bis man einen prägnanten Punkt gefunden habe, von dem sich Vieles ableiten ließe.

Wenn nun aber das menschliche Denken in der Idee so schroff in unmittelbares, höheres Denken des Geistes und in mittelbares Denken des Verstandes (der Seele) gesondert ist, so tritt doch die Vermischung und Verbindung beider Arten im Leben so oft ein, daß diese Sonderung nur für gewisse freiere Zustände des Geistes anwendbar ist und das unmittelbare Geistesdenken im gewöhnlichen Leben mehr als aufleuchtender Gedankenblitz, als Einfall erscheint, was oben näher angedeutet ist. Das Denken des Menschen ist also zugleich unmittelbar und gegenständlich, und die Systole und Diastole des menschlichen Geistes erscheint dort, wie ein zweiter Herzschlag, niemals getrennt, immer pulsirend.

Dies möge hinreichen, den Ursprung unserer höheren Gedanken auf ein höheres Reich des Geistes und auf dessen unmittelbares Erkennen zurückzuführen, welches sich in des Geistes universeller Thätigkeit, also sowohl im Hellsehen als auch in der Poesie offenbaren muß, wodurch somit auch ein inniger Zusammenhang der Poesie mit dem Hellsehen bei der Beziehung beider auf den Geist klar hervortritt. Und wenn sich auch beim Nachsinnen über uns selbst immer das Höchste und Erste unserer geistigen Natur der Forschung entzieht und wir uns selbst ein ungelöstes Räthsel bleiben, so muß doch die Ueberzeugung und der Glaube, daß die Welt unserer Gedanken in einem unvergänglichern Mutterboden wurzele, als bloß in der groben, hinfälligen Gehirnmasse, eine sanfte Tröstung für die Zukunft und eine Zusicherung unserer Unsterblichkeit gewähren. Es gilt hier der bekannte orphische Spruch auf den Zeus, als dem symbolischen Ausdruck für „Geist."

„Zeus der erste, der mittelste Zeus, Zeus wirksam in Allem!"

Darum sagt auch der, durch seine ausgezeichnete Seherkraft so berühmte Plotin sterbend in seinem 66sten Jahre zu seinem Arzt und Schüler Eustochius: „Ich suche jetzt den Gott in uns zu der im Weltall befindlichen Gottheit heimzuführen." Und damit starb er freudig!

*) Lehrbuch der Anthropologie, S. 339.

Das englische Parlament und die Mässigkeitsvereine.

(Fortsetzung.)

Es ist augenfällig, daß sich in England, wie sehr auch dem natürlichen Gang der Ereignisse von Seiten der Regierenden Hindernisse in den Weg gelegt werden mögen, eine neue Ordnung der Dinge vorbereitet. Vielleicht ist sogar die Zeit nicht gar zu fern, wo die Namen Whig und Tory ihre vielhundertjährige Bedeutung verlieren, wo die Leute, welche sich jetzt selbst damit bezeichnen, sich über ihre lange Feindschaft wundern werden. Indessen habe ich in England durchaus kein Symptom bemerkt, das auf eine bevorstehende gewaltsame Umwälzung deutete, und ich fühle mich von Achtung

durchdrungen vor einem Volk, das, während ihm der Aussatz der Mißbräuche am Marke zehrt, Herr seiner selbst bleibt und sich ruhig verhält, ohne darum in Erschlaffung versunken zu seyn. Man denke sich ein Land, das auf achtzehn Millionen Einwohner nur siebzehn bis achtzehntausend Landeigenthümer zählt, wo es weite Strecken unbebauten Landes gibt, weil es an guten Gesetzen hinsichtlich des Grundbesitzes fehlt, wo jährlich Tausende dem Vaterland den Rücken kehren, weil es ihnen keinen Unterhalt gibt; ein Land, wo der Gewerbsfleiß auf eine beispiellose Höhe getrieben ist, und zwar durch sechs, sieben Millionen Menschen, deren Existenz schwankend und nur gar zu oft höchst armselig ist; ein Land, das vorzugsweise von Handel und Industrie lebt, und in dem doch lästige Gesetze und drückende Steuern beiden Fesseln anlegen, weil man vor Allem und um jeden Preis die Zinsen einer ungeheuren Staatsschuld beischaffen muß; ein Land, wo der Soldat nach zwanzig Dienstjahren auf kein Fähnrichspatent Anspruch hat, wo alle Offiziersstellen verkauft werden, wo man die Gerechtigkeit mit Gold aufwiegen muß, wo die Glieder der dissentirenden Gemeinden einen Theil ihrer Ernte zur Besoldung eines fremden Kultus opfern müssen; ein Land, wo Thron und Aristokratie mit dem Nimbus, der sie früher umgab, ihre Hauptstärke eingebüßt; wo eine Fluth von Zerrbildern und Flugschriften Tag für Tag der gesetzlichen Gewalt Hohn spricht, wo die periodische Presse ohne Unterlaß gegen Mißbräuche und Privilegien donnert; wo alle Gewalt in den Händen der vom Volk gewählten Männer liegt, wo das Volk seine Stärke, seine Macht kennt, aber sich begnügt, aus dem baufälligen Gebäude, das so schwer auf ihm lastet, heute einen Stein zu nehmen, morgen einen andern, und dann wieder auszuruhen: dies ist das heutige England.

Diese Mäßigung, diese Klugheit hat mehr als Eine Quelle: einmal den gesunden Verstand der Nation und die Macht, welche so altehrwürdige Institutionen trotz ihrer Gebrechen immer noch auf die Gemüther üben, sodann das Interesse, das so viele Tausende bei Aufrechthaltung der Staatsschuld haben, vor Allem aber die allgemeine Achtung vor dem Gesetz, die auf's Innigste mit den religiösen Gefühlen zusammenhängt. In Frankreich will man genießen, um jeden Preis, ohne Zeitverlust; dort beschränkt sich ja alle Hoffnung und aller Genuß auf dieses Leben; in England aber versteht man sich auf's Warten und Dulden, liegt doch nicht alles, was man hofft, alles, worauf man sinnt, diesseits des Grabes. Dieser wichtige Punkt fällt einem freilich nicht auf, wenn man in der Reihe der Stände nur die beiden Extreme beobachtet: einerseits die tolle Eitelkeit, die unbegreifliche Frivolität und das ärgerliche Leben der sogenannten fashionabeln Welt, andernseits die tiefe Gesunkenheit des Pöbels, die groben Laster und Verbrechen, wie Rohheit und Elend sie erzeugen, lassen den oberflächlichen Beobachter die ganze Nation mißachten. Sieht man sich aber genauer um, beobachtet man die Mittelstände und betrachtet dann auch die andern mit geschärfterem Blick, so wird der Eindruck ein ganz anderer; dann findet man, daß ein großer Theil der englischen Nation, und sicher der aufgeklärteste, sich in seiner Handlungsweise durch Gefühle höherer Natur leiten läßt, daß jene Stände, welche Gott fürchten und denen Sittlichkeit kein leerer Name ist, sich zum ganzen Lande verhalten wie der Ballast zum Schiffe, und es davor schützen, daß es nicht zum Spielzeug politischer Stürme wird. Diese achtunggebietende Masse ist es, welche Zufluchtshäuser für die Armen stiftet, Schulen und Hospitäler ausstattet, Kirchen baut, die Bibel in der Welt verbreitet; sie ist es, welche auf Abschaffung der Sklaverei dringt und Mässigkeitsvereine stiftet.

Ich war sehr neugierig, eines der leztgenannten merkwürdigen Institute kennen zu lernen, und so stand ich denn eines Abends, nachdem ich die kleine Steuer entrichtet hatte, welche wegen der nothwendigen Kosten erhoben wird, in einem geräumigen, einfach geschmückten Saale. Ich fand vier- bis fünfhundert Personen beisammen, wovon Manche, gleich mir, die Neugierde herbeigezogen hatte. Auf den längs der Wände angebrachten Bänken unterhielten sich Frauen aller Stände, andere saßen an großen, hufeisenförmig aufgestellten Tischen und servirten Thee den Frauen und den Männern, die auf dem freien Raum umherstanden. Hinten, der Thüre gegenüber, stand, etwas erhöht, der leere Stuhl des Präsidenten. Die Stadt, wo dies vorging, war ein fester Platz und ein Seehafen ersten Rangs, und die Versammlung bestand zum Theil aus Seeleuten und Militärs aller Grade. Der Soldat und der Matrose standen hier auf völlig gleichem Fuß mit ihren Offizieren, die Diener des Evangeliums und die Beamten der Stadt mischten sich unter die Geringsten ihrer Mitbürger, und sogar die Frauen bemühten sich, möglichst die Spuren der gesellschaftlichen Hierarchie zu verwischen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

(Fortsetzung.)

Byrons Manfred.

Der Anfang des zweiten Aktes zeigt uns Manfreds Schloß, im Vordergrunde eine dasselbe umgebende Terrasse, im Hintergrunde das blaue Meer. Ueber das Ganze gießt der Mond sein silbernes Licht, und ein dunkelrother Schein

erhellt eines der Thurmfenster, ein Zeichen, daß Manfred dort wacht. Zwei seiner Diener stehen im Gespräche, bis der Abt von St. Maurice sie durch die Frage nach ihrem Herrn unterbricht. Sie deuten auf den Thurm, und da der Abt von ihren Vorstellungen sich nicht abhalten läßt, Zutritt zu fordern, gehen sie mit ihm ab. — Die Scene verwandelt sich nun in die Halle des Arimans, des bösen Prinzips. Sein Thron ist eine Feuerkugel, alle seine Umgebungen strahlen in Feuer; vor ihm stehen seine dienstbaren Geister, hinter ihm schwer Gewappnete. Nachdem die Geister ihre Hymnen gesungen haben, tritt Manfred ein. Er begehrt, die begrabene Astarte zu sehen. Nemesis beschwört sie herbei: „Schatten oder Geist, was du immer seyst!“ und aus der Mitte erhebt sich Astarte's Schatten. Auf Manfreds stürmisches Bitten nennt sie seinen Namen, sagt ihm, daß morgen sein irdisches Leiden enden werde, und verschwindet. Manfred stürzt besinnungslos zu Boden, und in wildem Jauchzen umtanzen ihn die Geister. — Die nächste Scene ist wieder in Manfreds Schlosse, ein geräumiges Zimmer, er im Selbstgespräche. Man meldet den Abt; freundlich empfängt ihn Manfred, aber vergebens bemüht sich der heilige Vater, ihn in die verlassenen Kreise des Lebens zurückzuführen. — Die Bühne verwandelt sich in die Alpengletscher. Manfreds lezte Stunde ist gekommen; unter Donner, Bliz und Sturm erbeben die Gletscher; die riesigen Gebirge brechen zusammen, und Manfred, anstatt, wie beim Dichter, in seinem Thurmzimmer zu sterben, findet hier das früher gewünschte Felsengrab. „Such would have been for me a fitting tomb.“

Diese Angabe des Scenenwechsels, und besonders das theatralische Ende Manfreds werden hinreichend den vorausgeschickten Saz beweisen, daß Byrons Gedicht im Coventgarden-Theater zum bloßen Schaustück benuzt worden ist. Bei einem solchen ist das Spiel völlig Nebensache, und wo das der Fall, darf davon auch nur nebenbei die Rede seyn. Eine Kritik würde mehr als je Gefahr laufen, den Spielenden Unrecht zu thun. Sie wissen, daß nicht sie, sondern die Dekorationsmaler und Maschinisten die eigentlich Spielenden, daß sie nur der Faden sind, der jene in Bewegung sezt, und die Gewißheit, übersehen zu werden, entschuldigt wenigstens einen Mangel an Anstrengung. Gleichwohl fällt dieser dem Einzigen, von dem man sagen kann, daß er zu spielen hat, Denvil als Manfred, nicht zur Last. Er thut alles Mögliche, wäre es auch nur durch gewaltiges Schreien und knochenzerbrechendes Niederwerfen, einen Theil der der Scenerie zugewendeten Aufmerksamkeit sich zu gewinnen. Doch dürfte ihm das weniger gelingen, als der lieblichen Miß Tree, die als Alpenhexe wirklich bezaubernd hübsch war. Alles Lob gebührt den oben genannten Herren Grieve für die Schönheit ihrer Dekorationen und dem Herrn Farley für die Präcision des Scenenwechsels. Da stockt nichts, da knarrt nichts, da zaudert nichts, da zappelt nichts Lachen erregend in der Luft. Oft ist es in der That, als habe ein Zauberschlag die Bühne berührt, und die Halle des Arimans muß Bewunderung erregen. Daher ist auch dieser Scene, unstreitig dem Glanzpunkte des Ganzen, der Auftrag geworden, überall, wo öffentliche Anschläge erlaubt sind, in ungeheuerm Formate die Neugier der Vorübergehenden zu wecken. Und wenn alle diejenigen, die gaffend dabei verweilen, sich nur ein Mal verlocken lassen, das Abgebildete mit der wirklichen Vorstellung zu vergleichen, so leidet es keinen Zweifel, daß die verschiedenen tausend Pfund, welche das in Scene Sezen gekostet hat, sehr gut angelegt sind.

(Die Fortsezung folgt.)

Paris, Januar.

(Fortsezung.)

Thiers Antrittsrede in der Akademie.

Sollte die von Thiers angestellte Vergleichung der Napoleonschen Politik mit der jezigen eine Rechtfertigung der erstern seyn, so schoß sie fehl; denn nicht eigentlich um den Parteikampf zu verhüten, sondern um alle freien Stimmen, die sich gegen seinen Despotismus erheben konnten, zum Schweigen zu bringen, schlug er die Presse in Fesseln und machte die Tageblätter zu unbedeutenden Intelligenzblättern. Freie Erörterung der Maßregeln seiner Regierung war ihm weit verhaßter, als Streitigkeiten der Parteien, die auch damals nicht aufhörten. Sogar hatte er es nicht ungern, wenn man den Jakobinern und andern Revolutionsmännern ihre Gräuel vorwarf, weil man dadurch die allgemeine Sicherheit und Ordnung unter seiner eigenen Regierung besser schäzen lernte. Aber darin hat Thiers Recht, daß er behauptet, die Uebertreibungen, die sich zuweilen die periodische Presse erlaubt, seyen eine geringe Unbequemlichkeit in Vergleich mit den überwiegenden Vortheilen der vöIligen Freiheit. Wäre Napoleon so klug gewesen, als man es jezt ist, so würde er zwar nicht Alles haben thun können, was er sich erlaubt hat, aber vielleicht hätte er viel länger regiert und seinem Stamme den von ihm errichteten Thron übergeben, der nun für denselben verloren ist. — Noch eine Stelle in Thiers Rede fand Beifall, die nämlich, wo er sehr schön sagte, die Zeit, worin er geboren, sey für ihn auch ein Vaterland, wie der Boden, worauf er geboren. Er sey den Bewegungen, den Fortschritten der Begebenheiten zugethan, welche in der jezigen Zeit geschehen, wie dem Volke, dessen Mitbürger er sey. Natürlich ist dieß der Vortheil eines jungen Ministers, welcher sich zuvor zu den liberalen Gesinnungen seiner Zeit bekannt hat, daß er dieselben doch nicht ganz verläugnen kann, wenn er an's Staatsruder gelangt ist, und daß er nichts von den Vorurtheilen, beschränkten Ansichten und Gewohnheiten eines am Hofe oder unter privilegirten Kasten grau gewordenen Staatsmanns mit sich bringt. Thiers hat seine Jugendzeit mit den Männern der liberalen Opposition, mit freisinnigen Journalisten, mit dem jezigen Geschlechte zugebracht. Aus Eigennuz, aus Gefälligkeit oder aus andern Rücksichten kann er Manches in seinen Gesinnungen ändern, oder thun, als ob er sie ändeete; aber ein Minister vom alten Hofe, oder ein orientalischer Vezier kann er doch nie werden, er müßte denn alle Scham von sich werfen und ein Apostat werden, was sich von ihm wohl nicht erwarten läßt. Dergleichen Erscheinungen fallen freilich zuweilen in der Hoflust vor; indessen würden sie ihn bei der jezigen Preßfreiheit doch allzu sehr entehren, als daß ein junger Mann, der doch bald wieder vom Ministerposten abberufen werden kann, der Welt ein solches Aergerniß geben möchte. Dem Gebrauche nach hatte ein Akademiker im Namen der Akademie dem Neuaufgenommenen zu antworten, oder, wie es heißt, ihn zu bekomplimentiren. Man hatte hiezu Viennet, den bekannten Dichter und noch bekannteren Anhänger des Ministeriums, gewählt. Dieser lobte Thiers als Geschichtschreiber der Revolution ganz entsezlich, weßhalb ein Journal spöttisch bemerkte, Viennet habe den Minister mit seinem Lobe unbarmherzig gegeißelt.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 20.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 23. Januar 1835.

— Ut mihi saepe
Bilem, saepe jocum vestri movere tumultus.

Horat:
Epist:

Ein Dichterthee bei Nero.

Aus Jupiter Vindex, von Karl Gutzkow. *)

Große Halle mit mehreren Seitenthüren und einer Hauptthüre im Hintergrunde. In der Mitte eine Tribüne.

Ein Hauptmann mit Soldaten tritt auf.

Hauptmann.

Marsch! Schultert das Gewehr!
Macht Eurem Hauptmann Ehr!
Die Augen links; rechtsum geschwenkt,
Und weder rück- noch vorgedrängt;
Den Fuß am Leibe nicht gehängt,
Und jeden Muskel angestrengt!
So brav! — Ja, unser Regiment,
Das nur den Stock und Schweigen kennt,
Das ist das einz'ge, das noch hält
Die Ordnung aufrecht in der Welt;
Wo Jeder thun mag, was er will,
Da steht das ganze Wesen still.
Ist wieder 'nmal ein Rebellion
Im Werk gewesen; der Cujon
Von Piso soll der Hauptwardein
Und erster Schuft dabei gewesen seyn.
Jezt ist der ganze Mordverschwör
Im kriminalischen Verhör.
Wer Nichts gesteht, dem kömmt es bitter an,
Und wer gesteht, ist auch 'n verlorner Mann.
Doch ist zum Schwatzen jezt kein Zeit.
Nun, merket auf, ihr tapfere Kriegesleut',
In diesen Saal hierauf der Kaiser tritt,
Heut macht er seinen Hippogryphenritt.
Was weiß ich? Mich kümmert nichts,
Wenn nur von Euch ein jeder Taugenichts
Parat ist, observiret das Signal,
Falls nöthig wird ein Ueberfall.
Wer gibt Euch Brod? wer gibt Euch Lohn?
Wer hat von Eurem Witz die Ehr davon?
Jezt plaudert nicht! Kreuz Million!
Rechts schwenkt das ganze Bataillon!
(Die Soldaten vertheilen sich in den Nebenzimmern.)

Die Dichter treten ein.

Chor der Dichter.

Wir sind die Aechten,
Besonders Rechten,
Die Vielgeprüften,
Vom Kaiser selbst mit Ruhm verbrieften!
Wir sind die wahren
Poetenschaaren,

*) Siehe Morgenblatt 1834. Nr. 217.

Die Angenommnen,
Schon zur Unsterblichkeit Herangekommnen!
Uns widersprechen
Heißt, sich verbrechen
An jenen Händen,
Ohn' die wir nicht auf diesem Gipfel ständen.
In unsern Tempel
Tritt, wer den Stempel
Bereits empfangen: —
Der junge Spatz mag in den Sprenkeln hangen.

Ein Buchhändler.

So recht meine Herren, wir Verleger hören nichts lieber, als wenn sich die Dichter mit dem Ruhme begnügen.

Erster Poet.

Das ist eine Genügsamkeit, welche Ihnen freilich wohlfeil zu stehen kommt.

Zweiter Poet.

Ja, wollte man Ihnen einmal eine goldne Säule setzen, sie würde sehr klein gerathen, wenn man sie aus dem Honorar schmölze, welches die Poesie von Ihnen bezogen hat.

Buchhändler.

Ungefähr einem Pfeifenstiele würde sie gleichen: Sie haben Recht, meine Herren. Doch gestehen Sie selbst, werden Sie deßhalb schlechtere Verse machen, weil Sie weniger anständig bezahlt werden? O, meine Herren, Homer wäre darum kein genialerer Dichter geworden, wenn er auch für den Bogen einen Louisd'or mehr bekommen hätte.

Dritter Poet.

Was das für Redensarten sind! Was hat man vom Tempel des Ruhms, wenn wenigstens nicht sein Fußboden mit Kronenthalern gepflastert ist?

Ein Humorist (bedeutungsvoll).

In welchem Style glauben Sie wohl, daß der Tempel des Ruhms gebaut ist? im dorischen oder ionischen?

Buchhändler.

So ist's recht: ei, das war ja eine humoristische Bemerkung, und ich muß Ihnen gestehen, Spaß amüsirt das Publikum. Figürliche Gegenstände in der Analogie wirklicher zu behandeln — nicht übel. Was kann man, um ein Beispiel zu haben, z. B. von der Schönheit sagen, wenn sie in die Augen fällt?

Humorist.

Daß sie sehr ungeschickt ist.

Buchhändler.

Allerliebst; Sie sind mein Mann. Sie verbinden das Nützli mit dem Angenehmen. Wenn ich mich hergebe, Verse zu verlegen, so bau' ich immer in die Luft.

Humorist.

Nach welchen Grundsätzen verfahren Sie, wenn Sie in die Luft bauen? Was kann man überhaupt von der Architektur der Luftschlösser sagen?

Buchhändler.

Sagen Sie etwas! (Er zieht eine Tafel und schreibt heimlich in der Tasche nach, was der Humorist spricht.)

Humorist (räuspert sich und beginnt).

Außer der sichtbaren Welt gibt es gewiß noch eine zweite unsichtbare, welche die unsrige oft durchkreuzt. Spricht man doch zuweilen vom Reich der Freiheit, vom Reich der Wahrheit, von zwei Reichen, welche in unsern irdischen Reichen doch gänzlich unbekannt sind. Es gibt sogar eine unsichtbare Geographie; denn wie oft ist nicht von sogenannten böhmischen Dörfern die Rede, welche überall liegen, nur nicht in Böhmen. Sie selber haben von Luftschlössern gesprochen, welche irrthümlicherweise oft nach Spanien verlegt werden, gleichsam als wäre Spanien der Mond, in welchem mancher Edelmann seine Güter hat. Wie stellen Sie sich nun ein rechtes lustiges Luftschloß vor? Hat es Seitenflügel? Gewiß, die Flügel der Hoffnung. Hat es hohe Giebel? Gewiß, schon mancher stürzte herunter. Hat es einen Hof? Gewiß, wie der Mond, der von Wolken umgeben ist. Merkwürdig ist, daß diese glänzende Pracht der Luftschlösser sich immer da findet, wo es sonst am ärmlichsten zugeht: in den Hütten; oder wo man geneigt ist, statt zu bauen, lieber einzureißen: bei der Jugend.

Buchhändler (fortschreibend).

Es ist zu interessant.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das englische Parlament und die Mässigkeitsvereine.

(Fortsetzung.)

Als die Collation vorbei war, machte Alles einem kleinen alten Mann Platz, der sofort den Präsidentenstuhl einnahm. Er war wohl siebzig Jahre alt, aber seine starken Züge, seine lebhafte Gesichtsfarbe, der fest gezeichnete Mund verriethen noch volle Geisteskraft; ein dünner Kranz weißer Haare umgab das ehrwürdige Haupt, und unter den dichten, noch dunkel gefärbten Augbraunen hervor warf er einen forschenden Blick, in dem sich Zufriedenheit und Wohlwollen malte, auf die Versammelten. Am etwas gekrümmten Rücken, an der eigenthümlichen Bewegung der Schultern, am Gang, am Wesen seiner bürgerlichen Tracht erkannte man den alten Seemann: es war ein Schiffskapitän und ein eifriger

Radikaler. Er blieb stehen und sprach in feierlichem Ton die Worte: „es steht geschrieben, der Unmäßige wird nicht das Himmelreich erben.“ Alsbald trat die tiefste Stille ein, und die einfachen Worte machten den größten Eindruck auf mich: dieser unscheinbare Raum, diese Versammlung von Christen, den alten Kriegsmann an ihrer Spitze, sprachen mächtiger zu meiner Einbildungskraft als das versammelte Parlament, als der Verein der glänzendsten Namen aus den drei Königreichen vor den Stufen des Throns, in den alterthümlichen Hallen von Westminster. Nach jenem ernsten, ergreifenden Eingang berichtete der Präsident über den Stand der Gesellschaft und las laut die Namen der neu aufgenommenen Mitglieder vor; *) sodann forderte er diejenigen, welche etwa hinsichtlich des Mißbrauchs geistiger Getränke etwas Nützliches mitzutheilen hätten, auf, das Wort zu nehmen. Verschiedene Personen traten nacheinander mit lehrreichen Erzählungen auf, zulezt ein etwa sechzigjähriger Mann, eines der Häupter der radikalen Opposition im Hause der Gemeinen und Vicepräsident des Londoner Mäßigkeitsvereins. „Es ist jezt fünf- und zwanzig Jahre her,“ sprach er, „daß ich ein Fahrzeug im mittelländischen Meere befehligte. Die Mäßigkeit der Mohomedanischen Völker an den Küsten und ihre guten Folgen fielen mir auf; ich führte auf meinem Schiff statt des Branntweins Cacao und Thee ein, und meine Mannschaft verstand sich dazu, lange bevor irgend ein Mäßigkeitsverein in's Leben trat. Die Welt aber sah mich als einen Narren an, der nach Bedlam gehöre, und doch habe ich es erlebt, daß der Genuß geistiger Getränke in der amerikanischen Kriegsmarine abgeschafft wurde, und daß jezt etwa tausend Kauffahrer der Vereinigten Staaten und Großbritanniens mit Grundsätzen die See halten, welche anfänglich als die Ausgeburten eines verschrobenen Kopfes erschienen. — Ich bin jezt mehr als je überzeugt, daß unter allen Uebeln, mit welchen die menschliche Gesellschaft zu kämpfen hat, keines verheerender ist, als das Laster der Trunkenheit. Man sieht kein Unrecht darin, wenn man in gewissen Fällen die Freiheit des Bürgers beschränkt, wie namentlich durch Sanitätsmaaßregeln gegen Pest oder Cholera; wäre es nun etwa ein härterer Eingriff in die Rechte Aller, wenn man mittelst ähnlicher Vorkehrungen einem Uebel Schranken sezte, das tausendmal verderblicher ist als alle Seuchen, das unaufhörlich am Wohlstand und der Sittlichkeit mehrerer Millionen zehrt?“ Der Redner entwickelte nun sehr klar und bündig eine Reihe von Vorschlägen, auf welche Weise die Regierung bevollmächtigt werden könnte, über die Orte, wo geistige Getränke ausgeschenkt werden, genaue Aufsicht zu führen, und die Fabrikation und den Absatz dieser Getränke zu beschränken. Er schloß folgendermaßen: „Ich bin keiner von denen, welche dem Armen seine körperlichen Genüsse noch mehr beschränken möchten. Wer mich kennt, weiß, daß ich sehnlichst wünschte, der leidenden Volksklasse den Wohlstand und das Glück gesichert zu sehen, deren sie ohne drückende, ungerechte Geseze genießen könnte. Wie gerne sähe ich diese meine Mitbürger reichlicher genährt, besser gekleidet, besser unterrichtet, wie sehr gönnte ich ihnen mehr Muße, mehr Genuß, überhaupt die Freuden des Lebens, auf die der Arme so gut Anspruch hat wie der Reiche; und es ist erwiesen, daß sie sich all dies verschaffen könnten, wollten sie die zwanzig Millionen Pfund, welche sie alljährlich für vergiftete Getränke ausgeben, und andere dreißig Millionen, welche durch dieses Laster zu Grunde gehen, auf den Unterhalt der Ihrigen und auf vernünftigen Genuß verwenden. Seinen Nächsten lieben wie sich selbst, an Andern thun, wie man will, daß an uns gethan werde, dem Beispiele von Männern folgen, die hoch stehen in Wissen, Gottesfurcht und Kenntniß des Menschen — wenn man all dies Narrheit nennt, so sey es drum, ich aber schäme mich meine Muster und Vorbilder nicht.“ Diese Rede wurde mit dem lautesten Beifall aufgenommen, und sogleich einstimmig eine Bittschrift an das Haus der Gemeinen im Sinne des Antragstellers beschlossen.

(Der Beschluß folgt.)

*) Wer Mitglied eines Mäßigkeitsvereins werden will, muß sich verpflichten, soviel in seiner Macht steht, dem Mißbrauch geistiger Getränke entgegenzuwirken und selbst nie welche zu trinken, Krankheitsfälle ausgenommen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

J. Janin über die Geschichte der Journalistik.

Ueberhaupt muß dieser Viennet beständig den kleinern Journalen zur Zielscheibe ihres Wizes dienen; sie sind in ihren Spöttereien über ihn unerschöpflich, und werden nicht müde, ihn stets über diesem oder jenem lächerlich zu machen. Er hat sich einmal rächen wollen, und einen Journalisten vor die Schranken der Deputirtenkammer fordern lassen, weil er eine arge Beschuldigung gegen ihn ausgesprochen, nämlich den Deputirten als von der Regierung bestochen dargestellt hatte. Seitdem wird Viennet noch hundertmal mehr gereizt und angegriffen; zuweilen ist er böse geworden und hat geantwortet; dies hat ihm aber wenig geholfen, sie wissen stets neue Anekdoten von ihm. Die Quotidienne hat einen scherzhaften Bericht über diese ganze akademische Versammlung gegeben, indem sie vorgibt, der türkische Gesandte habe diesen Bericht an den Großherrn geschrieben, um ihm einen Begriff von der Aufnahme eines französischen Veziers in die Zunft der Ulema's zu geben.

Nicht lange nachher trat ein anderer junger Mann auf, der auch schon seinen Antheil Ruhm erworben hat, um die

Lenie mit einer Vorlesung zu ergötzen. Dies war der durch seine Feuilletons im Journal des Débats und durch seine vielen Aufsätze in Zeitschriften und andere Werke bekannte Jules Janin. Das Athénée de Paris, eine Privatanstalt, welche ihren Abonnenten eine Bibliothek, Zeitschriften, geheizte Säle und Vorlesungen zum Besten gibt, hatte ihn bewogen, eine Vorlesung über die Geschichte der Journalistik zu halten. Noch nie war dieser wizige Schriftsteller öffentlich aufgetreten, weßhalb er auch etwas furchtsam aussah, was man mit seiner Kühnheit im Angreifen mancher Schriftsteller nicht wohl reimen konnte. Dieser junge Mann ist ein furchtbarer Gegner aller Vaudevilledichter, und hat es sich in den Kopf gesezt, das Vaudeville sey eine schlechte Gattung der Dramatik. Die Tribüne bemerkte neulich, wenn das Vaudeville in Frankreich durch etwas umkommen könnte, müßte es längst unter J. Janins Streichen erlegen seyn. Aber nie sind mehr Vaudevilles gedichtet worden, als jezt, und wiewohl zwei oder drei andere junge Theaterkritiker in J. Janins Ton einstimmen und auch Sturm gegen dasselbe laufen, so steht es doch noch fest auf den Füßen und wird wohl noch lange den Angriffen der jungen Theaterkritiker und den schlechten Versuchen mancher Vaudevilledichter trozen; denn diese Schauspielgattung ist ganz dem französischen Geschmacke angemessen, und was ihr an Natürlichkeit abgeht, ersezt sie durch Heiterkeit und Wiz. So schöne Sachen Scribe in dieser beschränkten Gattung auch gedichtet, so hat er doch keine Gnade vor J. Janin und seinen Nachbetern finden können; aber noch weit schlimmer behandeln sie Ancelot, der auch wirklich das Vaudeville auf den skandalösen Boden der französischen Hofintriguen der vorigen Jahrhunderte hat ziehen wollen. Scribe haben alle diese Theaterkritiker nicht zu Grunde gerichtet, und erst neulich ließ ihm die Académie française Gerechtigkeit widerfahren, indem sie ihn zu ihrem Mitgliede ernannte, eben als er seinen „Ehrgeizigen" auf die Bühne des Théâtre français gebracht hatte. Leider war dies neue Stück kein neues Meisterwerk; aber die Aufnahme war man seinen vielen andern vortrefflichen oder doch höchst geistreichen Stücken schuldig. Das Vaudeville besteht also, wie gesagt, troz aller Feuilletons des wizigen J. Janins noch immer fort; vielmehr werden noch mehr Vaudevilles gedichtet, seitdem er so hübsche Artikel gegen dieselben geschrieben hat, gerade wie in gewissen Ländern die Sachen noch viel ärger getrieben werden, wenn man sich heftig darüber beschwert. J. Janin trat vor einem zahlreichen Auditorium als Geschichtschreiber der Journalistik auf. Leider habe ich dieser Versammlung nicht beiwohnen können; ich habe dadurch zwar nicht die Geschichte der Journalistik, denn diese hat der junge Mann nicht einmal behandelt, sondern geistreiche Bemerkungen über die Wichtigkeit und den Einfluß der Journale, besonders in Hinsicht auf Frankreich, verloren. Es gibt Länder, in welchen man die Geschichte der Journale in einer Zeile abfertigen könnte; nicht so in Frankreich. Schon vor der Revolution hatten die Journale wo nicht in politischer, doch in literarischer Hinsicht, und besonders auf die Bildung der Nation, bedeutenden Einfluß. Das Leben in der Hauptstadt schilderten sie wahr und lebendig. Lieder, Epigramme und Karrikaturbilder halfen nach, wenn es Lücken in den Zeitungen gab, oder Korrespondenten schrieben an deutsche und andere Höfe eigene Blätter zur Ergänzung der gedruckten. Des langen zwangvollen Wesens müde, brach endlich im Jahr 1789 der Strom durch, und nun kam Alles zum Vorschein, was beschränkte Staatsmänner auf ewig in die Vergessenheit glaubten begraben zu haben.

(Die Fortsezung folgt.)

London, Januar.

(Fortsezung.)

Der travestirte Manfred.

Der goldene Regen, welchen der Gedanke, Manfred auf die Bühne zu bringen, über Coventgarden ausgegossen, hat den Unternehmer des Strand-Theaters, unstreitig eines der besten der kleinern Theater, auf den Einfall gebracht, sein Glück mit einer Travestie zu versuchen. Der Verfasser des mit vielem Beifall aufgenommenen revolt of the workhouse — die Empörung im Arbeitshause — hat ihm seine Feder geliehen; das travestirte Drama heißt Man-Fred (Mann-Fried). Mitchell spielt die Namenrolle des Stücks, und gleich Coventgarden ist das Strand-Theater jeden Abend zum Brechen voll. Manfred ist ein Schornsteinfegermeister. Die neue Parlamentsakte, welche das Sweeprufen verbietet, hat ihm den Geldbeutel gefegt. Er nennt sie deßhalb eine „fegende Maßregel, a sweeping measure." Der Vorhang rollt auf, und einsam in seinem Keller sizt der ruinirte Schornsteinfegermeister, nicht bei Mondschein, sondern beim blassen Schimmer eines ärmlichen Nachtlichts. Er monologisirt über das Schauderhafte seiner Lage, über das harte Verhängniß, das sein Gewerbe getroffen, und über seinen Kleinmuth. Die Betrachtung des leztern macht ihn schamroth, die seiner verzweifelten Umstände macht ihn verwegen; er erhebt sich und citirt die Geister des Rußes zu seinem Beistande. Sie weigern sich, zu erscheinen; aber er droht, ihnen kaltes Wasser über die Haut zu gießen, und sie gehorchen, seine „dienstbaren Geister," sämmtlich in der Gestalt und Kleidung von Schornsteinfegerjungen. Er bemerkt jedoch, zu seinem großen Leidwesen, daß ihre Macht nicht ausreicht, ihm die Taschen zu füllen und die Verzweiflung aus seiner Seele zu nehmen. Also jagt er sie in höchstem Unwillen fort, stürzt aus seinem Keller und erklimmt einen Steinhaufen, den die Arbeiter beim Aufreißen des Pflasters zusammengeworfen haben, um Gasröhren zu legen. Hier steht er, gleich Manfred auf dem Felsabhange, in angemessenem Selbstgespräche bald zaghaft, bald muthvoll den Vorsaz wiederholend, seinem elenden Daseyn durch einen kühnen Sprung ein Ende zu machen. Nach dem Erfordernisse der Travestie, aber nicht weiter, ähnelt hier die Scene der in Coventgarden, und Mitchell ahmt die Stellung des Denvils mit so lächerlicher Aehnlichkeit nach, daß es unmöglich seyn dürfte, diesen gesehen zu haben und bei Mitchells Anblick ernsthaft zu bleiben. Natürlich springt er nicht herab, sondern wird im Augenblicke, wo er den Kopf weit vorstreckt, um die Tiefe der Grube zu messen, von einem Stadt-Feuerwächter beim Kragen gefaßt und nach einigem Widerstande, dessen Possirlichkeit besonders daraus entsteht, daß der Feuerwächter sich nicht schwarz machen will, in festen Gewahrsam genommen. Wie er sich diesem entzieht, bleibt unbekannt. In der nächsten Scene erscheint er auf der Bühne der italienischen Oper, wohin der Gegenstand seiner zärtlichen Gefühle, Anna Starkie, ihm gefolgt oder vielmehr vorausgeeilt ist. Anna Starkie ist weder mehr, noch weniger, als eine bankerotte Obst- und Fischverkäuferin, und erscheint ihrem geliebten Schornsteinfeger als Geist von Signora Grisi, deren Spiel und Gesang Miß P. Horton trefflich nachzuahmen versteht.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 21.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 24. Januar 1835.

Im Geiste strebe zu entfliehn
Den Schranken dieser Menschenmeinung;
Dann trübt der Klarheit innern Spiegel nie
Durch Lieb' und Sorg' und Haß die rege Phantasie.
Platen.

Der Historiker.

Morgens, mit dem frühsten Lichte
Schlägt er ernste Bücher auf
Und verfolgt der Weltgeschichte
Räthselhaft verschlungnen Lauf;

In der Kammer überhört er,
Wie die Menschheit bang sich müht;
Die Vergangenheit beschwört er,
Daß sie uns lebendig glüht.

Doch am späten Abend wiegt er
Schöne Kinder auf dem Knie,
Und in künft'ge Zeiten fliegt er
Mit entbundner Phantasie.

Wenn begeistert er am Morgen
Alte Helden ließ erstehn,
Läßt er Abends trübe Sorgen
In der Zukunft Traum vergehn.

Vorwärts oder rückwärts findet
Er ein tröstliches Geschick,
Und die Gegenwart verschwindet
Seinem Janus-Seherblick.

Gustav Pfizer.

Das englische Parlament und die Mässigkeitsvereine.

(Beschluß.)

Sofort gab der Präsident das Wort denjenigen, welche etwa über die guten Früchte der Mäßigkeitsvereine etwas vorzubringen hätten. Der Kapitän eines Kauffahrers versicherte, die Assekuranzprämie für sein Fahrzeug sey bedeutend herabgesezt worden, seit er den Branntwein darauf abgeschafft, und im selben Verhältniß steige die Einnahme von der Fracht. Noch traten mehrere Personen mit ähnlichen Berichten auf, und am Ende drängte sich ein untersezter, munterer Bursche, ein Matrose von etwa dreißig Jahren, durch die Menge und rief: „Offenherzig gesagt, ehe ich Mitglied der ehrenwerthen Gesellschaft wurde, lebte ich mit meinen Obern und mit mir selbst in Unfriede; war ich nicht in der Schenke, so saß ich im Arrest; was ich im Ueberfluß hatte, waren Schulden, und woran es mir beständig fehlte, war Geld. Jezt, Gott sey Dank! stehe ich mich gut mit meinen Obern und mit meinem Gewissen auch, und mein Beutel" — hiebei klopfte er auf seine Tasche — „ist ziemlich gefüllt, und hier ist eine Krone für die Armen des Kirchspiels." Herzliches Gelächter begleitete die naiven

Herzensergießungen des Matrosen. — Der Präsident schloß die Sitzung mit einer pathetischen Anrede. Er forderte die Männer und Väter, denen eingewurzelte Gewohnheit den Eintritt in den Verein nicht gestatte, feierlich auf — wenigstens ihre Weiber und Kinder nicht davon abzuhalten. „Dies," so schloß er, „kann für euch selbst gesegnete Folgen haben; denn vielleicht mag das Beispiel deren, die euern Herzen am nächsten sind, euch dereinst auf den Pfad der Tugend zurückführen." Der alte Seemann sprach den Segen über die Versammelten und hob die Sitzung auf.

Ich nahm den tiefsten Eindruck vom Gesehenen und Gehörten mit mir fort. Ja, dachte ich, das ist Bruderliebe im Sinne des Christenthums, das ist die wahre Gleichheit, nicht jene, die man anderswo zum Panier macht und mißachtet, sobald Ehrgeiz und Habsucht ihr Ziel gefunden, nein, die Gleichheit, welche die Menschen wahrhaft erhebt, die geistig allen Unterschied zwischen ihnen aufhebt und nur die Aristokratie der Tugend bestehen läßt. Dürfen wir im Geist dieser schönen Vereine das Dämmerlicht einer neuen Kultur erblicken, der die Welt entgegengeht, einen Stern, der uns leiten will im Dunkel, das über dem künftigen Loose des Menschengeschlechts liegt? Mein Blick blieb an England haften; ich vergaß den lächerlichen Hochmuth, den verderblichen Leichtsinn seiner Aristokratie, die Rohheit, die Verworfenheit seines Pöbels; ich sah nur das große, das kräftige Volk, wo die feurigsten Vertheidiger der natürlichen Freiheit im Allgemeinen doch die Ersten sind, welche auf gebührende Beschränkung derselben dringen, wo Sittlichkeit und Menschenwürde dies verlangen. Und nicht nur auf Ausrottung eines einzigen Lasters wirken Vereine hin, welche im Namen der Mäßigkeit zusammentreten: die Tugenden sind Schwestern, so gut als die Laster, und Familienväter, welche freiwillig der Völlerei entsagen, müssen nothwendig zugleich geordneter, sparsamer, müssen bessere Männer und sorgsamere Väter werden. Ich dachte daran, wie viele durch Ruf, Aemter und Vermögen hochstehende Männer es sich zur Ehre rechnen, sich solchen Vereinen beizugesellen, und daß leztere in England schon nach wenigen Jahren zweimalhunderttausend Mitglieder zählen und ihre Grundsätze bereits auf dreihundert englischen Schiffen anerkannt sind. Da glaubte ich einzusehen, warum die Vorsicht gleichsam den Gürtel der Erde in die Hände dieser Nation gelegt und das Geschäft der Civilisation vorzugsweise ihr anvertraut hat. Und doch, dachte ich, ist dieses Volk, dem ein so hoher Beruf geworden, selbst nichts weniger als glücklich; es hat mit schrecklichen Uebeln zu kämpfen und Schaaren seiner Kinder sehen alljährlich das Vaterland mit dem Rücken an. Eine traurige Wahrheit, in der sich aber wohl eines jener unerforschlichen Gesetze der moralischen Welt offenbart. Ich gedachte großer, unglücklicher Menschen, ich dachte an Sokrates, Galilei, Descartes, Rousseau und so viele andere, und fragte mich, ob es vielleicht den Nationen ergehe wie den Individuen, ob auch sie den Ruhm, vor der Menschheit herzuschreiten und der Kultur die Wege zu bahnen, mit langem Weh und schweren Leiden erkaufen müssen.

Ein Dichterthee bei Nero.

(Fortsetzung.)

Humorist.

Aus wie wundersamen Dingen nimmt jezt diese Baukunst, welche man, wie die Biber, nicht einmal zu lernen braucht, für welche man kein Patent und keinen Gewerbeschein löst und in welcher der Ungeschickteste immer der größte Meister ist, ihr Material her? Aus den unsichtbaren Fäden einer halben Hoffnung: aus dem Blick eines angebeteten Mädchens, aus der Phrase eines Gönners, der versprochen hat, es mit uns gut zu meinen, aus einem Loose in der Lotterie, aus dem Husten eines alten Erblassers; kurz aus tausend Seidenhärchen des Schicksals, an welche wir das bleierne Gewicht unserer Hoffnungen, unseres Alpdrückens und unserer nächtlichen Träume hängen. In den Luftschlössern herrscht auch immer Musik und Tanz, die schönsten Mädchen wechseln mit den vollsten Geldsäcken, auf einen Wink gehorchen tausend Diener, und doch wird Jeder noch einen besondern Giebel, einen besondern Schnörkel haben, den er an dieser Gattung von Gebäuden nach seinem eigenen Geschmack sehen will. Die freiste Mannichfaltigkeit waltet hier, wie auch bei den böhmischen Dörfern, die Jedem anders vorkommen. Bei dem Einen sieht ein böhmisches Dorf so aus, wie das, wovon gerade die Rede gewesen ist, beim Andern wie ein Saz aus der Naturgeschichte, beim Dritten wie der pythagoräische Lehrsaz, beim Vierten wie die Theorie der Gleichungen vom vierten Grade, beim Fünften wie eine Jahreszahl aus der Geschichte, beim Sechsten wie etwas, was man schon wieder vergessen hat oder wovon man nichts versteht. Der Landschaftsmaler — böhmische Dörfer wird er nicht zeichnen können, es sey denn, daß die Malerei für ihn selbst ein böhmisches Dorf ist. Der Geograph — vergebens sucht er sie auf den Landkarten; es sey denn, daß sie da lägen, wo er gerade nicht zu Haus ist.

Buchhändler.

Unübertrefflich! Sie Edelstein! Sie Saphir und Originalmensch! Welch sprudelnde Laune! Welch hin-

und herunterreißender Witz! Sie sind ganz der Meinige, und mit Schrecken hör' ich schon, daß sich diese klassischen und belorbeeeten Poeten wieder die Schnäbel wetzen, um folgendes Lied zu singen:

Chor der Dichter.

Musenketzer,
Prosaschwätzer,
Willst du uns den Myrthenhain verstören?
Nachtigallen
Zu gefallen,
Wirbelt wahre Phantasie in Chören.
Nur am Reime,
Wie am Leime,
Am Spaliere soll hinauf sich ranken,
Was in Schachten
Zu beachten
Ist an goldenglänzenden Gedanken.
Nur von Schäfern,
Bunten Käfern
Sollt ihr singen hergebrachter Weise!
Nur im Kleinen
Nett erscheinen,
Zu des Alten hundertjähr'gem Preise.
Reimt Ihr Schmerzen
Stets auf Herzen,
Findet Ihr die Wahrheit nur in Klarheit,
Dann empfangt Ihr
Fester Hand hier
Zeugniß, daß Ihr Lerche und kein Staar seyd!

Ein junger Mensch (zum Buchhändler).

Mein Herr! Ein Wort im Vertrauen! Ich bin biee heute zum ersten Male; aber ich fühle es, auch ich bin in Arkadien geboren.

Buchhändler.

Frage ich denn nach Ihrem Taufschein? Was wollen Sie mit Ihrer Zudringlichkeit sagen?

Junger Mensch.

Nichts, mein Herr, als die einfachen Worte: Ich bin auch da! Ich komme eben ganz jung aus dem Neste geflogen, kann die Flügel und das Wasser schon halten, und möchte mich geen den klassischen Sängeen der Nation anschließen.

Buchhändler.

Heer, was wollen Sie denn damit sagen?

Junger Mensch.

Mein Gott, nichts, als: ich dächte! Aber Verschwiegenheit! Meine Poesie bewegt sich in ganz neuen Gegenständen, z. B. besinge ich die Sterne, und habe die wichtige Entdeckung gemacht, daß sich Himmel auf Gewimmel, Glück auf Geschick, und Demuth auf Wehmuth reimt. Unteesuchen Sie meine Verse, ob ich irgendwo sorglos Berge und Stöche zusammengebracht habe, ob ich finden auf hinten folgen lasse, oder mir darin gefalle, Mängel auf Fenchel zu reimen. Ich besinge nie besungene Gegenstände, z. B. meine Geliebte, Frühlingsahnung, alte Klosteemauern, Ritter, Treue, Schwesteeliebe — —

Buchhändler.

Freilich, freilich, mein Lieber; ich sehe ja, daß nur Sie bloß noch gefehlt haben; aber hören Sie doch, hinter der Scene gehen Thüren, und vielleicht kommt der Kaiser.

Chor der Dichter.

Er naht! Er naht!
Schlingt einen Reigen,
Ihm anzuzeigen,
Daß unser Pfad,
Daß unsre Wonne
Nur sey ein Bogen
Von ihm, der Sonne,
Ringsum gezogen!
Beugt Eure Knie!
Der Nacken ziehe
Sich krumm zusammen!
Laßt nichts zu helle
Auflodernd flammen!
Auf alle Fälle
Ruft jezt Euch heiser,
Apollo hoch! hoch unser Dichter-Kaiser!

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

J. Janin über die Geschichte der Journalistik.

Die Journalistik ward nun eine Macht, die sich stolz und kühn im Staate erhob, und die Grundlage der jetzigen politischen Journalistik würde. Für die Parteien ward sie eine furchtbare Waffe, die sie leider oftmals brauchten, wie alle ihnen zu Gebote stehenden Waffen. Die Partei, welche die stärkste blieb, wollte ihren überwundenen Gegnern diese Waffe entreißen, und brachte sie eine Zeitlang zur Ruhe und zum Schweigen. Was half es aber? Es kamen wieder Zeiten, wo das gewaltsam Verborgene an's Tageslicht kam. Sogar Napoleon hat mit all seiner Macht die Wahrheit nur auf einige Jahre verhüllen können. Nach seinem Falle bekam die französische Journalistik allmählich ihre Kraft wieder, und auch die Bourbons vermochten nur

auf kurze Zeit ihr die errungene Wichtigkeit zu nehmen. Aber der jezige Stand der französischen Journalistik schreibt sich erst vom Juli 1830 her, aus welchem so Vieles in Frankreich sich herschreibt. Erst seit den lezten vier Jahren sind die Pariser Journale das geworden, was sie jezt sind, die Verkünder aller Begebenheiten auf dem Erdkreise, die Beobachter und strengen Beurtheiler des Ganges der Regierung, die Sprecher der verschiedenen Parteien, welche im Staate ihre Grundsäze geltend machen wollen, die Niederlage so mancher vortrefflichen Aufsäze über alle möglichen, die Menschheit betreffenden Angelegenheiten. So verächtlich gewisse Machthaber noch aus alter Gewohnheit auf sie herabzuschauen pflegen, so angenehm ist ihnen doch der Beifall der Journale, so ungern sehen sie die von ihnen begangenen Mißbräuche öffentlich aufgedeckt. Seit der Julirevolution sind aus den Journalen Minister, Deputirte und Staatsräthe hervorgegangen; die Journale sind der Kampfplaz, wo sich die jungen Politiker zu ihrem Vortheile zeigen und ihre Talente üben können; sie sind der Ort, wo die, welche nicht zur Tribüne gelangen können, ihre Ansichten vor der Welt niederlegen, wo alle Klagen laut werden, alle Ungerechtigkeiten an's Tageslicht gezogen werden. Sie sind die Verkünder alles Vor- und Rückschreitens in der Welt, die Warner ihrer Zeitgenossen, die Tröster der Unterdrückten. Janin schilderte sie, laut einiger Berichte, als eine unwiderstehliche Macht, die jeden Morgen sich mit lauter Stimme vor der ganzen Welt hören lasse, die sich bis zum Größten erhebe und bis zum Kleinsten hinabsteige, eine Macht, welcher Niemand ein Hinderniß in den Weg legen sollte, wegen des vielen Guten, das sie stifte, wegen des großen Einflusses, den sie ausübe. Ueber eine Stunde hat er von dieser Materie gesprochen, und zwar in dem ihm eigenen, lebhaften, bilderreichen Style. Die französischen, oder doch wenigstens die Pariser Journale haben in der That eine eigene Stellung in der Welt. Sie werden nicht allein, wie die ungeheuren, mit Intelligenznachrichten vollgepfropften Londoner Blätter, wegen der politischen Artikel gelesen, auch das literarisch-artistische, kurz, das ganze geistige Treiben der Nation schildern sie, und zwar oft mit Meisterhand; eine Menge Aufsäze gehen daher aus ihnen in deutsche, englische und andere Blätter und Zeitschriften über, und ein fortgesetztes Lesen derselben gibt eine ziemlich genaue Uebersicht des politischen, intellektuellen und ästhetischen Standes der französischen Nation. In der Fremde beklagt man sich zuweilen darüber, daß sie über die Angelegenheiten der Nachbar- oder entfernterer Länder schlecht unterrichtet sind; aber wo sollen sie bessere Nachrichten hernehmen? doch wohl nicht aus mangelhaften, verstümmelten, nichtssagenden Zeitungen?

(Der Beschluß folgt.)

London, Januar.

(Beschluß.)

Der travestirte Manfred.

In einem meiner lezten Berichte habe ich des verwaisten Zustandes der italienischen Oper erwähnt. Noch hat sich Niemand gefunden, der unter den angesonnenen Verbindlichkeiten sich der Waise annehmen will, und das vor Kurzem verbreitete Gerücht, daß Laporte mit den Eigenthümern des Hauses, deren an Legion grenzende Zahl allerdings schwer unter Einen Hut zu bringen seyn mag, neuerdings abgeschlossen habe, ist bis jezt wenigstens voreilig. Was nun, wenn es einträte, ich meine, wenn London eine Season und keine italienische Oper haben sollte, manchen Besucher und manche Besucherin in Kummer, Aerger und Langeweile versezen würde, das ist für diejenigen, die nicht zu jener Klasse gehören, gegenwärtig ein reicher Stoff der Kurzweil, des Lachens und des Zeitvertreibs, und diesen Stoff hat der Verfasser des Man-Fred in den genannten zwei Persönlichkeiten gleichsam verkörpert. Es ist gewiß bitterer Spott, daß ein ruinirter Schornsteinfeger, um nicht zu verhungern, als erster Liebhaber, und eine bereits verhungerte Obstverkäuferin, um ihren schwarzen Galan nicht zu verlieren, als Primadonna auf dem Theater der vornehmen Welt auftreten. Noch bitterer ist es jedoch, daß selbst diese Beiden die Einzigen sind, die zu einem solchen Engagement haben vermocht werden können, und wenn ja einer oder der andere unter den Zuschauern mit dem miserabeln Zustande jenes eleganten Hauses, zu welchem nur feingekleidete Damen und Herren Zutritt erhalten, unbekannt seyn sollte, so fehlt es für diese eben so wenig an unterrichtenden Bemerkungen, als für den unterrichteten Theil der Zuschauer an einer Menge glücklicher Anspielungen. Zu leztern gehört vorzüglich die, daß Man-Fred und Anna Starkie und alle diejenigen, die durch den Bankerott der Unternehmer in Dürftigkeit und Elend gerathen sind, und deren Geister jezt das Haus durchwandeln, aus Leibeskräften, und doch vergebens, nach einem neuen Pächter schreien. Man-Fred, der Einzige, der unter diesen Larven athmet, ist natürlich der am meisten Geplagte. Er flieht und flieht, aber überall verfolgt, „findet nirgends seine Sohle Ruhe.“ Zum Tode müde, sinkt er endlich nieder; die Geister der Sänger und Sängerinnen, der Tänzer und Tänzerinnen, der Musiker und des Balletmeisters umringen ihn; er sieht ihre Verzweiflung, sein Herz wird weich, und um sie für Alles zu entschädigen, was sie im Theater der vornehmen Welt erduldet und gelitten, engagirt er sie auf eine große Zahl von Vorstellungen für das Strand-Theater, wo er ihnen stets ein volles Haus und glänzende Bezahlung zusichert.

Auflösung des Räthsels in Nr. 15:

Die Sonne.

Räthsel.

Herstellung des Manuscripts.

— — darf sich freuen der Schönheit aller Farben,
Wie sie der Tag belebte, wie sie am Abend starben;

— — lauscht reinen Tönen, die jubeln, flöten, singen,
Und aus der Nachtigallen und Menschen Kehlen dringen;

— — schlürft mit Wonne das Meer von feinen Düften,
Maiblumen und Violen entwandt von lauen Lüften;

— — mit der Zunge verschmäht nicht süße Kost,
Mit weißer Presse preßt er aus Obst sich süßen Most;

— — mag Seide, Sammet und frisches Leben fühlen;
Der Mund auf rothen Lippen der Sehnsucht Gluthen kühlen:

— — — wurde zu frohem, reichem Leben,
Genuß der ganzen Schöpfung großmüthig hingegeben.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 26. Januar 1835.

Ich will mehr Schiffer als die Nix' ersäufen,
Mehr Gaffer tödten als der Basilisk,
Und will den Redner gut wie Nestor spielen.

Shakespeare.
Richard III.

Ein Dichterthee bei Nero.

(Fortsetzung.)

Nero
(stürzt mit leidenschaftlicher Gebärde durch die Flügelthür).

Bin ich Tyrann? Ja wär' ich's nur! dann schliche,
So oft der Schlaf von meinem Auge wiche,
Doch ein Gespenst, ein böser Schatte
Wie eine aufgeschreckte Ratte
Von meinem Lager, und die Thüre knarrte
In ihrer Angel, daß die längsterharrte,
Sehnsüchtig angerufne Höll' ich wachen
Und mich beschützen säh' in meinen Sachen.
Doch bleibt sie aus; in diesem Hause schreit
Nichts als der Widerhall der Einsamkeit;
Ob endlich nicht die grause Stille schwände,
Wirft sich ein leeres Echo an die leeren Wände.
Dies Schweigen, diese Ruhe tödtet mich.
Komm, fürchterlichste Furie! doch sprich!
Sprich, daß dies heiße, überkochend Herz
Nicht ewig hört sich selber sieden,
Sprich, wie des Corybanten lärmend Erz,
Nur im Getümmel find' ich meinen Frieden.
Man nennt mich eine giftgeschwollne Kröte,
Man sagt, ich ließe Blut, wohin ich träte,
Der Erde Ströme wälzten rothe Wellen,
Seitdem es Gott gefiel, mich auf den Thron zu stellen.
Ich sehe nichts; wo sind die finstern Manen,
Die racheschnaubenden Gespenster,
Die mit dem blassen Mond mir säh'n in's Fenster,
Und mir doch ja durchkreuzten meine Bahnen?
Ich weiß nicht Ruhe: lebet, ruf' ich, lebt!
Wenn Euern Rumpf mein tödtend Wort begräbt.
Damit vom Leben mir ein Schatte doch geworden,
Wußt' ich kein ander Mittel, als zu morden.

Chor der Dichter (tremulando).

O allseitiger,
Objektivster,
Unvermeidlicher
Musenpriester!

Nero.

Was gibt es wieder da für Greul?
Ich glaube gar ein Menschenknäul
Liegt auf dem Boden hingekauert;
Auch sie sind still; sie schweigen — wie mich schauert!

Chor der Dichter.

Wir sind ja die wohlbekannten
Parnaßtrabanten,
Der Lyra angestellte Kammermusikanten,

O wollest in Frühlingsliedern
Du süß erwidern
Den Gruß, dir dargebracht von treuen Musenbrüdern!

Nero.

Ihr seyd's? O stehet auf, nehmt meinen Gruß!
Bringt Ihr von draußen Euern Liederkuß?
Wie singt die Nachtigall? Was spricht der Hain?
Belauschtet Ihr die Myrt' im Mondenschein?
Wie ist's? Wie waltet die Natur?
Ist sie noch stets der Liebe Spur?
O daß ich Euch jezt sehe! Ja es flattern
Aus meiner Seele Gattern
Gedanken, frei von Kerkerduft,
Hinaus in sonnenhelle Frühlingsluft.
Wie schlagen diese Pulse, diese Flügel,
Die mich empor zum Himmel tragen!
O tretet her; nehmt an, dies sey ein Hügel,
Ein Hügel, wo wir oft im Grase lagen.
Umringt mich; lüftet Eure Brust,
Laßt Eure Locken wehn dem Wind zur Lust.
Im traulichen Vereine,
Wie einst im düstern
Akazienhaine,
Laßt uns flüstern
Von der Natur, von jedem reinen Triebe,
Von Unschuld, Freundschaft und von Liebe!

Erster Bote (tritt auf).

Die Sklaven weigern sich,
Pisonis Frevel zu bekennen.

Nero.

Und deßhalb fragt Ihr mich?
Laßt ihnen die Gelenke trennen
Durch die Tortur, die Sohlen blutig brennen!
Was fragt Ihr mich! (Bote ab.)

(Zu den Dichtern gewendet.)

So ging ich jüngst mit zwei Gesellen,
Um Lerchen auf dem Felde nachzustellen.
Wir standen hoch in einem Weingehege
Und sah'n in's Thal, in das Gekrümm der Wege.
Wie war so schön, was wir nun sahen!
Der grüne Hügel; rings umfahen
Von üppigen Terrassen, fern ein Bach,
Der in ein Wäldchen schlürfte allgemach.
Wie das so geht: ein Jeder suchte Worte,
Um eben auszudrücken, was am Orte
Ihn so gefesselt hielt. Der Eine sprach:
Spür' ich dem Grund des Zaubers nach,
So möchte wohl das bunte Farbenspiel,
Wie Eines schattig sich in's Andre malt,
Und jedes doch im eignen Lichte strahlt,
Hier seyn der Schönheit erstes Anfangsziel.
Der Zweite schüttelte das Haupt
Und sprach: Wenn Ihr erlaubt,
So liegt der Zauber wohl in dieser Linie,
Die Ihr z. B. jezt hier von der Pinie
Hinunter zieht, am Boden dicht gehalten,
Soweit das Auge nur mag walten.
Da findet Ihr Erhöhung und Vertiefung,
Ausbreitung, Dickung und Verschiefung.
Der mathematische Calcül, ihr Herrn,
Ist mein Compaß und Schönheitsleitestern.
Ich aber schwieg erst; denn ich wußte,
Daß Alles in der Welt nur todte Kruste,
Wenn innen nicht ein weicher Kern.
Das Echo der Natur bleibt Jedem fern,
Deß Seelenspiel nicht zart gesaitet ist.
Das Herz nur ist es, das das Schöne mißt,
Und so sprach ich, damit ich stumm nicht bliebe,
Denn nur dies Eine Wort: Wie schön ist doch die Liebe!

(Die Fortsetzung folgt.)

Betrachtungen aus der allgemeinen Naturgeschichte.

Eine der interessantesten und fruchtbarsten Betrachtungen der allgemeinen Naturgeschichte betrifft den innigen Zusammenhang, der zwischen den Gesetzen der sogenannten unorganischen Welt, zwischen den astronomischen und meteorologischen Elementen der Erde und den Gesetzen herrscht, welche die Welt der Lebendigen, welche Pflanzen und Thiere regieren. Jene Gesetze sind ihrer Natur nach unter einander sehr ungleich: manche sind periodisch; die Kraft nimmt in bestimmten, sich beständig wiederholenden Zeiträumen ab und zu; dies ist der Fall mit der Wärme an der Erdoberfläche, welche einem Cyklus von einem Jahre folgt, mit dem Licht, das im Zeitraum eines Tages eine Periode beschreibt. Andere dagegen sind constanter, unveränderlicher Natur, wie die Schwere der Erde, welche am selben Punkte sich immer gleich bleibt. Nun sehen wir überall, daß diejenigen Eigenschaften der Pflanzen und Thiere, welche sich auf jene periodischen Naturkräfte beziehen, gleichfalls Perioden beschreiben, während andere, mit den stetig wirkenden Erdkräften verbunden, sich ebenfalls jederzeit gleich bleiben. Und dies gilt nicht etwa nur im Allgemeinen, sondern die, unsern Begriffen nach beiderseits willkührlichen Größen der Perioden und Kräfte treffen auf's Genaueste zusammen. Die, nach gleichen Zeitabschnitten wiederkehrenden Verrichtungen im Haushalt der Pflanzen und Thiere, welche sich auf den Wechsel

von Hitze und Kälte und auf den von Licht und Finsterniß beziehen, fallen genau, jene mit dem Jahr, diese mit dem Tag zusammen, und bei den stetigen Kräften ist beiderseits dieselbe Uebereinstimmung zu bemerken. — Wenn das bewundernswürdige Gleichgewicht, in welchem Kräfte stehen, die unserem Verstand so verschiedenartig erscheinen, wenn die Sicherheit, mit der das ganze Räderwerk der Natur berechnet ist, uns von einer mächtigen, überall herrschenden Intelligenz überzeugen, so ist wohl die Frage sehr müßig, was in den Gedanken des Schöpfers dem andern vorausging, ob die Gesetze der für uns todten Natur nach den vorhergesehenen Bedürfnissen der Lebendigen zugerichtet, oder aber die Verfassung der belebten Welt den schon bestehenden Naturgesetzen angepaßt wurde.

Wir betrachten in den folgenden Abschnitten das Verhältniß der Organismen, besonders der Gewächse, zu den Perioden des Jahrs und des Tages, und zu der eigenthümlichen Schwere der Erde.

* * *

Vom Verhältniss der organischen Welt zum astronomischen Jahr.

Das Jahr bildet den wichtigsten und augenfälligsten Cyklus im Leben der organischen Wesen, namentlich der Pflanzen. In diesem Zeitabschnitt schließt sich der Kreis der meisten auf die Gewächse wirkenden äußern Einflüsse ab, und in ihren Lebensäußerungen bemerken wir eine Reihefolge von Erscheinungen, welche jenen äußern Ursachen genau entsprechen. Nach unsern Begriffen hätten beide Perioden länger oder kürzer seyn können, nun aber haben beide ein bestimmtes Maaß, und beide dasselbe. Das vegetabilische Uhrwerk ist so eingerichtet, daß es gerade in einem Jahr abläuft.

Die Länge der Jahreszeiten wird durch die Zeit bestimmt, welche die Erde zu einer Umwälzung um die Sonne braucht, und leicht können wir uns das Sonnensystem so eingerichtet denken, daß das Jahr länger oder kürzer wäre, als es ist. Wir können uns denken, die Erde bewege sich in größerer oder geringerer Entfernung um die Sonne, ohne daß sich die übrigen Kräfte im Geringsten änderten. Wäre die Erde dem Mittelpunkt des Systems etwa um ein Achttheil ihres Abstands näher gerückt, so verkürzte sich das Jahr um einen Monat, und andernseits würde es um einen Monat länger, setzte man die Erde um das Achttheil weiter hinaus. Die Erde könnte sich so gut 84 oder 108 Millionen von der Sonne bewegen, als 96 Millionen, wie jezt; sie könnte sich mit ihrem lebendigen Ueberzug an der Stelle des Mars oder der Venus befinden und eine Bahn beschreiben gleich der dieser ihrer Nachbarn; im ersten Fall würde unser Jahr drei-und-zwanzig, im leztern sieben unserer jetzigen Monate lang. Oder wir können uns auch bei der jetzigen Entfernung die Größe oder die Dichtigkeit des Centralkörpers, der Sonne, in irgend einem Verhältniß größer oder kleiner denken, und damit wird die Umwälzungszeit der Erde im selben Grade größer oder kleiner, weil eine Vergrößerung der Anziehungskraft im Centrum nur durch raschere Bewegung des angezogenen Körpers, also durch eine kürzere Umlaufsperiode ausgeglichen wird, und umgekehrt. In allen diesen Fällen müßte die Dauer des Erdjahrs sich verändern, und im leztern, ohne daß die Temperatur irgend eine Veränderung erlitte. Träte nun irgend ein solcher Fall ein, so geriethe die ganze Pflanzenwelt in die größte Unordnung, die Lebensverrichtungen der Gewächse kämen völlig aus dem Geleise, und das ganze Reich müßte rasch seinem Untergang entgegeneilen.

Daß dem so wäre, ist nach tausendfältiger Beobachtung augenfällig. Wären Sommer und Herbst bedeutend kürzer, so kämen z. B. die Früchte unserer Bäume nicht zur Reife; wären sie länger, so triebe der Baum neue Knospen, welche sofort der Winter zerstörte. Oder wäre das Jahr doppelt so lang als jezt, so würden ohne Zweifel die Früchte zum zweiten Mal nicht mehr reifen, unter Andern deßhalb, weil es an einer Zwischenzeit der Ruhe und Befestigung, welche der Winter vorstellt, gebräche. Auch unsere Waldbäume scheinen zu ihrem vollen Wachsthum alle unserer Jahreszeiten zu bedürfen, Frühling, Sommer und Herbst zur Entwicklung der Blätter und zur Bildung ihres eigenthümlichen Saftes, der sodann zur Holzfaser wird, den Winter aber, damit die so gebildete Substanz erhärten und erstarken könne.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Anfangs Januar.

Die Geschichte in der Poesie. · Selbstmord.

Einem Berichterstatter im Freimüthigen zufolge hat der große Kurfürst lezte Neujahrsnacht auf der langen Brücke ein „curioses Gesicht" gemacht und den Finger an den Mund gelegt. Was er damit sagen wollen, daß er nichts gesagt, hat dem Berichterstatter nicht gefallen, mitzutheilen. Gewiß ist nur das, daß der eherne Ritter nicht geritten ist. Es war ihm vielleicht zu schlechtes Wetter, und er denkt so wenig an Politik, als wir. Möglich, ja wahrscheinlich, daß er nie einen Ritt unternommen hätte, wenn man immer so gedacht hätte, wie jezt. Es gibt nämlich Leute, die es höchst unanständig finden, daß man den todten und in Ehren ruhenden Stammherrn des erlauchten Königshauses dazu braucht, sich um die Dinge zu kümmern, wie sie sind. Diese nämlichen respektvoll Gesinnten möchten in ihrer frommen

Todtenverehrung alle historischen Personen, die wirklich einmal gelebt, der Bühne und der Dichtkunst einräumen. Nur die Heiden wollen sie uns lassen, die doch einmal verloren sind, und die Halbchristen, die so in Nibelungennebel schweben. Da das Publikum aber die Heiden nicht liebt, und gegen die Wenigen, die Einige lieben könnten, Bedenken anderer Art obwalten, so sieht es mit den historischen Dichtungen in der Wirklichkeit schlimm aus. Raupach hat daher auch die Dramatisirung der deutschen Reichsgeschichte mit dem Schluß der Hohenstaufen eingestellt. Bis daß wir aus der Brandenburgischen Vorzeit dramatisirte Bilder auf den Brettern sehen werden, wird noch mancher Zimmermann und Leineweber, die jezt allein die aktuelle Bühne aufbauen, das Zeitliche gesegnen.

Das alte Jahr endete mit einem recht tragischen Vorfall. Er gehört, was die That und die betreffenden Personen anlangt, nicht so ganz in die bürgerlichen Familienkreise, und hat zu viel Aufsehen erregt, als daß nicht in den auswärtigen Blättern davon gesprochen werden dürfte. Um deßhalb fürchte ich nicht in den Verdacht der Klatscherei zu gerathen, wenn ich davon Notiz nehme, besonders da es an entstellenden Berichten nicht fehlen wird. Wiewohl die Zeitungsanzeige von einem Herzkrampf redet, unterliegt es doch keinem Zweifel, daß die 26jährige, blühende, geistvolle Gattin eines hiesigen jungen lyrischen Dichters sich durch einen Stich in's Herz selbst das Leben genommen hat. Das Werkzeug, der Dolch, befindet sich in den über den Selbstmord geführten Akten des Kammergerichts. Sie benuzte die Zeit, während der Mann im Konzert war, in daß sie ihn angetrieben zu gehen, zu der unseligen That, welche mit einer seltenen Besonnenheit ausgeführt wurde. Nachdem sie das Dienstmädchen fortgeschickt, wusch sie sich von Kopf bis zu Fuß, kleidete sich rein und weiß, legte sich auf das Bett, und mit einem anatomisch studirten Stoß bohrte sie den Dolch von unterhalb des Herzens hinauf in dessen Mitte. Ihr Schmerz kann nur von der kürzesten Dauer gewesen seyn. Auf ein tiefes Todesstöhnen, welches die Nachbarn hörten, erbrach man die Thüre und fand sie in dem oben beschriebenen Zustande auf dem Bette liegend. Erst als der Arzt kam, entdeckte man, daß es keine Kranke, sondern eine Todte war. Der Dolch, wenig blutig, lag im Bette. Ihre Wunde hielt die Todte mit der Hand und einem weißen Tuche zugedrückt, und so krampfhaft fest, daß selbst dies Tuch wenig Blutspuren enthielt. Es konnte nicht an vielfachen, entstellenden Gerüchten über die Motive der unseligen That fehlen, und die immer rührige Gemeinheit, wo Außerordentliches geschieht, that denn auch hier das Ihrige, um aus dem Schein ein Seyn zu machen. Da die jungen Ehegatten fünf Jahre in der anscheinend glücklichsten Ehe gelebt, so wurde daraus ein Bündniß des Unfriedens und beständiger Zwietracht, dem nur vor den Augen der Welt ein Mantel von entgegengesezter Farbe umgehängt worden. Und als die Frau ihn nicht mehr zu tragen vermocht, habe sie in derselben Art, wie es bei Kaspar Hauser vermuthet wird, ihr Gewissen beruhigt, indem sie ihn auf gewaltsame Art zerriß. Zu Tage liegt nur so viel, daß beide Gatten, welche die innigste Liebe verbunden, in einer dauernden Selbsttäuschung, oder, wenn man will, Betrug gelebt. Beide excentrisch, von dem Glück träumend, das in der reinen Liebe und dem Geweihtseyn durch die höchsten Ideen der Kunst und Poesie ruhe, glaubten in ihrem kühnen Fluge Herren zu werden der irdischen Wirklichkeit mit ihren jämmerlichen Anforderungen. Es blieb eine kinderlose Ehe; die Verbindung zwischen der Idee und dem Leben fehlte.

(Die Fortsezung folgt.)

Paris, Januar.

(Beschluß.)

Juliens Lobrede auf Lafayette.

J. Janin ist eben nicht wegen seines Liberalismus berühmt. Gehört er zu einer politischen Partei, so ist es vielmehr die legitimistische, obschon er auch für diese nur einige wenige Aufsäze geschrieben hat. Dennoch äußerte er in seiner Vorlesung manche sehr liberale Gesinnung. Er gehört zu den jungen Männern, die mitten unter diesen Gesinnungen aufgewachsen sind, sich der Preßfreiheit bedient, um ihre ersten Empfindungen laut werden zu lassen, die Vortheile dieser Freiheit schäzen gelernt haben, und daher unmöglich wieder Geschmack für die ehemalige Knechtschaft der Presse gewinnen können. Einige Tage nach dieser Vorlesung ward eine andere in demselben Athenäum angekündigt. Julien, vormaliger Herausgeber der Revue encyclopédique, wollte nämlich eine Lobrede auf Lafayette halten. Diese habe ich mit angehört; es war nicht sehr voll, und der größte Theil des Auditoriums bestand aus Abonnenten des Athenäums, meistens bejahrten Leuten, welche in diesem Institute ihren Abend zuzubringen pflegen. Julien hatte eine schwierige Aufgabe übernommen; denn Lafayette's Name ist so innig mit den Begebenheiten der Julirevolution und der lezten Jahre verflochten, daß man seinen Einfluß darauf nicht wohl auseinandersezen kann, ohne eine Menge von Verhältnissen zu berühren, über welche die Urtheile noch sehr verschieden sind; denn gerade wegen der Verschiedenheit der Ansichten über die Bedeutung jener Revolution ist die Oppositionspartei, oder sind die verschiedenen Oppositionsparteien mit dem jezigen Ministerium im Zwiespalt. Der Lobredner ging daher auch schnell über die leztere Zeit weg, nachdem er sich länger bei einer frühern aufgehalten hatte, nämlich bei der Theilnahme Lafayette's am Freiheitskampfe in Amerika, bei seiner wichtigen Rolle während der Revolution, bei seinen Leiden im Kerker zu Olmüz, die man erst hat recht ermessen können, wie Julien sagte, seitdem Silvio Pellico die seinigen beschrieben hat, bei seinem Widerstande gegen Napoleons Alleinherrschaft, bei seiner Thätigkeit in der Deputirtenkammer seit der Rückkehr der Bourbonen, bei seiner glorreichen Reise durch die vereinigten Staaten Nordamerika's, eine Reise, oder vielmehr eine beständige Jubelfeier, wie sie vielleicht nie einem Privatmanne zu Theil geworden. Julien sprach über anderthalb Stunden, seine Rede war eben kein Meisterstück der Beredsamkeit, enthielt aber doch manches Gute und Wahre. Obschon er sich im Allgemeinen hütete, seine Gesinnungen allzusehr zu äußern, so herrschte doch ein unabhängiger, sehr liberaler Ton in derselben, der den ältern Abonnenten des Athenäums zu mißfallen schien; denn ich hörte beim Herausgehen Einige sagen, der Lobredner sey doch allzusehr Bousingot. Dies ist ein seit der Julirevolution in Gebrauch gekommener Ausdruck oder Spottname, um zunächst diejenigen Leute, welche sich durch Kleidung, Sprache und Gesinnung als Republikaner, und dann auch alle diejenigen zu bezeichnen, die den Liberalismus weit treiben. Dieser Ausdruck hat daher auch in dem eben erschienenen 7ten Bande der Encyclopédie des gens du monde einen Aufsaz erhalten, worin die Bousingots als durch ihren kleinen, mit Wachstuch überzogenen Matrosenhut, ihre rothe, nachlässig geknüpfte Halsbinde und ihren ganz kurzen Ueberrock kenntlich bezeichnet werden.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 23.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 27. Januar 1835.

Nero. — Des Lebens wahrer Inhalt ist für mich,
Was Wollust bringt. Das menschliche Geschlecht
Stirbt nimmermehr, stets jugendlich erneut
Durch süße Lieb', die wilde Bestien zähmt.
Der Gott soll mir die Hochzeitfackel tragen.

Seneca.
Octavia. Act: 2.

Ein Dichterthee bei Nero.

(Fortsetzung.)

Zweiter Bote.

Der alte Lateranus stottert
So eben seine Schuld heraus.

Nero.

So laßt ihn, wie das Gelb' im Eie dottert,
Bald auf, bald ab, so hin und her,
Nicht ganz, nicht halb, mit Dolch und Speer
Auskosten, was des Todes Graus,
So daß als Ordensband und Glanzgeschmeide
Er ziehe um die Brust sein Eingeweide!

(Bote ab. Nero spricht diese Intermezzi wie im Traume. Die Dichter erblassen und weichen zurück. Er aber fährt unbefangen und mit naivem Accent in seinen Phantasien fort:)

Meine besten Verse schried ich in einen Band
Von Pergament mit goldnem Schnitt und Rand,
Und bin, ein Dichter von der Zehe bis zum Scheitel,
Auch wie ein Dichter auf meine Verse eitel.
Nun hat zwar Amarillys noch bis jetzt
Sich nur an Legenden und Priestersagen ergözt.
Doch wagt' ich's einmal, jenes Heft
Ihr anzuvertraun zum Lesegeschäft.
Sie sollte sehn, wie ich sie schon verstand,
Da mir ihr Anblick war unbekannt.
Noch waren zwar nur schüchtern unsre Blicke,
Die Hand, die ich ergriff, zog sie zurücke:
Sie wich mir aus, gewohnt, zu siegen,
Vermied sie, meiner Werbung zu erliegen.
Nun las sie das Buch: ich hatt' es wieder,
Durchflog die jezt erst ausgesprochnen Lieder,
Und fand, gleichsam als Lesezeichen,
Im Pergament von ihren vollen Locken
Einen einzigen dünnen Seidenflocken.
Da mußte mich die Hoffnung schnell erreichen:
Hab' ich dich erst an einem Haar,
Gehörst du mir bald ganz und gar.

Dritter Bote.

So hat auch Lucrius sich nun erklärt,
Und zugestanden, daß im Lager der Legionen
Noch viele seiner Mitverschwornen wohnen.

Nero.

Nun denn, so soll der Griff am Schwert,
Womit getrennt wird jezt sein Rumpf,
Sich oben statt des Kopfes zeigen im Triumph,
Daß jeder seiner Gunst schon eingepfarrte
Soldat erblicke der Verschwörungen Standarte.

(Die Dichter fliehen immer weiter zurück, ohne daß es Nero merkt.)

Ja, das ewige Lied der Liebe! Diese Wunden,
Der Welt so tief geschlagen, daß
Noch nach Jahrtausenden sie nicht gesunden,
Und Lieb' noch jedes Auge feuchtet naß!
Die Lieb' ist unergründlich wie ein Schatz im Meer.
Wer auch der Liebe größter Meister wär',
Kann oftmals das nicht wissen, was zu wissen,
Man eben wieder Schüler wird werden müssen.
O selig, wem der Liebe Sonnenstrahl
Sich mit dem ersten Brand in's Herze stahl,
Wer bei dem ersten klar empfundnen Worte
Sich angekommen fühlte an der Pforte
Von einem Paradies, wo Liebe Leben
Und Leben Most ist von der Liebe Reben!
Der Jungfrau Reiz liegt in dem Ueberraschen,
Wie Alles anders endet, als sie es begann;
Wie eine bunte Wolke, die naiv zu haschen
Sie dacht', ihr unbewußt — in Scham zerrann;
Wie sie oft überfällt ein plötzlich Sinnen,
Will sie ein altgewohntes Spiel beginnen,
In das kaum eine einzige traumerschreckte Nacht
Doch plötzlich einen ernsten Sinn gebracht!
Und selig jener Knabe, der am Bande
Der ersten Lieb' ein Mädchen zieht,
Das an des frischen Lebensbechers Rande
Nur allerwärts sein Bild sich spiegeln sieht!
Daß sie nicht weiß, ward ihr die Welt bewußt,
Durch den, der ruht an ihrer Brust,
Ward, dieses ganze üppigvolle Leben
Recht zu versteh'n, durch ihn ihr erst gegeben?
Daß sie nicht weiß, wie alle diese Gaben,
Die sie doch selber nicht besaß,
Die sie aus seinen Blicken las,
Er nur von ihr erst will empfangen haben!
O gebt mir jene Welt zurück,
Dies bunte Spiel von Schöpfung und von Hoffen,
Das ich so reich an meines Mädchens Blick,
An ihr nur so unendlich angetroffen!

Vierter Bote.

Jezt ist's gewiß, auch Euer Lehrer,
Der alte Seneca, war ein Verschwörer.

Nero.

Wer ist hier dieser ewige Ruhestörer?
Schickt diesem afterweisen Geistbethörer
Ein Messer in das Haus, er soll sich setzen
Als Negation in eine Badewanne
Vom Holze einer guten jungen Tanne,
Und sich die Adern selber dann zerfetzen!
(Schon steht Nero ganz allein. Die Dichter sind, ohne daß er es merkt, fern von ihm schüchtern zusammengetreten.)
Was ich befürcht', ist nur der eine Schmerz,
Daß alles in der Welt, nicht grabeswärts,
Nein! zu des Greisen müdem Tritte schreitet;
Daß diese Brust, von Liebe noch erweitet,
Sich einst nicht schmücken soll mit frischen Rosen
Und Pfändern, die wir jezt im Spiel verloosen.
Wenn auch ein frisches Mädchen meine Tochter ist,
Die sich mit Kinderliebe an mich schmiegt:
Wer ist es, den sie küssend in mir küßt?
Der sie erzeugte? oder der ihr Herz besiegt?
Mit meinem grauen Haar zu spielen,
Versagt ihr der, der geizig auf der Liebe Zoll,
Nur will, daß sie in seinem wühlen,
An ihm die Kunst zu küssen lernen soll.
Wie könnt' ich eine Scene tragen,
Wie ich sie jüngst erlebt! Es war in Tagen,
Wo von dem Winterherde Alles flieht,
Und hinaus vor's Thor in's Freie zieht,
Wo sich beim neuen Frühlingssonnenbroden
Die Schöpfung regt im lockern Boden.
Da sah ich an der Krücke einen Greis,
Hinfällig, lächelnd, leis
Sich lehnen an ein todtes Postament.
Rings um ihn her, da tobt und rennt
Ein muntrer Schwarm von jugendstrahlenden Knaben.
Und wie sie hin und her sich jagen, haben
Sie dicht am Greise
Gezogen ihres Spieles regellose Kreise.
Da greift ein kecker Bursch die Krücke,
Und nimmt, als ritt' er seinem Glücke
Entgegen, sie als Steckenpferd —
Ein fahler Knochen hier ein Schwert!
Ein Wundeneinband hier der Hoffnung Schleife!
Ein Jugendkuß auf Kirchhofreife!
Ein Widerspruch, daß an den todten Steinen
Der Greis die Stirn verdeckt' und mußte weinen!
Wie trüg' ich dies? O ewige Mächte,
Daß ein Entzücken mir den Tod einst brächte,
Daß ich, indeß ich Liebe würbe,
Noch in dem Arm der Liebe stürbe!
Das Haupt umkränzt, im lachenden Genießen,
Bei Küssen, die mein brechend Auge schließen!

(Der Beschluß folgt.)

Vom Verhältniſs der organischen Welt zum astronomischen Jahr.

(Beschluß.)

Bei den meisten Gewächsen ist jede Periode des Jahrs mit einer bestimmten Lebensäußerung bezeichnet. In zwei Jahreszeiten steigt im Allgemeinen der Saft

in ungewöhnlicher Fülle auf, im Frühling und Herbst, am stärksten in jenem. Das Entwickeln der Blätter und das Erschließen der Blüthen hält sich bei einer und derselben Pflanze an so feste Zeitpunkte, daß sich daran unschwer die Jahreszeit abnehmen läßt, und eine gewählte Reihe botanischer Phänomene bildet auf diese Weise einen sogenannten Kalender der Flora. Blätter treibt das Geisblatt bereits im Januar, Stachelbeere, Johannisbeere und Hollunder zu Ende Februars oder Anfang März, Weide, Ulme und Linde im April, Eiche und Esche, die immer die spätesten Bäume sind, Anfangs oder in der Mitte Mais. Ebenso ist es mit den Blüthen: der Seidelbast und das Schneeglöckchen blühen im Februar, die Primel im März, die Aurikel im April, die große Masse der Pflanzen im Mai und Juni, viele im Juli, August, September, manche im Oktober, wie der Wiesensafran, und einige erst mit Eintritt des Winters, wie der wilde Lorbeer und der Erdbeerbaum.

Die genannten und andern Stufen in der Entwicklung der Gewächse treten also ganz oder fast ganz genau nach Intervallen von je zwölf Monaten ein. Allerdings ist dies zum Theil Folge äußerer, auf die Pflanzen wirkender Einflüsse, namentlich der Wärme, und der Wiederkehr derselben in ihren höchsten Graden. Daher beobachtet man in der Zeit des Eintritts der verschiedenen Phänomene des Pflanzenlebens leichte Abweichungen, je nachdem die Jahreszeiten ungewöhnlich früh oder spät eintreten, oder der Jahrgang überhaupt gut oder schlecht ist. Die Gärtner verstehen es, die Entwicklung einer Pflanze bis auf einen gewissen Grad zu beschleunigen oder zu verzögern. Aber eine Menge Thatsachen beweisen, daß diese Wiederkehr derselben Erscheinungen zu derselben Zeit keineswegs bloß von äußern Einwirkungen herrührt, sondern mit dem innern Bau der Gewächse selbst zusammenhängt. Die Alpenpflanzen warten nicht auf den Reiz der Sonnenwärme; in ihnen ist ein solcher Trieb, daß sie noch mitten im Schnee ihre Blüthen entfalten. Noch auffallender zeigt sich dies bei Verpflanzung von Gewächsen aus einer Hemisphäre in die andere. Bringen wir unsere Fruchtbäume in die gemäßigten Landstriche südlich vom Aequator, so blühen sie noch mehrere Jahre in der unserem Frühling entsprechenden Jahreszeit; umgekehrt ist es mit südlichen Bäumen bei uns; Gewächse vom Cap oder aus Australien, Länder, deren Sommer in unsern Winter fällt, entfalten bei uns ihre Blüthen in der kältesten Jahrezeit. — Die größten Botaniker sind dieser Ansicht, daß die Periodicität ein den Gewächsen eingebornes Element sey; so sagt Decandolle, nachdem man alle meteorologischen Einflüsse, welche die Blüthezeit eines Gewächses bestimmen, abgewogen, bleibe immer noch die eigenthümliche Natur jeder Spezies in Rechnung zu nehmen.

Wir haben gesehen, daß der Lebenscyklus der Pflanze gerade ein Jahr füllt, und so muß denn ihre ganze Organisation auf die Länge dieser Periode berechnet seyn. Wärme und Licht, die verschiedenen Arten des Bodens, die verschiedenen Grade der Feuchtigkeit vermögen in gewissem Grade die Abschnitte dieser Periode zu verrücken, sie zu beschleunigen oder zu verzögern; hört aber der ungewöhnliche Einfluß, der Zwang auf, alsbald tritt der natürliche Zeitlauf wieder ein. Die genannten Reize sind keineswegs Ursachen der Periodicität, sie erzeugen nicht die verschiedenen Lebensthätigkeiten der Pflanze, sie können nimmermehr den Wiedereintritt derselben zu bestimmten Zeiten bewirken, und was sie am Cyklus der Vegetation zu ändern vermögen, ist in sehr enge Grenzen eingeschlossen. Das Aufsteigen des Saftes, die Bildung der dem Gewächs eigenthümlichen Flüssigkeiten, das Treiben der Blätter, das Aufgehen der Blüthen, die Befruchtung, das Reifen des Samens, das Ausstreuen desselben — alle diese Verrichtungen brauchen jede eine bestimmte Zeit und lassen sich zusammen in keine kürzere Periode als ein Jahr drängen, oder wenigstens nicht merklich abkürzen. Wäre andernseits der Winter bedeutend länger als jezt, so gingen viele Samen im wiederkehrenden Frühling nicht auf; denn Samen, welche zu lange gelegen haben, müssen durch ungewöhnliche Reizmittel zum Aufgehen gebracht werden. Erlitten somit die Jahreszeiten in ihrer Dauer eine wesentliche Veränderung, so müßten die Lebensprozesse der Pflanzen gestört, völlig verwirrt werden. Was würde aus unserm Blumenkalender, verlängerte oder verkürzte sich das Jahr um mehrere Monate? Nicht nur Verwirrung wäre die Folge, sondern, wenn es andauerte, unvermeidlich der Untergang des ganzen Reiches der Gewächse.

So aber, wie jezt die Sachen auf Erden stehen, sind die Umwälzung um die Sonne und der Ablauf der Lebensäußerungen der allermeisten Pflanzen der Zeit nach vollkommen gleich, sie sind auf einander berechnet, und so stehen denn zwei für unsern Blick so verschiedenartige Elemente des Universums, die Dimensionen des Sonnensystems und die der Pflanze eingebornen Kräfte, im genauesten Zusammenhang, in einem Verhältniß, das so augenfällig ist, als das der künstlichen Uhr zur Sonnenuhr. Vergleicht Jemand den Gang der Pendeluhr mit dem des Sonnenzeigers Tag für Tag und Stunde für Stunde, so muß er nothwendig die Ueberzeugung gewinnen, daß das Kunstwerk auf die Länge des Sonnentags berechnet ist. Wir haben viele tausend Pflanzenuhren von den mannichfaltigsten Formen, die sämmtlich nach dem Sonnenjahr gerichtet sind, und Absicht ist im einen Fall wohl so wenig zu verkennen, als [illegible] andern.

Zu ganz ähnlichen Schlüssen führt die Betrachtung der innern Verfassung des Thierreichs. So nehmen bei den Vögeln die verschiedenen Geschäfte der Paarung, des Nestbaus, des Brütens, Aetzens u. s. w. jedes seine bestimmte Zeit im Jahre ein, und füllen nebst der Ruhezeit gerade die zwölf Monate. In demselben Bezug zu den Jahreszeiten und ihrer Dauer stehen bekanntlich die Verwandlungen der meisten Insekten. Doch es ist nicht unsere Absicht, hierüber in Details einzugehen; wir wollten nur zeigen, wie genau das große Gesetz der regelmäßigen Wiederkehr der Lebensfunktionen organischer Wesen mit den astronomischen Verhältnissen verknüpft ist, und daß die Cykeln in der Existenz von Pflanzen und Thieren nach den, für unsere Begriffe willkührlichen Elementen des Sonnensystems berechnet sind.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Anfangs Januar.

(Fortsetzung.)

Selbstmord. Langbein. Lützow.

Beide empfanden das Ungenügende ihres Daseyns. Wie sich diese Unzufriedenheit, von der jeder Sterbliche eine Portion in sich hat, geäußert, bleibt ungewiß. Aber in der Armen erwuchs die unseligste Idee, zu der eine verirrte Liebe sich steigern kann: sie wollte sterben für ihren Gatten. Ein hinterlassener Brief an ihn, in den zärtlichsten Ausdrücken geschrieben, haucht die ganze Verirrung, in der sie befangen war, glühend aus. Sie, gewiß dessen, daß sie selbst nie glücklich werde, sey doch überzeugt, daß er, als Mann und Dichter, es noch könne; aber das Leben müsse sich ihm wieder frei öffnen, die Schranken, die ihn hemmten, müßten fallen, und er sich frei darin „umtummeln;“ deßhalb bräche sie selbst die Fesseln und schiede von ihm in der Ueberzeugung, daß der ungeheure Schmerz, den sie ihm, dem Menschen, dadurch bereite, dem Dichter förderlich seyn und ihn vom Mißmuth über die tausend Jämmerlichkeiten, mit denen sein Geist bis da gekämpft, von Grund aus heilen werde. — Es geschieht in der Welt so viel Schlechtes aus gemeinem Sinne, und wir müssen es geschehen lassen, weil es so allgemein ist; warum sollen wir nicht mild auf eine entsetzliche Verirrung blicken, die ausnahmsweise aus einem so ungemeinen Sinne hervorging? Billigen die That, oder gar rühmen, wie einige junge Freunde des verzweifelnden Wittwers es im ersten Augenblick gethan haben sollen, wird kein Verständiger, und um deßhalb es auch dem Geistlichen nicht verdenken, der in Bezug auf jene Aeußerungen einige hart klingende Worte, die aber seine Pflicht waren, am Sarge sprach. Die Todte las in den lezten Tagen ihres Lebens nichts als die gesammelten Briefe der Frau von Varnhagen (Rahel), die auch noch aufgeschlagen auf ihrem Tische gefunden wurden. Es wird nicht an solchen fehlen, die nun in dem geistvollen Buche eine Apologie des Selbstmords finden und wünschen werden, daß man es verbiete. Nun haben sich seit Kurzem auch zwei andere junge Frauen aus dem gebildeten Stande das Leben genommen, ohne daß die selige Rahel deßhalb in Verdacht kam. — Wie ich eben höre, arbeiten Freunde des unglücklichen Gatten an der Herausgabe der Briefe der von ihm Geschiedenen. Das mag eine interessante Lektüre werden; wenn man aber nur nicht schön thut mit einer Verirrung, für die man nicht mehr thun kann, als den Mantel der Liebe und der Vergessenheit darüber breiten. Wir sind nicht Römer und sollen es nicht seyn.

Ein sanfter Tod hat am zweiten Tage dieses Jahres einen alten ehrenwerthen Dichter, einst der Liebling eines großen Theils des Publikums, Langbein, von dieser Welt abgerufen. Er wurde seiner Zeit gelesen, wie nur ein Modeschriftsteller; seine Bücher fanden weit mehr Käufer in jener ärmern Zeit, als jezt in der reichern die besten, und doch war sein Lebenslauf ein gedrückter und er starb arm. Er war keineswegs unproduktiv, auch kein Verschwender, hatte auch keine Kinder, die ihn viel kosteten, und starb doch arm. Ein trauriges Symbol deutschen Dichterlebens! Eine kleine Pension als Censor, ein Amt, dem er mit vieler Milde oblag, fristete seine lezten Jahre. In drei Jahren hätte er das achtzigste erreicht. Wie ich höre, werden seine gesammelten Schriften, in einem von ihm selbst bestimmten Auszuge, zum Besten der hinterbliebenen Wittwe erscheinen. Man erinnere sich, daß einst jeder Schulknabe wenigstens eines seiner Gedichte auswendig wußte.

Und da ich bei den Todten bin und meine Liste noch nicht zu Ende ist, gewahre ich mit Schreck, daß ich einen Namen übersah, der eigentlich voran gehörte. Aber unsere Zeit übersah ihn auch, und erst als er todt war und die Salve über seinem Grabe uns aufschreckte, erinnerten wir uns, daß er noch unter uns lebe; ein Mann, dessen Name einst herrlich klang in der großen Zeit der deutschen Aufregung, und den das Lied des Dichters noch länger bewahren wird, als die Geschichte. Es ist der General Lützow, dem seine Redlichkeit die Achtung derer, die ihn kannten, seine Bescheidenheit die Liebe Aller, mit denen er umging, und seine Tapferkeit die dankbare Anerkennung des Staates verschafft haben, dem aber Körners Lied: „das ist Lützows wilde verwegene Jagd!“ allein die Unsterblichkeit sichert. Es war ein stiller, ächt deutscher Charakter, ohne tiefere Bildung, aber mit der sinnigen Achtung für dieselbe, welche vielleicht mehr ehrt, als die Bildung selbst. Mit kindlicher Gutmüthigkeit verband er eine Tapferkeit und einen kühnen Geist, der an's Verwegene streifte, wo er glaubte, daß es galt. In der Zeit des Befreiungskrieges war er einer der Männer, deren es bedurfte, um die Gemüther aufzuregen, aber nicht der Mann, um große Unternehmungen zu leiten. Man schob ihn vor, wo es einen begeisterten Mann der That galt; aber dadurch über seine eigenen Fähigkeiten getäuscht, reichte er nicht aus, wo er allein stand. Seine Freunde scheinen darüber jezt einig, daß er das Feldherrntalent nicht besaß, um einem isolirten Korps vorzustehen. Männlich und würdig hat er sich aber immer, besonders auch im Unglück, als sein Freikorps überfallen und aufgerieben wurde, bewiesen. Bald darauf gefangen, wurde er schwer verwundet vor Napoleon geführt, der unmöglich gut auf ihn zu sprechen seyn konnte, doch aber, gewonnen durch die freie Art seines Benehmens, und wie er alle Aufklärungen über die alliirte Armee, um die der Kaiser ihn anging, verweigerte, ihn bald gnädig mit dem kaiserlichen: „qu'on la traite bien!“ entließ.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 24.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 28. Januar 1835.

— Ihr,
In England großgewachsen, zeigt uns hier
Die Kraft genoßner Nahrung; laßt uns schwören,
Ihr seyd der Pflege werth, was ich nicht zweifle.

Shakespeare.
Heinrich V.

Weihnachtsfreuden in London.

Unmittelbar vor und unmittelbar nach Weihnachten bietet London jedes Jahr zwei Eigenthümlichkeiten, welche von wenigen Eingebornen unbemerkt und ungesehen bleiben und allen Ausländern sich von selbst aufdrängen. Die erste nennt sich sehr prosaisch fettes Fleisch, die andere etwas poetischer Pantomime. Weil indessen auch dem Dichter das prosaische Fleisch des Lebens noth thut, so möge die Zusammenstellung freundlichst entschuldigt werden. In Paris klagen zu Weihnachten die jungen und alten Stutzer über die enormen Summen, welche die obligaten Geschenke ihnen aus den Taschen nehmen. Man berechnet den bloßen Aufwand für Bonbons zu fünf Millionen Franken. In London — wären sie nicht gebunden, die da bluten, ihr Geschrei würde das Wagengerassel übertäuben, ihre Fußtritte würden ein Menschengeschlecht zermalmen — die Tausende von Schöpsen und Ochsen, die das nahende Fest der Christen als Leichen begrüßen. Smithfield, der nie leere Viehmarkt für London, hat kurz vor Weihnachten nicht Raum für Londons Bedarf. Der Lord Mayor, der König der City, muß die Schranken öffnen und die anstoßenden Felder räumen lassen, damit sie einziehen, und wenn auch sich nicht bewegen, doch wenigstens stehen und liegen können, die ungezählten Hekatomben, welche das glänzende Gesicht des Schlächters mit Wohlgefallen und das eingesunkene Auge des Straßenkehrers mit Wehmuth betrachtet. Das Kolossale, dieses Charakterzeichen Englands, ist selbst den Schlachtopfern des menschlichen Gaumens aufgedrückt. Wo wäre sonst die Richtigkeit des Verhältnisses? — Eine kolossale Nationalschuld fordert kolossale Abgaben; eine kolossale Hauptstadt fordert kolossale Zufuhr, und wo die Rüben so kolossal wachsen, daß ohnlängst ein Freund der Agrikultur einen Kollegen mit einer Rübe beschenkte, die bei näherem Beschauen mit einem Hasen, einem Kaninchen und einem Rebhuhn ausgefüttert war, da muß es kolossale Ochsen geben, die kolossalen Rüben zu verzehren. Es sind also ungeschlachte, vierschrötige Massen, die Ochsen sowohl als die Schöpse, welche kurz vor Weihnachten in gesteigerter Zahl dem verhängnißvollen Smithfield zugetrieben werden, und ist ihnen dann einige Tage später das süße Leben abgezapft, hängen sie bald ganz, bald halb, bald in Vierteln vor und in den Läden der Schlächter, da stehen Tausende von Menschen, die Fußpfade versperrend, und begaffen das — fette Fleisch. Eigentlich sollte ich sagen, das fleischige Fett, denn es sind in der That vorzugsweise Fettklumpen, welche die allgemeine Aufmerksamkeit fesseln. Eine Gesellschaft von Landwirthen setzt jährlich Preise für das fetteste Schlachtvieh aus. Das reizt die Fütterer, das stopft die Gefütterten, und wer nicht den

Preis gewinnt, dem wird wenigstens die aufgewendete Mühe in blankem Gelde oder gutem Papier für die Zöglinge bezahlt, denn derselbe Ehrgeiz, der die Landwirthe beherrscht, beseelt auch die Schlächter. Beide sind stolz darauf, dem Publikum die stärksten Fettmassen zu liefern. Und wahrhaftig, es könnte manches hoffärtige Gemüth sich versucht fühlen, die gefallenen Opfer dieses Ehrgeizes zu beneiden. Nicht genug, daß Tausende in stiller und lauter Bewunderung sie umstehen, ausgeklebte, deutlich geschriebene Zettel geben Kunde von der Grafschaft, in welcher sie gelebt, und von der Pflege, die sie genossen. Mancher ehrenwerthe Baronet und mancher edle Lord findet hier seinen kriegerischen oder parlamentarischen Namen auf dem weißgewaschenen Rücken eines Ochsen, eines Schöpses, eines Schweins, und der Ruhm einer glänzenden Viehzucht ruft den bald vergessenen Ruhm seiner früheren Thaten dem Volke in's Gedächtniß. Der Respekt, der den Schlächter für die aristokratische Notabilität durchdringt, veranlaßt seine Feder, den Namen des vornehmen Herrn mit ungeheuren, und die vorangehende Meldung: „dieser Schöps, dieser Stier wurde gezogen und gemästet von“ mit ganz kleinen Buchstaben zu schreiben. Das hat die Wirkung, daß oft aus der Ferne der Zusammenhang des edlen Lords mit seinem Pfleglinge nicht gelesen werden kann, und daß daher diejenigen, die nicht wissen, was ein solcher Name auf einem solchen Rücken zu schaffen hat, je nach Maßgabe ihrer individuellen Gesinnungen, den Zettel bald belächeln, bald abreißen möchten. Zu letzteren gehörte ein deutscher Herr, ein Mann von Gewicht, mit welchem ich vor wenigen Tagen in Gesellschaft zusammentraf. Der schneidende Grimm, mit welchem er die zügellose Ungezogenheit der niedern englischen Volksklassen abhandelte, begründete in einem der Anwesenden die Vermuthung, irgend ein Lastträger möchte, unwissend, wen er vor sich habe, ihn auf den Fuß getreten haben. Allein die zur Frage gewordene Vermuthung erwies sich als ungegründet. „Nein, auf Ehre!“ rief der Landsmann, „im Gewühle von London kann und darf so was Niemand geniren, er sey, wer er wolle; aber es gibt doch wohl keinen stärkern Beweis einer, die Knute verdienenden Ungeschliffenheit, als was ich heute mit meinen eigenen Augen in Bond-Street gesehen. Wie ich diesen Nachmittag von Pall-Mall herauskomme, erblicke ich auf der linken Seite Haufen Volks vor einem Hause versammelt. Ich denke, es ist ein Unglück geschehen, und was war es? es ist kaum zu glauben. Vor einem Schlächterladen hingen drei abgestochene Schweine und eben so viele Schöpse, jeder mit einem Zettel beklebt. Ich sehe über die Menge weg und lese, auf Ehre! es ist zu arg, lese die Namen der edelsten Pairs von England, eines Lords u. s. w. Also das müssen solche Männer sich gefallen lassen, wahrscheinlich, weil der Herr Schlächter ein Radikaler ist. Auf Ehre! da könnte man wünschen —“ — „Daß die über dem Namen geschriebene Zeile Ihnen nicht entgangen wäre,“ fiel ein näherer Bekannter des alten Herrn ein, und die übrige Gesellschaft lachte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Dichterthee bei Nero.

(Beschluß.)

Fünfter Bote.

Jezt ist zum Spruche Alles reif;
Sie scheiterten an ihren Lügen,
Ihr Thun liegt in den lezten Zügen.

Nero.

Zum Tode Piso! todt sein ganzer Schweif!
Mord und Entsetzen über Alle,
Die sich verwickelten in seinem Falle!
Spült die Kloaken aus, eröffnet die Kanäle,
Daß es dem Blut an Durchzug nirgends fehle!
Ihr könnt die ganze Welt heut an die Tiber laden:
Die Sonne drückt, ich will in Blut und Schaum und
Lymphe baden!

(Bote ab. Die Dichter, den Sprung des Tigers erwartend, drücken sich an die Wände, vor Entsetzen bleicher als diese.)

Nero.

(Sinnend sich über die Stirn fahrend und das Haar wegscheitelnd.)

Was ist? Sprach ich vom Tode nicht?
Von meinem? von Blut? von Rosen?
Hört' ich die Parze nicht, die spricht?
Den Gott, deß Helm erklingt von Todesloosen?
Bin ich allein? Es ist als wenn dort ständen
Verblaßte Schatten an den blassen Wänden.
Ich fühl's, von meinen Sinnen
Will Nebel, der sie drückte, rinnen.
Ich kam hieher — so — nein so —
Ich seh hier Männer, die viel leeres Stroh
Gedroschen, aberwitzige Reime
Von Blumen, Käfern, Honigseime.
Die Furcht, die hier gewisse Kehlen packte,
Bracht' meine Phantasien aus dem Takte.
Ich fühlte wohl, wie was von Bosheit sich
Herum um meine abgelauschten Worte schlich;
Jezt bin ich wieder im Zusammenhang,
Und sehe, wie ich meinen Sang

Nicht besser kröne, daß auch nichts ihm fehle,
Als wenn ich Menschen, halb von Leib und Seele,
Die Objektives gern vermeiden,
Nun zwing', einmal recht objektiv zu leiden.
Man führ' sie ab, die tugendhaften Schelme,
Und zieh' aus einem schwarzen Todeshelme
Je fünf und fünf zu Charons Nachen
Ein Ueberfahrtsbillet; doch sollen sie wachen
Noch bis zum andern Morgen und verzweifelnd zählen,
Wen wohl des Hahnen Schrei als Fünften möchte wählen.

(Schleicht ab.)

(Die inzwischen eingedrungenen Soldaten führen die wehklagenden Dichter hinweg.)

Julius Vinder tritt auf.

Julius Vinder.

Ist denn kein Grund, mich zu verhehlen
In dieses Hauses dumpfen Sälen?
Warum sind meine Schritte frei?
Sagt denn mein Auge nicht, was an mir sey?
Ist diese Stirn so glatt gezogen?
Und meiner Augenbrauen Bogen,
So sanft, daß der Trabant
Die Hellebard nicht faßt mit stärkrer Hand,
Wenn er mich sieht durch diese Thore schreiten?
Wann sah die Welt so schwarze Zeiten,
Daß man sich schämt, nicht unglücklich zu seyn,
Und sich an die, die fallen, anzureihn!
Nun ist der Vater todt, der Freund erschlagen,
Ich sah, wie blutig Alle unterlagen,
Die mich bedeckt mit ihren Küssen —
Und mich — mich kann die Tyrannei nicht missen?
Mich schickt sie nicht zu ihrer Opfer Leichentroß?
So sträube deine Mähne, junges Roß,
Und bäume deine starken Glieder!
Die Seele hebt ein mächtiges Gefieder,
Der Augenblick ist da: ich lechz', auf den zu zielen,
Der Luft und Erde, Meer und Sonne mir entrissen.
So lebt denn wohl, ihr glatten Marmordielen,
Ihr Wände, Nero's blaß und übertüncht Gewissen,
Ihr Echo's, solcher Frevel stumm Vertraute,
Daß ihr erschreckt bei jedem lauten Laute!
Ich steig hinauf in Eis- und Alpenzonen,
Wo auf dem Schnee noch warme Herzen wohnen,
Und suche, wo in Deutschlands dunkeln Forsten
Der Legionen goldne Adler horsten.
Schon blinket wie ein Sonnenstrahl
Durch Wald und Finsterniß der Rache Stahl.
Rührt mich nicht an, werd' ich den Brüdern rufen,
Eh' nicht von eurer Rosse Hufen
Italien zerstampft, von meiner Hand
Zum Tod der Kaiser durchgerannt!
So lang von seines goldnen Hauses Brand
Sich noch am Himmel malt der lezte Feuerschein,
Bin ich von Aussatz, Schimpf und Pest nicht rein!
Und zu der Krieger Ruf, dem lebensfrischen,
Wird sich des Bären Stimme mischen.
Der Ur, der an Erdarmen im Vergleich
Mit dem gekrönten Thier ist überreich,
Wird seine wilden Hörner beugen,
Und uns von selbst das Opfer zeigen,
Das uns der Rückkehr Thor verriegle
Und bis zum Tode unsern Bund besiegle.
Die Fahne weht: ich seh' von Sonnenstrahlen
Sich rosig schon die Alpenzinken malen;
Fort in die Schlacht! Vor Roma werd' ich treten
Nicht anders, als mit racheschmetternden Drommeten!

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Januar.

Das Museum.

Das Morgenblatt, ein literarisches Handlungshaus mit alter, guter Firma, wird auch in Frankfurt respektirt. Nur Einen Vorwurf hat ihm seit längerer Zeit der Frankfurter zu machen, nämlich den, daß es ihm gar nichts mehr von der lieben eigenen Stadt erzählt. Diesen Vorwurf zu beseitigen, sezt sich jezt eine Feder in Bewegung.

Wenn der Winter die schönen Mainufer ihres grünenden und blühenden Schmuckes beraubt hat, so müssen wir in Zimmern und Sälen uns zu entschädigen suchen. Wir haben zwei Museen, eines für den Sommer und ein anderes für den Winter. Jenes ist das größte und beste. Es ruft den Naturfreund hinaus in die lustigen Auen, in den kühlen Wald, nach dem ragenden Taunus und auf die fröhlichen Kirchweihfeste; er lebt dort blühende Idyllen, humoristische Dramen und Vossische Tage auf dem Lande; er hat mit der Wahrheit zugleich die Dichtung, mit der Schönheit die Liebe und mit dem Ernste den Scherz. Die Frankfurter sind ein lebensfrohes Volk, und auch ein freies, wofern sie dem Ideale einer Platonischen oder Wirthschen Republik nicht zu sehr nachhängen. Geld ist der Hebel der Lust, und Geld hat man hier wenigstens eben so viel, als Geist. Von der Reichsstadt ist uns wenigstens der Reichthum übrig geblieben, wenn auch in Frankfurt nicht viel große Handlungen geschehen, so gibt es doch deren viele hier, und wenn auch nur Wenige sich mit metaphysischen Spekulationen beschäftigen, so doch deren Viele mit papiernen und Metalliques. Das Wintermuseum, von Dalberg gegründet, hat sich seit seiner Entstehung durch manche Wechselfälle durcharbeiten müssen und siegreich erhalten, obwohl gänzlich umgestaltet. Im Anfang und in den ersten Jahren war es ein eigentliches Museum, ein den Musen

geweihter Tempel, eine Pflegerin der Wissenschaft. Damals waltete noch ein ernster Geist in seinen Räumen, ward noch manche tüchtige Idee zur Sprache gebracht, manche Frage der Wissenschaft und wahren Kunst erörtert, manches Treffliche gepflegt; damals zählte es noch Mitglieder, wie Jean Paul, dessen hier vorgelesene Beiträge einen Theil seines Museums und der Herbstblumine füllen. Eines Tages kam ein Freund des schönen Geschlechts auf den galanten Einfall, eine von ihm verehrte Schöne doch auch einmal in das seither den Damen verschlossene Museum einzuführen. Man stemmte sich dagegen, sprach viel von Entweihung des Orts, von den Statuten, von der Unverträglichkeit philosophischer Abhandlungen und blonder Lockenköpfe, von den nachtheiligen Wirkungen der Schleier auf die Wahrheit, und von allerlei dergleichen. Zwei Parteien bildeten sich, die Rigoristen und die Galanten. Liebe und Galanterie siegten; man rüttelte an den Grundpfeilern der Konstitution und sezte an die Stellen der eingerissenen einige andere mit den Devisen: „Honneur aux Dames!“ „il faut s'amuser!“ u. dgl. Wer aber dem schönen Geschlechte einen Finger gibt, von dem verlangt es bald die ganze Hand; so ging es auch hier. Die Frauen-Emanzipation gab dem Musentempel bald eine ganz andere Bestimmung, und für das Museum begann eine neue Aera. Es verstummte die ernste Rede, und die Wissenschaft legte den Doktormantel ab. Man kam bald dahin überein, daß man sich amüsiren, nicht daß man sich belehren wolle. Musik ertönte, man sang Arien und Arietten, spielte Klavierkonzerte und Flötenduo's, und recitirte Sonette auf schöne Damenfüße. Dazwischen erschien manchmal ein ernstes Gelehrtengesicht und predigte von den Schornsteinen der Lacedämonier, und ward für sehr langweilig verschrien. Im englischen Hofe, dem frühern Sizungslokale, begann diese Metamorphose, und gelangte endlich zu ihrer Reife im rothen Hause, in welches das Museum übersiedelte. Seit zwei Wintern lebt es nun im Weidenbusche, und ist aus einem Museum eine musikalisch-deklamatorische Abendunterhaltung geworden, deren gegenwärtigen Zustand wir in dieser Beziehung einen blühenden nennen können. Da die Konzerte eine langweilige Erfindung geworden und von der Oper gänzlich unterdrückt worden sind, so müssen die Virtuosen, wenn sie anders noch gehört werden wollen, sich an unser Museum wenden, dessen Konzertleistungen noch einigen Kredit haben; auch Deklamatoren bedürfen dieser Sanktion. Diese musikalisch-deklamatorischen Abendunterhaltungen nun finden sehr zahlreichen Besuch und sind in der Mode. Beethovens und Haydns herrliche Symphonien werden zur Aufführung gebracht; mancher tüchtige Virtuose läßt sich hören, manches werthvolle Gedicht wird gut vorgelesen; mitunter schleicht sich auch ein ernstes Wort ein, das jedoch unbeachtet bleibt. Gemälde-Ausstellungen aller Art ziehen die Aufmerksamkeit des Kunstfreundes an. Wenn man nun bei der Beurtheilung des gegenwärtigen Zustandes unsers Museums auch den Maßstab strengerer Anforderungen nicht anlegen und von wissenschaftlichen Bestrebungen nicht reden darf, wenn auch die Idee seiner Begründer gänzlich verloren gegangen ist und die Damenherrschaft sich immer mehr ausdehnt, so wollen wir dennoch der jezigen Einrichtung ihre Annehmlichkeiten und Vorzüge nicht abstreiten und uns nicht ärgern wegen des Namens Museum. Wie viel tausend andere Dinge in der Welt werden nicht bei ihrem rechten Namen genannt, und was liegt also daran, wenn man hier eine Reihe musikalisch-deklamatorischer Abendunterhaltungen, zu denen der Abonnementspreis 11 fl. für Gelehrte und Künstler und 22 fl. für Kaufleute beträgt, ein Museum nennt. Es ist klug, die Dinge zu nehmen, wie sie sind.

Berlin, Anfangs Januar.

(Beschluß.)

Lützow. Tombolini. Dietmar.

Lützows Familienverhältnisse gestalteten sich nicht glücklich. Auch das häusliche Talent ging ihm ab. Er hat sich aber auch hier, bei jedem Unfall, der ihn traf, durchaus würdig und edel benommen, und mit männlicher Milde die Verhältnisse berücksichtigt. Zerhauen und zerschossen, fast durchlöchert, lebte er in ländlicher Zurückgezogenheit einigen wenigen Freunden; aber auch hier noch war sein lebendiger Geist thätig. Der Führer des Freikorps soll in dem alten General wieder gespukt, und Lützow allen Ernstes, so wird versichert, daran gedacht haben, nach Griechenland zu gehen und sich an die Spize der griechischen Armee zu stellen. Er schlief abgesondert von seinem Hausstande. Man fand ihn unerwartet eines Morgens todt im Bette. Sein militärisches Leichenbegängniß war ernst und feierlich. Fast alle Prinzen des königlichen Hauses folgten zu Fuß dem Helden auf dem weiten Wege bis zu seiner lezten Ruhestätte. Auch viele angesehene Männer vom Civil, die einst unter seinem Freikorps dienten, schlossen sich an.

Nach diesem Todten klingt es fast parodisch, wenn ich des Hingangs eines Castraten, des seiner Zeit sehr berühmten Sängers Tombolini, erwähne. Er hatte wenigstens das Aehnliche mit Lützow, daß auch er lange, lange Jahre nach seinem Ruhme vergessen lebte, und die Leute sich wunderten, als die Todesnachricht verlautbarte, daß er noch gelebt habe. Zur goldenen Zeit der italienischen Oper unter Friedrich dem Großen wurde er, in Betten und Baumwolle eingehüllt, aus Rom nach Berlin gebracht, und war hier lange Zeit der vergötterte Liebling des Hofes und des Publikums. Er soll in seiner Jugend von wunderbarer Schönheit gewesen seyn. In seinem Alter soll der italienische Castrat sich mit Behaglichkeit im deutschen Philisterthum zurecht gesetzt haben. Er hinterläßt den Ruf eines rechtlichen Mannes. — Auch ein merkwürdiger Mann starb in der Person des Professor Dietmar, eines Gelehrten, der seine Wissenschaft auf das allerunzuverlässigste Element, nämlich auf das Wetter, gebaut hatte. Er starb im guten Glauben, daß er es ergründet habe, erntete aber, so viel bekannt, keine andern Früchte, als den Berliner Spott, der ihn bei Schnee- und Hagelwetter in seidenen Strümpfen, und, wenn es drückend heiß war, im Mantel ausgehen ließ, um aus seiner Subjektivität heraus den Beweis für die Richtigkeit seiner Prophezeiungen zu führen. Auch sollen die Hausfrauen immer große Wäsche angesezt haben, wenn er schlechtes Wetter verkündete. Indessen ging es ihm im Leben nicht so schlecht, als mit seiner Wissenschaft. Er war kein Dichter, wie der arme Langbein, und lebte von einer recht anständigen Pension, die auf einer solidern Basis, als das Wetter, nämlich auf dem Staatskredit, beruhte. — Ein junger, talentvoller Virtuos, Hanck, starb plözlich in der Blüthe seiner Jahre und künstlerischer Entwicklung, ein Opfer des mörderischen Klima's, das uns noch jezt keinen eigentlichen Winter bringen will.

Ich bin so in eine Todtenliste gerathen, daß für diesmal der Raum für das Lebendige fehlt, und behalte mir, was davon zu berichten, für eine nächste Mittheilung vor.

Beilage: Literaturblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 25.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 29. Januar 1835.

> Wenn die unbekannte Hand den lezten Pfeil an das Haupt des Menschen sendet, so bückt er vorher das Haupt, und der Pfeil hebt bloß die Dornenkrone von seinen Wunden.
>
> Jean Paul.

Elisa Mercoeur.

Nimm' eine Blum' auf deinen Sarg,
— Mein Winter ist an Blumen karg —
Du, die ich blühend noch gesehn!
Du warst so lieb, du warst so schön!
Dein rosensanftes Lippenpaar,
Dein dunkles Auge, sonnenklar,
Dein tiefer Ernst, dein milder Sinn,
Tritt Alles lebend vor mich hin.
Geflügelt war dein süßes Herz,
Drum mußt' es bald auch himmelwärts.
O Blume, so der Tod gepflückt,
O Seele, so die Welt entzückt,
Du warst dein Lied, dein Lied war Du,
Kurz war dein Lenz, süß sey die Ruh.
O Siegerin, schwer war dein Kampf!
Im engen, feuchten Raum voll Dampf
Rangst du mit Noth und Qualen bang,
Dein Leid noch wurde zum Gesang;
Kein Schwanenlied auf Erden war
Wie deines groß und wunderbar.
Du Kind, wie eine Mutter treu,
Sangst es in Klängen, süß und neu —
Hin quoll dein Blut in Liebesglut,
Todtwunden Herzens Lebensblut!
Nicht deine Leiden sonder Zahl,
Du fühltest nur der Mutter Qual,
Der Mutter Armuth war dein Schmerz,
An Mutterthränen brach dein Herz!
Du, für ein Lied zu groß und reich,
In Muth und Demuth Heil'gen gleich,
Holdselige! Du schwebst um mich,
Mit deiner Palme seh' ich dich;
Dein Leben war ein Sphärenklang,
Der tönt nun fort Aeonenlang.
Vor Gottes Thron trittst froh du hin,
Opfer zugleich, und Priesterin
Der heil'gen Kunst, die du geübt,
Des Schönen, das du rein geliebt.
Im Glanz der Unschuld still verklärt,
Wer nennt dein Loos nicht neidenswerth?
Rein stralt dein schneeweiß Flügelpaar,
Du, die nur Klang und Klarheit war;
Nie hast du solchen Schmerz gekannt,
Als dieses müde Herz durchbrannt.
Bald ruh auch ich, nach Kämpfen schwer,
Wann Erde deckt, drückt sie nicht mehr.

Paris, 18ten Januar 1835.

Helmina v. Chézy.

Anmerk. Der unglücklichen Sängerin Schwanenlied war an den Minister Guizot gerichtet; er schickte Hülfe. Ein Blutsturz

erschöpfte ihre lezte Kraft, als sie es kaum vollendet. — Sie schmachtete in einem nassen, räuchrigen Zimmer; die jammernde Mutter war ihre einzige Wärterin. In ihrem langen Todeskampf flehte sie: évanouissez moi! Nur kurze Rast von unbeschreiblichen Qualen erflehte sie. Sie starb mit Ergebung; die Julirevolution hatte ihr die 1200 Franken Jahrgehalt geraubt, mit welchen Karl X. die Zierde der gallischen Sängerinnen vor Noth schüzte. Verarmt erkrankte sie und mußte hinaus durch Sturm und Kälte, durch die nassen, verpesteten Gassen entfernter Vorstädte, Stunden um kargen Lohn zu geben, und sie war gefeierte Sängerin, Mitglied gelehrter Akademien, am Hof gnädig aufgenommen, in Salons wohlgelitten, ihre Büste war in Erz gegossen, und sie mußte darben und frieren.

Die Herzogin von Abrantes nahm sich mit Liebe der jungen Sängerin an, nach Rücksprache mit ihr hatte Victor Hugo Schritte gethan, daß eine von ihm ausgeschlagene Pension auf Elisa Mercoeur übertragen würde; es gelang dem Edlen nicht. Casimir de la Vigne ermittelte endlich, endlich eine Pension; aber Mangel, Erschöpfung, Sorge hatten das blühende Leben schon in der Wurzel zernagt. Chateaubriand, Ballanche, Madame Juliette Récamier u. a. begleiteten die entseelte Hülle zu ihrer lezten Ruhestätte.

Weihnachtsfreuden in London.

(Fortsetzung.)

Da es nicht vorauszusetzen ist, daß die Londoner Fleischhauer für einen Ehrgeiz, der blankes Geld kostet, eine unvernünftige, d. h. eine nichts einbringende Leidenschaft hegen sollten, so liegt es auf der Hand, daß sie die ausgehängten Prachtstücke zu eben so vielen Anlockungen für ein kauflustiges und kauffähiges Publikum zu machen wünschen. Wer wird jedoch solche Fettklumpen zu seinem Feiertagsbraten wählen? Höchstens ein Lichtzieher, aber gewiß keine gute Hausfrau, die den Talg nicht nutzen kann; denn hört es und freut euch eurer bessern Wirthlichkeit, ihr deutschen Hausfrauen, in einer englischen Haushaltung, die eine Köchin hält, gehört aller Abfall an Fett der Köchin, die es in der Regel um vier Pence das Pfund verkauft. Wer indessen einen Mangel an Käufern erwartet — laßt ihn sich umsehen in den Kreisen, welche die Fleischhauerläden umgürten, und er wird sein Unrecht auf den Gesichtern der Umstehenden lesen. Der Träger mit der Centnerlast auf seinem Kopfe vergißt, daß er Eile und daß er schwer geladen hat. Einige Minuten muß er dem gaumenkitzelnden Anblicke gönnen. Der Taglöhner berechnet sichtbar, ob nach dem gebührenden Abzuge für Branntwein der Wochenlohn zum Ankauf einer ganz fetten Schöpsenkeule ausreichen werde, und der zerlumpte Straßenkehrer hat nicht etwa den Besen im Arme und die Hände in den Taschen seiner zweideutig schillernden inexpressibles, um auszuruhen oder die Hände zu wärmen, sondern um die empfangenen Kupferstücke in einiges Verhältniß mit seiner nach Fett lüsternen Zunge zu bringen. Und während Alle, die da wissen, daß sie von den ausgehängten Leckerbissen sich keinen zu erschwingen vermögen, den Gaumen bei den Augen zu Gaste laden und diese desto länger sich vollsaugen lassen, während alle diese Leidenschaften vor dem Schlächterladen gähren, wandeln in demselben elegant gekleidete Herren und Damen von einem Stück zum andern, sich ja ein recht fettes auszusuchen. Kurz, es ist für den Engländer nicht Weihnachtsfeiertag ohne einen fetten Braten. Ein Roastbeef — das darf nicht fehlen, ein Truthahn muß eigentlich auch seyn, und der Aermste, der keines von beiden sich erringen kann, besteht mindestens auf einem derben Plumpudding. Ist nun der Braten verzehrt und somit Weihnachten sein Recht geschehen, was macht da die Straßen in der Nähe der Theater beim Oeffnen und Schließen derselben lebhafter als gewöhnlich? Nichts anderes als die Pantomime.

Es überrascht und erscheint als eine sonderbare Anomalie des englischen Charakters, daß der ernste, in sich gekehrte Britte ein fast leidenschaftlicher Freund der Posse, daß daher sein Theater stets voll, wenn ein drolliges Stück über die Bretter geht, und daß er dort der lachlustigste, der heiterste, der ausgelassenste Mensch ist, der je vor einer Bühne gesessen hat. Der Franzose badet sich dort im Blut, der Engländer wischt sich die Lachthränen aus dem Auge. Dabei möchte ich nicht behaupten, daß seine Possen stets von der zartesten Art sind; es geht darin oft ziemlich derb her. Ein Deutscher darf sich jedoch in dieser Beziehung kein Urtheil anmaßen; ich meine, er darf eine Posse, die dem Engländer das Zwergfell erschüttert, nicht deßhalb tadelnswerth finden, weil sie wegen Mangels an gebührender Delikatesse in Deutschland mit gerümpfter Nase aufgenommen würde. Die deutsche Sprache, die deutsche Literatur, die gesellschaftliche Unterhaltung in Deutschland, alles das ist oder klingt wenigstens keuscher als in England, und dennoch möchte daraus in der Allgemeinheit nicht gefolgert werden können, daß Deutschland an Reinheit und Keuschheit des Gemüths reicher sey als England. Trotz aller Verfeinerungen des Luxus, trotz aller Ueberbildung und Verderbtheit der höhern, und trotz aller Rohheit der niedern Stände, lebt doch in der großen englischen Volksmasse ein höherer Grad von Natürlichkeit als jenseits des Kanals. Das englische Volk läßt sich in seinen Gefühlen mehr gehen; die Freiheit seiner staatsbürgerlichen Verfassung ist mit seinem ganzen Thun und Seyn so eng, so knorpelfest verwachsen, daß es ihm entweder unmöglich ist, oder unnöthig scheint, oder gar nicht einfällt, seinen innern Menschen in eine Schnürbrust zu zwängen. Er lacht, wenn der Gegenstand, den er vor sich hat, ihm die Lachmuskeln verzieht, und er weint, wenn ihm das Wasser in die Augen tritt, und

er fragt weder bei dem Einen, noch bei dem Andern — ich wiederhole, daß ich von der Masse des englischen Volks spreche — ob es dort anständiger wäre, sich auf die Lippen zu beißen, hier, die Thränen zu verschlucken. Muß das in Deutschland nicht anders seyn?

Seit Jahren hat die englische Bühne unmittelbar nach Weihnachten zur Belustigung der Kinder — denn Weihnachten ist ja in der christlichen Welt das Kinderfest — die Pantomime und in ihr den Harlekin über die Bretter geführt. Beides ist daher dem Engländer, groß und klein, so gut Weihnachts-Bedürfniß, wie der fette Rindsbraten und der mit Rosinen gestopfte Plumpudding. Der Erwachsene vergegenwärtigt sich die Stunden einer glücklichen Kindheit, wo er hier saß und schaute, und seine kleine Brust kaum Raum hatte für die überwallende Lust, wenn Clown und Pantalon recht tolles Zeug trieben. Die Kinder freuen sich Monate lang auf die Erfüllung des elterlichen Versprechens, mit den Artigen und Fleißigen einen Abend in die Pantomime zu gehen, und die Vorsteher der Theater, die das Alles recht gut aus eigener Erfahrung wissen, überlegen schon am ersten Januar, was ihnen einen goldenen December bringen möchte. Des Besuchs der Kinder sind sie jedenfalls gewiß, und da die Kinder nicht allein kommen, auch des Besuchs der Eltern. Es gibt aber eine Menge Menschen, die weder Kinder sind, noch Kinder haben, die in der Pantomime etwas mehr sehen wollen, als einen Pantalon, der seine Columbine verliert, oder einen Clown, der erst stiehlt und dann geprügelt wird, und deren Geld die Theater-Unternehmer in ihre Kasse wünschen. Für diese verwöhnten Gaumen muß auf gewürztere Schüsseln gedacht werden, und so geschieht es, daß der Inhalt der Pantomime Studium, das in die Scene Setzen ein Kapital und die Vorstellung Künstler erfordert, das Ganze aber somit auch denen Unterhaltung bietet, die über die Jahre der Kindheit hinaus sind, und in die Pantomime gehen, unbegleitet von Rückerinnerungen und unbegleitet von Kindern.

Mit dem Tage, der wohl durch ganz Deutschland der zweite Feiertag heißt und ist und als solcher begangen wird, von dessen Feiertagsattributen man aber in England nichts weiß, verkünden große Anschlagezettel, welche Augenleckereien die verschiedenen Theater zugerüstet haben. Bald tauscht sich im Gespräche gegenseitig Gesehenes aus; die öffentlichen Blätter erzählen, berichten, loben, tadeln, und ehe das alte Jahr seine Rechnung an ein neues abgibt, weiß in der Regel jeder schon, wo er seinem Geschmacke Entsprechendes gefunden, oder zu suchen hat. Während daher jezt der Eine nach Drury-Lane geht, um sich an König Arthur und den Rittern seiner Tafelrunde zu vergnügen, eilt ein Anderer nach dem Adelphitheater, wo Orangen und Citronen, oder Harlekin und die Glocken von St. Clements ihr Wesen treiben. Ein Dritter ergözt sich im Olympictheater an Telemach oder der Insel der Kalypso; ein Vierter im Surreytheater an Harlekin und dem kleinen König Pipin; ein Fünfter im Pavilliontheater an frisch gekochten Bohnen und ganz frischer Butter. Der Vorrang aber, den die Künstler am Coventgardentheater seit vielen Weihnachten im Fache der pantom[illegible]ischen Erzeugnisse behauptet haben, gebührt ihnen auch diesmal ungeschmälert und der Beifall des Publikums ist gerechter, wohlverdienter Lohn.

Die Pantomime führt hier den Titel: „Harlekin und Königin Mab oder die drei gläsernen Spindeln." Dieser Titel und die Bezeichnung: Pantomime, können drei Irrthümer veranlassen, denen zuvörderst begegnet werden muß. Obgleich das Stück Pantomime heißt, so wird doch darin gesprochen, obgleich Mab eine schmuzige, liederliche Weibsperson, etwa unsere deutsche Schlumpe bedeutet, so ist sie doch eine Feenkönigin, und obgleich ein zusammenhängendes Feenmährchen zu vermuthen wäre, so ist doch das Ganze, im Ganzen genommen, ohne Zusammenhang. Eine Intrigue hat das Stück allerdings; der Knoten ist jedoch so locker geschürzt, als hätte ihn ein Operndichter geknüpft, und da der Zweck des Stücks in Unsinn besteht, so kann der Mangel an Sinn kein Vorwurf seyn. Der Gedanke ist dem bekannten Mährchen von einem Könige und seinen drei Töchtern entlehnt, die er zum Behuf größerer Sicherheit in einen einsamen Thurm sperrt und deren jeder die Fee eine gläserne Spindel verleiht. Verlezt eine ihre Pflicht, soll die Spindel zerbrechen. Wie gut, daß solche Verrath drohende Geschenke aus der Mode gekommen sind! Königin Mab ist also die Fee, König Crusado der Vater und seine drei Töchter heißen Pratilla, die Plaudertasche, Drona, die Faule, und Finetta, die Lustige. Finetta als die Jüngste ist nach Mährchengebrauch die Hübscheste und unter König Crusado soll der Zuschauer nach Anleitung des Zettels sich „einen der winzig kleinen Fürsten Deutschlands denken, addicted to Knight-errantry," mithin eine Art Don Quixote. Was doch die Engländer von unseren deutschen Fürsten für Begriffe haben! — Finetta hat natürlich zwei Liebhaber, Hermann und Prinz Richecraft. Ersterer steht im Schutze der Königin Mab, lezterer hat den Feind der Königin, den bösen Furibore zum Verbündeten und Patron. Damaria, die Oberhofmeisterin der Prinzessinnen, stimmt für Hermann, und so kann es dem guten Hermann nicht fehlen. Finetta läuft mit ihm davon, Furibore verfolgt sie, Königin Mab verwandelt die Liebenden in Harlekin und Columbine, den König Crusado, der lieber einen Prinzen als einen bloßen Mann zum Schwiegersohne haben will, in Pantalon und alle Uebrigen nach Verdienst. Das ist die Intrigue

des Stücks, keinesweges aber der ausschließende oder auch nur der vorzügliche Inhalt der Pantomime. Der ist mit so wenigen Worten nicht abgethan.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Der Krötenregen.

Den Naturforschern geht es zuweilen wie Archimedes, welcher bei der Einnahme von Syrakus noch immer seine mathematischen Berechnungen fortsezte, und sich um den Wirrwarr gar nicht bekümmerte, der in der Stadt herrschte. So haben es die hiesigen Naturforscher jezt stark mit den Fröschen und Kröten zu thun, indeß Wellington und die Tories die Hoffnung der französischen Legitimisten neu beleben und diese Leute aus ihrer Einsamkeit hervorlocken. Es hatte nämlich ein Mann in der Provinz, welcher glaubte, die von ihm beobachtete Erscheinung müsse sogleich weltkundig werden, an die Akademie der Wissenschaften geschrieben, er habe kleine Kröten regnen sehen. So etwas ist früher schon oft beobachtet, aber, wie ich glaube, noch nicht auf offizielle Art der königlichen Akademie zu wissen gethan worden. Diesmal war es ein Zeugniß ex visu. Der Mann hatte die Krötchen fallen sehen, sie betastet, und wären es Frösche gewesen, so hätte er sie vielleicht auch gekostet; denn bekanntlich werden Frösche in Frankreich gegessen; sie kommen hier zu Markte und werden vortrefflich zugerichtet. Den Engländern ist dies ein gewaltiger Gräuel, und ein Stock-Engländer glaubt sich nicht stärker ausdrücken zu können, als wenn er den Franzosen einen Froschfresser nennt; beinahe dünkt ihn dies so schrecklich, als wenn der Franzose rohe Schlangen und Eidechsen verschlänge. Die gefallenen Thiere waren, wie gesagt, kleine Kröten. Die Thatsache schien unläugbar, und schon war die Akademie gesonnen, dieselbe ad acta zu legen und den Chronikenschreibern das Vergnügen zu lassen, anzumerken: Anno 1834 hat es in Frankreich Kröten geregnet, als ein Akademiker das Wort verlangte und seinen Kollegen vordemonstrirte, der Mann in der Provinz habe sich geirrt, die Krötchen kommen ja nicht vom Himmel, sondern aus der Erde, sie seyen nicht herabgefallen, sondern emporgekommen, und der Regen, statt sie herunterzubringen, habe sie herausgelockt. Der Mann in der Provinz, als er hörte, daß man sein Zeugniß berichtigen wollte, wurde böse. „Ich habe ja die Kröten fallen sehen,“ erwiderte er; „ich kann es auf meine Ehre bezeugen.“ Nun kamen der Briefe und Zeugnisse eine Menge; der Eine hatte Kröten und Frösche auf seinem Hute und seinen Kleidern gesammelt, der Andere hatte sie deutlich mit dem Regen fallen sehen. Einige Akademiker entgegneten aber beständig: „es ist nicht möglich,“ und gingen zu einer andern Materie über, weil es ihnen unter ihrer Würde dünkte, sich so lange mit Kröten abzugeben. Die Gesellschaft der Naturforscher aber, welche nicht so vornehm thut, als die königliche Akademie, nahm die Sache wieder auf und suchte sie zu beleuchten. Herr Peltier im Sommedepartement bestand steif und fest darauf, die Kröten seyen zu Ham aus der Luft gefallen. Dächer und Straßenpflaster seyen mit den häßlichen Thieren bedeckt gewesen; tausend Menschen könnten es bezeugen, und seyen auch bereit, ein Attestat darüber auszufertigen und zu unterschreiben. — „Aber, meine Herren,“ warf Herr Rozet ein, „bei solch einem gewaltigen Sturze müßten ja die Thiere Hals und Bein brechen. Bedenken Sie doch den zarten Bau der Kröten; werfen Sie einmal einige oben von den Thürmen der Notre-Dame-Kirche herab, und bemerken Sie, wie sie unten auf dem Straßenpflaster aussehen. In welchem Zustande befanden sich denn Ihre vom Himmel geregneten Kröten?“ — „Sie waren so munter und lebhaft,“ erwiderte Peltier, „als es eine Kröte nur seyn kann.“ — „So sind sie nicht aus den Wolken gefallen,“ entgegneten sogleich einige Mitglieder der Gesellschaft. Einer aber versicherte, er habe Kröten weit wegschleudern sehen, ohne daß ihnen deßhalb irgend ein Glied beschädigt worden wäre. Dies war aber nur eine einzelne, nicht bewiesene Thatsache. Was nun vollends Herrn Peltier verwirren mußte, war, daß einer der Naturforscher behauptete, die bei dem Regen erscheinenden kriechenden Thiere seyen keine Kröten, sondern Frösche; er habe genaue Beobachtungen darüber angestellt, und alle Merkmale lezterer Thierart erkannt. Nun war es also klar, daß die Leute, welche endlich den Krötenfall bezeugen wollten, nicht einmal die Thiere kannten, deren Fall sie beobachtet haben wollten. Indessen waren sie jedenfalls bereit, das Regnen der Frösche oder Kröten, gleichviel, zu bezeugen; hierauf kam es auch hauptsächlich an. Einige Mitglieder der naturforschenden Gesellschaft suchten die Ehre dieser Bürger durch die Bemerkung zu retten, daß die Wind- und Wasserwirbel kleine Fische, Schlangen, Insekten mit sich reißen und weit weg durch die Lüfte führen; demnach scheine es ja auch einer Windhose gar nicht schwer zu fallen, eine Legion Kröten dem Wasser zu entführen und hernach auf die Erde niederfallen zu lassen. Hier hatten sogleich andere Mitglieder der Gesellschaft ein Aber einzuwenden; denn je gelehrter man wird, desto mehr Aber hat man in Bereitschaft. „Aber,“ sagten diese Herren, „bei stürmischem Wetter verkriechen sich ja die Frösche und Kröten unter das Wasser, wo keine Wasser- und Windhose sie erwischen kann.“ Das war ein gewaltiger Einwurf, und man verstummte eine Weile. „Ah! nun haben wir's!“ riefen nach einigem Nachdenken mehrere gute Köpfe in der Gesellschaft. „Die Wind- und Wasserhosen entführen den auf dem Ufer liegenden Laich der Kröten und Frösche, und dieser Laich belebt sich in der Luft, vielleicht durch Einwirkung einer besondern Kraft.“ Hier fielen wiederum mehrere Aber ein. Aus dem Laich werden zuerst nicht Frösche oder Amphibien, sondern schwimmende Têtards, die nur im Wasser, nicht in der Luft leben können. „Zweitens,“ sagte Einer, „geschieht die Umwandlung dieser Têtards in Frösche, oder der Fische in Amphibien sehr langsam. Ein Herr Mairaux, welcher diese Umwandlung schneller bewirken wollte, nahm die Elektrizität zu Hülfe; aber all seines Elektrisirens ungeachtet brauchte er doch sechs volle Tage, um einen Têtard zu einem Frosche zu machen.“ Hier fiel aber die Contrereplik ein: vielleicht elektrisirt die Natur besser, als der selige Herr Mairaux, und bringt einen Frosch in eben so vielen Minuten zu Stande, als Mairaux Tage dazu brauchte. Dagegen war nun wieder nichts zu sagen, wenigstens erfolgte diesmal kein Aber. Dennoch ist es jezt zweifelhafter, als zuvor, woher Frösche- und Krötenregen kommen. Vorher konnte man ungehindert in den Büchern oder Abhandlungen über Naturwunder behaupten: sie fallen aus den Wolken, oder: sie steigen aus der Erde und den Sümpfen hervor. Jezt aber läßt sich so etwas nicht mehr mit derselben Zuversicht aussagen; die Einwendungen der Gelehrten haben die Sache sehr zweifelhaft gemacht.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 26.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 30. Januar 1835.

Jede Pflanze verkündiget dir die ew'gen Gesetze,
Jede Blume, sie spricht lauter und lauter mit dir.

Goethe.

Betrachtungen aus der allgemeinen Naturgeschichte.

Vom Verhältniß der organischen Welt zu Tag und Nacht.

Wir betrachten jezt ein anderes astronomisches Element, die Zeit der Umwälzung der Erde um ihre Achse; wir werden finden, daß der Bau der Organismen auch nach diesem Element eingerichtet, daß auch hier die kosmischen und die physiologischen Geseze an einander berechnet sind.

Wir können uns ganz gut denken, daß sich die Erde schneller oder langsamer um ihre Achse bewegte, daß somit die Tage länger oder kürzer wären, ohne daß sich sonst etwas im System veränderte. Für unsern Verstand ist kein Grund vorhanden, warum sich der Erdball in der Zeit seines Umlaufs um die Sonne gerade dreihundert und fünf-und-sechzigmal um sich selbst wälzen soll. Es findet, so viel wir wissen, zwischen den Achsenumdrehungen der Planeten, zwischen ihren Tagen, und ihren Abständen von der Sonne durchaus kein bestimmtes Verhältniß statt. Die Tage des Merkurs, der Venus und des Mars sind nahezu so lang als der unsrige; Jupiter und Saturn dagegen drehen sich in etwa zehn Stunden um ihre Achse. Der irdische Tag ist nun aber einmal vier-und-zwanzig Stunden lang, und wir beobachten im Haushalt von Thieren und Pflanzen manche Erscheinungen, welche nicht nur im Allgemeinen dem täglichen Wechsel von Licht und Finsterniß entsprechen, sondern deren Cyklus mit der Länge des natürlichen Tags genau zusammenfällt. Allerdings sind die nach Tag und Nacht wechselnden Lebensprozesse der Gewächse weder so auffallend, noch so nothwendig für ihre Existenz, als die Jahreserscheinungen; daß aber die Pflanzen einen solchen täglichen Cyklus wirklich haben, geht aus den vielfältigsten Beobachtungen hervor.

Dem Blumenkalender Linnés entspricht in dieser Sphäre eine Blumenuhr, wobei eine Reihe von Pflanzen durch das Oeffnen und Schließen ihrer Blüthen gewisse Tagesstunden anzeigt. So öffnet die hemerocallis fulva ihre Blüthen um fünf Uhr Morgens, der Löwenzahn um fünf bis sechs, die Wegwarte (hieracium latifolium) um sieben, das hieracium pilosella um acht, die Dotterblume (calendula arvensis) um neun, das mesembryanthemum neapolitanum um zehn oder eilf, und gleicherweise werden die Abendstunden durch das Schließen dieser und anderer Blumen bezeichnet. Manche Blüthen öffnen sich allerdings durch den Reiz des Tageslichts und der Wärme, was daraus hervorgeht, daß sich die Zeit des Aufgehens mit dem frühern oder spätern Eintreten jener Momente verändert; andere aber scheinen sich an eine bestimmte Stunde zu halten und dabei von

äußern Einflüssen unabhängig zu seyn. Einige Blumen verkünden durch ihr Auf- oder Zugehen das Wetter; diese nennt Linné meteorische Blumen, atmosphärischen Einflüssen gehorchend. Solche, bei denen sich die Stunden des Aufgehens und Schließens mit der Tageslänge verrücken, nennt er tropische, und bemerkt, daß ihre Stunden, gleich denen der Moslems, zu verschiedenen Jahreszeiten verschieden lang sind. Manche andere Pflanzen sind äquinoktiale; bei ihnen ist der vegetabische Tag, wie unter dem Aequator, immer gleich lang, und sie öffnen und schließen ihre Blüthen stets zu einer und derselben Stunde des Tags. Dergleichen Gewächse weisen deutlich darauf hin, daß wohl alle angeführten periodischen Bewegungen durchaus nicht allein äußern Umständen zugeschrieben werden dürfen.

Decandolle hat über diesen Gegenstand manche interessante Versuche angestellt. Er brachte verschiedene Pflanzen in zwei Keller, deren einer geheizt und finster, der andere durch Lampen erleuchtet war. Auf manche Pflanzen schien das künstliche Licht keinen Einfluß zu äußern, und sie hielten im Oeffnen und Schließen ihrer Blüthen die Stunden nach wie vor. Die bei Nacht blühenden Gewächse schien beständiges Licht, wie beständige Finsterniß in ihrer Oekonomie zu stören: in beiden Fällen gingen sie, so zu sagen, so schnell vor, daß sie in drei Tagen um einen halben voraus waren und somit bei Tag, statt bei Nacht aufgingen. Andere Blumen, wie convolvulus purpureus, gingen in künstlichem Licht langsamer. Ebenso wurden Pflanzen, welche periodisch ihre Blätter zusammenfalten und ausbreiten, durch diese Behandlung verschieden afficirt. Mehrere Arten von Sauerklee (oxalis) blieben, ohne Rücksicht auf künstliche Hitze oder Licht, ihrer Gewohnheit getreu; die Sensitive (mimosa pudica) hatte sich, da sie bei Tag im Dunkel gehalten, bei Nacht beleuchtet wurde, in drei Tagen in den künstlichen Zustand gefügt und ging nun Abends auf, Morgens zu; der freien Luft ausgesetzt, kehrte sie sogleich zum natürlichen Lebensgang zurück. Tropische Pflanzen leiden, nach der Beobachtung der Gärtner, häufig durch die Länge unserer Sommertage, und man muß sie einen Theil des Tages in den Schatten bringen.

Aus diesen Beobachtungen ergibt sich klar, daß in der Konstitution der Gewächse ein täglicher Cyklus herrscht; die Aufeinanderfolge von Lebensäußerungen hängt zwar zum Theil von äußern Reizen, von Licht und Wärme ab, aber die Periodicität an sich ist wesentlich im Bau der Pflanze begründet, und sie ist so gebaut, daß die Länge der Periode unter der Herrschaft der allen Gewächsen gemeinschaftlichen Einflüsse mit dem astronomischen Tag zusammenfällt. Ihre Schmiegsamkeit in dieser Hinsicht ist keineswegs so groß, daß sie uns an der Existenz dieses beständigen täglichen Wechsels zweifeln oder annehmen ließe, der Tag könnte bedeutend verlängert oder verkürzt werden, ohne daß die ganze Konstitution des Gewächsreichs zerstört würde. Wollte man zu Erklärung dieses Zusammenhangs zwischen astronomischen und physiologischen Erscheinungen sagen, der Bau der Gewächse, wie er jezt ist, sey erst durch äußere Einflüsse bestimmt worden, oder diejenigen, welche sich in die Oekonomie des jetzigen Tages nicht fügen konnten, seyen untergegangen, so ist dies nicht nur eine völlig willkührliche, alles Grundes ermangelnde Behauptung, sondern sie erklärt auch nichts; denn woher käme überhaupt den Pflanzen die Periodicität in Verrichtungen, welche sich auf den Wechsel von Tag und Nacht beziehen?

(Der Beschluß folgt.)

Weihnachtsfreuden in London.

(Beschluß.)

Zuerst das Zelt der Königin Mab. Alles liegt in Schlaf und Traum; jezt berührt sie die Nase eines Advokaten, und gleich träumt er von einem fetten Prozesse; dann kitzelt sie mit dem Schwänzchen eines Zehntschweins die dicken Lippen eines Pfarrers, und gleich träumt er von Schweinebraten und einer noch bessern Pfarre; dann fährt sie über das Haupt eines Kriegers, und gleich träumt er von Sieg und Lorbeern. — Der Traum verschwindet, Crusado erscheint, ein kleiner, dicker Knirps, gepanzert vom Scheitel bis zur Zeh, bewaffnet mit einer ungeheuern Lanze, gefolgt von seinem Schwertträger Addiepato, angekündigt von einem kleinen Trompeter und begleitet von riesenhaften Gardisten. Königin Mab gibt ihm auf sein Begehren die Spindeln. — Die Scene verwandelt sich in das Aeußere eines einsamen Thurmes. Crusado behändigt seinen Töchtern das Geschenk der Fee, und sehr wider ihren Willen werden sie eingesperrt. Furibore führt seinen Günstling ein; aber Prinz Richcraft wirbt auf eine sonderbare Art: er hält Finetta sein Taschentuch vor mit der Inschrift: Tod oder Heirath. Finetta ist in Verzweiflung, doch die Duenna verspricht, sie zu retten. Auf dem offenen Gange, der das Innere des Thurms umläuft, bereitet sie das hochzeitliche Lager. Prinz Richcraft versucht, ob es lang genug, bricht durch und stürzt in eine tiefe Grube. Gewaltiger Lärm im Hofe des Thurms, bis Königin Mab erscheint und die angedeuteten Verwandlungen bewirkt. Nun beginnt der übliche Scenenwechsel; man kann sich dabei die ganze Gesellschaft auf Reisen denken. Eine italienische Bergstraße mit italienischem Wirthshause und italienischen Banditten; das Getümmel

des Carnevals auf dem Markusplatze in Venedig, wobei Blackmore auf dem Seile tanzt und Lawrence Beweise körperlicher Gewandtheit gibt; Dover mit seinen Kreidefelsen und dem bunten Getreibe der Ein- und Ausschiffenden; eine Kanonengießerei in voller Thätigkeit, Tullys reicher Bazar, die general annual office auf 1835, die neue Weihnachtsausstellung, und alles das in vollem Leben. Hierauf Diorama's: Helgoland, Neuwerk, Curhaven, Bremen, Altona, Hamburgs Börse und Stadthaus, das Brandenburger-Thor in Berlin, die Linden, das Opernhaus, der königliche Pallast, das Universitätsgebäude, weiter das nie alternde Schloß und die großartige Terrasse von Sanssouci, Dresdens Brücke und Neustadt, Leipzigs Marktplatz und Rathhaus und der einfache Denkstein des gefallenen Poniatowski, sodann Frankfurt mit seinen Mainschiffen und Rotterdam mit seinen Seeschiffen, endlich Rückkehr nach England auf Sir Eduard Banks Dampfboot; hier die berühmte Höhle von Castleton in Derbyshire, und zuletzt die blendend schöne Zaubergrotte in den Gärten vor Königin Mabs Pallaste. Damit schließt das Ganze, und ich denke, der Zuschauer hat für sein Geld, wie für seine ermüdeten Augen vollkommen genug. Das Interessanteste der ganzen Pantomime sind unstreitig die erwähnten Diorama's. Sie sind klug ausgewählt, sind an Ort und Stelle gezeichnet, und nicht bloß — mit wenigen Ausnahmen — sehr richtig, sondern auch auf Effekt berechnet. In England, wo Alles reist, wer hat da nicht wenigstens einige der Orte gesehen, welche die Diorama's darstellen? Und wem macht es nicht Freude, vor sich auf der Leinwand zu erblicken, was sein Auge in lebendiger Natur geschaut hat? Diese gehen also nach Coventgarden um der Lust der Erinnerung willen, und diejenigen, deren Wünsche die Kräfte ihrer Kasse übersteigen, oder die von der eisernen Schraube der Verhältnisse in die Klasse der home-keeping folks eingepreßt werden, die gehen nach Coventgarden, um sich das Herz lüstern oder ruhig zu machen. So sichert das Eine wie das Andere den Erfolg der Spekulation. Darf ich aber wohl bei allem Lobe, welches die Unternehmer verdienen, einer Sünde vergessen, deren der Verfasser des Theaterzettels sich gegen Deutschland schuldig gemacht hat? Die Diorama's, heißt es, seyen nach Skizzen gemalt, welche die Herren Grieve entworfen „auf ihrer lezten Reise durch Preußen, Sachsen, Deutschland und Holland.“ Es ist eine Schande für den Zettelfabrikanten und eine schlechte Entschuldigung für ihn, daß er Wahrheit geschrieben hat.

Wer da weiß, daß man in den englischen Theatern unter fünf bis sechs Stunden nicht loskommt, wird kaum vermuthen, daß die Pantomime den Abend füllt. Und das ist auch nicht der Fall: sie währt nur die Hälfte, ungefähr drittehalb Stunden. Die andere, und zwar die erste Hälfte, nimmt eine Oper, ein Lustspiel oder eine Tragödie ein. An dem Abend, der mich nach Coventgarden führte, wurde Auders historische Oper: „Gustav der Dritte,“ gegeben. Daß sie hier nicht neu ist, geht schon daraus hervor, daß sie zum hundertsechs-und-dreißigsten Male durch das Orchester wanderte. Man bemerkte dies, wenn an nichts Anderm, am abgeschabten Kostüm. Was wird aber die kriegerische deutsche Nation sagen, wenn sie hört, daß nicht ein einziger der zwanzig oder dreißig Offiziere aller Waffengattungen an den steifen Stiefeln, die sie trugen, Sporen hatte? Wie wenig militärischen Geist muß dieses Volk besitzen! Als ich in einer großen Gesellschaft des Frevels des Sporen-Mangels erwähnte, bemerkte ich zu meiner nicht geringen Verwunderung, daß Niemand darin etwas Auffälliges fand.

Lieder eines Autodidakten.

Spätlingsgedanken.

Mich in Frühlingslust zu baden,
Ging ich einst auf Blumenpfaden
In dem Garten der Natur;
Doch die Blumen schwanden,
Schneees Flocken fanden
Mich in kahler Reisigbüschung nur.

Blauen Himmels Augenwonne
Und den Glanz der goldnen Sonne
Hat ein Nebel überdeckt,
Und der kalte Winter
Lauert schon dahinter,
In den grauen Wolkenpelz versteckt.

Auf die Hügel, wo die schlanken
Traubenreichen Weinesranken
Blickten in den grünen See,
Und das Herz erfreuten
Milden Strahles, streuten
Dunkle Wolken kalten Reif und Schnee.

Thales grünen Bäumen allen
Sind die Blätter gelb entfallen;
Durch die Laube, wo gelind
Laue Lüfte labend
Säuselten am Abend,
Sauset wehmuthsvoll ein kalter Wind.

Vögel können in den Hecken
Sich nicht mehr im Laub verstecken,
Und der junge Buchenforst,
Wo die Bächlein sprangen
Und die Vöglein sangen,
Ist des grauen Nebels trüber Horst.

Auch die Quellen müssen wintern,
Die des Grases Rest durchsintern
An dem abgewelkten Rain,
Wellen murmeln leise
Unter hartem Eise,
Schweigend horcht, betrübt, der kahle Hain.

Selbst der Menschen Freuden schwinden,
Vor des Winters Frostempfinden
Fliehend in das enge Haus,
Froher Hirten Lieder
Hallen nicht mehr wider
Von den Bergen in das Thal hinaus.

Und betrübt blickt das Gemüthe
Auf die hingesunkne Blüthe
Und die grünentlaubte Flur,
Fühlt ein leis Bedauern
Mit dem stillen Trauern
Und dem stummen Schmerze der Natur.

Angenehme Gefahr.

Ach, an den Korallenklippen
Deiner Perlenmuschellippen,
An den Hügeln deiner Wangen
Hat mein Schifflein sich verfangen,
Und in deiner Augen Brand
Lechz' ich auf dem Felsenstrand.

Wilde Stürme, kommt gezogen,
Schwellet brausend auf, ihr Wogen;
Dennoch werd' ich mit Verlangen
An den rothen Klippen hangen,
Bis am stillen Busen dort
Mir erscheint der Ruheport.

R. Müller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

Weihnachten. Vereine.

Wer da meint, daß im Norden die alten Sitten und Gebräuche ersterben, darf das wenigstens nicht auf unser Weihnachtsfest anwenden. Das grünt, blüht und bildet sich mehr und mehr zu einer Faschingslust aus, die sonst bei uns weder Vereine, Verordnungen, noch Vorsäze einführen mögen. Der Weihnachtsmarkt wächst von Jahr zu Jahr. Alles aus dem Reich des Lebens wird in Spielzeug umgesezt, die Ausstellungen, die freilich alles Heilige, worauf sie sonst beschränkt waren, weglassen, ziehen dafür alles Profane in ihren Kreis, und die Jugend und die Kaufleute sind zufrieden. Wenn die leztern dies eingestehen, muß der Erfolg bedeutend seyn. Nur mit dem Wetter war man unzufrieden, denn Weihnachten grünt nur in Weiß. Schnee gehört dazu, wie Gras für den Frühlung, Blumen für den Sommer und Früchte für den Herbst. Weihnachten modernisirt sich; das hat seine Richtigkeit. Die Industrie übernimmt es, fertig und wohlfeil das zu liefern, was geschickte Hände in der Familie, und die Kinder zum Theil selbst sich verfertigten und darin das Hauptvergnügen fanden. Wo sind jene lustigen Ausstellungen, jene Landschaften von Sand, Moos, Birkenrinde und Glas, die Tage und Wochen lang die Hände und die Phantasie beschäftigten? Das fertig Gekaufte hat vielleicht mehr für den Augenblick Reiz, verliert ihn jedoch desto schneller. Aber wer kämpft gegen die Zeit, deren Geseze sich eben so im großen Weltlauf, als im Kinderspielzeug dokumentieren! Wenn man für sechs Pfennige einen bunten, hölzernen Gliederaffen kauft, der auf eine Stange klettert, überpurzelt, balancirt, stehe, springt, was man will, was will gegen diese Industrie der redlichste Wille? Im Heer der bleiernen Soldaten bleibt man allein, wie mich dünkt, zurück. Noch sieht man keine spanischen Insurgenten, keine Gaucho's und was sonst in Amerika regulirt und irregulirt ist; auch fehlen Griechen und Polen. Mit Schmerzen wird dagegen die Aufklärung von allen Freunden des Alterthums bei den Pfefferküchlern wahrgenommen. Diese ächten Conservativen bewahrten bekanntlich in ihren Pfefferkuchenfiguren die ältesten Gestalten des deutschen Volkswizes und die ältesten Trachten, solche Müzen, Hauben, Mäntel, deren selbst unsere Urgroßmütter aus ihrer Kinderzeit sich nicht entsinnen mögen. Jezt wird nur noch der gröbste Teig in diesen alten Formen undeutlich ausgeprägt, und moderne Kuirassiere und Lanciers verdrängen bei unsern Kindern das ehrenwerthe Gedächtniß.

Die Kunstvereine breiten sich aus. In unserer Nähe hat sich jezt auch einer für die Herzogthümer Vor- und Hinterpommern gebildet, der seinen Siz in Stettin nehmen wird. Jeder neugebildete Verein hat Vorzüge vor den ältern: er kann ihre zu Tage gekommenen Fehler vermeiden. Gegen den hiesigen, den ältesten unter allen, erheben sich, nämlich gegen seine Verfassung, täglich mehr Stimmen. Zu einer Reform dürfte es indeß schwerlich kommen; man hat gar zu große Angst davor; und fürchtet, wenn man etwa eine andere Art des Zettelzerreißens (beim Ballottement) einführte, einen Riß unter sich, in dem man mit Haut und Haar, wie Curtius in Rom, untergehen könnte. Nur die musikalischen und Singvereine floriren und bilden sich aus, und widerstehen mit löblichem Eifer den unhöflichen italienischen Neuerungen. Die literarischen Gesellschaften, die aus der Mittwochsgesellschaft entsprungenen, haben sich zur Feier ihrer zehnjährigen Dauer friedlich wieder zusammengegeben, um ihre Todten gemeinschaftlich zu bedauern! — Für Ihren Schillerverein würde auch hier die regste Theilnahme sich gezeigt haben, wenn man sich nur früher und speziell an Einzelne gewandt, auch vielleicht eine andere Art der Aufforderung an's Publikum beliebt hätte. Die Sache ließ sich aus der Ferne nicht sogleich würdigen; auch muß man bei dergleichen Angelegenheiten nicht allein die menschliche Eitelkeit, sondern auch die Bequemlichkeit berücksichtigen, und durch dokumentirte Listen, eingesandte Stammbuchblätter u. dgl. der Apathie in's Haus rücken. Wie gern gibt jede Berlinerin sechs gute Groschen für Schillers Denkmal, aber sie sieht zu, bis eine Liste an sie kommt, und jede Dame, die sammeln könnte, wartet wieder auf spezielle Aufforderung und eine Art Dokumentirung dazu.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 27.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 31. Januar 1835.

So wissen wir, gewitzigt, helles Volk,
Mit Krümmungen und mit versteckten Angriff
Durch einen Umweg auf den Weg zu kommen.

Shakespeare.
Hamlet.

Aus der Schule der Höflichkeit.

Vom Freiherrn v. Rumohr.

Von Beobachtung der Höflichkeit in den Gesprächen.

Nach ihren Veranlassungen und Zwecken sind die Gespräche entweder zufällige oder absichtliche, ergötzliche oder ernstliche. Allein, ob nun in gegenseitiger Anregung man frei sich ergeben, oder im andern Falle über irgend etwas Bestimmtes Ueberzeugungen und Vereinbarungen herbeiführen wolle, so bleibt es immer doch gleich erforderlich, daß man einander an- und aushöre, und nicht eher zu reden beginne, als nachdem von dem Widerpart sein Diskurs völlig zu Ende gebracht worden ist.

Der frohen Erledigung dieser Pflicht steht in Praxi das eigentliche Prinzip des Redens entgegen; das ist, die Begier, selbst zu sprechen, auch bei Andern Gehör zu erlangen. Es wird daher ein Jeder zwar einräumen, daß es unhöflich sey, ihn selbst nicht anzuhören, nun gar im Reden ihn zu unterbrechen, hingegen Personen, welche an feine eigene Vernunft und Mässigung gleichen Anspruch machen, bisweilen für anmaßend schwazhaft und weitschichtig halten wollen. Das Sprechen ist allerdings eine angenehme Thätigkeit. Denn wer selbst spricht, befindet sich im Stande, bei den Gegenständen zu verweilen, welche bereits ihm bekannt, beliebt, geläufig, also wenig beschwerlich sind. Und verfolgt er Plane und Absichten, darf er in seinem Vortrage solche einer künftigen Erfüllung anzunähern hoffen. Im Gegentheil muß, wer aus Artigkeit Andern ein längeres Gehör schenkt, nicht selten dunkle und schwer aufzufassende Sachen sich vortragen lassen, von ihm widrigen Dingen hören, oder Ansichten und Grundsätze vernehmen, welche sein Urtheil mißbilligt. Auch wird ein geduldiger Zuhörer von seinen Zwecken nicht selten ganz abgelenkt und genöthigt, deren Verfolgung für gelegenere Zeiten aufzubehalten.

Nicht anders demnach, als weiland Herkules am Scheidewege, steht in diesem Falle der Mensch: hier das Lockende des Wortbehaltens, Schwatzens, sich in sich selbst Bespiegelns, dort das Abschreckende des Eingehens in die Gedanken und Vorstellungen Anderer, welches häufig einige Geduld und bisweilen sogar viel Anstrengung des Geistes begehrt. Indeß wird man unter allen Umständen in den herben Apfel einbeißen sollen, weil nur durch klugen Wechsel des Anhörens und Erwiderns, durch wahren Austausch von Gedanken, Gründen und Vorschlägen der Mensch, sey's über Sachen, Verhältnisse und Interessen, oder auch über Einsichten und allgemeine Begriffe, Uebereinstimmungen herbeizuführen im Stande

ist. Und selbst bei gänzlicher Verschiedenheit des Standpunktes erlangt man doch nur auf diesem Wege die Gewißheit, daß Verständigung hier unmöglich sey, welche nach der Hand viel unnöthiger Bemühung uns überhebt. Besonders aber wird eine weise Austheilung der Handlungen des Hörens und Erwiderns durch den merkwürdigen Umstand anempfohlen, daß im Gespräche Gedanken erzeugt, mindestens geweckt werden — ein Thema, worüber noch sehr viel zu sagen übrig bleibt. Die härtesten Steine entlocken dem Stahle die schönsten Funken. Da nun solchergestalt das Gespräch auf alle Weise eine gar ernsthafte Sache ist, dürfte es allerdings wohl der Mühe werth seyn, dessen Kunst mit Gründlichkeit aufzufassen und bis zur Geläufigkeit sie einzulernen.

Wie bemerkt, ist die Grundlage dieser Kunst: Geduld und Aufmerksamkeit im Anhören des Gegentheils. Allein bei jeglicher Kunstart soll man zwar der Grundlagen sich wohl versichern, doch nicht dabei stehen bleiben. Und so gibt's denn auch bei jedem mündlichen Vortrag Momente und Punkte, in und an denen man Unterbrechungen wünscht, liebt und begehrt. Bald erwartet man Beifall und Zustimmung, in welchem Falle der Mitredende auf Interjektionen sich beschränken muß. Bald wiederum droht in dem Vortragenden das Feuer des Geistes zu erlöschen, begehrt daher eines die Flamme nährenden Stoffes oder Windes. In diesem Falle sind theils von dem Redenden übersehene Gründe, Thatsachen und bekräftigende Beispiele, theils auch höflich vorgebrachte Zweifel und artige Gegengründe in Anwendung zu bringen.

Die bekräftigenden Beispiele und übereinstimmenden Thatsachen kommen stets erwünscht; doch gibt es edlere und auch geringere Formeln, sie einzuführen. Zu den geringeren zähle ich: „Sie übersehen; Sie haben vergessen.“ Zu den edleren hingegen: „mit dem, was Sie bemerken, steht in Verbindung; vortrefflich vereinigt sich mit Ihren Gedanken, was; damit trifft überein,“ und Anderes mehr. Zweifel aber und Gegengründe äußere man stets mit Bescheidenheit und begleitet von sehr freundlichen Mienen. Ihrem unsichern Wesen nach fallen den Menschen die Zweifel viel lästiger als die Gegengründe. Es gibt daher viel Anstoß, nach Art wenig gesitteter Menschen geradheraus zu sagen: „daran zweifle ich; das überzeugt mich nicht“ und so fort. Man setze dafür: „diese Behauptung, Angabe u. s. w. ist mir nicht völlig klar geworden; ich sehe nicht ein, was Sie, oder wie Sie —; haben Sie die Gefälligkeit, in dieser Sache mir zu völliger Klarheit zu helfen; das, was Sie sagen, bemerken, setzen, annehmen, steht meinen bisherigen Kunden, Ansichten, Meinungen völlig entgegen, weßhalb es mir schwer fällt, Ihnen unbedingt beizupflichten,“ und so mehr. Weniger, als die Zweifel, bedürfen die Gegengründe begütigender Einleitungen. Gegengründe sind stets auf einen bestimmten Punkt gerichtet, können nach den Umständen bald angenommen, bald auch widerlegt werden. Sie erscheinen daher nicht, gleich den Zweifeln, als ein Mangel von allgemeinem Glauben an die Wahrhaftigkeit oder Gründlichkeit des Vortragenden, der nothwendig stets als ein Angriff auf dessen Persönlichkeit herauskommt, also verlezt und kränkt. Vielmehr scheinen sie einzig die Sache, den Gegenstand des Gesprächs anzugehen. Man begleite seine Gegengründe durch eine leichte Vorneigung des Hauptes oder auch mit den Worten: „gestatten Sie, daß ich Ihnen einwende, entgegensetze.“ Im Italienischen pflegt man sogar direkte Widersprüche durch ganz übertriebene Euphemismen einzuleiten, zu sagen: „Sie belehren mich, daß —“ (Lei m'insegna, che) mit nachfolgender Verleugnung und Wegwerfung alles dessen, was der Andere Augenblicks gemeldet oder behauptet hatte.

Ueberhaupt unterscheidet sich das ernstliche Gespräch vom leichtern. Bei jenem soll man den Redner niemals unterbrechen, vielmehr ihn mit Aufmerksamkeit anhören und nicht früher einfallen, als nachdem der Augenblick eingetreten ist, in welchem ohne Störung die schon erwähnten Zustimmungen, oder Zweifel und Gegengründe recht paßlich anzubringen sind. Und nicht genug; man soll auch den Schluß seines Widerparts wohl beachten und im Gedächtniß behalten, auf daß, wenn noch mehr ihm zu sagen bliebe, man das Wort mit Artigkeit ihm wiederum in den Mund legen könne. Ein solches Zurückreichen des Wortes, welches mit Annehmlichkeit sich bewerkstelligen läßt, pflegt bei den Mitredenden viel Gunst zu erwecken. Bei leichtem Gerede hingegen soll man überall und schnell einfallen, sogar, wo's die Umstände gebieten, dem eben Sprechenden einhelfen. Denn es haben Einige in Gewohnheit, sich festzusprechen, und sehen es in solchen Fällen nicht ungern, daß man ihnen helfe, den Karren aus dem Schlamme zu ziehen. Auch werden Andere auf halbem Wege zu einer Dummheit deren sich bewußt und erfreuen sich, wenn in solchen Augenblicken irgend Jemand ihnen unversehens in die Rede fällt und hiedurch der Anwesenden Aufmerksamkeit von ihnen abzieht. Noch Andere, besonders die geistreichen Frauen, besitzen eben im Repliciren ihre größte Stärke, lieben daher, daß man sie aufstöre und beunruhige. Auf so verschiedene Umstände hat man fein Acht zu geben und nicht ein Jegliches auf dieselbe Weise zu behandeln.

Es ist im Gespräch eine Grundregel, daß Niemand seine Ueberzeugung, wie fest begründet sie sey, ganz grell und dergestalt ausspreche, als gehöre sie nur ihm selbst ganz eigenthümlich an. Im Gegentheil bemühe man sich selbst, den paradoxen Behauptungen den Anstrich zu

geben, als wolle man gerade nur etwas längst Bekanntes, allgemein Angenommenes in Erinnerung bringen. Bei solchem Verfahren wird das gesellige Behagen gesichert, zugleich den Meinungen, Ansichten und Ueberzeugungen, welche man ausspricht, mehr Eingang verschafft. Man lege überhaupt keinen besondern Nachdruck auf das Ich der Person, noch beginne man stets mit „ich bin der Meinung, ich sage, ich denke rc." Vielmehr wähle man die dritte Person, oder lasse die Sache für sich selbst sprechen.

Betrachtungen aus der allgemeinen Naturgeschichte.

(Beschluß.)

Auch die Thiere haben eine solche Periode in ihren Verrichtungen und Gewohnheiten, wie im Wachen und im Schlafe, in der Nahrung u. s. w., und ihr Wohlseyn scheint davon abzuhängen, daß diese Periode mit der Länge des natürlichen Tages zusammenfällt. Wir sehen, daß alle Thiere während der vier-und-zwanzig Stunden des Tages ihre bestimmten Zeiten zur Nahrung und zur Ruhe haben, wobei sie sich gesund und kräftig erhalten. Viele Thiere fressen bei Tag, wie namentlich fast alle Wiederkäuer und Landvögel, manche nur im Zwielicht, wie Fledermäuse und Eulen, wogegen andere, namentlich die eigentlichen Raubthiere und die Wasservögel, fast nur Nachts Nahrung zu sich nehmen. Die Nachtschläfer sind insgemein Tagfresser, während die Thiere der Dämmerung theils bei Nacht, theils bei Tag schlafen; bei allen aber beträgt der volle Cyklus dieser Verrichtungen gerade vier-und-zwanzig Stunden. Gleicherweise überläßt sich der Mensch, in jedem Alter, welchem Volke oder Stande er angehöre, einmal in vier-und-zwanzig Stunden einer längern Ruhe, und Regelmäßigkeit hierin scheint seiner Gesundheit höchst zuträglich, so verschieden auch in verschiedenen Fällen die Dauer dieser Ruhe seyn mag. So viel wir beurtheilen können, erscheint der Tagescyklus, just wie er ist, für den menschlichen Körper wohlthätig, und zwar ganz unabhängig von äußern Einflüssen, wie Wärme und Licht. Bei den jüngsten Expeditionen in hohe nördliche Breiten, wo die Sonne drei Monate lang gar nicht aufgeht, wurde die Schiffsmannschaft mit der größten Pünktlichkeit dazu angehalten, daß Jedermann sich um neun Uhr schlafen legte und ein Viertel vor sechs aufstand, und sie genossen, unter scheinbar so höchst ungünstigen Umständen, des vortrefflichsten Gesundheitszustandes. Es beweist dies, daß die vier-und-zwanzig-stündige Periode der gemeinsamen Konstitution dieser Menschen höchst angemessen, obgleich keineswegs durch äußere Umstände bedingt war.

Die Stunden der Nahrung und der Ruhe unterliegen aber bei den Thieren, und vollends bei dem Menschen, durch den Einfluß äußerer Reize und innerer Bewegungen, so bedeutenden Modifikationen, daß es schwer wird, zu unterscheiden, in wie weit die Neigung zu solch regelmäßiger Abwechslung aus der Quelle ursprünglicher Konstitution fließt. Indessen ist es Jedem augenfällig, daß der Trieb zu Nahrung und Schlaf periodischer Natur ist, und Niemand wird behaupten wollen, die Periode könnte willkührlich verlängert oder verkürzt werden. Wir haben ein sicheres Gefühl, daß es uns bei unsern jetzigen Fähigkeiten unmöglich wäre, fortwährend in acht-und-vierzig Stunden nur einmal zu schlafen und die übrige Zeit zu arbeiten, und Jeder, der an Körper und Geist halbwegs gesund ist, wird den Ausspruch thun, daß, abgesehen von Angewöhnung, ein beständiger Wechsel von acht Stunden auf den Beinen und vier zu Bette die menschlichen Kräfte bei Weitem nicht so gut und nicht so angenehm in Thätigkeit erhalten würde, als der Wechsel von sechzehn und acht Stunden. Ein Geschöpf, das ununterbrochen neun Monate lang mit Körper und Geist arbeiten und dann drei Monate an einem fort schlafen könnte, wäre kein Mensch.

Wenn wir demnach von dem täglichen Cyklus der Verrichtungen des Menschen und der Thiere Alles abziehen, was auf Rechnung der Angewöhnung kommt und was von fremdartigen Ursachen herrührt, so zeigt sich uns ein sehr deutlich ausgesprochener Charakter regelmäßiger Wiederkehr, eine Periode von einer gewissen Länge, welche mit der Dauer der Umwälzung der Erde um sich selbst zusammenfällt, oder doch bald wieder in dieselbe einlenkt. Auf die physiologische Entwicklung dieser Eigenthümlichkeit des thierischen Körpers lassen wir uns hier nicht ein, und bemerken nur, daß der Wechsel von Thätigkeit und Ruhe im Muskelsystem, von reger und schlummernder Sensibilität in den Nerven eine ursprüngliche, wesentliche Eigenschaft der Muskel- und Nervenkraft ist, welcher Natur und welchen Ursprungs nun auch diese Kräfte seyn mögen. Wir können uns, ohne daß sich das Wesen des Menschen völlig änderte, gar nicht denken, daß die Intervalle von Ruhe, welche sie durchaus zu fortgesetzter Lebensthätigkeit erfordern, sich bedeutend anders gestalteten. Die größten Physiologen theilen auch diese Ansicht; schon Cabanis macht auf den periodischen und isochronischen Charakter der Neigung zum Schlaf wie der andern Appetite aufmerksam; er behauptet auch, der Schlaf sey desto ruhiger und gesünder, je regelmäßiger wir jeden Tag zu derselben Zeit zu Bette gehen und aufstehen, und bemerkt, diese Regelmäßigkeit scheine in genauer Beziehung zu den Bewegungen des Sonnensystems zu stehen.

Die Rose.

An Justinus Kerner.

Ich stand in deinem Garten
In stiller Lust bei dir,
Da brachst du eine Rose,
Gabst sie zum Gruße mir.

Und aus der schönen Blume
Ein süßes Düften drang,
So wie aus Dichterseelen
Tiefsinniger Gesang.

Im goldnen Abendstrahle
Lag um uns her die Welt,
Zum lezten Male wurde
Die Rose hier erhellt.

Doch sollten Duft und Schimmer
Ihr nicht verloren seyn:
Ich legte sie, verwelket,
In deine Lieder ein.

Da werden um sie säuseln
Der Lieder Geister schon,
Da wird um sie erklingen,
Wie draußen, frischer Ton.

Und sonderbar! beim Sehen
Ein leichter Schimmer weht
Um die Verwelkte wieder,
Wie Schein durch Nächte geht.

Das machen deine Lieder
Mit ihrem vollen Hauch.
Was mehr noch, Frühling bringen
In's Menschenherz sie auch.

Wilhelm Kilzer.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

(Beschluß.)

Literatur. Theater.

Literarisch ist in lezter Zeit wenig hier erschienen, aber vieles angekündigt. Die meisten Schriften hiesiger Autoren werden übrigens aus begreiflichen Rücksichten im Auslande publizirt. So erschien von Streckfuß Gedichten eine neue Sammlung; Goethe's und Zelters Briefwechsel ist vollendet; Adalbert von Chamisso arbeitet an seinen Reisememoiren, denen sich seine an Abentheuern und merkwürdigem Wandel reiche Lebensgeschichte anschließen wird; W. Alexis hat einen neuen Roman: das Haus Düsterweg, beendet, von dem der Freimüthige einige Bruchstücke mittheilte. Daselbst stand auch eine erste Mittheilung aus dem zweiten Theile des Lebens Friedrich Wilhelms I. von Fr. Förster, ein Brief Friedrichs des Großen aus seinem Küstriner Gefängniß, der merkwürdige Aufschlüsse über des königlichen Jünglings kühne Ideen zu Tage bringt. Auch wird aus neu aufgefundenen Dokumenten, die in diesem Försterschen Werke Platz finden, sich die merkwürdige Thatsache hervorthun, daß die Mächte schon zu Anfang vorigen Jahrhunderts mit einem Plane zur Theilung Polens umgingen. — Das Leben des alten Doktor Heim wird, von seinem Schwiegersohn geschrieben, in drei Bänden erscheinen; ebenso die gesammelten Schriften Wilhelm Neumanns, von Barnhagen mit einer Biographie des Dahingegangenen edirt. — Von neuen Zeitschriften ist nur eine hier an's Licht getreten, eine Wochenschrift: „Berlin,“ von Ludwig Rellstab herausgegeben und von ihm allein geschrieben. Sie dürfte sich, wenn der Autor die ungeheure Arbeit aushält, als ein Berliner Tageblatt ihren Wirkungskreis verschaffen. Dr. Mundt, der hier domicilirt ist, gibt eine periodische Schrift ästhetisch-kritischen Inhalts, in Leipzig freilich, aber von hier aus, unter dem Titel „Zodiacus“ heraus, deren Probennummer sehr interessante Mittheilungen verstorbener Autoren enthält.

Das Theater wurde wenig beachtet. Das ungeheure Ereigniß, daß die Töchter der Madame Crelinger beim Königsstädtischen Theater mit der berühmten Mutter debütirten, wurde mit der Zeit zu einem gewöhnlichen, da dies Debütiren sich in die Länge zog, und der erste Partei- und andere Enthusiasmus durch diplomatische Unterhandlungen, welche hinter den Koulissen gepflogen wurden, sich abkühlte. Jezt verlautet es, daß die beiden jungen talentvollen Mädchen doch bei der Hofbühne engagirt werden sollen. Eine angehende berühmte Sängerin Mlle. Stephan, Spontini's Zöglingin, verläßt diese, angeblich von einem unwiderstehlichen Hange, sich dem Kloster zu widmen, getrieben. Dergleichen gehört jezt nicht zu den Seltenheiten, obgleich es bei Katholiken seltener ist, als bei Protestanten. Holtei gastirt mit großem Erfolge in Wien; ob ihn das aber hieher zurückführt, steht sehr dahin. Eine neue Oper von dem allerneuesten italienischen Komponisten Ricci, die drei Figaro, ist selbst an der Langmuth des Königsstädtischen Publikums gescheitert, und auch die eifrigsten Partisane der neuen Klingelmusik müssen gestehen: das geht nicht. Wenn es für jezt nicht geht, wird er doch einmal gehen; die Gewohnheit thut Alles. Nur nichts Gutes gebracht, oder wenn es geschieht, recht schlecht ausgestattet, so gewöhnt man das Publikum auch an das Allerschlechteste. An Methode fehlt es nicht.

Auflösung des Räthsels in Nr. 21:
Das Auge. Das Ohr. Die Nase. Der Gaumen. Die Hand.
In allen Sinnen.

Charade.

Reinheit ist des Ersten Tugend,
Und beim Mahl, muß ich gestehn,
Mag ich gern des schwer Entbehrten
Weißes Schmelzwerk schimmern sehn.

Scharf ist seiner Flächen Kante,
Scharf durchdringend seine Kraft,
Und mit Dank erkennt der Magen,
Was es lösend für ihn schafft.

Siechthum wendet sich zum Zweiten;
Heilen ist sein Aushängschild.
Daß doch die geprieſ'nen Kräfte
Oft versagen, wo es gilt!

Heilung suchen bei dem Ganzen,
Heißt ja wohl zum — Zahnarzt gehn?
Nein! da käme doch die Lösung
Gar zu wohlfeil euch zu stehn.

W.

Beilage: Monatsregister Januar.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 28.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 2. Februar 1835.

Mir ist's ganz tugendlich dabei.

Goethe.
Faust.

Die Brautnacht in Hamburg.

Es sind nun über zehn Jahre her, sagte der Graf, seit ich in Hamburg war. Ein verdrießliches Geschäft verzögerte meinen Aufenthalt über meine Absicht und Wünsche. Was zu sehen war, hatte ich gesehen; der Reiz der Neuheit war vorüber. Die wunderbare Mischung der Elemente, die zur Hälfte großartig freie Wasser- und zugleich winkelreiche Landstadt, der altreichsstädtische Charakter, vermischt mit dem holländischen, das glänzende Straßenleben, die üppige Behaglichkeit, Luxus mit Solidität verbunden, der Welthandel mit dem deutschen Typus, der derbe niedersächsische Schlag der Leute, die schönen Frauenbildungen, die zierlichen Vierländerinnen, im Gegensatz mit den Seeleuten, gebräunt von der Sonne der vier Welttheile, Malayen, Perser, Araber, Neger, alles das hatte seinen Eindruck auf mich nicht verfehlt, aber nun war er vorüber, ich war gesättigt. Ich zog mich aus den freiern, getümmelvollen Gegenden der Stadt mehr in das dunkle Centrum derselben zurück, wo zwar, wie überall in Hamburg, Zerstreuung genug war, die aber mehr den Geschäftscharakter trug, dem ich ja auch zu leben genöthigt war.

Die Börse mit ihrer unübertrefflichen Halleneinrichtung, der Hafen und die Buch- und Kunstläden gewährten mir in meinen Mußestunden eine nahrungsreichere Unterhaltung, als die endlosen Mittagsfêten, die zwar von der Gastlichkeit und dem soliden Fonds der Hamburger zeugten, aber räuberisch in meiner Zeit wühlten. Nachdem daher dem freundlichen Anstande Genüge geschehen, ich die Einladungen in der Reihenfolge angenommen, abgethan und meine Abschiedsbesuche gemacht hatte, betrachtete ich mich als einen wirklich Abgereisten und verschloß mich, meine Wohnung in einem der Hotels am Jungfernstiege aufgebend, in einem minder frequenten Wirthshause.

Aber eben die Einsamkeit und Abgeschlossenheit mitten in dieser üppigen, vollauf genießenden Stadt gab Vorstellungen Nahrung, welche ich entfernt von mir halten wollte. Wenn die Akten und Rechnungen beiseite gelegt waren, griff ich zu meinen Lieblingsbüchern. Aber weder die Dichter noch die Philosophen wollten mich hier ganz so ansprechen, wie es sonst der Fall gewesen. Ihnen fehlte der Saft, die Fülle, die strotzende Gesundheit, welche mich umgab. Wie lachten die blühenden Gestalten, die rothen Wangen im Hause über die idealen Wesen, denen der Dichter Lebenswahrheit zu leihen bemüht gewesen. Ihre Tritte, wenn sie in häuslicher Beschäftigung die Treppen herauf und hinunter flogen, an den Thüren klinkten, oder in den Zimmern neben mir wirthschafteten, störten meine Phantasie, ohne daß sie mich verführten, die Thüre aufzumachen.

Die Lebenslust im Hause war sehr erklärlich. Die Wirthin, obgleich Mutter von ganz artigen Töchtern, war selbst noch in den besten Jahren und hübsch, und suchte zuvörderst unter den vielen Freiern, die entweder die Wirthschaft oder ihre Person als annehmliche Zugabe zur guten Partie anzog, für sich zu wählen, ehe sie sich entschloß, für ihre Töchter dasselbe zu thun. So gab es denn viel Kurzweil und Neckereien, die zwar nicht bis zu mir im zweiten Stocke heraufdrangen, von denen ich aber täglich etwas kostete, wenn ich zu Hause kam; denn die Scene dieser häuslichen Vergnügungen war gewöhnlich nach alter Art auf dem geräumigen Flur, durch den ich meinen Weg nehmen mußte. Noch in meiner Stube angelangt, klang mir das Kichern der muntern Geschöpfe in die Ohren, die sich vermuthlich über den scheuen, sauertöpfischen Fremden lustig machten. Indeß hätte keine von diesen rothbackigen, lebensfrohen Wesen, nicht Mutter, nicht Töchter, für sich allein mich in Versuchung geführt. Es war mehr der Complexus von Gesundheit, Fülle, Frische, Schelmerei und Uebermuth, der auf die Sinne wirkte.

Eine etwas blassere Schönheit war die Cousine aus Lübeck, die nur zum Besuche hier war und in der Wirthschaft mithalf. Ich hatte sie nur einmal gesehen, und eigentlich läßt sich dies kaum sagen, denn als ich in die Flur trat, wurde sie gerade in die Küche abgerufen, und ich gewann von ihr nur einen halben Blick, indem sie sich sogleich abwandte, während ihre volle, doch elastische Gestalt und der schwebende Tritt mir deutlicher wurde. Doch darnach hätte ich sie kaum anderwärts wieder erkannt. Aber ihre Schlafstube war über meiner, und ich erkannte sie jedesmal an ihrem Tritt, wenn sie, gewöhnlich die Letzte von Allen, Abends hinauf ging. Dies geschah so regelmäßig, daß es für mich ein Zeitabschnitt wurde, wo ich etwa den Plato zumachte, oder das Licht auslöschte, und ich war mit mir selbst unzufrieden, wenn ich es einmal verschlief. Ihren Tritt hörte ich, wenn auch schwächer, nachher über mir wieder; ich hätte ihn wollen unter hundert Tritten heraus erkennen, und daraus bildete sich eine Bekanntschaft, welche, lediglich von der Phantasie unterhalten, doch von den Füßen aus mir die ganze Gestalt konstruirte, und die Cousine war nun meine nächste, liebste Bekannte, mit der ich mich in Gedanken unterhielt, ihr Fragen stellte und sie beantwortet erhielt.

Es gab dazumal in Hamburg unangenehme Streitigkeiten zwischen den Rationalisten und Superaturalisten. Treffliche Männer von beiden Seiten waren im Eifer für ihre Sache zu weit gegangen. Der Zwist hatte sich in jener friedlichen Zeit aus den Schreibstuben der Gelehrten bis in die Kinderstuben der Bürger verpflanzt, und an der Börse und im Theater stritt man sich über Gegenstände oder vielmehr über deren Anhänger — denn der Kampf war schon persönlich geworden — welche, aus dem Heiligthum des Gemüths entspringend, immer in der erhabenen Arena der Wissenschaft hätten bleiben sollen. Mit dem Mimen Ledrun, einem Manne von lebendigem Geiste und reger Theilnahme für alles, was selbst lebendig ist — er hatte damals noch nicht die Direktion der Bühne übernommen — hatte ich zuweilen über den Gegenstand gesprochen. Die neueste Schrift des Senators Hudtwalker erregte gerade eben so viel Aufsehen als Widerspruch. Ich nahm das Wort für ihn, ich suchte zu beweisen, daß aus dieser Polemik dieselbe geistige Tiefe und ächte Humanität durchschimmere, welche uns beide in seinem Halbroman: Bertholds Tagebuch, erfreut und erwärmt. — „Aber, Herr Graf,“ sagte Ledrun, „er ist doch ein Geisterseher.“ Ich fragte ihn, ob er nicht auch Geister sehe, wenn er in Momenten der künstlerischen Begeisterung sich in historische Personen verwandle, die er so täuschend wiedergebe, daß uns der Schauer der Wirklichkeit überkomme; und er habe die Personen doch nie gesehen, die Hunderte von Jahren in ihren Grüften schlummern. Das Gespräch wurde auf einem einsamen abendlichen Spaziergange über den Wall geführt, und durch die Kastanienwipfel blickte der Mond, der abwechselnd ein grelles Licht auf unsere Gesichter warf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus der Schule der Höflichkeit.

Vom Belehren und Warnen.

Jegliches Belehren und Warnen ist, weil's auf der Voraussetzung eines Mangels an Wissenschaft und Kenntniß, an Erfahrung und Urtheil beruht, an sich selbst unverbindlich. Nur den Eltern und Aufsehern gegen Kinder, den Obern gegen Untergebene mag es allgemeinhin gestattet seyn; obwohl es sogar in diesem Verhältniß durch häufige Widerholung oder durch besondere Herbigkeit und Einkleidung nicht selten Groll und Widersetzlichkeit erweckt. Als Regel läßt sich hier aufstellen, daß über Belehrungen die Frauen, über Warnungen die Greise unwilliger zu werden pflegen, als die übrigen Geschlechter und Lebensstufen. Die Frauen, weil nach vollendetem sechzehnten Jahre sie Studia absolvirt und überhaupt nichts mehr zu lernen haben; die Greise hingegen, weil sie völlig so viel Erfahrung, Takt und Lebensweisheit zu besitzen glauben, als ihnen ersprießlich ist, auch wohl noch einiges darüber; auch weil sie die Abnahme des Scharfblickes und Gedächtnisses, welche

bei hohem Alter einzutreten pflegt. nun gar der Gesundheit und Spannkraft des Körpers auf keine Weise zugeben und anerkennen wollen.

Gefällige Ehemänner pflegen etwaige Belehrungen ihrer Gattinnen in Fragen einzukleiden. „Meinst Du nicht," sagen sie, „meine Liebe, daß N. N. ein Schurke sey, und daß wir füglich ihm die Thüre werden verschließen können? Meinst Du nicht, daß hier mich für mir zu sagen sey?" Bei allgemeinerem Verhältniß aber verstecke man die Belehrungen, welche man glaubt, den Damen nicht vorenthalten zu dürfen, in Scherz, oder Schmeichelei, oder in eine artige Mischung aus beiden Bestandtheilen. Z. B. sage man bei Sprachfehlern: „Welche Anmuth ertheilt nicht den Worten und Reden des schönen Geschlechtes jene reizende Verwechslung des Dich und Dir; wie viel gröber ist nicht jene andere des Mein und Dein, zu welcher die Männer so aufgelegt sind!" Wenn so gute Worte ihnen zu Ohren kommen, werden die Damen, schon halb begütigt und nur zur Hälfte noch gereizt und ärgerlich, die Frage aufwerfen: wie sie denn zu reden und zu sagen haben? Worauf man so klar und bündig, als man es vermag, die Regel ihnen einzuprägen versuchen soll, obwohl sie vergeßlich sind.

Auf diese und andere Weise mag es bisweilen gelingen können, bei den Frauen ohne wesentliche Verletzung ihres Selbstgefühls Belehrungen einzuführen. Allein Greise mit einigem guten Erfolge zu warnen, ist nicht so leicht, schon weil sie argwöhnischer sind, als jene. Bei materiellen Gefahren, als Unebenheiten des Weges, Gräben, Thürschwellen und Aehnlichem, kann bisweilen durch ein schnelles Hinzutreten, als wie aus lebhaftem Mittheilungs- und Herzensdrang, verhindert werden, daß sie vorangehen, oder bewirkt, daß sie stehen bleiben; worauf man, als sey es von ungefähr, auf die Gefahr hindeuten, sie bemerklich zu machen versuchen darf. Stelle man sich in solchem Falle, als habe man selbst Beschwerde, über den Anstoß hinauszukommen; denn in Ansehung, daß auch die Jüngern nicht so gar leicht über die bedenkliche Stelle hinauszugelangen scheinen, wird in den meisten Fällen der Greis ihm dargebotene Hülfe nicht länger schamhaft verschmähen wollen. Einen größern Aufwand von Kunst erfordert die kitzliche Aufgabe, Greise von verderblichen Planen und Handlungsweisen zurückzubringen, oder von gefährlichen Persönlichkeiten ihre Gunst abzuleuken. Hinsichtlich der Unternehmungen hat man freilich Alles gewonnen, wenn es gelingt, deren Ausführung in die Länge zu ziehen. Auch sind die Greise nur ausnahmsweise zu Aenderungen geneigt, bringen sie viel gewöhnlicher durch hartnäckiges beim Alten Stehenbleiben, oder auch durch Versäumniß und Vernachlässigung sich in Schaden, und möchte es nicht so leicht seyn, sie in Bewegung zu setzen, wo es gilt, Gebäude und Wege auszubessern, oder ganz neue anzulegen, und so fort. Wende man daher seine Aufmerksamkeit ganz auf deren größeste Gefahr, den Favoritismus. Diesem sind Greise deßhalb besonders ausgesezt, weil sie in dem Maße, als die lebende Welt mehr und mehr ihnen den Rücken zuwendet, sie leichter Personen geneigt werden, welche ganz ihnen sich hinzugeben scheinen, dabei jedoch selbstsüchtige Zwecke zu verfolgen in Gewohnheit haben, Geld und Gut, Vermächtnisse, Verwendungen und Aehnliches zu erlangen streben. Nothwendig erregen solche Günstlinge bei den Angehörigen des Greises und sonstigen Betheiligten viel Nachdenken, Besorgen und Fürchten, und es geschieht nicht selten, daß solche ihre Bedenklichkeiten in rauhen, harten Worten an den Tag legen, auf den guten Alten einstürmen, wohl selbst ihn behandeln, als sey derselbe ein Kind ohne Scharfblick, Urtheil und Erfahrung. Indem man auf diese Weise dessen Selbstgefühl empört, fügt man zu dem Uebergewichte, welches der Schmeichler bereits durch eigene Klugheit sich erworben, nun auch das Zugewicht der Hartnäckigkeit des Greises in der Behauptung eigener Wahl und Neigung. Vielmehr soll demnach der Warner denselben Weg einschlagen, wodurch absichtsvolle Menschen die Herzen der Greise zu beschleichen pflegen. Eine unausgesezte Aufmerksamkeit auf deren Bedürfnisse, Wünsche und schwache Seiten wird dann freilich noch mehr dienen können, dem Uebel vorzubeugen, als dasselbe hinwegzuschaffen, wenn es schon eingetreten ist, doch selbst in diesem Falle noch immer anwendbar seyn. Dabei vermeide man, offenbar gegen die Person, welche man verdrängen will, zu arbeiten, mache derselben ein freundlich Gesicht, und überlasse es dem Mißtrauen, welches die Natur dem Greisenalter zugesellt, die bösen und verdächtigen Seiten des Günstlings auszuspähen, was nicht ausbleiben wird, sobald man sich nur enthält, mit Plumpheit vorzugreifen.

Im Allgemeinen also vermeide man, Andere zu belehren und zu warnen. Wo jedoch der Sache gar nicht auszuweichen ist, schicke man sich, nach Maßgabe obiger Beispiele, in Zeit und Verhältnisse, suche man seine Belehrungen und Warnungen den Umständen wohl anzupassen. Unter Freunden z. B. gebe man ihnen Ton und Farbe herzlichen, tief empfundenen Antheils; denn in diesem Verhältniß erweckt ein klügliches um den Brei Herumgehen nothwendig Mißtrauen und Zweifel über die Gesinnungen und Absichten des Freundes. Hingegen mögen sie gegen Obere und Höhergestellte die Form der respektvoll devoten Erinnerung an voraussetzlich nur Uebersehenes und Vergessenes annehmen können. Gegen Kinder und selbst Jünglinge und halberwachsene Mädchen soll man sie ganz unbefangen für dasjenige ausgeben.

was sie sind; diese Creaturen pflegen so ziemlich an Zurechtweisungen gewöhnt zu seyn und zu überhören, was ohne den nöthigen Nachdruck ausgesprochen wird; obwohl eine sehr verbesserte Erziehungsmethode seit einiger Zeit auch bei der Jugend die Entwicklung einer löblichen Selbstständigkeit begünstigt hat, weßhalb man heutzutage nicht selten Knaben antrifft, welche nur ungern den Zaum fühlen und die, welche denselben fest anziehen möchten, mit schöner Entschlossenheit aus dem Sattel werfen.

In geschichtliche Meldungen und Darstellungen pflegen unbedachte Menschen wohl auch das Unwahrscheinliche aufzunehmen, dem man doch ebensowohl auszuweichen hat, als dem Lügenhaften und erweislich Unwahren. In solchen Fällen hüte sich der Zuhörer, seine Zweifel laut auszusprechen, welches stets für den Erzähler kränkend ist, bisweilen aber auch die Unkunde des Zweiflers unvortheilhaft in's Licht sezt. In einigen Provinzen, Reichen und Städten werden sämmtliche Menschen lehrbegierig und warnsam geboren; man pflegt daselbst Sprachfehler, häusliche und anderweitige verfehlte Einrichtungen auf der Stelle vor allen Leuten und in fast grämelnder Manier zu rügen. Den allgemeinen Ton muß man dann freilich wohl annehmen und die Gewohnheiten des Landes mitmachen, aber nicht über die Grenze hinaus sie verpflanzen wollen. Denn was hier, wenn auch nicht eben gefällt, doch mindestens nicht auffällt, wird da, wo's nicht in Gebrauch, den übelsten Eindruck machen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Gastronomischer Wegweiser.

Wenn sich in Deutschland Jemand entschließt, einige Wochen seinen Geschäften oder seiner Alltagsgewohnheit abzubrechen, so kommen in der Regel vor dem innern Spruchkollegium folgende Fragen zur Debatte: soll er sich überzeugen, ob die Pomeranzenbäume in ihrer Heimath gerade so aussehen, wie im Hofgarten? soll er sich auf das Dampfboot setzen und sich eine Zeitlang in das Gewühl der Londoner Welt stürzen, oder aber an der Seine die Orte besichtigen, wo größtentheils die neuere Geschichte gemacht worden ist? Sehr häufig, vielleicht in den meisten Fällen, fällt die Entscheidung für Lezteres aus, und zahllos sind die Schaaren unserer Landsleute, welche die Neugierde nach Paris treibt, abgesehen von denen, welche hier etwas lernen wollen. Für alle diese möchten Winke über äußeres Verhalten, welche ihnen die Bewegung in dieser Stadt erleichtern und den Aufenthalt angenehmer machen könnten, willkommen und in diesen Blättern an ihrem Orte seyn. — Wir beginnen mit der Hauptsache und geben im Folgenden einen gastronomischen Wegweiser.

Man braucht keine fünfzigtausend Franken Renten, um in Paris zu leben; denn man kann für 16 Sous zu Mittag speisen, und der Wirth, der für dieses Geld eine Suppe, zwei Teller mit Fleisch und Gemüse und einen Carafon Wein liefert, nennt sich Restaurateur; beim Gargottier aber hat man die Schüssel für vier Sous. Der Gargottier sezt gewöhnlich über seine Thüre die Inschrift: ici on donne à manger à tout prix. Hier restaurirt sich der Maurer- und Steinhauergeselle, der Handlanger u. s. w. Das Aeußere dieser Etablissements ist so modest, daß der Fremde nicht leicht versucht wird, hineinzutreten; hingegen läßt er sich wohl durch die Aufschrift: Cuisine bourgeoise, verführen; er denkt da eine gesunde Hausmannskost zu finden, und kaum hat er das Mahl genossen, so sinnt er auf Mittel, es so schnell als möglich wieder los zu werden. Die Pensions bourgeoises sind dagegen sehr gute und wohlfeile Anstalten. Man trifft sie in der Nähe der Arznei- oder Rechtsschule und ähnlicher Institute; sie sind für die Studenten berechnet. Die Kost ist einfach und nahrhaft; Gemüse kommen selten vor, da die Studenten sich meist auf Eine Mahlzeit beschränken, und Brod können sie essen, so viel sie wollen (sie haben pain à discrétion); die Wirthin ist aber oft genöthigt, die jungen Herren, die mit etwas zu gesundem Appetit gesegnet sind, zu ersuchen, sich anderswo zu abonniren. Sehr oft steht mit den Pensions bourgeoises ein Hôtel garni in Verbindung; für ein Zimmer bezahlt der Student 16 — 24 Franken monatlich, für den Mittagstisch 57 Fr.; der Wein wird besonders bezahlt. Eine Stufe höher stehen die Tables d'hôtes; der Preis ist von 26 Sous bis zu 4 und 5 Franken. Da, wo es am theuersten ist, findet sich oft die verdächtigste Gesellschaft. An den eleganten Tables d'hôtes trifft man häufig zweideutige Damen, entweder geradezu, was man hier Femmes entretenues nennt, oder Frauen, die ihren Männern davongelaufen. Vor diesen Geschöpfen muß sich der Fremde besonders hüten; wenn sie sich auch uneigennützig bezeigen, so stürzen sie ihn doch in allerlei Ausgaben, und zulezt bekommt er Händel mit dem Eheherrn oder einem Rivalen. In einigen Häusern dieser Art wird nach Tisch gespielt, Anfangs niedrig, dann gibt Einer oder der Andere Champagner oder Punsch zum Besten, die Köpfe erhitzen sich, und der unvorsichtige Neuling muß den Champagner theuer bezahlen. Selbst Escrocs besuchen die Tables d'hôtes; sie sind meistens sehr gut gekleidet und zeichnen sich durch feine Wäsche und schöne, reiche Foulards aus, die sie meist Andern aus der Tasche geholt haben.

Die Gastgeber heißen im Allgemeinen Traiteurs; man unterscheidet aber Traiteurs restaurateurs und Traiteurs marchands de vin. Unter Erstern gibt es viele à prix fixe; Richard, Richefeu im Palais-royal sind die Notabilitäten unter ihnen. Sie haben ein sehr großes Lokal, reich mit Spiegeln, rothseidenen Vorhängen, Uhren und Candelabern geschmückt; das Mittagessen kostet mit dem Weine 40 Sous; drei Schüsseln und Dessert nebst Suppe. Hier ist der größte Zufluß von Fremden, welche sich noch nicht einzurichten wissen. Auf der Karte sind zwar eine Menge Gerichte angezeigt, und mitunter die feinsten; aber diese sind entweder gar nicht zu haben, oder schlecht. Im Ganzen genommen kann man nicht wohl theurer und schlechter zu Mittag essen, als im Palais-royal für vierzig Sous. Die gesundeste Kost trifft man in der Regel bei den Marchands de vin traiteurs; allein hier ist sehr gemischte Gesellschaft, denn der Marchand de vin hat seine besten Kunden unter den gemeinen Volksklassen; nichtsdestoweniger sind die Mahlzeiten da nicht wohlfeil.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 29.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 3. Februar 1835.

Vois l'homme en Mahomet!

Voltaire.
Mahomet.

Sultan Mahmud und der Divan.

Der ehemalige französische Generalkonsul in Trapezunt, Fontanier, gehört zu den verdienstvollsten Reisenden der neuesten Zeit. Seine frühern Berichte erschienen 1829 und haben die Ethnographie, Geographie und Alterthumskunde ansehnlich bereichert; die vor Kurzem erschienene Fortsetzung enthält die Früchte seiner im Jahr 1830 unternommenen zweiten Reise in den Orient. Er befand sich in Konstantinopel wie in Trapezunt in einer sehr günstigen Stellung, um den Gang der türkischen Verwaltung im Kleinsten beobachten zu können, und das vorliegende Buch gibt vornehmlich die Resultate dieser seiner zweijährigen Beobachtungen. Der durch das Ganze herrschende Ton ist sehr unbefangen und leidenschaftelos und erweckt Vertrauen. Desto mehr Aufmerksamkeit verdienen die zahlreichen Punkte, in denen er von den Ansichten früherer Reisenden mehr oder weniger abweicht. Hieher gehört namentlich die Art, wie er die Reformen des Sultans darstellt; er behauptet, man habe von denselben im Allgemeinen ganz falsche Begriffe, und wenn die folgende Schilderung ganz naturgetreu ist, so möchte allerdings Mancher an seinen Vorstellungen Einiges zu berichtigen finden.

* * *

Um die Mitte des Jahres 1830 schiffte sich Fontanier auf der Goelette „la Surprise" ein, welche der griechischen Regierung die lezten 500,000 Franken überbrachte, die man ihr zum Geschenk machte. Die Abreise wurde durch die Nachricht von der Einnahme Algiers beschleunigt, und an demselben Tage, wo sie nach Paris gelangte, ging die Goelette unter Segel. Die Ueberfahrt bietet nichts Erhebliches dar. Wir bemerken bloß, daß überall, wo die Goelette beilegte, Fontanier die mohametanische Bevölkerung durch die Nachricht von dem Sturze Algiers sehr aufgeregt fand. Diese Waffenthat gab ihnen einen hohen Begriff von der französischen Kriegsmacht, und sie schien ihnen weit wichtiger, als alle Vortheile, welche Rußland bis dahin errungen hatte. Furcht allein vermag ihren Verhandlungen mit den Christen einigen Anstrich von Freundschaft zu geben, und so blieb denn allerdings der glückliche Ausgang der Expedition gegen Algier nicht ohne Einfluß auf den Beschluß des Divans, als ihm die Julirevolution notifizirt wurde. Die Kunde von dem großen Ereigniß kam nach Smyrna am Tage vor der Abreise Fontaniers nach Konstantinopel.

Seit seiner Abwesenheit waren wenige Veränderungen in der Hauptstadt des türkischen Reichs eingetreten. Die von dem Großherrn eingeführten Reformen hatten bloß die Tracht seiner Unterthanen zum Ziele gehabt,

und diese waren dadurch zum groteskesten Volke der Erde umgeschaffen worden. Die kostbare Bekleidung, die weiten Röcke, die ansehnliche Kopfbedeckung gaben ehemals den Türken ein ernstes Ansehen und verhüllten ihre körperlichen Gebrechen, so daß sie sogar für einen schönen Menschenschlag galten. Kaum waren aber an die Stelle der alten Tracht die kurzen Jacken und die Kosakenhosen getreten, nebst der rothen Mütze und den schwarzen Pantoffeln, so war aller Zauber verschwunden; wenn man Fontanier glauben soll, so würde sich der Ausschuß der abendländischen Völker neben den heutigen Türken vortheilhaft ausnehmen. Bei der jetzigen Tracht können sie nicht mehr ihre krummen Beine, ihre Flechten und die Magerkeit ihrer stupiden Gesichter verstecken. Diese so vortheilhafte Metamorphose verdanken sie ihrem Souverän; der Sultan hat sich übrigens mit solcher Resignation selbst in seine Reformen gefügt, daß seine Unterthanen in der That keinen Anlaß haben, zu klagen. Fontanier begegnete ihm eines Tages, als er eben aus der Moschee von Therapia kam. Er war zu Pferd und trug einen apfelgrünen Rock, der über und über mit Golddorten besezt war, ohngefähr wie eine Livree bei uns; sein Bart, der sonst lang und sorgfältig gekämmt war, hatte kaum einen Zoll Länge und sah ohngefähr aus wie der eines Galeerenzüchtlings, der sich nicht rasiren kann; sein Kopf war mit der obligaten rothen Mütze bedeckt, von welcher eine goldene Eichel herabhing. So ritt er, von zwei Ministern begleitet, durch eine doppelte Reihe Soldaten, welche die Kaisergarde vorstellten und in Einem fort hou! hou! schrien, während sie das Gewehr präsentirten. Seine Hoheit schien nichts von der Selbstzufriedenheit verloren zu haben, die den Mohametaner auszeichnet, wenn er gebadet, gefrühstückt, seine Waschungen gemacht und seine Andacht verrichtet hat; er warf rechts und links einen ziemlich stumpfen Blick umher, und in den niedergeschlagenen Zügen waren Spuren von Unruhe und Ausschweifungen zu bemerken.

Die Berichte über Sultan Mahmud sind so widersprechend, daß Fontanier sein Urtheil mit einiger Vorsicht ausspricht. So leid es uns thut, unsere frühere Ansichten über diesen Mann, den wir mit Vielen hoch schätzten, widerlegt zu finden, so wenig nehmen wir Anstand, dem Urtheile Fontaniers Glauben zu schenken, das, bei aller Strenge, von Unparteilichkeit zeugt. Den Ruhm eines Reformators zu erwerben, ist es nicht genug, daß ein Souverän das Kostüm seiner Unterthanen abändere, daß er sie nach diesem oder jenem Systeme manövriren lasse; er muß vor Allem darnach trachten, in den verschiedenen Zweigen der Verwaltung, der Justiz Verbesserungen einzuführen. In dieser Beziehung ist man in den sieben Jahren, seit die Janitscharen ausgerottet worden sind, eher zurück, als voran gekommen. Man hat von zahlreichen Hindernissen gesprochen, von dem Geist der Routine, von den religiösen Vorurtheilen, die sich ihm in den Weg stellen sollen; allein die Einwohner sind gar nicht in der Lage, der Regierung den geringsten Widerstand leisten zu können, und es hing bloß von des Sultans Willen ab, jede beliebige nützliche Institution in's Leben zu rufen. Von den Janitscharen allein hatte er eine Opposition zu befürchten, und diese Opposition ist niedergeschlagen; nie waren die Firmans der Pforte pünktlicher vollzogen worden, aber diese Firmans hatten nie einen andern Zweck, als Geld zu erpressen, irgend ein Monopol zu sichern, irgend eine Korporation oder Individuen zu beeinträchtigen. Hätten sie Verbesserungen bezweckt, so würden sie die Zustimmung der ganzen Bevölkerung erhalten haben. Zwar, um sich in Allem nach europäischer Weise zu richten, hat Se. Hoheit einen Ritterorden gestiftet, den man die Ehrendekoration nennt; aber das Wort Ehre und der Begriff, den wir damit verbinden, sind den Türken völlig fremd und haben bei ihnen durchaus kein Synonym.

Das Privatleben Mahmuds ist noch weit minder lobenswerth als sein öffentliches Wirken. Als Moslim sollte er sich alles dessen enthalten, was die Sitten und den religiösen Glauben seiner Unterthanen verlezt. Der Coran verbietet die Völlerei, und es ist allgemein bekannt, daß Se. Hoheit nur selten lichte Augenblicke hat; der Coran hält zu häuslichen Tugenden, zu patriarchalischen Sitten an: seit drei Jahren lebt der Sultan nicht mehr mit seinen Frauen und ist von öffentlichen Mädchen umgeben. Der allzuvertraute Umgang mit den Ungläubigen ist verboten, der Sultan läßt sie jeden Tag vor sich. Gibt er den fremden Gesandten ein Fest, so erscheint er bloß incognito; kaum aber ist er seine Gäste los, so läßt er griechische Tänzerinnen kommen und überläßt sich den schändlichsten Ausschweifungen. Endlich, und das ist in den Augen der orthodoxen Unterthanen sicher nicht sein geringstes Verbrechen, die meiste Zeit bringt er mit Fischen zu, an der Bai von Therapia, wo er mitten unter Griechen, Armeniern und Franken seine Angel auswirft. Unter den Türken herrscht allgemein der Wahn, den Christen seyen besonders drei Dinge eigenthümlich: sich betrinken, Schweinefleisch essen und die Weiber in Gemeinschaft besitzen. Daraus läßt sich die Verachtung erklären, die sie gegen die Christen hegen, und diese Verachtung fällt natürlicherweise auf ihr Oberhaupt zurück, das es den Christen in Allem möglichst nachthut.

(Der Beschluß folgt.)

Die Brautnacht in Hamburg.

(Fortsetzung.)

„Unsere Kunst," sagte Lebrun, „schlängelt sich hindurch, sie weiß selbst nicht wie, zwischen dem Koth der Materie und den ätherischen Funken einer übersinnlichen Welt. Zuweilen glaube ich es zu seyn, der alte Todte, mein eigener Körper fällt zurück, und elastisch werde ich von der Idee gehoben, daß die große historische Person in mir wirklich wiedergeboren ist. In andern Momenten schlottert hingegen mein Ich um mich her, ich werde mich dessen bewußt, ich fühle es im Finger, in der Zehe, und der Angstschweiß des Gedankens plagt mich, daß die ideelle Gestalt die bleierne irdische nicht mit sich fortreißen kann. In jenen Momenten spiele ich, nach meinem Urtheil, gut, in diesen unerträglich. Das Publikum urtheilt oft anders. Wenn ich so ganz übergegangen bin in einen fremden Geist, dann werden es auch die Andern um mich, ihr Spiel hebt sich für mich, die Bretter, die Lampen, die Zuschauer sind vergessen, ich lache aus wirklicher Freude, und die Haare sträuben sich mir wie dem Garrick, wo er als Richard sein Königreich um ein Pferd bietet und die Bretter unter ihm zum wirklichen Schlachtfelde von Bothworth wurden. Solche Momente der Magie sind indeß selten, und sie sollten immer aufgespart bleiben für das Höchste. Ich begreife zum Exempel nicht, wie dieser selbe Garrick sich dazu verstehen konnte, das Gespenst eines verstorbenen Aldermans zu spielen, damit der erschreckte Hogarth nach der Vision das Porträt desselben malen konnte. Vermöge Mimik, Schminke, Bart würde es mir wohl gelingen, unsern verdienstvollen Gerhard von Hostrupp oder meinen trefflichen Freund, den Buchhändler Campe, so zu copiren, daß seine Hausgenossen sich vielleicht von dem blassen freundlichen Gesichte, den klugen Augen, dem suchenden Blicke, der gesenkten Haltung des Hauptes täuschen ließen; aber ich würde mich selbst nicht täuschen können, eine innere Angst würde mich jeden Augenblick drängen, aus der Rolle zu fallen und den Leuten zu sagen: glaubt nicht, daß ich Campe bin, ich bin nur Karl Lebrun."

In dem Augenblick waren zwei Männer vorübergegangen, vom Monde hell angestralt, um sogleich wieder im Dunkel zu verschwinden. Als sie, selbst, wie es schien, in eifrigem Gespräch, die Hüte gelüftet, erkannten wir auf der Stelle die beiden eben genaunten geachteten Buchhändler. Lebrun fuhr unwillkührlich zusammen und ergriff dann meinen Arm, um mich fortzuziehen. „Sie sehen, Herr Graf, wie gefährlich es ist, auch nur mit der Phantasie Geister zu citiren. Indem ich das sprach, hatte ich mich unwillkührlich in die Person jener beiden Ehrenmänner versezt, ich war sie selbst geworden, in Miene, Stellung, Schritt, Blick, und ich erschrack, als sie plötzlich vor mir standen, ihr Eigenthum, nämlich sich selbst, von mir zu vindiciren. Es ist mir dies übrigens nichts Neues. Von französisch lebendigem Blute, versezte ich mich, ohne es zu wollen, von jeher schnell in fremde Persönlichkeiten, z. B. beim Lesen, Recitiren von Gedichten, und wurde dann nicht selten von der Person, deren Brief oder Schrift in meinen Händen war, überrascht und erschreckt. So bin ich einst, als ich noch in Mainz war, in dem kleinen Lustspiel: „Ich bin mein Bruder," beschäftigt. Es war ein Spiel des Zufalls, daß ich dabei an meinen hundert Meilen in Frankreich entfernten Bruder dachte; ich spielte mich in ihn hinein. „Lebrun, wie spielst du heute? wie siehst du aus?" fragen mich die Mitspieler; es war nämlich in der Probe, und gar kein Grund da, daß ich in der modernen Liebhaberrolle eine Maske annahm. Plötzlich höre ich einen Schrei hinter den Kulissen, eine Schauspielerin sieht mich entsezt, geisterbleich an: „Sind Sie's oder nicht?" — „Er ist doppelt!" ruft es, und ich, mit meiner Scene fertig, stürze aus der Leinwandthüre, um meinen wirklichen Bruder vor mir zu sehen. Als wir uns in den Armen lagen, war zwar für die Schauspieler aus dem Schreckdrama ein gewöhnliches Lustspiel von Irrungen und Zwillingen geworden, da wir uns ähnlich sehen, und meines Bruders Anwesenheit hatte auch einen natürlichen Grund, indem er eben mit einem Transport heimziehender Freiwilligen zurückgekehrt war; aber für mich blieb es ein Melodram mit glücklichem Ende, und hatte die Wirkung eines Lehrgedichtes. Ich machte es mir zum unverbrüchlichen Gesetz, nie eine lebende Person zu kopiren, und, was an mir, meiner Phantasie keinen Spielraum zu geben, um Freunde und Verwande zu citiren. Freilich läßt sich das nicht immer so thun, aber ich habe die traurige Erfahrung, daß ich nicht immer mit dem bloßen Schreck davon komme, daß gerade den Personen, in die ich mich hineindenke und sie für mich spiele oder bin, wie Sie es nennen wollen, in dem Augenblicke gerade etwas Unangenehmes begegnet, oder daß mir durch sie etwas widerfährt. Ich glaube nicht effektuell an Geistererscheinungen, noch an Beschwörungen, aber daß die Macht des menschlichen Geistes noch andere Kräfte und Influenzen auf Anderer Geister hat, als deren Motiven und Organen wir logisch nachgehen können, liegt mir außer Zweifel. Deßhalb war mir die mystische Richtung in unserer Literatur von Anfang an zuwider; ich habe mich bemüht, durch Uebersetzungen aus dem Französischen ihr entgegen zu arbeiten, und mir graut auch jezt, und zwar nicht aus Mangel an Religion, vor den pietistisch-mystischen Bestrebungen in der Theologie. Hätte

sie es nicht meist mit abgeschiedenen Geistern zu thun, die bei uns kein Recht mehr auf ihre Existenz haben, so graute mir vor meiner eigenen Kunst. Aber da sie außer jenen jezt fast nur mit wesenlosen Wesen zu schaffen hat, mit Charaktergebilden, die, wenn sie auch in der ganzen Fülle der dichterischen Idee wirklich würden, doch nicht die Kraft hätten, ein Kartenhaus umzublasen, so versöhnt mich das wieder."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Gastronomischer Wegweiser.

Ein Marchand de vin traiteur in Montmartre, nicht weit von der Barrière des Martyrs, macht treffliches Sauerkraut zurecht, ferner Nudeln und andere vaterländische Gerichte; ich empfehle diese Anstalt den Landsleuten, welche mit dem gastronomischen Heimweh geplagt sind. Unter diesen Marchands de vin haben viele großes Vermögen erworben. Die Vendanges de Bourgogne waren noch vor nicht gar langer Zeit ein Cabaret, welches nur durch seine trefflichen Hammelsfüße bekannt war; heutzutage ist es das größte Restaurant von Paris, mit einer eleganten Façade, welche die Aussicht auf den Kanal St. Martin hat; hier werden Hochzeiten, Repas de Corps und politische Bankette gehalten; hier hat Lafayette manches Glas Champagner zu Gunsten der Freiheit ausgetrunken, und hier ist schon manches Poulet à la Marengo zu Ehren des Kaisers verzehrt worden.

Die Aristokratie unter den Restaurateurs bilden Lointier, Véfour, Véry, die Frères Provençaux, das Café de Paris, Café Hardy, Café anglais. Der Salon von Véry funkelt ganz von Gold, Spiegeln und Krystallampen. Kaum dürfte sich im königlichen Schlosse ein Saal mit reichern Dekorationen finden. Die Preise sind hier aber auch enorm. Der ordinäre Wein kostet 40 Sous, die geringste Schüssel 20 – 30 S. Zu Zweien kann man sich mit einiger Oekonomie indessen so einrichten, daß man mit 15 Franken wegkommt. Le Cadran bleu, le Veau qui tette, und besonders le Rocher de Cancale dürfen nicht übergangen werden. Zur Zeit, wo man mehr Wein hier trank als Kaffee und sich um die Politik wenig bekümmerte, war der Rocher de Cancale berühmt. Die Lieder, welche hier gesungen wurden, machten einen wichtigen Theil der Tagesliteratur aus, und die heutzutage fast vergessenen Namen, die im Caveau moderne figuriren, gehörten zu den gefeiertsten jener Zeit.

Für den Deutschen, der zum ersten Male in ein französisches Restaurant tritt, ist es schwer, sich zu orientiren, daher hier einige Bemerkungen Manchem willkommen seyn werden, der vor hat, die Pilgerschaft nach Paris zu machen. Für's Erste muß der Fremde hier, wie überall, thun, als wäre er zu Hause; er muß nicht schüchtern, aber auch nicht zu keck auftreten, nichts zu lange betrachten, über nichts erstaunen. Uebrigens glaube man ja nicht, daß der Fremde in Paris mit Zurücksezung behandelt werde; im Gegentheil, der Pariser weiß zu gut, daß die Fremden ihm Vortheil bringen; er stellt den Engländer als Karrikatur auf's Theater, aber in den Restaurants, im Kaufladen, kurz, wo der Engländer Geld ausgibt, wird er höchst zuvorkommend aufgenommen, und so durchweg alle Fremde. Sobald man Plaz genommen, verlangt man die Karte; wer nun nicht mit der kulinarischen Terminologie der Pariser bekannt ist, thut wohl, bloß die Gerichte zu bestellen, die er kennt. Die Garçons haben übrigens eine ganz eigene Art, die Namen der Gerichte abzukürzen; Beefsteaks pommes heißt ein Beefsteak mit Kartoffeln; Vol-au-vent – was ist das? hier zeigt sich wieder ganz die französische Windbeutelei: Vol-au-vent ist eine Pastete; der Teig ist dabei so leicht, daß ihn der Wind wegblasen kann. Die Auswahl der Speisen ist auch für den Einheimischen oft schwierig; indessen sind die Karten seit einiger Zeit bequemer eingerichtet. Sonst hatte man mächtig lange Zettel, die man nur mit Mühe in den Händen hielt und übersah; jezt findet man auf jedem Tische ein elegant gebundenes Carnet; die Speisen sind darin fast wie in einem Diktionnair angegeben und unter verschiedene Rubriken gebracht. Die leckern, meistens süßen Gerichte findet man unter der Rubrik Entremets angezeigt u. s. w. So streng übrigens die Ordnung im Auftragen der Speisen bei regelmäßigen Diners eingehalten wird, so unordentlich sind die Franzosen beim Restaurateur. Ich habe oft Mahlzeiten beigewohnt, die mit Fischen anfingen und mit Bratwürsten endigten. Eine ganz eigene Einrichtung ist, daß man aus einer ganzen Flasche, die Einem vorgestellt wird, die Hälfte oder auch nur den vierten Theil trinken kann, und dann nur bezahlt, was man getrunken hat. Der vierte Theil der Bouteille heißt Carafon. Ist man zu Zweien, so hat man den Vortheil, daß bei den bessern Restaurateurs ein Gericht pour un, d. h. eine Portion, für zwei hinreicht; die Portion ist so stark, daß sie ein Einzelner, auch mit dem kräftigsten Appetite, nicht wohl zwingen kann. So thut man auch besser, zu Vieren, zu Sechsen in ein Restaurant zu gehen; man kommt wohlfeiler zur Mahlzeit, als bei ungeraden Zahlen.

Im Ganzen genommen sind die Restaurants von Paris nett und elegant; Spiegel machen die Hauptdekoration aus; sie gewähren den Vortheil, daß die Dame am Comptoir Alles sieht, was vorgeht, und mehrere Zimmer zugleich überschaut. Dies ist keine unnöthige Vorsicht: die silbernen Löffeln und Gabeln werden ihnen häufig gestohlen. Eine List, durch welche die Gauner neuerdings viele Wirthe getäuscht, besteht darin, daß sie an die Stelle des silbernen Bestecks behende ein Couvert von Métal d'Alger legen, welches dem silbernen sehr ähnlich ist. Die Garçons sind höflich und flink; wenn sie im Gedränge der Bestellenden den einen oder andern übersehen, so wissen sie ihn mit der charmantesten Art von der Welt zu beschwichtigen. Ihre Artigkeit hat aber seine guten Gründe, indem der Garçon vom Hausherrn keine Bezahlung erhält, und in dieser Hinsicht lediglich auf den Verzehrenden angewiesen ist. In einem geringen Restaurant bekommt der Garçon einen Sou; diese sehr lästige Kontribution steigt mit dem Preise der Mahlzeit, und es gibt Anstalten, wo der Garçon 10, ja 20 Sous erhält. – Dem Deutschen schmeckt im Ganzen die französische Küche nicht; sie ist in den geringen Speiseanstalten fade und mager, in den vornehmern überfett und zu stark gewürzt. Besser behagen uns Deutschen in der Regel die englischen Tables d'hôtes, wo man kräftiges Fleisch und ungekünstelte, aber derbe Speisen erhält. Wir empfehlen in dieser Hinsicht den englischen Restaurateur auf der Place des Italiens; eine andere Anstalt, die aber weit theurer ist, befindet sich in der Rue de Rivoli.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 30.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 4. Februar 1835.

H. — Was diese Liebenden erzählen,
Ist wundervoll.
T. — Mehr wundervoll als wahr.
H. — Doch diese ganze Nachtbegebenheit,
Und ihrer aller Sinn, zugleich verwandelt,
Bezeugen mehr als Spiel der Einbildung.

Shakespeare.
Sommernachtstraum.

Die Brautnacht in Hamburg.

(Fortsetzung.)

Ich dachte, zu Hause angekommen, diesen Grillen des Künstlers nach. Ich fragte mich, ob ich ein Recht habe, die Person der Cousine in die Salons meiner Phantasie zu citiren, ob ich ihr dadurch Schaden bringe oder nicht, und vertiefte mich in ein Meer von müßigen Fragen, die durch die That immer dahin entschieden wurden, daß die elastische blasse Gestalt vor mir stand, auf den Tisch sich lehnte, auf dem Sopha saß und im Zimmer auf und ab ging. Endlich nahm ich mich zusammen und suchte durch Lektüre das gaukelnde Bild zu verscheuchen.

Ich war im Phädrus gerade zu der Stelle gekommen, wo Sokrates von den auftauchenden Erinnerungen an eine frühere Existenz spricht. Ich legte das Buch nieder und übersann alle mir bekannten Erklärungen dieser eben so undeutlichen als berühmten Stelle. Wie oft im Leben, ehe ich in der Schule den Plato las, war es mir begegnet, daß mich ein ungewöhnlicher Vorfall, ein Anblick, der mir überraschend seyn mußte, weil er mir noch nie begegnet seyn konnte, doch nicht überraschte, daß mir ein dunkles Bild dämmerte, einmal in ähnlicher Situation gewesen zu seyn, diesen wilden Menschen, dieses lächelnde Mädchen schon gesehen zu haben. Auch nachher, im wild bewegten Leben, bei wie manchem großen Unglücke, das mich zerschmettern sollen wegen des gewaltsam Unerwarteten, hatte ich ein lindes Trostwehen in der dunkeln Ahnung gefunden, daß ich gerade dasselbe ja schon einmal überstanden. Auch jetzt in diesem Augenblick überkam es mich, ich müsse schon vor Uralters so auf dem Sopha, gerade in solcher Stube gesessen haben, etwas erwartend, die linke Hand auf's Buch gelegt, mit der Rechten die Putzscheere in der Hand. Wenn ich das Licht putze, werde es ausgehen und ich im Dunkel sitzen.

Ich wußte das Alles vorher, ich wollte es nicht, aber es geschah doch gerade so. Ich saß im Finstern, die Sterne schienen über die Kanalstraße, auf die meine Fenster ausgingen, es schlug Mitternacht; es mußte aber noch etwas kommen — was, wußte ich nicht, aber damit war die Erinnerung nicht aus. Jetzt schlug unten die Thüre der Speisekammer zu. Der Tritt der Cousine kam herauf, diesmal nur nicht ganz so elastisch wie sonst, ich hörte sie gähnen. Plötzlich vor meiner Thür hält sie still. Das Schloß klinkt auf, sie tritt ein, den Messingleuchter in der Hand, blaß, schön, nur die glänzenden schwarzen Augen von Schläfrigkeit umflort. Sie sieht mich nicht, als sie den Leuchter auf den Tisch stellt, das Tuch von ihrem Busen wegwirft und wie erschöpft von

der Arbeit des Tages sich neben mir auf's Sopha wirft. Erst als ich jezt ihre Hand fasse, schrickt sie auf, sieht mich mit einem unbeschreiblichen Blick des Erstaunens, Schreckens und eines Gefühls an, das über beide Empfindungen hinaus ist, will schreien und kann nicht, will die Hand wegziehen und thut es nicht, obgleich mein Druck nur sanft ist. „Wie kommen Sie in mein Zimmer?“ fragte endlich die süßeste Stimme. „Es ist meines,“ antwortete ich lächelnd. Sie sieht sich um, erröthet, spricht: „Ich habe die Treppen verzählt!“ will nach dem Leuchter greifen und aufstehen, aber ich halte sie zurück und ihr Widerstand ist schwach.

Meinen Sie nun, daß mich und sie ein erstes Begegnen, ein erstes Ansichtigwerden mit der Magie der Liebe umsponnen habe? Nein; wir kannten uns Beide längst. So Hand in Hand, so Arm von Arm umschlossen, so Aug' in Auge hatten wir schon oft gesessen, dort rechts die Fenster, links die Thüre, das Buch, die Lichter vor uns auf dem Tisch, ein brennendes Talglicht, zwei ausgelöschte Wachskerzen — wir wußten nur nicht, wo es gewesen, und wie lange es her war. — Sie rieb sich die Stirn, und alle Schläfrigkeit und alle Traurigkeit war vorüber. „Es ist mir unbegreiflich,“ sagte sie, „ich kann's nicht überschlagen, wo es war, daß ich Sie zum ersten, wo zum lezten Mal sah; aber ich weiß doch Alles jezt so deutlich, so deutlich — ach, es muß aber unendlich lange seyn, über das Leben hinaus.“ — „Und nun so lange zusammen,“ sagte ich, „in einem Hause, nur durch eine dünne Balkenschicht und etwas Lehm und Kalk getrennt, und wir fanden uns nicht zusammen, lange Tage und Wochen.“ — „Und einmal tanzten wir im Grünen,“ fiel sie rasch ein, „ob ich mich doch nicht entsinnen kann, wo ich je im Leben auf einer Wiese getanzt, und dann scherzten wir unter einem Brombeerstrauch; ja da war es, wo ich das rothe Kreuz auf Deiner linken Brust sah.“ — Es war, wie sie sagte, und doch konnte Niemand, nicht in Hamburg, nicht in Lübeck, von dem Muttermale, das ich trage, wissen.

Sie würden dem lieben Mädchen, welches mir in einer Stunde so unendlich theuer wurde, daß es mir Jahrelang nicht zu nennende Schmerzen verursachte, eben so unrecht thun, wenn sie dieselbe für eine überspannte Schwärmerin erklärten, als wenn sie wegen des seltsamen Benehmens sie in eine Reihe mit den leichten Töchtern des Hauses stellten. Eine prüde Dame nach norddeutschen Sittlichkeitsgesetzen war die Cousine freilich nicht, denn die Liebe war ihr das Höchste, und sie hielt kein Opfer für dieselbe zu groß. Aber wäre ich nicht der gewesen, dessen Bild aus dämmernder Ferne in ihr gegenwärtig war, und sie nicht die, welche ich auf den ersten Blick erkannte, so wäre ihr Mund nicht verstummt, sie hätte aufgeschrien, sich losgerissen von meiner Hand und wäre zürnend fortgeeilt. Eine solche Kraft lag in ihrem Wesen; sie war ganz schöne weibliche Natur in Hingebung, Frohsinn, Glut der Leidenschaft und neckischer Schalkheit. Es bedurfte nicht der Worte zwischen uns. Der Bund der Seelen war in dem Augenblick für die Ewigkeit wieder geschlossen, und nicht durch sentimentale Reden und Versicherungen, die uns wie ein Frevel an der Stunde gedünkt hätten. Sie war unendlich liebenswürdig, so heiter, schalkhaft, als wären wir schon Monate lang glückliche Brautleute. Die Welt umher ging uns nichts an; der Geisterstunde wurde durch Lachen und Scherzen ein Schnippchen geschlagen. Sie saß neben mir und blätterte in dem Buche, worin es stehe, wie ich ihr sagte, daß Liebende sich schon vor dieser Welt gesehen haben könnten. Darüber lachte sie; denn in einem so häßlichen, schwarzen Buche, mit den langen, fremden Buchstaben, die man kaum lesen könne, dürfe nichts so Hübsches stehen. Sie buchstabirte mit Willen unrichtig, wollte dann schnell lesen, und blieb in den langen Perioden stecken, von denen sie sagte, daß es gar nicht Deutsch wäre. Dann machte sie Striche mit ihren Nägeln und kniff Oehrchen in das Reimersche Papier, das bekanntlich nicht zu dem stärksten gehört, und daher unter ihrer muthwilligen Hand riß. Sie fragte, ob Plato der Kosackenhettmann gewesen, und ob Schleiermacher, der Uebersetzer, ein Leineweber von anderer Art sey?

(Die Fortsetzung folgt.)

Sultan Mahmud und der Divan.

(Beschluß.)

Das Betragen der Minister, welche Se. Hoheit umgeben, kann nicht dazu beitragen, der Regierung Achtung zu verschaffen. Man irrt sich, wenn man glaubt, das ottomanische Reich werde von Ministern regiert, deren Wirkungskreis genau bestimmt sey und die ihre Departements nach ihren Ansichten leiten können. Das Ministerium ist weiter nichts als die Familienverfassung in ihrer Anwendung auf den Staat. Der Agha eines Dorfes, der Bey eines Distrikts, der Pascha einer Provinz haben ihr Haus auf demselben Fuß eingerichtet wie der Großherr, und sind mit Beamten umgeben, welchen dieselben Verrichtungen obliegen wie den Ministern. Sie haben, wie der Sultan, ihren Kiaja, ihren Cadi, ihren Casnadar u. s. w., die sie unter ihren Verwandten und Freunden auswählen; ganz auf dieselbe Weise ist der Divan zusammengesezt. Demnach liegt es am Tage, daß die Minister eigentlich bloß Bedienten ohne alle Selbstständigkeit sind, deren Macht

keine andere Stütze hat, als die Gunst ihres Herrn. Nun ist Opposition gegen den Willen des Herrn allerdings ein schlechtes Mittel, sich seine Gunst zu erwerben, und so bieten sie Allem auf, seinen Wünschen zuvorzukommen, daher sich denn auch die Rajahs und Veziere wenig um die Vorurtheile der Völker kümmern, sondern um die Wette Truppen ausheben, die europäische Tracht annehmen und es nicht unter ihrer Würde halten, mit den fremden Gesandten umzugehen; dadurch ziehen sie sich das Wohlwollen ihres Souveräns und den Haß ihres Landsleute zu.

Die auswärtigen Diplomaten suchten die freundschaftlichen Gesinnungen, mit denen man ihnen entgegenkam, zum Vortheile der Civilisation zu benutzen. Jeder von ihnen wollte dazu mitwirken und sich dadurch Einfluß verschaffen; alle beeilten sich, ihre Dienste anzubieten. Die Italiener lieferten Musik, die Franzosen erboten sich zum Unterrichte der Jugend, die Engländer kamen mit ihren Dampfbooten; Jeder bestrebte sich, seine Schützlinge vorzuschieben; es waren Offiziere von allen Waffen, aus allen Ländern, Spekulanten jeder Art. Am freigebigsten war man mit Memoiren über allerlei Gegenstände, mit Projekten für alle mögliche Institute. Die Türken hörten diese Vorschläge an, die zu Zeiten bis zum Sultan selbst gelangten, hinterdrein lachten sie unter sich darüber und führten keinen einzigen aus. Erst nach vielen vergeblichen Versuchen entsagten die unbefugten Rathgeber ihrer Gesetzgeberrolle. Zu den sinnreichen Mitteln, die man anwandte, um diese Barbarn zu zähmen, gehören auch die Feste, die man ihnen gab. Der englische Gesandte war der erste, der auf diese Idee verfiel; er lud die Herren zu sich ein auf eine englische Fregatte. Seinem Beispiel folgte später General Guilleminot, und wäre bei dieser Gelegenheit beinahe mit dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten zerfallen. Dieser war ein kleiner, buckliger Mann mit sechs Fingern an jeder Hand. Gezwungen, einem öffentlichen Feste, welches Ungläubige gaben, beizuwohnen, was er unter seiner Würde hielt, ging er zuerst zu seinem Apotheker, wo er zu Mittag aß, bei Einbruch der Nacht kaufte er sich eine kleine Fackel, und suchte nun, von keinem Bedienten begleitet, sich in's Hotel der französischen Gesandtschaft zu schleichen. Das heißt man in der Türkei quisli, d. h. in's Geheim gehen, wie man allenfalls eine Weinschenke oder ein schlechtes Haus besucht. Unglücklicherweise hielt ein Bedienter Se. Excellenz für einen Bettler und jagte ihn zur Thüre hinaus; der General erfuhr es noch zur rechten Zeit, eilte dem Minister nach und brachte das erhabene verkrüppelte Männlein gleichsam in seinen Armen zurück.

Man mußte endlich einsehen, daß mit einem solchen Monarchen und solchen Unterthanen nichts anzufangen sey. Man mußte sich überzeugen, daß alle Beweise von Achtung, die sie den Vertretern der europäischen Mächte zu geben sich herabließen, keinen andern Zweck hatten, als Geschenke zu erschleichen und denjenigen, die sie fürchteten, zu schmeicheln. Der einzige Vortheil, den die fremden Gesandten aus dem Allem zogen, war, daß sie ihre Leute kennen lernten.

Unter diesen Umständen traf die Nachricht von der Julirevolution ein, und man schickte sich an, die Pforte davon in Kenntniß zu setzen. Es war dies indeß keine so leichte Sache. Irgend ein starker Geist hatte einmal dem Sultan ein Kompliment darüber gemacht, daß seine Regierung die lezte gewesen, welche Napoleon als Kaiser anerkannt. Später hatte der englische Gesandte, Lord Strangford, sich nicht gescheut, vom Sultan Vollmacht anzunehmen und ihn bei einem europäischen Kongresse zu repräsentiren, um den er sich wohl im Grunde wenig bekümmerte. Dies gereichte ihm eben nicht zu großer Ehre; aber diese seltsame Intervention und frechere Schmeicheleien hatten Seine Hoheit überzeugt, sie haben wirklich Einfluß auf die Verhältnisse der Reiche, und diese Meinung stimmte zu gut zu den Vorurtheilen der Moslem, um nicht Eingang zu finden. Andernseits hatte der russische Gesandte Ribeaupierre erfahren, seine Regierung habe die Erlaubniß, die dreifarbige Fahne in ihren Häfen aufzustecken, noch nicht ertheilt, und glaubte daher seinem Souverän wohlgefällig zu seyn, wenn er heimlich die Pforte antrieb, diesem Beispiele zu folgen. Der General Guilleminot schickte durch seinen Dragoman dem Reiseffendi eine Note, und hiebei begab sich ein ächt türkischer Auftritt. Als sich der Minister nach dem Inhalte des diplomatischen Aktenstücks erkundigt, erklärte er, es nicht annehmen zu wollen; der Dolmetscher aber legte die Note auf seinen Teppich, indem er bemerkte, er habe Befehl, sie zu überreichen, und es sey wider alle herkömmliche Sitte, sie abzuweisen, ohne sie zu lesen; der erhabenen Pforte bleibe es ja unbenommen, jede beliebige Antwort zu ertheilen. Hierauf entfernte sich der Dragoman. Kaum aber war er in seiner Wohnung angelangt, als ein Diener des Reiseffendi, welcher ihm nachgeeilt war, an der Thüre klopfte, die Note in den Hausgang warf und Hals über Kopf davon lief. Hierauf erklärte der Gesandte, daß er, ohne fernere Schritte zu thun, die Nationalfarben aufstecken, und, wenn man sie nicht anerkenne, abreißen werde. Die erhabene Pforte entschuldigte sich, indem sie vorgab, sie habe den Dragoman nicht verstanden. Es ist dies eine sehr gewöhnliche Antwort, womit man sich nur zu häufig begnügen muß. Was die türkischen Unterthanen betrifft, so erklärte man ihnen die Nachgiebigkeit des Großherrn, um seine Würde in ihren Augen zu retten, folgendermaßen: „Der französische

Gesandte hat gebeten, man möge ihm erlauben, seine Flagge zu ändern, und es möge dem Sultan, unserm Herrn, gefallen, dem neuerwählten Könige von Frankreich einen Thron zu senden; darauf hat unser Herr die Sache lange überlegt, und sodann zum Elchi gesprochen: „Meine Seele, du hattest eine dreifarbige Fahne, und du hast sie mit einer weißen vertauscht; jezt willst du die weiße mit einer dreifarbigen vertauschen, und machst aus einer so einfachen Sache eine Staatsangelegenheit. Wähle dir dreifarbige, wenn dir's so gefällt, nimm dir weiße wieder, wenn du willst, ersinne sogar eine neue, und mache mir den Kopf nicht toll.“ Dies sind die Fortschritte, welche die Türken in ihren Verhandlungen mit den auswärtigen Mächten gemacht haben.

Trennung.

Ein fest umschlungen Baumespaar
Ward auf dem Feld ich einst gewahr:
Die Aeste waren miteinander
So eng verwoben, daß selbander
Die Bäume selbst sich unterstüzt,
Und jedes Kraft dem andern nüzt';
Ein zweifach ganz vereinigt Leben
Hatt' ihnen die Natur gegeben.

Jüngst kam ich wieder an den Ort,
Da stand der eine Baum verdorrt,
Der andre war nicht mehr zu schauen,
Den hatt' ein Bauer umgehauen,
Und des Gefährten so beraubt,
Neigt' sterbend dieser auch das Haupt.
Nun wachten auf in meinem Herzen
Nicht ganz verharschter Trennung Schmerzen.

Nic. Müller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Gastronomischer Wegweiser.

Fünf Uhr ist die gewöhnliche Zeit, wo man in Paris zu Mittag ißt; die Fremden speisen etwas früher, sehr beschäftigte Leute später, und oft viel später. Nach dem Mittagessen wird Kaffee getrunken und jezt sehr allgemein dazu geraucht. Die Cigarre hat so sehr um sich gegriffen, daß dieses Jahr im Garten des Palais-royal, an der sogenannten Rotunde, die Hälfte der Tische den Rauchenden eingeräumt war; die andere Hälfte blieb frei für die Damen. In den Kaffeehäusern ist das Rauchen untersagt. Die Sammelplätze der Raucher sind die Estaminets; einen widrigern, schmuzigern, ekelhaftern Aufenthalt kann man sich nicht denken; Plafond und Wände sind grauschwarz, Tabaksdampf zieht in schweren, grauen Massen durch die Säle, und welche Gesellschaft trifft man da! Viele der Habitués wissen nicht, wo sie etwas zu essen herbekommen sollen, und ihr Kostüm entspricht ganz ihrer finanziellen Lage. Des Morgens sieht man sie in aller Frühe erscheinen; eine kleine holländische Tabakspfeife macht ihre ganze Habe aus, jeden Eintretenden sprechen sie um Tabak an. Wird irgendwo Domino oder Billard gespielt, so bilden sie die Galerie; bald erhebt sich ein Streit, man nimmt sie zu Schiedsrichtern, und so erwischen sie ein Glas Bier oder Punsch mit einigen Echaudés oder sonstigem Backwerk; dies wiederholt sich fünf bis sechs Mal des Tages, und davon leben diese Herren. Diese verdächtigen Physiognomien, diese ausgehungerten Gesichter mit langen Bärten, diese abgeschabten Röcke und schmierigen Hüte, diese roben, lärmenden Manieren bilden einen empörenden Kontrast mit der Eleganz und dem anständigen Tone, die man sonst in Paris zu finden pflegt. Auch stellen sich hier Mouchards in Menge ein. Es gibt natürlich unter den Besuchern der Estaminets Ausnahmen, wie unter den Estaminets selbst; kämen lauter arme Teufel da zusammen, so könnte der Wirth nicht leben; jene bilden indeß die Mehrzahl und geben der Anstalt ihre eigenthümliche Physiognomie. Das beste Estaminet ist seit langer Zeit das Estaminet hollandais im Palais-royal; hier ist mit wenigen Ausnahmen ein Publikum wie in den ersten Kaffeehäusern; hier wurden unter der Restauration oft politische Fragen von Männern diskutirt, welche zum Theil die Presse leiteten; besonders wird es von Fremden besucht. In Rußland und Italien gibt man sich Rendezvous im Estaminet hollandais; ja, man sieht oft Leute da zusammentreffen, die sich ein halbes Jahr vorher in Ost- oder Westindien getrennt und am bestimmten Tage, zur bestimmten Stunde sich hier wiederfinden. Der Mann, der diese Anstalt so sehr in die Höhe gebracht, war ein armer Garçon aus der Provinz; er kam hieher mit 10 Fr. in der Tasche, und jezt besizt er 40,000 Franken Renten.

Die Zahl der Kaffeehäuser vermehrt sich außerordentlich; vor fünfzig Jahren waren kaum 700 Kaffeehäuser in Paris, jezt gibt es deren über 1000. Wohl hat die Bevölkerung seitdem zugenommen, indessen ist zwischen dieser Zunahme und der Vermehrung der Kaffeehäuser durchaus kein Verhältniß. Zum Theil muß diese der steigenden Lesewuth zugeschrieben werden. Die Journale sind in der That ein Gift der Geselligkeit. Mann und Frau, ja zwei Liebende sind kaum im Kaffeehause angelangt, so greift der Herr nach dem Courrier français oder dem Temps, Madame begehrt das Charivari oder das Cabinet de lecture, und da sitzen sie einander gegenüber stumm und regungslos, und studiren die Kunst, zu regieren, statt sich über ihre Angelegenheiten zu besprechen. Ein Hauptgrund der außerordentlichen Zunahme der Kaffeehäuser ist wohl das Glück, das einige gemacht haben. Es ist überhaupt kaum glaublich, in welchem Flore die industriellen Etablissements hier stehen. Schneider, die ihre Landhäuser haben, die jährlich hunderttausend Franken reinen Profit machen, sind hier etwas Gewöhnliches. Zehn Jahre reichen hin, um einen Kaffeewirth zu bereichern; Staatsdiener, Gelehrte, Schriftsteller sind arme Teufel gegen Schuster und Schneider. Aber freilich machen nicht alle ihr Glück; manche legen ein Kaffeehaus auf Gerathewohl an; sie miethen ein Lokal, kaufen Kaffee, Zucker und Liqueur auf Kredit; für fünfhundert Franken hat man ein Service en plaqué, welches denselben Effekt macht, als wäre es von Silber; Madame thront auf dem Comptoir und wartet auf Gäste; die Gäste bleiben aus, dafür erscheint der Bankerott; man wandert über Nacht aus, richtet sich anderswo ein, und so fort, bis entweder Alles drauf geht, oder man in irgend einem Stadtviertel festen Fuß faßt.

(Der Beschluß folgt.)

№ 31.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 5. Februar 1835.

Krank seyn, es nicht dürfen klagen,
Ist wohl eine schwere Pein;
Lieben, es nicht dürfen sagen,
Muß ein hartes Lieben seyn!

Justinus Kerner.

Stumme Liebe.

Wenn ich dir nah bin,
Wenn ich dich sehe,
Bin ich so glücklich
In deiner Nähe.

Wenn du mir fern bist,
Oder nicht freundlich,
Bin ich mir selber
Lieblos und feindlich.

Wenn wir getrennt sind
Muß ich beklagen,
Daß meine Lieb' ich
Dir nicht kann sagen.

Wenn wir vereint sind
Kann ich nur schweigen,
Schauen und denken:
Ich bin dein eigen!

Einst wirst du wissen,
Was mich bewegte,
Was mir im Herzen
Liebend sich regte,

Wenn mich der Engel
Hinweggetragen,
Dann wirst du's wissen
Und mich beklagen.

Pflanz' eine Rose
Lilienweiß,
Dann über'm Herzen,
Das einst so heiß.

Wenn sie wird blühen
Glänzend und rein,
Sitz' auf dem Hügel
Und denke mein.

Wenn sie wird welken
Farblos und blaß,
Werd' um mein Leiden
Dein Auge naß.

Wenn sie entblättert
Liegt auf dem Boden,
Wünsche du Ruhe,
Ruhe der Todten.

Betrachtungen aus der allgemeinen Naturgeschichte.

Vom Verhältniß der Organismen zur Masse der Erde.

Nachdem wir den innigen Zusammenhang des Baus und der Lebensthätigkeit der organischen Wesen mit den cyklischen astronomischen Gesetzen dargethan, bleibt uns, nach dem in Nr. 22. Vorangeschickten, noch übrig, das Verhältniß der Lebendigen zu der beständigen Kraft der Schwere, zum spezifischen Gewicht der Erde zu betrachten.

Das Leben der Pflanzen und Thiere setzt eine beständige Bewegung der Flüssigkeiten in ihrem Innern voraus, und diese Bewegung ist das Resultat eigenthümlicher Kräfte. Die Stellung der einzelnen Pflanzentheile wird durch die Biegsamkeit und Elastizität ihrer Substanz bedingt, und die willkührlichen Bewegungen und Stellungen der Thiere sind Folgen der den Muskeln inwohnenden Kraft der Zusammenziehung. In allen diesen Fällen hängt aber das endliche Resultat auch von der Schwerkraft ab, und wenn die Bewegungen und Stellungen ihrem Zweck entsprechen sollen, müssen die sie bedingenden Kräfte im richtigen Verhältniß zu der allgemeinen Schwere stehen. Wenn wir eine Flüssigkeit auf eine gewisse Höhe zu heben oder eine Last zu bewegen haben, so müssen wir die in Anwendung zu bringende Kraft berechnen; wir haben ein mechanisches Problem zu lösen, um Kraft und Widerstand auszugleichen. Im Verhältniß der Lebensthätigkeiten der organischen Welt zu der Schwere der Erde ist nun dieses Problem auf's Vollkommenste und Durchgreifendste gelöst.

So viel wir wissen können, hätte die Schwerkraft immerhin eine ganz andere seyn können als sie ist. Sie hängt von der Masse der Erde ab, und diese Masse ist ein Element des Sonnensystems, das durchaus auf keiner kosmischen Nothwendigkeit beruht. Die Planeten sind hinsichtlich ihrer Dichtigkeit unter einander sehr verschieden, und richten sich darin nach keinem bestimmten Gesetz; das Einzige, was man sagen kann, ist, daß die der Sonne nähern kleiner und dichter, die entferntern ungleich größer, aber spezifisch leichter erscheinen. Unser Verstand sieht keinen Grund ein, warum der Umfang oder die Dichtigkeit der Erde nicht bedeutend größer oder kleiner seyn könnten als sie sind. Nun springt es aber in die Augen, daß, wenn die Schwerkraft bedeutend zu- oder abnähme, wenn jeder Gegenstand zweimal so schwer oder nur zur Hälfte so schwer würde als jezt, alle sowohl willkührlichen als unwillkührlichen Bewegungen gänzlich aus dem Gleichgewicht kämen; daß die sie bedingenden Kräfte bald zu rasche, bald zu langsame Bewegungen hervorbringen müßten, daß an die Stelle der Stetigkeit und Ordnung schiefe Stellungen und Hemmnisse aller Art träten. Das Universum gliche einer aus der Ordnung gekommenen Maschine, Alles ginge falsch, und rasch müßte Alles der Auflösung entgegengehen. Wir weisen dies an einigen Kräften der organischen Welt nach.

Das erste Beispiel, das wir wählen, ist die Kraft, welche sich in den Gewächsen durch das Aufsteigen des Saftes äußert. Aus einer Menge von Versuchen ergibt sich die Thatsache, daß alle Pflanzen durch die Wurzeln Feuchtigkeit einsaugen, und daß diese durch eine eigenthümliche innere Thätigkeit in alle Organe bis in die Blätter hinaus getrieben wird. Man sieht leicht ein, daß es hiezu eines sehr bedeutenden Kraftaufwands bedarf, denn die Flüssigkeit muß getragen werden, als ob sie eine einzige, von der Wurzel zum Gipfel des Baumes reichende Säule wäre. Es kommt dabei nicht in Betracht, daß die Flüssigkeit in eine Menge feiner Gefäße vertheilt ist. Ist z. B. der Baum drei-und-dreißig Fuß hoch, so halten die Gefäße am Boden, nur um den Saft zu tragen, ein Gewicht von fünfzehn Pfund auf den Quadratzoll aus. Nun wird er aber nicht allein getragen, sondern mit bedeutender Kraft aufwärts getrieben, so daß er beständig durch die Blätter wieder verdunstet. Die Saugkraft des Baums muß also sehr bedeutend seyn, und viele interessante Versuche geben uns einen genauern Begriff vom Umfang derselben. So fand Hales, daß eine Rebe zur Zeit, wo der Saft einschießt, denselben in einer Glasröhre ein-und-zwanzig Fuß über den abgeschnittenen Zweig emportrieb.

Diese Kraft ist ein eigenthümliches Element der Oekonomie des Pflanzenreichs, offenbar aber muß sie genau nach der allgemeinen Schwerkraft abgewogen seyn. Das Gewicht der Flüssigkeit muß ein Gegengewicht haben, und ein Ueberschuß von Kraft muß vorhanden seyn, um den Trieb aufwärts zu bewerkstelligen. Im Leben des Gewächses richtet sich das Verhältniß, in dem der Saft aufsteigt, einerseits nach dem Maße der vegetabilischen Triebkraft, andernseits nach der Schwere der Flüssigkeit und dem Widerstand, den sie zu überwinden hat. Denken wir uns nun, die Schwerkraft nehme zu, so müßte die Cirkulation im Innern des Gewächses langsamer werden, und der Prozeß des Aufsteigens des Saftes würde fürder weder dem Lauf der Jahreszeiten, noch den andern Lebensprozessen, zu welchen er mitzuwirken hat, entsprechen. Wir können uns die Schwerkraft so sehr vergrößert denken, daß in kurzer Zeit alle lebendige Bewegung in den Pflanzen aufhörte. Würde andernseits die Schwere der vegetabilischen Säfte geringer, so müßte der Saft verhältnißmäßig rascher aufsteigen, die Blätter und andere Organe überfüllen, und jedenfalls den ganzen Lebensprozeß beeinträchtigen. So sind denn also in den feinsten Theilen der Gewächse die Kräfte auf die Größe und Masse der Erde, in der

sie wurzeln, berechnet. Es besteht kein sichtbarer Zusammenhang zwischen der Masse unseres Planeten und der Saugkraft in den Wurzeln der Rebe, oder der Triebkraft in den Gefässen ihrer Zweige; beide aber haben just das Verhältniß zu einander, das zum Gedeihen der Rebe erforderlich ist. Man sieht leicht ein, daß unser Raisonnement dasselbe bleibt, ob jene Triebkraft der Gewächse rein mechanischer Natur ist oder nicht, eine Frage, über welche die Gelehrten noch verschiedener Meinung sind.

(Der Beschluß folgt.)

Die Brautnacht in Hamburg.

(Fortsetzung.)

Wenn ich Ihnen sagte, daß die Cousine nichts weniger als spröde gegen mich war, wie sie denn auch nur gelacht, als ich die Thür zuriegelte, so hatte ihr entschiedenes Wesen meine Zärtlichkeit doch bisher in gewisse Grenzen zurückgewiesen. Sie hatte zum Beispiel alle drei Lichter angezündet, weil es zwischen Liebenden hell seyn müsse, und manche Freiheiten mir untersagt. Aber der Mensch bleibt Mensch, auch wenn Plato und Schleiermacher auf dem Tische liegen, und ich glaube, selbst der strengste Moralist verargt es mir unter diesen Umständen nicht, wenn mit den dunkler herabglimmenden Kerzen ungestüme Wünsche und kühnere Forderungen emporwuchsen. Sie raffte sich auf und wollte fort, es sey Schlafenszeit; aber meine Worte wurden Beschwörungen, und die glühenden Lippen flehten, an das pochende Herz geschmiegt, Hymens glühende Fackel nicht zu verlöschen. Sie hatte die Stirne mit beiden Händen bedeckt gehalten, als jezt der schönste Blick in verschämter Lust Gewährung stralte.

Indessen hielt sie schalkhaft und doch noch mit Würde den Ungestümen zurück und ergriff aufstehend eine der beiden Kerzen. „Drinnen, drinnen!“ flüsterte sie. Sie nahm mir das feste Versprechen ab, ihr erst zu folgen, wenn ich den Schein ihres Lichtes erlöschen sähe. Fast an der Thür schon kehrte sie noch einmal, von meinem Blick gerufen, zurück, und es dauerte Minuten, ehe sich die Arme aus den Armen, und Lippen von Lippen lösten. Es schluchzte in ihr auf von unendlicher Wehmuth und Lust, ihr Auge sah verklärt, und es hätte jezt nur einen Entschluß von meiner Seite gekostet, um den lezten Wunsch der Schamhaftigkeit zu übertäuben. Der Moment ist kostbarer als Perlen und Gold, gingen sie verloren, kann man sie wiederfinden, den Moment aber bringt Niemand zurück.

Ich muß hier anführen, daß mein Schlafkabinet, wohin die Cousine entschlüpfte, außer dem mit dichten Eisengittern verwahrten Fenster nach dem Alsterkanal, keinen andern Zugang hatte, als von meiner Stube aus. In diesem Closet war jezt mein köstlichstes Kleinod, es konnte mir nicht mehr entgehen, nicht mehr entwandt werden, und meine Augen bewachten die offengelassene Thürspalte mit der Gier eines Geizhalses oder eines Tigers, der auf der Lauer liegt. Nie in meinem Leben ist mir eine Viertelstunde länger geworden. Ich hielt meinen Athem an, ich zählte meine Pulsschläge, ich lauschte auf ihre Athemzüge und zürnte auf meine Taschenuhr, daß sie so laut tickte und so langsam ging. Ich hörte kniend am Stuhle, wo sie zulezt saß, alle ihre Bewegungen. Jezt fiel die Schnalle, die ihren Gürtel hielt, auf die Diele, jezt zählte ich das Durchziehen der Schnüre am Corset, jezt zog sie die Schuhe aus; die Lichtscheere wurde vom Messingleuchter aufgenommen — ein Knapsen, und der Schein erlosch, der aus der Thürspalte drang. Ich glaubte die Federkissen aufrauschen zu hören unter der holden Last, die sich in ihnen wiegte. Es klang mir, wie mit Engelstimmen zugehaucht: „Nun!“ und länger hielt ich mich nicht. Ich sprang auf, den Stuhl umreißend, blies die Lichter aus und stürzte in das Kabinet.

Und meine Küsse fanden keine süßen Lippen, meine Arme umfaßten nur Polster und Pfühle; das Bett war leer. „Böses, böses Mädchen, wo hast Du Dich versteckt?“ Keine Antwort, kein Kichern, kein verhaltener Athemzug. Ich tappte umher — nirgends die Cousine, Alles in der vorigen Ordnung. Kein Winkel blieb ununtersucht; sie mochte, während ich die Lichter ausblies, sich in meine Stube geschlichen haben, um mich zu necken. Hier war ein weiterer Spielraum, um mir auszuweichen, aber die Sterne blickten so klar in's Zimmer, und nirgends Geräusch. Ich ertrug das Blindekuhspiel nicht länger, ich griff nach dem Feuerzeuge, aber wie viele Phosphorhölzchen verdarben unter meiner zitternden Hand, und wie viele ließ ich unbenuzt verglimmen, um beim ersten aufschlagenden Strahl der Schwefelflamme mein Liebstes zu entdecken. Nun brannten die zwei Kerzen, aber wenn ich hundert angezündet hätte, die Cousine aus Lübeck war nicht da. Die Thür war von innen verschlossen und verriegelt, die Fenster gingen schroff ab in den Alsterkanal, und auch sie waren von innen fest-verriegelt. Ich lief wie ein Unsinniger umher aus der Stube in die Kammer, aus der Kammer in die Stube; unter dem Bett, Sopha, Kommode, wo nur ein Versteck war für eine junge Katze, wurde gesucht. Ich krazte an den Wänden, um eine verborgene Thür zu entdecken, ich bohrte in den Dielenritzen, um einer Fallthür auf die Spur zu kommen. Vergebens; nachdem ich mehrmals in Gefahr gewesen, die Gardinen anzuzünden, warf ich mich erschöpft, vor mir selbst grauend, unfähig zu denken, stumpf, todt auf das öde Bette.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Beschluß.)

Gastronomischer Wegweiser.

Unter dem Kaiserreiche boten die Kaffeehäuser einen ganz andern Anblick dar, als heutzutage. Sie waren meist ausschließlich von Militärs besezt; dies hielt die friedliebenden Bürger ab, sie zu besuchen, indem sie sich ungern unter den lärmenden Haufen von Offizieren mischten, die von nichts als Schlachten, Generalen und Pferden sprachen. Auch war damals die Anzahl der Müßiggänger weit beschränkter; kaum ließ die Konscription dem Handel und der Industrie Arme genug übrig. Obgleich sich die Kaffeewirthe meist, ich weiß nicht warum, Limonadiers nennen, so war doch damals die Limonade sehr in Mißkredit; Zuckerwasser konnte Niemand begehren, ohne ausgelacht zu werden, und es ist auch eigentlich kein anständiges Getränke für einen Offizier. Dagegen trank man viel Punsch und starke Liqueurs. Heutzutage gehen alle Klassen in's Kaffeehaus; ich habe im Café Lemblin mehr als einmal neben Dupont de l'Eure den Kaffee getrunken, und zwar zur Zeit, wo er Siegelbewahrer war. Die meisten Redakteurs des National und Courrier français finden sich alle Abend im Café Lemblin ein; hier werden nicht selten die Artikel vorbereitet, welche des andern Tages die Hauptstadt in Bewegung setzen. Unter der Restauration war dieses Café oft der Schauplatz blutiger Auftritte; die Royalisten und Liberalen duellirten sich hier am hellen Tage. Eine Ressource, welche die Limonadiers unter dem Kaiserreiche nicht hatten, sind die Fremden. Der Krieg erlaubte damals den benachbarten europäischen Völkern nicht, Paris zu besuchen, während jezt die Kaffeehäuser, Restaurants und Hôtels garnis mit Reisenden überfüllt sind. Vor Kurzem war es schlechter Ton, am Tage in's Kaffeehaus zu gehen, so wie es noch unanständig wäre, ein Cabaret zu besuchen. Die Sitten lassen aber in dieser Hinsicht sehr von ihrer Strenge nach, und man kann jezt, ohne aufzufallen, den Tag im Kaffeehause zubringen. Dazu trägt denn auch wohl der Umstand bei, daß die meisten Kaffeehäuser zugleich Restaurants sind; für das Frühstück werden sie den eigentlichen Restaurants sogar vorgezogen; sie sind eleganter, man wird prompter bedient, und hat dabei den Vortheil, die meisten Journale lesen zu können.

Literarische Kaffeehäuser, wie im vorigen Jahrhundert das berühmte Café Procope, sind hier nicht mehr; indessen besteht lezteres noch, und obgleich im Quartier latin gelegen, ist es eines der besuchtesten und besten von Paris. Auch trifft man nicht selten Künstler und Schriftsteller von Ruf daselbst. Eine Merkwürdigkeit wird im Café Procope gezeigt: es ist der Tisch, an welchem Voltaire sich zu sezen pflegte, und der noch heutzutage la Table de Voltaire heißt. Das Café de la Régence wird von Domino- und besonders von Schachspielern besucht. Da findet man Jahr aus Jahr ein an fünf bis sechs Tischen im Hintergrunde des Salons einige zwanzig Individuen, die entweder selbst spielen, oder mit ängstlicher Neugierde den berühmten Spielern zusehen. Der Matador unter ihnen ist de la Bourdonnais, der auch kürzlich ein Werk über seine Kunst herausgegeben hat; seine Bewunderer erklären ihn für den stärksten Schachspieler in Europa. Das Café Manoury auf dem Quai de l'école ist für die Brettspieler, was das Café de la Régence für die Schachspieler ist. Tortoni ist weltberühmt; des Morgens ziehen seine köstlichen Déjeuners froids die Wechselagenten, die Bankiers und Fashionables der Chaussée d'Antin dahin; um vier Uhr versammeln sich auf den Boulevards, vor seiner Façade, die Börsespekulanten und sezen ihre Geschäfte fort, welche durch den Schluß der Börse unterbrochen wurden.

Obgleich die Kaffeehäuser sich meist alle ähnlich sehen, so verdienen doch einige eine besondere Erwähnung; hieher führt man die Fremden, denen man die Honneurs der Hauptstadt macht. Zuerst müssen hier die vier großen Kaffeehäuser des Palais-royal angeführt werden, nämlich das schon erwähnte Café Lemblin, das Café de Foi, Café de la Rotonde und Café Corazza. Hier findet man wenig Aeußeres, der Saal ist ziemlich eng und altfränkisch dekorirt; das Café Lemblin mit seinen schwarzen Marmortischen und düstern Tapeten bietet dem Auge nichts Ergötzliches dar; indessen wird es durch seinen vieljährigen Ruf getragen, auch ist der Kaffee daselbst vortrefflich. In dieselbe Kategorie gehören das Café Procope und das Café Allez. Eine ganz eigene Anstalt ist das Café Gobillard, wo man die comfortabeln Sitten der Régence findet; hier wird soupirt, was sonst nicht mehr gebräuchlich ist. Das Café Véron, am Passage des Panoramas, überstrahlt alle übrigen durch seine reiche Dekoration; im Café Turc findet man im Sommer ganz leidliche Konzerte, aber erst seit diesem Jahr. Das Orchester befindet sich in einem hohen, offenen Kiosk; schöne Bäume, von verschiedenen Höhen und Gestalten, gruppiren sich darum; köstliche Wohlgerüche duften aus den Sträuchern und Blumenparterren, und im Sommer wüßte ich keinen angenehmern Erholungsplaz. Die Erfrischungen sind indessen schlecht.

Die Restaurants sowohl als die Kaffeehäuser stehen unter dem Vorsize einer Dame de Comptoir. Das Comptoir ist in der Regel so nahe als möglich an dem Eingange angebracht, doch so, daß die Dame das Ganze leicht übersehen kann. An der Wahl einer solchen Person ist viel gelegen, denn von ihr hängt das Wohl der Anstalt großentheils ab; sie muß das Auge überall haben und nirgends, auf die leichtfertigen Reden der jungen Herren darf sie nicht achten, dagegen muß sie die Komplimente, die ihr gemacht werden, mit Artigkeit aufnehmen. Sie muß hübsch seyn und sich durch eine sorgfältige, elegante Toilette auszeichnen, und Jedem freundlich zulächeln, demjenigen, der seine vier Sous für ein bescheidenes petit verre entrichtet, sowohl, als dem Reichen, der eine Karte von 20 Fr. bezahlt. Ein Limonadier muß nicht allein höflich, zuvorkommend seyn, er muß auch wissen, zur rechten Zeit Kredit zu geben. Der ehrlichste Mann von der Welt kann zuweilen seinen Geldbeutel vergessen. Ein Habitué des Café de Foy, der sehr gut gekleidet war, hörte plözlich auf zu bezahlen; jeden Tag trank er seine Tasse Kaffee, aß sein Pain de gruau nebst Butter, welches zusammen 21 Sous kostet, und entfernte sich, ohne ein Wort zu sagen. Ein ganzes Jahr lang kam der Mann und bezahlte nicht einen Sou. Nach Verlauf eines Jahres blieb er weg. Der Herr des Kaffeehauses hatte dieses eigene Individuum bereits vergessen, als er auf einmal zwölf Kisten Kaffee und zwölf Kisten Zucker portofrei zugesendet erhielt, nebst einem Schreiben von seinem alten Kunden; es war ein reicher Pflanzer von Martinique, der plözlich ohne Nachricht von seinem Korrespondenten geblieben und dadurch in große Noth gerathen war; er schickte dieses sehr beträchtliche Geschenk dem braven Limonadier, der ihm so lange das Frühstück gratis hatte zukommen lassen, um ihm seine Erkenntlichkeit zu beweisen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 32.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 6. Februar 1835.

— Dies Bild, das blose Hirngespinnst,
Durchschüttert meine Menschheit so, daß alle
Spannkraft sich löst in Ahndung, und nichts ist,
Als was nicht ist.

Shakespeare.

Die Brautnacht in Hamburg.

(Fortsetzung.)

Meine Träume waren Höllenqualen. Nach einer Stunde sprang ich auf, nicht gestärkt, zerrissen, es siedete in meinem Kopfe. Die vorige Untersuchung begann von Neuem. Ganz das vorige Resultat. Ich fragte, mich wieder auf's Sopha werfend, die Vernunft; was hatte die Vernunft mit diesem Zustande zu thun! — Es konnte ja Alles Traum gewesen seyn. Entsetzlich, daß man so träumen kann! Aber nein, wo war der andere Leuchter geblieben, den sie vom Tische nahm? Ich stürzte in's Kabinet. Dort stand er mit der Putzscheere. Ich eilte zurück; Plato, Schleiermacher sollten als unverwerfliche Zeugen sprechen; sie sprachen nur zu deutlich. Jeder Kniff, jede Falte, jedes Oehrchen, das die muthwillige Hand des Mädchens hinein gemacht, war noch zu sehen. Hier ein Riß, dort hatte sie über Worte, die ihr zu lang waren, mit dem Finger gewischt, daß die Buchdruckerschwärze ausgegangen war. Beweise genug; aber wem genügen Beweise für das Unbegreifliche! — Sollte sie so ganz spurlos, ohne etwas zurückgelassen zu haben, verschwunden seyn? Der Fuchs, der Iltis, der sich durch eine Mauerspalte zwängt, läßt Haare zurück, der Dieb erbrochene Schlösser. — Ja, das Schloß an ihrem Gürtel oder etwas der Art war auf die Diele gefallen; das war keine Täuschung gewesen. Wieder flog ich in's Kabinet, suchte und fand am Bettpfosten die verrätherische Schnalle. Ich küßte tausendmal die Insignie der Wahrheit, rief ihren Namen, Vergebung ihr zu. Umsonst; nur der Biß, den sie vorhin herzhaft in meine Hand gethan, als ich zu frei war, blieb von ihr zurück. Der Eindruck war noch deutlich zu sehen.

Ich war todtwund; ich lag auf der Erde und wünschte zu vergehen. War sie gestorben? Der Gedanke an den Verbrennungsprozeß, an die Verflüchtigung des Diamants in der Glut kam mir in den Sinn. Wie paßte das hierher! Ich hätte so vergehen können, nicht sie, ein Leib voll Frische, Fülle und Gesundheit. Ich konnte mich ja überzeugen, ob sie lebte. Stählern schoß der Entschluß durch meine gebrochenen Glieder. Vielleicht stand die Böse vor der Thür und lauschte durch's Schlüsselloch und amüsirte sich über meine Verzweiflung. O wenn es doch so wäre! — Ich riegelte und schloß die Thür auf, aber es war todtenstill auf dem Flur. Die Lampe brannte düster, nur ein alter Kater schoß mit leuchtenden Augen die Treppe herunter. Ich schlich hinauf vor ihre Zimmerthür. Zu sehen war nichts, ich horchte am Schlüsselloch und glaubte den Athem einer Schlafenden zu hören; doch von nun an traute ich nicht mehr meinen Wahrnehmungen. Ich hätte mich niederlegen können vor ihre

Schwelle und schlafend sie bewachen, aber was hätte mir das gesichert? Sie verschwand durch massive Mauern.

Das Klingeln eines verspäteten Gastes an der Hausthür schreckte mich zurück, und ich fand mich in das Unvermeidliche. Zwischen Schlaf, Wachen, Starrsucht wurde die übrige Nacht verbracht. Doch wollte zuletzt die Natur ihr Recht. Die Sonne war schon hoch am grauen Tageshimmel, als ich, völlig angekleidet, auf dem Sopha erwachte. Was geschehen, stand mir so klar vor der Seele, als geschähe es eben erst; es war nichts Traum gewesen. Bis auf's Kleinste fand ich Alles wirklich, Plato, Schleiermacher und die Schnalle. Ich klingelte nach dem Kellner, der mir den Kaffee brachte, und fragte ihn, ob die Mamsell aus Lübeck schon zu sprechen wäre, für welchen Fall ich mich bei ihr anzumelden bat. Der Mensch antwortete aber, daß sie schon, ehe der Tag graute, mit der ganzen Familie auf eine Lustpartie nach den Vierlanden ausgefahren sey und vor spät Abends nicht zurückkehren dürfte.

Einen fürchterlichen Tag des Zweifels, Stunden, jede von sechzig qualvollen Minuten, hätte ich zu durchleben gehabt, wäre es nicht von der Vorsehung anders bestimmt gewesen. Als ich am Bassin der Alster auf und ab ging, um frische Luft zu schöpfen, bemerkte ich, daß alle Vorübergehenden mich mit forschenden Blicken betrachteten. Eine innere Glut und ein innerer Frost durchrieselten mich; ich forderte in einem der Kaffeehäuser eine Erfrischung, konnte aber schon nicht ohne Hülfe mich vom Stuhl aufrichten und mußte in einem Fiaker nach Hause geführt werden. Schon am Nachmittage lag ich in einem hitzigen Nervenfieber, und der berühmte Doktor Gerson, welcher die Güte hatte, mich zu behandeln, wußte auch am folgenden Tage noch nicht die Krisis meiner Krankheit vorherzusagen. Ich will Sie nicht mit den verworrenen, entsetzlichen, lächerlichen Phantasien, die mich quälten, und von denen auch ich nur durch die spätern Mittheilungen meines Arztes und meiner Wächter Kenntniß habe, belästigen. Das Einzige, dessen ich mich selbst entsinne, ist, daß ich in Augenblicken ruhigern Deliriums die Ursache desselben an meinem Bette sitzen sah. Sie hielt meine Hand und kühlte meine glühende Stirne durch Auflegen der ihrigen; ein Zug der Wehmuth schwebte um ihre Lippen und trübte das schöne Auge. Einmal im Schlafe war es mir auch, als beuge sie sich über mein Lager und hauche einen Kuß auf die heißen, geborstenen Lippen. „Auf Wiedersehen!" so klang es mir, das Auge füllte sich mit Thränen und das Gesicht wurde plötzlich leichenblaß, aber ein Myrthenkranz stralte aus ihrem Haar. Nach sechs schweren Wochen konnte ich das Bett verlassen, Doktor Gerson untersagte mir aber aus gerechter Furcht vor einem Rückfall jede Beschäftigung. Ich durfte selbst wenig sprechen und nach nichts mich erkundigen. Auch war es mir in dem Augenblicke gleichgültig, ich war so matt, daß Erden- und Geisterwelt mir völlig indifferent waren. Von dieser Krankheit schreibt sich mein blasses Aussehen her; meine blühende Gesundheit von sonst ist nie zurückgekehrt.

(Der Beschluß folgt.)

Vom Verhältniss der Organismen zur Masse der Erde.

(Beschluß.)

Als ein ferneres Beispiel, wie die allgemeine Schwere und die Kräfte der Pflanzenwelt auf einander berechnet sind, heben wir die Stellung der Blüthen hervor. Einige stehen bekanntlich aufgerichtet, mit der Oeffnung nach oben, andere „hängen die Köpfe" und kehren die Oeffnung der Erde zu. Bei diesen nickenden Blumen nun, wie Linné sie nennt, ist das Pistill länger als die Staubfäden, und so kann, bei der Richtung der Blüthe, der Staub von den Antheren auf die Narbe am Ende des Pistills fallen, was zur Befruchtung durchaus nothwendig ist. Nun hängt aber die Richtung der Blüthen von der Länge und Biegsamkeit des sie tragenden Stiels ab, und eine Veränderung in der Schwerkraft und damit in der Steifigkeit des Stiels müßte der Blumenkrone eine andere Richtung geben und damit die Fortpflanzung der Gattung unmöglich machen. Wir haben hier also einen kleinen Mechanismus vor uns, wobei die Intensität der Schwerkraft nothwendig in Rechnung genommen werden mußte. Auf einem Planeten, der größer oder kleiner, dichter oder minder dicht wäre, als unsere Erde jetzt ist, müßten die Stengel all der Blüthen, welche auf Wiesen und an Hecken die Köpfe hängen, ganz anders gebaut seyn. — Es wäre leicht, noch an vielen Pflanzentheilen nachzuweisen, wie ihre Funktion an ein bestimmtes Maaß der Schwerkraft gebunden ist, so namentlich an der Lage der Blätter und Zweige, und besonders an denjenigen Verrichtungen der Pflanzenorgane, welche mit dem Druck der Luft zusammenhängen; denn veränderter Luftdruck äußert sehr bedeutenden Einfluß auf die Gewächse, und eine anderes Maaß desselben würde auch einen ganz andern Bau der Pflanzenwelt voraussetzen. Das geringste Nachdenken darüber, wie Alles in der Natur einander hält und trägt, überzeugt einen, daß dieser Gegenstand unerschöpflich wäre.

Noch betrachten wir in dieser Beziehung die willkührlichen Bewegungen der Thiere. Wenn die Schwerkraft

an der Oberfläche der Erde einigermaßen bedeutend zunähme, so wäre es im Thierreich mit der Raschheit, Kraft und Behendigkeit der Bewegungen auf einmal aus. Wäre z. B. die Erde so groß wie Jupiter, und damit die Schwere eilfmal größer, so wäre das flüchtige Reh, der flinke Hase, der gewandte Tiger mit ihrer jetzigen Muskelkraft an den Boden gefesselt, und der Mensch würde sich mit größerer Beschwerde aufrichten und vorwärts bewegen als das Faulthier. Gleicherweise nähme der Druck der Luft in unerträglichem Grade zu, und das Athmen würde äußerst beschwerlich, ja wohl unmöglich. Verminderte sich andernseits die Schwerkraft bedeutend, so träten Uebelstände entgegengesezter Natur ein. Die Luft wäre zu dünn zum athmen; das Gewicht unsers Körpers und aller uns umgebenden Substanzen würde zu leicht, als daß sie irgend einem Druck oder Stoß Widerstand leisten könnten, und wir würden bei allen unsern Bewegungen gleichsam den Ballast vermissen.

Es gab phantastische Theoretiker, welche sich die Erde als eine hohle Kugel dachten. Bekanntlich weist aber Alles darauf hin, daß sie ein solider Körper und im Ganzen dichter ist als irgend eine bekannte Felsart. Ist dem so, und denken wir uns, sie würde einmal ausgehöhlt, so daß nur die Schaale übrig bliebe, wie sie jene Philosophen construirten, so würden wir dies bald gewahr werden, wenn sich auch auf der Oberfläche lediglich nichts veränderte, und vor Allem daran, daß nichts mehr fest stände auf dem Erdboden. Legten wir etwas nieder, so rollte es beim leichtesten Anstoße fort, wie selbst hätten beim Gehen und Stehen ungefähr die Empfindung, als ob wir uns auf dem stark geneigten Verdeck eines Schiffs befänden, und in einer Luft, dünner als die, welche dem Reisenden auf den höchsten Bergen die Brust beengt, könnten wir nicht lange unser Daseyn fristen.

Wir sehen also, daß jene finstern, unbekannten Tiefen der Erde, zu denen kein Bergmann dringt, und von denen der Mensch wohl schwerlich je unmittelbare Kunde erhalten wird, uns keineswegs so wenig angehen, als man glauben könnte. Bei jedem Schritt, bei jedem Athemzug äußern sie ihren Einfluß auf uns, und alle unsere Kräfte lägen brach, wären sie nicht mit der ganzen Masse der Erde so gut, als mit den an ihrer Oberfläche waltenden Verhältnissen in Einklang gebracht. Und so glauben wir denn anschaulich gemacht zu haben, daß die nach unsern Begriffen zufällige und willkührliche Masse der Erde und die daraus folgende Schwerkraft im Bau der Pflanzen und Thiere und bei der ganzen Oekonomie ihres Lebens in Rechnung genommen worden ist.

Lieder von Karl Mayer.

Das Münster.

(Ulm.)

Wie folg' ich dieser Größe Spur?
Die Krähen selbst um's Felsgebäude
Des Münsters leben laut der Freude,
Als sey dies Menschenwerk Natur.

Das Kaiserbild.

Drei Säulen und ein spitzes Dach
Sind manch Jahrhundert dein Gemach,
Aus dem du von des Münsters Wand
Herabblickst auf der Menschen Tand.

O Kaiser mit dem Ringelbart,
Mit Kron' und Blicken milder Art,
Dein Rücken lehnt an bess're Zeit,
Als die sich deinem Blicke beut!

Burg und Wallfahrt.

(Auf dem Bussen.)

Beisammen wohnten oben hier
Ascetensinn und Rittergier,
Mir beide fremd; doch beide theuer
Sind Kirche mir und Schloßgemäuer.

Die Wallfahrt hier auf Berges Plan,
Der Kirchhof spricht um Buße an;
Doch beide mögen mir verzeihen,
Sie will mir hier nicht recht gedeihen.

Ob dieser Landschaft weit und breit
Wird mir das ganze Herz so weit.
Will dieses großen Glücks Begründer,
Will Gott hier wohl zerknirschte Sünder?

Ha, nur verstärkten Höhensinn
Trag' ich von hier als Tagsgewinn.
Gott will mit Menschenmaaß nicht messen
Und mich kein Leid hier oben pressen.

Die Knaben und das Echo.

Du jodelst hier, er jodelt dort
Bei kleiner Heerd' an hohem Ort,
Das Tannenwiesenthal entlang.
Ihr jungen Schelme, wann am Hang
Der Berg' und an der Waldburg Zinnen
Laßt ihr das Echo Ruh' gewinnen?

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus dem Weimarschen, Januar.

Die Wallfahrt zu Goethe'n.

Seit die Franzosen unsere geistigen Produkte nicht nur beachten, sondern bewundern, hat sich uns in ihren bald ernsten, bald spaßhaften Betrachtungen über deutsche Kunst und Wissenschaft, über deutsche Männer und Zustände eine ganz neue Quelle literarischer Kurzweil eröffnet. In der Oede unserer Tagesliteratur, welche wenig Aussicht hat, je von einem Volke bewundert zu werden, ist eine solche Aushülfe desto willkommener. So stand vor Kurzem in der Revue de Paris ein Aufsaz über Goethe, der vielleicht uns, die wir das Glück hatten, in der Nähe jener grande existence zu leben, besonders frappirt hat, der aber Jedermann, wenn er auch am Hofe des Königs der Literatur niemals weder die große, noch die kleine Entrée gehabt hat, Vergnügen machen wird. Die Revue gibt Auszüge aus einem neuen deutschen Produkt über Goethe, dem petit livre de Goethe, wie sie es nennt, und bevorwortet dieselben mit folgenden Betrachtungen.

Ueber Goethe ist gewaltig viel geschrieben worden; schon zu seinen Lebzeiten wurden seine Werke lebhaft besprochen, seine Poesien vielfach analysirt, seine Laufbahn commentirt, und der lobpreisenden Episteln, wie der Satiren schossen in ganz Deutschland unzählige auf. Er war der mächtige König der Literatur, kein König, wie wir heutzutage unter uns welche haben, die sich aus der freien Stimmgebung gar zu wenig machen, und ihr Regiment Leuten aufdrängen möchten, die durchaus nicht in der Laune sind, ihnen das Sammtkissen oder den Schild zu halten; nein, er war ein König, auf den alle neuen Versuche zurückwiesen und von dem alle Theorien ausgingen; ein König, an dem alle poetischen Pygmäen, neidisch auf seine Größe, ihre Lanzen zerbrachen. Von seinem Hofe zu Weimar aus, von dem auf sein Genie gegründeten Throne herab beherrschte er ganz Deutschland. Weimar, die kleine Stadt eines kleinen Fürstenthums, war ein Mekka geworden, wo jeder wahre Gläubige wenigstens einmal im Leben zum Propheten beten mußte. Nach einander sah man da Schlegel, den Orientalisten, Tieck, den Zögling der Minnesänger, Novalis, den erhabenen Träumer, Frau von Staël, welche Goethe's Genie in der Ueberschrift eines Briefs erkannte, Werner, den Dichter des Attila, den gelehrten Humboldt, den großen Büchermann Böttiger; von allen Seiten kamen Philosophen, Poeten, Naturforscher herbei, und die Reise nach Weimar war eine Wallfahrt. Und da saß Goethe, mitten unter den Lichtern, die das seinige umstrahlten, ohne seinen Glanz zu verdunkeln, neben Schiller, dem Dichter des idealen Menschen, neben Herder, Wieland; er empfing die Gäste mit seinem majestätischen Anstand, hielt offene Tafel, sprach über Kunst, Wissenschaft, Literatur; über alle Punkte sprach er sich fest, concis aus, und nicht selten rief er mit einer Reflexion, einem Gedanken, einem einzigen Wort eine ganze neue Welt von Ideen in's Leben. Ja, das war ein herrlicher Genuß für Jeden, der an der Tafel des Patriarchen Plaz nahm; welche Lust für die guten Deutschen, diese gebornen Enthusiasten, einmal im Leben ihren Pilgerstab an Goethe's Thüre zu lehnen, sich in seinem Arbeitszimmer, in seinem Heiligthume niederzulassen, ihn von Angesicht zu Angesicht zu schauen, ihn sprechen zu hören, den großen Mann, der auf seiner Bahn so mächtige Furchen hinter sich gezogen und immer neue Saaten der Poesie zum Aufgehen gebracht, den Dichter des Faust, den Schöpfer Werthers; wahrlich, es war ein hoher Genuß! Und nun denke man sich einen armen Jungen, recht schen, aber in Alles, was Literatur heißt, seyen es Verse oder nicht, Tragödie, Roman, recht sterblich verliebt; einen Jungen, erzogen auf dem Naumburger Gymnasium oder auf der Universität Jena, der, als er zum Bewußtseyn erwacht, von Goethe sprechen gehört, der großgewachsen mit diesem Namen, dem er überall begegnet, in seinen Büchern, in den Heften seiner Kameraden, in der Bibliothek seines Professors, in den Lesekabinetten, in den Kaffeehäusern, allüberall; man denke sich den armen Jungen, wie er, dem seit zehn Jahren von nichts als einem Besuch bei Goethe geträumt, mit seiner ersten Ode und einem Empfehlungsbrief in der Tasche, das weite Weimarer Land durchzieht, den Namen Goethe auf den Lippen, und wie ihn Goethe vorläßt, ihm die Hand reicht, sich von ihm, dem armen, namenlosen Studenten, die Ode vorlesen läßt, gütig lächelt und ihn aufmuntert. War das nicht eine poetische Taufe, eine Weihung zu einem neuen Leben, der Segen, den das Genie einem dereinstigen Könige der Poesie ertheilt?

Um solch hoher Ehre theilhaftig zu werden, um zu Goethe zu gelangen, sich an seinem Tische niederlassen und sodann Freunden und Verwandten den merkwürdigen Besuch beschreiben zu können, wurden aber auch so viele Kabalen und Ränke gespielt, fehlte es so wenig an Bittschriften und unterthänigen Vorstellungen, als wenn es sich bei uns davon handelt, sich die Gunst eines Departementschefs zu erwerben und sich als Pensionär in das Budget zu bringen. Ich kenne einen guten deutschen Wissenschaftsmann, der, da er sonst keinen Rath wußte, wie er sich die grandes et petites entrées bei Goethe verschaffen sollte, sich am Ende an die Köchin machte und dieselbe mit schwerem Gelde bestach. So oft ihr nun Goethe zu wissen that, daß er Gäste erwarte, sprach sie, wenn sie den Speisezettel vorlegte: „Und der gute Herr H.? er ist doch schon lange nicht mehr eingeladen worden, und er hält gar viel auf Sie.“ Und Goethe zog regelmäßig zwei-, dreimal in der Woche Herrn H. zur Tafel; diesen aber kamen diese bezahlten Einladungen am Ende so theuer zu stehen, daß er Weimar zwei Monate früher verlassen mußte. Dieses Intriguenspiel von Poeten, Höflingen, Kammerdienern und Köchinnen führte gewöhnlich zum Ziel, wenn Goethe gegen den Empfohlenen nicht zum Voraus eingenommen war. Aber wehe dem Besucher, von dem er eine ungünstige Meinung gefaßt hatte! Goethe, von Natur ernst und zurückhaltend, wurde dann noch finsterer, nicht lange, so fiel eine harte Aeußerung, und vernichtet trat der Arme seinen Rückzug an.

Seit Goethe's Tod sind Schriftsteller und Buchhändler noch viel eifriger darüber her, seinen Namen in allen ihren Schriften und Unternehmungen figuriren zu lassen. Um die Wette versucht man neue Interpretationen des Faust, demonstrirt eine neue Tendenz aus seinen Werken heraus, oder berichtet noch nicht bekannt gewordene Züge, hier eine Anekdote, dort ein Wizwort. Nach Schubarts gelehrten Abhandlungen, nach Wagners und Webers ernsten Untersuchungen, werfen sich jezt die Schriftsteller in ihrer Sucht, über Goethe zu schreiben, auf Sammlungen von Kleinigkeiten, Klatscherei, Antichambregeschwäz. Und der deutsche Buchhandel nimmt all dies an, denn der deutsche Buchhandel ist der unschuldigste, naivste, leichtgläubigste Buchhandel auf der Welt. Ich wüßte rein nichts, was man ihm bieten dürfte, und das er nicht mit Vergnügen annähme, der brave Buchhandel, um es sofort in seine ungeheuern Magazine zu schieben, und es im Leipziger Meßkatalog verzeichnen zu lassen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 33.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 7. Februar 1835.

In diesem Fache, glaubet mir,
Ist jeder Türk' so klug wie wir.

Wieland.

Bilder aus der Türkei.

Wir begleiten den Franzosen Fontanier, dessen Ansichten über Sultan Mahmud wir vor Kurzem mitgetheilt haben, in das Paschalik Trapezunt, und erzählen ihm Einiges über die Verfassung der türkischen Provinzen und die Sitten der Bevölkerung nach.

* * *

Hinsichtlich des Elementarunterrichts stellt Fontanier die Türken über seine eigenen Landsleute: es gibt in der Türkei keinen Weiler, wo die Kinder nicht türkisch lesen und schreiben lernen. Der Unterricht im Arabischen beschränkt sich aber auf das Auswendiglernen einiger Verse des Coran. Die Cadi treiben es etwas weiter und besuchen die Vorlesungen in den Medresse zu Konstantinopel, wo sie graduirt werden; übrigens ist es sehr leicht, die Grade zu erhalten, und die meisten werden angestellt, ohne eben große Hexenmeister zu seyn. Die sich am meisten auszeichnen, wohnen in der Hauptstadt in der Nähe der großen Moscheen; ihre Anzahl mag sich auf dreißig bis vierzig belaufen; die andern halten sich in den Provinzen auf und sind nicht viel unterrichteter als das Volk. Fontanier glaubt nicht an die Nomenklatur der Wissenschaften, welche angeblich Gegenstände ihrer Studien sind: er hat die wichtigsten Städte Asiens besucht und nach unterrichteten Männern geforscht, um von ihnen Manuscripte zu erlangen; er hat keinen auftreiben können, dessen Wissen sich über die Theologie hinaus erstreckte. Nur in Persien traf er Dichter und Astrologen, in der Türkei befassen sich bloß die Rajahs und das Volk mit Dichten und Improvisiren. Zu Trapezunt, dem Hauptorte einer der wichtigsten Provinzen, befanden sich höchstens drei Personen, welche im Stande waren, das seit einiger Zeit in türkischer Sprache erscheinende Journal zu verstehen; sie hatten mehrere Tage nöthig, um es zu studiren, und die einfachsten Nachrichten verstand Jeder auf seine Weise. Der Redakteur zu Konstantinopel suchte, so viel möglich, sich bloß der gewöhnlichen Umgangssprache zu bedienen und stets klar und faßlich zu bleiben; allein ein paar arabische Ausdrücke, die ihm hie und da entschlüpften, reichten hin, das Ganze für sie unverständlich zu machen. In ganz Trapezunt war nur Ein Mann im Stande, die Noten aufzusetzen, die dem Pascha eingereicht wurden, und oft mußte er sich selbst zu diesem verfügen, um sie ihm zu erklären. Sylvester de Sacy versteht das Persische und Arabische besser als die Araber und Perser, und in der türkischen Sprachlehre, in den tü''schen Dialekten ist Jaubert bewanderter als die Türken. Unter allen Dolmetschern, deren sich die verschiedenen Legationen in Konstantinopel bedienen, ist nur einer, Dantan, im

Stande, aus dem Stegreife zu übersetzen und eine Note auf Türkisch abzufassen.

Aus den sehr umständlichen Nachrichten, die Fontanier über die Justizpflege mittheilt, heben wir Einiges über die Ehe aus. Bei den Moslim wird die Ehe durch eine Erklärung vor dem Cadi oder vielmehr im Mekemé geschlossen. Die Verwandten und Zeugen des Gatten und seiner Zukünftigen kommen hier zusammen, geben ihre Erklärung ab und setzen die Summe fest, welche der Mann seiner Frau auszuzahlen hat, im Falle er sie verstoßen sollte. Dieser Akt heißt Nikie. Erst nach dem Nikie findet die religiöse Ceremonie statt; mehrere Tage werden unter Belustigungen und allerlei Festlichkeiten zugebracht, sodann holen die Verwandten des Mannes die Braut ab, welche dicht verschleiert in die eheliche Behausung geführt wird. Eine anmuthige Sitte will, daß das junge Mädchen sich geberde, als thue man ihr Gewalt an; sie geht tief zur Erde gebückt und scheint sich eben so sehr ihrer Hände zu bedienen, als ihrer Füße. Sobald sie in das Gemach getreten ist, liest der Imam der Moschee einige Stellen aus dem Coran vor, segnet die Gatten und entfernt sich, worauf die Anwesenden weggeschickt werden. Ist die Braut von hohem Range, oder hat sie einen weiten Weg zu machen, um zu ihrem Manne zu gelangen, so steigt sie zu Pferde; voran gehen die Musikanten, man schießt mit Flinten und Pistolen, die Männer tanzen und belustigen sich vor dem Hause der Braut, die Frauen im Innern. Nach Fontanier kommt es übrigens nicht oft vor, daß sich, wie Viele allgemein behaupten, die Verlobten vor der Heirath nicht sehen. *) Nur wenige Tage vor der Hochzeit verstecken sich die Frauen, und die Männer halten es für schicklich, sich zu stellen, als kennten sie sie nicht. Sie wissen recht gut die Mittel zu finden, mit einander zu korrespondiren, bevor der Kontrakt geschlossen wird, und Liebesintriguen sind eben so häufig wie bei uns. Der Aufseher Fontaniers, ein angesehener Mann, denn er kleidete sich ganz in Roth und war öffentlicher Schreiber, gerieth eines Tags in Streit mit seiner Frau, einer sehr jungen und hübschen Person. Er drohte ihr mit seiner Pistole, sie spie ihm in's Gesicht; als sie zum Hause hinaus gehen wollte, faßte er sie an den Haaren; zuletzt stieß sie die Thüre ein und flüchtete sich zu ihrer Mutter. Der arme Schreiber war untröstlich und erwies Fontanier die Ehre, sich bei ihm über die Mittel zu befragen, seine Frau wieder zu bekommen. Bei dieser Gelegenheit brachte er ein mächtiges Paket Briefe herbei, die sie vor ihrer Verbindung mit einander gewechselt, und Fontanier überzeugte sich, daß die beiden jungen Leute sich Versprechungen und Schwüre gethan, ganz wie es bei uns in solchen Fällen der Brauch ist. Seine Schwägerin bestätigte dieses Verhältniß, dessen Zeuge sie gewesen war; sie selbst hatte auf demselben Fuß Umgang mit ihrem Manne gehabt, ihre Gespielinnen hatten es alle ebenso gemacht, die etwa nicht schreiben konnten, fanden leicht einen Briefsteller, und so erlangte Fontanier den vollkommensten Beweis, daß die Menschheit überall dieselbe ist. Einige Tage vor seiner Abreise entwich ein junges Mädchen von fünfzehn Jahren, die Tochter eines der angesehensten Großen im Lande, aus dem väterlichen Hause, weil man sie gegen ihren Willen verheirathen wollte. Sie hatte einen Geliebten und war auf dem Punkte, dessen Wohnung zu erreichen, als ihr Vater sie zufällig traf, nach Hause zurückführte und, nachdem er den Grund ihrer Flucht erfahren, ihr die Bastonnade geben ließ; der Geliebte wurde eingekerkert. Dergleichen würde sich nicht ereignen, wenn sich beide Geschlechter einander so fremd blieben, als man behauptet. Es ist überflüssig, mehrere Beispiele anzuführen. Das Gesagte genügt, um darzuthun, daß in diesem Punkt die Sitten in der Türkei gerade so sind, wie anderswo. Die Europäer können indessen darüber nicht wohl aus eigener Erfahrung urtheilen, weil es ihnen fast unmöglich ist, weiblichen Umgang zu bekommen; man betrachtet sie als eine gar zu seltsame Nation, ihre Kleidung erregt Widerwillen und Verachtung, und zudem wissen sich die wenigsten in der Landessprache auszudrücken.

*) In Egypten sehen sie sich nie vor der Heirath. D. Ref.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Brautnacht in Hamburg.

(Beschluß.)

Als die Erinnerungen sich endlich sammelten, wurde ihnen durch furchtbare Nachrichten aus der Gegenwart das Gleichgewicht gehalten. Meine Mutter lag in der Schweiz im Sterben. Wäre es auch nicht heilige Sohnespflicht gewesen, so hing doch auch meine künftige Existenz davon ab, daß ich noch gewisse Familienmittheilungen aus ihrem Munde vernahm. Sobald ich nur die freie Luft ertragen konnte, mußte ich mich in den Reisewagen setzen und mit Kourierpferden nach Lausanne eilen. Dennoch, mögen Sie denken, hatte ich es nicht versäumt, mich nach ihr, der Ursache aller meiner Leiden, zu erkundigen. Sie war während meiner Krankheit nach Lübeck zurückgereist; denn auch ihre Mutter war krank, und sie sollte sie pflegen. Niemand wußte davon, daß sie an meinem Krankenbette gesessen, oder nur zur Thür eingetreten war; ja man meinte, daß sie kaum um meine

Krankheit gewußt, und ich hörte, daß sie immer heiter gewesen.

Brauche ich Ihnen zu sagen, mit welchen Doppelschmerzen ich abfuhr? Eine Tagereise von ihr, von der Lösung eines schauerlichen Räthsels, und ich mußte mich in den Wagen setzen, um an's andere Ende der germanischen Welt einem neuen Schmerze entgegen zu reisen. Ich fand meine Mutter noch am Leben, aber in einem Zustande, der es mir zur Pflicht machte, ihren Tod zu wünschen. Gewissensbisse, im Rückblick auf ihre Jugendzeit, vermehrten ihre körperlichen Leiden, und ich fand sie ganz in den Händen fanatischer Geistlichen. Ich hatte Familiengeheimnisse zu empfangen und Geständnisse, gegen welche das Wunder jener Nacht zur Bedeutungslosigkeit zusammenschrumpft; aber was man mir heute in der Stunde der Schwäche vertrauen wollte, zog man morgen, wenn ein neuer Lebensfunke sich zeigte, wieder zurück. Ich mußte auf der einen Seite mit der theuersten Person, der ich das Leben verdankte, ringen, um Bekenntnisse heraus zu locken, die ihr doch äußerst schmerzlich waren, während ich von der andern die zelotischen Priester abzuhalten hatte, daß sie ihnen nicht freiwillig vertraute, was mir allein zu wissen zukam. Und ich mußte so handeln, denn es war nicht allein mein Vortheil, sondern die Ehre meiner ganzen Familie im Spiel. Und unter diesen, den Verstand angreifenden und das Herz verwundenden Kämpfen erlosch doch keinen Augenblick die Erinnerung an jene Nacht. Sie war meine Gattin vor den Augen des Himmels, und ich hatte es mir geschworen, sie solle es auch vor den Augen der Welt werden.

Mehrmals hatte ich an sie geschrieben, ohne Antwort zu erhalten. So fest war in mir die Ueberzeugung von der Wirklichkeit jener Nacht, und von allem, was darin vorgegangen, daß es mir keinen Augenblick einfiel, wie ich vielleicht an ein fremdes Wesen Briefe richtete und mich dem Ridicüle aussetzte, indem ich ihr meine Hand anbot. Daß keine Antwort ankam, minderte nicht im Geringsten meine Liebe und meinen Entschluß. Ich wollte gleich nach dem Tode meiner Mutter, und wenn meine Geschäfte geordnet, nach Lübeck eilen. Da endlich kam ein Brief, kurz und undeutlich, da die Schreiberin mit der Orthographie und dem deutschen Schriftstyl etwas brouillirt war. Ein anderer hätte vielleicht nur dummes Zeug herausgelesen, mir aber stralte hell und deutlich die süßeste Botschaft der Liebe entgegen. Sie erwarte mich zur Feier unsers ewigen Bundes an dem und dem Tage. Der Termin war etwas weit hinausgerückt, aber es war derselbe Tag der Täuschung, dem die selige Nacht der Hoffnung voranging. Meine Mutter hatte ausgelitten, aber eine Last von Geschäften hatte ich abzuwälzen; dringende Reisen führten mich von den Pyrenäenbädern bis Ungarn, und die Zeit verstrich dermaßen unter dem Nothwendigsten, daß ich erst an dem bestimmten Tage in das Thor von Lübeck einfuhr.

Ich will kurz seyn. Das Häuschen der Mutter fand ich leicht. Es war sauber gescheuert, Sand war gestreut, und Blumen und Reißig steckten festlich über den Thüren. Das Mütterchen empfing mich wie einen längst Erwarteten, und führte mich auf meine Bitte ohne Weiteres in die Kammer ihrer Tochter. Sie lag, so schön wie damals, nur um Vieles blasser, auf einer weißen, mit Blumen geschmückten Bahre. Auf ihrem Kopfe blühte ein wunderschöner Myrthenkranz. „So hat sie's gewollt," sagte das Mütterchen, und wischte sich eine Thräne aus dem Auge; „sie sagte, sie sey Braut, und heute werde Hochzeittag seyn. Und fragte ich das liebe Kind, wo denn der Bräutigam sey, so antwortete sie lächelnd: der wird schon kommen, wenn es Zeit ist; er kann's schon kaum erwarten." — Sie war gestern gestorben. Die Sonntagsglocken von allen Kirchen läuteten ihren Segen, derweil ich die Hand meiner Braut hielt, und vergebens auf den schönen Mund, der noch immer zu lächeln schien, um Antwort blickte. Die Mutter war nie ihre Vertraute gewesen; aber sie gab mir ein Kästchen, welches ihre Tochter für mich bestimmt. Drinnen lagen alle meine Briefe, nur die Dinte verbleicht, von Thränen vielleicht. Auch hatte sie in lezter Zeit viel in einem Buche gelesen, sagte die Mutter, aus dem kein Mensch klug werde, und das liebe Kind habe doch sonst überall nicht viel vom Lesen gehalten. Sie holte es aus dem Schrank; es war ein Exemplar von Schleiermachers Uebersetzung des Phädrus. Sie mußte es viel in der Hand gehabt haben, es war abgelesen und viele Kniffe und Zeichen darin, und mit dem Finger hatte sie Worte unterstrichen und ausgestrichen.

Mehr habe ich nie erfahren. Der Schlüssel des Unbegreiflichen wurde in ihr Grab versenkt. Ich stand dabei, als sie Erde darüber schaufelten. Ich mußte doch dabei seyn, als sie meine Braut bestatteten.

W. Alexis.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Arago über artesische Brunnen.

Ein wahrhaft verdienstliches Unternehmen, eine Fundgrube nützlicher Kenntnisse ist das jährlich von Arago herausgegebene Annuaire du bureau des longitudes, und man muß sich wundern, daß es in Deutschland, wohin von hier aus so vieles minder Preiswürdige den Weg findet, noch nicht nachgeahmt worden ist, in einem Lande, wo der statistische Theil des Werks und die Reduktionstafeln allerdings schwieriger, aber auch nothwendiger wären. Wir haben

schon öfters aus diesem Almanach Abhandlungen mitgetheilt, und auch dieses Jahr wird ein Auszug aus dem darin enthaltenen Aufsatz Arago's über **artesische Brunnen** willkommen seyn.

Olympiodor, der um die Mitte des sechsten Jahrhunderts zu Alexandria lebte, berichtet, daß, wenn man in der Oase 200, 500, ja 500 Ellen tiefe Brunnen grabe, häufig Ströme Wassers darin aufsteigen und sich über die Oberfläche erheben, deren sich die Landleute zur Bewässerung der Felder bedienen. In Frankreich können wir die Geschichte dieser Springquellen lange nicht so weit rückwärts verfolgen; der älteste bekannte Brunnen der Art ist einer aus dem Jahr 1126, zu Lillers in Artois, im alten Karthäuserkloster. Der Name der artesischen Brunnen schreibt sich auch bekanntlich von der alten Grafschaft Artois her. — Da man im Publikum häufig von der Natur der Quellen, welche jene Brunnen unterhalten, unrichtige Begriffe hat, so ist die Meinung sehr verbreitet, daß sie sammt und sonders über kurz oder lang ausbleiben dürften. Wer aber weiß, wie ungeheuer groß die Masse des Regens und überhaupt des atmosphärischen Wassers ist, die durch die Spalten und Klüfte des Erdreichs abwärts dringt, bis das Wasser auf eine feste, undurchdringliche Schichte stößt, wird dieser Besorgniß nicht Raum geben. Die Menge des Wassers, welches täglich auf der Erdoberfläche verdunstet und wieder darauf niederfällt, ist unglaublich groß, und man muß den Kalkul vor Augen haben, um sich davon zu überzeugen. Das Becken der Seine z. B. hat vier Millionen und 527,000 Hektaren Oberfläche. Wenn nun das Wasser, das in dieses Becken fällt, nicht verdunstete, wenn es nicht in den Boden dränge und dieser durchaus horizontal wäre, so würde es nach Verfluß eines Jahres eine 53 Centimeter oder 1½ Par. F. hohe Schichte bilden. Durch leichte Rechnung ergibt sich, daß eine solche Schichte 22,953 Millionen Kubikmeter Wasser halten würde. Nun laufen unter der Revolutionsbrücke zu Paris im Durchschnitt in der Sekunde 255 Kubikmeter Wasser durch; dies macht 22 Millionen täglich und 8032 Millionen jährlich. Leztere Zahl aber verhält sich zu den 22,934 Millionen Kubikmetern, welche jährlich als Regen in das Bassin der Seine fallen, ungefähr wie eins zu drei. Somit ist die Wassermasse, welche jährlich unter den Pariser Brücken durchläuft, nicht viel mehr als ein Drittheil derjenigen, welche sich in das Bassin niederschlägt; die andern zwei Drittheile gehen entweder mittelst der Ausdünstung wieder in die Luft, oder dienen zum Unterhalt des vegetabilischen und animalischen Lebens, oder finden den Weg in's Meer durch unterirdische Kanäle.

In den geschichteten Gebirgsarten gibt es große leere Räume, Höhlen, wo sich häufig unterirdisch Wasser sammelt. Als Beispiel führen wir die Adelberger Höhle in Krain an, in die sich ein Fluß stürzt, der zu verschiedenen Malen verschwindet und wieder zum Vorschein kommt; man ist über eine Meile weit in derselben vorgedrungen, aber ein großer See, über den man nur zu Schiff kommen könnte, hat bis jezt fernern Untersuchungen ein Ziel gesezt. Manche der Gemächer, aus denen diese Höhle besteht, sind nach allen Dimensionen größer, als die größten Kathedralkirchen. Einen besonders auffallenden Beweis von der gewaltigen vertikalen Zerklüftung mancher Gebirgsarten gibt das Erdloch in der Nähe von Friedrichshall in Norwegen; ein Stein, den man hineinwirft, fällt über zwei Minuten, bevor er auf dem Boden anlangt; daraus ergibt sich eine Tiefe von mehr als 4000 Meter oder 12,000 Par. F., 800 Meter mehr, als die höchsten Gipfel der Pyrenäen. — In den geschichteten Gebirgsarten gibt es ausgedehnte unterirdische Wasserspiegel. Einen der augenfälligsten Belege für eine solche unterirdische Wassermasse mit veränderlichem Niveau liefert der Zirknitzer See in Krain. Er ist etwa eine Meile lang und halb so breit; um die Mitte des Sommers, bei trockener Witterung, fällt er rasch, und nach wenigen Wochen ist er völlig trocken gelegt. Man bemerkt dann deutlich die Oeffnungen, durch die sich das Wasser in die Tiefe gezogen hat; einige stürzen senkrecht ab, andere laufen in schiefer Richtung in die Höhlen, deren die Gebirge ringsum voll sind. Kaum ist das Wasser weg, so wird der ganze Boden bebaut, und nach wenigen Monaten machen die Bauern Heu oder schneiden Hirse am selben Fleck, wo sie noch nicht lange Schleien und Hechte gefangen. Gegen das Ende des Herbstes, nach der gewöhnlichen Regenzeit, strömt das Wasser durch dieselben natürlichen Kanäle wieder ein; diese Oeffnungen unterscheiden sich aber von einander auf merkwürdige Weise; einige geben bloß Wasser, aus andern kommen mit dem Wasser Fische, aus noch andern aber auch Enten vom unterirdischen See. Diese Enten schwimmen, wenn sie die Fluth, so zu sagen, an die Erdoberfläche wirft, ganz gut, sie sind aber völlig blind und fast ganz nackt. Das Gesicht bekommen sie in kurzer Zeit, aber erst nach mehreren Wochen ist ihr mit Ausnahme des Kopfes ganz schwarzes Gefieder so weit gewachsen, daß sie fliegen können.

Im Schooße des festen Gesteins gibt es hin und wieder wahre unterirdische, rasch fließende Ströme. Ein Beispiel davon wurde unter dem Boden von Paris selbst beobachtet. Man trieb an der Barrière von Fontainebleau ein Bohrloch nieder; die Arbeit ging, wie gewöhnlich, sehr langsam vor sich, aber auf einmal fiel der Bohrer hinunter, sieben einen halben Meter tief, und als man ihn wieder heraufziehen wollte, bemerkte man, daß eine starke Strömung ihn hin und her rüttelte. Das Wasser des unterirdischen Stromes sprang plözlich auf, und so konnte man die Beobachtung nicht weiter fortsezen.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 27:

Salzbad.

Charade.

Das Erste ist ein edel, nuzbar Thier,
Der Stolz des Menschen, seines Haushalts Zier,
Und Buffon hat — „Vom Pferde viel gepredigt;
Zum Zweiten denn! dies wäre schon erledigt."

Zu Zucht und Ordnung schuf's des Menschen Hand,
Der thier'sche Abfall häuft sich längs der Wand,
Wo in der Reih', in gleichen Intervallen —
„Die Pferde stehn, und wir auf Pferdstall fallen!"

Verzeiht! für's Ganze bitte ich um's Wort.
Ihr seht es selber hoch zu Rosse dort:
Gewalt'ger Fabler, unfehlbarer Späher,
Ob schmierig oder nicht, ob Junker, ob Hebräer.

B.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 34.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 9. Februar 1835.

Was für gesellige Thiere sind die Planeten!

Pfaff.
Astrologie.

Die Himmelsbegebenheiten des Jahrs 1835.

Dargestellt
von
Dr. Nürnberger.

Schon seit längerer Zeit sind wir bestrebt gewesen, den Lesern alljährlich eine Voraussagung der bevorstehenden wichtigsten Himmelsbegebenheiten zu geben, und wir hoffen diesmal um so mehr Ehre einzulegen, als in diesem Jahre der berühmte Halley'sche Komet, aus fernen Himmelsräumen zu unserer Nähe und daher zur Sichtbarkeit für uns rückkehrend, erwartet wird. *) Dieser Himmelskörper vollendet seinen Umlauf um die Sonne in 74 bis 76 Jahren, und ist bereits in den Jahren 1305, 1380, 1456, 1531, 1607, 1682, und zuletzt 1759 beobachtet worden. Die Bahn, in welcher er sich bewegt, ist eine sehr gestreckte Ellipse, in deren einem Brennpunkte sich die Sonne befindet; der diesem Brennpunkte nächste Punkt der Bahn (das Perihelium) ist, nach Halley's Berechnung, nur 12 Millionen Meilen, der gegenüberliegende fernste Punkt (das Aphelium) aber gegen 800 Millionen Meilen von der Sonne entfernt, d. h. also, der Komet steht von der Sonne, in seiner größten Nähe, nur noch 12 Millionen Meilen, in seiner größten Entfernung aber gegen 800 Millionen Meilen ab. Der Erde dagegen kommt er diesmal noch viel näher: seine Entfernung von uns wird Anfangs Oktobers, wo sie am kleinsten ist, nur noch 5 Millionen Meilen betragen, nimmt aber dann schnell wieder bis auf einige zwanzig Millionen Meilen zu. Zu dieser Zeit also, wie gesagt, Anfangs Oktobers, dürfte sich uns der Komet am schönsten zeigen. Die übrigen Erscheinungen desselben werden Sie in der Reihe der andern Himmelserscheinungen nach der Zeitfolge hierunten angegeben finden.

Vom Januar ist zuerst zu bemerken, daß sich unsere Erde zu Anfang desselben, nämlich 10 Tage nach dem, bekanntlich den 21sten December einfallenden Wintersolstitium, in ihrer Bahn der Sonne am nächsten befindet und daher die schnellste Bewegung hat. Sie durchläuft nämlich die eine Hälfte ihrer Bahn vom 29sten März bis 1ten Oktober in 186 Tagen 13 Stunden, und die andere Hälfte vom 1sten Oktober bis zum 29sten März in 178 Tagen 17 Stunden. Diesem besondern Umstande, daß die Erde nur 10 Tage nach dem Eintritte

*) Zwar geht am 25sten August d. J. auch der bekannte Encke'sche Komet durch seine Sonnennähe; da er aber für uns kaum sichtbar werden wird, so erwähne ich seiner nicht weiter.

der Sonne in das Zeichen des Krebses, womit bei uns Europäern der Sommer anfängt, gerade ihre größte, und 10 Tage nach dem Eintritt der Sonne in den Steinbock, womit unser Winter anfängt, ihre kleinste Entfernung von der Sonne hat, und sich folglich in unserem Sommer langsamer als in unserem Winter bewegt, haben wir es zu verdanken, daß unser astronomischer Frühling und Sommer 8 Tage länger dauert, als unser Herbst und Winter. Auf die Temperatur hat übrigens diese geringe Entfernungsverschiedenheit der Erde von der Sonne keinen wesentlichen Einfluß; diese hängt vielmehr besonders vom Zenithalstande der Sonne ab. Wohl aber könnte der Umstand, daß Frühling und Sommer hiedurch für die nördliche Halbkugel 8 Tage länger als für die südliche währen, dazu beitragen, daß die südliche Polarregion der Erde kälter gefunden wird, als die nördliche. Wir heben diesen Umstand, dessen nicht alle astronomischen Lehrbücher erwähnen, deßhalb hier hervor. Am 2ten Januar steht Mars in Opposition mit der Sonne, d. h. unsere Erde befindet sich gerade zwischen ihm und lezterer; man sieht ihn daher schon Abends am Osthimmel, er geht um Mitternacht durch den Meridian und ist in seinem feuerrothen Glanze die ganze Nacht hindurch sichtbar. Schon im verflossenen December kam er bald nach 5 Uhr Abends über unsern nordöstlichen Horizont und schien die ganze Nacht, zuweilen mit einem solchen Glanz, daß er wohl mehreren der Leser aufgefallen ist. Den 10ten Januar, Abends gegen 8 Uhr, zeigt er sich in den Zwillingen; zugleich steht Jupiter nicht weit vom nördlichen Mondrande und südlich unter dem Monde der schöne Doppelstern Aldebaran. Zu Ende dieses Monats oder Anfangs Februars hat sich der Halley'sche Komet der Erde bis auf 70 Millionen Meilen genähert, und kann vielleicht durch sehr lichtstarke Instrumente bereits gesehen werden. Venus erhält im Februar ihren größten Glanz und steht vor Sonnenaufgang bei Südost, aber der flachen Lage des Thierkreises wegen niedrig. Am 17ten Februar Abends steht Saturn nicht weit vom Monde, gibt aber dem Firmament keine große Zier, sondern erscheint nur als ein ziemlich kenntlicher Stern in einem bleichröthlichen Lichte. Mars glänzt zugleich an den Füßen der Zwillinge. Der Monat März bietet nur eine Sternbedeckung durch den Mond dar, deren wir aber hier nicht näher erwähnen, da sie mehr den Astronomen von Profession, als ein größeres Publikum interessirt; man versteht übrigens darunter ein Vorbeigehen des Mondes in seinem Laufe vor einem Firstern, während dessen lezterer unsern Blicken auf so lange hinter der Mondscheibe verborgen bleibt. Am 31sten April wird sich Venus, der zweite Planet in der Reihe unseres Systems, unfern des Uranus zeigen, welcher, so weit unsere heutige Kenntniß reicht, der lezte desselben ist; diese Erscheinung hat kurz vor Sonnenaufgang in Ostsüdost statt, und kann dazu dienen, den sonst nicht leicht aufzufindenden Uranus auch ungeübteren Blicken bemerklich zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus der Türkei.

(Fortsetzung.)

Auch über die Munizipalverwaltung wird viel Neues und Wissenswerthes berichtet; wir gehen nicht darauf ein und bemerken bloß im Allgemeinen, daß die türkischen Munizipalbeamten mit den europäischen nicht im Mindesten zu vergleichen sind, daß eine Gemeinde in unserem Sinn in der Türkei gar nicht besteht. Die Stellung der Beamten ist sehr mißlich. Ist ein Pascha streng, treibt er durch Bedrückungen das Volk zur Empörung, gelangen Klagen über seine Verwaltung in die Hauptstadt, so findet die Pforte darin einen Vorwand, ihn zu tadeln und Geld von ihm zu erpressen. Ist hingegen seine Verwaltung milde, so beschwert sich die Pforte, ihre Befehle werden nicht vollzogen, und er muß wieder zahlen. Wagt er es, seine Entlassung einzugeben, so weiß er nicht mehr, wo er sein Haupt niederlegen soll. Man sezt dann voraus, daß er große Schätze besitzen müsse, und verfolgt ihn auf alle mögliche Weise. Die Unterbeamten befinden sich in derselben Lage.

Fontanier lebte auf ziemlich vertrautem Fuße mit dem Agha seines Stadtviertels, dessen Vater ein großer Herr gewesen war. Er selbst ritt in seiner Jugend nie anders aus, als von einem zahlreichen Gefolge umgeben. Nachdem aber die Janitscharen waren vernichtet worden, sah er sich genöthigt, diesen aristokratischen Manieren zu entsagen, und ging durch die Straßen in Begleitung eines einzigen Bedienten, welcher, eine Spindel in der Hand, gleich seinem Herrn Wolle spann oder Strümpfe strickte; dies ist, mit Ausnahme des Paschas allenfalls, der gewöhnlichste Zeitvertreib. Dieser Agha erzählte Fontanier oft von seiner frühern Herrlichkeit und seinen jetzigen Nöthen. Er war dem Trunke sehr ergeben und wohnte im Stadtviertel der Christen. Um sich ungestört seinen Genüssen überlassen zu können, hatte er in seinem Garten ein Kiosk erbauen lassen; dahin begab er sich mit seinen Freunden und trank mit ihnen den Wein, den er, gleich den meisten seiner Religionsgenossen, jährlich für seinen Bedarf ankaufen ließ. Zuweilen, um einige Abwechslung in seine Belustigungen zu bringen, ließ er irgend einem Rajah sagen, er werde ihn besuchen und bei ihm zu Nacht speisen. Dieses hieß soviel, als der Rajah solle seine Hühner schlachten und seinen Keller

öffnen, und er mußte sich noch sehr glücklich schätzen, wenn sich der Agha nicht die Ehre bezahlen ließ, die er ihm angethan, und den Tribut von ihm begehrte, den man dich-parassi nennt, d. h. Geld, um die Zähne zu putzen. Die Anführer der Janitscharen waren nicht immer so mäßig in ihren Forderungen; sie beschränkten sich nicht auf den dich-parassi, sondern hielten ihr leeres Taschentuch hin und verlangten, daß man es voll mache; zuweilen bezeichneten sie ein Mädchen des Hauses, das sie bedienen solle, und wenn die Eltern sie beschwoeen, von ihrem Begehren abzustehen, so mußte neuerdings Geld herbeigeschafft werden. Unser Agha mußte jezt nach wie vor den Steuerpflichtigen nachlaufen, ihnen die zu entrichtende Abgabe mit Gewalt abnehmen oder an ihrer Stelle zahlen; er mußte Rekruten auftreiben, wodurch er sich natürlicherweise Feinde zuzog. Allein nicht nur getraute er sich nicht mehr so viel zu trinken, er speiste auch nicht mehr bei seinen Untergebenen, als wenn er zu Gaste gebeten wurde. Die Wachen des Pascha unterließen indessen nicht, ihm jeden Freitag einen Besuch abzustatten, um das Badegeld bei ihm zu erheben. Er besaß einige Dörfer in der Nachbarschaft, aber er würde sich wohl gehütet haben, sich dahin zu verfügen, ohne die Erlaubniß des Pascha eingeholt zu haben. Es blieb ihm mit Einem Worte kein anderer Genuß mehr, als von Zeit zu Zeit heimlich eine Flasche Wein zu trinken oder das Weißbrod zu speisen, das sich seine Mutter in der Nachbarschaft zu verschaffen wußte. In solchen Verhältnissen lebte einer der vornehmsten Beamten des Landes; auch fühlte er sich höchst unglücklich und rief oft im Beiseyn seiner Freunde: „wie fange ich es nur an, um meines Amtes los zu werden! Ja, ich will zum Pascha gehen, ich will ihm sagen, daß ich mein Aghalik aufgebe, und sollte es mich den Kopf kosten!“ Hätte er diese lezte Drohung in's Werk gesezt, so würde ihn sehr wahrscheinlich dieses Schicksal getroffen haben; auch ließ er sie bloß Abends vernehmen, wenn er betrunken war, und in solchen Augenblicken hätte man ihm nimmermehr gestattet, sich zu Se. Excellenz zu verfügen.

Auch die christliche Geistlichkeit ist mannichfaltigen Bedrückungen ausgesezt, daher sich die Bischöfe unter den Großen des Reichs nach Gönnern und Beschützern umsehen müssen. Der katholischen Bischöfe sind nur wenige, und sie werden vom Pabste ernannt. Zu Trapezunt war ein griechischer Erzbischof, ein armenischer Bischof und ein katholischer Pfarrer. Der Erzbischof war Bedienter bei seinem Vorgänger gewesen; der Bischof, seinem Gewerbe nach ein Goldschmied, hatte Anfangs in der Kirche gesungen und später schreiben und lesen gelernt. Sein Gesicht war regelmäßig gezeichnet und von seltener Schönheit; er machte viel Glück bei den Damen, war der geselligste unter allen seinen Landsleuten und rühmte sich, der beste Wein- und Branntweinfabrikant der ganzen Gegend zu seyn. Er hatte viele Bekanntschaften unter den Europäern; aus der Unterhaltung mit ihnen waren ihm die Namen verschiedener Wissenschaften im Gedächtnisse geblieben, und so oft er von einem seiner Schreiber oder Unterbeamten sprach, ermangelte er nicht zu sagen: „er versteht Rhetorik, Chemie, Mathematik, Philosophie.“ All dieses Wissen beschränkte sich leider auf das Herleiern einiger Kirchengesänge nach den wunderlichsten Melodien, mit so falscher Intonation, daß die unempfindlichsten Ohren dadurch beleidigt wurden. Dieser Bischof ließ sich, wie der Erzbischof, Se. Heiligkeit nennen. Fontanier, welcher die meisten armenischen Prälaten und eine Menge griechischer und russischer Priester hat kennen lernen, versichert, daß er unter ihnen Keinen gefunden, der die griechischen Behörden von Trapezunt an Gelehrsamkeit übertroffen. Der katholische Pfarrer dieser Stadt war zwar bei Weitem nicht so unterrichtet, als seine Kollegen in Europa, indessen zeichnete er sich durch eine, in dieser Heimath der Unwissenheit seltene Bescheidenheit aus, galt für einen gründlichen Kenner seiner Muttersprache, und war auch in der Kirchengeschichte nicht unbewandert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Januar.

Näke's Tod.

Die hiesige Kunstakademie, ja die Kunst selbst hat in dem kaum begonnenen Jahre schon einen höchst empfindlichen Verlust zu beweinen. Am 10ten dieses Monats verschied der Geschichtsmaler, Professor Heinrich Näke, im neun-und-vierzigsten Lebensjahre. Er gehörte zu denjenigen ausgezeichneten Künstlern, die, ohngeachtet des in ihnen wohnenden, wahrhaft schöpferischen Geistes, es auch bei längerer Lebensdauer nie zu einem damit in Verhältniß stehenden Reichthume an Schöpfungen bringen können, und dies einzig darum, weil ihre hohe Idee von der Kunst und das ihnen vollkommen aufgeschlossene Verständniß über die bereits seit Jahrhunderten vorhandenen unsterblichen Werke der Malerei ihnen erst bei jedem Plane und dann auch wieder bei Ausführung desselben fortdauernd die Frage an das Herz legen: wird auch deine Leistung jenen Werken würdig zur Seite stehen? — Zu seinen vorzüglichern Gemälden gehört unter andern die heilige Elisabeth, mit Dienerinnen und Dienern aus dem landgräflichen Schlosse tretend, um welches so eben ein Heer Armer und Kranker versammelt steht, Heil oder Heilung von ihr zu empfangen, ein köstliches, besonders auch durch höchst charakteristische Individualisirung der mannichfachen Gestalten und Gruppen, bei einem hinreißenden Farbenschmelz und vorzüglicher Harmonie des Ganzen empfohlenes Bild der ausgewählten Gemäldesammlung des für Kunst und Künstler in so vieler

Hinsicht wohlthätig wirkenden Kenners Quandt. Eine andere zur Celebrität gelangte, einfachere Darstellung Näke's aus früherer Zeit, welche durch ihre Wahrheit und Schönheit, so wie durch die Vollendung in der Ausführung sich theils auf hiesiger Ausstellung, theils in mehreren Privatsammlungen den größten Beifall erwarb, war die Scene aus Goethe's Faust, wo Gretchen beim Zerpflücken der Sternblume die Worte spricht: Er liebt mich! und Faust ihr dazu über die Schulter blickt. Die Darstellung beider Gestalten und der ganzen Situation war so entzückend, wie die Idee. Das Bild soll zuletzt im Besitz des unsterblichen Dichters gewesen seyn. Mit gleicher Liebe pflegte Näke schon vor einer Reihe von Jahren ein Seitenstück zu diesem Gemälde. Es stellte den Moment dar, wo Gretchen, aus der Kirche kommend, auf Fausts Anrede:

Mein schönes Fräulein, darf ich wagen,
Meinen Arm und Geleit Ihr anzutragen?

ihm die Antwort gibt:

Bin weder Fräulein, weder schön,
Kann ungeleitet nach Hause gehn.

Dieses Tableau, in Rücksicht des Auffassens des glücklichen Gedanken und der sorgfältigen Ausarbeitung ein des erstern vollkommen würdiger Pendant, und dabei durch einen größern Reichthum verschiedenartiger Nebengestalten ausgezeichnet, war bereits fertig zur Ablieferung an den damaligen Besitzer des Seitenstücks, dem es ebenfalls zugesagt war, als es durch einen unglücklichen Zufall mit der Staffelei, worauf es stand, umgerissen wurde, und ein Riß mitten durch die Leinwand, und zwar gerade durch die Gesichter der meisten Figuren geschah. Der Schrecken über die plötzliche Vernichtung eines Werkes, an dem des Künstlers Geist und Hand lange Zeit gearbeitet hatte, und das nun endlich den überaus strengen Forderungen, die er bei allen seinen Kunstleistungen sich machte, zu genügen schien, warf ihn auf's Krankenbett, das er mehrere Tage nicht verlassen konnte. In der Folge vermied Näke mit größter Aengstlichkeit die Rede von diesem Bilde, und nur Wenige gelangten dazu, daß er es ihnen vorzeigte. Einer seiner treuesten Freunde, selbst ein besonders ausgezeichneter Künstler, stellte ihm die Möglichkeit vor, die zerrissene Leinwand wieder zu verbinden und dann dem Fehler vollends durch den Pinsel abzuhelfen, so daß kein Mensch die Spur der Verletzung wahrnehmen werde; allein Näke war um keinen Preis zu diesem Versuche zu bewegen, und rührte das Bild nie wieder an. Ohne Zweifel wird es sich in seinem Nachlasse vorfinden und von Kunstkennern gewiß als ein theures Vermächtniß bewahrt werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Januar.

(Beschluß.)

Arago über artesische Brunnen.

Worauf beruht nun aber das Phänomen, daß die unterirdischen Wasser, wenn sie erbohrt werden, über die Oberfläche der Erde emporspringen? Gießt man Wasser in eine wie ein U gekrümmte Röhre, so bleibt es in beiden Schenkeln genau in derselben Höhe stehen. Man denke sich nun, der linke Schenkel der Röhre stehe oben mit einem Behälter in Verbindung, aus dem er beständig voll erhalten wird, und der rechte Schenkel werde tief unten abgenommen und mit einem Hahn verschlossen; öffnet man in diesem Zustande den Hahn, so wird das Wasser zu derselben Höhe in die Luft springen, zu der es sich erhoben hätte, wenn der Schenkel noch ganz wäre. Auf dieses Prinzip gründen sich auch die artesischen Brunnen; der in den Tuilerien z. B. erhält sein Wasser aus einem auf den Höhen von Chaillot gelegenen Reservoir. Beim artesischen Brunnen steht, wie bei der gekrümmten Röhre ein Schenkel oder Zweig mit einem höher gelegenen, durch die atmosphärischen Wasser sich beständig füllenden Behälter in Verbindung, und das niedergetriebene Bohrloch stellt den zweiten Schenkel vor. Die Entfernung des Behälters kommt dabei nur wenig in Betracht; er kann acht, fünfzehn, dreißig Meilen, ja noch weiter weg liegen. Die folgende Beobachtung scheint für die vorliegende Frage wirklich entscheidend. Es gibt auf dem Meeresboden Quellen süßen Wassers, welche senkrecht bis an die Oberfläche emporsprudeln. Das Wasser dieser Quellen kommt offenbar aus der Erde, aus natürlichen, unter dem Meeresboden gelegenen Kanälen. Vor wenigen Jahren nun entdeckte ein englisches Convoi bei Windstille im indischen Ocean eine reiche Quelle süßen Wassers mehr als achtzehn deutsche Meilen von der zunächst gelegenen Küste. . .

Es gibt negative artesische Brunnen, wie man sie nennen könnte, das heißt Bohrlöcher, welche, statt Wasser zu geben, hineingegossenes Wasser verschlucken, und sie haben schon hin und wieder den Gewerben wesentliche Dienste geleistet. So entledigte sich im vorigen Winter ein Fabrikant von Kartoffelstärke bei St. Denis mittelst eines bis auf gewisse poröse Erdschichten niedergebohrten Loches täglich einer Masse von 88,000 Litres schmutzigen Wassers, dessen Gestank zu Klagen Anlaß gegeben hatte und ihn wahrscheinlich genöthigt haben würde, seine Anstalt weg zu verlegen. Nachdem das Loch drei Monate lang täglich die erwähnte Wassermenge aufgenommen, fand man mit dem Bohrer unten nur Sand.

Man hört häufig fragen, ob sich die artesischen Brunnen in der Länge nicht erschöpfen werden; die folgenden zwei Beispiele sind wohl geeignet, das Publikum hierüber zu beruhigen. Der schon oben angeführte Brunnen zu Lillers im Departement Pas de Calais, der seit dem Jahr 1126 läuft, ist seitdem beständig gleich hoch gesprungen, und die Wassermenge, die er in 24 Stunden liefert, ist sich fortwährend gleich geblieben. Ein artesischer Brunnen im Kloster St. André zeigt sich jetzt noch ganz so, wie ihn Belidor vor mehr als hundert Jahren beschrieb.

Indem man mit dem Erdbohrer in den Eingeweiden der Erde nach Wasser sucht, stößt man hie und da, statt auf Wasser, auf große Ansammlungen von Gas, das rasch aufsteigt. Dieses Gas ist gewöhnlich brennbar; in einigen Fällen ist es reiner Wasserstoff, häufiger aber gekohltes Wasserstoffgas, das Gas, das sich von selbst in Steinkohlenlagern entwickelt und in den Minen so schreckliche Unglücksfälle verursacht, und dasselbe, das in neuerer Zeit zur Beleuchtung dient. Die Chinesen haben zahlreiche Gasbrunnen der Art. Bei denjenigen, welche der Abbé Imbert vor wenigen Jahren besuchte, wurde das Gas in langen Röhren unter mehr als dreihundert Salzpfannen geleitet und daselbst angezündet. Man bediente sich zum Abdampfen gar keines andern Mittels. Straßen, Magazine, Werkstätten wurden gleichfalls mittelst desselben, in Bambusröhren überall umhergeleiteten Gases beleuchtet. Auch in den Vereinigten Staaten von Amerika gibt es einige Orte, wo man das Gas, das nun schon seit einer langen Reihe von Jahren aus Bohrlöchern strömt, die man angelegt, um Wasser zu gewinnen, zur Beleuchtung von Häusern und Straßen benützt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 35.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 10. Februar 1835.

Es will mir scheinen,
Als ob der Orient, bei aller Sklaverei,
Doch nicht geradezu die Höll' auf Erden sey.

Voltaire.

Bilder aus der Türkei.

(Fortsetzung.)

Die Christen in Trapezunt, die seit Jahrhunderten unter den Türken leben, haben alle ihre Gebräuche angenommen und unterscheiden sich von ihnen bloß durch den Glauben. In gewöhnlichen Zeiten werden sie ziemlich glimpflich behandelt, da Jeder unter den angesehenern Türken seinen Gönner hat. Sie müssen den Carretch entrichten, und jedes Jahr werden sie einer allgemeinen Gelderpressung unterworfen, unter dem Vorwande, sie müssen gezwungen werden, eine demüthige, ihrer traurigen Lage als Rajahs angemessene Kleidung anzulegen; hierauf läßt man sie in Ruhe, abgesehen davon, daß man ihnen zuweilen einige Stockprügel austheilt und ihr Vermögen auszukundschaften sucht, um sie zu brandschatzen; indeß sind sie in dieser Beziehung nicht übler daran, als die Mahometaner selbst. Sie verstehen sich aber trefflich darauf, alle Gelegenheiten zu vermeiden, wo sie sich kompromittiren könnten, und ihre Reichthümer unter dem Scheine des höchsten Elends zu verbergen. Seit den neuesten Reformen werden sie von den Paschas gefürchtet, weil sie sich vermittelst ihrer Patriarchen an die hohe Pforte wenden können; dagegen bringt es ihnen großen Schaden, daß die Moslim heutzutage gehalten sind, durch Arbeit ihr Brod zu verdienen. Früher blieben die Großen von einigem Ansehen müßig und wußten stets Mittel zu finden, so viel Geld zu erpressen, als sie zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse brauchten. Der Handel befand sich ausschließlich in den Händen der Christen, die sich dadurch oft bedeutendes Vermögen erwarben. Heutzutage hingegen befassen sich die großen Herrn selbst mit Handelsgeschäften. Alle Beamten, vom Pascha an, gehören zu irgend einer Handelsgesellschaft; sie sind nicht minder habsüchtig, nicht minder gewandt als die Christen, und da sie nachdrücklicher beschützt werden, so kommen sie ihnen in allen Spekulationen vor. — Die männlichen Rajahs sind äußerst bescheiden in ihrer Kleidung; sie tragen gewöhnlich ihre Jacke so lange, bis sie in Lumpen zerfällt; ein langes Gewand gilt schon für Luxus; die Weiber hingegen tragen sich wie die Türkinnen, von denen sie sich bloß durch den Haarputz unterscheiden: sie flechten alle ihre Haare in Zöpfe, während die türkischen Frauen dies bloß mit einem Theil thun und die übrigen frei auf den Busen fallen lassen. Die einen wie die andern verwenden die größte Sorgfalt auf Füße und Hände, welche sie mit Hennah roth färben. Sie tragen ein weites Hemde aus Leinwand, die im Lande verfertigt wird. Dieses Hemd fällt über leinene Beinkleider, deren sichtbarer Theil aus Brokat besteht; darüber ziehen sie einen Rock, gleichfalls aus

Brokat, und umgürten sich mit einem Shawl. Den Kopf bedecken sie mit einem rothen Käppchen, um welches ein Schnupftuch gewunden wird; Brust und Stirne werden mit Zechinen geschmückt, und in den Haaren stecken Amulette, Talismane und Zierrathen aus Gold, Silber oder Glas; die Handgelenke sind mit Armspangen geziert. An Feiertagen legen sie Mäntel von sehr lebhafter Farbe an, die mehr oder weniger mit Gold gestickt sind. Häufig wählen die Geistlichen den Kleiderluxus der Weiber zum Tex. ihrer Predigten, und die Behörden bedienen sich desselben, um darnach das Vermögen der Männer zu schätzen. Indeß hat er so feste Wurzeln geschlagen, daß er nicht wohl abgeschafft werden kann. Die Putzsucht der Weiber geht so weit, daß sie, um in Gesellschaft zu gehen, das zu ihrem Anzug Fehlende zu schweren Zinsen leihen. Nichts lächerlicher übrigens, als in den schwarzen, schmutzigen, zerfallenen Häusern die von Gold und Edelsteinen funkelnden Weiber auf schmutzigen Teppichen, unter ekelhaften Lumpen, ihre häuslichen Arbeiten verrichten zu sehen.

Dupré, ein Vorgänger Fontaniers, hatte eine Frau aus Trapezunt geheirathet und einen hübschen Garten angelegt, der häufig von Weibern besucht wurde. Diesem Umstande hatte es Fontanier zu verdanken, daß er deren mehrere zu sehen bekam. Er glaubt bemerkt zu haben, daß die Christenweiber sowohl, als die Türkinnen sich bloß aus Höflichkeit das Gesicht verhüllen. Je mehr Respekt sie vor den Personen haben, vor denen sie erscheinen, desto sorgfältiger verbergen sie ihre Züge; begegnet man ihnen auf den Straßen, so wenden sie den Kopf flugs gegen die Mauer, stehen sie am Eingange ihres Hauses, so schlagen sie die Thüre zu, wenn ein Mann vorbeigeht; aber dies Alles geschieht bloß aus Rücksicht für das Dekorum und das Publikum; befinden sie sich in engerem Kreise, besonders im Beiseyn ihrer Männer, so sind sie nicht so zurückhaltend, und legen gern den Schleier ab, der sie ganz einhüllt. Daher kennen sich auch sämmtliche Einwohner einer Stadt unter einander, obgleich es bei den Männern zum guten Tone gehört, daß sie keine andern Weiber zu kennen scheinen, als ihre Anverwandten. Fontanier hatte mehrmals Gelegenheit, einigen Weibern, deren Männer abwesend waren, Gefälligkeiten zu erweisen; sie nahmen nicht den mindesten Anstand, ihm persönlich ihren Dank abzustatten, nur gebrauchten sie die Vorsicht, nicht allein zu erscheinen. Seine Bedienten kannten sie alle und unterhielten sich ganz offen mit ihnen; bei dem ersten Besuche blieben sie verschleiert, später legten sie den Schleier ab, ohne daß man sie darum ersuchte. Man setzte voraus, die Männer wissen nichts davon, und es wäre unschicklich gewesen, ihrer zu erwähnen. Wenn die Mohametaner oder die Christen einen Festtag hatten, so schickte Fontaniers Janitschar jedesmal seine beiden Weiber nebst seiner Mutter zu ihm, um das gewöhnliche Geschenk zu holen, während er vor der Thüre stehen blieb. Diese Damen waren unverschleiert und blieben es, auch wenn Fontanier den Janitscharen hereinrief.

Die Himmelsbegebenheiten des Jahrs 1835.

(Fortsetzung.)

In der Mittagsstunde des 6ten April wird der Mond den Planeten Mars auf längere Zeit bedecken, ein Umstand, dessen wir indeß nur der Vollständigkeit wegen erwähnen, da die Beobachtung, wenn sie auch mit bloßem Auge möglich wäre, doch für den Dilettanten kein Interesse hat. Dagegen wird die Bedeckung des Saturn durch den Mond am 13ten April Morgens um 3 Uhr 16 Minuten auffallender seyn, indem der Mond gerade voll ist. Der Mai ist durch eine ringförmige Sonnenfinsterniß ausgezeichnet, welche am 27sten dieses Monats statt hat, aber nur in einem kleinen Theile vom südlichen Europa, Afrika, Asien, sichtbar wird. Dagegen findet am 10ten Juni, gleich nach 11 Uhr Abends, eine in ganz Europa sichtbare, aber bloß partiale Mondfinsterniß statt, während welcher der Mond seinerseits einen kleinen Stern im Sternbilde des Ophinchus bedeckt. Tags darauf tritt Ceres, einer der vier kleinen Planeten, welche sich in der unermeßlichen Himmelskluft zwischen Mars und Jupiter befinden, mit der Sonne in Opposition, und kulminirt also um Mitternacht. Diese vier kleinen Planeten, Ceres, Juno, Pallas, Vesta, sind darum so merkwürdig, weil ihr Daseyn lange vor ihrer wirklichen Entdeckung auf den Grund eines für unser Planetensystem gültigen Entfernungsgesetzes vorausgesagt worden ist. Kant, in seiner Naturgeschichte und Theorie des Himmels (erschienen 1755), sagt nämlich: „Wenn der Abstand des Saturn von der Sonne auf 100 Theile gesetzt wird, so ist Merkur 4 solcher Theile von der Sonne entfernt; Venus 4 und 3, gleich 7; Erde 4 und 6, gleich 10; Mars 4 und 12, gleich 16; Jupiter 4 und 48, gleich 52; Saturn 4 und 96, gleich 100. Zugleich erhellt hieraus eine ordentliche Progression der Entfernungsweiten, welche aber zwischen Mars und Jupiter durch eine Lücke (von 4 und 24, gleich 28) unterbrochen ist, daher man an diesem Orte einen noch unentdeckten Planeten vermuthen kann, der seinen Umlauf in 4½ Jahren vollenden müßte." Und wirklich wurden ein halbes Jahrhundert nachher, nämlich von 1801 bis 1807, an der vom Königsberger Weltweisen

50 Jahre früher bezeichneten Stelle zwar nicht der eine von ihm angekündigte, aber dafür allmählig die vier neuen Planetchen entdeckt, die ihren Umlauf um die Sonne nahe in der ebenfalls von ihm bestimmten Zeit vollenden; eine Rechtfertigung einer kühnen Himmelshypothese durch die Wirklichkeit, welche Bewunderung verdient. — Am 13ten Juni gelangt Jupiter zu seiner Opposition mit der Sonne. Die Leser werden mich auf diese Veranlassung vielleicht fragen, warum gerade diese Stellung der Planeten zu Sonne und Erde immer mit so besonderer Sorgfalt erwähnt wird. Da die Bewegung der Planeten um die Sonne geschieht, so kommt es, um das wahre Gesetz ihres Laufes zu haben, wovon unsere astronomischen Tafeln abhängen, wesentlich darauf an, Längen der Planeten zu bestimmen, wie sie von der Sonne aus gesehen werden würden. Dazu bieten aber die Oppositionen der sogenannten oberen, und die Conjunctionen der untern Planeten die Gelegenheit dar, da in die Augen springt, daß von Sonne und Erde aus ein Planet auf den nämlichen Punkt der Ekliptik bezogen werden wird, wenn sich die Erde gerade zwischen ihm und der Sonne, oder beiden gerade gegenüber befindet. Sieht also der irdische Beobachter, wie im eben hier erwähnten Falle, den obern Planeten Jupiter in Opposition, so ist dies so gut, als sähe er ihn von der Sonne, dem Lenkpunkte aller planetarischen Bewegung, selbst aus; und die Beobachtung mehrerer solcher Oppositionen gibt demnach das ganze Gesetz der wahren Bewegung eines Planeten, woraus die von der Erde zu sehenden scheinbaren übrigen Orte desselben durch etwas Rechnung leicht abgeleitet werden können.

In der Mitte Juli's befinden sich die beiden schönsten Planeten unsers Systems, Venus und Jupiter, nahe bei einander. Sie gehen dann bald nach zwei Uhr Morgens auf, und zeigen sich in Ostnordost. Nicht weit davon, niedrig am Horizont, steht der Halley'sche Komet; aber die Morgendämmerung wird ihn wohl noch nicht sichtbar werden lassen. Wahrscheinlich wird derselbe erst um den 8ten August deutlicher gesehen werden können, indem er alsdann gleich nach Mitternacht ziemlich genau in Nordost aufgeht. Sein Schweif geht ihm voraus, liegt aber schief aufwärts nach Osten. So wird er wenigstens dem irdischen Beobachter erscheinen; für einen Beobachter in der Sonne würde der Anblick ein anderer seyn, da, nach dem allgemeinen Gesetze, der Schweif immer von der Sonne abgekehrt ist, und dem Kopfe des Kometen also nachfolgt, wenn er zur Sonne geht, und dagegen vorangeht, wenn er von ihr zurückkommt. Zu bedauern ist übrigens, daß uns der Komet diesmal vor seinem, wie wir gleich sehen werden, Anfangs Novembers erfolgenden Durchgang durch das Perihel am nächsten kommt, und sich bald nachher wieder so beträchtlich von uns entfernt, da die Kometenschweife meistens erst nach dem Durchgange durch das Perihel ihr prächtigstes Ansehen erhalten, und wir also ein doppelt schönes Schauspiel zu erwarten gehabt hätten, wenn die größte Erdnähe erst nach jenem Durchgange eingetreten wäre. Ueber das diesmalige Aussehen des Kometen läßt sich vielleicht aus der Art seiner Erscheinung im Jahre 1607, worüber wir Berichte besitzen, urtheilen, da sein Lauf im Jahre 1835 mit dem in jenem Jahr 1607 große Aehnlichkeit hat. Damals verfolgte der große deutsche Astronom Kepler diesen Kometen vom 26sten September bis 26sten Oktober, wo er ihn aus dem Gesichte verlor. Sein Schweif war Anfangs dieser Zeit unbedeutend, nahm aber bei der Annäherung zur Sonne, der der Komet gegen Ende Oktobers am nächsten kam, an Lichtstärke allmählich zu, und hielt sich im Allgemeinen ebenfalls in einer der Sonne entgegengesetzten Lage. *) Ein merkwürdiger Umstand bei der damaligen Erscheinung war auch, daß sich der Schweif bald zu verlängern, bald zu verkürzen schien. Wir werden ja nun sehen, in wie weit die diesmalige Erscheinung Aehnlichkeit mit jener frühern zeigen wird.

Am 22sten August kommt Uranus in Opposition mit der Sonne, und kulminirt also um Mitternacht. Drei Tage darauf geht, wie wir vorläufig schon oben erwähnt haben, der kleine Encke'sche Komet durch seine Sonnennähe, indeß sich uns der Halley'sche Komet schon bis auf einige zwanzig Millionen Meilen genähert hat, Nachts zwischen eilf und zwölf Uhr nordöstlich aufgeht und bis zur Morgendämmerung am östlichen Himmel sichtbar bleibt. Im nun folgenden Monat September wird sein Licht, bei seiner raschen Annäherung zur Sonne, und da er auch uns täglich näher kommt und gegen Ende dieses Monats nur noch sechs Millionen Meilen von uns absteht, wahrscheinlich immer glänzender werden, obwohl sich Gewisses darüber nicht sagen läßt, da zu dieser Lichtentwicklung auch physische, noch nicht vollkommen erkannte Ursachen mitzuwirken scheinen. Der Aufgang des Kometen ereignet sich in diesem Monate immer zeitiger; gegen Ende desselben steht er dem Nordpole so nahe, daß er gar nicht mehr untergeht. In Westsüdwest glänzen um die nämliche Zeit Mars und Saturn.

(Der Beschluß folgt.)

---

*) Auf diesen letztern merkwürdigen Umstand hat ebenfalls ein deutscher Astronom, Peter Apian (Bienewitz aus Leißnig in Sachsen), zuerst aufmerksam gemacht. — Immer Deutsche!

Gleicher Wunsch.

Wie haben's doch die Fischlein gut
In ihrer stillen Wasserflut!
Sie sind so sorglos in der Tiefe,
Als ob dort Alles ruht' und schliefe.

Oft hab' ich Stunden in der Nacht
Am grünen Ufer zugebracht;
Dann schien ihr silberglänzend Blinken
Zu ihnen mich hineinzuwinken.

Und blick' ich, wenn das Wasser rein,
Auf seinen tiefen Grund hinein,
So ist's, als hör' ich leise flüstern:
Komm auch zu uns! dann bin ich lüstern.

Doch tauchen manchmal aus dem Teich
Die Stillen in das lust'ge Reich,
Und zeigen, daß sie Lust empfinden,
Sich auch hier oben einzufinden.

Dann ist mein Herz im Busen still,
Daß es nicht mehr hinunter will;
Es stillt das Ineinanderragen
Der Wünsche meiner Sehnsucht Klagen.

Bezwing den Wunsch in deiner Brust,
Denn eben das, daß deine Lust
Auf Erden niemals kommt zu Frieden,
Ist dir als ein Genuß beschieden.

Nic. Müller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Januar.

(Fortsetzung.)

Näke. Kriminalgeschichten.

Nicht allein wegen seines hohen Ranges als praktischer Künstler, sondern auch als ein ganz vorzüglicher Theoretiker und Lehrer an der Kunstakademie stand Näke bei dieser und den Professoren und Zöglingen in gleich hoher Achtung. Ohngeachtet einer seit seinen Jugendjahren ihn verfolgenden Kränklichkeit war er rastlos und unermüdet in Abwartung seines Berufs. Auch als Mensch gewann er die Liebe Jedes, der ihn kannte. Mit der gründlichsten Kunstkenntniß einen hohen Grad wissenschaftlicher und geselliger Bildung verbindend, war er durch Herzensgüte und Bescheidenheit gewiß Jedem äußerst schätzbar, der des Glückes seines Umgangs genoß. Seine heute, am 15ten, erfolgte Beerdigung bezeugte den großen Schmerz um seinen Verlust durch die äußerst zahlreiche Versammlung von Freunden und Verehrern, besonders Professoren und Zöglingen der hiesigen Kunstakademie, auf dem Begräbnißplatze, und die wahrhafte Trauer, die sich in den Anwesenden recht rührend aussprach. Einer der Zöglinge sprach am Grabe einige recht herzliche und auf die Umstehenden ungemeine Wirkung hervorbringende Worte.

Wenn die Theilnahme und Rührung über diesen Hintritt eines als Künstler und Mensch gleich trefflichen Mannes allgemein war, so war es der Unwille und Unmut über einen wenig Wochen zuvor geschehenen Todtschlag nicht weniger. So fröhlich auch der Abschied des alten Jahres durch die vielbesuchten tanzmusikalischen Abende des rühmlich bekannten Strauß aus Wien eingeleitet war, so erstarrte doch, als es schon unter dem betäubendsten Klingklang hinwegwalzen wollte, die Tanzlust plötzlich in seinem Fuße. Eine Mordthat! so hieß es am Morgen des 27sten Decembers. Und sie war um so unchristlicher zu nennen, da eben aus dem Christabende die Veranlassung dazu gekommen war. Zwei Dienstmädchen, Kammerjungfer und Köchin, geriethen über die Weihnachtsgabe heftig an einander, und zwar glaubte sich die leztere durch mißbrauchten Einfluß der erstern bei ihrer gemeinschaftlichen Gebieterin sehr verkürzt. Einem noch unblutigen Gefechte am 26sten Abends ist ein anderes am Morgen gefolgt, welches mit dem Tode der Kammerjungfer endete. Bei der ärztlichen Untersuchung des Leichnams fanden sich an diesem nicht weniger als 42 Wunden vor, die meisten in der Gegend des durchschnittenen Halses. So viel scheint übrigens aus Allem hervorzugehen, daß die entsetzliche That keineswegs aus kalter Ueberlegung stammte, sondern das Resultat eines durch frühere Vorgänge genährten Hasses in dem Augenblicke gewesen ist, wo dieser bis zur höchsten, blindesten Wuth gesteigert worden. Seit ihrer Verhaftung soll die Wüthende sich im Zustande höchster Verzweiflung über die nun ihr selbst ganz unbegreifliche Missethat befinden. Es verdient bemerkt zu werden, daß ganz wider Gewohnheit das allgemeine Mitleid sich offenbar weniger dem unglücklichen Schlachtopfer, als der Mörderin zuzuneigen scheint. Ein sehr verbreitetes Gerücht beschuldigt nämlich die Ermordete des Mißbrauchs der Zufriedenheit ihrer Herrschaft mit ihr zum Nachtheile der neben ihr Dienenden.

Ueberhaupt hat es mit dem Mitleide in solchen Fällen eine eigene Bewandtniß. Ein zwei Tage später als dieser Mord eintretendes Ereigniß gab neuen Beleg hiefür. Der bekannte, im vorigen Winter an zwei Frauen in deren Wohnung verübte schauerliche Mord empörte dergestalt, daß lange Zeit an Mitleid mit den Mördern nicht zu denken war. Allmählich wagte sich das geächtete Mitleid aber doch wenigstens bis zu dem Wunsche schüchtern heran, daß die Todesstrafe unter den sieben Theilnehmern einzig den eigentlichen Mördern zuerkannt, die Uebrigen aber nur unschädlich gemacht werden möchten. Jezt geht das Mitleid schon viel weiter; nachdem zwei Urtheile fünfen von dieser Gesellschaft den Tod zugesprochen, gelingt es einem dieser fünf höchst wunderbarer Weise, im Augenblicke, als eben alle Aufmerksamkeit der Neugier auf die neue Mörderin sich concentrirt, aus der hiesigen Frohnfeste zu entkommen. Diese Geschichte drängte den neuen Mord schnell wieder in den Hintergrund. Rietschel, so heißt der Entflohene, ist nun wieder die Losung, und gar häufig hört man die früher nach nichts als nach dem Blute der Mörder Dürstenden wünschen, der arme Teufel möchte, nachdem er die Todesangst ausgestanden, von dem leider nur allzuähnlichen Porträt im Steckbriefe nicht am Fortkommen gehindert werden. Der Wunsch scheint auch in Erfüllung gehen zu wollen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 36.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 11. Februar 1835.

— Wie, wer schreit gegen Stolz,
Und klagt damit den Einzelnen nur an? —
Ei ja doch! wie denn? was denn? Laßt doch sehn,
Worin ihm meine Zunge Unrecht that.
Thut sie kein Recht ihm, that er selbst sich Unrecht,
Und ist er rein, nun wohl, so fliegt mein Tadel
Die Kreuz' und Quer, wie eine wilde Gans,
Die Niemand angehört.

Shakespeare.

Die Schule der Grobheit. *)

Vom Begriffe der Grobheit.

Grob scheint den schlimmern Nebensinn von derb auszudrücken; denn man nennt Zeuge von ungefälliger Derbheit grobe, z. B. Tuch, Linnen. Grob bezeichnet demnach so viel, als mißfällig derb, und Grobheit als eine garstige, gar übel sich ausnehmende Derbheit. Etymologisch angesehen, ist gar keine Art der Verwandtschaft unter den Worten grob und derb; und wir werden daher den gegenwärtigen Sinn der Wörter grob, Grobheit, für einen bildlichen oder sinnbildlichen erklären und nehmen müssen. Ich vermuthe, daß nur, um dem Ausdrucke Höflichkeit für feine Sitte etwas Analogisches entgegenzustellen, man habe die entgegengesetzten Formen des Umgangs durch ein Bild bezeichnen wollen, welches von der Bekleidungsart wenig begüterter Personen entlehnt ist, die bekanntlich in grobe und gröbere Stoffe sich zu kleiden in Gebrauch haben. Vielleicht sezt man voraus, daß ihre Lebenssitten und Weisen des Umgangs zu denen höher gestellter Personen sich verhalten müssen, wie die Grobheit der Stoffe, welche sie tragen, zu der Feinheit derjenigen, in welchen begüterte und vornehme Personen einhergehen. Doch ist dieser Schluß unrichtig und nur zu häufig einer gänzlichen Umkehrung bedürftig. Denn was in den Sitten Grobheit genannt wird, zeigt sich oftmals auch bei ausgezeichnet fein gekleideten Leuten und findet sich hingegen die Höflichkeit auch bei grobem Anzuge. Es scheint diese merkwürdige Abweichung vom Vorausgesezten ihren Grund darin zu haben, daß Aermere von jung auf in Zeit und Umstände sich fügen und schicken lernen, während die Reicheren, seitdem aus der Erziehung die alte Strenge längst entwichen ist, vom Glücke leicht verwöhnt und verleitet werden, vor andern Menschen mit einer nicht gänzlich beifälligen Festigkeit aufzutreten. Bei den Engländern ist feine und modische Kleidung zwar nicht das einzige, immer doch ein unumgängliches Erforderniß zum Anspruch auf den Namen und Charakter eines Gentleman. Und dieser Zug einer freilich sehr industriellen Nation scheint zu bestätigen, was oben zur Erklärung der Wörter grob und Grobheit aus der Vermuthung ist beigebracht worden.

Von den Principien der Grobheit.

Nach obiger leiser Andeutung ist diejenige Zuversicht auf sich selbst und Geringschäzung Anderer, welche man den Stolz nennt, eines der thätigsten und gewiß das vornehmste Princip von allen denen, aus welchen

*) Aus dem eben unter der Presse befindlichen zweiten Theile von Rumohrs Schule der Höflichkeit, der in kurzer Zeit in J. G. Cotta'schem Verlage erscheinen wird.

die Grobheit hervorgeht. Doch ist es keineswegs das alleinige; vielmehr nimmt die Grobheit aus vielen andern ebenfalls ihren Ursprung, als da sind: Bösartigkeit des Gemüths, Faulheit der Seele, oder nur des Körpers, Rohheit des Gefühls, Ungelenkigkeit des Geistes, Störungen der Gesundheit, Unbeholfenheit der Person, Gewöhnung, Bildung durch Erziehung und Beispiel, Genialität.

Diejenige Grobheit, welche aus dem Stolze entspringt, zerfällt in die Grobheit aus Indifferenz, und in die andere aus Zügellosigkeit der Affekte und Leidenschaften. Denn es sind beide dem allgemeineren Princip des Stolzes untergeordnet, da Bescheidenheit weder die Gleichgültigkeit, noch die Härte gegen Andere jemals wird in sich aufkommen lassen. Die Grobheit aus Indifferenz ist nicht angreifender, nur ablehnender Art. Auch kleidet sie die Ablehnung häufiger in Schweigen, als in Worte; sie bedient sich gewisser Wendungen und Abwendungen der Vorseite, behauptet auch bei sehr beweglichen Situationen stets eine ruhige Haltung des Körpers und macht mit umgekehrter Hand gelegentlich sehr ausdrucksvolle Bewegungen, welche so viel sagen, als: weg! fort von hier! aus den Augen! u. s. w. Von den Lippen macht sie guten Gebrauch, welche eingezogen, knapp anschliessend, das Sinnbild vorsätzlicher Zurückhaltung sind, hingegen vorgedrängt mit herabhängender Unterlippe den Ueberdruß und die Geringschätzung ausdrücken. Auch kommt das Auge hier in Anwendung, vornämlich insofern es das Geschick besitzt, sich in sich selbst zurückzuziehen, und sehend als nicht sehend, vorbeisehend, übersehend u. s. f. anzusehen. Es entwickelt sich beim Indifferenzgrobian nicht selten eine gar ungemeine Fertigkeit im Unterlassen begehrenswerther Höflichkeiten. Er pflegt daher Besuchen sich verleugnen zu lassen, sie nicht zu erwidern, Bekannte weder zu grüßen, noch anzureden, noch selbst angeredet, ihnen Antwort zu geben, Besorgungen abzulehnen, gegen Fragende Unwissenheit vorzuschützen u. s. f. Es erweckt ein solches Thun und Lassen bisweilen die Meinung, als entspringe es aus dem Princip der Trägheit. Allein man enttäuscht sich, sobald Personen auftreten, deren Reiz und Anmuth sein Herz beschleicht. — Ist der Schleier dergestalt nur Einmal gelüftet worden, wird Jedermann in's Klare gekommen seyn, daß Stolz, wie schon gesagt, das eigentliche Princip derjenigen Grobheit sey, von welcher hier die Rede gewesen.

Die zweite Art aus dem Stolze abzuleitender Grobheit war jene der Leidenschaftlichkeit. Diese bricht, wie's Jedem bekannt ist, mit einem heftigen Choc oder stoßweise hervor, sieht nie auf die Folgen, richtet viel Schaden an, führt oftmals tragische Katastrophen herbei, weßhald die ernsteren Gattungen der Poesie von ihr einen starken Verbrauch machen. Der leidenschaftliche Grobian pflegt in Schelt- und Schimpfworte auszubrechen, hart um sich zu schlagen, auf den Boden zu stampfen und mancherlei Nützliches klein zu brechen. Da nun aber unter fremden Leuten bisweilen ihm Gleiches mit Gleichem vergolten wird, fallen gemeiniglich seine härtesten Schläge auf die Untergebenen und näheren Angehörigen. Denen trübt eine stete Befürchtung der Wiederkehr leidenschaftlicher Aufwallungen sogar die guten und ruhigen Stunden, was an gewissen scheuen, besorglichen, auflauernden Blicken der Frauen, Diener, Kinder und anderer Angehörigen deutlich genug sich wahrnehmen läßt. Ein schönes Familienleben dieses, welches in der Hauptsache auf immerwährendes Achtgeben, Aufpassen, Abwehren, Zuvorkommen von Grobheiten des einen oder andern Theils hinausläuft! Und es ist nicht zu verwundern, wenn bei so leerer Spannung und zweckloser Reibung in den Familien so häufig sogar die bloße Möglichkeit allgemeinerer Beziehungen des Gefühls und Geistes ganz untergeht. Auch den Falken zähmt man durch Ueberwachung, das ist durch Erschöpfung seiner Lebensgeister; und um nichts besser geht es allen den Trübseligen, welchen ein Familienleben nach Art des eben bezeichneten zu Theil geworden.

Dieses alles entspringt aus dem Stolze, welcher bekanntlich mehr eine Schwäche des Geistes ist, als eine Aeußerung ächter Bösartigkeit. Und man lasse sich nicht von den schlimmen Wirkungen und Folgen der Grobheit aus Stolz zu dem Schlusse verleiten, daß solche aus dem Princip der Bösartigkeit entspringe. Denn haben gleich die Grobheiten aus leztem Principe, welche nunmehr uns beschäftigen sollen, mit jenen aus Stolz bisweilen eine allgemeine Aehnlichkeit, weil die Bösartigkeit des Gemüths kein Mittel verschmäht, das nur irgend Schaden bringt, daher wohl auch gelegentlich sowohl des Anscheins der Indifferenz, als jenes andern der Leidenschaftlichkeit sich bedient, so ist es doch dem Kundigen leicht, selbst in diesen Formen das eigentliche Princip bösartiger Grobheiten wieder zu erkennen. Merke man bei den groben Handlungen und Reden nur stets auf deren Ausgang; denn bei diesem wird es bald sich zeigen, wo jedesmal das Princip aufzusuchen sey. Wenn der Stolzesgrobian, ohne weiter zu forschen und nachzudenken, ruhig voran, oder zu neuen Grobheiten übergeht, wird hingegen der Grobian aus Bösartigkeit des Gemüths auf den muthmaßlich Gekränkten und Verlezten gewisse höhnisch-tückische, forschende Blicke werfen, theils um die Tiefe der Wunde, die Größe des angerichteten Schadens abzumessen, theils auch, um an dem Mißbehagen sich zu weiden, welches veranlaßt zu haben er Hoffnung hegt. Das eigentliche Princip der bösartigen Grobheit ist demnach nur an dem Ausgange und Hinterende ihrer Handlungen und Reden zu erkennen; wohingegen deren Anfang chamäleontisch in den Farben

aller übrigen Grobheitsarten zu spielen, bald in dieser, bald in jener andern Form sich zu entfalten liebt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Himmelsbegebenheiten des Jahrs 1835.

(Beschluß.)

Anfangs Oktobers erscheint der Komet in dem allgemein bekannten Sternbilde des großen Bären (dessen hinterer Theil auch der große Wagen heißt); er kommt uns jezt, wie schon bemerkt worden, am nächsten (nämlich zwischen 4 und 5 Millionen Meilen), und würde sich nun vielleicht in voller Pracht zeigen, wenn, wie auch schon erwähnt worden, sein Durchgang durch das Perihelium, und somit die vollkommene Lichtentwicklung seines Schweifes nicht erst später (nämlich in den ersten Tagen des Novembers) einträte. Wie wir vernehmen, erregt die bevorstehende große diesmalige Annäherung des Kometen an die Erde, alles dessen ohnerachtet, was zum Troste furchtsamer Gemüther bereits darüber gesagt worden ist, hier und da doch noch Unruhe. Wir versuchen, dieser Besorgniß auf Einmal ein Ende zu machen, indem wir öffentlich und feierlich die Garantie für allen möglichen Nachtheil übernehmen, der der Erde aus dieser Kometennähe erwachsen könnte, ja wir nehmen sogar spezielle Lebens- und Güterversicherungen gegen eine äußerst billige Prämie an. — In der zweiten Hälfte des Oktober entfernt sich der Komet schnell wieder von uns, und gegen Ende des Monats ist diese Entfernung bereits wieder auf mehr als zwanzig Millionen Meilen angewachsen. Er eilt jezt dem Punkte seiner Sonnennähe (Perihelium) zu, und durchschneidet diesen Punkt in den ersten Tagen des November. *) Zugleich entschwindet er unsern Augen, da er vor dem Glanze der Sonnenstrahlen, in denen er sich verbirgt, nicht mehr gesehen werden kann. Zwar tritt er bald wieder aus denselben hervor und dürfte in den ersten Monaten des folgenden Jahrs (1836) am Südhimmel wieder sichtbar werden; aber bei seiner nun schnell bis auf viele Millionen Meilen zunehmenden Entfernung von der Erde wird er wohl nur noch sehr klein und schwach erscheinen. Vom April 1836 an aber entweicht er unsern Blicken gänzlich in den unermeßlichen Himmelsraum, um erst nach 76 Jahren, im Februar 1912, zu uns zurückzukehren.

Unterdeß aber hat sich am 20sten November Mittags eine Sonnenfinsterniß ereignet, deren wir indeß, da sie nur in einem kleinen Theile vom südöstlichen Europa, Afrika und Asien zu Gesicht kommt, hier keine ausführlichere Erwähnung thun; und am 7ten desselben Monats, Abends gegen neun Uhr, ist Merkur vor der Sonnenscheibe vorbeigegangen, ohne daß auch diese Erscheinung in unsern Gegenden hätte beobachtet werden können, da die Sonne alsdann schon lange unter unsern Horizont hinabgesunken ist. Südlich vom Cap der guten Hoffnung, auf den ostindischen Inseln u. s. w. dagegen wird dieser Durchgang beobachtet werden können. Ende Decembers endlich kommt der prächtige Jupiter mit der Sonne in Opposition, glänzt die ganze Nacht am Südhimmel, und beschließt damit die Reihe der merkwürdigsten diesjährigen Himmelserscheinungen.

*) Die beiden französischen Mathematiker, Damoiseau und Pontécoulant, welche sich sehr eifrig mit der Berechnung des diesmaligen Laufes des Halley'schen Kometen beschäftigt haben, stimmen in der Angabe des Augenblicks seines Durchgangs durch das Perihel doch nicht genau zusammen; der erstere gibt den 4ten, der andere den 7ten November dafür an. Diese Differenz rührt von der außerordentlichen Schwierigkeit der ganz genauen Bestimmung der Störungen her, welche der Lauf des Kometen durch die Anziehung der andern Körper unsers Planetensystems erleidet. Wer den Muth, die Kraft und das Geschick hat, die Berechnung dieser Störungen zu verfolgen, den verweisen wir auf Pontécoulants Théorie analytique du Système du monde. II. 126., wo alle Hülfsmittel einer höchst vervollkommneten Analysis dazu aufgeboten sind. Aber, wie gesagt, sehr viel Muth und sehr viel Vorkenntniß gehört dazu. M.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Reform der Opernbälle.

Mit dem Winter haben auch die Bälle und Soirées dansantes sowohl, als musicales begonnen, und es müßte Jemand wahrlich ein Menschenfeind seyn, wenn er dabei keine Belustigung fände. Was mich immer wundert, ist, wo doch alle die Leute herkommen, welche die Schauspiel- und Konzertsäle, die Privatcirkel, die Bälle u. s. w. füllen, da man doch weder die Straßen, noch die Buden, noch die Häuser leer findet. Es muß in Paris eine unsichtbare Volksmenge geben, die erst am Abend und in der Nacht sich öffentlich zeigt, indeß die andere bekanntere sich zum Schlafengehen anschickt. Dieser Winter beschert ihnen einen langen Karneval, dem die Ballunternehmer die mannichfaltigste Gestalt zu geben bemüht sind; sie sind darauf aus, die Bälle zu vervollkommnen und sie noch angenehmer zu machen, als gewöhnlich. Vielleicht denkt Mancher, das Angenehmste an einem Balle sey der Ball selbst, und es lasse sich daran nichts vervollkommnen. Das mag auch in einer kleinen Stadt, wo die Jugend nichts weiter verlangt, als sich zum Tanze zu vereinigen, der Fall seyn; allein in Paris fiel es doch schon lange auf, daß der Ball bei Weitem das nicht sey, was er seyn könnte; ich meine vorzüglich den Opernball, der doch der König aller Pariser Bälle war; leider war er auch zu gleicher Zeit der langweiligste, und nur wenige Leute belustigten sich auf demselben durch das sogenannte

Intriguiren, das heißt dadurch, daß sie in Verkleidung nicht verkleidete Leute foppten, und ihnen ihr Betragen, heimliches und öffentliches, ironisch vorhielten. Vom Tanze war wenig die Rede, und die Versammlung hieß wohl deßwegen ein Ball, weil nicht getanzt wurde. Zwar saß eine Truppe von Spielleuten da, und Contretänze wurden so gut gespielt, wie auf jedem andern Balle; allein die Tänzer und Tänzerinnen erschienen nicht, wie es denn überhaupt nicht zu dem guten Tone der großen Welt in Paris gehört, öffentlich zu tanzen, daher man auf den öffentlichen Bällen fast nie Jemand aus der vornehmen Welt unter den Tänzern auftreten sieht; diese Welt entschädigt sich auf den vielen Privatbällen, und überläßt die öffentlichen denjenigen Personen und Familien, welche zu Hause keine großen Cirkel halten können. So ging es denn auf den Opernbällen sehr langweilig her; denn wenn nicht getanzt wird, so bleibt ja nichts übrig, als auf und ab zu gehen und einander anzuschauen. Die Verkleidungen machten die Sache nicht viel angenehmer. Man kennt ja einander so wenig in dem großen Paris, daß die Leute gar nicht nöthig haben, sich zu verkleiden, um ungekannt zu bleiben, wofern sie nicht notorische Personen sind. Dr. Veron, der Operndirektor, hatte daher schon lange darauf gesonnen, wie er den Bällen in seinem Saale einen neuen Charakter geben und, was auf eins hinausläuft, die elegante Welt wieder herbeiziehen könnte. Er, der es vermocht hatte, die Oper umzugestalten, mußte sich natürlich auch dazu berufen fühlen, dieselbe Umwandlung mit dem Balle vorzunehmen. Bereits im vorigen Jahre stellte er Versuche an, und diese sind bekanntlich glücklich abgelaufen. Diesen Winter sezt er nun sein Restaurationssystem auf großartigere Weise fort, und derselbe Erfolg, ja ein noch größerer krönt sein Unternehmen. Die Opernbälle sind eine Modesache geworden und haben bedeutenden Zuspruch, obschon der Herr Direktor, wegen all der schönen Sachen, die er dem Publikum darbietet, den Eintrittspreis von sechs auf zehn Franken erhöht hat. Glücklicherweise gibt es in Paris der Leute, die zehn Franken für eine Belustigung ausgeben können, ohne sich an andern Ausgaben Abbruch zu thun, eine so große Menge, daß sie mehrere Schauspielhäuser füllen können; aber natürlich schließt dieser erhöhte Eintrittspreis auch wieder Viele aus, die anderswo das Ballvergnügen wohlfeiler haben können. Dr. Veron hat also so gedacht: das Tanzen von Mitternacht bis zum Morgen ist, besonders da nicht getanzt wird, eine langweilige Sache; folglich will ich dies monotone Vergnügen durch verschiedene Intermezzo's unterbrechen. Hier soll mir ein komischer Schauspieler von einem der kleinern Theater possirliche Scenen zum Besten geben, dort sollen Karrikaturen dargestellt werden, hernach sollen mimische Darstellungen folgen, und da Jedermann zum Gewinnen aufgelegt ist, so will ich eine kleine Lotterie veranstalten.

(Die Fortsezung folgt.)

Dresden, Januar.

(Beschluß.)

Theater. Der Herkules und die Herkulesin.

Auf dem Theater führt Raupach, wie anderwärts, so auch hier, durch seine ältern und neuesten Stücke das große Wort, und bei dem jezigen Stande der deutschen Bühne gewiß mit Recht. Darum bleibt aber doch, wie vormals neben Kozebue, nebenher manches andere neue und alte Bühnenwerk. Zu den erstern, vorzüglich gefallenden gehört unter andern das mehrmals schon gegebene Lustspiel: „Lüge und Wahrheit.“ Die Oper genießt einer vorzüglichen Gunst, zumal wenn der Name: Schröder-Devrient, den Anschlagzettel schmückt. Man kann mit Recht sagen, daß diese musikalische Grazie, ohngeachtet ihrer ansehnlichen Gage, die wohlfeilste Sängerin sey; denn in dem Grade, wie sie, wird gewiß äußerst selten eine Gesangsheroine ganz allein durch ihre Erscheinung, ohne Rücksicht auf den Gehalt des Stückes, das Haus mit andächtigen Zuhörern überfüllen. Zu den Neuigkeiten auf hiesiger Bühne gehören „Ali Baba“ und „Aloyse;“ aber schwerlich würde ohne die Zauberin Schröder-Devrient das von allen Kennern in Schuz genommene Stück des Veteranen Cherubini die verdiente Anerkennung gefunden haben. Weit mehr nach dem allgemeinen Geschmack war „Aloyse“ von Maurer, und die Hauptrolle, von der lieblichen Schneider gegeben, ergözte ungemein. — Der Besuch der Konzerte, auch sogar solcher, die besonders glänzende Erwartungen erregen müssen, leidet in diesem Winter einen starken Abfall gegen den vorigen. Allerdings trug zu der ungemeinen Theilnahme an dergleichen reizenden Belustigungen im lezten Winter der Landtag sehr viel bei. Uebrigens hatte das neueste Konzert, das des Konzertmeisters Rolla, verhältnißmäßig zahlreichen Zuspruch.

Die Reitergesellschaft des Herrn Wolf aus Berlin, welche schon eine ziemliche Zeit großentheils vor einer zahlreichen Versammlung ihre Künste darlegte, und unter andern auch besonders durch einen sehr vorzüglichen Equilibristen und eine überaus niedliche Reiterin sich empfehlen soll, hat neuerdings dem Gange ihres künstlerischen Uhrwerkes drei neue Gewichte eingehängt. Im hiesigen Tagblatte lautete der Anfang der ersten Ankündigung dieser drei Weltwunder also: „Jean Düpuis, erster Ringer und Athlet, der Einzige, welcher reist, um das berühmte Kampfspiel der Römer vorzustellen, zeigt einem hochgeehrten Publikum ganz ergebenst an, daß er in Gesellschaft der Demoiselle Teutsch, erster Herkulesin in Europa, welche an Stärke jede Kraft eines männlichen Herkules übertrifft, und des berühmten Jongleurs, Herrn Kühne, während seines hiesigen kurzen Aufenthalts u. s. w.“ In demselben Blatte stand erst vor einigen Tagen der Rath, man möchte sich ja beeilen, in Herrn Düpuis und dem Fräulein Teutsch „die Quintessenz des männlichen und weiblichen Geschlechts zu sehen und zu bewundern.“ Dieser Herr Düpuis hat auch wiederholt „die stärksten Männer der Stadt und ganzen Gegend“ zum Ringen mit ihm, öffentlich oder auch privatim, wie es dem Gegner gefällig sey, eingeladen, und nicht nur Jedem, der ihn dabei auf den Rücken werfen sollte, eine Prämie von 500 Thalern preußisch Courant verheißen, sondern sich in diesem Falle oder Unfalle außerdem noch anheischig gemacht, 200 Thaler in die hiesige Armenkasse zu zahlen. Anfangs schien die Aufforderung ohne Wirkung bleiben zu wollen; endlich aber fanden sich doch mehrere starke Männer, geneigt, das Sümmchen zu verdienen; statt dessen aber legte der französische Herkules sie auf den Rücken. Endlich aber am 9ten dieses Monats kam ein eigener Fall vor. Ein markiger Fleischhauer bietet sich zum Kampfe dar; und siehe, er soll unserm Herkules wirklich zu schaffen gemacht haben; allein zulezt gelang es ihm doch, seine Halbgöttlichkeit an dem kraftvollen Sterblichen geltend zu machen. Es müssen indessen in einem Theile der Zuschauer Bedenken gegen die Rechtmäßigkeit der von dem Sieger dabei angewendeten Mittel entstanden seyn. Wenigstens ist eine ziemliche Anzahl Menschen auf die Bühne gedrungen, um, wie behauptet wird, Rechenschaft von ihm zu fordern; Herr Düpuis war jedoch nicht mehr zugegen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 37.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 12. Februar 1835.

Er küßt die bleichen Lippen
Mit lächelndem Scheideblick;
Geht tief hinab zum Strome —
Und kehrt nicht mehr zurück.

H. Seidel.

Der Fährmann von St. Goar.

Ballade.

Bleich schimmert ein Licht noch um Mitternacht
Vom Strand des Rheines her,
Der müde Fährmann sitzt und wacht,
Das Kind liegt krank ihm schwer.
Er küßt die heißen Händchen ihm,
Spricht manches Tröstungswort;
Umsonst, des Fiebers Ungestüm
Es wüthet immerfort.

Und wie vor Angst er will vergeh'n,
Da richt't das Kind sich auf,
Spricht leis: „Ach Vater, das klingt schön —
Ei Vater, merk doch d'rauf:
Hohlüber! ruft es, hörst du nicht?
Hohlüber! o mach' bald,
Eh' dir der Sturm den Kahn zerbricht.“ —
Dem Fährmann schauert's kalt.

Und wie er steht in banger Qual,
Zuredend seinem Kind,
Erschallt es laut das dritte Mal:
„Hohlüber!“ durch den Wind.

Noch weiß der müde Fährmann kaum,
Was er darauf beginn',
Bald starrt er durch den nächt'gen Raum,
Bald auf den Knaben hin.

„Hohlüber Vater in Gottes Nam'!
Viel wohler ist mir schon.“
Das Aug' ihm glänzte wundersam,
Wie also sprach der Sohn.
Der Fährmann drückt noch einen Kuß
Auf seinen heißen Mund:
„Leb wohl! der treue Fährmann muß
Bereit seyn alle Stund.“

Durch Nacht und Fluth hinrauscht der Kahn,
Das Kind horcht nach ihm lang,
Bis plötzlich Schlaf in's Aug' ihm kam,
Der Ruderschlag verklang.
Der Knab' entschlief und träumte süß
Von einem Fremdling schön,
Durch den ihn Vater grüßen ließ,
Der war so lieb zu seh'n.

Der sang im Traum ihm vor ein Lied
Von einem Fährmann treu,
Der über'n Rhein des Nachts noch zieht
Und holt der Brüder zwei.

Der Eine, mohnbekränzet, stand
So jugendfroh und roth,
Der Andre hatt' ein Schwert zur Hand,
Sah bleich aus, wie der Tod.

Und von dem Fährmann keck befragt,
Was drüben ihr Begehr?
Ich will zu dir, der Frohe sagt,
Die Arbeit ward dir schwer;
Ich will dich stärken mit Schlafesruh. —
Ich weiß 'ne Blume steh'n,
Der Bleiche spricht und lacht dazu,
Die Blume, die will ich mäh'n.

Dem Fährmann ob der Antwort graut; —
Da stößt das Schiff an's Land,
Der bleiche Fremdling aber schaut
Schon nach der Blum' am Strand.
Da sinkt der Fährmann hin vor ihm:
Laßt mir die Blume stehn!
Fleht er mit Angst und Ungestüm,
Sie schmückt den Strand mir schön.

„Schaff' mir ein andres Opfer her,
So mag die Blume blüh'n;
Vergebens flehst du nimmermehr
Mich jezt von dannen zieh'n." —
Da steht der Fährmann hochentzückt — — —
— Des Knaben Traum war aus;
Die liebe Morgensonne blickt
Hell in des Fährmanns Haus.

Ob Traum und Lied auch eine Thrän'
Entlockt dem holden Kind,
Es war so blühend anzuseh'n,
Wie, wenn im Morgenwind
Die Blume spielt, vom Thau benezt,
Am grünen Uferrand,
Und auch zum lieben Gotte jezt
Hebt dankend es die Hand.

Drauf springt der Knab' an's Ufer hin,
Wo Vaters Nachen lag,
Denn überraschen wollt' er ihn
Mit frohem „Guten Tag" —;
Doch weh! der Kahn verschwunden war,
Und um das Erlgesträuch
Schlang sich des Fährmanns nasses Haar,
Er lag so starr und bleich.

Hermann Matthäy.

Die Schule der Grobheit.

(Fortsezung.)

Die Grobheit aus Faulheit der Seele äußert sich vornämlich durch Unterlassungen und Auslassungen, z. B. im Antworten und Auskunftertheilen, im Besorgen und Ausrichten des Aufgetragenen, im Begrüßen, Melden und Mitreden. Der seelenfaule Grobian geht sogar auf Gefühle und Empfindungen sehr unwillig, wohl auch einmal ganz und gar nicht ein, bezeigt keine Theilnahme, weder an den Freuden noch an den Leiden Anderer, und sieht endlich sogar bei den geistreichsten und tiefsinnigsten Gedanken völlig so gleichgültig aus, als bei den allergemeinsten. Wer denn hätte es nicht schon erlebt, wie sehr diese Art der Grobheit bei lebhaften Erregungen des Gemüths und Geistes den Leuten im Wege steht! welche schauderhaften Störungen, Hemmungen, Stockungen sie veranlaßt! Und dieses zu vermeiden, pflegen gutartige, wohlerzogene, höfliche, auch sonst ganz wahrhaftige Menschen ästhetische und andere Entzückungen oft recht künstlich nachzuahmen und den übrigen vorzuspiegeln, als sey's ihnen eben auch recht erwärmlich im Gemüthe. Sie entzücken sich mit den Kennern an Malereien, welche für sie wohl nicht besser sind, als jedes andere alte Brett, oder an Gedichten, bei deren Vorlesung sie kläglich geschlummert haben, sogar an Heirathsdellarationen und Verlobungen, welche nur Verdruß und Neid ihnen erwecken. Solcher Abweichungen von seiner Bahn hat der Faulheitsgrobian sich fleißig zu enthalten. Er dürfte dabei nur aus seinem ganz ehrenwerthen Charakter fallen, auch damit nicht viel Glück machen, weil man jener Art Behandlung gar leicht hinter die Karte sieht und an einem gelangweilten Backenzuge, einem ängstlichen Augenzwange und Anderm den eigentlichen Zustand der Sachen bald erkennt.

Die Grobheit aus Faulheit des Körpers kommt überall an den Tag, wo mit den Armen und Beinen auszuhelfen wäre, z. B. beim Aufheben, Holen, Unterstützen u. s. f. Denn es ist der leibesträge Grobian bei solchen Gelegenheiten stets der lezte, und wird es für ihn schon ein Großes seyn, wenn nur überhaupt einige schwache Zeichen der Willfähigkeit an ihm der Wahrnehmung sich darbieten.

Das Princip der Rohigkeit des Gefühls, der Taktlosigkeit offenbart sich in der Grobheit in Fällen, da wohl etwas Schmerzliches und Verletzendes zu verschweigen oder zu verhehlen wäre, oder anderseits auch ein Erfreuliches zu rechter Zeit auszusprechen. Denn es wird der taktlose Grobian mit allem Ungehörigen zuerst herausfahren und nie sich auf die Regel des berühmten Sancho Pansa besinnen können, welche ausspricht: daß im Hause

des Gehängten Niemand vom Stricke zu reden hat. Ei, wird er sprechen, wenn von Schmach, Schande und andern Schmerzlichkeiten die Rede, ei, mein Lieber oder meine Liebe, davon können Sie mitreden! — Man gießt solche Taktlosigkeiten häufig einer gewissen Zerstreutheit in die Schuhe, welche jedoch nur dem Genie einzuräumen ist, wovon später.

Die Grobheit aus dem Princip geistiger Ungelenkigkeit hat mit jener andern in der Wirkung viel Aehnliches, wird daher nicht selten die eine mit der andern lästerlich verwechselt. Dem feineren Sinne jedoch wird es bald und leicht auffallen, daß, wenn der Grobian aus Rohigkeit des Gefühls sogar nach seinen ärgsten Grobheiten stets unbefangen darein sieht, hingegen der Andere (der aus geistiger Ungelenkigkeit) stets sein Versehen auf der Stelle erkennt, darob erröthet, in Bestürzung geräth.

Grobheit in Folge von Störungen der Gesundheit, welche bei kränkelnden, alternden Personen nicht ungewöhnlich ist, mögen ihre Pfleger, Diener des Bluts und andere Freunde nicht voreilig verwechseln mit den Grobheiten aller der übrigen Arten und Ableitungen, noch darüber jemals die Geduld und den Eifer der Dienstpflicht verlieren, noch die Wärme des Wohlwollens erkalten lassen. Man vermag ihr wahres Princip wohl zu ermitteln, da jeder Zug dieser Grobheit den subjektiven Grund an den Tag legt, da solche höchst selten eine äußere Veranlassung hat, noch einen Zweck und ein Ziel, sondern wild und regellos herausfährt, nach jedesmaligem Befinden des Leibesschwachen.

Die Grobheit aus dem Princip persönlicher oder körperlicher Unbeholfenheit pflegt in ihrer Vollkommenheit bei halbausgewachsenen jungen Leuten sich vorzufinden, deren Gelenke dick, deren Hände und Füße noch übergroß sind. Wenn je zwei sich niederbücken, irgend etwas aufzuheben, verfehlen sie nicht leicht, mit den Köpfen hart und schallend zusammenzustoßen. Diese Art der Grobheit bringt Niemand in größere Verlegenheit, als den Grobian selbst, vorausgesezt, daß er gutartig und der Einwirkung keines der übrigen Grobheitsprincipien ausgesezt sey. Die Entschuldigungen, welche ein solcher Grobian vorzubringen pflegt, nachdem die Hände und Füße Vergehungen seiner Art begangen haben, sind gemeiniglich daran eben das meist Belästigende. Im Uebrigen machen sie den heitersten Eindruck, und verzeiht ihnen sogar der etwa Gezwickte, Getretene, Gestoßene, des angenehmen Aufsehens willen. Die Schauspieler bedienen sich der Nachahmung dieser Grobheit in den Komödien zur Aufheiterung eines schleppenden Dialogs.

Die Grobheit aus Gewöhnung ist diejenige, welche bei nachlässiger Auferziehung durch tägliche Nachahmung grober Beispiele und Unachtsamkeit auf sich selbst allmählig wohl bei den Menschen dermaßen sich einfleischen kann, daß späterhin der Sache auf keine Weise gänzlich abzuhelfen ist. Diese Art der Grobheit hat keinen bestimmten und entschiedenen Charakter, äußert sich nach jedesmaligen Umständen bald in dieser, bald in jener sonst bekannten Form; es hängt dieses von den größten Zufälligkeiten ab, besonders von der Beschaffenheit derjenigen Muster, welche in jüngeren Jahren dem Gewöhnungsgrobian eben vorgeleuchtet haben. Doch unterscheidet man diese Grobheitsart nicht schwer an der Oberflächlichkeit ihres Ansitzens, das ist, an ihrem nicht aus der Tiefe des Daseyns Hervorgehen; denn ihre Formen sind banal und wiederkehrlich, nicht, gleich jenen der andern Grobheitsarten, frisch und auf der Stelle hervorgebracht. Auch pflegt sich in der Person des Gewöhnungsgrobians ein gewisser Kampf seines andern Willens mit den Tendenzen der Gewohnheit zu manifestiren, insofern selbiger häufig, über seine Grobheiten erschreckend, in der Mitte sie abbricht und nicht ganz zu Ende bringt, dabei wohl selbst in eine bemerkliche Beschämung geräth, die Augen niederschlägt und sich bemüht, die Aufmerksamkeit der Anwesenden von dem Geschehenen abzulenken. Wohl jedoch unterscheide ich diese Art der Grobheit von derjenigen, deren Princip in einer überdachten und planvollen Erziehung und Jugendbildung aufzusuchen ist. Es ist ein Anderes, ob Plan oder ob nur Zufall in einer Sache gewaltet habe. Allein der Erziehung zum Grobian denke ich ein eigenes Kapitel zu bestimmen, daher ich jezt ungehindert zum lezten, nicht dem unwichtigsten Princip in der Grobheit übergehe: dem der Genialität.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambery, December.

Das Schüzenfest.

Vor mehreren Monaten war unser Savoyen noch in Jedermanns Mund; gute und schlechte, alte und neue Karten des Landes wurden im Ausland zur Hand genommen, nicht etwa, um den Ort zu suchen, wo Hannibal über die grajischen oder cottischen Alpen gegangen, sondern wo eine Handvoll Abentheurer über den Leman herkam und einen ganzen Tag lang den Plan hatte, Alles bei uns über den Haufen zu werfen, was sie jedoch nach vier-und-zwanzig Stunden wieder aufgaben und eiligst abzogen; denn die Savoyer, die wohl wissen, was geben und stehen kann, lachten den Fremden in's Gesicht. Zum Dank erließ bekanntlich der König den wackern Gemeinden für ein Jahr alle Steuern und Abgaben und bezahlte diese aus seiner Privatkasse für sie. Auch dies ist nun fast schon alte Geschichte in unserer mit Dampfschnelligkeit fortschreitenden Zeit. Savoyen dürfte jezt wieder bei Ihnen in Deutschland, wie früher, eine terra incognita, oder wenigstens ein außer-europäisches Land geworden seyn.

Zulezt habe ich dem Morgenblatt vorigen Sommer von des Königs und der Königin Besuch in Chambery berichtet. Einiges muß aber darüber nachgetragen werden, da es nationale Farbe hat. Hieher gehört das Fest, welches die hiesigen Schüzen dem königlichen Paar gaben. Diese Schüzen haben wirklich etwas Mittelalterliches an sich, denn sie heißen nicht nur Chevaliers du tir, sondern ihr Eid lautet auch: Fidélité au Roi, dévouement à la patrie, honneur et loyauté, deßgleichen soins et respect aux dames! Diese Gesellschaft vereinigt die gebildetsten und angesehensten Familien der Stadt, bürgerliche und adelige. Unter ihnen müssen besonders die Damen bemerkt werden, denn was schön, anmuthig und liebenswürdig unter ihnen ist, gehört zu den Schüzinnen, die mit ihren Blicken richtig schießen. Das Fest war nicht bloß in seinem ganzen Umfang reich an Allem, womit in ähnlichen Fällen hohe Häupter empfangen werden, es war auch anziehend, hier drei Könige mit ihren Königinnen und ihrem Hofstaat zusammen zu sehen, was bei Ihnen in Deutschland, dem Paradies der Kongresse, der Kaiser- und Königszusammenkünfte, zwar oft, bei uns aber nur selten der Fall ist. Zu diesem Fest war das ganze Schüzenhaus mit Hof, Baumgängen, Gärten und Gebäuden festlich zu Beleuchtung, Feuerwerk und Tanz eingerichtet und geschmückt. An den obligaten und stereotypen Triumphbogen, Inschriften, Wappen, Emblemen u. s. w. war auch gewiß kein Mangel. Um sieben Uhr Abends (25sten Juni) kam die bisherige Schüzenkönigin an und wurde von dem Connetable empfangen, der hier die Stelle des bisherigen Königs versah; hierauf nahm sie mit ihrem Hof in dem Pavillon ihren Thron ein. Als die neue Königin (Mlle. Morand) mit ihrem Hofe ankam, wurde sie an ihrem Wagen von dem Kapitän der Gesellschaft empfangen, der neue König (Graf von Chambost) überreichte ihr hier den gewöhnlichen Blumenstrauß und empfing von ihr dagegen das herkömmliche Degenband. Der Connetable und die bisherige Königin führten sie in den Pavillon; hier wurde der neue König in sein Königthum eingesezt und die Königin nach dem Herkommen gekrönt. Die junge Königin empfing nun die Huldigung der Gesellschaft, als endlich gegen halb acht Uhr der eigentliche König mit seiner Gemahlin kam. Sie wurden von beiden Schüzenmajestäten am Wagen empfangen. Im großen Saal des Pavillons rechter Hand stand der sardinische Thron und darüber, da der König sehr auf seine Kriegsthaten, den Trocadero u. s. w. hält und sich gern daran erinnern läßt, ein ungeheurer Lorbeerkranz mit goldenen Blättern. Links von diesem Thron stand der des Schüzenkönigs und seiner Königin. Ihn zierte kein Lorbeer, sondern nur ein Kranz von Rosen und Jasmin, der besser für die blühende Schönheit paßt, denn die Königin war eines unserer reizendsten Mädchen. Bald nach der Ankunft der hohen Herrschaften begann der Ball mit einer Quadrille, bestehend aus den zwei Schüzenkönigen, ihren Königinnen, Großbeamten und Hofdamen. Auch die Illumination und das Feuerwerk verdienten Lob.

(Die Fortsezung folgt.)

Paris, Januar.

(Fortsezung.)

Reform der Opernbälle.

Diese Lotterie war im vorigen Jahre erst noch im Entstehen, also unvollkommen. Damals waren die Gewinne klein, und Veron hatte den Plan so angelegt, daß auf einem Balle die Loose mit den Eintrittsbilletten vertheilt und auf dem nächstfolgenden die Gewinnste gezogen wurden, wodurch also eine Reihe von kleinen Ziehungen entstand. Jezt aber, da es ihm gelungen ist, die reiche Welt wieder herbeizuziehen, legt er seinen Plan anders an. Es werden nun zwölf Preise von 3 — 8000 Franken ausgesezt, wozu Jeder, der seinen Eintritt bezahlt, ein Loos bekommt, so daß die Zahl der Theilnehmer mit jedem Balle zunimmt. Am künftigen Fasching hat eine große und einzige Ziehung statt, und erst dann werden die zwölf Glücklichen durch das Loos bezeichnet. Vor der Hand sind die vortrefflichen Preise bei jedem Opernballe öffentlich ausgestellt, und Jedermann kann im Voraus das Glück ermessen, das seiner harrt, wofern ihm das Schicksal wohl will. Da erblickt man einen ächt orientalischen Shawl, einen reichverzierten Flügel aus der Pleyelschen Instrumentenfabrik, ein Silberservice aus einer der ersten Werkstätten von Paris, eine Karte für eine Opernloge auf ein ganzes Jahr, was so viel heißt, als einem 4 — 6000 Fr. schenken. Ferner werden noch zwei oder drei Gemälde versprochen, die zwar noch nicht fertig, aber vom Operndirektor bei ausgezeichneten Künstlern bestellt sind. Diese Lotterie muß wohl etwas sehr Anziehendes haben, da auch die komische Oper diesesmal Bälle mit Lotterien veranstaltet hat, und sich deßhalb den Eintritt ebenfalls mit zehn Franken bezahlen läßt. Es wäre sonderbar, wenn die Lotterien, deren man im Staate los zu werden sucht, und die auch in wenig Jahren verschwinden werden, auf den Opernbällen wieder zum Vorschein kämen und hier wieder eine Vorkehrung von Seiten der Regierung nöthig machten. Freilich ziehen diese Opernlotterien den Armen das kümmerlich ersparte Geld nicht aus der Tasche; die Habsucht reizen sie auch nicht, sie sind nur ein Mittel, um mit dem Gelde der Reichen Kunstsachen abzusezen, und daher eher nüzlich, als schädlich. Aus ähnlichen Rücksichten hat sich auch die Regierung den Lotterien von allerlei Gewerbgegenständen, welche zum Besten der Armen verkauft werden, nicht widersezt, sondern dieselben im Gegentheil befördert. Die Ballbelustigungen haben ferner die mimischen Darstellungen in Aufnahme gebracht, besonders Darstellungen berühmter Gemälde, was sonst ein in Paris gar nicht beliebter Kunstgenuß war. So hat man auf den lezten Opernbällen Paul de Laroche's lezte Gemälde, „Cromwell neben dem Sarge König Karls I. und dessen Johanna Gray vor ihrer Hinrichtung“ dargestellt. Nur hat man die Wahl getadelt, da solche tragische Sujets mit den darauf folgenden Possen in grellem Kontraste standen. Die komische Oper hat auch noch einen Trupp deutscher Sänger angeworben, welche die Versammlung mit Chören ergözen müssen. Diese Choristen waren für das Théâtre nautique verschrieben worden, welches die Absicht hatte, wie ich früher gemeldet habe, deutsche Opern zu geben, da es mit dem Wasserbecken, dem Hauptzweck des Théâtre nautique, nicht mehr ging. Die guten Landsleute glaubten, ein Wort sey ein Wort, und kamen nach Paris mit der Ueberzeugung, sie würden an jenem Theater deutsche Opern singen; allein die nautische Anstalt hatte schon keine Lust mehr, in der deutschen Oper ihr Heil zu suchen, und fürchtete, dadurch vom Regen in die Traufe zu kommen. Zum Glücke haben die deutschen Chöre einen gewissen Ruf in Paris erlangt, und man hat sogar schon den Direktor der großen Oper in den Tageblättern aufgefordert, sich mit solchen Chören zu versehen. Allerdings haben die deutschen Chorsänger einen tiefern Baß und mehr Ausdruck im Gesange, als die französischen, unter denen sich immer einige quäkende Stimmen unangenehm vernehmen lassen. —

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 38.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 13. Februar 1835.

Parbleu, vous êtes fou, mon frère, que je crois.
Avec de tels discours vous moquez-vous de moi?

Molière.

Das Landhaus zu Simonetta.

Ein dramatisirter Scherz.

Vom Freiherrn von Sternberg.

Christian, der Diener, tritt auf.

Wie ist doch Thorheit jeglicher Beginn,
Jeglicher Ausgang eines Menschenwerks!
Ich komme anzuklagen meinen Herrn:
Erst kauft er dieses Landhaus, gibt
Gewicht'ge Summen hin, erhandelt nun damit
Das Schloß, Geräthe, sonstiges Mancherlei,
Das Gärtchen hier, und was die Hauptsach' ist,
Das prächt'ge Wunder der Natur, ich meine
Das Echo, wovon ihr wohl schon gehört,
Das hier im Schlosse sich zu Haus befindet.
Kaum sind die Dinge sein, so reizet Wankelmuth
Ihn, um den halben Preis sie wieder wegzuschleudern.
Und wer hat sich als Käufer eingefunden? —
Es schickt uns England einen tauben Lord,
Der kaufen will, ohn' daß des Hauses Bestes,
Der Echo Stimme, ihm vernehmbar wird.
Wie nennt ihr, Freunde, nun wohl solchen Käufer,
Solchen Verkäufer? — Thoren, mein ich, nicht?
Ich wenigstens, ich nenne sie so; — doch halt!
In's Unglück schwatz' ich mich hinein und bin
In diesem Bunde wohl der dritte Thor. Was geht
Der ganze Handel mich, den alten Diener, an?
Ich halte doch schon hier im Schlosse aus;
Mich hat das holde Fräulein, dem ich diene, —
Ich meine Echo, merkt ihr wohl, ich schmeichle
Ihr, weil sie nahe ist, und jedes Wort vernimmt —
Mit manchem Silbergroschen reich versehn; es treffe
Nun wie es will, mein Antheil ist mir sicher.
Doch siehe da, es naht der Herr, mit ihm sein Schwager;
Sie beide sind erhitzt, und wie es scheint im Streit,
Da eil' ich, aus dem Staube mich zu machen.

(Ab.)

Baron und Graf.

Baron.

Nein! nein! Unduldbares ward Keinem auferlegt,
Und dieses ist unduldbar!

Graf.

Scherze nicht,
Ein trefflich Landhaus einer Grille wegen
Um einen Spottpreis wegzuschleudern —

Baron.

Freund, der Preis
Ist nicht so spottend, wenn man weiß,
Wie ich mit diesem Haus verspottet worden.

Ein Furienschloß ist es, ein Musterbild
Zu einem infernalschen Folterkabinet!
Hätt' Dante's göttliches Genie geträumt
Von Qualen so verwünschter Art, gewiß
Er hätte nirgends anders als hierher
Der Hölle tiefsten Marterpfuhl versezt. —
O Gott, ich kam hierher, ein ganz gesunder Mann,
Mit Sinn für Schönheit, Tugend, Liebeszauber,
Mit wachem Ohr für jedes Wohllauts Stimme,
Und ziehe fort, schwerhörend, schreiend,
Mit gellendem Organ, beklemmter Brust,
Durch Mißmuth, Zorn, Drangsale aller Art
Verwildert und im Innersten zerstört;
Mit mir führ' ich die taube Tochter fort
Und einen Diener, den zum Krüppel mir
Ein unbeholfner Wütherich geschossen.

Graf.

So gieb dir doch noch zum Bedenken Zeit!
Weßhalb so eilig deine Flucht betreiben?

Baron.

Ich rette, was mir noch an Sinne blieb.
Man spricht wohl von des Niagara Sturz,
Vom wilden Brausen des Schaffhauser Falles —
O göttlich Orgelspiel des freien Elements! —
Hier stürzt von Fels zu Fels in Katarakten
Der Narrheit Strom sich nieder! — Ach, ein Schwall
Von unermüdlichen Erbärmlichkeiten fällt
Mir brausend täglich an dem Ohr vorüber.
Ja, denke dir, es wär' im Sturz des Rheins
Jedweder Tropfen eine Dummheit, kreischend
Fiel' eine in die andre, bis der ganze Strom
Nur eine einz'ge hundertzüngige Dummheit würde —
Fürwahr, nicht ärger plagte solch' ein toller Sturz
Als hier das tolle Spiel der Fragenden mit Echo.

Graf.

Dein Unglück treibt zu lust'gen Scherzen dich.

Baron.

Sagt irgendwo ein Mann was Albernes,
Entschlüpft der Weiberzung' was Ungehöriges,
Man läßt es still vorübergehn, es taucht
Hinab, und Niemand hat's gehört.
Entsetzlich aber, wenn solch falscher Stempel,
In Echo's Werkstatt tausendfach geprägt,
Sich unaufhaltsam nun in Umlauf sezt,
Des Biedermannes Ohr gleich einer Tasche
Mit falscher Münze klappernd überfüllt! —
Wo lebt auf Erden Jemand, der die Qual
Je duldete, die ich hier täglich dulde? —
Was ward nicht Thörichtes erdacht, hier ausposaunt? —
Des Liebeswahnsinns kranke Spielerei,
Die Schmeichelnamen hirnloser Zärtlichkeit,
Was nur ein schmachtendes Geschöpf bei sich
In seines Heimathstübchens Raum erfindet,
Wird hier dem Echo lärmend vorgetragen.
Zuchtlose Jungfrauen erblöden nicht,
Vielfache Buhlernamen mit geschwindem
Marktschreierton dem Echo abzulocken,
Und Liebesworte werden zugefügt, die oft
Mich schamroth machen ob der Zeiten Zucht.
Oft aber senden jene Ungehörige
Nur Seufzer aus, doch solche sturmerfüllte,
So aus des Busens Innerstem entlassene,
Daß mir im Graus das Haar zu Berge steigt,
Wann's sechzigmal nun im Gebirge seufzt,
Mit thränenpressendem Gestöhne seufzt! —

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Schule der Grobheit.

(Fortsetzung.)

Die Grobheiten, welche dem Genie wohl anzuhängen pflegen, haben einen gedoppelten Grund. Denn theils entstehen sie aus jenen Abwesenheiten, welche den Geist befallen, während die Seele über Großem brütet; theils auch aus bloßen Aufwallungen der Ungeduld über Störungen der Begeisterung durch Hinzudringen eines Gemeinen oder doch Ungehörigen. Die Grobheiten aus Abwesenheit des Geistes sind häufig ergötzlicher Art, den Klätschern ein erwünschter, den Kalendermachern aber ein nahrsamer Stoff. In unsern Tagen sind wenige Menschen in dem Maaße roh, daß sie nicht dem Genie jeden beliebigen Verstoß gegen den Gebrauch im voraus einräumen und zu gut halten sollten. Denn sie wissen, daß bei innerer Bewegung der Seele die Oberfläche des Daseyns nicht anders ist und seyn kann, als die Spiegelfläche des Meers vor nahendem Sturme. Allein wie Kinder das Meer in solchem Zustande durch hineingeworfene Steine weithin zu kräuseln vermögen und wohl dann sich Meister dünken des mächtigen Elements, so pflegen auch Dummköpfe gern der Abwesenheiten vortrefflicher Geister zu spotten, während derselben ihnen Fallen zu stellen, sie zu Reden und Handlungen zu veranlassen, welche nach der Hand von ihnen für Grobheiten ausgegeben und mit vielem Jubel erzählt und verbreitet werden. Grobheiten mögen sie denn immerhin seyn, bis an's Ende der Welten, allein Grobheiten

aus keinem niedrigen, sondern aus einem höchst vornehmen Princip. Mehr von menschlicher Schwäche haben die genialen Grobheiten aus bloßer Ungeduld. Schon von Seiten des Nutzens angesehen, ist es eine schlechte Oekonomie der Zeit und Lebenskraft, über Störungen ungeduldig zu werden; denn es bringt die Ungeduld eine zweite und längere Störung herbei. Nun aber geht solche vom Subjekt aus, steht also wohl auch in der Obhut und Gewalt des Subjekts, und kann mithin von demselben gezügelt und beschränkt werden. Habe ich doch einen Gelehrten gesehen, welcher, sobald bei Störungen und sehr unerklecklichen Gesprächen die Geduld ihm ausging, ungesäumt an ein weißes Pferd zu denken unternahm und hiedurch in seiner Seele das gestörte Gleichgewicht in wenig Sekunden wieder herstellte. Dieses und Aehnliches, wenn es dessen gibt, würde, bei mehr verbreiteter Anwendung, der finstern Miene, dem ungeduldigen Umhergehen, den heftigen Reden und starken Ausdrücken eines durch Störungen empörten Genies sehr glücklich abhelfen; welches alles von Ungeweihten meist so gar tief empfunden wird, daß eben deßhalb den vortrefflichen Geistern von jeher viel Haß und wenig Gunst erzeigt worden ist.

Vom Nutzen der Grobheit und von besondern Fällen ihrer Anwendung.

Es treten im Leben Fälle ein, in welchen die Grobheit gewissermaßen unentbehrlich wird. Sie dient zuerst als Schutzmittel gegen die Grobheiten anderer, welche, nach den Umständen, sie bald anticipiren, bald wenigstens erwidern soll. Sie dient ferner, vor der Welt den beliebten Charakter einer rücksichtslosen Offenheit anzunehmen, welche so ganz ungemein behülflich ist, eine absichtsvolle, berechnete Thätigkeit den Blicken sogar scharfsichtiger Beobachter ganz zu verhehlen. Denn in neun von zehn Fällen wird der Grobian von den Leuten als ein offenherziger Biedermann aufgefaßt und hochgeschätzt werden, was denn nothwendig über dessen mögliche und denkbare böse Ränke keinen Argwohn dürfte aufkommen lassen. Sie dient endlich bei vieler Eile, oder nur Eiligkeit, durch ein dichtes Gedränge zu Pässen, Audienzen und Aehnlichem mehr zu gelangen, oder auch mit sehr langwierigen Leuten früher abzumachen, wenn Leztes überhaupt möglich ist. Es ist nichts so Geringes, einige Stunden und Tage aus jenem großen Zeitbankerott zu retten, dem bei gewöhnlichem Umlauf der Dinge so viele einflußreiche Männer und reizbare weibliche Seelen auf die Länge gar nicht entgehen können. Nicht minder kann durch wohlangebrachte und klug ermäßigte Grobheiten oftmals eine schon lebhafte, stark entzündete Streitigkeit sehr glücklich vermittelt und beigelegt werden; denn es behalten sehr gereizte Personen, obwohl längst schon unempfindlich gegen Rath und Gründe, doch für die Grobheit immer noch einiges Gefühl und Gehör, kommen daher bisweilen über den neuen schmerzlichen Eindruck zur Besinnung und Reflexion über den ältern.

Diese nützliche und fördernde Grobheit kann nun beliebig durch alle Grade und Stufen hinaufgesteigert werden bis zur Bravade, und von der Bravade wiederum zu den Thätlichkeiten. Allein bevor man die Leute in's Gesicht schlägt, ihnen Fußtritte gibt und so fort, erwäge man doch stets die möglichen Folgen solcher Handlungen, und erspare sich überhaupt diesen Endpunkt der Steigerung für die großartigen Situationen und Katastrophen, von welchen so wenig als vom Tode eine Rückkehr möglich ist.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Beschluß.)

Deutsche Choristen. Tanz zur Orgel. Bälle.

Die deutschen Choristen erfuhren bei ihrer Ankunft in Paris, es sey von keiner deutschen Oper mehr die Rede, und das Klügste sey, wieder nach Hause zurückzukehren. Zum Glücke für sie bekam aber die komische Oper Lust, sie auftreten zu lassen, und nahm deßhalb eigens die schon seit mehreren Jahren bei Seite gelegte Webersche Oper, „der Freischütz," wieder vor. Daneben müssen diese Sänger (es werden ihrer vierzig angegeben, die aber wahrscheinlich nicht alle mit deutschen Pässen versehen sind) auch noch auf den Bällen, welche das Operettentheater wöchentlich einmal gibt, auftreten und singen. Außerdem hat dieses Theater für seine Bälle noch eine bedeutende Musikantentruppe gemiethet, die sogenannte Musardsche, welche auf einer Art von Brücke sitzt, die mitten im Saale, von einer Logenreihe zur entgegengesezten, aufgeschlagen ist. Musard ist seit einem oder zwei Jahren ein berühmter Mann in Paris geworden. Er ist der Erfinder der täglichen Konzerte, die im Sommer unter den Bäumen der Champs élysées, den Winter hindurch aber in einem der großen Säle der St. Honoréstraße gegeben werden. Auch ihn hat die Ballust diesen Winter ergriffen, und er gibt Bälle, welche das einzige Sonderbare haben, daß dasselbe Instrument, welches bei seinen Konzerten täglich gebraucht wird, ich meine die Orgel, auch die Musik der Contretänze begleitet. Ich wüßte nicht, daß man sonst wo auf dem Erdballe nach der Orgel tanzte, als bei Herrn Musard in der St. Honoréstraße zu Paris. Wer die Sonderbarkeit sehen und hören will, muß vor Ende des Faschings hieher kommen. Es wäre dann möglich, daß er in 24 Stunden Zeuge würde vom vierfachen Gebrauch der Orgel, in der Kirche, in der Meyerbeerschen Oper Robert le diable, in dem Musardschen Konzerte und dann endlich

Nachts auf dem Musardschen Balle. Die andern Theater, welche Bälle geben, wie das Théâtre des Variétés, Odeon, Théâtre du Palais-royal, haben dergleichen Raritäten nicht aufzuweisen. Deßhalb geht es aber auf denselben nicht minder lustig zu. Die jungen Leute finden diese Bälle noch unterhaltender, als die großen, und besuchen sie in Menge. Von den Winter-Tivolis und Winter-Ermitages will ich gar nicht reden; denn diese behalten nach wie vor ihren alten Zauber für Ladendiener, Clercs, Juweliergesellen, Puzmacherinnen, und sind jedesmal voll, ohne daß sie Lotterien, mimische Darstellungen und dergleichen Kunstmittel anzuwenden brauchen. Es ist schon hinreichend, daß sie durch rothe, oder gelbe, oder grüne Anschlagzettel ankündigen: heute Nacht stehen wir offen. Man begreift kaum, wie es möglich ist, sie zu füllen, da die Theater mit ihren großen Sälen schon eine so große Menge von Tanz- oder Schaulustigen verschlingen. Es steckt aber eine so ungeheure Volksmenge in dem weiten Paris, daß sie unerschöpflich scheint. Natürlich macht der Hang zu Tanz und jeder andern Belustigung, daß die Leute sich gleichsam vervielfältigen, und daß Mancher, der sich in einer Privatgesellschaft müde getanzt hat, sich auf einem öffentlichen Balle wieder erholt. Dem Staate kommt all dieses Tanzen zu gute; denn von jedem öffentlichen Tanzsaale erhebt er seine Steuer, und die Leute, welche an öffentlichen Orten viel tanzen, üben, ohne daß sie daran denken, eine patriotische Handlung, und tragen dazu bei, den immer wachsenden Staatsausgaben das Gleichgewicht zu halten. Uebrigens macht man es mit den Bällen, wie mit der Literatur; durch Wohlfeilheit sucht man die Menge zu locken. So soll ein Theater, dessen Eintrittspreis zu fünf Franken angekündigt war, lezten Sonntag einige tausend Billets zu einem Franken unter der Hand abgesezt haben; dadurch ist der Saal voll geworden, und der Direktor hat auch nichts dabei verloren. Nur soll es eben nicht glänzend auf dem Balle ausgesehen haben; allein dem Direktor ist es gleich, ob die Leute mehr oder minder gepuzt sind, wofern nur die Kasse und der Saal voll werden. Dg.

Chambery, December.

(Fortsezung.)

Unterrichtswesen.

Da der König auf seiner Reise mehrere Theile Savoyens, z. B. das innere Faucigny und Tarentaise, nicht besuchen konnte, so sandte er zwei ausgezeichnete Staatsbeamte, die besonders in Beziehung auf Industrie und Handel sehen, untersuchen, beobachten und darüber berichten sollten, den Grafen Escarène, Minister des Innern, und den Grafen Cajazza, Generalgouverneur des Herzogthums, der sich bereits große Verdienste um unser Land erworben hat. In der Tarentaise war des Leztern Aufmerksamkeit besonders auf die Salinen und Heilbäder bei Moutiers und auf die Eindämmung der verwüstenden Arbonne gerichtet. Als Militär mußte ihn die in der Kriegsgeschichte so merkwürdige Position am Fuße des kleinen St. Bernhard interessiren; er brachte hier einige Stunden mit Aufnahme der Position zu, aber er verschmähte auch die französischen, italienischen und griechischen Anreden der Moutiezschen Jesuitenschüler nicht.

Ich sehe Sie in Deutschland über diese griechischen Schüler-Harenguen lächeln, und Sie mögen in der Hinsicht wohl Recht haben, da hier griechisch zu Jemanden geredet wurde, der kein Wort davon verstand, oder das früher Erlernte doch schon lange wieder vergessen hatte. Wenn man sich aber von den französischen Journalen weiß machen läßt, mit dem Elementar- und höhern Unterricht sey es in Savoyen schlecht bestellt und Alles sey lediglich in den Händen ignoranter Geistlichen, so ist man sehr im Irrthum, und man sollte um so vorsichtiger mit seinem Glauben seyn, wenn man Franzosen von Unterricht reden höre. Allerdings ist dieser bei uns größtentheils den Geistlichen übertragen, und wir danken Gott dafür, da wir nur zu lange während der französischen Okkupation erfahren haben, daß Unterricht ohne Erziehung in Sitte und Religion ein sehr armseliges, lückenhaftes Werk ist. Man sagte dies hier schon vor zwanzig Jahren, aber damals hieß man uns Obscuranten, Ultramontaner, Jesuitendiener u. s. w.; jezt hören wir ganz dieselben Aeußerungen nicht bloß in dem katholischen Frankreich, sondern auch in dem protestantischen Genf. Der Oberleitung solcher wahren Erziehung stehen Geistliche am besten vor. So haben die französischen Journale auch verbreitet, Geistlichkeit und Regierung sehen bei uns die Schulen gar nicht gern, beschränken und vermindern sie, wo es sich immer nur thun lasse, denn die Erziehung, der Unterricht und die geistige Ausbildung des Volks sey ihnen lästig und verhaßt. Dazu will ich hier einen sprechenden Beleg geben, wie er mir gerade unter die Hände komme. In dem armen Dorf Nernier, Bezirks Chablais, am Genfer See, hatte die Gemeinde keine Schule, und die Kinder mußten ziemlich weit nach Messery in die Schule gehen, die überdies schlecht bestellt ist. Deßhalb beschloß der junge Abbé Favre, eine in dem Ort zu gründen. Er und einige seiner ältern Schüler unternahmen auch gleich das Werk mit wahrem evangelischem Muth und Gottvertrauen, denn der Abbé hatte nur siebzig Franken im Vermögen. Er holte auf eigener Barke die Steine von Meillerie, Holz und Bretter aber von Boveret, zimmerte selbst seine Balken, fing dann an zu bauen und zu mauern, bis ein geräumiges und bequemes Gebäude dastand, zum großen Erstaunen der Umgegend und selbst seiner Freunde, die das Unternehmen für Unsinn gehalten hatten. Bei aller eigenen Thätigkeit und Unermüdlichkeit hatte der Abbé doch einige Schulden machen müssen, und um sie abzutragen, ging er die Munifizenz des Königs an. Dieser übernahm auch nicht bloß deren Bezahlung, sondern schenkte der Schule vierzehnhundert Livres aus seiner Kasse. Sie ist jezt die zahlreichste und beste auf mehrere Meilen in die Runde, denn Favre steht ihr mit eben so viel Eifer, als Talent vor. Der Unterricht ist ganz unentgeldlich.

Die höhern Schulen in Chambery und den andern Städten des Landes verdienen für ihren Unterricht in alten Sprachen, Mathematik, Geographie und Naturwissenschaften nicht weniger Lob, und in dieser Beziehung müssen besonders die Benediktiner- und Jesuitenschulen gerühmt werden. Auch Zeichnen, Malerei, Gesang und Instrumentalmusik werden da mit gutem Erfolg getrieben. Als der König vorigen Sommer hier war, besuchte er auch das Collège royal. In dem großen Saal redete ein Schüler den König auf französisch an und spielte hierauf ein Solo auf der Flöte; hierauf kam ein anderer mit selbstgemachten italienischen Versen, und das Ganze schloß mit einem Chor, den alle Zöglinge mit Präcision und Geschmack ausführten.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 39.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 14. Februar 1835.

Das Erlernen jeder andern Kunst führt unvermeidliche Mühe und Arbeit, Furcht und Schläge mit sich; meine Kunst dagegen ist ohne Zweifel die einzige, die sich ohne Arbeit erlernen läßt.

Lucian.

Die Schule der Grobheit.

(Beschluß.)

Jezt Einiges von den besondern Fällen, in denen die nützliche Grobheit in Anwendung kommt, und wie man sich dabei anzustellen.

Leuten, die häufig grobe Reden im Munde führen, sage man nicht ohne besondere Beweggründe jemals, wenn auch nur ein halbhin verbindliches Wort. Im Gegentheil bediene man sich in seinen Anreden und Abschiedsbegrüßungen, auch sonst im Laufe des Gesprächs, solcher Worte und Redensarten, als an Gehalt und Nachdruck den ihrigen gar nichts nachgeben. Sie pflegen darüber Anfangs in Erstaunen, dann in Nachsinnen zu gerathen, von ihrem eigenen Fehler eine dunkle Ahnung zu bekommen und wenigstens auf so lang, als ihr Meister ihnen nahe steht, einigermaßen sich zu beherrschen. Denn es liegt im Menschen, daß eigene Mängel er ungern in andern sich abspiegeln sieht; es erscheint ihm solches gleich einer schreckhaften Doppelgängerei, welche sein eigenes Selbst, unbeleuchtet vom Zauberlichte der Eigenliebe, kalt und entblößt ihm vorstellt. Hingegen freilich macht die Wahrnehmung solcher Fehler, von welchen man sich selbst ganz frei glaubt, einen das Selbstbewußtseyn erhöhenden, schmeichelhaften und angenehmen Eindruck. Doch gehört dieses nicht zur Sache. Unter allen Umständen möchte ich durch obige Vorschrift Niemand verleitet haben, noch künftighin verleiten, daß er nun auch dem literarischen Grobian ganz auf dieselbe zuvorkommende Weise begegne. Denn es ist dieser Fall von allen übrigen verschieden, macht daher auch in obiger Beziehung eine Ausnahme. Ein bedrucktes Lumpenpapier verschleppt sich in alle Welt; allein dessen wildumherfliegende, nach Art der Raubvögel im Flattern kämpfende Blätter kommen selten in derselben Hand, kaum in demselben Lesewinkel zusammen. Der Leser lernt daher die eigentliche Veranlassung gedruckter Grobheiten selten von Grund aus kennen, glaubt daher einen Mangel an billiger Zucht und Ordnung darin wahrzunehmen; was zur Folge hat, daß er dem Autor sie gar übel auslegt und ihm nicht beipflichtet, was doch bei literärischen Grobheiten das lezte Augenmerk ist. Man soll demnach in Druckwerken fein sittig seines Wegs ziehen und auf des Spitzen Bellen nicht Acht geben. In diesen Sachen muß nothwendig der, so zulezt gelesen wird, auch wohl das lezte Wort behalten, womit er zufrieden seyn und dabei sich beruhigen darf.

So viel von der defensiven Grobheit. Allein, als ein Deckmantel umgehängt, ist die Grobheit weder so leicht gehörig umzuschlagen, noch zu tragen, noch endlich

bei jeglichem Wind und Wetter dicht und fest zu halten. Als Regel läßt dafür sich aufstellen, daß eine absichtsvolle, Ränke verdeckende Grobheit jederzeit den Charakter des Neutralen und einigermaßen Ungewissen werde anzunehmen haben. Denn sie darf Niemand jemals in dem Maaße verletzen, daß solches ein lautes Geschrei oder eine heftige Leidenschaftlichkeit erwecken könnte, weil Leidenschaft argwöhnisch und scharfsichtig macht und in ihrer gleichsam Blitzeserleuchtung dem Gereizten bisweilen mehr Licht über seinen Beleidiger aufgeht, als dieser lezte möchte erleiden können. Die absichtsvolle Grobheit erfordert demnach einen dominirenden, etwas ärgerlichen Haldton, aus welchem abwechselnd einmal ein dumpfer Schlag bemerklicher sich hervorhebt. Es sollen Schläge dieser Art zwar die Grobheit ihres Urhebers ganz außer Zweifel stellen, hingegen Andere und Dritte nur mit Stumpfheit treffen, oder sie weder verwunden, noch kränken. Mit derselben Gleichgültigkeit sollen die Leute nach der Hand sagen und ausrufen können: der Grobian! als von Andern man etwa äußern würde: der Narr! der Dummkopf! und Aehnliches, was, ohne zu verletzen, nur angenehm an eigene Vorzüge erinnert.

Drittens wird die Grobheit, wie schon bemerkt worden, auch beim Hindurchdrängen sich behülflich und nützlich machen können. Bei dieser Art der nützlichen Grobheit glauben Einige durch gewisse instinktmäßige Bewegungen und Kraftanstrengungen alles Mögliche schon geleistet zu haben. Allein sie geben im Dunkeln; auch hierin soll Methode seyn. Der Naturalist pflegt beim Hindurchdrängen den Leuten mit den Ellenbogen heftige und schmerzliche Stöße zu geben, was nicht zur Sache gehört, ganz unnöthig ist. Wäre es denn nicht schon Grobheit genug, dieses den Andern durchaus Vorangehenwollen? Und hat nicht, wer mit Sicherheit den vorgesteckten Zweck erreichen will, jedes Ungehörige streng zu vermeiden? Kommt denn, wer auf halbem Wege zu seinem Ziele in Wortwechsel und Streitigkeit sich verwickelt, früher, oder nicht vielmehr nur um so viel später zur Stelle? — Nein, nein, man vermag dabei so schlank sich zu machen, so gerade aufzurichten und durch die gedrängteste Menge hindurchzuschlüpfen, als sey's durch einen ganz leeren Raum. Hierin aber setze man sich zum Vorbilde diejenigen, welche lang an den Höfen, oder in den Versammlungssälen der großen Welt darauf sich eingeübt haben. Bei mageren Leuten ist die Sache minder verwunderlich; allein wohlbeleibte Personen durch die Kraft eines sanften, ebenmäßigen Drucks und Nachdrucks, bei leichter, kaum merklicher Schraubenbewegung des Körpers hindurchdringen sehen bis zum gesuchten, ehrenvollen und folgenreichen Platze, ist ein gleich sehr staunenswerthes, als schönes und ergötzliches Schauspiel. Mathematisch angesehen, enthält diese Handlung beide Hauptbewegungen des Aales, die voraudringende und die schlängelnd vibrirte; doch mit dem Unterschied, daß gedachter sich kunstvoll hindurchdrängender Grobian zwar, gleich dem Aale, auf einer Horizontale sich voranbewegt, hingegen in senkrechter Richtung sich schlängelt, oder sanft hin- und herbewegt. Er vereinigt demnach zwei, einander durchschneidende, gleichzeitig ausgeführte und gleichmäßig ihn zum gesuchten Ziele vorangeleitende Bewegungen, deren gewandte Ausführung uns für ein Meisterstück kunstreicher Auflösung eines wichtigen Problems wird gelten dürfen. Davon die Theorie zu geben, blieb mir vorbehalten, weil die Tanzmeister bisher eine so tief in den Forderungen des Lebens gegründete Aufgabe ihrer Aufmerksamkeit nicht werth erachtet haben.

Auch möge nun endlich Niemand aus übertriebenem Hang zum Zierlichen derjenigen Vortheile sich berauben, welche die Grobheit gewährt, wo Abkürzung langwieriger Gespräche und Geschäftsverhandlungen bald ein Bedürfniß, bald selbst Pflicht ist. Schon Camillus hat vermöge des lezten von allen diplomatischen Behelfen und Auskunftmitteln seine Unterhandlung mit den Galliern bald und glücklich zu Ende gebracht; weßhalb, nach so klassischem Exempel, Niemand ferner Bedenken trage, davon bei angemessener Gelegenheit einen freien Gebrauch zu machen. Im gemeinen Leben freilich bedarf es dazu keiner Aufmunterung, da hier stets üblich geblieben ist, etwa vorkommendes langwieriges Geschwätz durch gewisse Interjektionen schnell abzubrechen, als da sind: Halt's Maul! ei was! dummes Zeug! und so fort, wobei denn, genau zu nehmen, alle Theile gewinnen. Ironische Grobheiten, welche, insofern sie Lachen erwecken, allenfalls noch zu den nützlichen gezählt werden können, sollen jedoch nur bei traulichem Verhältniß in Anwendung kommen, weil im Gegenfalle leicht, was scherzhaft gemeint war, auf Ernst könnte gedeutet werden. Selbst gegen vertraute Freunde enthalte man sich derselben in Gegenwart von fremden Personen, damit solche kein Vorurtheil gegen Persönlichkeiten und gesellige Kreise fassen, oder gar ein Leidwesen daraus sich hervorbilde.

Das Landhaus zu Simonetta.

(Fortsetzung.)

Graf (lächelnd).

Weßhalb denn, Launenvoller, hast du hier
Dich angekauft? Dein freier Wille war's,
Dir dieses Wunder förmlich anzueignen.

Baron.

Sieht man nicht Sterbliche oft thöricht handeln,
Mit Jubel selber in ihr Unglück rennen? —
So höre, was mich zu dem Kauf entschied.
Du weißt, ich war verliebt in Julien, deine Schwester;
Noch im Geheimniß blühte diese Liebe,
Du warst verreist, kein Freund lag mir am Busen,
Und nach Vertrauen seufzte dieses Herz.
Da flog ich in der Wälder Dunkel, barg
Mein Haupt in unwirthbare Höhlen, warf
Der Sehnsucht heiße Klagen in die Lüfte,
Grub theure Züge in den Stamm der Eichen,
Und malte Namen in das Abendroth.
So kam auf meinen Reisen ich hierher —
Ermüdet sank ich auf's Gestein, ich dachte
Nicht an das Wunder dieser Gegend, angstvoll nur
Stieß ich die Frage aus: Ist Julia dir treu? —
Da horch! — o Zauberei, wie's keine gibt! —
Der Genius war's der Liebe selbst, der mir
Ein tausendfaches „treu!" entgegenrief.
Verstanden fühlt' ich mich im Innersten,
Und Trost sank in mein Herz, wie nie
Des Freundes Lippe hätte spenden können.
Was that ich nicht in der Entzückung Wuth, ich küßte
Den Boden hier, that einen Schwur, er sollte,
Und kostete er Peru's Gold, mir angehören.
Ich Elender! — ach nur zu schleunig faßte
Ein Gott im Zorn die dargebotne Hand
Und kettet' sie an dieses Felsenschloß! —

Graf.

Und diese Fesseln willst du kecklich lösen,
Die einst ein Gott zusammenschmiedete?

Baron.

Ich löse sie — die Freiheit winkt mir wieder!
Du aber spotte nicht, viel lieber steh mir bei.
Sprich, theurer Freund, wie fandest du den Lord? —
O halte fest; mir diesen Kostbar'n, Edlen
Du kennst ihn schon aus frühern Zeiten, leicht
Gelingt es dir, den Zweifelsinn zu brechen,
Ihn schnell und sicher zu dem Kauf zu stimmen.
Man sagt, er will den Sohn vermählen, ihm
Das Schloß zum Angebinde geben, in so fern
Der Störrige zur Heirath sich bequemt. Wohlan
Auch dieses füge, Trefflichster, das Paar
Sperr' in den Käfigt und laß mich hinaus.
Sey hier der Gott, der alle Fäden löst,
Ein glücklich Ende Allen zubereitet. —

Graf.

Wenn ich dich nicht zu mir bekehren kann,
So muß ich wohl auf deine Seite treten,
Um schnell zu retten, was noch rettbar ist.
Laß mich bedenken —

Baron.

Thu' es ungestört;
Komm', folge mir — da seh' ich nahen schon
Sich neue Plagegeister diesem Platze; flieh',
O flieh' mit mir, eh' uns ihr Schritt erreicht.

(Beide ab.)

Zwei Reisende, von Christian geführt.

Christian.

Hier, meine Herrn, ist das berühmte Haus,
Und hier das Fenster, draus der Fragende
Dem unsichtbaren Fräulein sein Kompliment
Abstattet.

Erster Reisende.

Unsichtbar ist dieses Fräulein?
Desto besser; ungern nur genier' ich mich.

Christian.

Thut es auch nicht, bleibt ganz bei der Toilette;
Ein Fräulein, von der nur die Stimme übrig ist,
Das bis auf die Stimme abgelebt schon ist,
Kann wohl nur wenig Zwang uns auferlegen.
Es ist ganz eins, wie Euch das Halstuch sitzt,
Ob altdeutsch Euer Rock, ob neufranzösisch.

Zweiter Reisende.

Zur Sache jezt, legt Eure Fragen vor.

Erster Reisende.

Wie seltsam! wußt' ich doch der Fragen viel,
Als ich hierherkam — jezo weiß ich keine.

Christian.

Das Liebste, was der Mensch hat, ist sein Selbst.
So nennt mir eure Namen, würd'ge Herrn,
Daß ich zugleich der Dam' euch präsentire. —

Erster Reisende.

Kein übler Einfall! — Ich heiß' Liebesel.

Christian.

Wie?

Erster Reisende.

Liebesel!

Christian.

Schon gut. (Schreit) Liebesel!

Echo.

Esel!

Erster Reisende.

Esel? was? — und hundertstimmig
Stets Esel, Esel! — will's kein Ende nehmen?

Christian.

Hilft nichts, ein sechzigmal müßt Ihr's nun hören.

Erster Reisende.

Spaßmacher, hab' ich nicht Liedesel dir genannt?

Christian.

Kann ich für andrer Leute Ungebühr?
Daß Echo stets die lezten Sylben lauter
Zu wiederholen pflegt? — hab' ich's ihr beigebracht?
Soll'n wir es noch einmal versuchen, Herr? —

Erster Reisende.

Schweig! ich hab' genug!

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambery, December.

(Beschluß.)

Unterrichtswesen.

Obwohl ich Protestant bin, gehe ich doch oft in dieses Jesuitenkollegium, wo einige Patres mir sogar befreundet sind. Ich sehe und beobachte da Manches, was auf unsern besten deutschen Schulen Nachahmung verdiente, z. B. die strenge Ordnung, Pünktlichkeit und Reinlichkeit, ferner die Höflichkeit und Achtung der Schüler vor den Lehrern. So wohne ich auch oft ihren innern Schulakten bei, wo von den Zöglingen lateinische, italienische und französische Reden über acht Tage vorher aufgegebene Gegenstände gehalten werden, die oft ein größeres Publikum verdienten. Ich gebe einige Stellen aus einer Rede, die ein junger Jesuit vergangene Weihnachten zur Feier dieses Festes hielt, als charakteristisch: „Mehr als achtzehn Jahrhunderte sind nun verflossen, seit der Engel des Friedens mitten in der Nacht vom Himmel stieg, um der Erde eine große Freude, eine neue Zeit des Glücks zu verkündigen. Es war in jener Zeit, wo die Erde unter dem Druck Roms in gewaltigen Wehen seufzte. Viele sahen nach dem Orient, denn Tacitus hatte gesagt: pluribus persuasum inerat ut valesceret oriens. Jene glückliche Zeit erschien endlich, und die Welt athmete wieder freier. Von dieser Zeit an haben die christlichen Geschlechter nicht aufgehört, das schöne Weihnachtslied zu singen, und dies Fest scheint uns immer wie der warme Frühlingsstrahl, der die Blumenkelche öffnet. Die Sage geht, unsere Voreltern haben an großen Festen und bei öffentlichen Freuden immer gerufen: Weihnachten! Weihnachten (Noël)! denn dies Wort sey ihnen gleichbedeutend gewesen mit Fest und Freude. Sollten wir es jezt nicht mehr rufen? oder wäre es nicht mehr auf der Höhe unserer Zeit? oder wären die Gedanken Frieden und Glück unsern Geschlechtern fremd? O nein! so rufen denn auch wir Weihnachten! Weihnachten! Wiege der Freiheit! Nicht der Freiheit, welche die Bandenlosigkeit und Ausgelassenheit Schwester nennt, sondern jener wahren Freiheit, der Himmelstochter, der Wohlthäterin der Menschheit." So fuhr der junge Emmeran fort, Weihnachten als Wiege der Gleichheit, der menschlichen Emanzipation, der Civilisation der Welt und des höchsten Flors der schönen Künste und Wissenschaften zu betrachten. In lezter Beziehung sagte er: „Das Evangelium ist also weit entfernt, die Gesellschaft in ihrem Fortschreiten aufzuhalten oder sie stationär zu machen. Nie glänzt das menschliche Genie heller und schöner, als wenn es aus dem himmlischen Born der Offenbarung schöpft. Aus der Fülle des ächten Christenglaubens schöpfte Dante seine divina comedia, Raphael seine Transfiguration, Michel Angelo seine St. Peterskuppel und sein jüngstes Gericht, Pergolese sein Stabat mater, Racine seine Athalie und Fénélon all seine herrlichen Werke. Auf der Höhe ihrer frommen Begeisterung riefen unsere Voreltern Weihnachten! Weihnachten! an allen Tagen großer Freude und Feier. Weihnachten! ist der Ruf der Freiheit zu der Civilisation. Warum sollten wir also erröthen, dieses schöne, für die Gesellschaft so bedeutende und bezeichnende Wort zu wiederholen? Möchten die Völker nie vergessen zu rufen: Ehre sey Gott in der Höhe! damit ihnen der Himmel antworte: Friede sey mit den Menschen!"

Auflösung der Charade in Nr. 33:
Roßkamm.

Räthsel.

Es ist ein Herz mit weiten Kammern,
Ein Riesenleib, in dem es schlägt,
Und stark die Bänder, stark die Klammern,
Mit welchen er es hält und trägt.
Die Sehnsucht hat es oft gehoben
Nach einem Freund im Himmel oben,
Der Lust und Schmerz in ihm erregt.

Aus tausend vollen Adern fließet
Sein klares Blut dem Herzen zu,
Und manche Himmelsurne gießet
Ihm ihre Fülle noch hinzu.
Wenn seine Lebenspulse stürmen,
Im Zorn sich ihre Wogen thürmen,
Wer schenkt ihm wieder süße Ruh'?

Ein Auge, Gluth im Blicke, dringet
In dieses Herzens Tiefen ein,
Und vor dem Frieden, den es bringet,
Wird schnell der Zorn verschwunden seyn;
Beschwichtigt ist sein wild Getümmel,
Still seine Stimme, blau sein Himmel,
Durchsichtig ist sein Blut und rein.

Ihr kennt zum Theil das reiche Leben,
Das sich in diesem Herzen regt;
Ob ihm selbst Leben sey gegeben,
Ist noch ein Zweifel, den ihr hegt:
Wer aber einmal sah, wie's kochet,
Und an die starken Rippen pochet,
Glaubt wohl, daß Leben es bewegt.

Nur eine seiner kleinsten Kammern
Ward auf der Nemesis Gebot
Einst todtgeboren unter Jammern
Der Brut, die mit ergriff die Noth;
Ihr Blut ist schwarz, und die es trinken,
Die sieht man sterben, doch nicht sinken,
Und um sich her verhaucht sie Tod.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 40.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 16. Februar 1835.

Bei dem Gewühl der sich verbreitenden Geschlechter der Menschen, dem zahllos mannigfaltigen Dichten und Trachten der Millionen, dem unerschöpflichen Reichthum der Gedanken, des Beginnens, der Schicksale, wer wagt aufzustehen, um den Plan zu zeigen, den Faden, der von Gottes unsichtbarem Thron Alles umfaßt!

Joh. v. Müller.

Die mexikanischen Alterthümer und die alte Welt.

Wir haben in einem frühern Artikel (s. Nr. 2. rc. 1835.) die Stellen der alten Schriftsteller durchgegangen, aus denen man schließen könnte, daß die Alten, wenn auch keine Kenntniß, doch eine Ahnung von Amerika gehabt haben. Veranlassung dazu gab uns ein gegenwärtig zu Paris erscheinendes großes Werk über mexikanische Alterthümer. Der amerikanische Jesuit Clavigero, der englische Reisende Bulloch, und besonders Alexander v. Humboldt hatten durch ihre Untersuchungen und Beschreibungen das Faktum dargethan, daß die neue Welt ein ziemliches Alter haben muß. In neuerer Zeit paradirt England mit dem siebenbändigen Prachtwerk des Lord Kingsborough, das in ein paar großen Bibliotheken beigesezt ist und schlummert. Das erwähnte französische Werk ist aus mehreren Elementen zusammengesezt: das Neue und eigentlich Interessante daran sind die Berichte des Kapitän Dupaix über seine drei, auf Kosten der spanischen Regierung von 1801 bis 1808 gemachten archäologischen Reisen, nebst den Zeichnungen Castanedas. Papiere und Zeichnungen sind von den Franzosen der jetzigen mexikanischen Regierung abgehandelt worden. So erweitert sich der Kreis unserer Kenntnisse von jenen merkwürdigen, aber stummen Resten einer unbekannten Vergangenheit immer mehr; das Studium derselben ist in jeder Beziehung höchst interessant, wenn es sich auch herausstellen sollte, daß zu Erklärung der allgemeinen Aehnlichkeit der mexikanischen Alterthümer mit phönizischer oder egyptischer Kunst die Annahme einer uralten Verbindung zwischen beiden Kontinenten überflüssig, oder keinesfalls zu erweisen ist, wodurch, unserm Gefühle nach, jene Monumente an Interesse eher gewinnen, als verlieren.

Wenn wir uns nun mit der Frage beschäftigen, ob etwas an den Denkmalen der neuen Welt auffallend darauf hinweist, daß dabei die der alten zum Muster genommen worden sind, so kann es nicht unsere Absicht seyn, diese Denkmale genauer zu beschreiben. Der Charakter jener sonderbaren Architektur mit den unregelmäßigen Fenstern, den Thüren, welche breiter als hoch sind, jener wunderlichen Basreliefs, Statuen und Idole ist im Allgemeinen aus vielfältigen Beschreibungen und Abbildungen bekannt, und vorerst besprechen wir auch den Gegenstand nur ganz im Allgemeinen.

Wenn man immer das jugendliche Amerika dem uralten Festlande diesseits entgegenstellt, so möchten wir fragen: ist nicht auch unser Alterthum erst von gestern? Zählt man die Umwälzungen der Erde, die Einbrüche des Oceans, die Lavaschichten der Vulkane, so fühlt man sich sonderbar berührt vom Kontraste zwischen einer so

alten Erde und einer so neuen Geschichte. Wie spät beginnt die Geschichte der alten Welt! Katastrophen, die keineswegs alle in den Annalen und Sagen des Menschengeschlechts eine Stelle haben, befestigen eine solche Kluft zwischen seinen frühern Schicksalen und den mehr oder weniger bekannten spätern, daß es rein vergeblich ist, Elemente zu einer vollständigen Parallele zwischen der alten und der neuen Welt zu suchen. Von den Urvölkern Amerikas wußten die Eingebornen ihren Eroberern nur dunkle Sagen zu berichten; kennt man aber, selbst heutzutage, die Urvölker Europa's besser? Beiderseits ist ein großes Stück der Vergangenheit untergegangen; was ist dabei am Unterschied von ein paar Jahrhunderten gelegen? Beiderseits eröffnet sich das Völkerdrama mit fabelhaften Nationen von schwankenden Umrissen, lange vor den eigentlich historischen Völkern; hier Pelasger, Celten, Scythen, drüben Azteken, Tolteken, Chichimiken; bloße wesenlose Namen sind keine Geschichte. Beiderseits ist die Kluft unermeßlich; man füllt sie nicht aus, wenn man hier noch so viele verstümmelte Texte, gelehrte Citate und hochweise Abhandlungen, dort noch soviele Reisebeschreibungen, groteske Bilder und Prachtwerke hineinwirft.

Mit Ausnahme der Grabhügel in der Umgegend von Meriko, liegen die hauptsächlichsten der bis jezt entdeckten Monumente im Gebiete von Palenké, nordöstlich von Ciudad-Real in der Provinz Chiapa. Der Name Palenké stammt aus der Zeit der Spanier; die alten Bewohner, die Erbauer jener Werke, haben die eigentlichen Namen von Land und Volk mit in ihre Gräber genommen. Die vornehmsten der vielbesprochenen Analogien, welche man als Beweise eines frühern Zusammenhangs der neuen mit der alten Welt in Anspruch nimmt, sind nun aber folgende. Sobald diejenigen, welche sich mit diesen neuen Alterthümern beschäftigten, auf Mauern stießen, welche ohne Mörtel aus mächtigen, unregelmäßig vieleckigen Blöcken aufgebaut waren, hieß es: dies sind cyklopische Mauern! Die alten Merikaner bauten ihre Teocallis oder Tempel vorzugsweise in der Gestalt von Pyramiden mit treppenförmigen Absätzen; haben wir hier nicht das Denkmal des Belus zu Babylon, wie es Herodot beschreibt? Oben auf diesen Pyramiden stand gewöhnlich ein bedeckter Altar; dabei gedenkt man des kegelförmigen Mausoleums der Kallisto in Arkadien, auf dessen Spitze ein kleiner Tempel der Diana stand. Die in den Fels gehauenen Grüfte der Egypter finden wir in Amerika wieder, und die Hieroglyphen der Merikaner, von denen man fast so viel Aufhebens gemacht hat, als von ihren Pyramiden, werden schnell erklärt seyn, sobald man erst mit den egyptischen im Reinen ist. Die Egypter auf der andern Halbkugel liebten gleichfalls gewaltige Massen, gigantische Monumente; man betrachte nur den ungeheuern Opferstein mit zwanzig Gruppen von je zwei Figuren, der auf dem großen Platz von Meriko gefunden worden, manche andere, mit Basreliefs bedeckte Steine, die noch halb im Boden stecken, weil die spanischen Arbeiter nicht im Stande waren, sie von der Stelle zu rücken, jene steinernen, siebzig Fuß langen Schlangen, jene kolossalen Bildsäulen, an denen man deutlich die Kopfbinde der Isis wahrgenommen haben will, das riesenhafte, vielfache Idol des Kriegsgottes, das die Dominikaner wohlweislich im Innern der Universität vergraben haben, um den Kindern des christlichen Meriko einen ihrer alten Götzen aus den Augen zu rücken. Und endlich, jene Felswände mit Inschriften, gerade wie man sie häufig in manchen Landstrichen Asiens findet, weisen sie nicht streng auf eine Verwandtschaft zwischen den Azteken und den asiatischen Völkern hin? Noch ist einer allgemeinen Analogie zu erwähnen, nämlich der Häßlichkeit der Thier- und Menschenfiguren. Alle die gräßlichen merikanischen Götzenbilder, alle jene Fratzen, welche die ersten Missionäre zum Glauben veranlaßten, in Amerika werde der Teufel angebetet, haben eine starke Familienähnlichkeit mit den symbolischen Ungeheuern in Indien, Egypten, der Tartarei. Manche dieser Bilder sind, nach dem Ausdruck des Spaniers Dupair, nicht viel liebenswürdiger als eine calavera adornata, ein aufgepußter Todtenkopf.

(Der Beschluß folgt.)

Das Landhaus zu Simonetta.

(Fortsetzung.)

Zweiter Reisende.

Ich heiße Quaddumm.

Bin Syndikus aus Bern, mein Vater war Rathsherr daselbst.

Christian (schreit).

Hier, Echo, ist der Herr Quaddumm!

Echo.

Dumm!

Christian.

Nicht dumm, Quaddumm! Quaddumm!

Echo.

Dumm!

Christian.

Sie bleibt bei ihrem Spruch.
Dumm, dumm, dumm und immer dumm, dumm, dumm!

Zweiter Reisende.

Halt ein, halt ein, verwünschtes Spottgeschrei!
Bin deßhalb ich hierhergekommen, um mein alt
Ehrwürdiges Geschlecht, Jahrhundert' lang
Durch treffliche Verdienste hoch berühmt, so arg
Beschimpfen hier zu lassen, soll ich's dulden? —

Christian.

Erzürnt euch nicht; bedenkt, es ist kein Mensch,
Ein bloßer Hauch ist es, in dem Gebirg
Auf wunderliche Weise eingeklemmt;
Ein Phänomen, ein wesenlos Gebild, Naturgespenst,
Ein wunderlich Stück Narrheit, Spielzeug wohl
Der wieder kindisch word'nen Mutter Erde! Glaubt's,
Solch Ding kann nicht beleidigen, so wenig wie
Der Regentropfen, der euch auf die Nase fällt.
Bedenkt, daß einst an großer Herren Höfen
Schalksnarrn gehalten wurden; nun, ein solcher
Ist jene Stimme, auch ein Schalksnarr, den
Sich unser Herrgott im Gebirge hält,
Und Narrenworte können nicht beleid'gen.

Erster Reisende.

Die beinigen, Freund, vergeben wir dir; kommt,
Die Seltenheit, wie alle Seltenheiten,
Ist, wenn man's näher sieht, recht was Gemeines.
Im Wirthshaus, Freund, wird uns ein guter Wein
Den Aerger baldigst aus der Seele spülen.

(Beide ab.)

Christian (allein).

So? und kein Trinkgeld fällt? — geht immer hin! —
Jetzt glaub' ich's, Echo ist ein Menschenkenner,
Und weiß schon seine Leute richtig einzutheilen.
Der aufgeblas'ne Geck, der simpelhafte Mann!
Wer hätt' mit Einem Wort sie besser zeichnen können?

Edward (kommt langsam gegangen):

Werd' ich jene Last ertragen,
Die mir auf dem Herzen ruht?
Kommt es noch zu sel'gen Tagen,
Endigt sich's noch einmal gut? —

Echo.

Gut. —

Edward.

Du belebst mein irres Zagen,
Schürest neu die wilde Glut;
Sprich ein Wörtchen: darf ich's wagen?
Fürchte keinen Uebermuth! —

Echo.

Muth! —

Edward.

Muth! — o holder Klang der Ferne!
Ja, ich athme wieder auf,
Ziehe weiter, günst'ge Sterne
Leuchten meinem Pilgerlauf.

Echo.

Lauf —

Christian.

Lauf! gar kurz und bündig, voll Bedeutsamkeit!
Es liebt die Dame Ungebundenheit;
Hört, hundertstimmig rufen euch die Geister
Ihr „laufe, laufe!“ zu aus dem Gebirge.
Fürwahr, sehr wenig Lebensart beweist's.
Da naht sich Euer Vater, Herr, der alte Lord,
Der harthörende. —

Der Lord, die Vorigen.

Lord.

So find' ich dich, mein Sohn,
Der holden Gegend Reize hier betrachtend?
Ja, dieses Alles wird dein Eigenthum, so bald
Du dich entschließt, Oliviens Mann zu werden.

Edward (macht eine abweisende Geberde).

Christian.

Gefällt es eurer Herrlichkeit, dem Echo
Etwelche Fragen vorzulegen?

Lord.

Was gibt's?

Christian.

Etwelche Fragen wünschte ich —

Lord.

Was will
Der Mann? was flüstert heimlich er mir zu? —

Christian (zu Edward).

Erklärt dem Vater, Herr, wie ich es meine.

Edward.

Laß mich in Frieden, Unerträglicher! —

Christian (für sich).

Da haben wir's! der Vater grob und taub,
Der Sohn zwar bei Gehör, doch grob nicht minder.
So will ich schießen denn, und doppelt laden,
Vielleicht, daß hierdurch wir Effekt bewirken.

(Er schießt.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Anfangs Februar.

Zur Berichtigung der Meinung über ein vor die Oeffentlichkeit gezogenes Ereigniß.

Der gewöhnliche Referent Ihrer Blätter, der es in einer frühern Mittheilung aus unserer Stadt über sich vermocht hat, ein zunächst dem Privatleben angehöriges Ereigniß, das mehr für die Erschütterung und stille Bewegung der Herzen, als für die Befriedigung der Neugier gemacht ist, vor die Oeffentlichkeit zu ziehen, und ein Urtheil welches leider nur auf einem mangelhaften Unterrichtetseyn von den stattgefundenen Thatsachen beruht, der Welt darüber an die Hand zu geben, mag mir, einem schlichten, unbestochenen und nahegestandenen Beobachter der Begebenheit, jezt einmal das Wort zur Berichtigung und Verständigung abtreten, ohne darin eine gegen ihn selbst angenommene Stellung zu erblicken; denn diese ganze Sache, die sogleich zu einem verzerrten Räthsel wird, sobald man sie aus der andächtigen Tiefe stiller, geistiger Auffassung an ein boshaft bekrittelndes und zersezendes Urtheil überliefert, duldet es nicht, auch nur im Leisesten zu einer öffentlichen Streitfrage gemacht zu werden, und es wäre allen dabei Betheiligten ein großer, unendlich dankenswerther Dienst geschehen, wenn nie ein Wort darüber in die Oeffentlichkeit gekommen. Also nur im Sinne des Friedens, im Sinne einer religiösen Scheu, im Sinne einer großen Ehrfurcht vor einem beispiellosen Unglück, geschieht es, wenn nun auch noch zum zweiten Male das heilige Schweigen über einem Grabe gebrochen wird, in das wir vor wenigen Wochen das edelste und schönste Menschenleben eingesenkt haben. Nicht das Andenken der freiwillig geschiedenen, von den unerhörtesten und großartigsten Beweggründen geleiteten Frau — es steht über solchen Erörterungen — sondern das Interesse der Wahrheit, die sich für die Lebenden, Urtheilenden und Zweifelnden so mannichfach trübt und bricht, macht die nachstehenden Mittheilungen nothwendig; zu denen ich mich aus allen innern, wie aus allen äußern Veranlassungen, die es in einem derartigen Lebensverhältniß nur geben kann, für ermächtigt erklären muß; freilich, ich wiederhole es, nur, nachdem einmal die zu weitern Schritten zwingende Mißstellung eingetreten, nothgedrungen über Etwas gedruckt zu sprechen, das in unserem Vaterlande, wo die Oeffentlichkeit noch zu keinem freien, geistigen Begriff herausgebildet ist, lediglich vor den innern Hausgöttern eines Jeden zu verhandeln gewesen wäre.

Eine junge, mit Geist und Schönheit begabte, zu den Ansprüchen an das seltenste Lebensglück berechtigte Frau, zerbricht auf Einmal gewaltsam, und durch eine mit ihren Nebenumständen zum Heroischen sich stempelnde That, die Bande, welche sie an die Welt und einen über Alles geliebten Gatten fesseln. Sechs Jahre hindurch war sie mit ihm, einem dem Edelsten zustrebenden Dichter, vereinigt, und eine Reihe von Freunden, darunter die angesehensten und namhaftesten Männer, sind Zeugen gewesen von einem ehelichen Glück, das zwar durch mancherlei momentane Trübungen des Lebens gestört, aber doch in ihnen selbst in einer unerschütterlichen Wurzel begründet war. Sie nimmt Theil an dem Höchsten und Tiefsten, was es in Kunst und Poesie gibt; eigener Geist und eigene Talente verschaffen ihr eine bedeutsame Einwirkung und Geltung bei ihrer nur in geistigen Interessen sich bewegenden Umgebung, und ein oft kindlich frohes Gemüth kommt ihr zu Hülfe, um über der Tiefe des Innern zugleich eine heitere, anmuthige Erscheinung hervortreten zu lassen. So sehr sich auch immer eine allzu ideale Lebenstendenz durch mancherlei Rückwirkungen rächt, so erweist sich doch die Kinderlosigkeit einer dem Physischen abgewandten Ehe hier nicht von den gewöhnlichen Folgen, sie vermag, wenn auch vielleicht im Allgemeinen nicht unempfunden geblieben, doch Frieden, Glück und Uebereinstimmung niemals zu stören, und wird vielmehr zum Mittel einer immer ausschließlicheren und auf kein Drittes abgelenkten Gegenseitigkeit der beiden Gatten. Am allerwenigsten wurde sie, was als evidente Thatsache feststeht, das Motiv des die gewaltsame Trennung bewirkenden Entschlusses bei der edeln Frau, obwohl die verständige Meinung derer, die immer nur nach der nächstliegenden alltäglichen Erklärung greifen, sich gerade daran einen Anhalt gebildet hat, der, man muß es um der Wahrheit willen sagen, durchaus unrichtig und dem Thatbestande widersprechend ist. Diejenigen Bedingungen, welche auf die ungeheure That allmählig und in langsamer Vorbereitung hinlenkten, sind vielmehr ganz anderer Natur, und knüpfen sich an jene geheimen und leisen Fäden menschlichen Seelenlebens, die für den Psychologen zwar keine Räthsel, aber für den gewöhnlichen kahlen, nüchternen Verstand allerdings unglaubliche Gespenster sind. Jede That hat ihre eigene innere Nothwendigkeit, und diese erkannt zu haben, vermag zwar hier in nichts den grenzenlosen Schmerz um das Geschehene zu lindern, aber doch durch die daraus gewonnene Klarheit eine Stärkung, ja eine echt menschliche Versöhnung zu bereiten. Und nun nehme man an, daß die Hingeschiedene — schon durch frühere religiöse und ideale Richtungen von manchem, die Andern festkettenden Weltverbande abgelöst — sich bereits vor vielen Jahren mit dem Gedanken beschäftigt und daran begeistert hatte, daß es süß seyn müsse, für das Heil des geliebten Gegenstandes sich aufopfern zu können; man nehme dazu, daß sie bereits als achtzehnjähriges Mädchen, als Braut, für den Bräutigam einen derartigen Todesversuch gemacht, (indem sie geglaubt, ihr Geliebter lasse sich durch das Verhältniß zu ihr bestimmen, früher ein äußeres mechanisches Amt zu suchen und anzunehmen, als seiner eigenen innern Ausbildung vortheilhaft sey); ja, daß sie in noch früheren Jahren vielfach mit der Vorstellung umgegangen, selbst gern die Bande der Erde zu sprengen, um in ein anderes, ihrer mißleiteten Sehnsucht nahegetretenes Gebiet schneller hinüberzugreifen: man vereinige sich dies Alles zu einem Seelenbilde, und man wird, statt der hier unerläßlichen psychologischen Deutungen, nicht länger nach Motiven umhersuchen, wie man sie sich jezt nur aus den nächsten Jämmerlichkeiten geläufiger Lebensverhältnisse zusammenliest. Diese Prämissen ihres Charakters hinderten jedoch nicht, daß die Verewigte, die vielmehr besonders seit ihrer Verheirathung dem Leben auf das Schönste wiedergewonnen wurde, zu einer harmonischen Entwickelung in ihrem Geistes- und Gemüthsleben gedieh. Es gab im Gegentheil nichts Herrlicheres und Freudvolleres zu sehen, als die Lieblichkeit einer weiblichen Bildung, der kein natürlicher Reiz mangelte, und die zugleich auf eine so originelle Weise mit der Tiefe zusammenhing. Der Gedanke, mit dem Leben zu brechen, kehrte in ihr und aus ihr selbst heraus nicht wieder, bis er endlich plözlich auf einer stärker als je ausgebildeten und durch seitdem erweiterte Charakterkraft mächtig gewordenen Grundlage wieder auferstanden seyn muß.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 41.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 17. Februar 1835.

F. — Da wird ein schönes Impromptu zusammengehext werden!

A. — Item, es geht!

Goethe.
Lila.

Das Landhaus zu Simonetta.

(Fortsetzung.)

Lord.

Ha, Nachtigall'n! — welch himmlisch süßer Laut! —
Mein Sohn, mein Sohn, hörst du das laute Schmettern?
Fast wohl zu laut! — O Paradiesesgegend!
Endlich vernahm ich wieder jene Töne,
Die in der Kindheit mich so oft entzückten!

(Zu Christian.)

Mein Freund, ist reich die Gegend hier an Nachtigallen?

Christian.

Wie's kommt, bald weniger, bald mehr;
Wenn, gnäd'ger Herr, das Pulver man nicht schont,
Stets tüchtig ladet, o so gibt's durchaus
An Nachtigallen keine reichre Gegend.

(Er tritt hinter die Mauer und schießt.)

Lord (setzt sich auf die Bank).

So will ich hier denn in dem lang entbehrten
Genusse schwärmen. — O Natur, du himmlische,
Wie groß dein Zauber in so zarter Kehle!

(Christian schießt.)

Ha, immer neu! Wie's schmettert im Gebirge!
Es müssen ganze Schaaren Nachtigall'n hier hausen.

Edward.

Halt ein, verdammter Bursche, mit dem Schießen!
Der rohe Knall betäubt, verscheucht den Hauch
Der zärtlichen Empfindung aus dem Herzen.

Christian.

Doch seine Herrlichkeit wird ungern nur
Die Nachtigallentöne missen.

Edward.

Elender,
Erfrechst du dich zu spotten? Schweig und geh!

Christian.

Nur noch dies eine Mal erlaubt es mir.

(Bei Seite.)

Vielleicht setzt es ein kleines Trinkgeld ab
Für die gehorsamste der Nachtigallen. (Schießt.)

Lord.

Natur, Natur! ich schwärme, ich erglühe! —
So süß hab' ich seit lange nicht gefühlt.
Komm, treuer Diener, dies sey dir geschenkt,
Daß du mit kluger Umsicht dieses Plätzchen hier
Zu finden wußtest.

Christian.

Ihr beschämt mich, Herr!

(Bei Seite.)

O welche Kostbarkeit ist's um einen reisenden
Mylord, besonders wenn er taub. (Ab.)

Edward.

Du Schurke!

Elendes Volk! so wird des Reisens Lust
Verkümmert stets durch wüstes Raudgesindel. (Ab.)

Lord (allein).

Da geht er hin, der eigensinnig Starre,
Der Selbstische, indeß ich hier erweicht,
Und zärtlicher als jemals fühlend, sitze.
Still ist's umher und Philomele schweigt;
Der zarte Vogel, müd wohl des Gesanges,
Zieht tiefer in die Schatten sich zurück; verstummt
Ist auch des Hirten Lied — doch ach! was sag' ich?
Hört' ich's wohl je? — für mich war's immer stumm.
'S war nur so 'ne Redensart. O schlimm genug,
Daß es für mich, wo Andre Reden wechseln,
Nur Redensarten gibt; von Hörensagen
Weiß ich, wie's Hören thut. Doch ist's mal so,
Das Unvermeidliche lehrt Klugheit tragen. (Ab.)

Der Graf tritt auf.

Verkehrte Welt, o du verkehrte Welt!
So bin ich denn zu deinem Arzt bestellt.
Ein böses Amt dem, der's versteht, doch doppelt
Und dreifach böse dem, der es nur halb versteht,
Und doch sich kecklich an den Kranken drängt.
Laß sehn, welch Mittel wähl' ich? — sicherlich
Ist Lieb' das passendste. Allüberall
Bringt's schnelle Regung in die starre Masse.
Edward muß lieben, und zum Glücke liebt er auch;
Er muß Olivien lieben, und sieh da, er liebt
Olivien. Es kommt nur darauf an,
Dem Ungefügigen es klar zu zeigen,
Daß jener Mißmuth, tiefverhehlte Schmerz,
Das Sehnen, das ihn hierhin, dorthin treibt, die Lust,
In's Unermeßliche hinauszuschwärmen, nichts
Als Liebe sey, und Lieb' zu jenem schönen Kinde,
Das auch kein Kind mehr ist, Lieb' zu Olivien,
Die ihrerseits im Stillen für den Freund,
Für den Gespielen ihrer Kindheit glüht,
Ohn' daß ihr zaghaft Herz es zu gestehen wagt.
Wohlan, du kluger Arzt, hast du so weit
Das stammelnde Geschwätz des Pulses ausgehorcht,
So weißt du, wie's um beider Herzen steht.
Wie wär's, du zeigtest ihnen nun im Bild
Ihr lustig Elend, wie sich eifrig flieht,
Was doch sich sucht, der mißverstandnen, oder
Noch nicht verstandnen Liebe Neckerei?
Die alte Welt der schalkhaften Poeten
Zeigt uns im Spiegel mancher heitern Fabel
Der Wahrheit ernst und mild Gesicht, zu Nutz
Und Frommen derer, die's zu nützen wissen.
Wohlan, nur schnell zur Wahl gegriffen! hier
Der heitre Platz sey heiterm Spiel geweiht,
Und Echo, die uns unsichtbar umschwärmt,
Mag es nicht übel deuten, sieht bekannte,
Alte Geschichten sie hier neu erstehn;
Sie zürne nicht, wenn wir sie selbst sogar
Im Spiele mitzusprechen zwingen, und
Um junger Liebe beizustehn, der alten
Vergessnen Liebespein beschwerlich fallen.
Ich eile jezt und suche mir die Puppen
Zu meinem Spiel. Ein junger hübscher Bursche,
Des Lords Jokey, soll mir Narzissus seyn.
Leicht bring' ich ihm die wen'gen Worte bei, die andern
Gestalten finden sich; nur keine Zeit verloren!
Es trifft der Scherz nur, wo er spielend schwärmt.
(Ab.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Die mexikanischen Alterthümer und die alte Welt.

(Beschluß.)

Beweisen nun alle diese auffallenden Aehnlichkeiten, und noch mehrere, die man anführen könnte, daß Meriko nothwendig einst mit der alten Welt in Verkehr gestanden haben muß? Gewiß nicht; es ist ein seltsamer Egoismus der sogenannten alten Welt, daß sie so fest hängt an Noahs Kasten und darauf besteht, Amerika sey von ihr aus bevölkert worden, während es doch Niemanden einfällt, die ganz eigenthümlichen Thiergeschlechter Amerikas denselben Weg zu führen. Nein, wie die Individuen, so waren sich auch die Völker in ihrer Kindheit gleich; regellose, unförmliche Bauten sind ihre Kinderspiele, und eines wie das andere beginnt mit der soliden und natürlichen Form der Pyramide, mit riesenhaften Gebäuden und Statuen, mit wunderlichen, vielgestaltigen Götzenbildern, um erst später einfachere, reinere Umrisse und richtige Verhältnisse zu erlernen und Werke zu schaffen, an denen Maaß und Uebereinstimmung Elemente der Schönheit sind. Die Kunst der Merikaner hat an sich lediglich nichts Wunderbares; immerhin ist ihre Architektur nicht mehr auf der niedrigsten Stufe, bei aller, vom Zustand einer erwachenden Kultur unzertrennlichen Rohheit und Unsicherheit, haben manche ihrer Gebäude ganz erträgliche Verhältnisse, wie namentlich der Tempel von Mitla, das einzige Bauwerk, an dem man etwas bemerkt, was rohen Säulen gleichsieht, die hohen Pyramiden mit verschiedenen Absätzen, die gesprengten Bogen verrathen hin und wieder Kühnheit und Geschmack in glücklichem Bunde; aber mit ihrer Malerei und Skulptur verhält es sich anders: die Wände sind mit ganz unförmlichen Hieroglyphen bedeckt, und überall wimmelt es von

Kröten, Eidechsen, Schlangen, Todtenköpfen, abscheulichen Fratzen, gräßlichen Ungeheuern.

Die trockene, steife Zeichnung ist keineswegs den Egyptern oder Phöniziern eigenthümlich, sie ist ein wesentliches Element der Kunst in ihren Anfängen. Jeder Junge, der mit seinen ersten Thier- und Menschenfiguren die Wände beschmiert, ist ein geborner Egypter und Merikaner. Auch die griechische Kunst begann mit eckigen, steifen Gebilden, den mühsamen Werken eines Dädalus und Calamis, lange bevor sie Apoll und Venus eine Seele einhauchte. „Der rohe, steife Styl," sagt Lanzi richtig, „ist nicht Kunst, sondern Mangel an Kunst." Er sagt dies bei Gelegenheit der etruskischen Kunstwerke, in denen man Nachahmungen der egyptischen sah, und dasselbe gilt, wenn man die Muster zu den unförmlichen Gebilden der Merikaner in Egypten oder Tibet sucht. — Schon Humboldt macht auf die ungeheuern Nasen der merikanischen Helden aufmerksam, trägt aber, im Gefühl der Bewunderung, das ihm die großartigen Trümmer einflößen, kein Bedenken, hierin ein Symbol zu erblicken; er meint, die Azteken könnten, wie Plato in seiner Republik, eine mächtige Nase für etwas Majestätisches, Königliches gehalten haben, und so möchte sie auf ihren Reliefs und Gemälden als ein Sinnbild moralischer Kraft und Größe erscheinen. Wie merkwürdig, wenn sich hier eine geheimnißvolle Sympathie zwischen dem Philosophen, der uns zu allererst von den Atlantiden erzählt, und den furchtbar großen merikanischen Nasen herausstellte! Leider aber sind Arme, Beine und Alles so arg verzeichnet wie jenes Organ, und so hat wohl die physische Größe mit der moralischen schwerlich etwas zu schaffen. Indessen ist bekanntlich Humboldt weit entfernt, in jenen Gebilden die Spuren einer griechischen Kolonie zu erblicken, im Gegentheil schäzt er ihr Alter nicht höher als sieben bis achthundert Jahre.

Umsonst bemüht man sich, in der Ueberraschung, daß eine vermeintlich so neue Welt so Uraltes birgt, die Gebäude zu Palenke und Mitla, die ausgedehnten Trümmer in Chili, die Befestigungen im Norden des Welttheils, welche Franzosen mit Vaubanschen Schanzen vergleichen, recht großartig darzustellen: eine Bevölkerung, die weder den Gebrauch des Eisens, noch die Schrift kannte, und nur so stumme Spuren ihres Daseyns hinter sich gelassen hat, können wir uns doch nur armselig denken. Mag es immer befangene Gelehrsamkeit den alten Genealogisten nachthun und für diese Völker eine Geschichte konstruiren, in der Wanderungen und Dynastien so glaubwürdig verzeichnet sind, wie in den Annalen der Urvölker der alten Welt: von Allem, was sich vor der spanischen Eroberung begeben, wissen wir einmal rein nichts, als was uns die ersten Missionäre vorerzählen. Wir müssen darauf verzichten, je in das Alterthum der neuen Welt viel Licht gebracht zu sehen, denn ihre Geschichte beginnt für uns erst mit ihren Eroberern. Und von wie vielen Völkern haben wir Denkmale, die so wenig vernehmlich zu uns sprechen, als die amerikanischen! Jene ungeheuern Mauern in den Ebenen des östlichen Asiens, manche Riesenbauten in Egypten, manche Felsinschriften in Arabien und Syrien, in unserm eigenen Boden jene scandinavischen und druidischen Grabstätten — all dies ist älter als alle geschriebene Geschichte, und die Menschenschicksale, die sich daran knüpften, sind für uns verschollen, so gut als die Geschichte der Neger und Südseeinsulaner. Ist es denn so wunderbar, daß man auch jenseits des großen Oceans Spuren unbekannter Völker findet? sind denn die langgestreckten Schanzen in den nördlichen Ebenen, die großen Bauten, die Humboldt und Bonpland in den Cordilleren entdeckt, die Alterthümer Merikos an sich so unbegreiflich, daß man sich nach einem Ausgangspunkt dafür nothwendig in einer andern Welt umsehen muß? Beide Welten sind gleich alt, und beide sehen sich vergeblich nach ihren frühesten Geschicken um. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß einem die Alterthümer beider gleichgültig seyn sollen; im Gegentheil, der menschliche Geist erhebt und stählt sich an den Schwierigkeiten, wie der Muth in der Gefahr, und die Wissenschaft erscheint nie erhabener, als wenn es ihr gelingt, im lückenvollen Buche der Zeit nach reiflicher Prüfung und Vergleichung eine Zeile zu ergänzen; aber Vorsicht ist da, bei vonnöthen, will man den Text nicht noch mehr verwirren. Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts meinte der große Geschichtschreiber der neuen Welt, Robertson, auf dem weiten Kontinente finde sich kein einziges Denkmal seiner Vorzeit; in der Begeisterung durch die Wunder, welche sich in neuerer Zeit dort aufgethan, ist man mit Schlüssen etwas zu rasch gewesen; es wird aber gerathen seyn, auf der schwierigen Bahn fürder mit Umsicht vorzuschreiten, und vorerst an keine phönizischen Inschriften in Amerika zu glauben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Anfangs Februar.

(Beschluß.)

Zur Berichtigung der Meinung über ein vor die Oeffentlichkeit gezogenes Ereigniß.

Eine drohende Krankheit ihres Gatten, die sich in vielen bedenklichen Symptomen durch mehrere Lebensjahre hinzog, und gerade in dem leztverwichenen Halbjahr zu einem Gipfelpunkt drängte, bildete die einzige Sorge ihrer grenzenlosen Liebe, mit der sie leben und sterben mußte. Es kann und darf hier nicht der Ort seyn, Details davon zu geben, aber der hoffnungslos scheinende Zustand des Gatten, der sich eben in den lezten Tagen durch ein erschreckendes Versinken in sich selbst charakterisirte, ließ sie auf äußerste

Mittel zu seiner Rettung hin- und hersinnen. Die alte Vorstellung: daß sie für ihn sterben wolle, kam über sie. Viele ihrer hingeworfenen Aeußerungen, die aus Tagebüchern und sonstigen Gesprächen erhalten sind, und jezt erst in der Erinnerung klar werden, zeigen ihr heimliches Umgehen mit dem Entschlusse seit den lezten Monaten. Und warum sterben? Weil sich ihre in die höchste Aufopferung verlorene Liebe endlich in dem bestimmten Gedanken zusammenschloß: daß sie ein ungeheures Unglück über den geliebten Gegenstand verhängen müsse, um ihn durch diese gewaltsamste Erschütterung seiner selbst, die ihn wieder ganz auf sich weisen sollte, von dunkeln Dämonen zu befreien, um ihn durch ein Verlieren des Besten, was er besaß und woran er sich gelehnt hatte, wieder zu einem Bewußtseyn seiner eigenen Kräfte zu bringen, um ihn, nachdem er von ihr getrennt, wieder allein in die Woge des Lebens hinauszuschleudern, damit er, in der Nothwehr gegen das Element erstarkend, die Schwimmkunst der Existenz wieder erlerne, die ihm verloren gegangen war. Diese beispiellose Berechnung, der man nur mit erhabenem Grausen zu folgen vermag, drückt sich in den lezten Zeiten, welche die Verewigte hinterlassen, mit einer zweifellosen Gewißheit aus, und dies ist das geistige Motiv der herzzerreißenden That, die mit einer unerhörten Besonnenheit, Ruhe und Würde ausgeführt wurde. Nachdem sie Abends den Gatten, dem sie den Besuch eines Concerts zur Pflicht gemacht, mit einigen bedeutungsvollen, obwohl ahnungslos von ihm aufgenommenen Worten entlassen, schritt sie zur Vollbringung, ordnete in den wenigen Stunden, die ihr für die Ausführung gegönnt waren, noch einige häusliche Angelegenheiten mit dem Dienstmädchen an, schrieb den nach ihrem Tode gefundenen Brief, begab sich in ihr Schlafkabinet, wusch sich, that ein reines, weißes Nachtkleid an, und legte sich dann in ihr Bett, wo sie sich mit einem Dolch, der früher zur Reisewaffe gedient hatte, eine penetrirende Herzwunde stieß. Ihr Todesstöhnen machte das nebenan in der Küche befindliche Mädchen aufmerksam. Man erbrach die Thüre und fand die bereits Entseelte. Von der geistigen Ueberwindung, mit der die That vollbracht war, sprach ihr durch keinen einzigen finstern Zug getrübtes Gesicht und die friedlichste Ruhe der Lage, in der die Todte angetroffen wurde. Eine zahlreiche Reihe der angesehensten Männer der Hauptstadt folgte dem stillen Leichenzug am Neujahrsmorgen 1835.

Alle andern Berichte dieser Thatsachen, wie sie in den Korrespondenzmittheilungen gegeben werden, beruhen auf Unkunde, denn einer absichtlichen Entstellung möchte hier wohl kein edler Mensch fähig seyn. Welche tiefe Kränkung müssen aber nicht die armen hinterbliebenen Freunde der Geschiedenen empfunden haben, wenn von ihnen öffentlich gesagt wird, daß sie im ersten Augenblick (und gerade im ersten Augenblick!) die That sogar „gerühmt“ haben sollen! Mag diese Freunde, die der Welt als sittliche und namhafte Gestalten bekannt sind, der Ueberschwang ihres Gefühls hingerissen haben, sich gegen jede falsche und entstellende Auffassung des Vorgangs entschieden und laut zu erklären (und dies war gewissermaßen ihre moralische Pflicht!), so konnten sie sich doch, als unverdorbene Gemüther, nie zu der Verirrung verlieren, etwas zu rühmen, das nur mit religiösem Sinn und in schmerzlicher Stille zu tragen war. Eben so unwahr ist es, daß der Geistliche, der als ein durchaus würdiger und milder Mann bekannt ist, am Grabe der Verklärten „harte Worte“ gesprochen haben soll, da sich derselbe vielmehr noch nachher um die nähere Verständigung über den Charakter der Hingeschiedenen, die er im Leben nicht gekannt, liebevoll bemüht zeigte. Besonderer Berichtigung bedarf aber hier noch ein Umstand, wodurch die Korrespondenten in den Zeitungen auf ein treffliches und in allen gebildeten Kreisen wirksam gewesenes Buch, nämlich die Briefe der Rahel, einen so schweren Vorwurf gewälzt haben. Daß die Verewigte in ihren lezten Tagen nichts als dies Buch gelesen, das auch noch aufgeschlagen auf ihrem Tische gefunden worden sey, ist eine faktische Unrichtigkeit, da sie vielmehr mit einer ganz demselben entgegengesezten Lektüre, nämlich mit der Schrift Lessings über die Erziehung des Menschengeschlechts beschäftigt war. Sollten sich aber in Rahels Briefen Apologien des Selbstmords finden (was ich hier unerörtert lassen will), so ist es den nähern Freunden bekannt, daß die Hingeschiedene ihrerseits, die sich überhaupt bei einer merkwürdigen Selbstständigkeit ihrer Natur nie unbedingt an fremde Ansichten hingab, in Gesprächen mehrfache Aeußerungen über den Selbstmord gethan, wonach sie denselben in allen Fällen sogar für eine Feigheit erklärt wissen wollte, und nur in einem einzigen Falle, wo er, nach ihrem Ausdruck, für eine Idee sich vollbringe, als gerechtfertigt leise andeutete. Wer will den ersten Stein aufheben?

Die Korrespondenzmittheilungen bemerken noch, daß die Freunde der Verstorbenen damit beschäftigt seyen, den schriftlichen und brieflichen Nachlaß derselben herauszugeben. Obwohl darunter ungeahnte Geistesschäze verborgen sind, die den trefflichsten und merkwürdigsten Abdrücken eines tiefdurchbildeten Menschengeistes gleichkommen würden, so muß doch von Seiten der Verwandten und Freunde, zur Steuer der Wahrheit, dem Gerücht widersprochen werden, als sey damit eine öffentliche Herausgabe beabsichtigt. Es bedurfte daher in keinem Sinne der Warnung des Korrespondenten: „nicht schön zu thun mit einer Verirrung, für die man nicht mehr thun könne, als den Mantel der Liebe und der Vergessenheit darüber breiten.“ Die Hinterbliebenen einer edlen Todten haben es durch nichts verdient, daß man ihnen zu ihrem eigenen Schmerz noch die öffentliche Kränkung hinzufügt, sie für so ethisch verwahrlost und verdorben zu bezeichnen, daß sie bei einer Begebenheit, bei der jedem Fühlenden das Mark gefriert, sich zu einer Schönthuerei in Worten und Werken hingeben könnten. Wenn aber jene Verständigen auf die Weise den Mantel der Liebe und Vergessenheit überbreiten, daß sie den Vorgang durch Korrespondenzberichte in die Oeffentlichkeit ziehen, so wird es von der andern Seite her fast wieder Pflicht und Nothwendigkeit, in einer zusammenhängenden und durch authentische Papiere motivirten Darstellung, die zwar niemals und unter keinen Umständen der Oeffentlichkeit zu überlassen, aber doch dem nächsten Freundeskreise zum Trost zusammenzustellen wäre, eine Entwicklung und psychologische Enträthselung des ungeheuern Ereignisses zu geben. „Wir sind keine Römer!“ damit schließe auch ich diese Mittheilung, die ich so gerne ganz unterlassen hätte, wenn es irgend möglich gewesen wäre. Nein, wir sind Christen, und auf diesem Standpunkt der Vermittelung und Versöhnung gebührt es uns vor Allem, ein großes Unglück lieber nach seinen innern geistigen Zusammenhängen verstehen lernen zu wollen — sollte auch das Verständniß nicht gleich auf der Oberfläche liegen — als es mit einem achselzuckenden Pharisäismus abzufertigen. Wir sind nicht Römer! Lernen wir an diesem Ereigniß, wie wir Christen seyn sollen!

Beilage: Kunstblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 42.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 18. Februar 1835.

Gewährt jedem Menschen von Bildung die Geschichte menschlicher Kultur Belehrung und Genuß, nimmt die der vaterländischen unser Interesse noch in höherem Grade in Anspruch, so werden wir, wollen wir anders erfahren, wie die frühern deutschen Bewohner unserer Länder zur Sittigung gekommen, bei keiner Spur gleichgültig vorübergehen dürfen, welche die Anwesenheit und Wirksamkeit der mächtigen und gebildeten Römer bei uns beurkundet.

Creuzer.

Die Römer im südwestlichen Deutschland.

Erster Brief.

Die Niederlassungen der Römer an Rhein und Donau in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung sind die interessanten Punkte, von denen durch die Bewegungen der germanischen Völker gegen das römische Reich eine fast gänzliche Umkehrung der Kulturpole ausgehen sollte, und als zum erstenmal die Legionen mit den Germanen zusammentrafen, erschien der Beherrscherin der Welt in einem blonden, blauaugigen Riesen ihr böser Dämon. Erst seit diesem Zusammentreffen, etwas über hundert Jahre vor Christus, beginnt die Geschichte unsers Volks aus der Nacht hervorzutreten, welche Jahrtausende rückwärts auf der hyperboräischen Welt ruht. Ein paar römische Geschichtschreiber sind es, denen wir die erste und einzige schwankende Kunde von den Zuständen unserer Voreltern verdanken, und ohne Cäsars Commentare und ohne des Tacitus unschätzbares Buch über Deutschland wäre die Verfassung jener zahllosen Stämme der Germanen nur darum kein solches Chaos, weil wir dann so gut als nichts davon wüßten.

Als die Römer auf der Höhe ihres Glücks, kurz vor Christi Geburt, zum erstenmal ernstlich mit den Deutschen handgemein wurden, hatte ihnen das Geschick nur noch einen schönen Abend im Zeitalter der Antonine vorbehalten; aber wie die Sonne am glühendsten strahlt, wenn sie bereits wieder die Rückkehr in eine andere Hemisphäre angetreten hat, so entwickelte das römische Reich seine höchste Kraft, als es längst den Keim des Todes in sich trug. Mit eiserner Faust schob es seine Grenzen an den Rhein und die Donau vor, und als die Cäsarn verzweifelten, auch das Binnenland zwischen beiden Flüssen und dem nördlichen Meere in ihr Provinzialnetz zu ziehen, ahneten sie nicht, daß in der seltsamen Verfassung jener ritterlichen Abenteurer mit ihrem Erdadel, ihren Dienstgefolgen, Tagsatzungen und den mannichfachen Abstufungen der Hörigkeit und Unfreiheit, bereits der Gesammtzustand eines ganz andern heiligen römischen Reichs vorgebildet war, und daß über den Grundmauern des Kastells, das sie auf dem Grenzwall gegen die Barbaren erbauten, die Asche der größten deutschen Cäsarn ruhen sollte.

Unter Augustus wurde Gallien förmlich als Provinz organisirt und zugleich die Donau zur Nordgrenze des Reichs gemacht. Seine Feldherrn hatten vielfältig vom Mittel- und Niederrhein aus das rechte Ufer und das innere Land zu unterjochen gesucht; aber ein ernstlicher Aufstand erbitterter Völker, der mit der Vernichtung eines römischen Heeres durch Arminius endete (im J. 9 nach Ch.) mahnte ihn an die Unbeständigkeit des Glücks

und führte den klugen Mann, indem er ihm die Gefahr zeigte, der er durch Uebertreibung den Gott Terminus aussezte, wohl am meisten zu jenem Systeme weiser Mäßigung, das, seinen Nachfolgern dringend empfohlen und von ihnen meistens befolgt, die auseinanderstrebenden Theile des zu schwindelnder Höhe aufgethürmten Gebäudes noch in's dritte Jahrhundert zusammenhielt. Fortan beschränkte sich die römische Politik an Rhein und Donau auf die Vertheidigung der Flußgrenzen, und diese gründete sich auf ein ausgedehntes System von befestigten Linien hinter und vor den Flüssen, und auf den guten Willen verbündeter und durch die Künste des Friedens gezähmter Völker. Leider nur zu sparsame Winke römischer Schriftsteller, dafür aber zahllose materielle Spuren des weltherrschenden Volkes beweisen nun das Faktum, das uns hier zunächst beschäftigt, nämlich, daß ein bedeutender Theil des südlichen Deutschlands, das Rheinthal von Köln bis zur Lahn, das Nassauische, der Odenwald, der Schwarzwald, die schwäbische Alp und das ganze Flußgebiet des Neckars, in den Compler jener Fortifikationen aufgenommen war, und daß hinter den Dämmen, welche die römische Taktik gegen die anstürmende Fluth der Barbaren gezogen, ein Vorland des Reichs Jahrhunderte lang in römischer Kultur blühte.

Von der Periode an, welche man als die Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaft bezeichnet, haben die am rechten Ufer des Rheins und am linken der Donau an zahlreichen Stellen sichtbaren Reste römischer Gebäude, Kastelle und Straßen, die zufällig aufgefundenen Münzen, Altäre, Götterbilder, Inschriften, Aschenkrüge und Töpferscherben Aufmerksamkeit und Nachdenken erregt; allein es dauerte lange, bis in die durch Heidenköpfe, Heidenschlösser und Teufelsmauern erzeugten Ideen einiger Zusammenhang kam. Der Umstand, daß keine deutsche Provinz zerrissener war, als just der alte schwäbische und fränkische Kreis, der Schauplatz jener Episode der römischen Geschichte, daß kaum irgendwo der Zehnten an mehr Dynasten entrichtet wurde, als auf dem Gebiet der alten agri decumates, hielt die aufgefundenen Alterthümer zerstreut, erschwerte die Uebersicht und erschwert sie zum Theil noch. In Philologie, Geschichte und Kunst hatte die Kritik noch nicht hinlängliche Fortschritte gemacht, daß man bei antiquarischen Forschungen auf sichere Grundlagen bauen konnte, das deutsche Gespenst der Gründlichkeit schreckte entweder die Gelehrten von Untersuchungen ab, die sich zu keinem Ganzen und zu keinem Buche gestalten zu wollen schienen, oder lockte sie in Labyrinthe, aus denen es keinen Rückzug gab; so lange man keinen einigermaßen vollständigen Ueberblick des Ganzen, oder wenigstens einige feste Anhaltspunkte gewonnen hatte, konnte eine einzige falsch ausgelegte Inschrift zu einer Reihe irriger Schlüsse führen, und so kam es, daß vor noch nicht so gar langer Zeit geachtete Gelehrte die Ansicht aufstellen und vertheidigen konnten, die bleibende Niederlassung der Römer in unsern Gegenden sey eine Chimäre und ihr Aufenthalt immer nur unsicher und vorübergehend gewesen. Allein die, seit dem Frieden besonders, erwachte und sich immer allgemeiner verbreitende Liebe zur Geschichte und Alterthumskunde hat in der neuesten Zeit eine Menge von Forschungen und Untersuchungen hervorgerufen, welche zum Theil durch die schönsten Früchte belohnt worden sind. Während man einerseits die auf uns gekommenen Berichte römischer Schriftsteller auf's Neue einer ernstlichen Prüfung unterwarf und sie in Zusammenhang zu bringen suchte, sah man sich andernseits auch fleißiger, wenn auch nicht immer planmäßig, nach den Urkunden um, welche unser Boden in überschwenglicher Menge verschließt; man bereiste die Trümmer jenes riesenhaften Befestigungswerks, das Donau und Rhein verband, nahm die daran und dahinter angelegten Kastelle auf, öffnete Gräber, verfolgte Heerstraßen, berichtigte und verglich mit allen jezt zu Gebot stehenden Hülfsmitteln der Kritik die Titel der neu aufgefundenen, oder schon länger hier in kleinen Sammlungen vereinigten, dort in Kirchen und Schlössern eingemauerten Inschriften; man gewann endlich die Gewißheit von der ehemaligen Existenz ganzer römischen Städte, und damit die Ueberzeugung, daß fast ganz Schwaben und ein bedeutender Theil von Franken und der Länder am rechten Rheinufer, wo nicht förmlich römische Provinzialverfassung hatte, doch ein militärisch besezteø, durch feste Werke geschüztes, von Heerstraßen durchzogenes, mit Städten, Flecken, Kastellen und Lagern gefülltes Land war, in dem eine gemischte Bevölkerung gegen hundertfünfzig Jahre lang einer wenig gestörten Ruhe genoß und die Samen einer Kultur ausstreute, welche der hereinbrechende Völkersturm nicht ganz vernichten konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Landhaus zu Simonetta.

(Fortsetzung.)

Christian, der Olivien begleitet.

Christian (bei Seite, auf den Grafen weisend).

Was der nur hat? geschäftig seh' ich ihn
Entlaufen, da ich komme, ohne Zweifel
Ist was im Werke, das man mir verbirgt.
Mir völlig gleich! — Seht, liebe schöne Miß,
Hier ist der Platz, wohin euch euer Oheim
Befahl zu führen, ein gar schöner Platz.

Olivie.

Ach!

Echo.

Ach!

Olivie.

Wer seufzte hier?

Christian.

Das gute Kind,
So unbekannt mit der Naturgeschichte,
Weiß noch vom Echo nichts.

Olivie.

Wer seufzte hier?
Antwortet mir!

Christian.

Vielleicht Sir Eduard,
Der unten an dem Abhang promenirt.
Gleich wird er oben seyn.

Olivie.

Unmöglich, er!
Er seufzte, und um wem?

Christian.

Um Miß Olivien.

Olivie.

Geh, Unverschämter, laß mich hier allein.

Christian.

Zu Danke macht man's Liebenden doch nie.
Nun muß ich noch den jungen Mann herführen,
Ausdrücklich hat es der Baron geboten,
Daß beide Liebende auf feine Weise
Ich hier zusammenbringe.

(Geht ab und kommt bald darauf mit Edward wieder.)

Kommt nur, kommt!

Edward (der Olivien bemerkt und sich sträubt, einzutreten).

Was willst du, Bursche, und was soll ich hier?

Christian.

O, mit Erlaubniß, Herr, ihr fragt auch da,
Als kämt ihr eben erst zur Welt; so seht
Ihr Miß Olivien nicht? — Da steht sie ja,
Naht euch, gewiß wird sie euch fragen wollen,
Wie ihr das Wetter findet, wie die Gegend,
Und schnell wird sich da bilden, was gewöhnlich
Man ein Gespräch zu nennen pflegt. Nun, seyd nicht bös;
Ich hab nach meiner Art recht klug gehandelt.

(Bei Seite.)

Nun Gott sey Dank, beisammen wären sie!
Was weiter kommen soll, ist ihre Sache.
Wie sind doch Liebende im Leben wie
Im Lustspiel stets die langweil'ge Partie;
Ein kluger Mann umgeht dies böse Fach. (Ab.)

Edward und Olivie stehen von einander abgewendet.

Edward.

Red' ich sie an? soll ich den edlen Stolz
So weit erniedrigen, um ihr zu schmeicheln?

Olivie.

Dem herzlos Kalten, der sein Selbst nur liebt,
Was hätt' ich ihm zu sagen, zu gesteh'n?

Edward.

Wie ist mir doch so bang in ihrer Nähe;
Bezwinge dich, zeig' kalte Höflichkeit.

Olivie.

Gleichgült'ge Worte sind die besten hier.

Edward.

Wie schön die Sonne dort im Westen glüht!

Olivie.

Es scheint, als wenn sie dort gern ruhen bliebe.

Echo.

Liebe!

Edward.

Was, wer sprach von Liebe hier?

Olivie.

Ich wahrlich nicht.

Edward.

Ich auch nicht.

Olivie.

Sonderbar;
Doch hört' ich deutlich dieses Wort erschallen.
Vielleicht Erinnerung an ein entschwunden Bild,
Bewußtlos ausgesprochen von den Lippen?

Edward.

Nein,
Vielleicht bewahrt Olivie solches Bild?

Olivie.

Weßhalb es leugnen? Meiner Kindheit Land,
Des Vaterhauses denk' ich stets mit Liebe
Hier in der Fremde.

Edward.

O der goldnen Zeit!

Olivie.

Was sagten Sie?

Edward.

Ich theile Ihr Gefühl.

Olivie.

Sie theilen's?

Edward.

Wie? und das befremdet Sie?

Olivie.

Nicht glaubte ich, daß Edward fühlen könnte.

Edward.

Der Zweifel kränkt mich aus Oliviens Munde.

Olivie.

Man fühlt nur Kränkung, wo man Antheil nimmt.

Edward.

Man nimmt nur Antheil, wenn Erwid'rung lohnt.

Olivie.

O Edward, nie verbarg ich mein Gefühl.

Edward.

Es spricht für mich? — so darf ich es erwidern? —

(Bei sich.)

Zu viel schon sprach ich für dies kalte Herz;
Willkommne Störung, die sich eilig naht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Febenar.

Louis Philippe als Stegreifredner. Das neue Versailler Kunstkabinet.

Der erste Tag im Jahre muß für Niemand im Reiche lästiger und beschwerlicher seyn, als für den König, da er eine Menge langer Reden nicht allein anzuhören, sondern auch der Reihe nach zu beantworten hat, und einige tausend Menschen in seinen Gemächern vor sich vorüberziehen sieht; es muß ihm schwindlig dabei werden. Schon der Offiziere der Garnison und der Nationalgarde sind an tausend, und nun noch die vielen bürgerlichen Korporationen, die gelehrten Gesellschaften, deren Reden alle auf eins hinauslaufen: wir wünschen Euch Glück zum neuen Jahre, und denen doch in verschiedenen Floskeln geantwortet werden muß, obschon die Antwort im Grunde auch immer dieselbe ist: Ich danke Euch, und will Euch hold bleiben! Unter Ludwig XVIII. und Karl X. wurden diese Antworten vorher verfertigt, oder sie bestanden aus einem leeren Komplimente, das nur so oberflächlich hingeworfen und auch als unbedeutend aufgenommen wurde. Nicht so unter dem jezigen Könige, der im Reden aus dem Stegreif alle Regenten unserer Zeit übertrifft, und auch gerne zu reden scheint. Die kleinen Journale machen sich zuweilen über den Styl dieser königlichen Reden lustig, und spotten über die vielen Bindewörter, welche darin vorkommen. Man hat eine lithographirte Karrikatur, worauf Ludwig Philipp auf seinem Throne dargestellt ist, wie er den vor ihm stehenden Behörden antwortet, und dabei ein ganzes Füllhorn que, qui, parceque, quoique und andere Partikeln über die tief gebückten Herren ausschüttet. Bei all diesem Spott bleibt es dabei, daß der König die Fertigkeit, auf eine Amtsrede schnell zu antworten, in einem hohen Grade besizt, wie vielleicht Keiner im Reiche, und obschon er kaum Zeit hat, das zu Sagende zu überlegen, so sind alle diese Antworten doch immer sehr schicklich abgefaßt. Es ist zu bemerken, daß er keine Gelegenheit haben konnte, diese Fähigkeit in seiner Jugend zu üben, und daß er dieselbe entwickelt hat, sobald er den Thron bestieg. Der Stenograph, welcher am Neujahrstage im Saale sizt und die Antworten aufschreibt, muß sich gewaltig tummeln, denn die Antworten sind zuweilen lang und werden schnell ausgesprochen. Die am lezten Neujahrstage gehaltenen Anreden und die darauf erfolgten Antworten stehen, wie gewöhnlich, im Moniteur, jedoch nicht ganz vollständig. So z. B. fehlt die Antwort des Königs auf die Rede des Vorstandes der königlichen antiquarischen Gesellschaft. Da sie sich auf einen besondern wissenschaftlichen Gegenstand bezog, so war sie nicht ohne Bedeutung. Der Vorstand besagter Gesellschaft hatte nämlich in seiner Rede nach den üblichen komplimentarischen Floskeln einige Worte über den von Ludwig Philipp gefaßten Vorsaz, im Schlosse zu Versailles ein Museum für vaterländische Kunst und Alterthümer anzulegen, einfließen lassen, was sich für den Redner einer antiquarischen Gesellschaft sehr wohl schickte. Der König war ziemlich müde, als die antiquarische Gesellschaft, vielleicht die zwanzigste Korporation an diesem Morgen, vorgelassen wurde. Bei der Erwähnung seines Lieblingsplanes schien er sich aber wieder zu beleben, und hörte aufmerksam zu. Er dankte sodann dem Vorstande, daß er diesen Gegenstand erwähnt habe, und sagte, es sey in der That sein Plan, im Schlosse zu Versailles eine historische Reihe von Kunstgegenständen, welche sich auf französische Geschichte oder auf merkwürdige Personen Frankreichs beziehen, aufstellen zu lassen. Diesen Plan hoffe er bald in Ausführung zu bringen. „Jedoch,“ sezte er lächelnd hinzu, „laßt uns noch nicht zu laut davon reden.“ Mit diesen Worten entließ er die Gesellschaft. Seine etwas geheimnißvoll ausgedrückte Besorgniß deutet auf seine Scheu vor der Journalkritik. Einige Tageblätter haben nämlich etwas voreilig die Anordnung der Sammlung getadelt. Dem Könige, welcher auf diese seine Sammlung viel Gewicht legt, hat dieser Tadel, vermuthlich, weil er ungerecht war, oder die Sache unter einem falschen Gesichtspunkte darstellte, sehr mißfallen, und es ist daher der Befehl ergangen, Niemand in die Säle zu lassen, wo die Sammlung aufgestellt wird, ehe das Ganze vollendet und dem Publikum geöffnet ist. Die ministeriellen Blätter geben daher auch gar keinen Aufschluß über die Einrichtung des Ganzen. So viel ist gewiß, daß die Sammlung aus Bildhauerstücken vom Mittelalter an bis auf unsere Zeiten, und dann aus historischen Gemälden bestehen wird. Die großen Gemächer im Versailler Schlosse, welche durch die Memoiren aus den Zeiten Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. berühmt geworden sind, bleiben, wie sie waren, und es wird an denselben nichts geändert. Die Kunstsammlung wird in dem Erdgeschosse aufgestellt werden, wo es zuvor nichts zu sehen gab, indem dieser Theil in Entresols abgetheilt war, in welchen eine Menge begünstigter Familien wohnten. Unter den ältern Bourbonen war es nämlich Brauch, daß, wer bei Hofe gut angeschrieben stand, um eine Wohnung im Versailler Schlosse anhielt und dieselbe auch erhielt. So fand sich denn dort eine bunte Gesellschaft beisammen. Hofleute, Gelehrte, besonders solche, welche dem Hofe in ihren Schriften schmeichelten und als gute Royalisten bekannt waren, Künstler, Militärs, Beamte u. s. w. Alle diese Leute fanden es mit Recht sehr angenehm, eine Sommerwohnung in einem königlichen Schlosse zu besizen, ohne daß es sie etwas kostete. Dieser Gebrauch muß schon ziemlich alt seyn; denn man liest in Memoiren, daß Diderot, so furchtbar auch sein Name bei Hofe klang, doch eine Wohnung im Schlosse zu Meudon bekam, aber nie hinging, indem er sagte, er finde es angenehmer, zu wissen, daß er hingehen könne.

(Der Beschluß folgt.)

№ 43.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 19. Februar 1835.

Narcissus, kühn will ich die Fesseln sprengen,
Worin dich deiner Schönheit Zauber hält.

W. Menzel.

Das Landhaus zu Simonetta.

(Fortsetzung.)

Der Baron, die Vorigen.

Vergebt, nicht unterbrechen wollt' ich dies Gespräch,
(Der Himmel weiß, wie es mir kostbar ist!)
Doch naht der Schwager, auch der alte Lord
Begibt in Eile sich hierher, es scheint,
Man will ein ländlich Spiel uns zubereiten.
Ich kenn' des Schwagers Lust an derlei Possen;
Nicht immer trifft er die gelegne Zeit,
Doch muß man ihm den Willen lassen; hat
Den Kopf er drauf gesezt, ist ganz vergeblich
Jedweder Widerstand. Zudem ist heut
Mylords Geburtstag, wie ihr wißt, da schickt
Sich manches, was sich sonst nicht schickte; drum
Nehmt Platz, ihr lieben Freunde; da
Kommt unser Lord, nebst ein'gen Musikanten.
Nun wird das Schauspiel seinen Anfang nehmen.

(Einige Musikanten, die blasend vorangehen, ihnen folgt der Lord und der Graf, die Vorigen. Sie nehmen Platz auf den Bänken. Die Musik schweigt. Christian tritt in einer Verkleidung auf.)

Christian.

Die Hörner, die ich auf dem Kopfe trage,
Sowie das Stückchen Ziegenfell am Arm
Nennt man, ihr Herrn und Damen, ein Kostüm,
Auch Maske, Satyr-Maske, wie ihr wollt.
Mein Amt ist hier, euch anzusagen, daß
Der junge Bursch, der dort am Kübel liegt,
Narzissus ist; zwar sollt' er eigentlich
An Baches Ufer ruh'n, doch gibt's hier oben
Nun grade keinen Bach, deßhalb der Kübel
An Baches Stelle steht. Das Mädchen dort,
Fast auf ein Haar dem Kammermädchen ähnlich
Der Miß Olivie, ist dennoch eine Nymphe,
Die den Narzissus liebt. Was weiter sich
Begeben wird, das sagen sie euch selbst,
Ich aber weiß zu rechter Zeit zu schweigen.

(Er zieht sich in den Hintergrund zurück.)

Chor der Nymphen.

O Narziß, du schöner Knabe,
Wärst du minder schön und hold!
Wozu blüht der Schönheit Gabe,
Blüht sie nicht um Minnesold?

Narziß (im Wasser sein Bild betrachtend.)

Dieser Lippen, dieser Wangen
Wunderklarer Rosenschein,
Freue dich, ihr süßes Prangen,
Ihre Schönheit, sie ist dein!

Von des Morgens frühen Strahlen
Bis zum späten Abendschein,
Wiederhol's zu tausendmalen,
Diese Schönheit, sie ist dein!

Satyr (aus dem Gebüsche lauschend).

Ach, der dumme, dumme Knabe,
Hat solche Narrheit man gesehn?
Ei, sey häßlich wie ein Rabe,
Nur mußt zu lieben du verstehn.

Chor der Nymphen.

Lied', Narziß, sollst du empfinden,
Horch, wie ringsum „Liebe" schallt!
Liebe! tönt's in allen Winden,
Liebe! rauscht es durch den Wald.

Echo.

Die Nymphen, die dich locken — wähle
Aus ihnen keine dir zu Lust;
Denn ach, ihr Leid ist ohne Seele,
Und ohne Seele fühlt die Brust.

Im Strudel sinnlichen Genusses
Versinket holde Schönheit bald,
Und in der Feuerloh' des Kusses
Zerfällt die göttlichste Gestalt.

Drum meide, meide diese Lippen,
Die begehrlich nach den deinen
Streben, um dort wegzunippen
Holder Unschuld erstes Scheinen.

Satyr.

Kinderchen, ich tret' dazwischen;
Wirklich ist es nur Gewinsel,
Sie ist liebekrank, ich wette,
Er ist ein verliebter Pinsel.

Wollt ihr einen Praktikus
Hören: laßt das kalte Härmen,
Kommt und gebt euch Kuß auf Kuß,
Das wird besser euch erwärmen.

Chor der Nymphen.

Hört ihn, eh' die Rose welket,
Eh der holde Schein verblüht,
Ach, bedenkt, daß ungenossen
Liebe sich in Qual verglüht.

Denkt an ein verlornes Leben,
An die späte Reue denkt,
Die in's Herz des Liebelosen
Tödtend ihren Stachel senkt.

Narzissus.

Wenn ich lieben könnte, wäre
Echo meines Herzens Wahl.

Echo.

Fühle dieses Busens Schwere,
Fühle meine Lust und Qual.

(Der Beschluß folgt.)

Die Römer im südwestlichen Deutschland.

(Fortsetzung.)

Ein eigenes Mißgeschick hüllt die Geschichte dieses interessanten Landstrichs in ein Dunkel, das sich in der neuesten Zeit kaum hin und wieder aufzuhellen beginnt. Nur wenige Streiflichter fallen aus dem Alterthum auf diesen Zeitraum und dieses Land; die römischen Geschichtsbücher sind gerade in der Periode, wo an Neckar und Main Römer und Germanen Anfangs in friedlichem Verkehr standen und später die Vorhut der Völkerwanderung die befestigten Linien durchbrach, am ärgsten verstümmelt, und ihre vom gelehrten Fleiß durch und durch gesichteten Reste geben uns so dürftige Kunde von den Schicksalen des Landes unter römischer Herrschaft, daß die zerstreuten Urkunden, welche wir bisher dem Boden entrissen, vielmehr armselige Beiträge zu Ausfüllung der Lücken der römischen Annalen, als ein Anfang der Geschichte dieses Vorlands des Reichs zu nennen sind. Es ist ein ebenso sonderbares, als für die antiquarische Ungeduld peinigendes Faktum, daß wir von keinem der zahlreichen römischen Orte, etwa mit Ausnahme Badens, der Wasserstadt, und des Flecken Murr bei Marbach am Neckar, auch nur den römischen Namen mit Bestimmtheit anzugeben wissen. Wohl setzen die alten römischen Geographen manche Städte in dieses Gebiet, wohl zieht auf der alten, auf uns gekommenen Postkarte des römischen Reichs eine Straße mit zahlreichen Etappen wenigstens zum Theil durch dasselbe; aber bis jezt hat es nicht gelingen wollen, einen dieser Namen an irgend eine der Stätten, wo sich uns in ausgedehnten Substruktionen bedeutende römische Wohnsitze kund thun, unwiderruflich zu binden. Keine der Römerstädte, über oder neben denen jezt Baden, Ladenburg, Pforzheim, Rottweil, Rothenburg, Köngen, Cannstadt, Heidenheim u. s. w. stehen, hat eine Geschichte, die sich weit über die Statistik der daselbst stationirten Kohorten erstreckte; alle diese Trümmer sind stumm, oder wenn ein Legionssoldat hier dem Sonnengotte Mithras, dort der Königin Juno sein Gelübde löst, oder ein Handelsmann ein plumpes Merkuriusbild

errichtet, so sind dies abgerissene, unartikulirte Laute aus einer finstern Tiefe, und wir haben bis jezt im Labyrinth noch kein Echo entdeckt, das mehr als ein paar Sylben nachspräche.

Desto größer ist freilich die Begierde des Liebhabers, diesen lockenden Stimmen nachzugehen, diese verworrenen Noten, als Elemente einer künftigen Harmonie, zu sammeln; aber die Richtung der Staatsregierungen in der gegenwärtigen Weltlage, in deren Folge sie von dem, was man die materiellen Interessen nennt, ganz in Anspruch genommen sind, hängt, wie vageren Volkstrieben, so auch der sich allgemeiner verbreitenden, ungeduldigen Liebe zu geschichtlichen Forschungen ein hemmendes Gewicht an. In einem so dicht bevölkerten Lande, wo Grund und Boden so kostbar sind, ist der leichte Teppich der künstlichen Vegetation ohnehin ein schwer zu besiegendes Hinderniß für den antiquarischen Minirer. Während dem, der die Spuren einer ganz andern Vorwelt verfolgt, dem Geologen, der menschliche Fleiß an den Flanken der Gebirge und in den Eingeweiden derselben gelegentlich in die Hände arbeitet, muß sich der Blick des Alterthumsforschers vorzugsweise auf die fruchtbaren Flußthäler richten, wo der Pflug über die Gräber einer frühern Kultur hinstreift, ohne sie zu öffnen, und im grünen Saatfelde sich die vielversprechenden Linien uralter Grundmauern lockend und neckend abzeichnen.

Das einzige, aber gewiß auch höchst wirksame Mittel, die Geschichte des südwestlichen Deutschlands unter den Römern bedeutend zu fördern, ausgedehnte Aufgrabungen, was wohl nur Sache des Staats seyn kann, überlassen wie einer mehr oder weniger fernen Zukunft; die Sorge ist vorerst besonders dahin gerichtet, daß dasjenige, was die Pflugschar oder anderer Zufall zu Tage fördert, nicht zerstreut oder gar von der Unkunde vernichtet werde. Mehrere Privatvereine sind hiezu in den betreffenden Provinzen thätig, und allen hat ein sehr interessanter Fund zu Rottweil in der neuesten Zeit neuen Muth gegeben; der Zweck wird aber wohl in der Allgemeinheit nur unvollständig erreicht werden, so lange nicht allein der Bauer sich Glück wünscht, in einem Sarkophag einen schicklichen Schweinetrog gewonnen zu haben, sondern auch die Unterrichtetern der verschiedensten Stände von dem hier in Frage stehenden Gegenstand oft kaum die allgemeinste Kunde haben. Es kommt vorzüglich darauf an, leztere zu überzeugen, daß es sich bei diesen Bestrebungen nicht davon handelt, eine unfruchtbare antiquarische Neugier zu befriedigen, sondern die Quellen der Kultur- und Staatengeschichte der gesegnetsten deutschen Länder aufzudecken, und damit über die frühesten Zustände des ganzen Volks Licht zu verbreiten. Eine ohne gelehrte Pedanterie abgefaßte Schilderung jener Zeit, wo das sinkende Gestirn Roms und das in schreckhaftem Schimmer am Horizont aufsteigende des deutschen Volks eine so interessante, bedeutungsvolle Constellation bilden, wäre daher gewiß höchst ersprießlich. Die folgenden Briefe sollen nur ein auf das südwestliche Deutschland beschränkter Versuch hiezu seyn. Wir vereinigen in einer flüchtigen Skizze das Thatsächliche und Wahrscheinliche über die Geschichte des Zehntlands, wie wir im Allgemeinen das südlich vom römischen Landhag gelegene Gebiet bloß deßhalb nennen, weil Niemand anzugeben weiß, welchen besondern Landstrich der einzige Gewährsmann, Tacitus, unter jener Benennung verstanden hat, und stellen sodann die merkwürdigsten Monumente mit den sich daran knüpfenden Muthmaßungen zusammen.

Wir hoffen, den Gegenstand allgemein interessant zu machen; überdies lebt ja ein sehr bedeutender Theil der Leser dieser Blätter auf altem Römerboden, denn das im Rhein- und Donauwinkel vorgeschobene Hornwerk der befestigten Nordgrenze der römischen Provinzen, dieser Winkel des Reichs, von dem wir gar nicht einmal wissen, wie ihn die alten Herrn desselben nannten, wenn sie ja einen besondern Namen dafür hatten, umspannt so ziemlich ein ganzes Königreich und ein ganzes Großherzogthum und die meisten Provinzen verschiedener anderer Großherzogthümer und Herzogthümer.

(Schluß des ersten Briefs.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

Der indische Häuptling.

Die Sovereigns und die Monate fliegen in London mit so unglaublicher Schnelligkeit, jene aus der Tasche, diese aus dem Leben, daß ich nicht genau weiß, wie viele Monate verflogen sind, seit der viel besprochene und betrachtete mischganische Häuptling Mak Coonse hier ankam. Er kam, um von der englischen Regierung den Kaufpreis für ein Stück Land zu fordern, welches er ihr in Indien abgetreten, seine indianische Kleidung machte Aufsehen, die Schönheit seiner Favoritin erregte Bewunderung. Dabei war Mak Coonse nichts weniger als fürstlich-stolz. Obgleich mit verschiedenen Pfunden Goldstaub und einigen Kistchen voll guter Perlen versehen, trug er doch kein Bedenken, auf dem Victoriatheater aufzutreten; — als was? als was er in seiner fürstlichen Eigenschaft ohne Degradation auftreten durfte, als kunstfertiger Schütze. Aus ziemlicher Entfernung spaltete seine Flintenkugel einen kleinen Apfel, und da er nie fehlte, so erbot sich vor Kurzem ein Mann aus dem Parterre, ihm den Apfel zu halten. In mancher Kontinentalstadt würde die hochlöbliche Polizei verbietend eingeschritten seyn. Das geschieht hier nicht; man weiß hier nichts von solcher Intervention. Wenn in Deutschland zwei Schusterjungen ihre Pantoffeln ausziehen, um sie sich gegenseitig an den

Kopf zu werfen, so greifen Weiberhände und Männerfäuste zu, um die Streitenden zu trennen. Wenn in London — und so ist es auf der ganzen Insel — ein Junge einen andern schief ansieht, der schief Angesehene seine Jacke auszieht, die Hemdermel aufstreift und die geballten Hände zum Angriffe bereit hält, während der andere in keiner Hinsicht säumt, dem Beispiele zu folgen, so ist in drei Minuten von Weibern und Männern, von Kindern und Greisen, von Vornehmen und Geringen ein Kreis um die Jungen geschlossen, nicht um ihr Boxen zu stören, sondern um die Beobachtung der Boxgesetze zu beaufsichtigen. Die Polizeidiener wandeln, wenn sie Jemand auf der Spur sind, ruhig vorüber, sind sie müßig, vermehren sie den Kreis der Gaffer. Und so fiel es Niemand ein, den verwegen vertrauenden Mann im Victoriaparterre von der Ausführung seines Erbietens abzuhalten; es waren ja seine Finger, seine Hand, sein Arm, sein Leben, was er aufs Spiel setzte. Der Mann betrat die Bretter, ergriff das Aepfelchen und erbleichte. Wahrscheinlich verglich er jezt den Umfang des Ziels mit der Mündung von des Indianers langer Flinte. Seine Hand wankte — da fiel der Schuß — mit ihm die Hand des zur Leiche Erblaßten. Aber nur der Apfel war getroffen, die Hand war unversehrt, und der gute Mann ohne Zweifel herzlich froh, für seine ausgestandene Angst bloß — ausgelacht zu werden. Die Geschicklichkeit des indianischen Peinzen erwarb dem Victoriatheater großen Zulauf. Größern würde es ihm gebracht haben, wäre Mak Coonse's reizende Squaw oder Frau die Schüzin gewesen; allein während der gute Mann, nur um sich zu zerstreuen, à la Tell schoß, lag die schöne Ah-mik-waw-be-gum-o-ke (auf deutsch: Biber oder die tauchende Maus) zum Tode krank. Sie fühlte, daß der Tod ihr die Hand reichte, und lehnte deßhalb jeden ärztlichen Beistand ab. „Ich bin mir nicht einer einzigen bösen That bewußt," sagte sie, „warum soll ich mich fürchten, dem Rufe des großen Geistes zu gehorchen?" — Und sie starb am achtzehnten des vorigen Monats, wenige Stunden, nachdem sie als Christin getauft worden war. Sie starb als solche weder gefaßter, noch mit größerer Hoffnung, noch mit besserm Rechte auf ewige Seligkeit; aber sie starb mit dem Anspruche auf ein christliches Begräbniß. Das war der Wunsch ihres Gatten gewesen, und selbst diesem Wunsche hatte das sterbende Weib sich gefügt. Die Taufe gab ihr den Namen Antoinette O Whow O Qua. Nachdem die Hand des Todes ihre Augen geschlossen und den Schlag ihres Herzens gehemmt hatte, überwältigte namenloser Schmerz die stille Ergebung des armen Mak. Er umschlang die Leiche des geliebten Weibes, und bat sie mit der rührendsten Wehmuth ehelicher Liebe, ihn nicht allein zu lassen in einer fremden Welt.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Februar.

(Beschluß.)

Das Versailler Schloß. Eisenbahnen.

Wer einmal sich im Schlosse zu Versailles eingenistet hatte, betrachtete sich wie einheimisch, und hielt sich für berechtigt, mit seiner Familie lebenslänglich darin zu bleiben, daher Einige ganz vergaßen, daß sie von einem Könige beherbergt wurden. Vor einigen Jahren soll einer dieser begünstigten Schloßbewohner an den Intendanten des königlichen Hauses geschrieben haben, es sey doch sehr unangenehm, daß er schon früh Morgens durch die Trommeln aus dem Schlafe geweckt werde, und er bitte den Herrn Intendanten, doch Vorkehrungen dagegen zu treffen. Seit der Julirevolution hat sich das Ding wundersam geändert. Alle diese Familien in den Entresols haben das Schloß räumen müssen, die Wände, welche diese Wohnungen trennten, sind eingeschlagen worden, und dadurch sind dann die großen Säle entstanden, die wahrscheinlich Anfangs da waren, als Ludwig XIV. das Schloß für seinen Hof hatte einrichten lassen. Statt also an Schönheit zu verlieren, muß das Schloß durch die neue Einrichtung bedeutend gewinnen. Unten wird man die große Kunstsammlung bewundern, oben die prachtvollen Gemächer des ehemaligen Hofes. Die Stadt Versailles, die sich noch immer nicht trösten kann, daß sie nicht mehr der Aufenthalt des Hofes ist und so viele große Hotels leer stehen hat, darf hoffen, von Fremden und Einheimischen stark besucht zu werden, besonders wenn einmal die schon lange in Vorschlag gebrachte Eisenbahn angelegt ist, wo man dann in einem Stündchen von Paris nach Versailles fahren kann. Zwar ist schon so lange von diesem Projekte die Rede, daß man fürchten könnte, es möchte nie zur Ausführung kommen. Indessen scheint es doch, daß man jezt ernstlicher als je an die Eisenbahnen denkt. Bereits haben bei der parlamentarischen Untersuchung über den Zustand des Gewerbfleißes und des Handels mehrere angesehene Fabrikanten den Mangel an leichter Zufuhr als einen Hauptgrund der Vertheuerung mehrerer Waaren angegeben. Wenn die Regierung auch unthätig bleibt, so werden sich doch die Spekulanten regen, und hält der Friede noch lange an, so werden wir gewiß Eisenbahnen bekommen, und zwar früher noch, als Kanäle, obschon es an diesen in Frankreich schon jezt nicht fehlt. Für dieses Land möchten auch Eisenbahnen wohl besser seyn; denn was helfen die Kanäle, wenn kein Wasser darin ist? Nun verschwindet aber in heißen Sommern, wie der lezte war, das Wasser in den Kanälen und Flüssen Frankreichs; sogar diesen Winter hat die Stadt Paris in Gefahr geschwebt, keine Zufuhr von Kohlen und Holz zu bekommen, so niedrig stand die Seine; auch auf der Loire war die Schiffahrt großentheils gehemmt oder doch sehr erschwert. Nicht besser muß es auf den andern Flüssen im Reiche ausgesehen haben. Die Kanäle im Innern waren fast gar nicht mehr zu beschiffen. Wäre der Winter hart gewesen, und hätte Paris kein Holz und keine Kohlen aus Burgund und Nivernais mehr bekommen, so weiß ich wahrlich nicht, wie man es angefangen hätte, um die Kälte zu ertragen; aber glücklicherweise ist das Wetter den Parisern zu Hülfe gekommen, und der schon im vorigen Jahre von den Holz- und Kohlenhändlern angelegte Vorrath hat hingereicht. Indessen ist der Seinestand doch gar zu niedrig, und dieser Fluß scheint immer kleiner zu werden. Den Leuten ist schon so bange vor Wassermangel, daß sie Geseze zur Verhütung des allzustarken Holzfällens in den Wäldern in Vorschlag gebracht haben, weil dadurch die Quellen versiegen. Hätte man nun große Eisenbahnen, so brauchte man minder auf Flüsse und Kanäle zu rechnen, und da sie sich bereits in der immer thätiger werdenden Fabrikgegend von St. Etienne als höchst nüzlich bewährt haben, so wird man wohl nicht lange anstehen, sie auch in andern Gegenden anzulegen. Zwischen Paris und Versailles würde sich die Sache leicht machen lassen, und leztere Stadt müßte dadurch sehr gewinnen, obschon sie nicht hoffen darf, jemals wieder die Höhe zu erreichen, auf der sie ehemals als Residenz des Hofes stand.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 15.

№ 44.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 20. Februar 1835.

> Cité des voleurs, hideuse verrue à la face de Paris; — un nouveau monde, inconnu, inoui, difforme, reptile, fourmillant, fantastique.
>
> Victor Hugo.

Alte Wunderhöfe und neue Gaunerindustrie in Paris.

Auf der Place du Caire, im Quartier St. Eustache, ist jezt Alles bürgerlich ordentlich und gesittet, still und ruhig, reinlich und hell, insoweit es in der Ville de bruit, de boue et de fumée, wie Jean Jacques das stolze Paris nennt, möglich ist. Ueberall Laden an Laden, überall die nie rastende Industrie, das rührige, nimmersatte Scharren, welches dem armen Gewürzkrämer die stieren Augen aus dem Kopf treibt, ihn vor der Zeit kahl macht und seine Jugend zu einer Galeerenarbeit verdammt, damit er im hinfälligen Alter, vielleicht auf seinem Landgute, sich wohl seyn lassen und den unduldsamen Emporkömmling und in der niedern Kammer seines Königs den loyalen Abgeordneten spielen könne. Hier sah ich mich nach einer der Stätten um, an welche sich eine der merkwürdigsten geschichtlichen Erinnerungen knüpft, die in der Chronik von Paris leben; ich fand nichts mehr vom Alten und das Neue wie eben gemeldet.

Hier befand sich einst eine der denkwürdigen Cours des Miracles, also genannt wegen der sonderbaren und außerordentlichen Wunder, die an diesen Orten tagtäglich vorfielen. Und was waren diese Wunderhöfe?

In irgend einem Quartier von Paris konnte man sich einst plötzlich von einer Schaae Mißgestalteter umgeben sehen: Blinde, Lahme, Bucklichte, Hinkende, Stammelnde, Stumme, Preßhafte und Kranke jeder Art, so lang und widrig nue immer das Verzeichniß der menschlichen Gebrechen ist. Ein jämmerlicher, gräßlicher Anblick, von welchem nue dee sich ohngefähe einen Begriff machen kann, welcher in dee jüngsten Apostelzeit das wandernde Lazareth voe der Wohnung des Wundeefürsten Hohenlohe in Würzburg gesehen hat. Diese Erinnerung tauchte lebhaft in mir auf, als ich die Beschreibung der Cour des Miracles in Notre-Dame de Paris von Victor Hugo las. Ein Unterschied bleibt abee immer: das Schauspiel des feanzösischen Elends hatte etwas Groteskes, Komisches und war reich an Poesie; das Bild des Hohenlohe'schen Jammers wae nur widrig und empörend. — Doch sehen wie uns nach der Höhle um, welche alle jene Larven ausgespieen. Hinten in einer langen Sackgasse voll Unrath und ohne Pflaster stehen verfallene, halb in Koth vergrabene Häuser, die wenige Klafter im Gevierte halten, und wo gleichwohl mehr denn fünfzig Haushaltungen und eine Masse kleinee, ehelicher, unehelicher und gestohlener Kindee wohnen. Uebee fünfhundert Familien, eine auf die andere gepferchet, hausen in diesem Hofe, in welchem man sich nur vom Raube nährt und sich in allen Lastern wälzt. Fern bleibt jede

Sorge für die Zukunft; Jeder genießt in unbekümmerter Behaglichkeit der Gegenwart und verzehrt Abends, was er am Tage mit vieler Mühe und oft mit harten Schlägen verdient hat; denn was man hier verdienen nennt, heißt anderswo stehlen, und es ist eines der Grundgesetze des Wunderhofes, Nichts für den folgenden Tag aufzubewahren. Alles lebt in völliger Ungebundenheit; von Recht und Gesetz, von Vertrag und Wort ist hier keine Rede; Taufe, Heirath und Ehe sind unbekannte Dinge.

Meisterhaft ist das Bild, welches Hugo von einer dieser privilegirten Höhlen des Lasters entwirft, deren es noch zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts zwölf in Paris gab. Der Name dieser Orte aber rührte von der wunderbaren Umwandlung her, welche mit den Umherziehenden vorging, sobald der heimkehrende Schwarm die Grenze seines Reviers betrat. Kein Krummer, kein Lahmer, kein Blinder, kein Stammelnder, kein Fieberhafter, kein Bucklichter mehr, verschwunden alles Leiden, verschwunden alle Preßhaftigkeit, verschwunden alle Klage, alles Winseln und Jammern, und lustig tummelt sich der ausgelassenste, tollste Troß, den jemals Leichtsinn und Verderbniß zusammengeführt. Hier war der Bettler gesichert vor jeder Verfolgung, hier befand er sich nur unter den Seinigen und konnte ohne Scheu die trügerische Maske ablegen, welche er während des Tages getragen. Kaum eingetreten, ging der Hinkende gerad, der Gelähmte tanzte, der Blinde ward sehend, der Taube hörend, die Greise selbst wurden jung.

Dieses Volk, so elend und so begünstigt, so arm und so reich, so mächtig und so schwach, so furchtsam und so furchtbar, dieses Volk, das man nach Tausenden zählte, hatte einen König, dem es gehorchte, es hatte seine Gesetze, seine Justiz, seine Moral, ja seine blutigen Hinrichtungen. Und nun denke man sich diesen Schwarm, wie er aus der Räuberhöhle hervorbricht und sich bei nächtlicher Weile über das unbewachte Paris ergießt; man denke sich dieses Bild in einer Zeit, wo die Straßen der Hauptstadt noch unbeleuchtet und alle Anstalten der Polizei eine ohnmächtige Waffe gegen diesen gräßlichen Tyrannen und aufgedrungenen Lehnsherrn waren. Mehrere Jahrhunderte hatten diese Wunderhöfe in größerer oder geringerer Ausdehnung und Macht in Paris bestanden. Zeit, Gewohnheit, Verjährung und Furcht hatten allmählig ihrem Daseyn einen Schein von Recht gegeben, mindestens wagte der Pariser Bürger nicht, laut gegen sie zu klagen, aus Besorgniß, sein Knecht, seine Magd, irgend einer seiner Angehörigen und Hausgenossen könnte zu dem großen und achtungswerthen Bunde gehören. In seinem devoten spießbürgerlichen Sinne, im angebornen Respekt vor jeder bestehenden Gewalt, achtete er die Konstitution der Wunderhöfe, und allerdings konnte nichts geregelter seyn, als ihre Verwaltung, nichts prompter, als ihre Justiz, und so war man gewöhnt, die gezwungenen Anlehen, welche das Heer der Wunderhöfe aufnahm, so gut zu den unvermeidlichen Ausgaben zu zählen, als die königlichen Steuern oder die Zehnten und Gülten des Feudalherrn.

Aber nichts wahrhaft poetisch Schönes und Großes hat Bestand in dieser prosaischen Welt. Eines Tags, da er müde war seiner Schloßbauten in Versailles, müde seiner gezierten Gartenhäuser und Laubengänge, müde seiner Maitressen und der niederträchtigen Schmeicheleien und der Racineschen Tiraden; eines Tags, als das flüchtige Kriegsglück sich gewendet hatte und die Langeweile des Alters eingetreten war; eines Tags, da er nichts Kurzweiligeres mehr zu erfinden wußte, fiel es dem „großen König" ein, an die Sicherheit und Wohlfahrt seiner guten Stadt Paris zu denken, und eine königliche Ordonnanz, der militärische Gewalt den gehörigen Nachdruck gab, machte dem Reiche des Wunderhofes ein Ende. Ein Theil der Bewohner wurde in das Zuchthaus, ein anderer auf den Rabenstein geschickt, diese in's Hospital, jene in's Irrenhaus geworfen, andere außerhalb des Weichbildes der Stadt gejagt; und zerstoben war fortan alle Pracht und Herrlichkeit.

Aber dieser königliche Entschluß hatte nur einen Nebenbuhler in der konstituirenden Gewalt entfernt, nur eine Form zerstört, dem Wesen selbst konnte er nicht an's Leben greifen. So lange Paris besteht mit seinen schroffen Kontrasten von Reichthum und grenzenlosem Elend, wird es eine Unzahl von Leuten beherbergen, die in den frühern Wunderhöfen ihren angemessenen Platz gefunden hätten. Nur hat es die allmähliche Entwicklung der polizeilichen Gewalt und Aufsicht mit sich gebracht, daß dieser Zweig der Industrie mehr auf Schleichwegen, mehr im Geheimen, mit mehr List und weniger Offenheit betrieben werden muß. Die Zahl der Prellereien ist damit nicht geringer geworden, und obgleich im Allgemeinen des poetischen Anstrichs ermangelnd, bieten sie doch zuweilen interessante Beispiele von Scharfsinn, durchtriebener Gewandtheit und listiger Erfindungsgabe.

Wenn der Fremde in Paris sich plötzlich seines Taschentuchs beraubt sieht, in dem Augenblicke, wo er es am nöthigsten bedürfte, beim Herausgehen aus dem Theater, oder nachdem er sich einige Stunden auf den Boulevards ergangen, so möge er bedenken, daß die Entwendung des Taschentuchs einer der ältesten Zölle ist, welche die Pariser Industrie von den Fremden erhebt. Schon Sauval, in seinen Alterthümern von Paris, erwähnt der Sache als einer althergebrachten Gewohnheit. Komisch ist besonders der Kunstausdruck: ein Schnupftuch entwenden, heißt faire le mouchoir, und man muß den Bewohnern der Seine lassen, daß sie darin

eine seltene Fertigkeit besitzen. Man hüte sich, aus dem Theater des Palais-royal zu gehen, ohne die Rocktaschen mit beiden Händen zu halten; dächte man auf der zweiten Treppe erst daran, daß es nicht ganz gleichgültig ist, ob man mit oder ohne Taschentuch nach Hause kommt, so wäre es wahrscheinlich zu spät.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Landhaus zu Simonetta.

(Beschluß.)

Satyr.

Kinderchen, ich seh' nun schon,
Kräft'ges Handeln ist das beste,
Sonst wohl führt ihr diesen Ton,
Bis er uns das Herz abpreßte.
Kommt und laßt das süße Zieren,
Und gebt beide Hand zu Hande. —
Ihr nun könnet musiziren,
Denn die Ehe kommt zu Stande.

Chor der Nymphen.

Narzissus Stolz ist überwunden,
Und Echo's Schüchternheit besiegt,
Geheilt sind seine Herzenswunden,
Ihr Gram in Schlummer eingewiegt.

Narziß und Echo umarmen sich. Satyr tritt auf.

Dies kleine Lustspiel, Echo, zeigt nun dir,
Und wem noch sonst daran gelegen, klar
Und deutlich, wie ein Liebeshandel schnell
Und glücklich abzuschließen sey. Du hast's
Nun ganz verfehlt, das siehst du jezt wohl ein,
Ich aber wünsche allerseitig Wohl! — (Ab.)

(Die Nymphen schließen Narziß und Echo ein, Tanz und Musik. Das Echo im Gebirge wiederholt die Klänge in einzelnen Pausen.)

Lord.

Habt Dank, Herr Graf, ihr seht, ich bin gerührt;
Zwar hab' ich nichts verstanden, doch ich sah,
Und dies genügt, zwei Liebende vereint.
O könnt' ich das von meinen Kindern sagen!

Edward.

Mein Vater!

Lord.

Was?

Olivie.

Mein Oheim!

Lord.

Töchterchen!
Was sagen eure Blicke mir?

(Baron und Graf in den Hintergrund tretend.)

Nur zu!

Edward.

Das Spiel ist ohne Wahrheit nicht, es hat
Den Blick geöffnet mir, und wenn Olivie —

Olivie (reicht ihm stumm die Hand).

Edward.

O welche Thorheit hielt mich eng umspannt!
Jezt athme ich frei, welch Unrecht hab'
Ich abzubitten dir, du Liebliche.

Lord.

O seht,
Welch überreich Geschenk ihr mir da macht!
Ich alter Thor, vor Freude werd' ich kindisch!
Nun nehmt das Schloß, bewohnt's gemeinschaftlich,
Und mich laßt hier zu Gaste kommen, wenn
Die Zeit der Nachtigallen ist, sie schlagen
Hier ganz besonders laut. — Nun, liebe Leute,
Ich werde jezt Besitzer dieses Schlosses, seyd,
Um mich zu ehren, nun einmal recht fröhlich. —
Sie, theurer Graf, und Sie, mein Herr Baron, ich sehe
Sie schon als vielwillkommne Gäste an.

Baron.

Mylord,
Ich wünsche Glück zu dem Besitz.

(Bei Seite.)

Er ist
Schon taub, drum kann er's hier nicht werden.
Glück zu! es sinkt von meiner Brust ein Stein,
So fahre hin, du tückischer Besitz!
Ich such' die Fläche auf; nach Holland
Begeb' ich mich, wo ganz ich sicher bin,
Daß meine Quälerin mich nicht erreicht,
Wo endlich ich in Frieden werde wohnen.

Chor der Landleute.

Der neuen Herrschaft Heil, und Heil
Dem jungen Paare!

Graf.

Und auch Echo'n Heil!

Echo.

Heil!

(Die Musik fällt ein, die Landleute ordnen sich zum Tanze, Narziß und Echo knien vor Edward und Olivien nieder. Der Lord und die Uebrigen umgeben die Gruppe.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

(Beschluß.)

Ein indisches Begräbniß. Die Oper. Hutmacheranzeige.

Am dritten Tage wurde der Leichnam in einen schwarzen, stattlich und reich verzierten Sarg gebettet. aber die

im Sarge ruhte, war in die Gewänder ihres Volkes gekleidet, überhangen mit einem kunstreich gearbeiteten Leichentuche. Ein Streifen grünes Tuch, schmal mit Roth eingefaßt, hing zu beiden Seiten herab, ein Blumenstrauß lag auf der Brust der Entschlafenen, kostbare Gehänge glänzten in ihren Ohren und ein zartes, künstliches Roth bedeckte ihre Wangen. Ihr Juwelenschmuck lag neben ihr, und ein prachtvoller indischer Shawl war die oberste Hülle. So wurde die fürstliche Frau nach ihrem lezten Ruheorte, dem St. Johnskirchhofe auf Waterloostraße, getragen. Die Zipfel des Bahrtuches hielten sechs Freunde. Unter den Leidtragenden die Ersten gingen der Fürst und die Schwester der Verblichenen, nach ihnen drei Indianer und sechs Herren vom Victoriatheater. Viele schlossen sich an Leztere an, vieles Volk umgab den Zug, und still und feierlich bewegte sich dieser nach der Kirche. Nachdem hier die üblichen Gebräuche verrichtet waren, wurde der Leichnam seiner lezten Heimath übergeben, und wie tief auch bis dahin der Schmerz in die Brust des Fürsten geschnitten, in diesem entscheidenden Augenblicke wußte er ihn männlich zu tragen. Er zeichnete auf den Stein am Fuße des Grabes einige indianische Charaktere, ein Gebet zu dem großen Geiste, daß kein fremder Fuß die Stätte entweihen und die Worte Jedem aus dem befreundeten Stamme, der ihr sich nahe, ein sicheres Merkmal bleiben mögen, wer hier im lezten Schlummer ruhe. Darauf warf Mac Coonse eine weiße Rose in das Grab, und einer seiner Stammgenossen, Shaw Whasch (das breite Schwert), hielt in indischer Sprache die Standrede. Der Tag des Begräbnisses war derselbe, an welchem der Häuptling dem Könige hatte vorgestellt werden sollen.

Schon mehrere meiner Berichte haben der Gefahr erwähnt, mit welcher die vom Theater lebende und vom Theater sprechende Welt sich alles Ernstes bedroht sah. Es galt Rettung von der Gefahr, daß London eine Season und keine italienische Oper haben werde. Nun, die Gefahr ist vorüber, London soll eine italienische Oper haben, und tausend Herzen schlagen ruhiger. Laporte hatte den Hauseigenthümern auf die geforderte Miethe von 11.000 Pf. St. — nahe an 80.000 preußische Thaler — das höchste Gebot gethan, und die Besorgniß, im Fall Laporte abspringe, gar keinen Miether und folglich keinen Zins zu erhalten, hat sie endlich vermocht, mit ihm auf Bedingungen abzuschließen, wie noch kein Unternehmer sie günstiger — erzwungen hat. Laporte zahlt bloß 8000 Pfund Miethe und darf — was bis jezt immer verweigert wurde — das Lokal zu Bällen, Konzerten und ähnlichen Vergnügungen benutzen. Der kluge Laporte scheint seines Spiels sicher gewesen zu seyn, denn kaum ist der Vertrag abgeschlossen, und schon macht er die Namen derer bekannt, aus denen seine Gesellschaft bestehen soll. Es sind gut und hell klingende Namen, Lablache, Tamburini, Rubini, Ivanhoff, Grisi, Taglioni, Duvernoy, die Elslers, Perrot, Albert als Balletmeister u. a. m. Möglich aber auch, daß Laporte mit den Inhabern und Inhaberinnen dieser Namen nur eventuell kontrahirt hat, oder daß er sich bloß mit der Hoffnung schmeichelt, die geldlustigen Leute werden der Lockung der zu bietenden Guineen nicht widerstehen, und daß er seine Hoffnung für Gewißheit ausgibt, um die Abonnentenliste zu füllen. Kommt dann der Eine oder die Andere nicht, nun, welcher Klasse der bürgerlichen Gesellschaft wird das Brechen eines gegebenen Wortes weniger verargt, das Brechen eines schriftlichen Vertrags schneller verziehen, als den tanzenden, spielenden und singenden Mitgliedern derselben? und wer erlaubt sich daher öfter ungescheut und ungestraft, was viele Andere aus Scheu vor Strafe sich nicht erlauben, als diejenigen, denen Hunderte für einen Pas und Tausende für eine Arie bezahlt werden? An Ausflüchten wird es also Laporte nicht fehlen, Abonnenten aber muß er haben, um mit ihrem Gelde aus der ersten Verlegenheit zu kommen; denn da bis jezt der Schluß seiner Oper für ihn jedesmal ein Weg in die Kingsbench war, wo er die Schulden abgesessen, die er nicht bezahlen konnte, so dürfte die Börse des ehrlichen Mannes sich zur Zeit nur im blühenden Zustande schöner Hoffnungen befinden. Wer aber aus der von mir mitgetheilten Zusammenstellung der Einnahme und Ausgabe in der lezten Season sich entsinnt, daß der Ausfall zu Laporte's Nachtheil nur fünfhundert und zehn Pfund betrug, wird leicht berechnen können, daß die am Miethzins jezt ersparten dreitausend Pfund einen für Laporte sehr günstigen Ausschlag versprechen. Und das wäre ihm, seinen Gläubigern und dem Opernpublikum zu wünschen; denn während der lezten Season hat es sich mehrere Male zugetragen, daß, während das Haus schon gefüllt war und Aller Blicke dem Aufrollen des Vorhangs entgegensahen, ein Sänger zu singen, eine Tänzerin zu tanzen, das Orchester zu spielen sich weigerten, wegen ermangelnder Bezahlung, und Laporte sich genöthigt sah, mit trauernder Miene und niedergeschlagenen Augen das in der Ebbe seiner Börse begründete Hinderniß den Damen und Herren demüthig kund zu thun. Auf deutschen Provinzialbühnen mag Aehnliches geschehen; in deutschen Residenzen ist es kaum denkbar, und die Berliner, welche erst durch diese Zeilen von jenem Ereignisse unterrichtet werden, könnten leicht in Versuchung kommen, die Nasen zu rümpfen. Aber Berlin hat ein Hoftheater und London hat keines; der König von Preußen zahlt für's Theater jährlich einige siebzig bis hunderttausend Thaler, der König von England zahlt — nichts.

Als einen Beweis Londoner Handelsindustrie und zur Nachahmung für meine spekulativen Landsleute der handelnden Klasse jenseits des Kanals gebe ich die Abschrift eines Zettels, der mir heute auf der Straße in die Hand gesteckt worden ist. Eine Uebersezung mit denselben Anfangs-, Mittel- und Endbuchstaben dürfte kaum möglich seyn, keinesfalls aber die Mühe lohnen; ich theile daher das Original mit. Es ist der Hutmacher Perring, der seine Waare in nachfolgender Weise zu empfehlen und an den Mann zu bringen sucht:

Perring's light hats 'tis	Proved their beauty kee	P;
Ever in shape, though	E'en in constant us	E,
Rain as it may, wate	R will not impai	R.
Remarkable they are in p	Rice, as in their wea	R.
I've purchased, and	I've proved them, therefore	I
Never will change,	Nor buy elsewhere agai	N.
Go then, if you a	Guinea-hat seek, purchase of PerrinG,	

Hatmaker and Inventor of light hats in 100 different shapes to suit contour. 85, Strand, opposite Southampton Street. Die Tage der Einfachheit, wo ein englischer Haarkräusler, um die Festigkeit einer Locke zu verbürgen, gesagt haben würde: Herr, die Locke hält, und wenn Sie solche in einen gefüllten Pferdeeimer stecken, während ein französischer Haarkünstler zu gleichem Zwecke sagte: die Locke hält, und wenn Sie dieselbe in den Ocean tauchen, die Tage der Einfachheit sind in England vorüber.

Beilage: Literaturblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 45.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 21. Februar 1835.

— Ihm ist was im Gemüth,
Worüber seine Schwermuth brütend sitzt,
Und, wie ich sorge, wird die Ausgeburt
Gefährlich seyn.

Shakespeare.

Bilder aus dem Seeleben,

in Mährchen und Sagen.

Die rothe Perle.

In einer sehr unruhigen Zeit lebte ein sehr ruhiger Mann. Wer in jener Periode, kurz vor dem Friedensschlusse des siebenjährigen Kriegs, wo die Welt noch von hartnäckigen Händeln träumte, wo die Gerüchte von Siegen und Niederlagen unruhig umherschwärmten, wer damals in Hamburg auf dem Platze des bekannten Jungfernstieges sich befand, dem fiel es auf, dort einen Mann von mittlerer Größe, in einen kaffeebraunen Oberrock gekleidet, mit einer anständig gekräuselten Stutzperrücke versehen, den Stock in der Hand, so ruhig auf- und abschreiten zu sehen, als sey der tiefste Friede im Lande. Dieser ruhige Mann war mein Großoheim, in seinem Hause lebte ich, er hatte mich lieb und zog mich in seine stille Weise hinein, so daß auch ich zu Zeiten nachdenklich und doch an nichts denkend auf- und abschritt, gleichfalls mit dem Stock in der Hand und mit einem kaffeebraunen Rock bekleidet, so wie er. Aber das bedeutsame, kluge, blasse Antlitz, das stille, unergründliche Lächeln, das öfters über die Züge des Großoheims glitt, das, so bekannt und vertraut es mir auch war, konnte ich nicht nachahmen, und doch war es gerade dieses, was ich mir so gerne angeeignet hätte, denn in ihm bestand die wundersame Liebenswürdigkeit des Alten, womit er die Herzen seiner Umgebung bezauberte, und die von uns Knaben die „Mährchenmiene“ des Oheims genannt wurde. In der That kam sie auch nur zum Vorschein, wenn ein Mährchen erzählt werden sollte. Die guten Hamburger, die in der Welt, in den Kriegshändeln und in den Bilanzen der Börse lebten, fanden den „guten Braunen,“ wie sie ihn nannten, herzlich langweilig; sie wußten von ihm zu erzählen, daß er einmal eine unglückliche Fahrt gemacht, dabei Schiffbruch gelitten, sein Vermögen größtentheils eingebüßt habe und darauf ein unthätiger Träumer geworden sey. Sie hätten auch noch hinzusetzen können, daß er einmal Bräutigam gewesen, seine Braut ihn aber verlassen habe. Mochten sie doch berichten, was sie wollten, der gute Oheim war ja auch kein historischer Charakter, einer von jenen, die sich praktisch breit und weit ausgebildet haben, die der Wind gehärtet, die Sonne gebräunt, die Welle herumgestoßen und die unendliche Erbärmlichkeit der Menschen klug gemacht haben, er lebte vielmehr in einer innern schüchternen Weichlichkeit, in einer Unerfahrenheit, trotz aller Erfahrungen; er war ein innerlicher Poet, es wußte aber Niemand darum, er selbst nicht,

denn nie war es ihm in den Sinn gekommen, nach außenhin in Wort oder Schrift sich als einen solchen zu zeigen; doch unbewußt blühte die geheimnißvolle Welt in seinem Innern und trennte ihn bei zunehmendem Alter immer mehr von der äußern ab.

In dieser Welt des Großoheims mochte es nun aber wunderlich genug aussehen; bisweilen, wenn die Thüre angelehnt blieb, that ich einen Blick hinein und sah dann wohl, wie sich gleichsam im hellen Schimmer köstliche Gestalten bewegten, mit fremden Mienen umschauend. Merkte der Alte, daß ich ihm etwas der Art abgelauscht hatte, so war er am Tage darauf desto trockener und stiller, schaute so alltäglich und mit so mattem Blicke um sich, der braune Rock nahm ein altkluges, spießbürgerliches Wesen an, die Tabaksdose schnalzte besonders abgeschmackt, und das stille, geheimnißvolle Lächeln blieb auf lange aus dem Gesichte verbannt.

In solchen Zeiten drang er dann eifrig darauf, daß ich die Handlung erlerne, sprach unermüdlich von Gewichten und Zahlen, schlug mit mir Karten und Bücher auf und schnarrte mit rauher Stimme unzählige Namen her von Meeren, Ländern und Städten. Ich lernte dann aus Verzweiflung in der That tüchtig und eifrig und belud mein Gedächtniß recht schwer mit dem gelehrten Gepäcke, damit nur das Wesen bald ein Ende habe. Zu meinem Troste hielt es auch der Oheim selbst nicht lange aus: sein Herz brach gleichsam unter dem Gewichte der Ballen chinesischen Thees, ostindischer Gewürze, und er sagte dann plötzlich in seinem gewohnten Tone: „Dort aber, Wilhelm, in dem südlichen Meere liegt eine Insel, Palmen wehen im Hauch der Lüfte um ihre Scheitel; dort war es, wo wir, vom Schiffbruch gerettet, landeten, dort — doch ich erzähle Dir wohl nächstens mehr hievon.“ Auf diese Weise pflegte der Oheim immer kurz abzubrechen; er erzählte nie, was ihm denn eigentlich auf jener Insel im südlichen Meere unter den Palmen begegnet sey. Gewiß war es eine geheimnißvolle Geschichte, und wir hätten sie so gerne gehört.

Indessen gingen die Jahre dahin, ich trat aus dem Knabenalter heraus und machte gewaltige Schritte in's Leben hinein, während der gute Oheim immer stiller und blasser wurde, und deutlich Miene machte, sich leise aus dem Leben hinauszustehlen. Keiner konnte es bei sich verbergen, daß nun bald geschieden seyn müsse. Ich machte schon kleine Reisen, blieb aber nach wie vor in dem Hause des Alten, ich war sein Bibliothekar, sein Vorleser, sein Haushofmeister, ja sein Küchenjunge, denn eines der Aemter, das ich, und nur ich allein, zu versehen hatte, war, wenn der Oheim eine Schüssel mit Austern erhielt, die Schaalen zu öffnen und sie ihm dann zu bringen. Er genoß gern Austern, liebte auch dazu ein besonders gutes Glas Wein; doch auch diesen Genuß wußte er mit einer besondern Poesie zu umkleiden. Wem ist ein breitmauliger, schnalzender, aus feister Kehle ächzender Austernesser nicht ein widriger Anblick? man sieht in ihm nur die mühsam kauende Maschine, die auf- und zuklappend ihr ekelhaftes Wesen treibt und keine Ahnung hat von dem geheimnißvollen Etwas, das in der Zusammenstellung einer Schüssel mit Austern und einem Glase echten Rheinweins verborgen liegt. Wie ganz anders war es mit meinem Oheim beschaffen! Er war ein Austernesser, gleichwie auf niederländischen Gemälden man Leute findet, die in zierlicher Sonntagstracht das in hellen Lichtern spielende Glas Wein mit zwei Fingern der in einer Spitzenkrause steckenden Hand anfassend, auf einem silbernen, altmodigen reichen Teller die geöffneten Schaalen vor sich habend, erst den Duft des Weines in sich saugen, dann den frischen Meereshauch der prächtigen, aus ihren glänzenden Perlenmutterschaalen hervorquellenden Seefrüchte einziehen, abwechselnd die ganze Süßigkeit der Erdgeister im Weine, der Meergeister aus der Auster in sich aufnehmen und auf diese Weise das Bild eines Genusses geben, wo jede Taste des feinern Geschmacksinns angeschlagen wird und im melodischen Nachhall das ganze Innere durchströmt. Ein solcher Austernesser, wie mein Oheim einer war, kann auch von zarter Gestalt, von den zartesten Gefühlen seyn. Doch auch hier, wie bei Allem, was der Alte that, herrschte etwas Seltsames vor, und dieses that sich in der Frage kund, die er nie versäumte, an mich zu richten, wenn ich ihm die Schüssel mit den geöffneten Austern brachte: „Hast Du nichts gefunden, Wilhelm?“ Er begleitete diese Worte mit einem forschenden, ängstlichen Blicke, er wartete gespannt auf meine Antwort, und erst als diese mit der Versicherung: „ich habe nichts gefunden, lieber Oheim,“ erfolgte, ging er zu seiner frühern unbefangenen Laune über.

(Die Fortsetzung folgt.)

Alte Wunderhöfe und neue Gaunerindustrie in Paris.

(Fortsetzung.)

Ein unerschöpfliches Feld bieten dieser Industrie der Jardin des plantes und die Boulevards, und das gewöhnliche Opfer ist der Rekrut oder der neu angekommene Handwerksbursche. Während er mit starren Augen die Herrlichkeiten der Menagerie betrachtet und den Späßen des Bären Martin zusieht, während er die Kunststücke der fahrenden Wundermänner auf dem Boulevard du

temple angafft und vor Erstaunen über das Verschlingen der Schlangen, der Dolche, Schwerter und glühenden Kohlen den Mund aufreißt, wird ihm von seinem Nachbar zur Rechten oder zur Linken der Sparpfennig aus der Tasche wegpraktizirt und von dem Diebe in Gesellschaft seiner Helfershelfer in der nächstgelegenen Weinschenke verzehrt.

In der Straße St. Honoré ersucht ein wohlgekleideter Herr einen der ersten Uhrenhändler, nachdem er sich mehrere der theuersten Uhren hat zeigen lassen, ihn zu seiner Wohnung zu begleiten, wo er Zahlung leisten werde. Einstweilen hat er die ausgesuchten Uhren zu sich genommen. Nach einem langen Marsche durch die volkreichsten Straßen von Paris langen Käufer und Verkäufer an dem verschlossenen Thore eines ansehnlichen Hotels an. Man klopft, und nun entsteht ein höflicher Streit, wer zuerst eintreten soll. Der Fremde ist gar zu artig, und es bleibt dem guten Pariser nichts übrig, als nachzugeben; längerer Widerstand könnte den vornehmen, reichen und dem Anscheine nach so großmüthigen Käufer kränken. Kaum ist der Uhrenhändler in dem Hause, so zieht der Fremde das Thor hinter ihm zu und geht seiner Wege. In dem Hotel kennt ihn natürlich Niemand, der Pförtner hört mit hergebrachter Stupidität die ungestümen Fragen des Eingetretenen verwundert an, und es ist unmöglich, etwas anderes aus ihm herauszubringen, als daß er von dem Uhrenkäufer nichts weiß. Unterdessen hat dieser reichlich Zeit, sich in den Straßen zu verlieren oder in dem ersten besten Wagen nach einer Barrière zu entkommen.

Man verlangt von einem bekannten Pastetenbäcker auf den Boulevards, daß er eine Auswahl kostbarer Leckerbissen zu einer bestimmten Tageszeit in ein wohlbezeichnetes, nach Besitzer und Nummer genau beschriebenes Haus der Vorstadt St. Denis schicke. Der Besteller zeigt große Sachkenntniß und der Pastetenkünstler, der sich geschmeichelt fühlt, so gerechte Anerkennung zu finden, gibt sich alle Mühe, seinen neuen Gönner bestens zu bedienen. Um die bestimmte Stunde sendet er die begehrte Waare in zierlichem Korbe und feinem Weißzeuge ab. Die Freunde des Bestellers müssen sehr ungeduldig seyn, denn sie warten nicht einmal die Ankunft der Leckerbissen ab. Schon auf halbem Wege tritt der nämliche Herr, welcher Morgens bei dem Pastetenbäcker war, zu dem Träger und fragt ihn: „kommen Sie nicht von Herrn N. N. und wollen Ihre Waare in die Vorstadt St. Denis, Nummer so und so viel bringen?“ — Ja, ist die Antwort. „In diesem Falle, lieber Freund, geben Sie mir den Korb, kehren Sie schnell zu Ihrem Herrn zurück und lassen Sie sich eine gleiche Ladung geben, diese erste reicht nicht hin. Um Ihnen den doppelten Weg zu ersparen, will ich selbst den Korb in meine Wohnung bringen, Sie kommen um so schneller wieder.“ Bezeichnung der Wohnung, Angabe des Namens, Alles ist so übereinstimmend und genau, daß dem Jungen nicht der geringste Zweifel kommt, er weiß dem Herrn Dank, daß er ihm einen Theil des lästigen Wegs erspart, und kehrt guter Dinge zu seinem Meister zurück. Zwei Stunden später bringt er einen zweiten Korb in die Vorstadt St. Denis an den bezeichneten Ort, allein daselbst will Niemand etwas von dem Namen und Wohnort des Bestellers wissen.

Dies sind Uebungen der niedern Diebsindustrie, wie sie jeden Tag von Neuem und immer wieder vorkommen, trotz der gemachten tausendfältigen Erfahrung, die hier, wie in allen Dingen, den Menschen nichts nützt. Man sagt, der Pariser Bürger ist gar zu gutmüthig und vertrauensvoll; sagen wir vielmehr, der Pariser Bürger ist im Allgemeinen etwas dickhäutig und begreift schwer. Er ist ferner sehr habsüchtig, so daß ihn der lockende Vortheil die nahe und gewisse Gefahr übersehen läßt. — Jedem nach seinem Werthe; dies gilt auch in der Gaunerei, und so sind den Juwelenhändlern die Großthaten derselben geweiht. Bei einem Juwelier wird ein kostbarer und sehr theurer Schmuck von einem Fremden ausgesucht, welcher schon mehrmals Käufe gemacht und bezahlt hat, und daher das volle Zutrauen des Verkäufers besitzt. Der Schmuck ist der reichste, welchen der Juwelier besitzt, und sehr theuer; der Käufer hat natürlich eine so bedeutende Summe Geldes nicht bei sich, und ersucht den Verkäufer, ihn mit dem Schmucke in sein Hotel zu begleiten und die Zahlung zu empfangen. In dem Hotel angekommen, wo der Fremde ein stattliches Gemach bewohnt, erfolgt die Auszahlung nicht sogleich; begreiflicher Weise läßt der fremde Reisende seine baaren Summen in den Händen seines Wechselhauses, bis er derselben benöthigt ist. Er muß also zu seinem Bankier gehen, um Geld zu holen. „Unterdessen,“ spricht er zu dem Juwelier, „lassen Sie sich die Zeit nicht lang werden, und wenn Sie erlauben, so legen wir zu Ihrer und meiner größern Sicherheit den Schmuck, bis zu meiner Zurückkunft, in dieses Schreibepult.“ Der Schmuck wird in das an der Wand stehende Schreibepult gelegt, dasselbe wohl verschlossen, und der Fremde entfernt sich. Das Alles findet der Juwelenhändler sehr in der Ordnung, und bewundert die zarte Weise, wie der Käufer das Interesse der beiden Parteien zu sichern weiß. Von einer Gefahr für sein kostbares Kleinod hat er keine Ahnung. Wie könnte ihm etwas widerfahren? bewacht er nicht selbst das Pult, in welchem sein Eigenthum verwahrt ist?

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambery, Februar.

Leistungen der Akademie. Der poetische Bäcker.

An meinen vor Kurzem gegebenen Bericht über unsere Unterrichtsanstalten, wodurch ich wenigstens einige der gröbsten Vorurtheile über unsern intellectuellen Zustand berichtigt zu haben hoffe, schließt sich unmittelbar an, was ich über die Leistungen der hiesigen Akademie zu sagen habe. Sie fährt fort, in Untersuchungen und Abhandlungen über Landesgeschichte, Landesalterthümer, Oekonomie und Naturwissenschaften thätig zu seyn. Sie hat für 1835 zwei Preisaufgaben gestellt, die beide in Savoyen wichtig und anziehend sind. Achthundert Franken erhält der Verfasser der besten Abhandlung über die Frage: welches ist der Einfluß der jährlich stattfindenden Auswanderungen aus den savoyischen Thälern nach Frankreich auf die Sitten, die Erziehung, den Gewerbsfleiß, kurz, auf alle Interessen des Herzogthums? Wer Frankreichs politischen, sittlichen und religiösen Zustand besonders seit 1830 kennt, wird nicht zweifeln, daß die Tausende armer Savoyarden, welche in dieses Land, besonders nach Paris auswandern und sich da mit Kaminfegen und andern untergeordneten Arbeiten nähren, dort zwar ein Stückchen Brod und nicht selten auch noch besseres Unterkommen, ja sogar manchmal durch ihre Thätigkeit, Sparsamkeit, Redlichkeit, durch ihren aufgeweckten, industriösen Geist sich Vermögen erwerben, womit sie ihre armen Verwandten in der Heimath unterstützen; er wird aber auch bedauern, daß diese Ausgewanderten nach Jahre langer Abwesenheit nicht lauter Gutes aus Frankreich in ihre stillen, armen, aber frommen und sittlichen Thäler zurückbringen. Nun fragt sich's: wiegen die Vortheile die Nachtheile auf? und können überhaupt Savoyens arme Thäler in der Tarentaise und der Maurienne ohne diese einträglichen Auswanderungen bestehen? — Die zweite Preisaufgabe besteht in einem topographischen, statistischen und sittlichen Gemälde Chambery's, besonders in Vergleichung mit der Zeit vor 1792, während der französischen Okkupation und seit der Restauration. — Als poetischer Preis war voriges Jahr die Dämmung der Isère von der Société académique gegeben worden, und es kamen mehrere ausgezeichnete Arbeiten ein, wovon eine mit der Devise: Huc usque venies, vom Dr. Med. Tresal in St. Maurice (Tarentaise) den Preis erhalten hat und auch wirklich durch große Schönheiten verdient. Weit schwieriger war der Gegenstand einer andern poetischen Preisaufgabe, nämlich über die Errichtung der Bäder von Aix in Savoyen. Da der Gegenstand in seiner ganzen Ausdehnung, nach Nutzen, Vergnügen, Ausgaben, Anstalten u. s. w. betrachtet werden sollte, so mußte Alles, was nicht poetische Farbe hat, was prosaisch beschreibend und erklärend am Gegenstand ist, in einen großen Anhang von Noten verwiesen werden. Es waren mehrere Bearbeitungen des Gegenstandes eingegangen. Den Preis erhielt unsere glückliche Dichterin Jenny B., die nicht, wie ihre Mitbewerber, ein fortlaufendes Gedicht gab, sondern eine Reihe anmuthiger Darstellungen in abgerissenen Gedichten, von wechselndem Versmaße.

Vor einigen Wochen hatten wir einen merkwürdigen Gast hier, dessen ich erwähnen muß, da ich eben hier von Dichtkunst rede, ich meine den Bäcker Reboul aus Nîmes. Dort wohnt in der Straße Carreterie (von dem Lateinischen Carrus), nahe bei dem römischen Thore, dieser merkwürdige Mann voll Dichtergeist, der in freundschaftlichen Verhältnissen und Ideentausch mit Lamartine, Ch. Nodier, Victor Hugo und Andern steht. Der Schreiner von Nevers und der Schlosser von Arbois haben zu ihrer Zeit mit schlechten Versen Ruf erworben. Der Bäcker Reboul in Nîmes steht viel höher als sie. Es ist ein Mann von acht- und-dreißig Jahren, mit schwarzen Augen und spanischem Kopf, der in seinem Gesicht etwas Mildes, Gutes und Gewinnendes, zugleich aber auch etwas Leidenschaftliches hat. Man muß ihn mit seinem südfranzösischen Accent, mit seiner cadenzirten, wohlklingenden Sprache, mit seinem stanzirenden Vortrag hören, womit er seine Gedichte oder die seiner Freunde hersagt. Vorzüglich interessant ist sein Gedicht Aiguesmortes, voll lebendiger, tiefer und süßer Melancholie, ferner seine anmuthigen und reizenden Stanzen: la Somnambule, und sein Gedicht an einen jungen talentvollen Künstler aus Nîmes, den die französische Regierung in die französische Akademie nach Rom geschickt hat. Jedermann in Frankreich kennt seine schöne Ode an Lamartine; als Beleg zu dem, was ich eben von Reboul sagte, mögen daraus nur zwei Strophen hier stehen:

> Mon nom qu'a prononcé ton généreux délire
> Dans la tombe avec moi ne peut être emporté;
> Car toute chose obscure, en passant par ta lyre,
> Se revêt d'immortalité.
>
> Tu t'abattis vers moi: des sphères immortelles
> Tu me vantes l'éclat, les choeurs mystérieux;
> Et soudain, comme toi, je secouai mes ailes,
> Et nous partîmes pour les cieux.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 29:
Das Meer.

Räthsel.

Ein Baum; in ungemessner Tiefe
Steht seine Wurzel weit und breit;
Wer von uns ihm zu Füßen schliefe,
Der fände dort sein Grab bereit;
Kein Baum vergleicht sich ihm an Höhe,
An Dauer keiner und an Kraft;
Auch haben Millionen Gnomen
Seit langen Jahren dran geschafft.

Sie hoben sich auf ihre Schultern
Und setzten neue Knospen an,
Und endlich ist von Enkels-Enkeln
Die lange Arbeit wohl gethan;
Der Baum weiß neu sich zu bedachen,
Hat bald sich seine Kron' ersetzt,
Wenn auch vom Sturm die Aeste brachen,
Ob auch manch Thier den Zahn dran wetzt.

Ein Wandrer, der von seinen Reisen
Viel Rühmend macht, erblickte kaum
Von dieses Baumes kleinsten Brüdern
Ein Pröbchen, doch nicht ihn, den Baum.
Der Schiffer trägt zu seinem Lohne
Vom ihm nur kleine Zweige fort;
Doch wirft das Meer Laub in die Krone,
So baut der Mensch sein Nest sich dort.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 46.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 23. Februar 1835.

Ob Gauner, ob Poet, Erfindung macht den Meister.

Beaumont und Fletcher.

Alte Wunderhöfe und neue Gaunerindustrie in Paris.

(Fortsetzung.)

Es vergeht eine Stunde, es vergehen zwei, drei, vier, fünf, der Fremde kehrt nicht wieder, und dem Juwelier ist der Name des Bankiers, zu dem er gegangen, unbekannt. Selbst nach so langem Harren ist Verwunderung noch das überwiegende Gefühl des Wartenden, er hat kein Mißtrauen, sein Schmuck ist gesichert. Endlich aber, da er erfährt, daß der Käufer das Hotel, welches derselbe mit einem andern Fremden bewohnt, am nämlichen Tage verlassen habe, bleibt ihm nicht anders übrig, als das Pult erbrechen zu lassen, um den Schmuck zurückzunehmen. Nur sehr ungern verzichtet er auf den vortheilhaften Verkauf. Das Pult wird geöffnet, und man findet es leer, der Schmuck ist verschwunden. Wohin und wie? Das Schreibpult stand an einer Wand, welche das Zimmer des Fremden von dem seines Spießgesellen trennte. Hinter dem Rücken des Pultes war die Wand durchbrochen und an dem Hintertheile des Pultes ein beweglicher Schieber angebracht. So geschah es, daß, während eine Hand den Schmuck vorne in das Pult hineinlegte, die andere schon bereit war, ihn hinten hinauszunehmen, und fünf Minuten darauf waren Käufer und Helfershelfer spurlos verschwunden.

Man sieht, dies ist hohe Schule der Industrie. Folgende zwei Fälle sind weniger studirt.

Wir sind in einem der Theater der Boulevards. In einem Sperrsitze des Orchesters genießt ein runder, dicker, lächelnder Mann, dessen ganzes Aeußere dem praktischen Pariser Auge einen aus der Provinz verräth, die Thränenrührung des Melodrams, die Gerstenzuckerstengel, und was ihm sonst noch an ästhetischem Vergnügen geboten wird, als da sind: Orangen, Limonade, Bier, warme Kuchen, gebratene Äpfel, das Magazin pittoresque und die verschiedenartigen Abendzeitungen; er genießt, man sieht es ihm an, mit dem Heißhunger des Neulings. Alles ergötzt ihn, das Parterre und die Logen, der Vorhang und die Bühne, und er läßt die vergnüglichen Blicke in allen Theilen des Schauspielhauses umherschweifen. Da gewahrt er in einer der untern Logen zwei Herrn und ein Frauenzimmer, welche ihn sehr freundlich begrüßen. Anfänglich glaubt er, es sey Irrthum, denn er ist fremd in Paris, er kennt Niemanden und erinnert sich auch nicht, diese Gesichter jemals unter seinen sonstigen Bekannten gesehen zu haben. Gleichwohl bleibt ihm kein Zweifel, daß die Freundschaftsbezeignungen und Grüße ihm gelten, denn so oft er dahin sieht, wiederholen sich die nämlichen Geberden. Er

dankt also höflich, denn der Mann aus der Provinz möchte um keinen Preis ungesittet erscheinen in der grossen Welthauptstadt, und überläßt sich behaglich seinem Kunstgenusse bis zum Ende, wobei es so ziemlich Mitternacht geworden; denn wohlfeiler thut es keines der Theater der Boulevards, namentlich seitdem sie das Vaudeville im tragischen Cothurn singen. Die neuen Freunde hatten unsern Mann nicht vergessen. Während dieser den Boulevards entlang seinem Hotel zuschlendert, sieht er sich plötzlich von den drei Individuen angehalten, die ihn schon während des Schauspiels mit den Zeichen ihrer Freundschaft überrascht hatten. „Wie glücklich sind wir, Sie endlich zu treffen! während des Theaters war es uns nicht möglich, zu Ihnen zu gelangen, und an der Thüre haben wir Sie verfehlt.“ — „Aber, meine Herrn —“ — „Wie lange sind Sie schon in Paris und warum haben Sie uns noch nicht besucht? was macht Ihre werthe Familie? wo wohnen Sie?“ und nun erfolgt noch ein Strom von Fragen, wie sie nur das herzliche Wiedersehen alter Freunde veranlassen kann. „Lassen Sie sich umarmen, Theuerster!“ rufen alle drei aus Einem Munde und fallen ihm um den Hals. „Aber, meine Herrn,“ erwidert der Fremde, von den sechs Armen beinahe erdrückt, „es ist sicher ein Irrthum, ich bin nicht der, den Sie meinen.“ — „In diesem Falle müssen wir sehr um Entschuldigung bitten, Sie so lange behelligt zu haben.“ — Verschwunden sind die neuen Freunde. Indem der Umarmte ihnen nachsehen will, kommt es ihm vor, als wenn sein Blick sehr trübe sey, und er greift mechanisch nach seinen Augengläsern, aber diese sind fort; die Diebe haben ihm die Brille gestohlen, deren Einfassung glänzend war und von Gold zu seyn schien. Der Bestohlene tröstet sich damit, daß die Diebe angeführt sind, denn die Brille war von Similor.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Seeleben,

in Mährchen und Sagen.

(Fortsetzung.)

Einst, besinne ich mich, wo sich der Oheim bedenklich krank fühlte, wiederholte er ein paarmal die obige Frage besonders angelegentlich; auf meine Verneinung rief er: „Du hast doch die Schaalen selbst geöffnet, mein Sohn?“ — „Gewiß,“ entgegnete ich, „es ist mein Geschäft, das ich mir von Niemanden werde nehmen lassen.“ Er sah mich an, sein Auge glänzte, er fuhr ein paarmal liebkosend an meiner Wange hin und sagte dann: „Nun, es ist ja gut, die Krankheit wird mich verlassen müssen; wir werden vielleicht noch lange beisammen seyn. Lasse die Schaalen nur von keiner fremden Hand öffnen.“ Ich wollte hier fragen, doch sein freundlicher, aber ernster Blick legte mir Stillschweigen auf. Seltsam! dachte ich bei mir selbst, man kann in der Liebhaberei zum Wichtigthun doch auch zu weit gehen; offenbar hat ein Gericht Austern sehr wenig zu schaffen mit den Geheimnissen eines alten Mannes. Man sieht, ich war in die Jahre getreten, wo es für unsere Eitelkeit kränkend ist, wenn man unserem Geiste noch zu wenig Fassungskraft zutraut, um gewisse Dinge in ihrem Zusammenhange zu erfahren und zu durchschauen; es sind die Jahre, in denen uns dasselbe unschuldige, geheimnißvolle Mährchen herzlich zuwider ist, das kurze Zeit vorher uns hinriß und entzückte. Das wirkliche, das tüchtige Leben nahm mich in Anspruch, und da that es mir in der Seele weh, daß der stille, gute Oheim so weit hinter mir zurückblieb, daß er meine großartigen Plane nicht fassen konnte oder wollte. Er erschien mir öfters im Traume, welk, hinfällig, in dem braunen Röcklein, auf der Insel im Südmeer zusammengesunken, schlummernd, über seinem Haupte wehten die Palmen, Blumen sproßten um ihn her und küßten dem alten Mann wie fromme Kinder die Hände, die silbernen Wellen klangen wie ferne Wiegenlieder um das einsame Ufer; aber Alles erschien vergelbt, ängstlich in Duft gehüllt, so weit vom frischen Leben entfernt, daß der Blick nur mit Trauer auf dem Bilde weilen mochte. Das einzige Band, das zwischen mir und dem Oheim so fest blieb, als es stets gewesen war, bestand in der Pflicht, ihm die Austernschaalen zu öffnen, denn von diesem Geschäfte, das hatte ich ihm gelobt, sollte mich nur sein oder mein Tod freisprechen. Ich sollte bald freigesprochen werden.

Der Großoheim war heiterer als gewöhnlich, er hatte Plane entworfen, wieder einmal nach langer Zeit aus dem Bezirk der Stadt, ja sogar des Lands sich hinauszubegeben. Es sollte eine kleine Reise zur See unternommen werden. In der That, ein kühner Gedanke für den alten, stillen Mann; gewiß trieb ihn hiezu kein Eigennutz, auch nicht Veränderungssucht, sondern lediglich Theilnahme, herzliches Wohlwollen für mich Undankbaren, der ich mich schon so weit über den lieben Alten erhaben dünkte. Er wollte mich auf meiner ersten Ausflucht in die Welt begleiten, mit dem Schatze seiner Erfahrung mir zu Hülfe kommen; in dieser Aussicht fühlte er sich wohl und frisch. Nicht so ich, es quälte mich dieser seltsame Lebensmuth, mich ängstigte diese träumerische Geschäftigkeit; doch die Freunde, denen wir uns anschlossen, drangen heiter und thätig in den Alten;

auf meine Gegenvorstellungen wurde nicht geachtet, es sollte der Tag der Abreise bestimmt werden. Dazu war jedoch der Oheim nicht zu bewegen, er zögerte und zagte. Unterdessen wurden Anstalten zu einem kleinen Festmahl getroffen, die schönsten frischesten Austern waren angelangt, ich brachte die Schüssel nach alter Sitte herein, sie vor den Oheim setzend. Er ergriff meine Hand, mit ängstlich bewegter Stimme, was er den Gästen zu verbergen strebte, that er die gewohnte Frage; ich gab ihm, wie immer, die gewünschte Versicherung, da erhob er mit schneller freudiger Bewegung sein Glas, indem er rief: „Nun, Freunde, wenn denn Alles schon fertig und gerüstet ist, so laßt uns morgen mit Gott unsere Reise antreten.“ Die Genossen freuten sich nicht wenig, als sie diese Worte vernahmen, sie schlugen herzhaft in die dargebotene Rechte des Oheims, und Frohsinn und gute Laune wurden allgemein.

Nur ich konnte in die laute Heiterkeit nicht einstimmen, mein Gewissen war beladen, ich hatte zum erstenmal den guten Oheim belogen. Doch freilich, wer konnte wohl dem geringfügigen Umstande ein besonderes Gewicht zuschreiben? Bei Oeffnung der verdammten Austern, die doch einmal in dieser Geschichte eine wichtige Rolle spielen, hatte ich allerdings etwas entdeckt, was nicht dahin zu gehören schien; nämlich in einer der Schaalen fand sich, statt der Auster, eine glänzende dunkelrothe Perle, die ich als guten Fund zu mir steckte und weiter nicht viel mehr daran dachte. Jezt, da ich mich allein fand und mein Gewissen, wie gesagt, mir Vorwürfe machte, holte ich sie wieder hervor, und der Himmel weiß weßhalb, sie erschien mir jezt bedeutungsvoll und äußerst wichtig. Die Röthe war mir besonders auffallend, ich hatte wohl von gefärbten Perlen gehört, doch von keiner, die eine so dunkle und entschiedene Farbe zeigte; es mußte wohl gar ein kostbares Stück seyn, und wer konnte mir über ihren Werth bessere Auskunft geben als der Oheim? Mit der geheimnißvollen Muschel in der Hand wollte ich wieder in das Zimmer treten, doch hielt mich ein unerklärliches Gefühl zurück; es waren die fröhlichen Blicke meines Oheims, sein lautes und heiteres Gespräch, was mich zurückbannte, und doch wußte ich nicht weßhalb.

Der Abend ging dahin, es war schon ziemlich tief in die Nacht hinein, als ich nach ängstlichem Suchen endlich den Moment fand, meine Entdeckung mitzutheilen, und ich that es mit den plötzlich ausgestoßenen Worten: „Oheim, ich habe in der That etwas gefunden, was nicht zu den Austern gehörte.“ Er sah mich an, sichtlich erbleichten seine Züge, langsam und zitternd legte er die Dose auf den Tisch. „Was, mein Sohn, was hast Du gefunden?“ Ich zeigte noch in der Schaale befindlich die geheimnißvolle Perle. Er wandte sein Antlitz schnell ab, seltsam zuckte es um die hohe Stirn, ein Streiflicht fiel auf Wange und Mund, sie waren krampfhaft verzogen, mit beiden Händen bedeckte er sein Haupt, und ich hörte ihn tief und aus voller Brust seufzen; nach einer Pause winkte er mir, das Zimmer zu verlassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Februar.

Theater. Vernets Abschiedsfest.

Unsere Theater sind nicht so glänzend, als man zu hoffen berechtigt war, da die Ankündigungen für den diesjährigen Karneval etwas Außerordentliches erwarten ließen. Im Theater Apollo gibt man abwechselnd vier Drammi seri und vier Ballette, zwei seri und zwei comici; die Opern sind: Parisina von Donizetti, worin unsere in ganz Italien gefeierte Landsmännin, Karolina Ungher, singt und ungetheilten Beifall erntet, Donna Caritea von Mercadante, veraltet, Semiramide von Rossini und Uggero il Danese von Mercadante; leztere Oper ist noch nicht aufgeführt. Von den vier Balletten hat außer Ezzelino sotto le mura di Bassano keine den Beifall des Publikums. Im Theater Valle ward bisher la Sonnambula von Bellini nicht ohne Beifall gegeben. Signora Spech aus Mailand ist, wie voriges Jahr, wieder die gefeierte Primadonna. Die meisten übrigen Mitglieder beider genannten Theater sind so mittelmäßig, als möglich. Im Nobil Teatro di Torre Argentina gibt die Gesellschaft Pelzet und Domeniconi Trauer- und Lustspiele mit vielem Beifall. Sonst sind noch die Theater Capranica, Pace und Pallacorda offen. In lezterm wird Meo Patacca gegeben, welches Stück nach der Dichtung gleichen Namens bearbeitet ist, wozu Pinelli die auch in Deutschland bekannten Kompositionen in Kupfer gestochen geliefert hat. Es ist auffallend, daß die Regierung, die sonst so strenge ist und kein Wort auf der Bühne duldet, wodurch Aergerniß gegeben werden könnte, dieses im Volksdialekt geschriebene Stück duldet, worin häufig die Ausdrücke Accidenti, sia ammazzato etc. vorkommen. Das Messer spielt eine Hauptrolle, eine Sitte, welche dem römischen Volke nicht vom Theater herab gezeigt werden sollte, und man behauptet wirklich, daß, seitdem Meo Patacca gegeben wird, mehrere Mordthaten in der Stadt vorgefallen sind; aber das Haus ist gedrückt voll, und diese Vorstellung wurde jeden Abend den ganzen Januar hindurch gegeben; die armen Leute müssen ja leben, und höhern Orts will man sich duldsam zeigen. Das Puppentheater Burattini a Pallazzo Piano ist, wie gewöhnlich, stark besucht, die Puppen zeichnen sich durch ihre Gelenkigkeit aus, und Signore Cassandrino hat es in lezter Zeit darauf abgesehen, die Fremden, hauptsächlich die Engländer, lächerlich zu machen. Das größte Theater, Aliberti, soll dieser Tage auch geöffnet werden; aber wie gewöhnlich gibt man dort nur Spektakelstücke zur Belustigung der niedern Volksklasse, bis der Karneval anfängt, wo dann die Maskenbälle, Festini, diese vertreiben.

Horace Vernets in einigen Tagen erfolgende Abreise gab den deutschen Künstlern Gelegenheit, diesem ausgezeichneten Manne ihre Hochachtung durch ein glänzendes Abschiedsfest zu beweisen. Während seines mehrjährigen Aufenthalts als Direktor der französischen Akademie in Rom hat er den Deutschen viele Beweise von Wohlwollen und Zuvorkommenheit gegeben; seine Werkstätte war für Alle offen, und im Kreise seiner liebenswürdigen Familie hatte jeder Gebildete Zutritt. Da der Deutsche nun immer das Verdienst des Auslandes zu schätzen weiß, so wurde beschlossen, dem fremden Meister ein Fest zu geben, wie es sonst nur für Deutsche bei ihrer Abreise veranstaltet wird. Der würdige Reinhard, im Verein mit mehreren andern Künstlern, wurde beauftragt, das Fest zu ordnen und Vernet einzuladen. Kaum hatten die Franzosen gehört, welche Auszeichnung die Deutschen ihrem Landsmanne zugedacht, so baten sie, Theil nehmen zu dürfen; ihnen folgten Künstler aller europäischen Nationen mit demselben Wunsch, dem auch entsprochen wurde. Am 31sten Januar versammelte man sich in einem Saale des Pallastes Ruspoli, welcher sehr geschmackvoll verziert war. Die Büste des gefeierten Künstlers, von Thorwaldsen modellirt, stand erhöht, mit Lorbeeren geschmückt, und darüber waren die Buchstaben H. V., durch Blumen gebildet, angebracht. Eine schöne Verzierung von farbigen Stoffen bedeckte die hintere Wand und bildete einen Baldachin über der Büste. Es war ein interessanter Anblick: an einer geschmackvoll gezierten Tafel 160 Künstler aus allen Zonen, und zu beiden Seiten Vernets Männer wie Thorwaldsen, Cornelius, Ingres, Reinhard, Wagner, Boguet und Catel. Gegen das Ende der Mahlzeit wurde ein vierstimmiges Lied mit Chor, von Firmenich aus Köln zu dieser Feier gedichtet, gesungen. Das Gedicht war, mit französischer Uebersetzung in poetischer Prosa, gedruckt an alle Anwesenden vertheilt. Sodann brachte Reinhard Vernet ein Lebehoch, welches die Gesellschaft begeistert wiederholte, während Thorwaldsen mit einem Lorbeerkranze das Haupt des Meisters krönte. Vernet wollte seinen Dank aussprechen, aber dem sonst so lebhaften und redefertigen Manne fehlten die Worte vor Rührung, und nur der Schluß seiner Rede wurde von den Nahestehenden vernommen; er galt der Kunst und den deutschen Künstlern. Diesem Toaste folgten andere, den oben genannten Männern dargebracht. Nach einigen Anreden an Vernet sangen nun deutsche Künstler einige Nationallieder, welche in dem hochgewölbten Saale einen tiefen Eindruck auf die ganze Gesellschaft machten und von den Fremden mit vielem Beifall aufgenommen wurden. Zum Schluß gab Flor aus Hamburg in der Rolle eines Antiquars in französischer Sprache eine scherzhafte Erklärung antiker Figuren in mannichfachen Stellungen, welche weiß gekleidete und drapirte Künstler vorstellten. Die Antiquare und Kunstrichter wurden hiebei zur Belustigung der ganzen Versammlung tüchtig durchgezogen. Spät trennte sich die Gesellschaft, in der, obgleich sie aus allen Nationen bestand, die größte Herzlichkeit geherrscht hatte. Lange wird dieser Abschied in unserm Gedächtniß leben, und der Bund, welchen die Künstler an jenem Abend stifteten, wird gewiß wohlthätig auf die Kunst selber einwirken. Der neue Direktor der französischen Akademie, Ingres, wird Alles thun, was in seinen Kräften steht, um die Künstler als eine große Landsmannschaft zu vereinigen, da er deutsche Kunst achtet und Cornelius und Overbeck hochschätzt. Overbeck und Koch konnten wegen Unpäßlichkeit nicht Theil nehmen, aber man bemerkte mehrere ausgezeichnete Personen, welche nicht Künstler sind, sich aber als bekannte Kunstfreunde eingefunden hatten.

Chambery, Februar.

(Fortsetzung.)

Der poetische Bäcker. Abbé Paramelle.

Solche Verse macht der Mann an seinem Trog und vor seinem Ofen, zwischen Sauerteig und Mehl. Man hat ihn oft aufgefordert, sein Gewerbe niederzulegen, Nimes zu verlassen und nach Paris zu gehen, um da sein Talent geltend zu machen. Dazu hat er aber zu viel Verstand, und er will bleiben, wer er ist, wohl wissend, daß dieser Kontrast ihn höher stellt, als die literarische und dichterische Karriere in Paris, die er mit Hunderten theilen würde. Ueberdieß hängt er sehr an seiner Stadt, an Art, Leben, Sitten, Natur und Klima seines provençalischen Vaterlandes. Sein Laden ist ganz einfach; zwischen großen Mehlkasten und am Backofen weg gelangt man zu seinem kleinen Stübchen. Und wie sieht es darin aus? Hier wohnt nicht der Bäcker, sondern der Dichter Reboul. Zeichnungen, die ihm ausgezeichnete Pariser Künstler gesendet haben, hängen an den Wänden, auf den Tischen liegen Bücher, die ihm von ihren Verfassern geschickt wurden, und an dem kleinen Spiegel sieht man Visitenkarten von allen vornehmen Personen der Departements Gard und Hérault: Bischöfe, Generale, erste Präsidenten u. s. w. Diesem Bäcker war das Mehl zu seinen Broden ausgegangen, darum kam er hieher nach Chambery, um dergleichen zu kaufen. Durch den Sekretär unserer Akademie wurde dies ruchbar, und nun erhielt der einfache Mann im „blauen Hecht,“ seiner kleinen Herberge, von Herren und Damen mehr Zuspruch, als ihm lieb war, zumal wir keinen ihm ebenbürtigen Dichtergeist aufzuweisen haben. Nie hat man seit Menschengedenken in der kleinen Straße des Hechts so viele schöne Equipagen, besternte Herren und Damen mit Federhüten gesehen.

Nicht weniger interessant, aber viel wichtiger für uns war ein anderer Besuch aus Frankreich, der des Abbé Paramelle aus dem Departement Lot. Hätte dieser Mann vor einigen Jahrhunderten gelebt, so hätte man ihn gewiß als Zauberer festgenommen und verbrannt, denn wohl Niemand hat die Kunst, verborgene Quellen anzuzeigen, in unsern Gegenden in solcher Vollkommenheit besessen. Dazu bedient er sich nicht etwa der Wünschelruthe, sondern ein ganz flüchtiger Blick ohne alle Untersuchung, ohne alles Nachfragen genügt ihm; und dahin hat er es gebracht durch lange und gründliche geologische Studien und durch Forschungen über den Lauf fließender Wasser. Seine Kenntnisse sind zu einem solchen Grad von Gewißheit und Genauigkeit gediehen, daß er sich an den Abhang irgend einer Anhöhe oder eines Berges stellt, die er vorher nie gesehen, und sogleich das Profil des Terrains auf der andern Seite und die Quellen angibt, die da verborgen sind. Damit begnügt er sich aber nicht, denn er erklärt nicht nur: hier ist eine Quelle, sondern er bestimmt auch genau ihre Tiefe, ihre Stärke, ob das Wasser gut oder schlecht sey, und nach welcher Richtung es fließe. Dies hat er im Perigord häufig zum großen Nutzen und Dank, aber auch zum Erstaunen der Einwohner dargethan.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 47.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 24. Februar 1835.

Die Wunder, wie sie die Einbildungskraft schafft, sind die zarteste Nahrung der der Wirklichkeit entrückten Seele.

Baco.

Bilder aus dem Seeleben,

in Mährchen und Sagen.

(Fortsetzung.)

Am Morgen wußten es schon die Freunde, daß der Oheim nicht reisen werde, daß er krank geworden sey. Als er mich zu sich bescheiden ließ, fand ich ihn, wie ich ihn gestern Abend verlassen hatte, die Nacht war ihm schlaflos dahingegangen, vor ihm auf dem Tische lag noch die Muschel. Er winkte mich zu sich auf einen Stuhl und blickte, ehe er ein Wort sprach, mich lange an; seine Miene war, obwohl kummervoll und leidend, doch nicht abschreckend wie gestern. „Du wirst wohl wissen wollen, Wilhelm," hob er endlich an, „weßhalb ich meinen Willen hinsichtlich der Abreise so plötzlich geändert habe, denn mein Unwohlseyn leiht für jetzt noch keinen hinreichenden Grund; doch wird es bald mit mir schlimmer werden. Ja, mein liebster Sohn, erschrick nicht, wenn Du erfährst, daß wir uns bald auf immer trennen werden. Eine Stimme, die nicht täuschen kann, spricht zu mir durch diese Perle, sie verkündet mir meinen nahen Tod, und ich habe mich in Ergebung zu fassen gesucht, obgleich mich Anfangs die Botschaft der fernen Freundin, da Du mir sie gestern so unerwartet brachtest, nicht wenig außer Fassung brachte. Du warst der Zeuge meiner Schwäche, sey es jetzt meines Muthes und meiner Entschlossenheit, mit der ich dem Unvermeidlichen entgegengehe."

Mit diesen Worten bat er mich, ein Buch, das er mir genau bezeichnete, aus der Bibliothek herüber zu bringen. Es befand sich in einem für gewöhnlich sorgfältig verschlossenen Schränkchen und enthielt, da der Alte es öffnete, den Titel: der Wassergeister und Ondinen Wesen und unterschiedliche Art, so wie über deren Wohnung, Zusammenkünfte und besondere Hanthierung, soweit solche zur Kenntniß gelangt. Daß der seltsame Großoheim dergleichen seltsame Bücher haben mußte, war ganz in der Ordnung, ich verwunderte mich auch hierüber durchaus nicht, nur begriff ich nicht, welche Beziehung die Schrift zu der jetzigen Stunde, zu der vereitelten Abreise und endlich zu der Muschel mit der rothen Perle haben könne. Während diese Gedanken sich bunt durcheinander in meinem Kopfe jagten, blätterte er in der alten Schrift, und ein wehmüthiges Lächeln zuckte um seine Lippen, indem er die hie und da zerstreuten seltsamen Abbildungen aufschlug, wo Gestalten, halb Fisch-, halb Menschenleib, zwischendurch wunderbare Mädchenkörper, gehüllt in den goldnen Schleier ihrer mährchenhaft üppigen Locken, sich im Gemisch von fabelhaften Meerblumen und Seekräutern zeigten. Der alte

Autor, der das Werk mit undenklichem Fleiße zusammengestellt, war auf dem Titelblatte im Bilde zu schauen, und zwar in der Stellung, wie er auf einem einsamen Klippenriff knieend, umgeben von den überall auftauchenden Ungeheuern des Meeres, seine Hände im Gebet zu einer in den Wolken schwebenden heiligen Jungfrau emporhob.

„Wie haben sich doch unsere Väter," begann der Oheim, „zwecklos abgemüht, jedwedes liedliche Wunder der Natur zu erklären, es in Form und Regeln zu bringen und zwar in solche, die ihnen für ihre gewöhnliche Lebensverhältnisse passend und geläufig waren; täppisch zugreifend, zerbrachen sie dann die feinen Spiele, die zarten Dichtungen, mit denen sich alles Lebendige schmückt, wie der Schmetterling mit dem duftigen Farbenstaub, wie die reife Frucht mit dem zarten Schimmer. Hier ist nun in klägliche Fächer eingetheilt das freieste Geschlecht, das vielleicht aus den Händen der Schöpfung hervorging; unförmliche, abenteuerliche Gestalten sollen klar vor's Auge bringen, was nur den entzückten und schwärmenden Sinnen in dem flüchtigsten Abbild erscheint, allein dann auch stets über alle Vorstellung hinaus seltsam und überraschend. Dennoch ist mir der alte Autor in seiner naiven Derbheit lieber, als die kalte lieb- und glaubenlose Weise der Neuern. Mein eigenes Leben, theurer Sohn, ist Dir ein Zeugniß, wie wir trotz unserer Weisheit in bösen Krieg gerathen können mit dem Reiche des Wunders, und wie es uns öfters überwältigt und wir im Kampfe untergehen. Die Alten räumten in ihrer Kindlichkeit freundlich dem Mährchen einen Platz ein neben ihren gewohnten Gebräuchen und Verrichtungen; sie wußten wohl, sie konnten es nicht entbehren; dafür bewies sich ihnen nun das belebte Element nach seiner Weise erkenntlich, es liebkosete ihnen, und im Wasser sah ein Chor muthwilliger Zaubermädchen, aus den Wäldern kecke Faune dem einsamen Wandler entgegen. Bei uns ist es um Vieles übler, wir können uns nicht so frei und unbefangen dem liedlichen Wunder ergeben; wie seltsam muß Einer sich heutzutage geberden, der in's Wunderbare überzugehen sich entschlossen hat! Mit einer wohlgekräuselten Peerücke, in einem nach neuen Mustern gemachten Rocke, mit Stock und Degen geht er seiner neuen Bestimmung entgegen, sein Herz klopft fieberhaft, er athmet ängstlich, denn in ihm lebt die ganze süße Schönheit seiner Göttin; dann aber fällt sein Blick auf Hut und Degen, auf Tabaksdose und begleitendes Möpschen, und er erschrickt heftig, daß er in diesem Anzuge erscheinen müsse. Es wird laut in seiner Seele und die zwei Naturen gerathen in Streit; der wohlangesehene Bürger der freien Reichsstadt, der nur an das glaubt, was Staat und Kirche verlangt, disputirt mit dem wunderlichen, kindlichen Mährchenmenschen, der an alles glaubt, wovon Staat und Kirche sich nicht träumen lassen. Muß nicht der Arme, in diesem Zwiespalte begriffen, nothwendig eine wunderliche Figur machen? — Wie die grotesken Tänzer des Theaters auf der Rückseite ebenfalls eine zweite Vorseite zeigen, doch eine mit jugendlichem Antlitz in rosenfarbnem Kleide und süßer Miene, und abwechselnd dann in plötzlichen Sprüngen bald den alten steifen, bald den jungen beweglichen Mann zeigen, so geberdet sich derjenige, welcher heutzutage dem Wunder anheimfällt. Doch genug des Vorworts; höre nun meine Geschichte selbst."

(Die Fortsetzung folgt.)

Alte Wunderhöfe und neue Gaunerindustrie in Paris.

(Fortsetzung.)

Es gibt eine Stelle in Paris, von wo aus ich das Panorama dieses großen Chaos beschreiben möchte: der Pont-neuf. Ein Sprichwort sagt, man könne nicht über den Pont-neuf gehen, ohne einem Schimmel (die Kouriere der Stadtpost), einem Geistlichen und einem Soldaten zu begegnen. Dieses Sprichwort ist wahr, aber sehr unvollständig. Auf dasselbe Recht haben noch zwei Menschenklassen Anspruch, die Dirnen und die Bettler. Ohne sie wäre der Pont-neuf so wenig, was er ist, als ohne seinen Henri IV. Da es nichts in der Welt gibt, was auf dem Pont-neuf nicht zu sehen wäre, so können wir sicher seyn, die Ueberbleibsel des alten Wunderhofes hier zu finden. Ein neuerlich vorgefallener Auftritt hat die Erinnerung daran mit neuen Farben aufgefrischt. Ich rede von einem einzigen Fall, wer wollte alle kennen?

Am Ecke der Brücke, auf der Seite zunächst dem Louvre, da, wo sich die Masse der Fußgänger auf die Straße drängt, lag ein armer Teufel, voll Beulen und Wunden, krank und matt, ächzend und klagend, außer Stande, sich weiter fortzuschleppen. Es war, als ob der Zorn des Himmels ihn mit allen körperlichen Leiden überhäuft, in ihm einen neuen Lazarus geschaffen hätte. So sehr das Publikum im Allgemeinen an das Elend in seinen grellsten Formen gewöhnt ist und daher meistens gleichgültig bleibt, so konnten doch Viele bei diesem Uebermaße von Jammer nicht ungerührt vorübergehen. Mancher Pfennig war bereits in den Hut des Kranken gefallen, als sich durch den Kreis der Umstehenden ein ältlicher Herr hinzudrängte. Er war schwarz gekleidet, hatte ein sanftes, gutmüthiges Gesicht und schien ein Landgeistlicher aus der Gegend von Paris zu seyn. So viel Elend ergriff sein christliches Gemüth und er

erinnerte sich der Gebote des Evangeliums. Allein in dem Augenblicke, wo er dem Kranken einige Sols schenken will, hält ihn einer der Umstehenden, ein Mann aus der untersten Volksklasse, zurück und sagt: „Sie glauben hier einen wirklichen Kranken vor sich zu haben, Sie halten, was Sie da auf seinem Körper sehen, für wahre Wunden und Geschwüre, Sie meinen, dieser Mensch sey matt und schwach und könne nicht gehen? Das ist Alles Lug und Trug, eitel Verstellung. Ich sage Ihnen, dieser Mann ist so wenig krank als Sie und ich, und kann eben so gut gehen als Alle, die wir hier um ihn herumstehen; zum Beweise will ich ihn bald auf die Beine bringen; erlauben Sie, ehrwürdiger Herr.“ Mit diesen Worten greift der Sprechende nach dem spanischen Rohre des Pfarrers, welches dieser ihm willfährig darbietet, und nun fängt er an, auf den Kranken derb loszuschlagen, der plötzlich seine Kraft wieder findet und rüstig davonläuft, der Schlagende hintendrein. Aber das spanische Rohr mit dem goldnen Knopfe, das ehrwürdige, von Urgroßvater auf den Urenkel überkommene Erbstück einer achtungswerthen Familie? Man sehe, wie in dem armen geistlichen Herrn eine ganze Reihe von Gefühlen einander ablöst: Mitleid und Erbarmen, Staunen, Entrüstung, herzliches Lachen, Bedenklichkeit, Ungeduld, endlich laut klagende Verzweiflung, da er vergeblich der Rückkehr des improvisirten Rächerstabes harrt, während Kranker und Arzt, sobald sie dem Gesichtskreise der Zuschauer entschwunden sind, den gewöhnlichen Schritt einhalten und sich zur Theilung ihres Raubes anschicken.

Von den tausend und aber tausend Spielen, welche die niedere Pariser Industrie treibt, um eine gleichmäßigere Vertheilung der Glücksgüter zu bewirken, hier noch eins.

Während der Julitage des verflossenen Jahrs war abermals große sogenannte Volksbelustigung in den elysäischen Feldern. Es ist ein Jammer, anzusehen, womit sich das gute Volk belustigen muß, und manche dieser Spiele sind der Civilisation des Mittelalters nicht unwürdig. Dasjenige, von dem ich sprechen will, muß aber wohl eine Ausnahme machen, denn wir finden es in allen Kreisen des Pariser Lebens zu Hause. In einem weiten Kreise, der hauptsächlich von Landvolk, Soldaten und einer Menge junger Bauermädchen gebildet war, erblickte ich eine Frau, welche auf einem Stuhle stand und durch ein langes Rohr, von der Gestalt eines Schweizer Kuhrohrs, mit trichterförmiger Mündung, einer hübschen jungen Bäuerin in das Ohr wisperte. Es war eine Wahrsagerin, die statt des Dreifußes einen gewöhnlichen Schemel bestiegen hatte, so daß die Bäurin, den Trichter am Ohr, die göttliche Kunst immerhin von oben herab empfing. Ich sah dem Dinge lange zu. Merkwürdig war mir die Unbefangenheit, mit der die ganze Versammlung das Spiel betrachtete. Ich musterte die Gesichter: keine Spur von lächelndem Spott, kein Zug von witzelndem Hohne, Alles voll Andacht und Aufmerksamkeit. Um sich davon zu überzeugen, brauchte man nur zu beobachten, mit welcher Ungeduld Alle dem Augenblick entgegensehen, wo die Reihe, ihr Glück zu vernehmen, an sie kommt, wie sie sodann mit frommer Miene den Hut abnehmen, wenn es Männer sind, das Schnupftuch herausziehen, sich den Schweiß von der Stirne wischen und sodann mit offenem Ohr und Munde, stierem Auge und gehaltenem Athem den hohlen Tönen der Sybille lauschen.

(Der Beschluß folgt.)

Reiseblätter von Karl Mayer.

Die fernen Thürme.

(Gundelfingen. Lauingen. Dillingen.)

Endlose Eb'ne, düster Blau
Den Fluß hin. Doch fern außen schau'
Mild schimmern aus dem Wetterhimmel
Ein sonnenweißes Thurmgewimmel
In zauberischem Lichtvereine:
Drei deutsche Städte dort als Eine!

Wiederkunft.

Herzlose Häuser und du alter Dom,
Was grämt euch der verhaltne Thränenstrom,
Womit ich suche im Gedränge
Zwei Todte, werth vor all der Menge!

Ihr steht, wie ehmals, unverwandelt,
Denkt Jener nicht, die euch umwandelt.
Mich übermannt Verlassenheit und Schmerz;
Des Sterbens Loos erschüttert mir das Herz.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Elisa Mercoeur.

Mehrere Blätter haben mit inniger Theilnahme des Todes der jungen Dichterin Elisa Mercoeur erwähnt, und einige Schriftsteller der sogenannten romantischen Schule haben über dieses Mädchen sehr interessante Aufsätze in den Tageblättern geliefert, aber das Verdienst desselben etwas übertrieben. Bei dieser Gelegenheit ist denn auch das schlimme Verhältniß eines Mädchen oder eines jungen Mannes zur Sprache gekommen, die sich, auf ihren Dichterberuf bauend, in den Strudel der großen Hauptstadt werfen, sich in ihren Erwartungen getäuscht sehen und dann elendiglich verkümmern. Fast jährlich hört man von einem solchen aus Kummer und Noth umkommenden Dichter sprechen, dem die ihn umgebende

Welt nichts zu bieten hat, als Mitleid, und dessen Schriften sie nur mit ihrer gewöhnlichen Zerstreuung gelesen hat. Man hat die Frage aufgeworfen, ob es nicht möglich sey, für einen Dichter oder eine Dichterin zu sorgen, wie man in der Menagerie für einen Löwen oder eine Hyäne sorgt, und ob es nicht zweckmäßig wäre, Anstalten zur Beherbergung unglücklicher Schriftsteller zu errichten. Eigentlich liegt der Fehler an der Beschaffenheit unsers jetzigen gesellschaftlichen Zustandes, wobei die Menschen in Städten zusammengedrängt leben, und nur in einer der Gesellschaft ersprießlichen Beschäftigung ihre Nahrung finden, wenn sie nicht sonst vom Schicksale hinlänglich begünstigt sind. In solch mißlicher Lage befand sich Elisa Mercoeur. Sie war in der Provinz Bretagne geboren, und lebte daselbst, als sie, noch sehr jung, durch Chateaubriands und Anderer Schriften befeuert, poetische Versuche lieferte, welche Aufmerksamkeit erregten und zu höhern Erwartungen berechtigten. Man zog unbedachtsamer Weise das Mädchen mit ihrer Mutter nach Paris. Sie fand auch anfänglich manche Bewunderer. Der einfach natürliche und melancholische Ton ihrer Dichtungen fand Anklang, und wer hätte auch kalt bleiben können bei den rührenden Klagen eines Mädchens, welches vergebens sich nach dem Glücke sehnt, und ihre getäuschte Hoffnung in Versen besingt, wie folgende:

Quoi? tout un an de plus écoulé sans bonheur!
L'hiver est mon printems, la nuit est mon aurore,
Aucun rayon d'espoir sur moi ne brille encore:
Triste rose, au désert j'exhale mon odeur.
Ceux que j'aurais aimés, ne m'ont point accueillie;
Leur main jamais vers moi ne se tendit, hélas!
Et l'oubli, de son voile enveloppant ma vie,
Semble dire à leur coeur: ne le soulevez pas!
Ah puissent mes succès, réveillant leur mémoire,
Pour ma vengeance, un jour apporter mon nom,
Et puisse-je, oubliant ce funeste abandon,
Leur dire: un an de plus écoulé pour la gloire!

Ihre Gedichte erschienen zuerst zu Nantes im Jahr 1827. Zwei Jahre nachher wurden sie zu Paris vermehrt wieder aufgelegt. Der Minister des Innern sezte der 20- oder 21jährigen Dichterin einen Jahrgehalt aus, und sie dichtete mit neuem Muthe fort, jedoch immer in dem ihr eigenen melancholischen Tone. Sie hatte leider nicht viel Studien gemacht, und besaß auch kein so großes Talent, daß sie ihre Gefühle auf neue und überraschende Art hätte ausdrücken können; daher schienen ihre Dichtungen zu monoton, besonders den Anhängern der klassischen Schule, denen sie allzu romantisch, eine allzu eifrige Nachahmerin der romantischen Muster schien. Nach der Revolution im Jahr 1830 wurde ihr Jahrgehalt beschränkt, und das arme Mädchen hatte noch ihre Mutter von ihren literarischen Arbeiten zu ernähren. Um das Unglück voll zu machen, verfiel sie in eine Schwindsucht, und zehrte langsam aus. Sie hatte stets ein höheres, ruhmvolleres Geschick geahnt, allein es war ihr nicht vergönnt, es zu erreichen, und man hat in den Zeitungen das Mitleid ihrer Zeitgenossen ansprechen müssen, um ihre Mutter vor dem Elende zu schützen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Chambery, Februar.

(Fortsetzung.)

Abbé Paramelle. Kunst.

Aus den vielen angeführten Fällen nehme ich nur einige wenige heraus. Als der Abbé Paramelle zum ersten Male nach Perigueux kam, empfing ihn der Maire bei sich und führte ihn auf die Terrasse seines Hauses, von der man die nächste Umgegend übersehen konnte. Man bittet den Hydroscopen um Anzeige, ob in der Nähe nicht Wasser vorhanden sey? Auf der Stelle bezeichnet er den Ort ganz in der Nähe, wo eine sehr schwache Quelle fließe. Der Eigenthümer des Gartens ist gerade gegenwärtig und versucht es auf alle mögliche Weise, den Irrthum der Angabe darzuthun; aber der Abbé bleibt dabei und fügt hinzu: „Wenn diese Quelle noch nicht bekannt ist, so braucht man nur an der bezeichneten Stelle ein wenig nachzugraben, so wird man sie finden.“ Der Versuch wurde auf der Stelle gemacht, und schon nach wenigen Minuten kam die Quelle gerade an dem angegebenen Ort zum Vorschein. Viel weiter hin, am Rand der Heerstraße, gab der Abbé gleichfalls eine Quelle an, und sie ward gefunden. Auf der Wiese eines Eigenthümers war eine Quelle durch eingesunkenes Mauerwerk und Erde verschwunden, und alle bisherigen Versuche, sie wieder zu finden, waren vergeblich gewesen. Paramelle wurde um Rath angegangen, und um ihn auf die Spur der Quelle zu bringen, wollte man ihm ihre ehemalige Stelle zeigen; er aber hält diese Nachweisung nicht für nöthig, sondern gibt selbst das ehemalige Quellbecken an, und bezeichnet hierauf die neue Richtung, die das Wasser genommen hat, wo es sich zuerst in zwei Arme theilt und sich dann wieder vereinigt. Bei der Nachsuchung wurde Alles auf's Genaueste bestätigt gefunden. Einmal aber glaubte man doch den Abbé im Irrthum zu finden. Am Abhang einer Anhöhe stehend, hatte er erklärt, daß durchaus keine Quelle auf der andern Seite der Anhöhe sey; man lächelte und führte ihn dahin, wo er auf einen reichhaltig fließenden Brunnen aufmerksam gemacht wurde. „Es ist wahr,“ äußerte nun Paramelle, „hier ist Wasser, aber nicht in seinem Ursprung, sondern von Menschenhand hergeleitet; die Quelle ist nicht hier, sondern auf der andern Seite, gerade da, wo wir eben standen.“ Man kehrte nun zurück, grub nach und fand wirklich die angegebene Quelle, die ein alter römischer Aquäduct um den Hügel herum auf die andere Seite führt. Ungeachtet dieses merkwürdigen und für den Landbau höchst kostbaren Talents ist Paramelle äußerst einfach und ohne alle Anmaßung. In seinem Departement verlangt er nur fünfzehn Franken für die Angabe einer Quelle, und von dieser geringen Summe überläßt er sogleich zehn Franken den Armen. Sollte die angegebene Quelle nicht gefunden werden, so zahlt er die fünfzehn Franken zurück. Paramelle wurde von einem Verein von Grundeigenthümern hieher eingeladen, und seine merkwürdige Quellenfindungskraft hat sich auch zwischen unsern Bergen, in unserer von Guienne geologisch so ganz verschieden gestalteten Landschaft auf das Genaueste bewährt.

Unser armes und kleines Savoyen bietet der bildenden Kunst keine Hülfsquellen dar, und um diese zu finden, müssen unsere Kunstfreunde nach dem benachbarten Italien oder Frankreich gehen. Indessen sahen wir doch vor Kurzem ein Gemälde Chabords aus Savoyen ausgestellt, eine historisch-allegorische Darstellung der vom Prinzen Eugen gewonnenen Schlacht von St. Quentin. Dieses Bild ist in die königliche Gemäldegalerie von Turin gekommen. Es hat allerdings Schönheiten in Zeichnung und Färbung, läßt aber durch seine gezwungene Allegorie kalt. Unsere Société académique hat einen Preis von vierhundert Franken auf irgend ein gutes Staffeleigemälde in Oel von einem savoyischen Künstler ausgesezt.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 48.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 25. Februar 1835.

Altmutter, euch belau'rten wir auf's Haar!
Wie, gnäd'ge Frau? Ihr hier? — Eu'r Spielzeug soll
Nun alles an den Tag.

Shakespeare.
Heinrich IV.

Alte Wunderhöfe und neue Gaunerindustrie in Paris.

(Beschluß.)

Ich sagte eben, die Spielenden können es kaum erwarten, ihr Glück zu vernehmen, denn es versteht sich von selbst, daß sich durch die Sehergabe der Wahrsagerin den Horchenden nur Glück und Segen offenbart. Nur das Mehr oder Minder kann in Frage kommen und hängt davon ab, welche Ansprüche sich der Anfragende vor Beginn des Orakels baar erkauft hat. Das Alles sieht und hört er so gut wie jeder fremde Zuschauer, dennoch drängt er sich ungeduldig zu und läßt sich stundenlange das Warten gefallen, wie vor der Thüre des Theaters. Merkwürdig ist ferner die edle Dreistigkeit, mit welcher diese sichtbaren Priesterinnen der geheimnißvollen Zukunft ihr unverschleiertes Spiel treiben. Nur die noch größere Stupidität des Volkes macht den unverschämten Hohn begreiflich. Wie viel der Wißbegierige ungefähr bezahlen könne oder wolle, demgemäß wie viel Glück er zu erwarten habe, sieht ihm die Wahrsagerin mit geübtem Auge an, oder sie entnimmt es aus einigen Fragen, die sie an ihn stellt. Darnach werden die Farben des Schicksalsgemäldes gemischt; sie sind mehr oder minder bunt, der Bericht ist ausführlicher oder kürzer, je nachdem der Lohn ausgefallen. Ist einmal das Wahrsagerhorn an Ohr und Mund angesezt und die Redemaschine aufgedreht, so geht die Sache ihren hergebrachten Gang, und die Neugierde, mit welcher die Wahrsagerin auf dem Stuhle ihre Blicke rings umherlaufen läßt, zeigt deutlich, daß sie an etwas ganz anderes denkt, als an die verborgenen Schicksalsfäden dessen, welcher in gläubiger Einfalt vermeint, für den Betrag von 10 Sous in die Zukunft schauen zu dürfen. Wahrlich, man muß gesehen haben, wie dumm das geistreichste Volk der Welt ist, um sich einen Begriff davon zu machen. Es ist aber unverbesserlich, denn es weicht auch dem Spotte, der ihm furchtbarsten Waffe, nicht; die eine Hälfte der Pariser Welt macht sich lustig über die andere, und beide gehen ihren abergläubischen Schlendrian, nur die eine mit etwas mehr Form und in vornehmerer Weise als die andere.

Seit dem eben beschriebenen Schauspiele in den elysäischen Feldern habe ich oft mit Vergnügen eine Karrikatur von Charlet betrachtet, die einem ähnlichen Auftritte ihre Entstehung verdankt. Der Bauernjunge im Soldatenrocke, Rekrut genannt, ist in Frankreich, wie allenthalben, das naivste, leichtgläubigste Geschöpf unter der Sonne. Der vornehmste Charakterzug desselben ist eine unbegrenzte, unglaubliche Eitelkeit auf seinen Rock und seine Person, und das riesenmäßig Fabelhafte ist ihm genehm und glaubwürdig, sobald es diese seine Eigenliebe

kitzelt. Im Frieden träumt er in Paris von vornehmen Weibern, Gräfinnen und Prinzessinnen, die sich in ihn verlieben und die ihn zum Glücklichsten der Sterblichen machen. Einstweilen und in Erwartung dieser Glückssonne knöpft er seine Kamaschen und macht links und rechts, und um dem trägen Glücke nachzuhelfen, bringt er von Zeit zu Zeit sein letztes 20 Solstück zu der Wahrsagerin oder Kartenschlägerin. Hier fehlt es natürlich an Prinzessinnen und Königinnen nicht, und er hat deren, so viel er will. Auf der Karrikatur von Charlet sehen wir nun einen jungen Soldaten vor einem Wahrsager in buntem, geheimnißvollem Anzuge, der ihm mit hochwichtiger Miene sein zukünftiges Schicksal mit folgenden Worten verkündet: „Eine vornehme, reiche, mächtige Prinzessin verliebt sich sterblich in einen jungen französischen und blonden Korporal auf der Parade; sie läßt ihn entführen und in ihre Staaten bringen, wo er freie Wohnung, freie Kost und freie Wäsche hat, wie die Regierung, auf Kosten der Prinzessin.“ Und während der junge Korporal in bausbackiger Glorie seiner zukünftigen Größe horcht und sich in der Erhebung über seine Kameraden gefällt, stiehlt ihm der Hanswurst das Schnupftuch aus dem Czako, den er aus Ehrfurcht vor einer so wichtigen Person abgezogen hat, er, der sonst überall fürchtet, der Soldatenehre etwas zu vergeben, wenn er anders als mit bedecktem Haupte erschiene.

Im Garten von Tivoli versammelt sich an den lieblichen Sommerabenden eine große, glänzende Gesellschaft der Pariser schönen Welt. Der ganze Pariser Flor an hübschen, ich will nicht gerade sagen übermäßig tugendhaften Weibern ist daselbst beisammen. Man findet daselbst Spiele aller Art, Theater, Marionetten, Taschenspielerkünste, Scheibenschießen, Ringstechen, Musik und Tanz, für eines Jeden Geschmack. In einem besonders eingerichteten Winkel des Parks, in vornehmer Zurückgezogenheit sitzt ein Wahrsager in orientalischem Gewande, mit kabbalistischen Zeichen bedeckt und im Zaubergürtel. Seine Kunst ist auf dem Anschlagzettel verkündet, und auf ein bestimmtes Zeichen verfügt sich das Publikum zu ihm, um zu sehen und zu hören, wie es so eben vor dem Marionettentheater gesehen und gehört hat. In den elysäischen Feldern, unter all dem gemeinen Volke, sich vor den Stuhl eines plumpen Betrügers stellen, um sich für einen Franken das Schicksal verkünden und sein Geld stehlen zu lassen, das ist trivial, einfältig und pöbelhaft; im Garten von Tivoli, in anständiger Gesellschaft, bei Musik und Spiel und glänzender Beleuchtung, das ist was anderes. Die Form schützt ein wenig gegen die Lächerlichkeit, und am Ende kann man doch so eigentlich nicht wissen, ob der Mann nicht wirklich wahrsagt.

Steigen wir eine Stufe höher. In der Rue de Tournon, in der Vorstadt St. Germain, kann man jeden Tag zu einer bestimmten Stunde eine Menge Leute in ein gewisses Haus eingehen und Equipagen vor demselben halten sehen, wie vor einem Wechselhause am Zahltage, oder einem Ministerpallaste zur Stunde der Audienz. In diesem Hause wohnt die berüchtigte Kartenschlägerin Lenormand, bekannt in ganz Paris, die ihr Wesen offen und frank treibt wie einen gewöhnlichen Handel. Sie nennt sich Buchhändlerin und Verlegerin, ist aber ihres wahren Gewerbes eine Kartenschlägerin und bedient als solche Klein und Groß gegen und nach Gebühr. In den Vorzimmern ihrer geschmackvoll und reich eingerichteten Wohnung werden die Eintretenden von der Dienerschaft empfangen, welche ihnen anempfiehlt, die Schuhe zu reinigen, damit sie die Fußteppiche der Herrin nicht beschmutzen. Im Salon selbst harrt die Wunderfrau in gothischem Anzuge, und ihre erste Frage ist: Für wie viel wollen Sie das Spiel gemacht haben? Je nachdem die Antwort ausfällt, für zehn, zwanzig, dreißig, fünfzig, hundert Franken, wird auch das Spiel einfach oder complicirt angelegt. Das findet das vornehme Publikum so gut in der Ordnung, wie der Rekrut die ganz analoge Frage der Wahrsagerin in den elysäischen Feldern. Für zehn, fünfzehn Franken hat man begreiflicherweise nur ein sehr gewöhnliches Glück, allein da die Hauptbesucher der Lenormand reiche und vornehme Standespersonen sind, so thut auch hier die Eitelkeit das Ihrige, und man bezahlt gut und viel um die Wette, und, was noch viel merkwürdiger ist, man glaubt an die Sprüche der Kartenschlägerin. Kurze Notizen über Namen und Vaterland des Anfragenden, über seine Lieblingsneigungen, die Thiere und Farben, welche er besonders liebt, ein Blick auf die Linien der hohlen Hand, mehr braucht es nicht, um die dunkle Zukunft zu enthüllen, und z. B. einem Kavalerieoffizier vorauszusagen, daß er in kurzer Zeit einen ruhmvollen Feldzug machen und zum Obersten vorrücken werde. Ich kenne Damen in Paris, welche vor jeder wichtigen Angelegenheit ihres Lebens — und was ist nicht wichtig in dem Leben einer Dame? — sich die Karten schlagen lassen, und erst vor Kurzem versicherte mich ein sonst geistreicher Franzose, jeden Morgen beginne er sein Tagewerk damit, die Karten um Aufschluß zu fragen, und niemals, seit zehn Jahren, haben sie ihm gelogen. Zugleich erzählte er mir, wie er die merkwürdige Erfahrung gemacht, daß ihm schon lange ein Unglück zugestoßen, so oft er ein frisches Hemd angezogen. Ich fragte ihn, warum er seit dieser merkwürdigen Wahrnehmung noch ein frisches Hemd anlege? Fürwahr, das geistreichste Volk der Welt ist sehr abergläubisch. Aber man richte nicht allzustreng den Rekruten in den elysäischen Feldern, die kokette Schöne in dem Garten von Tivoli und die große Dame bei der Lenormand in der Rue de Tournon. Man vergesse nicht, daß die Chronik von Paris von einem

Besuch spricht, welchen Pitt und Mirabeau zu Anfang der französischen Revolution der damals im größten Rufe stehenden Kartenschlägerin abgestattet, wobei die beiden Staatsmänner sich unter dem nämlichen Dach, und zwar unter dem Dache einer alten Hexe, begegnet haben.

Bilder aus dem Seeleben,

in Mährchen und Sagen.

(Fortsetzung.)

„Erlasse mir die Beschreibung unsers Schiffbruchs; es ging dabei so elend und entsetzlich her, wie Du es bei der Aufzählung von ein Dutzend andern Schiffbrüchen schon zur Genüge wirst gelesen haben. Ein Theil der Mannschaft rettete sich kümmerlich auf Brettern, ein anderer ging mit dem überfüllten Boote unter, mich nahm ein mitleidiger Kamerad, ein tüchtiger Schwimmer, auf den Rücken, und es gelang uns, den Strand einer kleinen Insel zu erreichen, die in ziemlicher Entfernung uns entgegenwinkte. Sie schien unbewohnt, doch hatte sie ein freundliches, heiteres Ansehen. Wir gingen bald an's Geschäft, Früchte zu sammeln, verzehrten diese in gemeinschaftlicher Mahlzeit und wählten uns dann ein Lager aus, das, so gut die wenigen Mittel, die uns zu Gebot standen, es zuließen, unter Bäumen am Ufer aufgeschlagen ward. Ein armer Schiffbrüchiger, der sich in sein Schicksal ergeben hat, der dem Himmel für das nackte Leben dankt, das die Wellen ihm gelassen, braucht sich nicht vergebens nach Schlaf zu sehnen; wir schlummerten bald in das Land glücklicher Träume hinüber. Es mochte in der Mitte der Nacht seyn, als ich plötzlich erwachte, in dem Bewußtseyn, als riese mir Jemand. Sogleich richtete ich mich auf, mein Blick suchte den Gegenstand, den ich dicht vor meinem Lager wähnte; doch ich sah kein lebendes Wesen — Alles um mich her war still und im herrlichsten Mondglanze leuchtend. Nie hatte ich noch eine so wundersam herrliche Nacht erlebt. Ein weißer Schimmer lag über dem Meere, das in seiner klaren Stille sich endlos vor mir ausbreitete, vom Silberglanz überschüttet, standen die Blumen des Ufers, und leise wankten ihre Kelche zu der flüsternden Musik der nahen Wellen, über meinem Haupte standen die breiten Fächer der Palmen unbeweglich still, nur hin und wieder schwankten sie und die dunkeln Blätter glänzten im Monde."

„Wie ich so saß und um mich schaute, überfiel mich eine unendliche Wehmuth; Gefühle, wie ich sie noch nie gekannt, zogen durch mein Inneres; Furcht und Hoffnung, irdisches Verlangen und sterblicher Reiz verschwanden aus meinem Herzen, und ein so seliger Friede nahm darin Platz, daß ich, auf meine Hand gestützt, weinen mußte, so innig weinen, wie ich in meinen Kindertagen geweint hatte. Als ich mein Haupt wieder aufrichtete, befrembete es mich nicht, eine Frauengestalt nicht weit von mir auf einem Ufersteine sitzen und den Blick ihrer dunkeln Augen auf mich richten zu sehen. Als sie merkte, daß ich ihre Gestalt und ihr Wesen aufmerksamer betrachtete, begann sie mit süßer Stimme zu singen, und löste so herrliche Klänge aus bewegter Brust, daß meine Wehmuth und mein Entzücken stieg, und ich in einen Zustand gerieth, wo ich mein ganzes früheres Leben, ja die Welt um mich her vergaß, und wo es mir dünkte, als zöge ich mit weichem, vollem Flügelschlage über das Meer dahin und mein Auge erschaute in Höhe und Tiefe alle lieblichen Wunder, die in der Welt verborgen waren. Dazu klangen immer die hellen Töne, die bezaubernden Weisen meiner Gefährtin. Als ich von dem träumerischen Zuge heimkehrte, ruhte mein Haupt am Busen des schönen Weibes, ihr Auge senkte sich in das meine, wie ein helles Silbergewölk flog ihr Schleier und hüllte uns ein, so daß der Mond nur verstohlen unsere Wangen küßte; um uns dufteten die Blumen und die Palmenblätter wehten. Ach! ich fühlte tief, ich war von allem Leid genesen."

Der Oheim hielt inne und fügte dann mit leiser Stimme hinzu: „Diese war nun eine Meerfee, eine Undine, wie sie der weitläufige und gelehrte Autor hier nennt, und ich hielt diese Meerfee umarmt, ich trank aus ihren Mondscheinaugen das Gift einer träumerischen Liebe, die die Welt nicht begreift und achtet." Ich sah den Oheim verwundert an; er erwiderte diesen Blick mit einem wehmüthigen Lächeln. „Gestehe es offen," rief er, „Du findest, daß ich krank und verwirrt spreche, Du siehst einen alten Mann vor Dir, der mit gebrochenem Auge und stammelnder Zunge von einer wunderlichen Liebschaft seiner Jugend berichtet; wer möchte sie ihm glauben? und dennoch, mein Sohn, war es so; doch denke Dir, daß damals unter den Palmen am Strande der einsamen Insel ein blühender Jüngling lag, nicht ein alter, schwacher Greis, daß in dem Herzen dieses Jünglings heißes Blut pulsirte und in seinem Kopfe alle Träume einer überirdischen Liebe schwärmten. Ist denn nun in diesem Alter, wo uns das Wunder so nahesteht, eine Liebschaft, wie die meine war, so unbegreiflich? — O gewiß nicht! Denke Dir eine schöne Fürstin, die einen blonden Schäferknaben liebt, die seine süße Jugend zu sich auf die Höhe des Throns zieht; ist hier nicht auch unbegreifliches Wunder? und dennoch ist es geschehen, wie uns die Geschichten der alten Welt beweisen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Elisa Mercoeur und Mad. Desbordes-Valmore.

Liest man die Klagen, welche in den Zeitblättern über die Verlassenheit, worin sich Elisa Mercoeur in ihrer lezten Lebenszeit befand, laut geworden sind, so muß man freilich gestehen, daß Frankreich gegen eine junge, darbende, gefühlvolle Dichterin sich nicht edelmüthig genug bewiesen hat; sie hätte mehr Unterstüzung verdient, und vielleicht hätte sie mehr geleistet, wäre ihr größere Theilnahme geworden. Sie lebte hier unter Reichen und in glänzender Gesellschaft, und war und blieb arm. Die Vergleichung ihres hülflosen Zustandes mit dem so mancher gut versorgten oder begüterten Schriftsteller war wohl geeignet, den Muth eines jungen, ohnehin schwächlichen Mädchens niederzuschlagen. Sie wollte sich, wie es scheint, im dramatischen Fache versuchen; dort hätte sie vielleicht neue Erfahrungen bitterer Art gemacht, wenn sie nicht vorzügliche Anlage zum Dramatischen besaß. Allerdings fehlte es ihr nicht an Freunden, oder was man in einer großen Stadt so nennt; ihr Herz aber ließen sie kalt, und die Arme sah sich mitten in der großen Welt wie verlassen. Wäre sie doch in ihrem Häuschen in Bretagne geblieben! Der Mutter kommt man jezt zu Hülfe, und daran thut man recht wohl; daß man aber alle diejenigen versorgen müsse, welche einige Anlage zur Dichtkunst beweisen, heißt doch wohl dem Staate zu viel zumuthen. Die Anstalt, die man für sie errichtet zu sehen wünscht, müßte außerordentlich groß seyn. Freilich gibt die Nation bedeutende Summen für wissenschaftliche Zwecke her, und es würde ein Leichtes seyn, einige so interessante Personen, wie Elisa Mercoeur war, zu unterstüzen. Man brauchte ja nur den Jahrgehalt dieses oder jenes, der wenig Anspruch darauf hat, zu vermindern und das Ersparte solchen hülflosen Personen zuzuwenden; aber dagegen sollten auch diejenigen, welche eine Belohnung oder Aufmunterung verlangen, ihr Talent auf solche Weise beurkunden, daß die Welt von ihrem Verdienste allgemein überzeugt würde. Uebrigens ist es ein Uebel, daß nicht Jedermann, der sich auf die Wissenschaften legen will, vor Mangel geschüzt ist, und oft seinem Hange Gewalt anthun muß, um durch etwas ganz Anderes, als wozu ihn die Natur treibt, ein kümmerliches Einkommen zu erwerben. Die zum Leben nöthigen Güter sind leider so schlecht und besonders so ungleich vertheilt, daß natürlich Ueberfluß und Schwelgerei einerseits, Mangel und Noth andernseits entstehen muß. In Frankreich kommt man seit der Revolution einer vernünftigern Theilung näher; aber dennoch, wie viel Ungleichheit, welcher grelle Abstich zwischen dem reichen Prasser in Paris und dem neben ihm wohnenden verdienstvollen Armen! — Eine Dichterin, welche mit Elisa Mercoeur manche Aehnlichkeit, aber dabei größeres poetisches Verdienst hat, ist Madame Desbordes-Valmore, die Frau eines Komödianten, deren Gedichte schon mehremals aufgelegt worden sind, und von welcher man jährlich neue Geistesprodukte in den Musenalmanachen findet. Eine ihrer lezten Dichtungen, la suite, enthält Klagen, wie man gewohnt war, sie von Elisa Mercoeur zu vernehmen:

. . . Trois fois adieu, ville inhospitalière!
Ville trois fois fermée à mes humbles malheurs;
Pour d'autres si riante et si pleine de fleurs,
Où ma vie arriva, blanche et pure écolière,
A quinze ans. Ville austère où j'appris à pleurer,
Où j'apportais un coeur si tendre à déchirer,
Où je sentis aux fleurs des épines profondes,
Où l'on voulut noyer mes ailes sous les ondes.

(Der Beschluß folgt.)

Chambery, Februar.

(Beschluß.)

De Boigne. Wissenschaftliche Sammlungen.

Unsere Stadt, die sich in neuerer Zeit durch verschiedene Gebäude und Anlagen sehr verschönert hat, wird nächstens eine neue Zierde erhalten. Es soll nämlich dem vor einigen Jahren verstorbenen General de Boigne ein Denkmal gesezt werden. Boigne war, wie ich früher in diesen Blättern erzählt habe, aus Chambery gebürtig, ging nach Indien, ward dort der Günstling und Kriegsminister eines reichen Fürsten, erwarb ungeheure Reichthümer, kehrte endlich mit ihnen in seine Heimath zurück, machte dieser für Verschönerung, Unterricht und wohlthätige Anstalten wahrhaft königliche Geschenke und Stiftungen, und starb hier, hochgeehrt von seinen Landsleuten. Ein geschickter Künstler, Namens Sapey, hat den Plan zu einem großartigen Monument gemacht, das auf dem Plaz St. Léger, oder auf dem Boulevard aufgestellt werden soll. Der Graf de Boigne ist aber nicht der einzige Chamberier, der uns in Verbindung mit dem Orient gesezt hat. Nahe bei Antiochien (in Syrien), und nur eine Meile vom Meer, besizt ein Engländer weitläufige Ländereien und Gärten, unter andern einen Weinberg von siebentausend Stöcken. Schon seit mehreren Jahren bezieht er von unserer weitbekannten Samen- und Pflanzenhandlung Ch. Martin-Burdin u. Comp seinen europäischen Bedarf für diese Anlagen. Kürzlich hat dieses Haus einen sieben Seiten langen Brief von dem Engländer erhalten, worin er nicht nur seine Zufriedenheit über alle bisherigen Sendungen und ihr Gedeihen auf dem asiatischen Grund und Boden ausspricht, sondern auch viele neue Bestellungen macht und ihm eine große Sendung von interessanten Pflanzen und von kostbaren Obstbäumen ankündigt. Auch dem Herbarium unserer Bibliothek, das er von frühern Zeiten her kennt, verspricht er eine Menge getrockneter Pflanzen. Seit zwanzig Jahren hat sich diese Bibliothek bedeutend vermehrt, und ist jezt einer Stadt vom zweiten Rang nicht unwürdig. Im Anfang hatte sie nur sechstausend Bände, jezt sind deren mehr als fünfzehntausend, und unter ihnen seltene Werke, schöne Ausgaben und kostbare Manuscripte. Außerdem gehören noch andere Sammlungen zu ihr, z. B. von Gemälden, unter denen einige Originale von guten Meistern sind, ein naturhistorisches Museum, das besonders an Vögeln und Mineralien des Landes reich ist, eine schöne Sammlung von Insekten, von Conchilien, ein großes Herbarium, ein Kabinet von achtzehnhundert römischen und einigen griechischen Münzen, ein anderes von Münzen und Medaillen aus der neuern Zeit. So sind denn Materialien genug vorhanden, um auf der Bibliothek Vorlesungen über Mineralogie, Botanik, Ornithologie, Alterthümer und besonders Numismatik zu halten; auch für junge Zeichner und Maler sind genug gute Muster vorhanden. Die Könige Karl-Felix und Karl-Albert, so wie jener große Wohlthäter Chambery's, der Graf de Boigne, haben wesentlich zum Anwachs der Bibliothek und ihrer Sammlungen beigetragen.

Was sagen Sie zu folgender französischen Charlatanerie, die ich so eben in unserer Zeitung lese: Nouvelle découverte. M. Kodet, peintre distingué, possède seul en Europe l'art de faire des vitraux gothiques. Dieser Herr Rodet hat seine Handwerksstätte in Lyon aufgeschlagen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 49.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 26. Februar 1835.

> Gegen Leute, welchen ungebundene Freiheit weit mehr am Herzen lag, als das Leben, bei welchen der Krieg von Jugend auf das einzige Handwerk war, konnte der Unterjochungsplan eines Fremden unmöglich gelingen, und diese Wahrheit fühlten Roms Beherrscher mit jedem Tage deutlicher.
>
> Mannert.

Die Römer im südwestlichen Deutschland.

Zweiter Brief.

Als die Römer, im Lauf ihrer Eroberungen, am Rhein mit den mannichfachen Völkerschaften näher bekannt geworden waren, welche sie, als sichtbar Eines Stammes, unter dem ihnen von den Galliern überlieferten, von diesen sichtbar mißverstandenen Namen Germanen zusammenfaßten, wurden sie bald gewahr, daß sie einem ungeheuern, körper- und geisteskräftigen, nach ihren Begriffen wilden und barbarischen Volke gegenüberstanden, das durch ewige innerliche Fehden in hohem Grade kriegsgeübt und durch seine eigenthümliche Verfassung vorzüglich geeignet und aufgelegt war, den Eroberer zu spielen. Dem heutigen Europäer, der im wahren Orbis terrarum ungefähr die Rolle spielt, wie einst der Römer in dem seinigen, standen und stehen zwei furchtbare und von ihm mißbrauchte Waffen zu Gebot, um Nationen, die ihm auf seinem Pfade lästig sind, unschädlich zu machen, um ihre Blüthe auszurotten und den Rest vollends sittlich zu verderben: Schießpulver und Branntwein. Der Römer dagegen hatte jenem Geschlechte wilder, kriegerischer Abenteurer gegenüber nichts voraus, als seine höhere allgemeine Kultur, bessere Bewaffnung und Kriegskunst; dieser Unterschied aber mußte sich in der Reibung der beiden Völker bald ausgleichen, und wenn der Römer, zum Schutz seiner Grenzen, sich germanische Stämme befreundete und ihre Hansen in Sold und Kriegsdienst nahm, ein Verhältniß, das diesen von ihren eigenen uralten Einrichtungen geläufig und ehrenvoll war, so erzog er nur die Heere, welche über ein Kleines den unbehülflichen Koloß des Reichs zertrümmern sollten. Zur Zeit aber, da die ersten germanischen Riesen, im Triumph aufgeführt, die Gaffer der Hauptstadt beschäftigten, und bald darauf die Blüthe ihrer Mannschaft den Cäsarn das wurde, was die Schweizer so vielen Potentaten gewesen sind, hatte Rom den Gipfel seiner Macht erstiegen, und so gelang es unter Augustus (30 Jahre vor, bis 14 nach Christus), in Gallien diejenigen germanischen Stämme, welche schon lange längs des linken Rheinufers Fuß gefaßt hatten, zu unterjochen oder zu vertreiben, und auf dieser Seite den Rhein selbst zur Grenze des Reichs zu machen, während anderseits zu gleicher Zeit auch die Länder am rechten Ufer der Donau, nach Besiegung der nicht germanischen Gebirgsvölker, römische Provinzen wurden.

So sehen wir denn unter Augustus die Länder am Rhein und Donau in folgende Provinzen getheilt: am Niederrhein herauf, bis dem Einfluß des Mains gegenüber, Niedergermanien (Germania secunda), weiter aufwärts bis zur Südgrenze des ehemaligen Elsaßes

Obergermanien (G. prima), beide wohl durchaus von germanischer Bevölkerung bewohnt; um den Rheinwinkel zog sich sodann die Provinz Maxima Sequanorum, die heutige Schweiz und ein Theil der östlichen französischen Departements, herum; an sie schloß sich Rhätien an, das alles Land von den Gipfeln der Alpen bis zur Donau längs derselben bis an den Inn umfaßte; weiter Donau abwärts folgten Noricum und Pannonien. Die Grundlage der Verfassung aller dieser Provinzen war Errichtung römischer Kolonien, die vorzugsweise aus Veteranen gebildet wurden. So erwuchsen im Lauf der Zeit den beiden Strömen entlang die Städte Cöln (Colonia Agrippina), Mainz (Moguntiacum), Worms (Borbetomagus), Speier ((Noviomagus), Straßburg (Argentoratum), Augst (Augusta Rauracorum), Augsburg (Augusta Vindelicorum), Regensburg (Reginum), nebst einer Menge anderer Orte, deren römische Namen sich vielfältig in den heutigen erhalten haben.

Die Unternehmungen der Römer zu Unterjochung des eigentlichen Deutschlands, von ihnen Großgermanien genannt, waren vorzüglich vom Niederrhein gegen Weser und Elbe gerichtet. Drusus und Tiberius kehrten mit entmuthigten Heeren unverrichteter Dinge zurück; sie triumphirten über Völker, die sie nicht besiegen konnten, und ihre steinernen Bulletins sind kürzere, aber noch pompösere Lügen als die papiernen des Moniteurs. Die Niederlage des Varus gab die Ueberzeugung, daß der freie Deutsche ein kriegerischerer und gefährlicherer Feind des römischen Namens sey, als Samniter, Karthager, Gallier, Hispanier und Parther, und jene Niederlage und die Züge des Germanicus, die lezten auf dem freien deutschen Boden, erscheinen als die ersten schwarzen Omina für Rom, indem gewaltige römische Heere mit allen Künsten der Taktik unterlagen oder kaum im Stande waren, da, wo sie erobern wollten, sich gegen wenige erbitterte und beutelustige Stämme vor dem Untergang zu schützen. Fortan erhielt die römische Politik eine ganz andere Gestalt, man beschloß, sich auf die Defensive zu beschränken, den Rhein zu befestigen, und die gegen Deutschland aufgestellten acht Legionen, welche die Eroberung hatten bewerkstelligen sollen, waren von nun an unentbehrlich, um nothdürftig noch ein paar Jahrhunderte lang den Andrang der Barbaren abzuhalten, welche Beutelust und ihr Geschick unaufhaltsam west- und südwärts trieb.

So wurden denn bald, indem man an der Donau dasselbe System befolgte, beide Flüsse gleichsam die mächtigen Wassergraben des ungeheuern Walls, der am Rhein ostwärts, an der Donau nordwärts gegen das freie Germanien Front machte. Aber der Umstand, daß gegen den Winkel zu, welchen die noch jugendlichen Ströme bilden, dieselben immer unbedeutender werden, und damit eine immer unzuverläßigere Schutzwehr boten, mußte jenen Winkel zum schwächsten Fleck des gewaltigen Bollwerks machen. Die Gebirge, welche in diesem Landstrich längs des rechten Ufers des Rheins und des linken der Donau hinziehen, Odenwald, Schwarzwald und schwäbische Alp, weit entfernt, den Grenzen zum Schutz zu dienen, boten nur dem Feinde schwer zu säubernde Schlupfwinkel, und so mußte es denn dem Römer höchst willkommen seyn, daß die Umstände es erlaubten, auf friedlichem Wege jene Gebirge und einen Theil ihrer Flußgebiete in den Bereich der befestigten Linien zu ziehen, und diese erst da an die beiden Hauptströme anzulehnen, wo ihr Rinnsal bereits breit und tief genug war, um für sich vor Ueberrumpelung zu schützen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Seeleben,

in Mährchen und Sagen.

(Fortsetzung.)

Ich senkte den Blick zu Boden, ich erwiderte den warmen Druck der Hand des Oheims, und dieser fuhr fort: „Meine holde Liebschaft erzählte mir, während mehrerer Nächte, in welchen sie zu mir kam und wir am Strande beim Mondglanze beisammen saßen, Vieles und Mancherlei von dem wunderbaren Reiche, das sie bewohnte; ich verstand, was sie sprach, obgleich es nicht die gewohnten Worte waren, die wir mit einander zu wechseln pflegen; ja, ich verstand sogar die geheimnißvollen Gesetze und Einrichtungen in dem Reiche meiner Geliebten, und ich fand sie ganz zureichend und zweckmäßig. Damals, mein Sohn, wußte ich besser Bescheid in dem Wasserstaate der Undinen, als bei den Wechseltischen der Börse; ja, mir erschien öfters das gewöhnliche, schale Alltagsleben mährchenhaft und wunderbar, so sehr hatte meine stille, süße Geliebte mich schon eingeweiht in die Angelegenheiten ihrer Erblande. „Ich sah Dich schon lange kommen," sezte sie ihr zärtliches Geplauder fort, „Du standst am Bord des mächtigen Schiffes, das nun dort zertrümmert liegt; mein Auge, Dir unsichtbar unter der Wasserfläche, suchte ängstlich das Deinige; wie gerne hätte ich diese sorglose Miene von Deinem Antlitz verwischt, denn ich wußte, daß die Gefahr Dir unabwendbar und nahe war. Um Deine Genossen bekümmerte ich mich nicht viel, sie waren mir gleichgültig; Deine Gestalt, Dein Blick hatten aber einen tiefen Eindruck auf meine sonst so bewegliche und kühle Wasserseele gemacht. Fürchtend und zagend schwamm ich euch nach und sah endlich die Klippe deutlich vor mir

aus dem Grunde ragen, an der euer Schiff bersten sollte; um die schwarze Felsenwand herum lagerten die neidischen Vettern und Muhmen, die mit boshaften Mienen den Todesstoß abwarteten. Ich konnte nicht in ihre kalten, höhnenden Gesichter sehen, noch weniger wollte ich dabei seyn, wenn das unglückliche Schiff strandete; ängstlich floh ich daher und barg mich, in meinen Schleier gehüllt, in einer einsamen Bucht dieser Insel. Das schreckbare Ereigniß ging vor sich, und bald darauf sah ich Dich, Geliebter, mit Deinem Gefährten an meine Insel heranschwimmen. Wer fühlte sich jezt wohl glücklicher als ich! Kaum erlaubte mir meine Ungeduld, die Stunde des Mondaufgangs zu erwarten, um Dich auf meiner Insel willkommen zu heißen. Du wirst nun wissen wollen, weßhalb meine Verwandten zu eurem Untergange mit beitrugen; Du wirst sie darum boshaft und tückisch schelten, und vielleicht fällt ein Theil dieser Mißbilligung auch wohl auf mich, und das könnte mich bitter schmerzen, da ich sie nicht verdiente; auch die Verwandten verdienen sie nicht, weil sie nichts Schlimmeres thaten, als ihr Haus und Hof schützen, was ihr auch gethan haben würdet, wenn übermächtige Feinde beides zu vernichten drohten."

„Eine meiner Muhmen besizt nicht weit von dieser Insel eine äußerst kostbare Perlenbank, die sie wie den Apfel ihres Auges hütet; diese kostbare Bank ward nun gefährdet durch euer Schiff, das gerade seinen Lauf auf sie zu nahm. Die Muhme eilte in der äußersten Bestürzung zu mehreren Vettern und Basen; es gelang ihr, die Verwandtschaft in Aufruhr zu bringen, und nun zog der ganze Schwarm eurem Schiffe entgegen, um es unvermerkt von der Perlenbank abzulenken. Doch es gelang nicht, euer Steuermann war zu gewiß seiner Sache und seinem Amte vollkommen gewachsen; unverwandt blickte er auf die Magnetnadel, steuerte immer gerade zu, und so schwamm das Schiff immer näher und näher an die Perlenbank heran. Die Muhme befand sich in äußerster Gefahr; sie besann sich nicht lange und griff schnell zu einem verzweifelten Mittel. Schon seit geraumer Zeit hatte ihr ein mächtiger, aber tückischer und äußerst übelgestalteter Nir den Hof gemacht; er war der Fürst eines ungeheuern Austernfelsen, und trachtete nach dem Besitz der Muhme wohl nur aus eigennützigen Absichten, um ihr Vermögen an sich zu reißen und die Perlenbank mit seinem Austernfelsen zu vereinigen. Wenn gleich diese Absichten ziemlich klar am Tage lagen, so war doch jezt keine Zeit, darüber viel nachzudenken; zur Genüge war bekannt, wie mächtig der Austernfürst war; sich ihm vertrauen, seine Hülfe anrufen, war also das einzige Mittel, die drohende Gefahr abzuwenden. Auf den leisen Ruf meiner Muhme kam er auch sogleich aus der Tiefe heraufgebraust, ein Heer häßlicher, schwarzer Dämonen folgte ihm, sie legten alle Hand an's Werk, und alsbald war das Schiff aus seiner Bahn gebracht und lief nun gegen die Klippe an, wie es der tückische Wille des Niren veranstaltet hatte."

„Siehst Du, mein Geliebter?" fuhr meine Freundin fort, „hat euch ein Unglück betroffen, seyd ihr um Hab und Gut gekommen, so sind andere Leute eben auch nicht glücklich gewesen. Rechne vor allen Dingen dahin das Schicksal meiner armen Muhme, die sich jezt dem Austerfürsten vermählt hat und in der Gefangenschaft dieses Rohen schmachtet. Welche Freude kann ihr wohl in dieser Ehe blühen? und dennoch, so weit ich sie kenne, segnet sie ihr Geschick, weil es ihr doch nun gelungen ist, ihre kostbaren Perlen vor Untergang und Zertrümmerung zu retten. Freilich muß sie sich jezt stellen, als empfinde sie Antheil und Freude an den Beschäftigungen ihres Mannes, nothgedrungen muß sie sich bekannt machen mit dem Leben, Gedeihen und den Einrichtungen des Austernstaates, obgleich ihr diese harten, schmutzigen, widrigen Schaalen, mit ihrem noch widrigeren Inhalt, von jeher gehässig gewesen sind. Und in der That, ich begreife auch durchaus nicht, welch ein seltsames Gelüste euch Menschen immer und immer wieder nach dem Besitz dieser Geschöpfe treibt; sie ermangeln so völlig aller Schönheit, und die Aehnlichkeit, die sie sich äußerlich mit der herrlichen Perlenmuschel anzulegen wissen, macht sie doppelt unleidlich. Im Grunde fühlt ihr auch wohl den Mangel, ohne es euch eingestehen zu wollen; denn sucht ihr nicht, bevor ihr es genießt, dem elenden Wesen auf alle Weise nachzuhelfen, bald durch Zitronensäure, bald durch besonders gewürzigen Wein? Es muß also wohl mit der gerühmten Herrlichkeit doch nicht so weit her seyn."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus dem Haag, Februar.

König Wilhelm im Schauspiel.

In Holland, wie in allen protestantischen Ländern, wird nicht der Namenstag, sondern der Geburtstag der Mitglieder des königlichen Hauses gefeiert. Die Feierlichkeiten dabei sind aber höchst einfach: Tags zuvor werden die Kanonen gelöst, am Tage selbst ist ein Theil der Häuser mit der orangefarbenen königlichen und der dreifarbigen Nationalflagge geschmückt und die Garnisonstruppen werden gemustert. Bei Hofe ist große Tafel und Abends Schauspiel bei beleuchtetem Hause. Nur an leztern nimmt das Publikum Theil; die Laden bleiben offen und Jedermann geht seinen Geschäften nach. Ich wohnte neulich einer solchen außerordentlichen Vorstellung bei. Das königliche Schauspielhaus im Haag ist, wie alle holländischen Theater, sehr unscheinbar; der Saal ist klein und die drei Logenreihen sind sehr

niedrig. Vorne, zu beiden Seiten der Scene, befinden sich zwei mit Draperie bekleidete Logen, die eine für den König, die andere für den Erbprinzen. Abwechselnd spielt eine französische und eine holländische Truppe. An jenem Abend gab die holländische ein auf die Feier bezügliches Vaudeville und ein neues, aus dem Französischen übersetztes Lustspiel. Das Haus war festlich mit Wachskerzen beleuchtet und die Logen mit Draperien in den Nationalfarben behangen. König Wilhelm, der seit der belgischen Revolution sehr selten das Schauspiel besucht, hatte sich eingefunden. Ich war darauf gefaßt, ihn und seine Familie vom Publikum empfangen zu sehen, wie es in der ganzen Welt bei derlei Gelegenheiten der Brauch ist; aber der donnernde Vivatruf, der beim Erscheinen des Hofes überall im Saale losbrach, klang herzlicher und ungeheuchelter, als ich es je gehört, und da ich im Laufe der Vorstellung zu meiner Verwunderung bemerkte, wie der größte Theil des Publikums im Paeterre und den obern Logen Hüte und Mützen aufbehielt, mußte ich mir gestehen, daß der Jubel eines so unceremoniösen Volkes doppelten Werth und doppelte Bedeutung habe. Dieses Verhältniß zwischen Hof und Volk, jener steif und in Parade, dieses völlig ungeniert, schien mir ächt holländisch, eine wahre royauté entourée d'institutions républicaines. Das Orchester spielte das Nationallied, und der König und die ganze Familie, wie das Publikum, blieben während desselben stehen. Man begrüßte sich beiderseitig noch verschiedene Male, und der Vorhang ging auf. Für den größten Theil der Zuschauer, denen die Leute auf der Galerie die Hauptsache waren, war er schon lange aufgezogen. Neben dem Könige saß die Königin, die ungefähr in seinem Alter seyn mag; gewöhnlich kleidet sie sich ungemein einfach, heute aber hatte sie ihre bescheidene Haube à la Marie Stuart mit einer prächtigen, von Diamanten strahlenden Toque vertauscht. Hinter Ihren Majestäten standen verschiedene Offiziere des Hauses und saßen mehrere Ehrendamen. In der Loge gegenüber befanden sich die Prinzen. Ich hatte König Wilhelm lange nicht mehr gesehen; ich fand sein Aussehen bedeutend älter, ob er gleich stärker geworden ist. Er trug eine blaue Uniform, roth ausgeschlagen, mit einer matten Goldborte, dicke Epauletten, einen Stern, graue Beinkleider und gelbe Handschuhe. Der Blick dieses roi-stathouder, wie ihn die Franzosen nennen, hat etwas Durchdringendes, Forschendes, um seinen Mund spielt ein spöttischer Zug, aus seinem ernsten Gesicht spricht aber Herzensgüte. Es schien mir durch die Widerwärtigkeiten an Ausdruck und Charakter gewonnen zu haben. Während des Vaudevilles, von dem ich leider nichts verstand, das aber, nach den Aeußerungen des Publikums zu schließen, sehr lustig gewesen seyn muß, heiterten sich des Königs Züge zuweilen auf; meistens aber erschien er niedergeschlagen, in sich gekehrt. Er fuhr oft mit der Hand über die Stirne und schlug den Blick aufwärts. Zwischen beiden Stücken spielte der Thee, der bekanntlich in Holland nirgends fehlen darf, seine obligate Rolle, und erst damit begann eigentlich die Gala. Der Thee ist der Nektar des Holländers, ein nothwendiges Element bei jeder Feierlichkeit; in Holland gibt es kein Vergnügen ohne Thee, eine öffentliche, wie eine Privatversammlung ohne ihn ist ein Unding, und so machte er denn auch hier gleich nach dem ersten Stück die Runde im Saal und füllte den ganzen Zwischenakt aus. Ein Lakai präsentirte dem König und der Königin die ersten Tassen, und sofort ward der ganze Hof bedient nach Standesgebühr. Als die Vorstellung zu Ende war, erhob sich Alles, das Nationallied wurde noch einmal gespielt, der Zuruf des Publikums von den Herrschaften gebührend erwidert, und Jedermann ging nach Hause.

Paris, Februar.

(Beschluß.)

Drouineau.

Auch Madame Desbordes-Valmore scheint nicht glücklich zu seyn; indessen herrscht doch in ihren Dichtungen überhaupt kein so melancholischer Ton, wie in den Mercoeurschen. Diese Frau scheint sich mit dem Leben besser vertraut gemacht zu haben, als die jugendliche Elisa, und von dem gesellschaftlichen Zustande nicht mehr zu erwarten, als er zu geben pflegt. Zu den unglücklichen Dichtern gehörte auch der jüngst gestorbene Drouineau, ein ächt poetischer Kopf, der aber leider nicht zur völligen Reife gelangt ist. Dieser aufbrausende Jüngling, der frühe seine Gattin verloren hatte, suchte sich eine neue Bahn zu brechen, und da er mit dem jezigen Zustande der Gesellschaft in seinem Vaterlande höchst unzufrieden war, so ward es seine Lieblingsidee, einen neuen religiösen Sinn bei seinen Zeitgenossen zu wecken; auf dieses Ziel wirkte er durch seine auch im Auslande bekannt gewordenen Romane hin. In seinen Dichtungen war er kühn und feurig, und ließ die sogenannten klassischen Muster ganz außer Acht. Die Alten schien er wenig studirt zu haben; seine Dichtungen enthielten daher auch keine Nachahmungen, sondern waren die Früchte seines eigenen Genies. Eben hatte er eine vollständige Sammlung seiner prosaischen und poetischen Schriften veranstaltet, als sein Verstand in Verwirrung gerieth. Dies äußerte sich durch auffallende Züge von Eitelkeit. Sonderbar ist es, daß sich bei vielen französischen Dichtern die Eitelkeit auf widrige Art Andern aufdringt, auch wenn sie ihrer Vernunft mächtig sind und sich im Uebrigen nicht ungebührlich betragen. Der Beifall, den sie in Gesellschaften und in Tagesblättern erhalten, bewirkt wohl eine Art von Rausch bei ihnen und nimmt ihnen die Besinnung. Drouineau's Gemüthszustand wurde im vorigen Jahre so bedenklich, daß ihn seine Familie nach la Rochelle abholte. Hier stellte sich durch gute Pflege sein Verstand wieder her. Er hatte ein Trauerspiel geschrieben und beim Théâtre français eingereicht. Er erfuhr aber, daß Cas. Delavigne denselben Gegenstand tragisch behandelt habe und daß die Schauspieler das Stück des Leztern vorzögen. Nun fiel Drouineau wieder in seine Gemüthskrankheit zurück, und war verloren. Vergebens betrieb Cas. Delavigne die Aufführung des Drouineau'schen Trauerspiels vor dem seinigen, und bewirkte auch den Beschluß, daß man jenes zuerst aufführen wolle. Es war zu spät für den jungen, gemüthskranken Dichter, und er starb, ohne wieder zur Besinnung zu kommen. In seinem Trauerspiel Rienzi, das vor mehreren Jahren auf der Odeonsbühne aufgeführt wurde, hatte er bereits seinen Beruf zum tragischen Dichter bewährt, und gewiß würde er sich höher geschwungen haben, wäre er nicht so plözlich, mitten in seiner glänzenden Laufbahn, durch den Verlust seiner kostbarsten Fähigkeit gehemmt worden. Sein Streben aber, in Frankreich ein gereinigtes Christenthum einzuführen, wird nun wohl keine weitern Folgen haben. Ich glaube nicht, daß der Dichter eifrige Anhänger gefunden hat. Ein neues, bloß spekulatives Christenthum wird schwerlich in Frankreich aufkommen; sind doch die Plane zur materiellen Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes, wie sie St. Simon und Fournier entworfen hatten, fast gänzlich gescheitert.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 50.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 27. Februar 1835.

Tremble! je vois pâlir ton étoile éclipsée;
La force est sans appui, du jour qu'elle est sans frein.

Delavigne.

Aus Schiller's Nachlass. *

Mag die Welt in thörichtem Erstaunen
Knechtisch deiner Macht Verehrung weihn,
Immer wirst du doch das Spiel der Launen
Einer blinden Zufallsgöttin seyn.
Wenn der Sklav im Staube dich bewundert,
Trau der feigen Schmeichelrede nicht;
Später hält ein künftiges Jahrhundert
Ueber dich das Strafgericht.

Wie du grausam, was bestand, zertrümmert,
Stürzet in Ruinen auch dein Reich,
Und die Krone, die dein Haupt umschimmert,
Wird von Thränen der Verzweiflung bleich.

Wer mit Sicheln der Zerstörung mähet,
Färbt den Purpur mit der Unschuld Blut,
Ernten wird er, was er ausgesäet,
Untergehn in blinder Wuth.

Einen Welttheil hast du dir errungen,
Ferne Kronen auf dein Haupt vereint,
Millionen Knechte dir erzwungen,
Doch für deinen Kummer keinen Freund;
Bist du einst des Blutvergießens müde,
Reicht dir Liebe keinen Labetrunk,
Selbst das Losungswort der Tugend: Friede,
Wird durch dich zur Lästerung.

Einsam sitzest du auf deinem Throne,
Wie die eiserne Nothwendigkeit,
Und dein Name tönt durch jede Zone,
Als die blut'ge Geißel seiner Zeit.
Was du wünschest, wirst du nie vollenden,
Von Begierden einsam aufgestört,
Nur ein Werkzeug in der Rache Händen,
Wirst auch du von ihr zerstört.

* Aus den von Schiller herrührenden sehr reichen Papieren, welche im Besitze der Erben des verstorbenen Freiherrn von Cotta sind, heben wir obiges Gedicht aus, dessen Inhalt es begreiflich macht, warum dasselbe den ersten Auflagen der Schiller'schen Werke nicht einverleibt worden ist.

D. Red.

Bilder aus dem Seeleben,

in Mährchen und Sagen.

(Fortsetzung.)

„Doch gleichviel," fuhr meine Freundin fort, „uns, die wir ganz andere, geistigere Dinge zu unserer Nahrung wählen, steht kein Urtheil über diese Dinge zu; ja, es könnte leicht seyn, daß wir gerade diesen gehässigen Schaalen eine besondere Verpflichtung schuldig würden; denn die fortwährende Pflege und Hütung, deren sie bedürfen, könnte leicht den Austerfürsten dergestalt in Thätigkeit halten, daß er weder meiner Muhme noch der Verwandtschaft viel zur Last fällt. Ich habe ein halbes Jahr ganz in der Nähe des Treibens gewohnt und weiß daher ziemlich umständlich, wie es dabei zugeht. Unaufhörlich sind eine Menge Diener und Gesellen beschäftigt, Tag und Nacht hindurch schwimmen sie um den Felsen, und die überall hin vertheilten Aufseher sind unermüdlich, Ordnung und Thätigkeit stets wach zu erhalten. Eine ganze Abtheilung der Arbeiter hat das Geschäft, die Zellen in den Felsen zu höhlen, andere pappen und leimen unaufhörlich, um die Anzahl von Schaalen zu Stande zu bringen, wieder andere bringen die jungen Austern Nachts an den Strahl des Mondes, daß sie Kräfte sammeln und gedeihen mögen; eine ganze Schaar kleiner Geister kriecht auf dem Boden des Meeres herum, um die zartesten Meerthierchen aufzulesen zur Speise für ihre Pflegebefohlenen; unterdessen nehmen andere fürchterliche Ungestalten an, um die gefräßigen Raubfische vom Felsen wegzuscheuchen; die gutwilligsten und erfahrensten Geister sind jedoch dazu bestimmt, mit den jungen Austern Reisen zu unternehmen, daß auch die Kraft und Fülle fremder Meere in ihr Wesen übergehen und es bilden. In der That, sollte man wohl meinen, daß so viele Anstalten zur Bildung und Erziehung von Geschöpfen nöthig wären, die doch nur eine höchst niedrige Staffel auf der Leiter der Kreaturen einnehmen? Ich muß gestehen, daß meine Muhme und ihre Dienerinnen auf die Pflege der Perlen kaum so viel Sorgfalt und Bemühungen anwenden, und dennoch, welch ein Unterschied zwischen dem leuchtenden, holdseligen Perlenauge, das in dem Diadem einer schönen Fürstentochter glänzt, und der dumpfen Auster, deren ganze Bestimmung ist, einen augenblicklichen Kitzel auf den Gaumen verächtlicher Leckermäuler auszuüben!"

Der Oheim hatte diese Worte mit dem ihm eigenthümlichen gutmüthigen Lächeln gesprochen. „Ich führe sie Dir an," sagte er nach einer kleinen Pause, „zum Beweise, wie ich mit meiner schönen, geheimnißvollen Freundin nicht nur wundersame Liebesgespräche, bunte und phantastische Traumreden hielt, sondern wie ihr lieblicher Mund auch nach menschlicher Weise mit mir zu scherzen pflegte, und wie es ihr gefiel, die Wunder ihres herrlichen Reiches in die mir schon geläufigen Bilder und Vergleiche zu kleiden. Indessen leuchtet schon, ohne daß ich es anzudeuten brauche, der Irrthum hervor, in welchem meine zarte Geliebte in Hinsicht der Eigenschaften der Auster sich befand; sie theilte ihn mit mehreren vornehmen und weichlichen Damen unserer Gesellschaft, die auch nichts von diesem köstlichen Juwel einer gutbesetzten Tafel wissen wollen, sondern in schnöder Uebertreibung es zum Geschlechte der Spinnen, Käfer und sonstigem widrigen Geschmeiße zählen und hiemit mit Abscheu verwerfen. Unser Streit über diesen Gegenstand war so kurzweilig und anmuthig, und erwuchs zu einer so lieblichen Wichtigkeit, wie jede Kleinigkeit anzunehmen pflegt, die unter zwei Liebenden zur Sprache kommt. Doch ich vergesse, daß während ich hier im Lande des Mährchens lebte, die Zeit darum in der Außenwelt nicht stille stand."

„Es wurde mir und meinem Gefährten bange um's Herz, da ein Tag nach dem andern, eine Woche nach der andern verging, und sich immer kein Retter an dem Strande unserer einsamen Insel zeigen wollte; zwar fehlte uns nichts, als die Freiheit, doch diese ist ein unentbehrlicher Schatz. Mein Gefährte, dem keine so holde Trösterin wie mir allnächtlich erschien, fühlte sich besonders unglücklich. Endlich gelang es der Wachsamkeit meiner Freundin, mir eine erfreuliche Botschaft zu bringen; sie hatte in weiter Ferne ein Schiff entdeckt und berichtete, daß es seinen Lauf auf unsere Insel zu nehme. Als sie mein freudiges Erstaunen bei dieser Nachricht sah, verhüllte sie ihr Antlitz und vergoß häufige Thränen. Ach! ich hatte nicht bedacht, daß unsere Trennungsstunde jetzt nothwendig schlagen müsse; der Gedanke, so wie er plötzlich sich meiner bemächtigte, drückte alle Freude nieder, mir erschien jetzt nichts wünschenswerther, als mein ganzes Leben hindurch allein mit der Geliebten die schöne Insel zu bewohnen, dereinst unter den Palmen mein Grab zu finden und dergestalt nie Europa und die meiner dort wartenden, engherzigen und beschränkten Freunde wiederzusehen. Dann, dachte ich bei mir selbst, endigt sich dein Leben vollkommen wunderbar und heilig, es kommt kein possenhafter Schluß darauf, der Alles vernichtet; du hast nicht nöthig, deine Seele zu zwingen, daß sie vergesse, wie es ihr einst vergönnt gewesen, aus dem lautern Quell der schönsten Dichtung zu schlürfen. Diese und ähnliche Gefühle bestürmten mein Inneres in der Nacht vor meinem Scheiden, ich verbarg mich in das Dickicht der Gebüsche, ich wollte das rettende Schiff nicht sehen, das immer näher an die Insel herankam, mein Auge schwamm in Thränen,

mein Busen war auf's Heftigste bewegt. Doch war die Lenkung der Umstände nicht mehr in meine Macht gegeben, mein Gefährte hatte bereits sein Möglichstes gethan, die fremden Schiffer anzulocken; es war ihm gelungen, ein Boot kam heran, man forschte nach mir, und ich mußte nun aus meinem in der Verzweiflung gewählten Versteck hervortreten. Damals, geliebter Sohn, in dem Schmerz der Trennung drohte mein Herz zu brechen; drei Tage hindurch kam keine Nahrung über meine Lippen, unaufhörlich starrte ich, über den Bord gelehnt, in die klaren Wellen, so daß die Schiffsleute mich für geisteskrank hielten; allein ich konnte nicht anders, denn nur mir sichtbar zeigte sich unter der Krystalldecke das Antlitz der Geliebten; sie wollte mich nicht verlassen, und dennoch mußte sie zurückbleiben, als das Schiff immer höher nach Norden steuerte."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Römer im südwestlichen Deutschland.

(Fortsetzung.)

Der Winkel zwischen Rhein, Main und Donau war zur Zeit Cäsars und der ersten Kaiser nie der Kriegsschauplatz gewesen. Nach den Berichten von Cäsar und Tacitus, unsern einzigen Quellen in dieser Beziehung, hatten, geraume Zeit rückwärts, im Süden des großen hercynischen Waldes gar keine germanischen Völker gelebt, sondern am linken und rechten Rheinufer nur die Gegenden abwärts vom Einfluß des Mains innegehabt; südlich vom Main hatten seit mehreren Jahrhunderten celtisch-gallische Stämme, zunächst am Rhein die Helvetier, weiter an der Donau abwärts die Bojer gehaust, welche dem heutigen Böhmen den Namen gegeben. Aber ganz anders fand es schon Cäsar um die Mitte des ersten Jahrhunderts vor Christus: nach ihm soll ein deutscher Stamm, die Markomannen, jene Bojer aus ihren Wohnsitzen vertrieben haben, und er traf am obern Lauf des Rheins zu beiden Seiten desselben suevische Stämme als herrschend. Die Cimbern und Teutonen, durch welche 113 Jahre vor Christus Rom zum ersten Male durch Germanen erschreckt wurde, waren ohne Zweifel nur die Vorhut jener aus dem nordöstlichen Germanien an Rhein und Donau vorgedrungenen suevischen Heere, welche somit etwa fünfzig Jahre vor Cäsar die Eroberung der celtischen Länder am rechten Rheinufer vollendet hatten. Der Landstrich zwischen Rhein, Main und Donau war also zur Zeit, da Augustus Rhätien und das rechte Donauufer eroberte und andernseits den Rhein zur Grenze machte, vorzugsweise von deutschen Völkern suevischen Stammes bewohnt; denn ob und wie starke Reste der alten celtischen Bevölkerung sitzen geblieben, wird nirgends gesagt. Das Hauptvolk im jetzigen Schwaben waren damals die Markomannen; diese, in ihrem gegen Westen und Süden gerichteten Zuge durch die von beiden Seiten vorrückenden Römer gehemmt, wichen der feindlichen Berührung aus, und einige Jahre vor dem Anfang unserer Zeitrechnung führte ihr Fürst Marbod einen großen Theil seiner streitbaren Mannschaft zurück in die alten Wohnsitze der Bojer, Bojemum, wo er ein eigenes Reich stiftete und erst später weiter abwärts an der Donau mit den Römern handgemein wurde. Die am Oberrhein zu beiden Seiten sitzenden kleinen Völker, Vangionen, Nemeter, Triboker, waren Freunde und Schutzgenossen der Römer, der gegen Osten nächste suevische Stamm, die Hermunduren, hielt sich ruhig, und so lag Breisgau, die Pfalz, ganz Schwaben dem Eroberer offen, und er konnte ohne Schwertstreich — denn nirgends verlautet etwas von ernstlichem Widerstand — in diese Länder einziehen und sie, wie Tacitus es bezeichnend nennt, zu einer Ausbucht des Reichs machen.

Der Zeitpunkt, wo diese Bewegung begann, läßt sich nicht ganz genau angeben; aber Tacitus, der unter Trajan am Schlusse des ersten Jahrhunderts schrieb, berichtet uns, daß es vorzüglich gallische Kolonisten aus den benachbarten Provinzen waren, welche sich in diesem gesegneten, wohl seit den ältesten Zeiten angebauten und, wie wir eben gesehen, in frühern Jahrhunderten mit celtisch-gallischer Bevölkerung gefüllten Landstrich niederließen. Eine Menge in den römischen Geschichtsbüchern verzeichneter Ortsnamen in diesem Gebiet, welche entschieden gallisches Gepräge tragen, wie Juliomagus, Neomagus, Lupodunum, Tarodunum, Brigobanne u. s. w., bestätigen dies; nur möchte es schwer auszumachen seyn, wie viel von diesen celtischen Sprachresten auf Rechnung jener uralten gallischen Bevölkerung zu schreiben, und wie viel mit den neuen gallischen Ankömmligen eingewandert ist. Die Stelle des Tacitus in seiner Beschreibung von Deutschland, welche den eigentlichen Angelpunkt der Geschichte unsers Zehntlandes bildet, und wirklich die einzige ist, die dasselbe mit Namen nennt, lautet nun aber folgendermaßen: „Zu Deutschlands Völkern möchte ich diejenigen nicht rechnen, welche, obgleich sie sich jenseits des Rheins und der Donau niedergelassen, die Zehntlande bebauen. Ein Haufen leichtsinniger Gallier, aus Armuth unternehmend, hat sich auf diesem Boden von ungewissem Besitze angesiedelt, und nun, nach gezogener Grenzmark und nachdem die Besatzungen vorgerückt, gilt jener Landstrich als eine Ausbucht des Reichs und als Theil einer Provinz."

Die Ländereien, dies geht daraus hervor, wurden nach dem Systeme, das die Römer bei allen ihren

Eroberungen befolgten, den Kolonisten gegen Entrichtung des Zehnten in Erbpacht gegeben. Indessen muß man nicht glauben, als ob die Bevölkerung deshalb rein römisch-gallisch gewesen wäre; schlugen auch diese Elemente Anfangs stark vor, was immer noch zweifelhaft ist, weil nicht nur manche deutsche Stämme nicht weggezogen waren, sondern auch die ausgewanderten sicher starke Reste zurückgelassen hatten, so mußte sich dies in der Folge jedenfalls bedeutend ändern; denn abgesehen davon, daß die Legionen von den Germanen ergänzt wurden und ganze Schwärme von Deutschen in gesonderten Haufen überall in den römischen Heeren dienten, brachte es, wie wir noch später sehen werden, das Militärsystem bald mit sich, daß ganze deutsche Völkerschaften auf allen Grenzen, zu Sicherung derselben, angesiedelt wurden. Wie dem aber auch sey, jene mit römischer Kultur vertrauten, an römische Einrichtungen gewöhnten Gallier bringen Wein- und Obstbau und neue Arten des Ackerbaus in ihr neues Vaterland. Der Deutsche hatte von Uralters nur Gerste und Haser gebaut; jezt wandern die von jeher in Italien heimischen Speltarten auch im südlichen Deutschland ein. Mit der römischen Provinzialeinrichtung ziehen sich aber auch Handwerke und bürgerliche Gewerbe aller Art aus den ältern römischen Besitzungen herüber, und Handelsleute, Landmesser, Schiffer, Flößer, Handwerker lösen auf den Denkmalen, die wir dem Boden entrissen, den Göttern ihre Gelübde, oder erhalten das Andenken ihrer verblichenen Angehörigen, oder machen Cäsar Augustus Komplimente. Eine der zahlreichsten und fleißigsten Zünfte war ohne Zweifel die der Töpfer: unbegreiflich groß ist die Zahl der Ziegel- und Topfscherben, zum Theil von trefflicher Materie und Arbeit, häufig mit den Namen der Legionen oder des Töpfers bezeichnet, welche in Schwaben Spaten und Pflug an tausend Stellen zu Tage fördern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Turin, Februar.

Naturereignisse.

Auch in Piemont war das vorige Jahr reich an unerwarteten und außerordentlichen Erscheinungen, und die Ordnung der Natur schien eine bedeutende Verrückung erlitten zu haben, wogegen sich in der Politik Alles noch fester gestaltete und krystallisirte. Während in dem reizenden Aostathal, gerade wie eben jezt wieder, herrliche Frühlingswärme die Mandel- und Kirschbäume zur Blüthe brachte, und auch der innere Pflanzentrieb so mächtig war, daß sich wieder Trauben bildeten, von denen einer der Merkwürdigkeit wegen hieher geschickt wurde, wütheten in demselben Augenblick an unsern genuesischen Küsten furchtbare Stürme und Orkane. Im Februar wurden in Genua zwei derbe Erdstöße bemerkt, die in geringerm Grad auch hier verspürt wurden, wie in südlicher und östlicher Richtung zu Parma, Reggio, Modena und Lucca, und auch zu Mailand. Gerade eben so war es in den ersten Tagen des Julius. Während wir hier gegen das Ende des Junius an entsetzlicher Hitze litten, brach ein furchtbares Gewitter über unserer Stadt aus; es fiel ein so dichter Hagel, daß unsere Hauptstraßen und Plätze, besonders Gran Doira, S. Carlo, die Strada nuova und der große Schloßplatz weiten russischen Schneefeldern glichen, auf denen man einige Minuten hätte Schlitten fahren können. Nach einer kleinen Viertelstunde war aber diese nordische Phantasmagorie schon zu Ende und es herrschte wieder die vorige Hitze. Ende Augusts geschah Aehnliches in Genua, nur war hier wegen der abschüssigen Lage der Stadt an dem schnell und reißend anschwellenden Bisagno mehr Gefahr. Dieses eben ganz vertrocknete Wasser schwoll durch einen furchtbaren Platzregen so schnell an, daß ein Mädchen von neunzehn Jahren, die hindurch zu ihrer Mutter eilen wollte, ergriffen und fortgerissen wurde. Etwas weiter unten sahen sie glücklicherweise Arbeiter, stürzten sich in den Strom, wurden zwar auch eine Strecke fortgerissen, faßten aber doch das Mädchen und retteten sie glücklich. Furchtbarer als alle diese Ereignisse waren am 27sten und 28sten August — gleichzeitig mit dem Gewitter in Genua — die entsetzlichen Regengüsse und Ueberschwemmungen im ganzen Val Sesia, der wilden Tosa entlang, und besonders bei Domo d'Ossola. Nicht bloß Wiesen, Felder, Weinberge und eine Menge Wohnungen wurden überschüttet oder weggerissen, sondern es kamen dabei leider auch manche Familien ganz um. Auch hier entgingen kleine hülflose Kinder dem Tod, indem die Fluth sie in ihren Wiegen forttrug und an glücklicher Stelle auswarf. Die ausgetretenen Ströme rissen starke steinerne Brücken weg, durchbrachen Dämme, zerstörten Straßen und überschwemmten mit den Trümmern weit und breit die Felder. Bei dem Dorfe Crodo schwoll der an der Mauer des Kirchhofs hinfließende Strom so furchbar durch hinzukommende Wasser an, daß er in wenigen Augenblicken über diese hohe Mauer ging, sie einriß, den Kirchhof überschwemmte, Kreuze und Grabsteine wegriß, die frischen Gräber aufwühlte und gewiß die Grundmauern der Kirche selbst bedroht haben würde, wenn die Ueberschwemmung länger gedauert hätte. Dieser Strom riß auch in einem Augenblick zehn Häuser um und begrub ihre Einwohner in den Wellen; nur einige Kühe und Hunde retteten sich durch Schwimmen. Durch diesen furchtbaren Natur-Paroxysmus litten mit diesen Thälern zu gleicher Zeit auch die nachbarlichen Schweizerkantone Tessin, Uri, Graubündten, deßgleichen das Genueser Land, die Thäler von Aosta, von Biella und Ivrea, Nizza, die Provinzen am Appenin, die Gegenden von Vercelli, Novara, Lumellina, Tortona und Vogherą, die Lombardei und besonders Padua. Ueberall wurden Dämme, Brücken und Heerstraßen weggerissen. Kaum hörte der König von diesen Unglücksfällen, als er für's Erste, und ohne weitere Berichte abzuwarten, 200,000 Fr. zur Hälfe der Unglücklichen aus seiner Privatkasse bestimmte, eine Summe, die er hernach noch verdreifacht hat. Auf ähnliche Weise steuerten die Königin und die Prinzen bei.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 51.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 28. Februar 1835.

Und also war's: seit meiner Jugend
Schied von den Seelen Andrer sich mein Geist,
Und sah die Erde nicht mit Menschenaugen.

Byron.

Bilder aus dem Seeleben,

in Mährchen und Sagen.

(Fortsetzung.)

Bis hieher war der Oheim in seiner Erzählung gelangt, und ich hatte noch immer keine Auskunft wegen der Perle erhalten, wußte noch immer nicht, weßhalb die Abreise hatte aufgegeben werden müssen. Der gute Alte, versenkt in so seltsame, liebliche Jugenderinnerungen, schien jede Forderung der Außenwelt vergessen zu haben; endlich sah er meinen fragenden Blicken das Unbefriedigende seiner Erzählung an, er nahm daher wieder das Wort, indem er mit einer wehmüthigen Miene sagte: „So gehörst Du denn auch, lieber Sohn, zu den mir oft recht unbequemen Leuten, die auf Erklärungen und Nachweisungen dringen, und die nicht eher sich zufrieden geben, als bis sie zu einer sogenannten handgreiflichen Gewißheit gelangt sind! Siehe, ich meinte, Du hättest schon mit mir Platz und Stimme im Reiche des Wunders genommen, so daß es Dich durchaus nicht befremdete, wenn ich nun das Allerseltsamste folgen ließe, oder wohl gar die Thüre sich öffnete und sie selbst, die fremdartig schöne Geliebte meiner Jugend, gehüllt in ihren wasserblauen Schleier, hereingerauscht käme; allein ich sehe, Du wirst nicht in meine Fußstapfen treten, und das ist denn auch wohlgethan von Dir. Werde mit Leib und Seele ein tüchtiger Kaufmann, mache Dir, so viel Du vermagst, die Erde unterthan, daß sie Dir ihr verborgenes Gold und ihre Gewürze ausliefern muß; weiter jedoch bekümmere Dich nicht um ihr nächtliches Schaffen und Treiben, denke, wenn Du ein schmackhaftes Gericht Austern verzehrst, weder an den hochmüthigen Austerfürsten, noch an die Muhme mit der Perlenbank, sondern iß und trink und grüble nicht, so wirst Du lange leben und Dich wohl befinden auf Erden.' Die Austern erinnern mich jedoch an den Schluß meiner Geschichte."

„Als ich auf der Insel im Südmeer von meiner Geliebten Abschied nahm, hatte ich sie vergeblich zu bewegen gesucht, in mein Vaterland zu kommen. „Fordere nicht von mir," erwiderte sie mit sanfter Stimme, „daß ich meine Heimath verlasse; es würde Dir und mir nur Schmerz und Kummer bringen. Es ist uns zwar nicht verboten, die nordischen Meere aufzusuchen, doch bebt unser Herz zurück vor einer so langen Reise, und unsere zarte Natur entsezt sich, wenn sie an die eisigen Stürme denkt, die dort die Oberfläche des freundlichen Elements furchen und es wenig geschickt zu einem behaglichen Aufenthalte machen. Die Schwestern, die dort wohnen, sind härterer Natur. Dennoch wird nicht jedes Band zwischen uns gelöst seyn. Der Gemahl meiner Muhme schickt,

wie ich gewiß weiß, jährlich eine große Anzahl seiner Diener gen Norden, um sich mit seinen dortigen Genossen in steter Verbindung zu erhalten; einem dieser Gesellen, der noch dazu ein Verwandter und von gutmüthiger Gesinnung ist, will ich mich vertrauen und ihm dann Aufträge mitgeben, die Dir mein Andenken und meine Liebe verbürgen sollen. Er hat, wie seine Brüder, die Gabe, verschiedene Gestalten anzunehmen, und da er überdies schlau und erfahren ist, so wird es ihm ohne Zweifel gelingen, seine Aufträge sicher an den Mann zu bringen.“ Ich nahm diese Versprechungen für wenig mehr als leere Tröstungen, doch hat die Gute Wort gehalten; in meiner Nachlassenschaft wirst Du, lieber Sohn, eine Anzahl Perlen und Korallen von seltener Schönheit finden, die ich auf einem geheimnißvollen Wege erhalten habe; so ist auch ihr leztes Geschenk, die so gefürchtete rothe Perle nicht ausgeblieben. Durch dieses Zeichen versprach sie mir kund zu thun, wenn der Augenblick meines Todes nahe sey; ihrem Auge war er nicht verborgen. Wohl mir, ich darf diese bange Stunde mit Ruhe erwarten, mein Leben ist nicht belastet mit finstern Thaten, ich habe immerdar zu den unschuldigen Wesen gehört, die nur verstehen, sich selbst wehe zu thun; Schmerzen der Art habe ich reichlich zu dulden gehabt, nie aber habe ich Andern welche bereitet, noch sie in den verschlossenen Schrein meines Busens schauen lassen; Dir allein, mein Sohn, sind Blicke gestattet worden, und ich wünsche, daß Du sie nicht mißbrauchen mögest. Da ich einmal in meinem Leben so über alle Maßen herrlich und wundersam geliebt habe, so ist mir später das Gefühl, das wir Liebe und Schwärmerei nennen, nur kalt und dürftig erschienen, ich habe nie meine Hand einem irdischen Mädchen reichen mögen, da ich unmöglich ihre Hoffnungen und Wünsche hätte befriedigen können, auch wäre mir ein solcher Bund als eine schwere Untreue gegen meine schöne Inselkönigin erschienen. Dieses, mein Sohn, ist nun die Geschichte der rothen Perle und meines Lebens.“

Hiemit schloß der gute Großoheim die Erzählung der abenteuerlichen Epoche seiner Biographie. Wir saßen neben einander und eine lange Pause folgte. Es war wohl natürlich, daß ich dem ehrwürdigen Alten den Glauben an die üble Prophezeiung der rothen Perle auszureden suchte, doch all meine Mühe war vergeblich. Er blieb dabei, daß er jezt nothwendig sterben müsse, und er starb auch wirklich. Keinem seiner Freunde erschien sein Tod besonders unerwartet, ein stiller Mann war nur noch stiller geworden, weiter wußte man bei diesem Vorfalle nichts zu sagen; mir jedoch, der mehr als die andern wußte, mir ging die Geschichte mit der Insel im Südmeer, mit den Palmbäumen und der Meerfei lange Zeit im Kopfe umher, und noch länger blieb mir das Antlitz des Großoheims erinnerlich, wie er im Tode dalag und nun deutlicher als jemals die „Mährchenmiene“ aus den blassen Zügen hervorleuchtete. Was übrigens mich und mein Schicksal betrifft, so hatte der Alte es richtig vorhergesagt. So oft ich auch Fahrten in ferne Meere gethan, auf diesen manche schöne Insel mit Palmbäumen erschaut, so hat sich mir doch keine Meerfei gezeigt, kein Elementargeist, weder aus Feuer, Luft noch Wasser ist mir nahe gekommen; dagegen aber hat sich mir ein schöner irdischer Mädchenengel zu eigen gegeben, in dessen süßer Zuneigung ich auch die Bekanntschaft jener nicht vermißt habe. In unsern Gesprächen geht aber oft wie ein fernes Geistergrüßen die Sage von der rothen Perle vorüber, und dann tritt der gute Großoheim als Jüngling vor uns, an seiner Hand eine Gestalt, die wir nicht zart, duftig und schön genug ausmalen können. Wohl dem, dessen Bild seinen Nachkommen stets an der Hand einer holden Dichtung erscheint!

(Beschluß der rothen Perle.)

Die Römer im südwestlichen Deutschland.

(Fortsetzung.)

Auch die Kunst schloß sich, schüchtern freilich, dem Zuge an; sie, die selbst zu Rom eine halb künstliche Blüthe war, mußte in diesem Winkel des Reichs, so fern von den Brennpunkten der Kultur, unter den Händen des Provinzialen, der den römischen Polytheismus auf den altväterlichen Aberglauben geimpft hatte, zum plumpen Handwerk werden: indessen kommt unter den Zerrbildern des Merkurs, des Herkules, des Apolls, und der vielgestaltigen Lokalgottheiten doch auch Manches zum Vorschein, was wenigstens Routine und einen kräftigen Meißel verräth, und wenn fürder auch nichts Bedeutenderes entdeckt würde, als die Bäder zu Badenweiler und das Mosaik zu Rottweil, so wären schon diese Beweis genug, daß der Römer auch hier auf den Vorposten sich möglichst mit Allem umgab, was das Leben verschönert, und an was er in jener Zeit des Luxus gewöhnt war, und daß es wenigstens Hände gab, welche die mitgebrachten Muster trefflich auszuführen verstanden. Die Römer hatten den Einfluß der Sprache auf die Nationalsitten längst kennen gelernt, und ließen es sich auf's Sorgfältigste angelegen seyn, überall, soweit sie ihre Waffen trugen, auch ihre Sprache zu verbreiten. Wie überhaupt in den östlichen römischen Provinzen, sind auch im Zehntlande sämmtliche entdeckte Steinschriften, auch wenn sie von Germanen oder Galliern

herrühren, lateinisch, und vergeblich hat man sich auf den Steinmonumenten nach gallischen und deutschen Sprachresten umgesehen; Libearii oder Bücherschreiber sehen wie der Minerva einen Altar widmen, und die lateinischen Schnitzer, welche die eingebornen Beisaßen des römischen Reichs dem Stein und der Ewigkeit anvertraut haben, wie z. B. pro salutem et incolumitatem, wären noch weit naiver, wüßten wir nicht, daß auch der eigentliche Römer zu Hause häufig in Inschriften seiner Sprache so arg Gewalt angethan hat, als mancher Deutsche, der in Zeitungsankündigungen zum Publikum spricht.

Auf diese Weise nun füllte sich das Land mit Dörfern, Flecken, Straßen und Kastellen; am Ende, als die lange Waffenruhe an diesem Strich der Grenze, während der Krieg nur an der mittlern Donau tobte, die römische Herrschaft auf diesem „Boden von zweifelhaftem Besitz“ befestigt hatte, im herrlichen Nachsommer des Reichs, im Zeitalter der Antonine, blühten auch zahlreiche Städte auf, und dies ist der Ursprung von Ladenburg, Rottweil, dem der Name Arae Flaviae gesichert scheint, Rothenburg, dessen alten Namen uns das lakonische Alterthum in abgebrochenen Sylben, hier auf einem Scherben, dort auf einem Stein, bis jezt nicht ganz verständlich zuruft, von Cannstatt, Köngen, Heilbronn, Marbach, Murr, Neuenstadt am Kocher, Lauingen, und vieler anderer Orte.

Doch das Hauptaugenmerk der Römer bei Besetzung dieses Landes war das militärisch-taktische. Der obere Lauf des Rheins und der Donau war bei ihrem Befestigungssystem die von Natur schwächste Stelle, und da, wie wir gesehen, sich ihnen die Gelegenheit bot, den Besitz des zwischen beiden Strömen liegenden Landstrichs ohne Opfer zu erkaufen, so lag der Gedanke nahe, den spitzen einspringenden Winkel mit einem mächtigen Bollwerk zu füllen. Sie befestigten also die Zugänge des Odenwalds, des Schwarzwalds, der schwäbischen Alp, legten Kastelle längs des ganzen Laufs des Neckars und eines Theils des Mains an, und markten endlich, nach demselben Prinzip, das sie die wilden Kaledonier mittelst einer quer durch das obere Britannien gezogenen Mauer absperren ließ, den ganzen Umfang ihrer Anlagen jenseits der beiden Hauptflüsse durch einen mit Thürmen und Kastellen bespickten Wall vom freien Germanien ab. Unzählich sind die mehr oder minder deutlichen Spuren von Kastellen und befestigten Lagern vor den Pässen der Gebirge, auf ihrem Kamme selbst und längs der Flußufer, welche zweite und dritte Linien hinter jener äußersten Militärgrenze, dem limes transrhenanus und transdanubianus, bildeten. Dieses außerordentliche Werk, von dem es schwer zu sagen ist, ob es für die Größe des weltherrschenden Volks, oder für seine Furcht vor denjenigen, welche dadurch abgewiesen werden sollten, stärkeres Zeugniß ablegt, nimmt nun zunächst unsere Aufmerksamkeit in Anspruch.

Als im frühen Mittelalter die christliche Bevölkerung dieser Länder sich mehrte und die weit umhergestreuten Trümmer der in unabsehbarer Linie hinlaufenden Grenzmauer den Ackerbau störten, gab es keine Cyclopen mehr, die man sich als Architekten denken konnte, und so mußte der, dem aus der Erbschaft des alten Polytheismus alles Dämonische in der Natur zugefallen war, der Teufel, der Baumeister seyn. Neben der Bezeichnung als Teufelsmauer, für das östlichste Stück von der Donau bis Lorch, haben sich für das Ganze aus den ältesten Zeiten die Namen Pfahl, Pfahlrain, Pfahlhecke, Pfahlgraben erhalten, und zahlreiche, daran gelegene und zum Theil von den Trümmern erbaute Dörfer nennen sich noch darnach. Erst in neuerer Zeit, da sich die Begriffe von der Römer Herrschaft in Schwaben und am Rhein zu ordnen begannen, stellte sich, durch die Bemühungen mehrerer Alterthumsforscher, immer mehr auch der ununterbrochene Zusammenhang der römischen Grenzbefestigungen zwischen Donau und Rhein heraus. In den fruchtbaren Thälern meist nur als niedriger Damm über die Fläche erhaben, an tausend Stellen vom Ackerbau und der Baulust ganz geebnet und abgehoben, in Wäldern und Einöden immer deutlich, oft noch hoch gethürmt und mit halbtausendjährigen Bäumen bewachsen, läuft der Wall, mehr als achtzig deutsche Meilen lang, über Berg und Thal, durch Wald und Sumpf, stürzt in die tiefsten Klüfte nieder, erklimmt die steilsten Abhänge, immer geradeaus, so weit das Terrain es gestattet. Bei seiner Anlage hat sich der Römer sichtbar von zwei Rücksichten leiten lassen: im Einzelnen sind alle Vortheile des Terrains sorgfältig benuzt, im Großen läuft jedes Hauptstück der Linie dem jedesmal zunächst dahinter gelegenen, mehr oder weniger entfernten Flusse ungefähr parallel, und die ganze Fortifikation bricht sich auf diese Weise in vier Linien, welche der Donau, dem Neckar, dem Main, dem Rhein entsprechen.

Drei Meilen oberhalb Regensburg, bei Kehlheim, benezt die Donau den Fuß der Mauer, und von hier läuft sie in nordwestlicher Richtung schnurgerade über die bayrischen Orte Altmanstein und Weissenburg auf die Höhe des Dorfes Kleinlöllenfeld, wo sie sich etwa sechs eine halbe Meile von der Donau entfernt hat. Hier beugt sie um und erreicht, jezt südwestlich gewendet, parallel mit dem Stück der Donau zwischen Donauwörth und Ulm, Ellwangen und Dinkelsbühl etwas nördlich, Aalen südlich lassend, den Remsfluß bei Mögglingen und von da, gerade westwärts streichend, Lorch. Bei diesem Orte, der in der Verlängerung der Linie liegt, die vom Rheinwinkel bei Basel über die Hauptbeugung des Neckars bei Köngen gezogen wird, endet das, was

wir die Donaulinie nennen, und hier wendet sich der Wall plötzlich in einem rechten Winkel gegen Norden und streicht, parallel mit dem Neckar zwischen Köngen und Eberbach, nur wenige Stunden von ihm entfernt, über die Flüsse Kocher und Jart.

In Lorch aber, in dem bescheidenen Kloster, das sich die Hohenstaufen über römischen Grundmauern zu ihrer Ruhestätte erbauten, und das jezt selbst in Trümmern liegt, verweilen wir einen Augenblick. Links und hinter uns die römischen Linien, vor uns die Stammburg des schwäbischen Kaiserhauses, tauchen zwei große Bilder in unserer Erinnerung auf. Im zweiten und dritten Jahrhundert stehen hier die Vorposten des mächtigen Volkes, das, zu weit über die Alpen gezogen, noch in seinem Verfalle groß, durch seine eigene Größe unterging; fast ein Jahrtausend später steht hier die Wiege derer, die, mit der römisch-deutschen Krone auf dem Haupt, den deutschen Namen groß und herrlich machten, und jenseits jener Alpen, vom Ehrgeiz zu weit geführt, den Untergang fanden.

(Schluß des zweiten Briefs.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Turin, Februar.

(Beschluß.)

Neue Bauten und Anstalten. Kunst.

Wer unser Turin seit zehn Jahren nicht gesehen hat, wird es jezt sehr verändert und verschönert finden. Die Bevölkerung hat auch so zugenommen, daß schon seit einiger Zeit eine neue Kirchspieleintheilung nöthig gefunden wurde. Die Pfarrei St. Marc wurde in die neue, schöne Kirche der Mutter Gottes übergetragen, und überdies in der Stadt drei neue Pfarreien errichtet; auch außerhalb der Stadt sind zwei neue Pfarreien entstanden. Unter den neuen Gebäuden führen wir nur einige an. Es sind keine Palläste und leere Prachtgebäude, sondern sie dienen der leidenden Menschheit und der Religion; wozu auch jene in Turin, das schon so reich an herrlichen Pallästen und pallastartigen Gebäuden ist? Das Hospital St. Ludwig von Gonzaga zeichnet sich durch sein einfaches, imposantes Aeußere und durch seine innere Eintheilung gleich sehr aus. Der verstorbene König Karl Felix ließ schon 1828 den Bau eines neuen Irrenhauses beginnen, am 15ten Mai besuchte es der regierende König und seine Familie, und noch an demselben Tage hatte die Uebersiedlung der Irren aus dem alten Gebäude in dieses neue statt. Zu gleicher Zeit kam der Dr. Esquirol, der berühmte erste Arzt des Irrenhauses von Charenton bei Paris, auf seiner Reise von Italien hier durch, wo er alle vorzüglichen Irrenanstalten besucht und genau geprüft hatte. Auch dieses neue Institut in Turin zog seine ganze Aufmerksamkeit auf sich; am Ende erklärte er, es könne dem in Reggio gleichgestellt werden, und dieses halte er für das beste in Italien. Dem König, dem er im neuen Hospital selbst vorgestellt wurde, machte diese Aeußerung große Freude.

Die neue Karlskirche soll eine herrliche Façade erhalten, und zu diesem Zwecke hat unsere Akademie der Künste ein Programm ausgegeben, wodurch einheimische und ausländische Künstler zur Theilnahme eingeladen werden. Eine interessante Verschönerung sollte Turin auch durch die kolossale Marmorstatue Karl Emanuels erhalten. Mit Mühe hatte der Bildhauer Marchesi in Mailand einen so großen, reinen Block carrarischen Marmors zu dieser Statue finden können. Mit großem Eifer arbeitete er daran, und sie näherte sich ihrer Vollendung, als in der Nacht neben der Werkstatt des Künstlers im Pallast der öffentlichen Gärten Feuer auskam, einen Vorrath Stroh ergriff, in die Werkstatt des Künstlers drang, hier an den Maschinen und dem vielen Holzwerk Nahrung fand, die Decke erreichte und sie bald zum Einsturz brachte. Dies geschah, noch ehe Marchesi herbeikam. Er fand durch die eingestürzte Decke nicht nur alle seine mehr und weniger vollendeten Werke und Arbeiten, mehr als dreihundert Gipsabgüsse, sondern auch seine kolossale Statue Karl Emanuels zerschlagen, und außerdem den Block sehr durch das Feuer beschädigt, so daß er ganz unbrauchbar geworden ist. Man braucht eben nicht Künstler zu seyn, um das Uebermaaß von Schmerz zu fassen, das den armen Marchesi bei diesem Anblick ergriff und ihn fast zum Selbstmord gebracht hätte. Recht erfreulich ist es, daß Männer aus unsern angesehensten Familien sich mit Eifer und Erfolg der Kunst widmen. So waren in der lezten Pariser Ausstellung zwei Gemälde des Grafen Benevello und drei des Cavaliers Storello. Die Ausführung des Hochaltars der Magdalenenkirche zu Paris ist dem Bildhauer Marochetti aus Turin übertragen worden. In der lezten Mailänder Gemäldeausstellung waren auch Gemälde von Benevello und Storello, deßgleichen von den Rittern Migliara und Azeglio, von den Brüdern Bisi und den Damen Bisi und Guiscardi.

Auflösung des Räthsels in Nr. 45:

Der Korallenbaum.

Räthsel.

Ein Gleicher, künstlich angelegt,
Umschlinget, nach der Gleicher Sitte,
Des lieblichsten Planeten Mitte,
Der je sich durch den Raum bewegt.

Den Blumenflor, der auf ihm steht,
Darf zitternd meine Hand berühren,
Wenn sich, den Reigen anzuführen,
Der Himmelskörper mit mir dreht.

Was ist es, das die Hand mir hält?
Das höchste Glück könnt' ich genießen,
Die Zone mit dem Arm umschließen!
Ach! er umschlänge meine Welt!

B.

Beilage: Monatsregister Februar.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 52.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 2. März 1835.

Noch nie verstummt' im Volke der Liedermund,
Und große Namen hat die Nachwelt
Ehrend auf Tafeln von Erz geschrieben.

Neuffers Ode „Schwaben.“

Prolog.

Gesprochen von Aloys Dobler auf dem königl. Hoftheater zu Stuttgart, bei der am 27sten Februar gegebenen Vorstellung der „Verschwörung des Fiesko“ zum Vortheile von Schiller's Denkmal.

Als Schiller schied in jenem trüben Mai
(Noch Manchem schwebt aus ferner Jugendzeit
Die Trauerkunde, gegenwärtig, vor),
Da rief der andre deutsche Sehermund
Am Felsenufer der bethränten Ilm,
Den Gram durchsänftigend: „besinnet Euch!
Denn Er war unser! mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!“
Und: Er war unser! hallte Deutschland nach,
Erweiternd jener milden Tröstung Sinn,
Sie nicht beschränkend auf die kleine Stadt,
Die herrlich doch durch Dichterpflege ward.
Denn was dem ganzen Vaterland gehört,
Das maße sich kein enger Mauerring,
Kein einzelnes Gebiet als eigen an.

Wenn Würtemberg auch: „Er ist unser!“ spricht,
Und unter die Penaten zählt sein Bild,
Hochaufgestellt es in der Heimath wünscht,
So sucht es darum selbstisch keinen Ruhm,
Und allen deutschen Ländern ruft es zu:
„Er ist auch euer! Weil er euer ist,
So steht uns bei, nun wir bei allem Volk
Zu einem Stein, nicht für sein würdig Grab,
(Er schläft mit Ehren in der Herzogsgruft),
Zu einem Denkstein seiner Wiege sammeln!“

Es steht in unsrer heitern Stadt ein Haus,
Verbrüdert ist's mit unsrer Fürsten Schloß,
Bevölkert war's aus allem deutschen Land,
Der Wissenschaft geweiht von jenem Karl,
Den manches greise Haupt noch Vater nennt.
Dort sproßt' in seines emsgen Gärtners Hut
Ein wuchernd Blumenbeet von Jünglingen;
Dort wuchs, zu anderem Beruf geschult,
Zu andrem auserwählt, der Dichter auch
In stiller Kräfte Gährung auf, er wuchs
Dem Pflegenden zum Trotz — zuletzt zur Freude.
Nach freiester Vollendung sehnt' er sich,
Und suchte draußen, was er in sich trug.
Denn als er ausging in die Fern', allein,
Auf sich gestellt: sagt, wovon zehrt' er da,
Von welchem Reichthum spendet' er der Welt?
Von seines Volksstamms geistiger Natur,
In ihm zum Dichtergenius verklärt,

Von diesem ernsten Blick in's Menschenthun,
Und heitern Aufblick zu des Himmels Licht,
Von diesem ruhelosen Bildungstrieb
Und Wahrheitsdrang aus innerem Gemüth,
Der nach dem Höchsten stets, formschaffend, ringt,
Von jenem starken Sinn für Ehr' und Recht,
Von all den Gaben, die dies einzle Land
Zum edlen Glied an Deutschlands Körper stempeln.

Und darum ist er unsrem Stamm so lieb,
Daß von der Wurzel bis zur Krone sich
Die stolze Freude regt, so oft sein Lied
Durch unsrer heim'schen Eiche Wipfel schallt.

Dank unsrem König, der mit Huld und Gunst
Vorleuchtend seines Volkes Neigung theilt,
Der dieser Bühne Hallen heut' auf's Neu'
Sich öffnen heißt für jenes Ehrenmal,
Das, würdig Schiller's, endlich werden soll.
Dank ihm, daß er den Künstlern, uns, erlaubt,
Dem, der uns oft gehoben und beseelt,
Zu opfern heut mit unsrer besten Kraft.
Wir hoffen von dem hohen Beispiel viel,
Denn so ruft es hinaus in's weite Land:

„Laßt länger unbezeichnet nicht den Ort,
Wo eines Deutschen Geisterherolds Aug'
Auf seiner Schöpfung Erstlingsträumen ruhte!

Es schaue bald sein sinnend Bild herab
In ew'gem Erze, von granit'nem Sitz,
Verehrt von Fremden wie von Heimischen,
Von einem Geisterreigen stets umschwebt,
Von jener leuchtenden Gestalten Kranz,
Die dieser hohen Stirn entsprungen sind.
Vereinigt eure Kräfte, Fürsten, Volk!
Laßt uns solch Denkmal schaffen! Er ist unser!"

G. Schwab.

Soldatenschicksale.

Novelle von A. T. Beer.

Es war ein schöner heller Sommermorgen. Die Lerchen schmetterten und achteten nicht auf die Menschen, die ihre schöne Zeit in den weichen Betten verschlafen; sie schwirrten lustig um ihre Wohnungen und stiegen dann senkrecht in die blaue Luft, während der dichterische Drang ihre kleinen Kehlen zitternd bewegte. Ein junger Mann in eleganter Morgenkleidung sah einem der gefiederten Sänger nach, welche die einzigen Bewohner der Luft sind, die keines Haltpunkts auf der Erde bedürfen, um zu singen; er sagte zu sich selbst: „Ei! kann man doch auch im Königreiche Hannover poetische Sommermorgen erleben. Der süße Vogel, der jezt klein wie ein Stecknadelkopf sich im blauen Himmel verliert, hat mich ganz begeistert." Die Wahrheit dieser Bemerkung zeigte sich alsbald durch ein leises Liedchen, das er anstimmte, als er sich einem verhangenen Fenster des naheliegenden hübschen Landhauses gegenüber befand. Er summte in gefälliger Melodie:

„Rise, Clara, rise!
Lieutenant Charles on tiptoe stands,
To view thy lovely face —"

Dann ging er langsam schlendernd weiter, scheinbar, ohne sich um den Eindruck zu bekümmern, den sein Gesang gemacht haben könne. Allem nach war er nicht gar weit, als eine Mädchengestalt in weißem Kleide aus dem Hause schlüpfte, den Kopf nur flüchtig nach seiner Seite kehrte und dann in einer andern Richtung weiter ging. Karl von Römmling aber wandte sogleich um und folgte ihr behende. „So früh schon auf, Fräulein Clara?" sagte er schelmisch. — „Habe ich doch dasselbe Recht, als Sie, an dem schönen Morgen," erwiderte Clara und sah ihn lächelnd an. — „Hat Sie mein Lied geweckt?" fragte er und ergriff ihre Hand, die er nicht wieder losließ, während sie weiter gingen. „Ich habe nichts gehört," antwortete sie, aber ein kleines Erröthen sagte das Gegentheil; er schwieg. Der Thau benezte ihre niedlichen schwarzsaffianenen Stiefelchen, daß sie wie Schmelz aus dem feuchten Grase hervorguckten. Karl sah die kleinen Füßchen an, während es schien, als senkte er die Augen bescheiden zur Erde. — Plötzlich blieb er stehen, als ein Bosquet sie vor jedem Spähernauge aus dem Hause verbarg.

„Clara," sagte er, „süße Clara, haben Sie mich denn lieb?" — „Gewiß, Herr v. Römmling," erwiderte sie mit etwas unsicherer Stimme, „wie —" Er fiel ihr in's Wort: „Ich bitte Sie, kommen Sie mir nicht wieder mit — wie meinen Bruder; daran liegt mir gar nichts, lieber hassen Sie mich ein wenig. Uebrigens ist es nicht wahr, denn wäre es so, dann hätten Sie, als ich vorhin vor Ihrem Fenster vorbeisummte: rise, Clara, rise, hinausgerufen: warten Sie nur, ich komme gleich, und wären nicht wie ein kleines Wiesel behende zum Hinterthürchen hinausgeschlüpft, hätten nicht das Köpfchen erst nach mir gedreht und geschwind wieder dort nach dem Buchenholz hin, und als ich fragte: hat Sie mein Lied geweckt? hätten Sie geantwortet: ja oder nein, aber nicht: ich habe nichts gehört. Clara! habe ich

recht?“ sagte er zärtlich, während er den einen Arm um ihren Leib legte und mit der andern Hand ihre beiden festhielt. Aber sie entwand sich geschickt der bescheidenen Umarmung und sagte seufzend: „Wenn Sie auch Recht hätten, Römmling, käme denn viel Freude dabei heraus? Sie sollen nach Spanien, wer weiß, wann Sie wiederkommen und ob Sie mich dort nicht vergessen!“ Ein paar Thränen zitterten in ihren großen, schönen Augen, und wie sie über ihre Wagen hinabträufelten, sah es aus, als falle der Thau über eine weiche, sammtene Pfirsich. „Ach, Clara,“ erwiderte er traurig, „Spanien ist es nicht allein, was uns für den Augenblick trennt; ich habe Ihnen nie verhehlt, daß ich nicht reich bin, daß ich Sie noch nicht in eine sorgenfreie Lage setzen kann; aber der Dienst, in dem ich bin, bietet mir gute Aussichten, vorzüglich während eines Feldzugs. Bleibe ich, dann beweinen Sie mich gewiß und wissen es, daß das treueste Herz aufgehört hat für Sie zu schlagen; komme ich aber zurück und bin avancirt, so stände unserem Glücke nichts mehr im Wege als etwa der Umstand, daß Sie sich anders besonnen hätten.“

Er war ihr wieder näher getreten und versuchte es noch einmal, mit etwas besserm Glück, sie an sich zu ziehen. Der Gedanke an seine nahe Abreise, an die Gefahren, die er zu bestehen habe, hatte ihre mädchenhafte Scheu besiegt; sie legte den Kopf, von dem er den Strohhut abstreifte, an seine Brust, und ließ ruhig ihre fliegenden Locken von ihm küssen. „Karl,“ sagte sie, und sah ihm treu in die Augen, „ich werde mich nicht anders besinnen; ich glaube gewiß nicht, daß ich je einen Andern lieben werde, als Sie; aber man hat mir gar viele Geschichten von der Flatterhaftigkeit der Männer erzählt, und Sie — ein Offizier, und Spanien — so voll schöner Frauen.“ — Römmling sah sie wehmüthig an, indem er sagte: „Ja, ich bin gewaltig schwach, auch habe ich schon manchem Mädchen in die Augen gesehen, aber keinem so wie Ihnen. Ich will Gott bitten, daß er mich warne, wenn ich auf Abwege gerathe, daß er mich strafe, wenn ich seine Warnungen nicht beachte; denn ich fühle es tief im Herzen, daß ich berauscht, bethört werden kann, aber eben so tief, daß mein Glück nur bei Ihnen wohnt. Ich meine auch, daß, wenn ich einmal in Gefahr wäre und nur des jetzigen Augenblicks gedenke, wo ich Ihre liebliche Gestalt in meinen Armen halten darf, und wo mich die schönsten Augen unter der Sonne so fragend ansehen, daß dann nichts für mich zu befürchten wäre.“ — „Aber der Onkel und die Tante?“ nahm Clara das Wort. — „Die dürfen noch nichts erfahren,“ erwiderte Römmling; „sie sind mir nicht hold, sie halten mich für einen leichten Vogel, der überall Genuß sucht, und wahrlich, sie thun mir Unrecht. Nur Ihr Bruder soll unser Vertrauter seyn.“ — Clara nahm seine beiden Hände, drückte sie an ihr Herz und sagte:

„through joy and through sorrow,
through glory and shame!“

Eine Umarmung endete die Scene, und die Beiden gingen auf verschiedenen Wegen in das Haus zurück, wo noch wenig Gefahr vorhanden war, daß man das zärtliche Tete a Tete bemerkt haben könnte, denn Alles war noch in den Schlafzimmern. Clara wechselte die Stiefeln und eilte in das Wohnzimmer, wo der Thee- und Kaffeetisch ihrer harrte. Hierher folgte ihr zuerst ihr Bruder, ein junger, interessant aussehender Mann. Nachdem sich die Geschwister begrüßt hatten, brachte man Clara einen Brief von der Post. „Von Anna?“ rief Adolph lebhaft, als er die Schrift erblickte, und dann sich besinnend, fügte er hinzu: „ich meine wegen des Zeuges, das sie Dir schicken sollte.“ Clara sah ihm schalkhaft in die Augen, dann wieder in den Brief und sagte: „das Zeug ist nicht zu haben.“ — „So!“ versetzte Adolph, „das thut mir leid.“ Als aber die Schwester fortwährend stumm blieb, mußte er sich entschließen, das Gespräch wieder in Gang zu bringen. Er räusperte sich und fragte: „Alles wohl?“ — „Du möchtest wohl hören, was sie schreibt?“ entgegnete Clara; „nun so lies nur.“ Hiemit gab sie ihm lächelnd das Briefchen. Er durchflog es hastig, legte es mit einem Seufzer auf den Tisch und bemerkte: „es ist nicht viel Interessantes darin.“ — „Ich weiß nicht, was Du so nennst,“ entgegnete die Schwester, „mir ist jede Zeile von Anna lieb.“ — „Ach ja, das glaube ich,“ versetzte er, „Du bist auch genauer bekannt mit ihr, als ich.“ Clara dachte, was sie dachte, doch damit auch der Leser etwas zu denken bekomme, will ich ihm alles mittheilen, was Adolphs eigene Familie von ihm wußte.

Adolph und Clara waren zwei Geschwister, die nichts Lieberes hatten, als einander gegenseitig. Ihre Eltern waren frühe gestorben, und zwei Familien hatten sich in die Erziehung der Kinder getheilt. Herr v. Brewitz, ein Vater-Bruder der beiden Waisen, der in Osnabrück ein bedeutendes Amt bekleidete, nahm die Tochter in das Haus, die, obwohl damals erst acht Jahre alt, die Eltern nie in den Verwandten wiederzufinden vermochte. Auch waren die Brüder sehr verschiedener Art: Clara's Vater war ein genialer Mann gewesen, hatte mit Nutzen studirt und seine Begriffe auf alle Weise erweitert: der Bruder war ein redlicher, aber engherziger Mann, der nichts Höheres kannte, als das Corpus juris.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

Zustand der fashionablen Welt.

Den achtzehnten des laufenden Monats werden Seine Majestät der König, Ihre Majestät die Königin, die allerdurchlauchtigsten Prinzen und Prinzessinnen und der ganze durchlauchtigste Hof, mit Einem Worte, die Herrschaften, wie man in Dresden sagt, von Brighton, wo Allerhöchst-, Höchst- und Hochdieselben mehrere Monate im glänzendsten Wohlseyn zugebracht, sich nach London zu erheben und daselbst im ehrwürdigen St. Jamespallaste sich niederzulassen geruhen. Dies ist die Ursache, warum die fashionable und zugleich loyale Welt den Anfang der Season in stillschweigender, d. h. in sich von selbst verstehender Uebereinkunft auf den achtzehnten des gegenwärtigen Monats Februar angesezt hat. Etwas zeitig allerdings; indessen, was kann es helfen? Fashion und Loyalität gebieten, und man gehorcht, auch wenn die Fashion nicht für loyal, oder die Loyalität in gewissen Theilen der drei vereinigten Königreiche nicht für fashionable erachtet werden sollte. Und schon strömen sie herbei, sie, welche die Season bilden. Während der Shoppingstunden läuft man — doch nein, laufen kann man da nicht, schleicht man Gefahr, beim Kreuzen der Regent- und Bondstraßen gerädert zu werden, und während der eleganten Spazierstunden in Hyde- und Regentspark drängen sich Wagen an Wagen in dreifachen Reihen und müssen — es wäre viel vernünftiger, wenn sie es in Regent- und Bondstreet müßten — Schritt fahren. Doch die Shopping- und Spazierstunden füllen nur einen kleinen Theil des Tages, greifen nicht in den Abend über, und der Londoner Abend ist so lang, so lang! Was also thun, womit unterhalten sich, wovon sprechen die vorausgeeilten und bereits eingetroffenen Quartiermacher der vornehmen Welt, die regelmäßigen Schwalben der Season, was thun sie, wovon zwitschern sie jezt? Man sagt, London ist eine Stadt, in welcher die vornehmen Leute zusammenkommen, um zu schwazen, um zu liebäugeln, um zu tanzen, um das Vorfahren ihrer Wagen zu befehlen und um nach Hause zu rasseln. Vielleicht kommen sie zu gleichen Zwecken morgen wieder zusammen, vielleicht auch nicht, denn es kann andere Vergnügungen und in ihnen Abhaltungen geben; doch sind das Ausnahmen. Die Londoner Gesellschaft bewegt sich ziemlich regelmäßig in dem, was man herkömmlich und vielleicht richtig Clicks, Cliquen nennt. Kommen sie aber zusammen, so geschieht es, angethan mit allem Firlefanz der Welt, stets auf dem qui vive der Freude und nie müde, sich sehen zu lassen. In allen größern Cirkeln herrscht nur Eine Neigung, nur Eine Unterhaltung: die Neigung, Jeden lächerlich zu machen, der nicht dem Sprechenden und nicht dem Hörenden in irgend einer Beziehung verwandt ist. Die Unterhaltung ist lebhaft, geistreich und wizig, und weil sie bloß unterhalten soll, hat bloß der Verstand, nicht das Herz daran Theil. Der allgemeine Charakter ist Unruhe, Beweglichkeit, Neid und Eifersucht, und da es sich nur darum handelt, das Ohr zu kizeln, so muß der Freund, der außer dem Bereich der Worte ist, es sich gefallen lassen, auf dem Altar einer schönen Zuhörerin geopfert zu werden. Und warum sollte er nicht? Ist es doch so leicht, Revanche zu nehmen, und wird sie doch auch fast stets genommen. Und so geschieht es, daß, wenn Alles, was in einer großen Gesellschaft gesprochen wird, laut und Jedem verständlich gesprochen werden müßte, es nur die Frage seyn würde beim Anfange: wie befinden Sie sich? und die Frage beim Schlusse: wann werden wir uns wiedersehen?

Wer unter meinen gründlichen Landsleuten für mein deutsches Urtheil ein englisches Zeugniß begehrt, findet es in Theodor Hooks zu drei dicken Bänden gedehntem „Maxwell," und wer noch mehr begehrt, gedulde sich bis zum Erscheinen von Eduard Lytton Bulwers nächster Novelle, in welcher dieser Dichter und Liebling der Frauen denselben Gegenstand weitläufig genug abgehandelt hat. Möglich, daß mein Vaterland sich etwas lange gedulden muß; doch das ist nicht meine, das ist die Schuld der Frauen. Ginge ihre Liebe zu dem blondgelockten Dichter so weit, daß sie sich nicht begnügten, seine Werke aus Lesebibliotheken zu erlangen, sondern daß sie statt vergänglichen Puzes seine unsterblichen Schriften kauften, so würde sein Verleger ihm für das neueste Manuscript nicht noch weniger geboten haben, als für sein leztes: die lezten Tage von Pompeji, und ein baldiges Erscheinen wäre zu hoffen; aber so nicht. Die Wiedererwählung zum Parlamentsmitgliede für Lincoln hat Bulwern Geld gekostet, und noch weniger Honorar — nein, das geht nicht. Daher Geduld, gründlicher Landsmann und schöne Frauen, Geduld oder — Subscription!

Was nun aber auch die Beschäftigung und der Gesprächsstoff der vornehmen Seasonleute vom achtzehnten des laufenden Monats an seyn mögen, was sind sie jezt? Buchstäblich Null, da bis zu jenem Tage London keine andern Neuigkeiten als politische besaß, da viele vornehme Damen sich um Politik nicht kümmern, und unter der vornehmen männlichen Welt sich viele Weiber befinden. Welches Glück daher, daß plözlich eine Nachricht aufsprang, die alle Interessen und alle Parteien vereinigte, die den Politiker, wie den Stuzer, die Dame am Puztische, wie die Zofe hinter ihrem Sessel beschäftigte. Hundert Esterhazy's hätten an ihren Gesandtschaftsposten zurückkehren, hundert Pozzo di Borgo's ankommen, hundert Talleyrands wegbleiben und hundert Sebastiani's ihre Ankunft verzögern können, und diese vierhundert gewichtigen Männer würden nicht den hundertsten Theil von dem Interesse erregt haben, welches die einzige Nachricht erweckte, daß Königin Adelaide von England so sey, „wie Frauen wünschen zu seyn, die ihre Herren lieben." Die Kammerfrauen hatten zuvörderst ihren Geliebten und dann den Hofdamen, die Hofdamen erst sich einander und dann Andern, und diese Andern noch Andern das große Geheimniß so schnell und so verschwiegen zugeflüstert, daß es wirklich in der Brighton-Gazette um einen Tag früher stand, als in den Londoner Times. Wissen Sie? hörte man überall fragen, und: ich weiß, überall antworten. Ist es wahr? und wenn es wahr ist, was wird Prinzessin Victoria dazu sagen? hörte man weiter von allen Seiten rufen und von keiner Seite beantworten. Genug, ein Kirchengebet ist zur Zeit nicht angeordnet. Diejenigen, welche das Gerücht für Wahrheit erklären, gründen ihren Glauben auf eine blaue Schleife, welche die Königin vor Kurzem bei einer Abendpartie im Pavillon (zu Brighton) auf der linken Schulter getragen hat; denn just eine solche Schleife, rufen sie triumphirend, trug Königin Charlotte, wenn sie war, wie jezt Königin Adelaide ist! — O ihr Leichtgläubigen, versezen lächelnd die ungläubigen Gegner, und ihr Unwissenden! Wißt ihr denn nicht, daß es einen Orden des heiligen Georg gibt, ganz dem Hosenbandorden ähnlich, doch ausschließend für die weiblichen Sprossen der königlichen Familie bestimmt, dessen Dekoration, weil es sich für eine Dame schlecht schicken würde, ein breites blaues Band über dem Magen zu tragen, in einer blauen, geschmackvollen, auf der Schulter zu befestigenden Rosette besteht? Und eine solche Rosette schmückte neulich Königin Adelaidens Achsel.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 53.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 3. März 1835.

Wer ermüdet, hinauf zu der Heerschaar der Gestirne
In die Höhen zu schau'n?

Klopstock.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

Von

Dr. Nürnberger. *

Wir beginnen unsern diesmaligen Bericht mit den merkwürdigen und genauen Beobachtungen, welche der fleißige Dessauer Astronom Schwabe schon seit längerer Zeit über die Flecken des Jupiter angestellt hat, und von deren Hauptresultaten kürzlich namentlich in der Preußischen Staatszeitung auf eine allgemeine Aufmerksamkeit erregende Weise die Rede gewesen ist.

Jupiter nämlich, dieser schöne und größte Planet unseres Systems, und der die Erde an Oberfläche mehr als 120 Mal übertrifft, zeigt nach der Richtung seines Aequators mehrfache Streifen, die abwechselnd hellere und dunklere Gürtel bilden. Schon im Jahre 1664 entdeckte der englische Astronom Hooke, troß der damals noch so großen Unvollkommenheit der Ferngläser drei solche dunkle Gürtel und einen Fleck, welcher, indem man seine Rückkehr zur nämlichen Stellung bestimmte, gegen das Auge des Beobachters die Rotationszeit des Jupiter (9 Stunden 56 Minuten) ergab. Diese Streifen gehen meistens vollkommen gleichförmig und durchaus ununterbrochen in einer, wie gesagt, dem Aequator parallelen Richtung um den ganzen Planeten; zuweilen aber sind sie auch ununterbrochen, so daß man das eine Ende in die scheinbare Scheibe des Jupiter gleichsam eintreten sieht. Spätere Astronomen, Cassini, Moraldi, ganz besonders aber unser wackerer Himmelstopograph Schröter, haben nachher die Beobachtung dieser Streifen und Flecken auf dem Jupiter mit dem größten Fleiße fortgesetzt, und besonders berichtet eben Schröter in seinen „Beiträgen zu den neuesten astronomischen Entdeckungen.“ Berlin. 1788. I. 52. ff. die merkwürdigsten Details darüber. So sah er z. B. zwischen dem 12ten November 1785 und den 18ten Januar 1786 allmählig einen solchen neuen Streifen gleichsam unter seinen Augen entstehen, von welchem zuerst nur ein ganz kleines, wenige Tage darauf ein längeres, den schon vorhandenen Streifen wiederum paralleles Stück sichtbar wird, und das sich am Ende um die ganze Jupiterskugel zog. Schröter berechnete, daß sich die Länge des so entstandenen neuen Streifen in wenigen Tagen um mehr als 20,000 Meilen vermehrt habe. Einer der eifrigsten deutschen Meteorologen, der leider zu früh verstorbene Brandes, bemerkt, auf Veranlassung dieser und unzählbarer ähnlicher Wahrnehmungen, deren Ursache er in atmosphärischen Veränderungen des Jupiter sucht, daß sich auch auf der Erde Fälle, wo in einem

* s. den vorletzten dieser Berichte in Nr. 311. 1834.

einzigen Nachmittage halb Europa mit Gewitterwolken umhüllt wurde, Fälle, wo die gestern in Frankreich und am Rhein trübe gewordene Luft heute auch im östlichen Deutschland trübe wird, vielfach nachweisen lassen und also nur noch fehlt, daß diese Niederschläge schneller und regelmäßig um die ganze Erde fortschreitend wären, um bei uns etwas, ganz dem am Jupiter beobachteten, Aehnliches zu zeigen; und denselben Gesichtspunkt, den nämlich, aus welchem die Streifen des Jupiters als „Analogon unserer Wolken" betrachtet werden, stellt nun eben Schwabe in seinen hier in Rede stehenden neuesten Mittheilungen über dieses Jupiterphänomen auf.

Nach seinen Beobachtungen haben die Jupitersstreifen, gleich unsern Wolken, sehr verschiedene Schattirungen, die bald langsamere, bald schnellere Aenderungen erleiden, unterscheiden sich aber von den irdischen Wolken wiederum dadurch, daß sie stets aus feinen dunkeln Parallellinien bestehen, von denen selbst die hellsten Zonen des Jupiter nie ganz frei sind. Freilich aber lassen sich diese feinen Linien nur mit sehr guten Instrumenten wahrnehmen; am auffallendsten sieht man sie in den beiden dunkelsten Mittelstreifen, die dem Jupitersäquator nördlich und südlich am nächsten liegen, und hier kann man sich ganz besonders überzeugen, daß das wolkenartige Ansehen der Streifen gerade von einer größeren Breite und dunklern Farbe der gedachten Parallellinien herrührt. Nur nach den Polen, besonders nach dem Nordpole des Planeten zu, ist das scheinbare Wolkengrau gleichmäßiger vertheilt. Außer diesen wolkenartigen Verdichtungen aber, die stets auf allen Streifen sichtbar sind, stellen sich auf der Jupitersfläche zuweilen auch noch dunklere und schärfer begrenzte Stellen dar, und auch in diesen Beziehugnen zeigten sich unserem Beobachter die erwähnten beiden grauen Aequatorsstreifen besonders merkwürdig, da die vorzugsweise Entstehung solcher schärfer begrenzten Flecken auf ihnen schon von den älteren Astronomen wahrgenommen worden ist.

Trotz der Häufigkeit solcher Flecken in der Aequatorialregion des Jupiter aber, sind doch drei dergleichen, welche Schwabe schon seit fünf Jahren beobachtet, durch Größe und Dunkelheit ganz besonders merkwürdig. Sie finden sich sämmtlich auf dem nördlichen Grenzstreifen, welcher seit einigen Jahren so abgebleicht ist, daß sich seine Ränder in das helle Licht der Jupiterscheibe verlaufen. Der östlichste dieser drei Flecken besteht aus drei dunkeln Punkten, welche Anfangs mit einem grauen Nebel umgeben waren, deren Kerne aber später mehr zusammenflossen. Der zweite Flecken liegt westlich von dem ersten, ziemlich dicht bei demselben und zeigt sich aus zwei großen, scharfbegrenzten, dicht neben einander stehenden Punkten zusammengesezt; er erscheint nicht immer gleich dunkel und erreicht nie ganz die tiefe Schwärze, welche der Schatten der Trabanten bei Jupiters-Sonnenfinsternissen auf der hellen Scheibe des Planeten hat. Der dritte Flecken endlich, der am westlichsten liegt, besteht ebenfalls schon seit der angegebenen Zeit; und diese Dauer eben scheint, unter der kaum abzuweisenden obigen Voraussetzung der Analogie zwischen Jupitersflecken und irdischen Wolkengebilden, so ganz außerordentlich merkwürdig. Der nächste Schluß, den man aus Schwabe's Beobachtungen zu ziehen berechtigt ist, betrifft die Dichtigkeit der Jupiteratmosphäre, worin sie die irdische weit übertreffen muß, um eine solche Permanenz der Wolken zu gestatten; und diese Folgerung ist um so merkwürdiger, da mehrere andere Umstände bereits früher auf ein solches Verhältniß schließen ließen. Wenn wir aber ferner die Ursache, warum die atmosphärischen Verdichtungen auf dem Jupiter so sehr geneigt sind, sich als Streifen des Aequator parallel niederzuschlagen, noch nicht ganz genau anzugeben im Stande sind, so verdient es doch als Vergleichung berücksichtigt zu werden, daß die tropischen Regen in einerlei Parallelkreise der Erde ziemlich gleichzeitig entstehen und dem Beobachter der Erde auf einem andern Planeten, also auch als dunkle, dem Aequator parallele Streifen um die ganze Erde erscheinen mögen, und daß es sich mit den Nebeln der irdischen Polarzonen auch wohl ähnlich verhalten mag. Eine jede solche Erklärung der Erscheinungen auf den übrigen Planeten unseres Systems aus analogen Erscheinungen auf der Erde, ist aber für die Himmelstopographie ebenso wichtig als für den Himmelsbeobachter unendlich interessant.

(Die Fortsetzung folgt.)

Soldatenschicksale.

(Fortsetzung.)

Des sechs Jahre älteren Adolphs fernere Versorgung hatte Herr Weigand übernommen, ein weitläuftiger Verwandter der Kinder und ein Matador unter den Handelsherrn. Hier war dem Knaben seine Bestimmung auf das Natürlichste vorgezeichnet, und da er überdies einiges eigene Vermögen besaß, das er durch Spekulationen leicht verzehnfachen konnte, wenn es glückte, so widmete er sich dem Handelsstande, begnügte sich aber nicht, bloß die Kenntnisse zu erwerben, die sein Stand erforderte, sondern studirte auch fleißig alte und neue Sprachen und beschäftigte sich verständigen Sinnes mit den ernsten Wissenschaften und der neueren Literatur. Da Weigand wünschte, ihn künftig in seinem großen südamerikanischen Geschäfte zu gebrauchen, sandte er ihn bald, als Clara und seine eigene Tochter noch Kinder waren, nach Spanien. Als er wieder heimkam, fand

er Clara gänzlich herangewachsen. Sie war ein anmuthiges Mädchen geworden, von Wuchs kräftig und zart zugleich, gesund an Gemüth und Herz, lebhaft und sanft — kurz, eine Schwester nach seinem Sinne, obgleich sein gesezteres Wesen oft gegen ihre Lebendigkeit kontrastirte. Aber auch Anna war kein Kind mehr, dem er Apfelmännchen ausschnitt, oder Schiffe von Papier zurecht kniff, sondern ein anmuthiges, wohlgezogenes Fräulein, stillerer Art als Clara, doch von eigenthümlicher Lieblichkeit. Sie und seine Schwester hatten mehrere Sommer auf dem Landgute des Herrn Weigand zugebracht und waren innige Freundinnen geworden.

Es vereinigte sich mancherlei, das Leben auf Nordburg — wie das Weigandsche Gut hieß — zu einem unversieglichen Quell angenehmer Erinnerungen für Alle zu machen, die es genossen hatten. Der Gutsherr, weit entfernt vom Geldstolz, hatte sich ein kleines Athen eingerichtet, wo Jeder, der auf Geist und Bildung Anspruch machen konnte, willkommen war. Anna machte mit Bescheidenheit die Wirthin des Hauses, ihre Mutter war vor einigen Jahren gestorben, doch nicht früh genug, um den Mangel weiblicher Leitung an der Tochter fühlbar zu machen. Poeten und Beamte, Musiker und adelige Herrn erfreuten sich der Erlaubniß, Nordburg besuchen zu dürfen. Wenn Clara gegenwärtig war, verbreitete sich ein neuer Reiz über das Thun und Treiben dieses kleinen nordischen Paradieses; sie spielte sehr gut Klavier, sang, wenn auch nicht vollendet, doch so, daß sie die allgemeine Freude immer erhöhte, und nur durch ihr Beispiel und ihre Aufmunterung war die verzagte Anna zu bewegen, sich auch hören zu lassen, obgleich ihre engelreine Stimme weit mehr Anspruch auf Bewunderung zu machen hatte, als die der Freundin. Clara erkannte ihre Superiorität in diesem Talente auch freudig an und summte gerne die Begleitung. Die junge Königin dieses kleinen Reiches war Anna, obgleich die jungen Herrn Clara ihre Huldigungen noch reichlicher darbrachten. Diese nahm sie unbefangen und leichter auf als Anna, deren leise Fühlfäden, leicht verletzbar, sich vor jeder Berührung zurückzogen; aber es lag etwas Schmachtendes in ihrem schönen Auge, das denjenigen, der sie zu gewinnen hoffte, einen Himmel von Liebe ahnen ließ.

Aus der Stadt kamen junge Offiziere und sonstige Bekannte der Familie; unter Erstern befand sich Karl von Römmling, dessen angenehme Tenorstimme sich gut gebrauchen ließ. Clara fand bald mehr Behagen an seinem Betragen, als an seinem Gesange, und ließ sich seine Auszeichnung ihrer kleinen Person gerne gefallen; aber sie wußte klug jede Neckerei abzuwenden und alle Menschen in dem Glauben zu erhalten, ihr Herz sey frei, wie die Luft auf dem Gebirge. In diese Elemente der geselligen Unterhaltung trat Adolph, als er von Spanien zurückkehrte; aber er mischte sich wenig in den frohen Kreis, sein Auge war umdüstert und ruhte mit sichtbarem Wohlgefallen nur auf Clara. Ihr folgte er in die Bibliothek, wenn sie sich mit Anna dorthin zurückzog, und mehr und mehr nahm sein Interesse an dem Treiben der Mädchen zu. Er beschäftigte sich gleich viel mit Beiden, kritisirte ihren Gesang, dirigirte die Wahl ihrer Lektüre, und ließ sich sogar herab, ihnen manchmal vorzulesen. Die Art, wie die Freundinnen seine Aufmerksamkeit aufnahmen, war sehr verschieden; Clara ruhte im Gefühl der Sicherheit, die das geschwisterliche Band ihr gab; sie nahm seine kleinen Launen und Spöttereien mit gutmüthigem Scherze hin, denn sie wußte, seine Liebe könne ihr doch nicht entgehen. Anna dagegen erröthete und erbleichte, je nachdem seine Züge heiter oder finster waren, und faßte mit wundervoller Gelehrigkeit seine Andeutungen über ihren Vortrag auf. Wie viele Deutsche hatte auch sie den Fehler, beim Gesange nicht deutlich auszusprechen; demjenigen, der an eine südliche Artikulation gewöhnt ist, erscheint diese Unart unerträglich, und so ging es auch Adolph, dem die scharfe spanische Aussprache als Maßstab der Beurtheilung galt. Er bat die beiden Mädchen oft, ihre ganze Aufmerksamkeit auf diesen Punkt zu richten; aber es war doch keine Veränderung zu bemerken, bis sie sich Pergolese's Stabat mater einübten, welches, von zwei reinen Weiberstimmen vorgetragen, einen Eindruck macht, dem unbegreiflich, der es nicht gehört hat. Adolph war entzückt und war es doppelt, da Anna die schönen lateinischen Worte so rein aussprach, daß keine Sylbe ihm verloren ging. Er trat zum Schreibtische und schrieb folgende Zeilen auf, die er ihr stumm überreichte:

„Ich bin von Dank, o Anna, tief durchdrungen,
Denn Worte hast du heut, nicht Klänge bloß gesungen.
Der liebe Gott sogar, zu dem du sangst, empfand,
Sich freuend, daß er dich verstand.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Opern- und Balladenmusik.

Neulich gab die große Oper die 120ste Vorstellung von Robert le diable, und war doch noch ziemlich voll, so ungeheuer groß auch dieser Saal ist. Gesezt, jedesmal seyen nur 600 Menschen im Saale gewesen, so folgt daraus, daß 72.000 Menschen die Oper gesehen haben; gewiß aber hat sie weit über 100.000 Zuschauer gehabt. Die Schauspieler müssen jezt die Musik dieser Oper ganz auswendig wissen. Der Direktor hat die große Summe Geldes, die er an die scenische Ausstattung der Oper gewendet hat, nicht verloren.

denn gerade diese Ausstattung hat zum Erfolge der Oper viel beigetragen, und so ergreifend die Oper auch ist, so würde sie doch vermuthlich von dem großen Publikum nicht verstanden oder gewürdigt worden seyn, wenn nicht auch das Auge auf's Ueberraschendste unterhalten würde. Es ist auf der Pariser Bühne vielleicht nie etwas Prahlerischeres dargestellt worden, als die Felsenschlucht, der Kreuzgang im Nonnenkloster und die stark beleuchtete Kirche im lezten Aufzuge von Robert le diable. Hier zeigt sich wahres Künstlertalent, und in der That hat Dr. Veron zur Darstellung dieser Scenen die ausgezeichnetsten Künstler von Paris berufen; aber schwerlich wird er nun das Pariser Publikum auf's Neue überraschen können; hier ist das non plus ultra der scenischen Täuschung. Der so lange anhaltende Beifall, den man dieser Oper zollt, hat die Direktion im vorigen Jahre der Mühe überhoben, viel neue Stücke zu geben. Im ganzen Jahre hat sie nur zwei Neuigkeiten auf die Bühne gebracht, und noch dazu waren es keine Opern, sondern nur Ballette. Doch bald wird man Roberts des Teufels hinter und vor der Bühne müde werden, und dann wird es unumgänglich nöthig seyn, eine große neue Oper bei der Hand zu haben. Auch werden deren schon zwei vorbereitet, nämlich „die Jüdin,“ Text von Scribe, Musik von Halevy, und eine neue Meyerbeersche Oper, wozu ein neuer Bassist aus Brüssel, Namens Serda, verschrieben worden ist. An einem guten Bassisten fehlt es der großen Oper; Levasseur thut sein Bestes in der Rolle Bertrams, aber schwerlich genügt er dem Komponisten. In Gesellschaften hört man zuweilen einen guten Bassisten, Namens Géraldi, welcher unter andern ein Meyerbeersches, jezt beliebtes Stück, „der Mönch,“ sehr gut singt; aber er betritt nie die Bühne. Auch einige Schubertsche Lieder fangen an, in Paris beliebt zu werden; so habe ich in mehreren Soirées musicales seinen Goethe'schen „Erlkönig“ von Nourit, dem Opernsänger, recht gut singen hören. Diesen Erlkönig hat ein gewisser Bellangé in's Französische übersezt, aber so, daß Goethe schwerlich damit zufrieden gewesen wäre; denn er hat ihn ganz schwarz ausgemalt, wovon im Original keine Spur zu finden ist. An solchen schwarzen, finstern Stücken findet man aber jezt großes Behagen, und Dichter und Komponisten unterlassen nicht, das Publikum nach seinem Geschmacke zu bedienen. Natürlich schöpfen sie fleißig in der deutschen Literatur, welche an tragischen und elegischen Stücken einen Ueberfluß besizt, und erst vor einigen Tagen gab ein gewisser Monpou, der sich einbildet, ein großer Künstler zu seyn, weil er sich sehr heftig geberdet, eine musikalische Behandlung der Bürgerschen Lenore; jedoch zeigte er bald, daß er dem Gegenstande nicht gewachsen war. Besser gelingen ihm die Lieder, deren er eine Menge in Musik gesezt hat; allein so manche andere Sänger in Paris haben sich in diesem Fache ausgezeichnet, daß ein Tonsezer sich mit diesem leichten Ruhme nicht mehr begnügen will. Sie wollen dramatische Scenen, tragische Auftritte, ernsthafte Balladen in Musik setzen, ohne ihre Kräfte abzumessen. Gelinge es doch kaum dem, mit Shakespeare und Beethoven innig vertrauten Berlioz, sich durch seine sonderbaren musikalischen Phantasien beliebt zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, Februar.

(Fortsetzung.)

Zustand der fashionablen Welt.

Wider die angeführte Ordensdekoration läßt sich nichts einwenden. Es ist auch nicht zu läugnen, daß sie es war, mit welcher Königin Adelaide erschien. Es ist jedoch ebenfalls wahr, daß dieselbe, gleich Königin Charlotte, sich bis jezt nur damit gezeigt hat, so oft sie — ohne Erfolg — war, wie Königin Charlotte — mit Erfolg — gewesen ist. Man hat daher die Frage aufgeworfen, ob vielleicht ein geheimer Ordensartikel den Königinnen das Tragen der blauen Schleife nur in einem gewissen Falle vorschreibt? Eine genügende und authentische Lösung hat zur Zeit nicht verlautet. Sie soll mir und durch mich den Lesern nicht entgehen, wenn sie gegeben wird. Inzwischen bedarf es keiner langen Beweisführung, daß nächst denen, welche, an der Möglichkeit eines solchen Ereignisses gar nicht denkend, in Prinzessin Victoria die künftige Thronerbin gesehen und demgemäß sich gegen sie benommen haben, Niemand bei der Nachricht wesentlicher betheiligt war, als Prinzessin Victoria selbst. Obgleich nur erst im Uebertreten zur Jungfrau begriffen, hat sie doch gewiß von Elisabeth, der jungfräulichen Königin, und von dem Glanze und dem Ruhme ihrer Regierung gehört. Sollte, könnte sie nicht eine ähnliche Zukunft ihrem jungen Auge vorgezeichnet haben? Und nun auf einmal das schöne Bild zerstört, ihre Hoffnung durch die Hoffnung einer Andern vernichtet! — Es erscheint daher beinahe wie das Kneipen mit glühenden Zangen vor der Enthauptung, daß eine Art Karrikatur des armen Mädchens an den Fenstern aller Bilderhändler aushängt, sie, getreu kopirt nach einem der vielen Kupferstiche, welche jährlich von ihr erschienen sind und von denen die neuesten, wenn die Nachricht wahr ist, eine starke Preisverminderung erfahren dürften, nur ihre Nase greulich und doch Lachen erregend verrenkt. Was heißt das? was hat das Verrenken der Nase mit der voraussetzlich gestorbenen Hoffnung einer englischen Thronerbin zu thun? — Wenn der Kinderreichthum einer deutschen Familie durch abermaligen Segen vermehrt wird, so empfangen — mindestens nach der Sitte einiger deutschen Länder — die schon vorhandenen Kinder große Zuckerdüten in gold- und silberfarbigem Papier; die größte und schönste aber erhält das jüngste Kind, gleichsam als Entschädigung für die ihm nun verlornen Vorrechte des Nesthäkchens. Vorrechte solcher Art gibt es auch in englischen Familien, doch nicht solche süße Entschädigung, wenn sie durch einen neuen Segen des Herrn verloren gehen. Dann wird dem jüngsten Kinde gesagt, daß seine Nase verrenkt sey — that its nose is put out of joint — und ich kann versichern, daß einmal bei Ueberbringung meines Glückwunsches wegen vermehrter Familienfreude ein dreijähriges Mädchen, bis jezt das Nesthäkchen, die Hand am Näschen, mich unter vielen Thränen fragte, ob es denn wahr, daß sein Näschen verschoben sey? Ich wußte damals nicht, was es heiße: the child's nose is put out of joint, und obgleich ich die Redensart kannte: his rival as put his nose out of joint, sein Nebenbuhler hat ihn ausgestochen, so dachte ich doch nicht daran, beide Phrasen mit einander in Verbindung zu bringen und jene durch diese zu erklären. Ich suchte daher das weinende Mädchen durch die wiederholte Betheuerung zu beruhigen, daß seine Nase nichts weniger als verrenkt sey, und wurde für die Sorgfalt, mit welcher ich in der Voraussetzung, das Kind habe sich gestoßen oder sey gefallen, sein Näschen untersuchte, mit einem lauten Gelächter der Anwesenden belohnt und endlich belehrt. Vielleicht läßt sich der Ursprung der anscheinend sonderbaren Redensart aus der menschlichen Gewohnheit erklären, beim Empfange unangenehmer Nachrichten die Nase zu rümpfen und das Gesicht zu verzerren.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 54.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 4. März 1835.

Nie war der Eigensinn bei einem Menschen größer.
Du denkst, er liebe mich; o nein, ich kenn' ihn besser.

Goethe.

Soldatenschicksale.

(Fortsetzung.)

Während Anna das Zettelchen las und wieder las, hatte Adolph das Zimmer verlassen. „Was hat er Dir aufgeschrieben?“ fragte Clara; „eine Deklaration?“ — „O nein,“ erwiderte Anna, „ein kaltes, halbspöttisches Lob. Wer ihn nur ergründen könnte!“ — „Nun,“ sagte Clara, „in Bezug auf Dich ist er eben nicht schwer zu ergründen, denn das hast Du wie wir alle doch längst bemerkt, daß er Dich anbetet.“ Anna erwiderte sehr ernst: „Ihr seyd in diesem Falle eben alle im Irrthum, denn ich kenne keinen Mann, über den ich weniger Herrschaft übte, als über Deinen Bruder. Er hat mir noch nie ein eigentlich verbindliches Wort gesagt, sein Lob ist immer zweideutig, und das Interesse, das er an uns nimmt, gilt mir nicht, denn bei jeder Gelegenheit vermeidet er es, mich auf irgend eine Art auszuzeichnen. Als er neulich auf euch alle allerliebste Gedichte machte, überreichte er mir allein einen nichtssagenden Scherz, worin er zwölfmal auf Zwiebel reimte.“ Clara lachte, aber Anna hatte die Thränen in den Augen. — „Und warum,“ nahm erstere das Wort, „säße er denn jeden Augenblick, den seine Geschäfte ihm frei lassen, hier bei uns und gäbe uns gute Lehren? warum suchte er Musikalien für uns aus, wenn er in die Stadt geht? warum läse er uns Abends aus der Iphigenie vor?“ — „Ich weiß es nicht,“ sagte Anna, „aber sicherlich nicht, um sich mir angenehm zu machen, denn er setzt mich offenbar zurück und hat es dahin gebracht, daß ich in einer ewigen Spannung bin und wie auf Nadeln sitze, wenn er da ist.“ Clara wußte zu gut, wie werth ihr Bruder der Freundin war, um ihr diesen Erguß übel zu deuten. Sie küßte sie zärtlich auf die Stirne und brach das Gespräch ab.

Die Zeit der Trennung, da Claras Onkel und Taute das Weigandsche Landgut verlassen sollten, kam heran. Es war eine ziemlich weite Entfernung bis Osnabrück, und die beiden Freundinnen konnten nicht hoffen, sich vor dem nächsten Sommer wieder zu sehen. Adolph begleitete die Verwandten, obgleich er anfänglich die Absicht geäußert hatte, bis gegen Herbst in Nordburg zu bleiben. Anna war im Stillen gekränkt darüber, und Claras Briefe, voll Neckereien über die stumme Liebe des Bruders und der Freundin, vermochten sie nicht zu trösten.

So schrieb unter Anderm Clara: „Du kannst wohl denken, in welchem Kreise sich unser Gespräch auf der Herreise drehte: jetzt ist Anna am Klavier, jetzt liest sie dem Vater die Zeitung vor, nun übersetzt sie, nun schreibt sie an mich, nun singt sie die Romanze von Rodrigo.

— Adolph ward bei diesem Worte düster, wie er leicht wird, wenn von Spanien die Rede ist; er sagte: „Anna ist kein spanisches Mädchen, und doch singt sie so klangvoll und so südlich, daß einem das Herz im Leibe zittert.“ So hat er zu Dir nie gesprochen, und auch mir sagte er nichts mehr.“ — Ein andermal: „Adolph ist traurig und macht mir Kummer, ich glaube, es ist, weil er die Romanze von Rodrigo so lange nicht gehört hat. Als wir neulich abgegessen hatten und er im Fenster stand, schlich ich mich zu ihm, machte das Fensterbrett zum Flügel, trommelte mit den Fingern darauf und sang ihm leise zu: „Du klagest, einzig verehrte Schöne.“ — Er sah mich wehmüthig lächelnd an, seufzte und fuhr sich mit der Hand über die Stirn.“

Als Adolph längst wieder in Weigands Hause war, schrieb Anna: „Du thust mir weh mit Deinen Scherzen über Adolph; warum willst Du Dir und mir etwas in den Kopf setzen, was doch nicht ist? Er vermeidet mich, statt mich zu suchen; wenn ich singe, nun ja, dann hört er zu; aber wer weiß, welche Erinnerungen ihn dabei beschäftigen? Ich fürchte, Du wirst mich ihm noch ganz fatal machen, indem Du ihn mit einer Neigung neckst, die er durchaus nicht hat. Was hinderte ihn wohl, sich auszusprechen? Mein Vater achtet ihn hoch, er ist sein Associé, ich bin ihm auch nicht gram — kurz, es gibt nur Ein Hinderniß, seine eigene Gleichgültigkeit. Ach, Clara, Dein leichtes Lerchenherz weiß nichts von dem Schmerze verschmähter Liebe! — Verrathe mich nicht, das ist meine inständigste Bitte, es wäre mein Tod! Könntest Du sehen, mit welcher eisigen Kälte er mich behandelt!“

Zu Anfang des Winters wurde Karl von Römmling nach Osnabrück versezt, und er ward der Hausgenosse des Herrn von Brewitz. Auch Adolph kam und bald die Nachricht, daß Römmlings Regiment nach Spanien kommandirt sey. Hier ist nun der Leser auf dem Punkte, wo diese kleine, auf wahre Thatsachen gegründete Erzählung begann.

Auf Brewitzens Gartenhause versammelte sich nach und nach die Familie zum Frühstück und der Tag ging wie ein recht gewöhnlicher hin, obgleich in Claras Herzen alles anders geworden war. Sie lud am Abend den Bruder zu einem Spaziergange ein und vertraute ihm, was Vormittags zwischen ihr und Römmling vergangen war. Er erwiderte: „wenn Du sicher bist, daß Dich kein vorübergehender leichter Eindruck zu ihm hinzieht, so wüßte ich nicht, wen ich lieber als Schwager begrüßen möchte. Es ist nichts glücklicher, als wenn zwei heitere Charaktere, wie ihr beiden, gemeinschaftlich den Lebensweg betreten. Die heitern Menschen sind immer die besten, und jeder, dem eine Wolke auf der Stirne liegt, ist mir schon verdächtig. — Ihr seyd jung und frisch von Gemüth und Körper und werdet Euch leicht über alles Unangenehme hinwegfinden. Wohl Dir, wenn Deine erste Liebe eine glückliche ist; möge der Himmel es so fügen, daß Ihr zusammen kommt.“ Clara sah den Bruder befriedigt an. „Wie freut es mich,“ sagte sie, „daß meine Wahl Deinen Beifall hat. Karls heitern Sinn möchte ich nicht gegen eine Grafenkrone vertauschen; aber Du sollst mir die ernsten Männer auch nicht schelten; bist Du doch selten fröhlich und magst ein so strenges Urtheil über andere aussprechen, die das Leben nicht rosenfarb sehen?“ — „Liebe Clara,“ sagte er, indem er ihr sanft die Hand drückte, „Du hast mich lieb und ich verdiene es um Dich; aber glaube mir, daß ich nicht unverschuldet zu dem Kummer gekommen bin, der mich drückt.“

Sie sah ihn fragend an; er aber schwieg und vergaß auch die eigene Angelegenheit bald über Römmling, der eben nahte. Adolph ging ihm herzlich entgegen und wiederholte seine volle Zustimmung zur Verbindung des Freundes mit seiner Schwester, fand es jedoch jedenfalls gerathen, den Verwandten nichts von einem Bündnisse zu sagen, vor dessen endlicher Erfüllung noch so Vieles sich ereignen konnte. Auch war Clara die Rolle einer trauernden und bedauerten Braut gar zu fatal, obgleich sie sich wohl getraute, die Trennung mit Kraft zu tragen, wenn sie ungestört ihren Gefühlen leben könnte. Der Abschiedstag nahte heran. Adolph überraschte Karl noch mit einem Geschenke, das diesen innig rührte; es war die Kopie eines Bildes, worauf Clara, einen vollen Rosenkranz im Haare, treffend dargestellt war; eine kleine Brieftasche schirmte und verbarg das theure Andenken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Die große Aufmerksamkeit, welche die Beer-Mädler'sche Mondkarte (Mappa selenographica. Stuctoribus Guilielmo Beer et Joanne Henrico Maedler), von welcher in mehreren unserer vorangegangenen Berichte mit ehrender Anerkennung die Rede gewesen ist, durch ganz Europa erregt, veranlaßt mich, heute gleich wieder darauf zurück zu kommen. Daß bis jezt zwei der vier Quadranten, aus denen sie bestehen wird, erschienen sind, haben wir angeführt; jeder derselben kostet bei Schropp in Berlin 1¼ Rthlr., so daß also die ganze drei Fuß im Durchmesser haltende Karte den Subscribenten nur auf 5 Thaler zu stehen kommt. Die beiden

letzten Sektionen werden mit Bestimmtheit in dem laufenden und dem folgenden Jahre versprochen. Mit meiner schwachen Stimme zum Lobe dieses Unternehmens haben sich unterdeß die gewichtigsten astronomischen Autoritäten vereinigt. Bessel in Königsberg erklärt diese Karte für eine der erfreulichsten Erscheinungen, selbst in einer Zeit, in welcher der Sinn für gründliche und genügende astronomische Untersuchungen die Forderungen bis zu einem hohen Grade gesteigert hat. Gleich günstig urtheilt Littrow in Wien darüber, indem er zugleich die Hoffnung ausspricht, daß nun auch Lohrmann zu Dresden seine so schön begonnene, von uns ebenfalls schon früher mit verdienter Auszeichnung erwähnte Arbeit über den Mond vollenden werde, eine Konkurrenz, von welcher sich die Wissenschaft die glänzendsten Resultate versprechen darf. Der König von Dänemark aber, bekanntlich einer der ausgezeichnetsten Dilettanten auf dem Gebiete der Astronomie, hat Beer und Mädler durch Professor Schuhmacher zur Vollendung ihrer trefflichen Arbeit auffordern lassen, und ein Gleiches ist von dem königlichen Institute von Frankreich durch den Akademiker Arago geschehen.

Eine andere Begünstigung des astronomischen Studiums darf von Vollendung der kaiserlich russischen Hauptsternwarte zu Petersburg gehofft werden, über welche unsere frühern Berichte auch schon mannichfaches Detail mittheilen. Seitdem hat aber das vom Architekten Brüllof entworfene Bauprojekt zur gedachten Sternwarte die kaiserliche Bestätigung erhalten, und der Bau hat auf dem Pulkowa'schen Berge unfern Petersburg begonnen; vom eigentlichen Observatorium sind die Fundamente gelegt und die Mauern bis zu ebener Erde heraufgeführt worden, so daß es in Zeit von einem Jahre unter Dach seyn dürfte. Rings umher darf, Behufs der Erhaltung eines möglichst freien Horizonts, auf bedeutender Entfernung kein anderes Gebäude aufgeführt werden. Alle drei projektirten Thürme bekommen übrigens bewegliche Kuppeldächer von einer durch den wackern Akademiker Parrot angegebenen Konstruktion, nach welcher er ein solches Dach mit glücklichem Erfolge schon in Dorpat für das so berühmte dortige Observatorium ausgeführt hat; mittelst dieser Beweglichkeit des Daches wird dem beobachtenden Astronomen die bequemere Verfolgung des scheinbaren Laufes der Gestirne durch den Himmel bei ihrer täglichen Bewegung erhalten. Die gesammten Kosten des Bauanschlags betragen $1\frac{1}{2}$ Million Rubel; zur ersten Anschaffung der Instrumente sind 250,000 Rubel ausgesezt; der Etat des Observatoriums steigt auf 50,000 Rubel, und die Hälfte davon ist, bis zur Vollendung des Baues, zur Entschädigung der designirten Astronomen ausgesezt. Man muß gestehen, daß, wenn die wissenschaftlichen Resultate dieser wahrhaft kaiserlichen Munificenz entsprechen, ganz Außerordentliches erwartet werden darf.

Wenn die Astronomie solchergestalt den glänzendsten Resultaten entgegeneilt, so hat sie andernseits einen sehr herben Verlust durch den Tod des fleißigen Astronomen Tobias Bürg erlitten, welcher seine irdische Laufbahn am 25sten November v. J. zu Wiesenau in Kärnthen geendet hat. Bürg war 1766 zu Wien geboren, und zeigte schon früh außerordentliche Anlagen für mathematische Studien. Van Swieten, damaliger Präses der österreichischen Studien-Hofkommission, wurde aufmerksam auf ihn, begünstigte sein Streben und brachte ihn in Verbindung mit Triesnecker, Adjunkt der kaiserlichen Sternwarte, unter dem er sich im Observiren übte und dessen Stelle er 1792 erhielt. Sein Hauptverdienst besteht in der Vervollkommung der Theorie des Mondes, wodurch der verwickelte Lauf dieses gleichzeitig den Anziehungen der Erde und der Sonne unterworfenen Himmelskörpers genauer bestimmt, und die Voraussagung seines allaugenblicklichen Ortes am Himmel möglich gemacht wurde. Hievon aber hängt bekanntlich die Findung der Länge zur See und somit das ganze Schicksal der Schifffahrt ab, zumal wenn man sich nicht vollkommen auf die Genauigkeit der zu dem nämlichen Zwecke dienenden Längen- oder Seeuhren verlassen kann. Das Pariser Nationalinstitut gab, in Betracht der außerordentlichen Wichtigkeit dieses Gegenstandes, im Jahre 1798 die Preisfrage auf: Aus einer großen Zahl von Mondsbeobachtungen, mindestens 500, den genauen Ort der Erdferne in der Mondsbahn * für eine bestimmte Zeit, und eben so die Lage seines aufsteigenden Knotens, d. h. des Punktes anzugeben, wo er sich über die Ekliptik zu erheben und nördliche Breite zu bekommen anfängt.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Der Mond beschreibt eine elliptische Bahn um die Erde, in deren einem Brennpunkte leztere liegt. Der fernste Bahnpunkt von diesem Brennpunkte heißt die Erdferne (Apogäum); er ist selbst einer Fortrückung unterworfen.

M.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

(Beschluß.)

Zustand der fashionablen Welt.

Das Lächerliche, welches manche Menschen darin finden, wenn sie Andere in Folge getäuschter Erwartung Gesichter schneiden sehen, und welches in vorliegendem Falle die

verschobene Nase der Prinzessin Victoria allerdings auch hat, muß jedoch bei einem Blicke auf die wegen Thronfolge-Streitigkeiten mit Blut geschriebenen Blätter der Geschichte, bei einem Blicke auf die gegenwärtige Lage des aus gleichem Grunde furchtbar zerfleischten Spaniens sich schnell in tiefen Ernst verwandeln. Wie, wenn König Wilhelm stirbt, während ein noch ungebornes Leben unter dem Herzen der Königin klopft? In England, wie in Frankreich und wie in allen monarchischen Staaten, gilt und muß der Grundsaz gelten: der König stirbt nicht — the King never dies. Das der in Frankreich der bekannte Ruf: le Roi est mort, vive le Roi! Kann ein ungebornes Kind, ein Geschöpf, von dem es zweifelhaft ist, ob es je zum Leben geboren werden wird, zweifelhaft, ob es selbst in dem Augenblicke lebt, wo ihm der Ruf erschallt: es lebe! kann ein solches Kind, sobald nicht ein ausdrückliches Gesez die Entscheidung spricht, zum Nachfolger eines Throns erklärt werden, der nie erledigt seyn soll? Der Verstand und das strenge Recht — das Recht, das oft Unrecht ist — beide sagen meines Erachtens: nein, und nach solcher Ansicht würde, wenn König Wilhelm mit Hinterlassung eines ungebornen Kindes stürbe, Victoria Königin und das Kind bei seiner Geburt des väterlichen Erbes verlustig seyn. Wäre es auch zu wünschen, so wäre es doch nicht zu vermuthen, daß solchen Falls die junge Königin, um allen Zwist und Hader zu vermeiden, zu Gunsten des neugebornen Erben dem eigenen Kronrechte entsagte, und wenn es auch zu wünschen, so wäre es doch nicht zu vermuthen, daß unter Englands Großen sich Keiner fände, das Recht von seines Königs Kinde zu verfechten, oder daß dieses Kind nicht selbst einmal den Anspruch auf seines Vaters Erbe geltend machte. Und dann flösse Bürgerblut. Ein hierüber entscheidendes Gesez besizt England nicht. Es war die Rede davon, daß eines gegeben werden sollte, als beim Anfange der gegenwärtigen Regierung die sogenannte Regentybill durchging; allein es geschah nicht, und daß es nicht geschah, muß um so mehr auffallen, je schlagender die Nothwendigkeit einer solchen gesezlichen Bestimmung sich gerade aus der Verschiedenheit der deßhalb herrschenden Ansichten ergab. Lord Lyndhurst, damals, wenn ich nicht irre, Lord-Kanzler, war der Meinung, daß, wenn der König stürbe mit Hinterlassung der Königin im anerkannten Zustande der Schwangerschaft, die Rechte des ungebornen Kindes auf den Thron ungeschmälert blieben. Zwei oder drey Rechtsgelehrte hingegen sprachen ihre Ueberzeugung unbedingt dahin aus, daß der gesezliche Grundsaz: der König stirbt nicht, sofort und ohne Rücksicht auf den Zustand der Königin das Recht des nächsten Erben in's Leben rufen würde. Ja, Lord Lyndhurst selbst war, nachdem er diesen Grundsaz zugegeben hatte, nicht ohne Verlegenheit, wie er, in Uebereinstimmung mit demselben und in Uebereinstimmung mit seiner Ansicht und mit der Unwiderrufbarkeit und Unverleztlichkeit eines wohl erworbenen Rechtes, die ihm vorgelegte Frage entscheiden sollte, ob, wenn die Königin-Wittwe erst nach öffentlicher Anerkennung des Thronfolgers ihres Mutter-Zustandes sich bewußt werde, dieser sofort, oder erst nach erfolgter Geburt eines lebenden Kindes, oder gar nicht zur Niederlegung der Krone verpflichtet seyn solle? Man sagt, daß die Nachricht von der neu erblühten Hoffnung einer unmittelbaren Thronfolge — ob Gerücht oder Wahrheit — die Minister veranlaßt habe oder noch veranlassen werde, den liegen gebliebenen Gesezesentwurf wieder aufzunehmen, und sollte daher die Nase der Prinzessin Victoria auch nur irrthümlich verrenkt worden seyn, die Verrenkung würde doch, wenn sie Gelegenheit gäbe, jedem dießfalls möglichen Successionszwiste zu begegnen, eine höchst heilsame genannt werden müssen.

Paris, Februar.

(Fortsezung.)

Theater.

Die komische Oper hat ein altes Stück, „Zemir und Azor," wieder vorgenommen, und zwar wider Erwarten mit ziemlichem Beifalle; aber weislich läßt man die Darstellung dieser alten Operette mit der des Freischüzen abwechseln. Von Zeit zu Zeit läßt sich das Pariser Publikum das Veraltete wohl wieder vor Augen und Gemüth bringen; jedoch muß dieses mit großer Vorsicht geschehen; es muß nur als zur Abwechselung erscheinen und keine Hauptstelle einnehmen. Auch hat die Operette stets etwas Neues zur Hand. Leider hat sie seit dem Pré aux clercs nichts finden können, das rauschenden Beifall erhalten hätte. Uebrigens hat man die Bemerkung gemacht, daß im vorigen Jahre weit weniger neue Stücke auf den Pariser Bühnen erschienen sind, als in dem vorhergehenden, obschon kein einziges Theater, den Cirque olympique etwa abgerechnet, geschlossen gewesen ist. Man hat daraus natürlich gefolgert, daß das Publikum mit den ältern Stücken zufrieden gewesen, und weniger Neues gefordert hat, als zuvor. Aber nun könnte man wieder fragen, ob die Theaterdichter im vorigen Jahre sich mehr nach dem Geschmacke des Publikums bequemt haben, oder ob das Publikum nachsichtiger geworden ist; vielleicht Beides. Ich glaube überhaupt, daß seit Einführung der Theaterfreiheit und seit dem Umsturz der alten Dramaturgie in Frankreich das gutmüthige Publikum so ziemlich Alles durchgehen läßt, was ihm keine Langweile macht; denn das Langweilige wird wohl nimmer in Paris mit Nachsicht aufgenommen werden. Voltaire hat dies wizig ausgedrückt: „Tous les genres sont bons, hors le genre ennuyeux;" dies sieht man erst jezt, nach Verlauf von fünfzig Jahren, hier völlig ein, und daher versucht sich Jeder in der Weise, die ihm am besten ansteht. Einige Theaterkritiker klagen über gänzliche Gleichgültigkeit von Seiten des Publikums gegen alle neuen literarischen Erscheinungen, und sehen diese Gleichgültigkeit als eine Folge von Uebersättigung an. Man bedenke aber, daß sich das zuschauende Publikum jezt alle Abend in mehr als zwanzig Schauspiel- und Musiksäle vertheilt, daß folglich ein einzelnes Stück, ein Trauerspiel, eine Oper, ein Vaudeville nicht mehr das allgemeine Aufsehen erregen kann, als da weit weniger Schauspiele und kaum andere Belustigungen ihm zu Gebote standen, z. B. zur Zeit Napoleons, der die Pariser Schauspiele auf acht reduzirt hatte. Und seitdem kühne Dichter sich über die sogenannten aristotelischen Theaterregeln oder die trois unités hinweggesezt haben und vom Publikum beklatscht worden sind, hat lezteres keinen andern Maßstab mehr, den es an die neuen Stücke legen könnte, als sein Gefühl und die Unterhaltung, welche ihm die Neuigkeiten gewähren. Daß das Publikum nicht überdrüssig sey, beweist ja eben die Fülle der vielen Schauspielsäle; wie hätte Robert le diable 120 Darstellungen erleben können, wenn sich das Publikum so gleichgültig erwiese, als es einige mit ihrer Zeit unzufriedene Kritiker behaupten? wie hätte sich Scribe bereichern können, wenn die Zuschauer vom Gymnase dramatique weggeblieben? Auch sehen die Dichter gar nicht so aus, als ob sie an die Gleichgültigkeit des Publikums glaubten.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 55.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 5. März 1835.

Stets geforscht und stets gegründet,
Nie geschlossen, oft geründet,
Aeltestes bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgefaßtes Neue,
Heitern Sinn und reine Zwecke:
Nun! man kommt wohl eine Strecke.

Goethe.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Bürg rang um diesen schweren Preis, aber nicht etwa nach den geforderten 500, sondern vielmehr nach 3000 Beobachtungen. Er hatte nur einen einzigen Mitbewerber, den französischen Astronomen Bouvard. Beider Arbeiten, geprüft von den ersten damaligen Geometern, Lagrange, Laplace, Legendre, Mechain, wurden so vortrefflich befunden, daß man den Preis zu theilen beschloß, dergestalt jedoch, daß Bürg 2/3, und Bouvard nur 1/3 bekommen sollte. Aber in der feierlichen Sitzung des Instituts beschloß der erste Konsul vielmehr eine Verdoppelung des Preises, und so erhielt Jeder ein Kilogramm Gold (260 Dukaten), ein Fall einzig in seiner Art und eine Anerkennung deutschen Verdienstes durch französische Munificenz, wozu wir umgekehrt keinen zweiten Fall zu citiren wissen. Bürg wurde seitdem den ausgezeichnetsten Astronomen beigezählt, und sein Kaiser gewährte ihm alle Muße zur Vollendung seiner schwierigen Mondtafeln, deren Herausgabe später ebenfalls das französische Nationalinstitut besorgte.

Vom Gebiete der Astronomie hiernächst auf das der Naturlehre übergehend, gedenken wir zuerst einer Abhandlung eines englischen Geistlichen Fisher über das Nordlicht, welche in der Sitzung der Royal Society vom 26sten November v. J. vorgelesen und mit großer Theilnahme aufgenommen worden ist. Der Verfasser, welcher selbst einen mehrjährigen Aufenthalt in hohen nordischen Breiten, dem Herde dieser so schönen und so viel besprochenen Lichterscheinung, gemacht hat, folgert aus seinen eigenen sorgfältigen Beobachtungen und den damit verglichenen Berichten mehrerer Seefahrer und Reisenden, daß sich das Nordlicht hauptsächlich an der Kante des gefrornen Meers, kurz überhaupt da entwickelt, wo die Ausdünstungen großer Wassermassen schnell gefrieren. Unter solchen Umständen bemerkt man es auch sogleich, wenn es die obern Ränder der dunkeln Wolken beleuchtet, welche sich in Folge der Wasserverdunstung bilden; und den Schiffern in den nordischen Meeren ist diese Art von Phase des Nordlichtes, welche sie mit dem Namen des „Seeflimmerns" belegen, wohl bekannt. Fisher beweist aus diesen Umständen, daß das Nordlicht eine elektrische Erscheinung sey. Durch die schnelle Verdichtung der Dünste, im Augenblicke des Gefrierens, wird das elektrische Gleichgewicht der benachbarten Luftmassen beeinträchtigt, und das Nordlicht ist der Wiederausgleichungsprozeß dieses also gestörten elektrischen Gleichgewichts der Atmosphäre. In gemäßigten Klimaten aber kommt diese Erscheinung darum nicht vor, weil der Grund: das

plötzliche Gefrieren großer Massen von Wasserdunst, wegfällt; die Natur bewerkstelligt den Wiederherstellungsprozeß des elektrischen Gleichgewichts hier durch Donner und Blitz, und man könnte das Nordlicht hiernach mit vollem Rechte das Gewittersurrogat der hohen nördlichen Breiten nennen, in denen es bekanntlich keine Gewitter gibt. — Ich gestehe, daß mich diese Art von Auffassung der Entstehung der Nordlichter sehr befriedigt hat, und man wird ihr auch wohl am Ende um so mehr Beifall schenken müssen, als an der elektrischen Natur des Phänomens überhaupt nicht wohl mehr gezweifelt werden kann. Der Gedanke aber, die Nordlichter unter dem Gesichtspunkte „nordischer Gewitter" zu betrachten, ist neu und sinnreich.

Sehr schöne und erfinderisch ausgedachte Versuche über die Schnelligkeit, mit welcher sich das elektrische Fluidum durch Metalldrähte fortpflanzt, hat kürzlich der Professor Wheatstone am Kings College zu London angestellt. Er zog im Gebäude der Nationalgalerie Kupferdrähte von ½ englischen Meile Länge, welche mit einer Elektrisirmaschine in Verbindung standen und an einzelnen Stellen unterbrochen waren, so daß man das Ueberspringen des elektrischen Funkens von dem einen Ende zum andern in einem Drehspiegel beobachten konnte; lezterer Spiegel war so eingerichtet, daß er mehrere hundert Drehungen in einer einzigen Sekunde machte, welche sich zugleich angegeben fanden, so daß noch die Bestimmung des kleinsten Zeitintervalls möglich blieb. Wheatstone that auf diese Weise dar, daß die Schnelligkeit, mit welcher das elektrische Fluidum einen Kupferdraht durcheilt, die Schnelligkeit des Lichtes im Weltenraume fast um den dritten Theil übertrifft, d. h. also, einen Raum = 3 zurücklegt, während das Licht nur 2 macht. Nun legt das Licht, wie uns Beobachtungen über die Aberration der Fixsterne und die Verfinsterungen der Jupiterstrabanten lehren, in einer einzigen Zeitsekunde über 40,000 Meilen zurück, so daß es von der Sonne bis zu uns (etwa 20 Millionen Meilen) in 8 Minuten und einigen Sekunden gelangt. Das elektrische Fluidum dagegen durchläuft nach diesen Versuchen in einer Sekunde 60,000 Meilen, und würde, wenn eine Kupferdrahtverbindung zwischen Sonne und Erde möglich wäre, von jener zu dieser schon in etwa 5½ Minute gelangen. Ich stehe nicht an, diese Resultate der Wheatstoneschen Versuche zu dem Bedeutendsten zu zählen, was die Experimentalphysik seit lange geleistet hat.

In den früheren Nummern unserer Berichte ist wiederholt von einem sinnreich ausgedachten Apparate des berühmten Gauß zu Göttingen die Rede gewesen, um an einem schwebenden, den Einflüssen alles Metalls und selbst der Nähe des Beobachters entzogenen Magnetstabe die kosmischen und tellurischen Einflüsse auf die magnetische Deklination und Inklination auf das Genaueste zu beobachten. Einen ähnlichen Apparat hat jezt der Professor Marx, derselbe, dem wir bei der Stuttgarter Naturforscherversammlung einen so lehrreichen Vortrag über diesen wichtigen Gegenstand verdanken, zu Braunschweig aufgestellt. Das Ergebniß der beiderseitigen Beobachtungen zu Göttingen und Braunschweig ist bis jezt vollkommen übereinstimmend gefunden worden. Am 1sten November hatten sich beide Magnetstäbe wie gewöhnlich bewegt und waren in mehreren Stunden von der mittleren Richtung kaum um eine Bogenminute abgewichen. Am folgenden Tage (Sonntag, den 2ten November) dagegen zeigten sich beide eben so übereinstimmend höchst unruhig, und wurden bald nach 9 Uhr Morgens wie durch einen gemeinschaftlichen Stoß auf einmal um 22 Minuten von der ursprünglichen Richtung weggerückt. Welch ein eigenthümlicher Vorgang in der Natur hat diese ganz außerordentliche magnetische Anomalie erzeugt? Wir wissen es noch nicht, aber gleichwie die Kenntniß der Barometerveränderungen nach langjährigen Beobachtungen jezt dergestalt ausgebildet ist, daß man aus bloßen Veränderungen in der Höhe der Quecksilbersäule mit Gewißheit auf bevorstehende Aenderung in der Witterung, Windrichtung u. s. w. schließt, eben so darf man hoffen, die Theorie der magnetischen Abweichungsänderung gleichermaßen bald zu einer solchen Vollkommenheit erhoben zu sehen, daß daraus mit derselben Sicherheit auf andere betreffende, unserer Aufmerksamkeit bis jezt vielleicht ganz entgangene Naturprozesse, ja vielleicht wohl gar auf noch ungeahnte kosmische Ereignisse geschlossen werden kann. Ich kenne nichts Interessanteres, als diese Anregung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Soldatenschicksale.

(Fortsetzung.)

Anfangs Juli (1808) langte Römmling in England an und erhielt dort die ehrenvolle Stelle eines Adjutanten beim Obristen St. — Die englische Armee war voller Muth und Enthusiasmus; nach langer, gezwungener Ruhe leuchtete die Kampflust aus den Augen der Offiziere und Gemeinen, und der Befehlshaber, Sir John Moore, war der Mann, der seine Soldaten zu begeistern wußte. England hat keinen General gehabt, der allgemeiner als dieser der Liebling seiner Untergebenen gewesen wäre; Bravour, Herzensgüte, Leutseligkeit und Frohsinn waren in diesem zu früh verstorbenen Helden

vereinigt. Römmling fand schon im Augenblicke der Einschiffung Gelegenheit, sich durch seine Raschheit und Intelligenz bemerkbar zu machen. Am lezten Juli bläbete ein günstiger Wind die Segel der englischen Flotte, welche majestätisch die blauen Wogen des sommerlichen Meeres durchschnitt. Sir John Moore stand etwas entfernt von seinem Gefolge und sah unverwandt auf das englische Gestade zurück; die jüngeren Offiziere blickten ehrfurchtsvoll auf ihn, in dessen Zügen eine ungewöhnliche Rührung zu lesen war; Kapitän Blake, des Obristen St. erster Adjutant, ergriff Römmlings Hand, der neben ihm stand und sagte ernst: „Wer weiß, wer von uns diesen Küsten wieder entgegensegelt? Aber so lange unser edler Anführer uns als Vorbild erhalten wird, wollen wir über den Verlust Einzelner nicht klagen und selbst mit festem Auge dem Tode entgegensehen." Der junge Mann, der diese Worte sprach, hatte ein von Lebenslust strahlendes Gesicht und gewährte das seltene, aber anziehende Bild eines fröhlichen Engländers, weßhalb auch Römmling sich gleich Anfangs freute, zu ihm in so naher Beziehung zu stehen. Der erste Tag der Fahrt war schöner als die folgenden, widrige Winde erhoben sich, und erst am 11ten August ward ihnen der ersehnte Anblick der Ufer von Portugal, wo sie in der Bay von Mondego landeten. Römmlings Chef ward sogleich von Sir John Moore in das Hauptquartier Sir Arthur Wellesleys, des nachmaligen Lord Wellingtons gesandt, um diesen von seiner Ankunft zu benachrichtigen. Schon jezt begannen die Mühseligkeiten einer höchst beschwerlichen Campagne; doch ein Fußmarsch in der Hundstagshitze, unter dem glücklichen 40sten Breitengrade, ward ohne Unfall überwunden, und Obrist St. erreichte das englische Hauptquartier zu Vimiero, wo sie, troz den bedauernswerthen Folgen der langen Verzögerung ihrer Ankunft, dennoch mit Jubel empfangen wurden. In Wellesleys Armeekorps war eine lebhafte Bewegung; eben sah man von weitem ein Detachement französischer Kavallerie heranrücken und rings im Lager erscholl der Ruf zu den Waffen; aber die Fahne eines Parlamentärs machte bald der Unruhe ein Ende. Mit einem glänzenden Gefolge nahte sich der General Kellermann, um im Auftrage des Generals Junot einen Waffenstillstand auf einige Tage zu unterhandeln, der vielleicht das Vorspiel einer friedlichen Vereinigung werden könnte. Und nicht lange, so erfuhr man wirklich, daß vor der Hand alle Feindseligkeiten aufgehoben seyen. Die Franzosen hatten durch die versprochene Räumung Portugals einen so vortheilhaften Waffenstillstand erlangt, daß ein allgemeines Murren unter den Offizieren und Soldaten der englischen Armee ausbrach. Das Ausbleiben des Mooreschen Korps, woran nur der unüberwindliche Einfluß der Elemente Schuld war, der Mangel an Energie unter den einheimischen Truppen, und endlich die bedenkliche Lage der Armee in dem fremden, ausgesogenen Lande, hatten Sir Hew Dalrymple, den Höchstkommandirenden, und Sir Arthur Wellesley bestimmt, den Franzosen freien Rückzug mit den Waffen in der Hand und sichere Einschiffung in Lissabon zu gestatten. Der Unwille der Portugiesen war grenzenlos, wie ihr Haß.

Obrist St. ward beauftragt, bei der Einschiffung der französischen Truppen in Lissabon gegenwärtig zu seyn. Römmling war froh, ihm folgen zu dürfen; ihm ward dadurch die Gelegenheit, die schöne Hauptstadt im möglichst vortheilhaften Augenblicke zu sehen; denn das Korps des Sir John Hope, dem sie sich anschlossen, ward mit einem Jubel ohne Gleichen empfangen. Alle Häuser der malerisch gelegenen Stadt waren mit bunten Teppichen und Fahnen behangen, und ein Regen von Blumen und Bonbons fiel aus den Händen schöner Frauen auf die Einziehenden herab. Römmling fing mit der Spitze seines Degens ein Kränzchen von Rosen und Levcoyen auf, und grüßte das erröthende Mädchen, dessen Hand es gespendet hatte, ritterlich und mit glänzenden Augen. Die ganze Scene war bezaubernd; das köstlichste Wetter begünstigte die Festlichkeit, der Tajo war bedeckt mit Booten, auf welchen, so wie auf den flachen Dächern der Häuser längs dem Ufer, unzählige Flaggen im Winde flatterten, von allen Kirchen und Kapellen ward geläutet, und in der hohen, azurblauen Luft mischte sich der Ton der Glocken mit dem Jubel des Volkes; die Portugiesen waren in diesen Augenblicken innig verbrüdert mit den Engländern, die ihnen als Retter erschienen.

Die Quartierbillette wurden vertheilt, und Römmling hatte die angenehme Ueberraschung, zu sehen, daß ihn das seinige zum Genossen des Hauses machte, aus dem das Blumenkränzchen, das er noch immer am Griffe seines Degens trug, herabgeworfen worden war. Das Haus ward von einer etwas reichlich fetten Wittwe von etlichen und dreißig Jahren und ihrer jungen Tochter bewohnt. Im tiefen Alt der südlichen Sprachstimme riefen ihm die Frauen ein freudiges: „Willkommen!" entgegen. Er ward in sein Zimmer geführt, das mit blankem Marmor getäfelt war und einen Ausgang auf eine Terrasse hatte, die mit vielen, dort heimischen, unserm nördlichen Auge so festlich und zierlich erscheinenden Stauden geschmückt war. Als er in den Wohlgerüchen, welche die köstliche Luft durchwürzten, schwelgte, suchten Mutter und Tochter in südlicher Vertraulichkeit ihn dort auf. „O, mein Herr," redete ihn die Mutter an, „unsern Dank für den Theil, den Sie an der Befreiung unsers Landes haben, müssen Sie nicht verschmähen; Sie müssen der Sohn unsers Hauses, Giacoma's Bruder seyn, so lange Sie unter uns weilen."

— Römmling kam ihrem herzlichen Benehmen freundlich entgegen, und ward noch an demselben Abend dem traulichen Kreise recht gut. Der Beichtvater der Damen, ein junger Pater mit klugem Gesicht, belebte Abends die Gesellschaft. Römmling sagte beschämt, nachdem man sich wieder in Danksagungen gegen ihn erschöpft hatte: „Wäre es mir doch nur möglich gewesen, Ihre Güte durch einen Tropfen Blutes, den ich für Ihre Sache vergossen hätte, zu verdienen; aber noch bin ich in keine feindliche Berührung mit irgend einem Franzosen gekommen.“ — Giacoma sah ihm keck in die Augen und sagte: „Es liegt etwas in ihren Blicken, was Bürgschaft dafür leistet, wie gerne Sie Ihr Blut für eine gute Sache verspritzen würden.“ — Römmling lächelte ihr einen Dank für die gute Meinung zu. — Am andern Morgen sollte ein rührendes Schauspiel stattfinden. Viertausend Spanier, welche die Franzosen auf Schiffen gefangen gehalten hatten, sollten auf die feierlichste Weise wieder in Freiheit gesezt werden. Das Campo de Urica, ein Platz von ungeheurer Größe, war gewählt worden, um die Befreiten dort festlich zu vereinen. Römmling hatte keine Dienstpflicht dabei zu versehen; er bot also den Damen bei dieser Ceremonie seine Begleitung an. Mit dem frühesten Morgen war ganz Lissabon in Bewegung. Die Spanier standen in Reihe und Glied auf dem Platze, und nachdem sie ihre Uniformen und Waffen wieder erhalten hatten, formirten sie ein Quarré um ihre Offiziere und Generale. Die bleichen, abgezehrten Gesichter stachen seltsam gegen die stolze Freude ab, die aus ihren Zügen sprach; aber auf manchen Physiognomien war ein Gefühl tiefwurzelnden Grolls bemerkbar.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

La Tour de Nesle. Dlle. Duchesnois.

Alex. Dumas hat sich vor nicht gar langer Zeit mit einem andern Dichter, Namens Gaillardet, geschlagen, bloß wegen des Antheils, den Jeder am Schauspiel la Tour de Nesle, das auch beinahe hundert Darstellungen erlebt, zu haben behauptete. Sonderbar ist es, daß eines Prozesses, mehrerer Briefe in den Tageblättern und eines Duells ungeachtet, das Publikum doch noch nicht recht weiß, wie es sich mit dieser Sache verhält. Alex. Dumas hat die Sache im Musée des familles lustig erzählt, aber natürlich ganz zu seinem Vortheil. Er behauptet nämlich, kurz nach der Cholera im Jahr 1832, als das Theater der Porte St. Martin im ganzen Monat April nur 6000 Franken eingenommen hatte, sey der Direktor Harel zu ihm, dem eben von der Cholera sich erholenden Alex. Dumas, gekommen und habe ihn um ein neues Stück gebeten, worin Dlle. Georges eine Hauptrolle bekommen könnte, und das im Stande wäre, das Publikum wieder anzulocken. Da nun die Sache keinen Aufschub gelitten, so habe Harel ihm vorgeschlagen, den dramatischen Versuch eines jungen Dichters aus der Provinz zu bearbeiten, der mit der Bühne noch wenig vertraut sey, und ihm daher seinen Versuch gänzlich überlassen habe; bereits habe Jules Janin den Styl verbessert, aber die Bearbeitung aufgegeben, weil keine dramatische Handlung im Stücke sey. Harel habe ihm zu gleicher Zeit den Inhalt mitgetheilt, und versprochen, ihm am folgenden Tage das Stück zu bringen; und als nun Harel wiedergekommen, habe ihm Alex. Dumas zugerufen, das Stück sey schon halb fertig, indem er, der Dichter, in der Zwischenzeit einen Plan entworfen. Darauf habe er den Entwurf des jungen Dichters flüchtig durchgegangen, eine einzige Scene aus demselben benuzt, nichtsdestoweniger aber verlangt, der junge Dichter solle den Gewinnst mit ihm theilen und sein eigener Name nicht genannt werden. Harel habe sofort im Theaterzettel angekündigt: la Tour de Nesle, par ** et Gaillardet. Dieser sey sogleich nach Paris gekommen, und obgleich er von seinem Stücke beinahe nichts wiedererkannt, habe er doch auf einer Aenderung in der Ankündigung bestanden. Harel sollte nämlich setzen: par Gaillardet et **, was Alex. Dumas spaßhaft mit der Anmaßung des Mannes verglich, welcher in der Oper „die Karavane“ die Hinterbeine des pappenen Kameels darstellte, und verlangte, man solle ihn endlich auch einmal in der Darstellung der Vorderbeine debütiren lassen. Gaillardet begann einen Prozeß gegen Harel wegen der verlangten Versetzung der Sternchen, und gewann ihn. Auch verdiente er sich durch die vielen Darstellungen des Stückes ungefähr 12.000 Franken, und betrachtete sich allmählich als den einzigen und wahren Verfasser des Schauspiels Tour de Nesle. Deßhalb versicherte er in demselben Musée de familles, jenes Stück sey sein erstes und bestes Schauspiel. Diese Versicherung machte Alex. Dumas böse; er ergriff die Feder, um zu beweisen, daß dieses Schauspiel keineswegs Gaillardet zum Verfasser habe, sondern daß es von ihm, Dumas, herrühre. Gaillardet wollte aber einmal der Verfasser des Stückes seyn, und nun kam es zu einem Duell, das den Streit wohl mag geschlichtet haben, aber dem Publikum keinen Aufschluß gab. Uebrigens hätten Beide wohl besser gethan, wenn sie, statt sich mit einander zu schlagen und ihr Leben so leichtsinnig auf's Spiel zu setzen, Jeder für sich durch ein neues und gutes Drama bewiesen hätten, daß er es verdiene, für den einzigen Verfasser des Tour de Nesle angesehen zu werden. — Das Théâtre français hat unlängst eine Schauspielerin verloren, welche lange Zeit hindurch für die beste Tragikerin dieser Bühne galt, nämlich die Dlle. Duchesnois, die aber schon seit einigen Jahren nicht mehr spielte, und wie die meisten ihrer Schwestern in der lezten Zeit ihres Lebens viel von ihrem ehemaligen dramatischen Talente verloren hatte. Zur Zeit des Kaiserthums, als Napoleons Despotismus den Zeitungen die freie Erörterung der vaterländischen Angelegenheiten untersagt hatte, und Schauspiele und literarische Novitäten beinahe das Einzige waren, worüber die Journalisten ihre Meinung frei und auch partelisch sagen durften, beschäftigte die Nebenbuhlerschaft zwischen den Dlles. Duchesnois und Georges lange die Tageblätter und den müßigen Theil des Pariser Publikums. Dieser Streit war gleichsam eine Erholung von den schrecklichen Schlachtgeschichten, welche die Bülletins der großen Armee lieferten.

(Der Beschluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 56.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 6. März 1835.

Ach dämpfe dieses Feuer!
Uns trennet meine Pflicht.
Dem Freunde bist du theuer,
Doch fordre Liebe nicht.

Winters
unterbrochenes Opferfest.

Soldatenschicksale.

(Fortsetzung.)

Giacoma hatte schon während der ganzen Ceremonie, an der durchaus nichts Gemachtes war, Zeichen eines warmen Antheils gegeben; jezt zitterte sie, ward roth und bleich, ohne daß Römmling den Gegenstand ihrer lebhaften Bewegung hätte errathen können. Aber nach kurzer Frist löste sich das Räthsel durch das Herantreten eines spanischen Offiziers, den sie wahrscheinlich längst hatte nahen sehen. Mutter und Tochter empfingen ihn mit gleicher Wärme; er aber hatte nur Augen für das schöne Mädchen. Römmling ward durch diesen Anblick lebhaft an seine Clara erinnert, und dachte des Wiedersehens, das für ihn — ach! noch so ferne lag. — Die Unterredung mit dem interessanten, blassen Fremden konnte nur kurz seyn, da er zu seiner Kompagnie zurück mußte, und diesen Augenblick des Wiedersehens nur stehlen durfte. — Jezt fand sich auch der Vater ein und bot Giacoma den Arm, während Römmling den seinigen der Mutter reichte. Giacoma war heute interessanter als gestern: eine leichte Rührung ward durch ihre Fröhlichkeit bemerkbar, sie hüpfte um Römmling herum und wäre ihm gewiß um den Hals gefallen, wenn er sich nicht, aus Bekanntschaft mit der Gebrechlichkeit der menschlichen Natur, von ihr entfernt gehalten hätte.

Römmling benuzte die einsamen Siestestunden, sich in Claras Andenken zu versenken; er rief sich ihre lieblichen Züge vor die Seele zurück, so ganz von denen der hiesigen Mädchen verschieden; er nahm Claras Bildniß öfter als sonst aus seinem Versteck hervor, als ob er selbst es für nöthig erachtet hätte, ihr Bild öfter als gewöhnlich in sich zu erneuern. Es war wohl der kleine portugiesische Schmetterling, der ihn umschwebte, mit dem er seine Phantasie mehr als billig beschäftigt fand, besonders seit der Spanier im Hause aus- und einging und das junge Mädchen ihre kleinen Gunstbezeugungen zwischen ihm und diesem theilte. Er hatte gewünscht, nicht länger in dem Hause bleiben zu dürfen, als bis zu Ribaldo's Abreise, die bald erfolgen mußte, da die befreiten Spanier den Befehl erhielten, nach Catalonien zu marschiren; aber sein Wünschen half nichts. Wie das ganze Korps, so war auch er verurtheilt, vorläufig seinen Aerger über die abgeschlossene Convention zu verbeißen, sich nach einem Wirkungskreise, der wenigstens die Möglichkeit einer Auszeichnung gewährte, vergebens zu sehnen und sich zum Ersatz einstweilen in Lissabon so gut wie möglich zu amüsiren, wozu die herrliche Gegend, das Theater, die Gesellschaft der Kameraden und manche angenehme Bekanntschaft mit den Portugiesen Stoff

genug darboten. Es konnte ihm nicht entgehen, daß seine Gegenwart die kleine Giacoma gar sehr über die nun erfolgte Abreise des früheren Geliebten zu trösten schien; sie war fast überall anzutreffen, wo er sich eben befand, auf der Terrasse, im Zimmer, im Garten, und doch war stets eine so unschuldige Unbefangenheit in ihrem Betragen, daß er ihr nicht zürnen konnte. Als sie ihn eines Tages trübe in einer kühlen Grotte des Gartens sitzen sah, und es ihm auch bei ihrem freundlichen Gruße unmöglich war, den düstern Ernst sogleich aus seinem Gesichte zu verscheuchen, sagte sie theilnehmend: „Was ist Ihnen, Lord Karlos?“ (wie sie ihn scherzend zu nennen pflegte). „Fehlt es Ihnen an etwas bei uns, daß Sie so trübe in die Wolken sehen?“ — „Ach ja,“ sagte Römmling, „an mancherlei fehlt mir's, aber an nichts, das Sie mir geben könnten, denn Sie sind viel freundlicher gegen mich, als ich es je vergelten kann.“ — „Vergelten,“ wiederholte Giacoma und sezte sich schmeichelnd neben ihn, „vergelten können Sie Alles, wenn Sie uns ein wenig lieb behalten und uns nimmer vergessen wollen.“ — „Ich müßte ja ein Undankbarer seyn,“ erwiderte er und streichelte ihr die Wangen. — „Ach nein, so meine ich es nicht; aus Dankbarkeit sollen Sie meiner nicht gedenken, aus Neigung, aus freier Herzensneigung.“ — „Gute Giacoma,“ flüsterte Römmling und hob ihr Köpfchen in die Höhe, „Du hättest mir ja doch kein Herz wiederzugeben, Deines gehörte ja schon, ehe ich kam, Ridaldo.“ — „Ja, es gehörte,“ sagte sie gedehnt. „Und gehört noch,“ fuhr er fort. „Du denkst wohl manchmal, daß ich Dir allzuwohl gefalle, aber es ist nicht so. Und sieh,“ sagte er schmeichelnd und zog Claras Bildniß hervor, „sieh, hier will ich Dir auch das Bild eines holden Mädchens zeigen, das ich im fernen Vaterlande lieb habe und das ich Deiner Freundschaft auch empfehlen will.“ Seine Stimme zitterte unwillkührlich, als er sprach. Sie sah ihn an, ihre Augen füllten sich mit Thränen, und sie verbarg den Kopf an seine Brust. „Hast Du sie sehr lieb?“ fragte sie, an ihm hinaufblickend. „Wie mein Leben,“ erwiderte er; „wie Du Ridaldo auch wieder haben wirst, wenn es erst Friede ist und er Dich als Frau heimführt.“ — „Ich will sie auch lieben!“ rief Giacoma und warf sich an seine Brust, „und Du willst mein Bruder bleiben, nicht wahr? — Ich habe keinen.“

Von nun an war die Ruhe in Römmlings Herz zurückgekehrt; es war ihm so sehr Bedürfniß, mit ungetheilter Treue seiner Clara zu gedenken, daß dies Bewußtseyn ihn allein beglücken konnte. — Jezt trat aber eine Aenderung in den Aussichten der Armee ein. Sir Hew Dalrymple ward nach England zurück berufen, wo man vielleicht sein Verfahren in Betreff der Konvention nicht billigte. Sir Arthur Wellesley glaubte ebenfalls diesen Augenblick keinen Wirkungskreis nach seinem Geschmack vor sich zu sehen und folgte Sir Hews Beispiel, indem es ihm gelang, sich einen Urlaub zu verschaffen. So fiel der Oberbefehl der Armee an Sir John Moore, und die erste Wirkung dieser Veränderung war der Befehl an die Truppen, sich zum Abmarsch nach Spanien zu rüsten. Die Armee war ohngefähr 40,000 Mann stark und die Besorgniß, sie nicht auf einer und derselben Marschroute mit Fourage und Lebensmitteln versehen zu können, bewog den General, sie in drei Abtheilungen nach Salamanka zu beordern. Obrist St. und Römmling ward ihre Marschroute über Villa viciosa, Badajos und Talavera la real nach Madrid angewiesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Im Gebiete der Optik haben wir einer sehr artigen und unterhaltenden Erfindung des königl. preußischen Hofmechanikus und akademischen Künstlers Petitpierre zu erwähnen, welche jezt in Berlin viel Interesse erregt. Dieselbe besteht in einer solchen Anordnung und Verbindung der Camera obscura mit einem weiteren Apparate, daß dieselbe als Camera clara benutzt werden kann. Es darf zur leichtern Uebersicht dieser Konstruktion zuvörderst daran erinnert werden, daß man in den optischen Wissenschaften den Namen einer Camera obscura jedem eingeschlossenen Raume, z. B. einem bloßen Kasten beilegt, in welchen kein Licht von außen anders, als durch eine einzige sehr enge Oeffnung eindringen kann. Die Wirkung einer solchen Veranstaltung besteht darin, daß sich die äußern Gegenstände, wenn sie stark genug erleuchtet sind, auf der der Oeffnung gegenüberstehenden Wand mit ihren natürlichen Farben in umgekehrter Stellung abbilden. Durch Mitanwendung eines zweckmäßig aufgestellten Spiegels läßt sich lezterem Uebelstande abhelfen, gleichwie die Bilder eine sehr große Lebhaftigkeit erhalten, wenn man in die oben erwähnte Oeffnung ein erhaben geschliffenes Glas einsezt. Camera clara dagegen heißt eine ähnliche Vorrichtung, bei welcher aber das Bild nicht, wie oben, erst mit einer Wand aufgefangen, sondern, gleichwie im Fernrohre, unmittelbar durch ein seitwärts eingesetztes zweites erhabenes Glas betrachtet wird. Nach Petitpierres neuer Anordnung wird nun in der Mauer eines Zimmers eine Röhre angebracht, welche, wie oben, mit einem bloßen Kasten in Verbindung steht, der durch ein großes weißes Prisma

und ein Objektivglas alle, in der Landschaft oder Gegend, nach welcher die Röhre gerichtet ist, vorkommenden Gegenstände aufrecht und in den natürlichen Farben auf einer dazu eingerichteten Glasscheibe abbildet. Diese Scheibe kann man in einen zierlichen Rahmen fassen lassen, und erhält somit ein Tableau mouvant, welches, zweckmäßig angebracht, aus allen Punkten des Zimmers gesehen werden kann und das lebendigste und abwechselndste Schauspiel liefert, wie keine andere Art von Vorrichtung zu gewähren im Stande ist. So z. B. wandelt in der Gegend, nach welcher die Röhre eben gerichtet ist, kein Bekannter vorüber, den man nicht augenblicklich und unverkennbar auf dem Bilde wahrnähme. Dieser äußerst niedliche und sinnreiche Apparat ist in Berlin schon in mehreren vornehmen Häusern aufgestellt, und wird, bei der großen Unterhaltung und Bequemlichkeit, welche er gewährt, wohl bald eine sehr weite Verbreitung finden.

Ich führe die Leser aus Pe[illegible]erre's Camera clara zu einer andern Seite der Natur, indem ich der schwierigen und lehrreichen Versuche erwähne, welche der Professor Meyer zu Königsberg in Preußen über das Wachsthum der Pflanzen angestellt hat und deren Resultat jezt bekannt wird. Aus diesen, namentlich an jungen Getreidepflanzen gemachten Beobachtungen geht hervor, daß das Wachsthum überhaupt Nachts etwas geringer ist, als bei Tage. (Sollten warme, feuchte Mainächte, nach welchen man die Pflanzen oft augenscheinlich gewachsen findet, dabei nicht eine Ausnahme machen? Oder erstrecken sich die Beobachtungen des wackern Pflanzenphysiologen auch auf diesen Monat, was sich in der mir vorliegenden Notiz nicht angegeben findet?) Bei Tage insbesondere ist das Wachsthum von 8 Uhr Morgens bis 2 Uhr Mittags stärker, als von Mittag bis Abend; auch wird es abwechselnd beschleunigt und verzögert, so daß nach einem stärkeren Wachsen von 8 bis 10 Uhr Vormittags, ein langsameres von 10 bis 12 Uhr folgt, worauf wieder ein stärkeres von 12 bis 2 Uhr und dann abermals ein schwächeres eintritt. Diese Erscheinungen an den Pflanzen zeigen eine auffallende, vom Experimentator selbst aber vielleicht übersehene Analogie mit dem magnetischen Prozesse. Auch die Bewegungen (Aenderungen in der Deklination) der Magnetnadel sind im Ganzen im Sommer beträchtlicher als im Winter und, genau wie das Wachsthum der Pflanzen, bei Tage stärker als bei Nacht; ja, wie die Pflanze, nach jenen Beobachtungen, von Morgen bis Mittag stärker wächst, als von Mittag bis Abend, so hat die Magnetnadel ihrerseits von Morgen bis Mittag eine schnellere Bewegung, als von Mittag bis Abend. Ich verberge meine Freude über die von mir gemachte Bemerkung dieser so höchst auffallenden Analogie nicht, sie wird vielleicht einst noch dazu dienen, den Zusammenhang zwischen den Gesetzen, welche die geheimsten Naturagenten befolgen, näher aufzuklären und das Emportreiben der Pflanzen aus dem Schooße der Erde durch die Lebenskraft der leztern, gleichwie die Einwirkung dieser nämlichen Lebenskraft auf die Bewegung der Magnetnadel, in ihrer gemeinschaftlichen Abhängigkeit vom nämlichen Grundprinzip darzuthun. Wir werden hierauf zurückkommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, 28sten Februar.

Vorstellung im Hoftheater zum Schiller-Denkmal.

Wir leben in der Zeit dankbarer Rückerinnerungen. Der Wechsel ergözt; auf kühne Thaten kühnere Wünsche und Hoffnungen, und am Ende fromme Werke. Laßt uns die Todten begraben! — Mainz sammelt für Guttenberg, Stuttgart für Schiller. Mit Guttenbergs Denkmal steht es noch schlimm; die Summe ist sehr winzig ausgefallen. Der Direktor des Königsstädtischen Theaters in Berlin hat inzwischen durch Mad. Birch-Pfeiffer dem guten Gänsfleisch zwischen seinen Koulissen ein Denkmal setzen lassen, doch es ist ihm nicht eingefallen, dadurch für das Denkmal in Mainz kontribuiren zu wollen. Die Theater stehen aber auch in keiner Beziehung zur Buchdruckerkunst, wenn man die Komödienzettel ausnimmt. Es ließe sich sogar beweisen, daß die Erfindung Guttenbergs den Zustand der Theater herabzog. Ohne Buchdruckerkunst, müßten da nicht die Direktionen Manuscripte kaufen, statt daß sie jezt deren Druck nur abwarten dürfen, um das Honorar zu ersparen? Die Schauspieldichter, müßten sie nicht ihre Stoffe weiter herholen, als aus den „vergriffenen Büchelchen" der Leihbibliotheken? und endlich die vielen schlechten Recensionen, werden Kunst und Künstler nicht durch sie verwirrt, geärgert, beeinträchtigt, niedergedrückt? Und daran ist nur die Erfindung der Buchdruckerkunst Schuld. Aber mit Schiller ist es ein Anderes. Dem verdanken die Theater so Viel; bei seinem Denkmal sollen sie nicht ruhig zusehen, sie sollen sich rühren, und ihn nicht so lange auf das Denkmal warten lassen, als Guttenberg, der schon Jahrhunderte todt ist. Wollte man die Idee nun auch so alt werden lassen, und dann die Mittel zur Ausführung wiederum so langsam eintreiben, so könnte indessen der Komet erscheinen, der alle diese schönen Vorhaben vernichtet.

Die Franzosen sind mit solchen Dingen, wie mit vielem Andern, schneller zur Hand; aber wie flatterhaft und leicht sind sie auch; wir sind bedächtiger, besonnener. Gut Ding will Weil'! Eine Stadt wie Rouen brauchte vier Wochen zur Sammlung von Beiträgen, und noch einmal so viel Zeit zur Errichtung der Denkmäler für Corneille und Boieldieu. Wozu diese Eile? der Todte geduldet sich ja, und die großen Männer sorgen bei Lebzeiten schon dafür, daß sie auch ohne unsere Denkmäler bei der Folgezeit fortleben. Die Naseweisheit der Franzosen wollen wir uns nie zum Muster nehmen. Fragte nicht erst in diesen Tagen einer, bei Gelegenheit der Wiederaufführung des Freischützen in der Opéra comique, in öffentlichen Blättern: wie es denn um

Webers Wittwe stände? „On se rappelle qu'une représentation à son bénéfice fut donnée à l'Odéon, il y a onze ans; mais depuis, quel est le sort de Madame Weber? Und am Ende setzen sie ihm wohl gar ein Denkmal, nennen eine Straße oder Brücke nach ihm, ehe wie daran nur gedacht haben, zu fragen: „quel est le sort de Madame Weber?" jedoch auf deutsch, wie sich von selbst versteht. —

Schillers Tod fiel in eine Zeit, die einem nationellen Aufschwunge nicht günstig war. Der Krieg in Preußen folgte bald darauf mit der ganzen Kette unglücklicher Ereignisse für Deutschland. Nur die Theater äußerten damals ihre Trauer laut, wie es ihnen zukam, denn sie waren von der prophetischen Ahnung ergriffen, was ihnen mit diesem Todesfall entrissen worden war. Die Nation beruhigte sich vorläufig damit; man wußte Schillers Reste ehrenvoll bestattet, wenn es gleich ein wenig „nadowessisch" ließ, seinen Schädel außerhalb des Grabes an einem dritten Orte aufzuheben und vorzuzeigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Februar.

(Beschluß.)

Die Dlles. Georges und Duchesnois. Dlle. Dejazet.

Der Abbé Geoffroy, welcher damals den Scepter oder die Ruthe der Theaterkritik im Feuilleton des Journal de l'empire führte, ließ es sich außerordentlich angelegen seyn, die Dlle. Georges, welche bei Weitem die Schönere von beiden Schauspielerinnen war, oben an zu stellen und ihr auf Kosten der etwas häßlichen, aber gefühlvollern und tragischern Duchesnois Weihrauch zu streuen, wobei er sich jedoch so plump benahm, daß die Anhänger der Duchesnois wüthend auf ihn wurden und Karrikaturen und Spottverse dichteten. Es entstanden zwei Lager in Paris, das Duchesnoische und das Georgesche; letzteres hatte den Vortheil, daß es von dem rüstigsten und dreistesten Abbé in dem angesehensten der Pariser Tageblätter vertheidigt wurde. Napoleon mochte es wohl nicht ungern sehen, daß sich die Müßigen, deren Gerede in den Salons ihn stets unruhig machte, um die Vorzüge zweier Schauspielerinnen stritten, indeß er seine großartigen Plane in Ausführung brachte. Je wüthender der Abbé Geoffroy auf die Gegnerin der schönen Georges loszog, und je eifriger seine und ihre Gegner die Ausfälle des Abbé parirten, desto besser war es für die Politik des mächtigen Herrschers. Erst durch das Abtreten der Dlle. Georges, welche sich nach Rußland begab, vermuthlich, weil sie selbst des Streites müde wurde, entstand Ruhe. Dlle. Duchesnois blieb im Besitze der Hauptrollen des tragischen Faches. Der Abbé ließ nicht nach, sie zu kritisiren, aber ihn ereilte bald der Tod, und seitdem hatte Dlle. Duchesnois keinen Feind mehr; aber seitdem wurde sie auch weit weniger beachtet. Das Anfeinden des Abbé im Feuilleton hatte das Gute für sie, daß ihre Freunde ihr dramatisches Spiel über Gebühr lobten; mit dem übermäßigen Tadel hörte auch das übermäßige Herausstreichen auf. Vielleicht hat sie sich zuweilen nach der guten Zeit zurückgesehnt, wo ein geharnischter Abbé gegen sie, und ihre Freunde für sie eine Lanze brachen. Dann kamen noch die großen politischen Begebenheiten hinzu, welche dem Theater überhaupt seine Wichtigkeit benahmen und den Schauspielerruhm außerordentlich verdunkelten. So sank Dlle. Duchesnois allmählich in eine Art von Vergessenheit; wenigstens erregte ihr Auftreten bei Weitem nicht mehr das Aufsehen, wie sonst, da sie noch der Dlle. Georges den Scepter einer tragischen Königin streitig machte, und zuletzt war kaum noch die Rede von ihr. Ihre alten Bewunderer waren ihrem wüthenden Gegner Geoffroy in's Grab gefolgt, und die jüngern Habitués des Parterre im Théâtre français begriffen nicht recht, warum man sich so entsetzlich um sie gestritten habe. Die so Manches ausgleichende Zeit hatte auch die Nebenbuhlerschaft der beiden Tragikerinnen gütlich beigelegt. Man sah sie in der Folge zusammen wieder auf derselben Bühne auftreten, ohne daß es Jemand einfiel, für oder wider sie eine Lanze zu brechen. Dlle. Georges verließ zum zweiten Male das Théâtre français und Dlle. Duchesnois zog sich ganz zurück. Sie soll in ihrem Alter in beschränkten Umständen gelebt und einen Jahrgehalt der Regierung als einzige Unterstützung besessen haben. Dlle. Georges spielt noch an der Porte St. Martin; sie ist das schöne, derbe Weib nicht mehr, das sonst einen Abbé zu ihrem Ritter machte; allein ihre Schönheit ist doch noch nicht ganz verblüht, und in den Alex. Dumasschen Schauspielen, worin ihr die Hauptrollen vorbehalten werden, macht sie noch einigen Effekt; Niemand aber untersteht sich noch, sie als die erste Tragikerin auszuposaunen. Ueberhaupt hat schon lange keine Schauspielerin in Paris mehr als Tragikerin den Ruf, den sonst die beiden Nebenbuhlerinnen hatten. Ihr Thron ist unbesezt geblieben und erwartet eine Königin ihres Gleichen. Eine Madame Valmonsey, welche in ihre Fußstapfen getreten war, aber ihren Ruf bei Weitem nicht erreicht hatte, ist kurz nach der Dlle. Duchesnois gestorben. Will man jezt berühmte oder beliebte Schauspielerinnen in Paris sehen, so muß man sie in den kleinern Theatern suchen; dort gibt es noch einige Celebritäten, wiewohl von sehr untergeordnetem Range, z. B. die Dlle. Dejazet im kleinen Palais-royal-Theater, welche besonders die Studenten, Kaufmannsdiener und Clercs in wahres Entzücken versezt durch die natürliche Weise, wie sie die Grisettenrollen durchführt, wie z. B. in dem Vaudeville Fretillon, welches seit sechs Wochen jeden Abend gegeben werden muß. Eine Schule der guten Sitten ist dieses Stück eben nicht; allein sehr gut schildert es schlechte Sitten, wie man sie in großen Hauptstädten leider häufig antrifft. Zwar kein ästhetisch schönes, aber ein nur allzu treffendes Gemälde ist dieses Vaudeville, das Lieblingsstück der jungen Leute, wie die Hauptheldin der darin geschilderten Abenteuer ihre Lieblingsschauspielerin ist. Man hält sie für witzig, und schon schreibt man ihr allerlei Bonmots zu, wie man lange Zeit Brunet die kursirenden Bonmots und Wortspiele in Paris zuschrieb. Auch hat sich 24 Stunden lang der müßige Theil des Pariser Publikums an dem Zorne ergözt, den sie geäußert haben soll, als der Kronprinz, Herzog von Orleans, einem beliebten Reitpferde ihren Namen Dejazet beigelegt hatte. Es wurde sogar in den kleinern Tageblättern ein Schreiben von ihr mitgetheilt, worin sie sich über den vorgeblich ihr angethanen Schimpf beklagte; aber dieses Schreiben war unächt, und es folgte ein wahres, welches das erste verläugnete; die Schauspielerin versicherte darin, daß sie nur Beweise von Güte von Seiten des Herzogs erhalten habe, und gelehrte Journalisten bemerkten dabei, daß die Engländer ihre Wettrennpferde nur nach berühmten Personen benennen; so höre man von einem Wellington, einer Taglioni, einem Peel, welche zu Newmarket den Preis als erste Läufer gewonnen oder nicht gewonnen. Der Dlle. Dejazet sey also durch jene Benennung kein Schimpf, sondern vielmehr eine Ehre erwiesen, wenigstens beweise der Herzog dadurch, daß er sie zu den berühmten Personen jeziger Zeit rechne.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 57.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 7. März 1835.

Du blaue Tiefe der Wasser,
Wo die Wog' sich nicht hebet,
Wo man den Sturm nicht kennt,
Wo die Seeschlange lebet,
Wo die Nixe mit Muscheln ziert
Ihr Haar, so glänzend grün, so lang.

Byron.

An das Meer.

O Meer, verliehst du nicht den brennendrothen Saft,
Den heil'gen Purpur, draus man Kön'gen Mäntel schafft,
Den Männern von Beryt und Tyrus?
O finstres Meer, lag nicht in deiner grauen Fluth
Die dunkle Röthe, die mit königlicher Gluth
Umfloß den Heldenleib des Cyrus?

O du, des schwärzlichen Meergottes farb'ger Sohn,
Purpur, bedecktest du nicht Alexanders Thron
Im Land der Inder und der Scythen? —
O Meer, dein dunkler Schooß verbirgt ein Labyrinth
Von Wundern; — ist nicht auch die Perl', o Meer, dein Kind?
Gebarst du nicht selbst Aphrodite'n?

Ja, du bist reich! ich sah bis auf den Grund dich, Meer!
Wie dem von Sidon du die Muschel gabst, daß er
Den Purpur auf die Wolle drücke:
So hast du meinem Blick dein Inn'res aufgethan,
So ließest du im Geist mich deine Pracht empfah'n,
Auf daß sie meine Lieder schmücke.

Die alten Schätze, die auf deinem Boden ruhn,
Die Horte, die man einst in dich versenkt, die Truh'n,
Die durch das blaue Wasser blitzen;
Die Drachen, deren Mund blutrothe Flammen speit,
Die, Scepter in den Klau'n, im Scharlachschuppenkleid
Das anvertraute Gut beschützen;

Die Schlange, deren Leib, gleichwie ein Meridian,
Die halbe Welt umspannt, die Keines Augen sahn,
Als meine, die mit sieben Zungen
Das Eis des Nordpols leckt (— es schmilzt von ihrem Hauch,
Die Gleichersonne sengt durch's Wasser ihren Bauch,
Den Südpol hält ihr Schweif umschlungen);

Die Städte, die dein Mund in seine Tiefe riß —
(Als Wächter stehn am Thor, und fletschen das Gebiß
Meermänner mit blutgier'gen Blicken —)
Den Seepolypen, der mit haar'gen Armen zuckt,
Den Leviathan, der den Mond dereinst verschluckt,
Wenn er vom Himmel fällt in Stücken;

Das Grab Neptuns — in das, als er gestorben war,
Als ihn kein Steuermann mehr rief in der Gefahr,
Als Jeder sich an Heil'ge wandte,
An Fischefänger auf dem See Genezareth,
Und nicht an ihn mehr, dem der Aethiop das Fett
Von hundert Stieren einst verbrannte —

Sein Grab, in welches ihn ertrunkne Römer und
Hellenen — sie auch, die der rothgefärbte Sund
Von Salamis verschlang — begruben,
Sich drüber legten, und — o, welch ein Leichenstein! —
Aus ihrem eigenen verwitterten Gebein
Dem todten Gott ein Mal erhubrn;

Die Flaschen, die der Ring des Salomo verschloß,
Die seit Jahrtausenden dein Wasser schon umfloß;
Die Krüge, gläsern oder irden,
In denen Geister sind, entsetzlich von Gestalt,
Die losgelassen dich, o Weltmeer, wie Asphalt
In lichte Flammen setzen würden: —

All' hab' ich es gesehn! — du hast dich mir gezeigt,
Auf daß mein Mund von dir und deinen Wundern zeugt,
Uraltes Meer, vor meinem Sterben.
Du reichst den Purpur mir: mein Lied ist das Gewand,
Auf dem er glühen soll, ich tauche mit der Hand
In deine Fluth, mein Lied zu färben.

Sieh', wie es funkelt! sieh', schon glänzt es purpurroth,
Schon glüht es farb'ger, als die Flagge, die das Boot
Aus China schmückt vor Surabaya!
Schon geht es, buntgeschuppt, in seiner Pracht einher;
Dem Goldfisch ist es gleich, dem blitzenden, wenn er
Sich sonnt im Busen von Biscaya.

Amsterdam.

F. Freiligrath.

Soldatenschicksale.

(Fortsetzung.)

Es war am 18ten Oktober des Jahrs 1808, als Römmling sich von Menschen trennte, die ihm in kurzer Zeit sehr lieb geworden waren und die er nun vielleicht im Leben nicht mehr wieder sehen sollte. Das Mädchen, das ihm leicht zu theuer hätte werden können, sah mit thränenschweren Augen aus dem Fenster, als er vorbeiritt und warf ihm wehmüthig ein Kränzchen von Rosmarin herab, das er, wie jenen vollen Blumenkranz, auffing und vor ihren Augen an seine Lippen drückte. Nichts trug aber mehr dazu bei, ihm die Trennung leichter zu machen, als Blakes lustige, langentbehrte Gesellschaft.

Die Gegend war öde und ohne Hülfsquellen; die Häuser leer, die Felder unbebaut. Die Luft allein war von Vögeln belebt, die kein Feind zu verscheuchen vermocht hatte. Die wenigen Landleute, die man antraf, brachten indeß freudig, was sie auftreiben konnten. Ein junges Mädchen reichte Römmling ein Huhn und sagte: „Es ist mein eigenes Lieblingsthier, aber Euch geb' ich's freudig hin.“ Er nahm es und sprach: „Ich danke Dir, mein Kind, für Dein Geschenk, und bitte Dich nun, eines von mir anzunehmen. Hier hast Du dein Huhn wieder und einen Piaster dazu, damit Dich seine Erhaltung in dieser schweren Zeit nichts kostet; das Hühnchen mußt Du aber nie schlachten, sondern als Geschenk von einem Engländer zum Andenken bewahren.“ Das Huhn gakerte vor Angst bei den vielen Manipulationen, und das Mädchen drückte freudig den Mund in das bunte Gefieder. In Villa viciosa brach eine Ruhr aus, die glücklicherweise nicht weit um sich griff, aber doch manchen Reitten bettete, „wo ihm die Erde zu heiß.“ Trotz der spärlichen Bevölkerung, der Armuth des Landes und der damaligen Erschlaffung der Einwohner, war Portugal den Engländern doch lieb geworden; so zutraulich kam ihnen das Volk entgegen, so sehr erkannten die Portugiesen der Fremden Verdienste um ihr Vaterland an. In Elvas zeigte sich das Land noch einmal von seiner vortheilhaften Seite; ein helles Abendroth beleuchtete am 6ten November mit aller sommerlichen Pracht den (wie man dort versichert) tausend Fuß hohen Aquädukt, der diese Stadt mit Wasser versorgt. Bogen thürmt sich auf Bogen, und zwischen jedem sah man die sonnige Landschaft durchscheinen, gleich eingerahmt, in malerischer Darstellung. Von dem Festungsberge starrte die starke Befestigung in die Luft, wie eine Sphinx, die auf hohem Postamente den Eingang bewacht. Dieses Fort war vor Kurzem noch ein Stein des Anstoßes zwischen den englischen und portugiesischen Truppen gewesen, da leztere sich weigerten, den Franzosen den von den Engländern in Folge der Konvention garantirten freien Abzug zu gewähren. Eine ernste Vorstellung Sir Arthur Wellesley's hatte indessen die Zwistigkeiten geschlichtet.

Noch ein kurzer Marsch, und die blaue Guadiana lag prächtig, aber nicht, wie der Tajo und manche Flüsse des Nordens, durch zahlreiche Schiffe belebt, zu den Füßen der Armee. Nirgends trennt wohl ein Fluß, den die Natur zum Verbindungsmittel bestimmt zu haben scheint, zwei Landstriche so schroff, wie hier. Die Aehnlichkeit der Sprache abgerechnet, hat der Spanier gar wenig mit dem Portugiesen gemein; sogar die Nächstenliebe scheint hier eine Grenze zu haben, denn die Nachbarvölker hassen sich mit der größten Bitterkeit. Gleich am ersten Tage zeigte sich der Unterschied der beiden Nationen auf sehr bemerkliche Weise. So lange man in Portugal war, hallte die Luft von dem Vivatrufe der Einwohner wieder; sie überhäuften die hülfebringenden Fremden mit Versicherungen und Versprechungen, die sie nicht zu erfüllen im Stande waren. Sie suchten ihr Unvermögen durch Zuvorkommenheit und Gefälligkeit vergessen zu machen. Die Spanier hingegen fühlten ihre Würde und ihre Kraft; sie wußten, daß sie an Beharrlichkeit und Muth Niemanden zu weichen brauchten, und dieses Bewußtseyn malte sich

auf ihrer Stirn. Sie sahen daher die Engländer nicht als Wesen einer höhern Ordnung an, sondern als Brüder, die ihre Kräfte mit den ihrigen zu vereinen kamen, die sie deshalb mit Gastfreundschaft, ja selbst mit Großmuth aufnahmen, aber denen sie sich völlig gleichgestellt glaubten, und denen sie gar wohl einst ihre Dienste erwidern könnten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Da wir uns einmal beim Kapitel des Magnetismus befinden, so wird es angemessen seyn, hier der Anwendungen zu erwähnen, welche man jezt in Berlin von der Kraft des Mineralmagnets zur Heilung vieler Krankheiten macht, und welche den Gegenstand der lebhaftesten Unterhaltung, nicht bloß zwischen den Kunstgenossen, sondern, und viel mehr noch, an den Theetischen abgeben. Wir erinnern zuerst daran, daß schon der berühmte oder berüchtigte Mesmer um 1770 Kuren mit dem Mineralmagnete versuchte, bald aber gerathener fand, die eintretenden Wirkungen vielmehr einer aus seiner Hand ausströmenden Heilkraft beizulegen, welcher lezterer hypothetischen Kraft man, im Gegensatze jenes Mineralmagnetismus, den Namen des animalischen Magnetismus beilegte. Jezt ist nun diese Sache von einem der ältesten, berühmtesten und würdigsten deutschen Aerzte, unserem verehrten Hufeland, wieder aufgenommen worden, welcher öffentlich erklärt *, „schon vor langen Jahren von Mesmer selbst darauf aufmerksam gemacht worden zu seyn, nach neueren wiederholten Versuchen aber die feste Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß durch Anwendung von Magneten, welche eine Zugkraft von hundert Pfund und darüber besitzen, ganz außerordentliche Wirkungen auf den menschlichen Organismus hervorgebracht, und mehrfache Leiden, besonders Krämpfe, Lähmungen rc. siegreich bekämpft werden können.“ Ein anderer praktischer Berliner Arzt, mit Namen Barth, erbietet sich, auf den Grund dieser und mehrfacher selbst gemachter Beobachtungen über die Heilkräfte des Magnets, ganz besonders zu solchen magnetischen Kuren, und verkauft auch kleinere, zum Tragen auf der Brust geeignete Magnete, wodurch bei Magen- und Brustleiden heilsame Erfolge bewirkt worden seyn sollen. Allerdings läßt sich dieses aber auch schon a priori annehmen, und die geheime, bewundernswürdige Kraft des Magneten könnte sich, außer der Anziehung des Eisens, gewiß auch noch in Beziehungen äußern, wo sie bereits von älteren Aerzten, und nimmermehr ohne allen Grund, gesucht worden ist. — Uebergangen aber dürfte der Gegenstand, bei der Bedeutsamkeit, die er jezt für die Konversation gewonnen hat, in einem der Belehrung und Unterhaltung gleichzeitig gewidmeten Blatte nimmermehr werden.

Diese Betrachtungen über den thierischen Organismus führen uns auf einen größern Organismus, den unserer Erde selbst, rücksichtlich welcher man kürzlich, und zwar mit siegenden Gründen, behauptet hat, daß sie ein elastischer Körper sey. Von dieser Behauptung bin ich wieder desto mehr angezogen worden, je nachdrücklicher ich mir selbst stets die Nothwendigkeit einer solchen oder ähnlichen Naturvorsicht bei ursprünglicher Ausrüstung des Erdkörpers vorgestellt habe. Offenbar muß derselbe, zur Erhaltung seines eignen Lebens, den unzähligen Prozessen, durch welche die Form seiner Oberfläche bedroht und leztere namentlich erniedrigt wird, eine gewisse Widerstandskraft entgegensetzen, und wir finden diese merkwürdige Kraft in der partiellen Erhebung der Erdoberfläche angedeutet, worüber wir lehrreiche Bemerkungen eines langjährigen und aufmerksamen Beobachters * vor uns liegen haben. „Durch die stete Thätigkeit der Natur sowohl als der Menschen,“ heißt es in diesen Bemerkungen, „erleidet die Erdoberfläche vielfache Veränderungen. Zuweilen wird sie von der unwiderstehbaren Gewalt der im Innern der Erde thätigen Naturkräfte plötzlich durchbrochen, und dergestalt zertrümmert, daß sie einer Ruine gleicht; mancher dieser Veränderungen dagegen, und wahrscheinlich eben die, welche aus dem normalen Lebensprozesse des Erdkörpers hervorgehen, erfolgen so allmählig, daß sie erst nach dem Verlaufe von Jahrhunderten bemerkbar werden. Dahin gehört z. B. die, jezt durch die sprechendsten Beweise klar gewordene, langsame Erhebung des Bodens in Finnland und Schweden, die sich aber wahrscheinlich noch viel weiter hinab nach Süden, durch Preußen und Polen, gegen den Dnieper und das schwarze Meer hin erstreckt. Denn es ist hinsichtlich dieser leztern Ausdehnung durch unzweifelhafte Beobachtungen entschieden, daß in Preußen und Polen die Anzahl sowohl, als der Umfang der Seen beständig abnimmt; es ist ferner gewiß, daß die Gegend um Bromberg und Nekel ehemals unter Wasser gestanden hat, wie denn dort in einer Tiefe von 20 Fuß, im Torf, ein Schiff mit zwei Ankern gefunden worden ist, und es steht endlich eben so fest, daß vor Alters die ungebahnten Sümpfe von Pinsk (im russischen Gouvernement Minsk, an der Mündung der Pina in den Pripez) befahren wurden, und daß die Tiefe in den Häfen der Ostsee eben so

* Journal der praktischen Heilkunde für 1834. R.

* Des englischen Naturforschers Lyell, der seinen Bericht über diese Beobachtungen in der Versammlung der Royal-Society vom 8ten Januar d. J. erstattete. R.

allmählig abnimmt.“ Die Erhebung der festen Rinde auf diesen Punkten der Erdoberfläche ist also keinem Zweifel unterworfen, und unsere oben ausgesprochene Ansicht von einer solchen allgemeinen Neigung der Erdrinde, was wir eben unter Elasticität des Erdkörpers verstehen und wodurch andere entgegenwirkende Kräfte im Gleichgewichte erhalten werden, verdient nach diesen und vielen andern ähnlichen Thatsachen alle mögliche Aufmerksamkeit.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, 28sten Februar.

(Fortsetzung.)

Vorstellung im Hoftheater zum Schiller-Denkmal.

Nur im Herzen des kleinen Landes, das im engern Sinne sich Schillers Vaterland nennt, verbanden sich Männer, die ihn zu ihrem Patrone wählten und mit Pietät sein Gedächtniß feierten. Troz allen schlechten Zeiten und Stimmungen fuhren sie mit edler Beharrlichkeit fort, zu ehren, zu lieben und zu sammeln, bis sie in neuester Zeit öffentlich auftraten, ihren Plan mittheilten und zum Beitritte ermunterten. Auflodernder Enthusiasmus kam ihnen zwar nicht entgegen, aber förderlichen Anklang fanden sie überall. Sie hatten, die Zeichen der Zeit wohl erkennend und erfassend, zu einer Art von Pfennigbehelf, wie sie jezt Mode sind, ihre Zuflucht genommen, nämlich die Frauensammlungen zu 24 Kreuzern vorgeschlagen. Diese wurden ergiebig; eine andere Idee mit dem Dichteralbum war eben so wohl berechnet, und somit scheint es denn nun wirklich Ernst zu werden, daß Schiller dreißig Jahre nach seinem Tode ein Denkmal erhalten werde, das ihm die Generation, mit der er lebte, noch vor ihrem völligen Erlöschen errichtet. Es konnte zwar bei deutscher Gründlichkeit nicht fehlen, daß sich auch Stimmen erhoben, die sehr weitläufig darthun wollten, warum auch jezt noch das Denkmal unterbleiben müsse. So etwas tritt bei uns an die Stelle des Enthusiasmus. Einer behauptete, daß der Impuls von außen gerade in diesem Momente fehle, ein Anderer, man dürfe Schiller das Denkmal nicht errichten, da ja Goethe nur eben erst gestorben sey, ein Dritter ging weiter und wies nach, daß Schiller ein Geschichtsverdreher sey und gar nicht ein so großer Dichter, wie man aus ihm machen wolle. Dies Radotiren half aber nichts; die Tausende, die jezt schon eingegangen, sind ein unläugbares Faktum, und Menzel, der jüngst eine Lustreise nach Neapel angetreten, hat schon ganz bestimmte Aufträge für Thorwaldsen von dem Schillerverein mitgenommen.

Großer, edler Schiller! welch ein Weg aus deinem kleinen Häuschen in Marbach bis zu dieser Apotheose! wie rührend sind deine ersten zaghaften Briefe an den Reichsfreiherrn von Dalberg, die du noch mit: Dr. Schiller, Regimentsarzt, unterzeichnetest; dann dein kurzes Leben, voll ernsten Strebens, voll Sorge und Krankheit, und nun, während sie dir das Denkmal vorbereiten, stellt ein geschmackloser, seichter Patron in einer wassersüchtigen Zeitschrift deinen Patientenschlafrock und deine Nachtmüze zur Schau, und ein Anderer hat sogar die Prätension, deinen ewigen Dichterlorbeer anzutasten, den selbst die Fremden heilig achten!

An den Theatern ist es nun, ihr Werk der frömmsten Dankbarkeit zu üben. Das hiesige Hoftheater ist bereits mit dem schönen Beispiele vorangegangen. Gestern wurde „Fiesko“ aufgeführt, dem ein Prolog von Gustav Schwab voranging. Dieser Prolog war von dem Dichter auf besondere Einladung verfaßt worden. Er hatte sich Seydelmann als Sprecher gedacht, dessen weiches, eindringliches, jeden Wechsels fähiges Organ, seine besonnene Auseinandersezung, sein tiefes Gefühl, seinen feurigen Schwung, kurz, den Vortrag des herrlichsten Redners; aber der Sänger Herr Dobler sprach diesen Prolog. Dobler hat große Verdienste als Sänger, doch sind Sänger und Redner himmelweit verschieden, wie Jedermann weiß. Der Prolog, wie er war, war eben nicht ein Schuh, den Jeder nur anzuziehen brauchte, um darin auch gleich tanzen zu können. Herr Dobler selbst muß das gefühlt haben, denn er schien verlegen und las den Prolog ab. Das Publikum ist nun aber daran gewöhnt, sich vor der Bühne der Täuschung zu überlassen, die Sprechenden erfänden Alles selbst und folgten einer innern Begeisterung, einer höhern Stimmung. Daß Seydelmann, in den ersten Scenen des Stücks beschäftigt, nicht so schnell vom Prolog in das Kostüm der Rolle sich hätte werfen können, als es dem Publikum angenehm gewesen wäre, ist ein unzureichender Grund; aber Niemand wäre unzufrieden gewesen, wenn ihn jener Künstler mit der schönen Stimme uns in die Herzen gesungen hätte. Warum daher nicht gleich einen musikalischen Prolog gewählt? Der Liederdichter Schwab wäre damit eben so leicht fertig geworden, und unser, nicht minder gebilde, melodienreiche Lindpaintner hätte auch bald die Weisen dazu gefunden. Man würde so vollkommener erreicht haben, was durch die Wahl ausgezeichneter Ouvertüren doch nur angedeutet werden konnte. Es ist wahrlich schade, daß Schillers Andenken an diesem Abend die Weihe der Tonkunst, das Publikum den Genuß und Dobler die Anerkennung seines schönen Talents entbehren mußte. Die Scene des Prologs war gut gewählt; sie stellte den freundlichen Gartenpavillon des königlichen Residenzschlosses dar, durch eine mit Kränzen und Attributen der Dichtkunst und des Ruhmes geschmückte Halle gesehen, in deren Mitte sich, von Opferfeuern umgeben, Danneckers kolossale Büste, mit dem Lorbeerkranze, auf einem gleichfalls bekränzten Piedestal befand. In diesem Gehege verlebte Schiller seine Jugend; hier liegt das sogenannte Akademiegebäude, wo er seine Bildung erhielt.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 51:
Der Gürtel.

Räthsel.

Ein groß Geschenk, das schon dein eigen war,
Eh' deine Mutter dich gebar;
Der älteste, der höchste von den Orden,
Durch welche Würde je geworden,
Doch Messer in der Hand des Kindes
Und Windmühl ist's im Hauch des Windes;
Ein Messer, das für Speise sorgt,
Und dir manch schönes Spielzeug schafft,
Ein Mühlwerk, das vom Geiste borgt
Sein Thun und seine beste Kraft,
Das allzu starker Wind zerbricht;
Ist er zu schwach, so geht es nicht.
Ein Mancher wirft es weg, nicht immer ohne Ruhm;
Doch wer es recht versteht, dem ist's ein Heiligthum.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 58.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 9. März 1835.

Liebe ist ein Kobold: so wurde Simson versucht, und er hatte eine vorzügliche Stärke, so wurde Salomo verführt, und er hatte doch einen vortrefflichen Verstand.

Shakespeare.
Verlorne Liebesmüh.

Soldatenschicksale.

(Fortsetzung.)

Zwischen Talavera la real und Merida dehnt sich eine weite Ebene aus, mit Heerden der herrlichsten Schafe bedeckt, die ihr edles Blut an alle Schäfereien des nördlichen Europa spenden müssen, und im klassischen Schmutz ihrer vor Fett und Staub dunkelbraunen Wolle des Landmanns Reichthum ausmachen. Rinder gibt es hier nicht, übelriechende Ziegenmilch ist den Bewohnern ein Leckerbissen, und der Landmann spannt einen gutmüthigen Esel vor seinen Pflug, der die lockere Erde leicht aufwühlt und für das Korn bereitet, das eigentlich wenig mehr als die Erlaubniß zu wachsen begehrt. — Es war für die englischen Befehlshaber sehr schwierig, sich genaue Kunde über die Anzahl und Beschaffenheit der Hülfe, die sie von den spanischen Truppen zu erwarten hatten, zu verschaffen; daher wurden häufig Offiziere auf Recognoscirung ausgeschickt.

Römmling führte einst ein solcher Auftrag in ein Frauenkloster bei Merida, von wo aus er Gelegenheit zu finden glaubte, sich von der Lage der Dinge zu unterrichten. Als er dort in einem für Fremde bestimmten Saal des Klosters saß, bemerkte er, daß mehrere neugierige Nonnen verstohlen durch ein Schiebfenster guckten, welches die Aussicht in den Saal erlaubte. Dies Fensterchen befand sich oberhalb eines Drehkorbes, in welchem Provisionen oder sonstige Gegenstände für das Kloster durch eine einfache Maschinerie in das Innere desselben transportirt wurden. Römmling sah neugierig nach dieser Richtung und ward aufmerksam auf ein schönes Mädchengesicht, das mit dem Ausdrucke unendlichen Grams nach ihm hinblickte. Sie erhaschte einen Augenblick, wo sie sich von den Schwestern unbeachtet sah, und erhob die Hände mit einer bittenden Bewegung nach ihm. Bald darauf ward das Fenster leer, und Römmling wußte nicht, was er aus der Sache machen sollte. Er schritt nachdenklich im Saale auf und ab, da sah er ein Stück Papier dicht vor dem Fenster auf der Erde liegen. Es enthielt die Worte: „Wenn Sie, wie Ihr gutes Gesicht es verspricht, einer Unglücklichen zu helfen bereit sind, so legen Sie sich bei Tagesanbruch in den Drehkorb. Ich kenne nur dies eine Mittel, Sie in das Innere des Klosters zu bringen, wovon vielleicht mein zeitliches und ewiges Heil abhängt. Theresa.“

Römmling war über die Zumuthung höchlich verwundert und im ersten Augenblicke völlig entschlossen, sich nicht darauf einzulassen. Je mehr die Nacht vorrückte, je unmöglicher ward es ihm aber, einzuschlafen und an etwas anderes als an die bewußte Maschine zu denken. Er verließ sein Lager und schlich leise in den

Saal zurück, den der Mond hell erleuchtete; hier versuchte er, die Winde umzudrehen, aber sie war von der andern Seite befestigt. Er sagte zu sich selbst: „Billig wäre es doch, zu erfahren, was für ein Ding es ist, dem ich mich anvertrauen soll; ich lass' es lieber bleiben." Aber dann fielen ihm die traurigen Klostergeschichten von glühenden Herzen, die man in kalte Mauern vergräbt, von gezwungenen Gelübden und dergleichen ein; er war erweicht und entschlossen, wenigstens zu erfahren, welche Art von Anliegen Donna Theresa an ihn haben könne. — „Es wird doch kein Liebesabenteuer seyn?" fuhr er im Laufe seiner Gedanken fort, und sein Herz pochte unruhiger bei dem Gedanken. „Immerhin," beruhigte er sich; „reizender als Giacoma wird sie nicht seyn; es war ein allerliebstes Mädchen." Er gähnte, als er diese Worte leise vor sich hin sprach, setzte sich auf einen Stuhl, und da der Mond untergegangen und dichte Finsterniß durch den Saal verbreitet war, schlief er ruhig ein. Aber als er seine Augen schloß, sah er nicht Giacoma, nicht die Nonne im Traum, sondern Clara, wie sie vor ihm stand und ein heiliges Lied sang. Das Lied tönte fort, als ein leises Knistern am Drehkorbe ihn erweckte. Er merkte jezt, daß die Nonnen ihre Hora sangen, und faltete die Hände in unwillkührlicher Andacht. Nun bewegte sich die Maschine augenscheinlich und stand zu seiner Aufnahme bereit. Entschlossen ging er darauf los, schwang sich über den Rand des Korbes und zwängte, jung und schlank, wie er war, die Glieder in den möglichst kleinen Raum zusammen. Vorsichtig ward darauf der Behälter in seinen Angeln gedreht und er sah sich, einer jugendlichen Nonne gegenüber, im Innern des Klosters. Sie war als Novize in einen weißen Schleier gehüllt, legte den Finger ängstlich auf den Mund, ergriff Römmlings Hand und zog ihn rasch und leise mit sich fort, bis sie, durch winkliche Gänge, durch einen Hofraum und über eine Treppe in einen kellerartigen Raum, das Ziel ihrer Wanderung, gelangten; es war, schauerlich genug, ein Gewölbe, worin Todtengebeine lagen, vom bleichen Morgenlicht beschienen.

„Was wollen Sie von mir, Fräulein?" fragte Römmling, als die Dame seine Hand losließ und in athemloser Angst vor ihm stand. „Hülfe!" rief sie, ihm mit Thränen zu Füßen fallend; „Hülfe von einem Fremden, da die eigenen Verwandten mich lebendig an diesem Orte vergraben wollen." Römmling stand unschlüssig da. „Was soll ich für Sie thun?" sagte er, sie aufhebend. Sie konnte nicht allein stehen, so hatte sie der gefährliche Schritt, den sie eben wagte, angegriffen. Er hielt sie in seinen Armen aufrecht, während sie, mit dem Kopfe auf seiner Schulter gestüzt, mehr lag, als stand. Er bat sie, sich zu fassen, und führte sie zu einem steinernen Vorsprung, der ihnen beiden zum Sitz dienen mußte. Nun erzählte sie, wie die unerhörteste Härte eines Oheims sie zum Klosterleben verurtheilt habe; daß die Zeit ihrer Einkleidung herannahe, sie aber dieselbe auf keinen Fall überleben wolle. Gestern sey sie noch hoffnungslos gewesen, aber als sie ihn gesehen, sey er ihr wie ein vom Himmel gesendeter Retter erschienen. Er möchte sie mit sich nehmen, und das Gefühl, sie vor Verzweiflung bewahrt zu haben, als die einzige Belohnung für seine edle That betrachten; sie habe ihm sonst keine zu bieten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Beschluß.)

In die Kategorie dieser Forschungen über die innerste Natur des Erdkörpers gehören denn auch die Versuche über die Zunahme der Temperatur bei zunehmender Tiefe, von welcher in unsern Berichten schon mehrfach die Rede gewesen ist, und welche kürzlich der Professor Phillpps in der Pemberton-Kohlengrube bei Sunderland mit vieler Umsicht wiederholt hat. Im Allgemeinen dürfen wir rücksichtlich dieses Gegenstandes zunächst daran erinnern, daß, da der Halbmesser der Erdkugel fast 860 geographische Meilen beträgt, und bis jezt noch Niemanden gelungen ist, auch nur eine halbe Meile tief in das Innere derselben einzudringen, über ihren Kern und dessen Beschaffenheit natürlich auch nur muthmaßlich geurtheilt werden kann. Indessen forderten die Erscheinungen der Vulkane, der heißen Quellen u. s. f. zu einer Erklärung auf; und ohne zu entscheiden, wie weit die Entstehungsursachen jener Erscheinungen vom eigentlichen Erdmittelpunkte entfernt seyn könnten, sah man sich doch zur Annahme einer irdischen Grundwärme genöthigt, welche die ältere Physik als Resultat eines Centralfeuers, die neuere Naturphilosophie dagegen als Produkt einer innerirdischen besondern Lebensthätigkeit darstellt, indem sie dabei der Analogie des lebenden thierischen Körpers folgt, bei welchem die Temperatur, nach Verhältniß des Eindringens in das Innerste, auch zunimmt. Wenn man die älteren, nicht hinlänglich genauen Beobachtungen ausschließt, so ist Saussüre der erste, welcher eine Zunahme der Temperatur bei zunehmendem tieferem Eindringen in den Körper der Erde nachwies. Er fand in den Salinen von Ber (Kanton Waadt) in einer Tiefe von 332 Fuß 14,4 Grad, von 564 Fuß 15,6 Grad, und von 677 Fuß 17,4 Grad des hunderttheiligen Thermometers, wobei zu bemerken ist, daß dort keine metallischen Substanzen, deren Oxydation auf die Temperatur hätte einwirken können, vorhanden sind, und daß seit drei Monaten Niemand in diese

Tiefen gekommen war. Eine Menge späterer ähnlicher Versuche ergab, im Ganzen genommen, immer das nämliche Resultat zunehmender Temperatur bei zunehmender Tiefe, und die hier in Rede stehenden Beobachtungen von Philipps endlich bestätigen dasselbe ebenfalls. Die ganze Tiefe der Grube, in welcher er experimentirte, beträgt von der Oberfläche bis zum Kohlenlager 1524 Fuß. Die Temperatur an der Oberfläche war 53 Grad (Fahrenheit), nahe am Ende des 60 Fuß langen Stollens 63°, dicht über den Kohlen aber 68°, und in einem tiefen Loche im Boden der Grube 71°. Auch hier ist also die wachsende Temperatur augenfällig, und die Voraussetzung einer Grundwärme der Erde erhält somit eine neue Bestätigung.

In den Gewerbswissenschaften, auf welche wie, das praktisch Wichtige dem bloß scientifisch Instruktiven niemals nachsetzend, nunmehr übergehen, verdient in vielfacher Rücksicht die kürzlich vorgeschlagene und jezt auch schon in Ausführung gebrachte Anwendung des Spiritus als Leuchtmaterial eine besondere Auszeichnung.

Da die Produktion des Spiritus für den Oekonomen, als sicherstes und einträglichstes Absatzmittel seiner Erzeugnisse, von ganz außerordentlicher Wichtigkeit ist, sich bis jezt aber eine andere Anwendung desselben im Großen, als zum Branntwein, dessen übermäßiger Genuß ohnedies die traurigsten Folgen hat, nicht darbot, so ist freilich jeder ausführbare Vorschlag zum anderweiten Gebrauch des Spiritus als eine wahre Wohlthat in dieser doppelten Hinsicht zu betrachten. Die Idee also, den Spiritus als Beleuchtungsmaterial anzuwenden, kann nur vortrefflich genannt werden; aber die praktische Ausführung bot große Schwierigkeiten dar. Der Spiritus, wie er ist, leuchtet nämlich bekanntlich nicht; er wird erst leuchtend durch den Zusatz eines ätherischen Oels. Dazu eignet sich aber, seiner Wohlfeilheit wegen, wiederum nur das Kienöl, welches anderseits sehr schwer auflöslich im Spiritus ist, und vielfache Versuche zeigten die praktische Unausführbarkeit unmittelbarer Anwendung des solchergestalt geölten Spiritus als Leuchtmaterial. Da verfiel man endlich, und zwar, so viel mir bekannt ist, zuerst, oder doch wenigstens unabhängig von anderswo gehegten ähnlichen Ideen, in Berlin auf den Gedanken, jenes Gemisch nicht in der unmittelbaren tropfbar flüssigen Form, sondern vielmehr mittelbar in Dampfgestalt als Leuchtflüssigkeit anzuwenden, indem man es in einem sonst verschlossenen Gefäße bis zum Kochen erhizte und die aus einer engen Oeffnung entweichenden Dämpfe hier anzündete, welche nun sogleich und zwar mit höchst leuchtender Flamme verbrannten.* Jezt ist man nun von mehreren Seiten her nur noch damit beschäftigt, dem Apparat zu dieser neuen Erleuchtung mit seiner unumgänglichen Vorrichtung, um das Leuchtgemisch von Spiritus und Kienöl auch in dem erforderlichen beständig gleichmäßigen Kochen zu erhalten, die zweckmäßigste und eleganteste Form zu geben, und wir werden, nach dem, was man uns darüber meldet, wahrscheinlich schon in unserm nächsten Berichte vollkommen Befriedigendes in dieser Beziehung mittheilen können.

Schließlich machen wir darauf aufmerksam, daß von der in unserm vorlezten Berichte rühmlich erwähnten merkwürdigen meteorologischen Schrift des Herrn von Brandenburg: Victoria, bereits eine zweite Auflage (Berlin, Oehmike) erschienen ist, und daß diese Schrift von dem berühmten Astronomen Struve der Aufmerksamkeit aller Naturforscher empfohlen wird. Es bedarf also der Wiederholung meiner Empfehlung derselben nicht mehr; indeß ist es mir doch angenehm, anführen zu können, daß die Witterungsvorhersagungen, welche ich, in Uebereinstimmung mit den dort entwickelten Ansichten, gewagt habe, bis jezt vollkommen eingetroffen sind. Eine große Witterungsveränderung scheint der nördlichen gemäßigten Zone darnach allerdings bevorzustehen.

---

* Allerdings hat der Nordamerikaner Moray einen ähnlichen Gedanken gehabt, indem er, auf den Grund der von uns in einer frühern Nummer dieser Berichte erläuterten Rutterschen Wasserverbrennungsmethode, ein Gemisch von Wasser und Kienöl ebenfalls in ein Gefäß einschloß, zum Kochen brachte, und die durch eine Oeffnung ausströmenden Dämpfe anzündete. Allein es ist anzunehmen, daß sich der Spiritus praktisch besser bewähren wird, und wir stellen den deutschen Erfinder daher höher als den Nordamerikaner. Jener Deutsche heißt aber, wie ich eben finde, Lüdersdorf und lebt in Berlin. — Suum cuique!

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

Stägemann.

Man backt eben Kuchen, windet Kränze und dichtet Reden zu Ehren eines Mannes, dessen fünfzigjähriges Jubiläum daran erinnert, daß er noch lebt. Viele sind nicht gerne an die Zeit erinnert, wo der ausgezeichnete Mann mit den großen Geistern der Zeit zur Wiedergeburt des Vaterlandes wirkte. Stägemann ist eine der lezten, ich möchte nicht gerne Ruinen sagen, aber ich finde keinen andern Ausdruck, aus jener Bewegungs- und Regenerationsperiode des preußischen Staates und Volkes. Noch lebendigen Geistes, rüstig in Dienst und Amt, wollte ich ihn einen Pfeiler aus jener Zeit nennen, aber ich weiß nicht, was er trägt. Er steht isolirt da, einer der lezten jener Geister, die, aus sich selbst herausgeboren, wie eine Tafelrunde den Regenerator Hardenberg umgaben, und unter ihm das Unmöglichscheinende zur Wirklichkeit machten. Die Meisten sind gestorben, oder alt geworden und fügsam untergekrochen unter das Gebäude von ehedem, das sich nach jenes größten Staatsmannes Tode wieder langsam aus dem Schutt erhoben hat.

Stägemanns Verdienste sind zu deutlich, seine Gesinnung zu rein, sein Witz zu treffend und seine Kräftigkeit zu anerkannt, als daß man ihn hätte ganz bei Seite schieben können, darum hat man ihn nur isolirt; und die unbequeme Zeit, welche selbst durch den unschädlichen Kalender sich laut macht, zwingt zu einer Anerkennung, die mit so manchen unangenehmen Erinnerungen verknüpft ist. Stägemann ist auch als Dichter bedeutend, freilich ein Dichter aus einer alten Dichterzeit; er schrieb Oden, und Oden schweben nicht wie Heinesche Verse auf frivolen Zungen, dafür aber viele seiner Sarkasmen, deren Quell noch jezt nicht versiegt ist. In dem Greise erkennt man noch den liebenswürdigen Welt- und Lebemann, den heitern Gesellschafter. Zu den Vielen, welche seine Thätigkeit als Staatsmann gern vergäßen, gehört sein König nicht, vor dessen klarem Gemüthe Alles, was Stägemann ihm und dem Staate geleistet, deutlicher steht, als es ihm aus den Registraturen vorgetragen werden könnte, und in der Art, wie die königliche Huld dem Veteranen dankbar ist, spricht sich auf's Neue der menschlich schöne Sinn unsers Monarchen aus. Stägemann ist bekanntlich nicht der Sproß einer großen Familie, aus dunkeln Ursprung stieg er empor, und verdankt, was er ist, Niemanden als seinem Geiste, bis Hardenberg, im Suchen nach Geistern, die ihn verstanden, auch ihn fand. Was er in dieser Karriere geleistet, ist bekannt; aber auf einen unsers Erachtens sehr ehrenwerthen Umstand darf schon hier aufmerksam gemacht werden. Jene geniale Zeit entbehrte einer Tugend, der Oekonomie; mit vollen Händen theilten jene Männer aus und ließen sich austheilen, und Stägemann, der, an Hardenbergs Seite, selbst aus dem Vollen greifen konnte, der den einflußreichsten Aemtern vorstand — er war einst auch Bankdirektor — ist arm geblieben, und mehr als arm. Es gibt eine Armuth, die der schönste Orden für einen Staatsbeamten ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Stuttgart, 28sten Februar.

(Beschluß.)

Vorstellung im Hoftheater zum Schiller-Denkmal.

Das nun folgende Trauerspiel war von Herrn Seydelmann für diese Darstellung eingerichtet worden. Das Scenische war zum Theil genügend, eben so einige Kostüme mit Geschmack neu verfertigt worden, und das Ganze zeugte von dem Eifer aller Mitwirkenden für den ungewöhnlichen Anlaß. Herr Moritz, der seit Kurzem in einer Reihe von eminenten Darstellungen das Streben nach Ernst, Wahrheit und Charakteristik seinen übrigen Eigenschaften zu verschwistern gesucht hat, nimmt immer mehr unsern vollen Beifall in Anspruch. Er gab den Fiesko. Man war im Voraus gespannt auf seine Lösung dieser schwierigen Aufgabe, worauf er einen bedeutenden Fleiß verwendet haben soll. In einigen Scenen übertraf er jedoch jede Erwartung. Der Auftritt mit den Handwerkern und die Fabel, die er ihnen erzählt, gelangen meisterhaft, eben so das Wegwerfen der Verstellung in der Scene mit der Imperiali, in Gegenwart seiner Gattin und der Gäste. Durchweg war der Darsteller bemüht, alle jene Züge festzuhalten, welche der Dichter für seinen Fiesko selbst angegeben hat, und weder in der Libertinage, noch im Stolze, weder in der verstellten Liebelei zur Gräfin, noch in der wahren Herzensneigung zu Leonoren zu weit zu gehen, und in diese mit Dichtereigensinn und Dichtervorliebe geschaffene Mischung Einheit zu bringen. Der Mohr wurde von Herrn Seydelmann gegeben. Ochsenheimer in Wien war zu seiner Zeit berühmt in dieser Rolle; man konnte nicht denken, daß man sie anders und doch richtig zu geben im Stande seyn sollte. Seydelmann zeigte dies. Seine Leistung war neu und originell. Diese Beweglichkeit und Leichtigkeit, diese wilden, übertriebenen Gesten, diese afrikanische Glut: das war nicht mehr das Feuer des Südländers, des Italieners oder Spaniers; es war der gelenke Satz des Tigers, der glühend listige Blick der Schlange, das Geberdenspiel des Affen, kurz, das eigenthümlichste Leben der Wüste unter dem Aequator. Wir empfanden Schauer bald, bald lachten wir; die bunte Erscheinung ergözte und riß mit sich fort. War er auf der Scene, so gehörte sie ganz ihm; dieser „konfiszirte Mohrenkopf," wie ihn Schiller selbst nannte, ward zum wilden Dämon, der das Stück beherrschte; es war der Golim der alten Rabbinen, der Besen des Zauberlehrlings; es liegt etwas Gewaltiges darin, wenn eine solche Rolle, von Seydelmann dargestellt, in's Leben tritt und nun Gestalt annimmt und vor uns wandelt. Dem. Stubenrauch gab die sanfte, schwärmerische Leonore sehr ausgezeichnet. Sie ist der rührendste Charakter im Stück, und dabei so unwahr und wahr zugleich, so gelungen und verfehlt. Die Schauspielerin, die es dem Dichter hierin zuvorthun will, bringt sich um den Dank. Dem. Stubenrauch ließ die Italienerin ganz aus dem Spiele und hob die Deutsche, die Leonore eigentlich nach Schiller ist, schön hervor. Ihr Schmachten, ihre Entsagung, ihre Liebe, selbst ihr Zorn, Alles ist deutsch; so fühlt, so handelt keine Italienerin. Die Darstellerin wußte in dieser Auffassung zu wirken und zu rühren. Herr Maurer als Verrina war ganz der kräftige, stolze, tieffühlende Mann, aber auch ein Deutscher durch und durch. Wer jemals einen Italiener sah, im Zorn, in Wuth, einen Fluch aussprechend, in dem Augenblicke, wo er einen Mord begehen könnte, wie er sich entfärbt, wie alles Blut in's Herz zurückflieht und ihn zu ersticken droht, wie die Lippen beben, die Fäuste sich ballen, die Zähne knirschen, die Augen rollen und dann die Worte sich wie dumpfer Donner aus dem Vulkane der Brust entladen, der wird die Grenzen kennen, in denen sich Verrina bewegen darf. Verrina ist finster, vornehm, stolz, verschlossen, entsetzlich, ein Held des Republikanismus. Mad. Maurer als Imperiali, Herr Wallbach als Gianettino verdienen noch erwähnt zu werden; alle übrigen Rollen wurden mit Fleiß dargestellt, und von allen Seiten ward gestrebt, zum Gelingen der Vorstellung beizutragen. Im lezten Akte ließ die Dekoration: das Portal des Pallastes Doria, der Hafen mit den Galeeren u. s. w., der Phantasie des Zuschauers den weitesten Spielraum; das Ballfest hingegen war gut geordnet und machte einen angenehmen Effekt. Das Haus war gefüllt und das Publikum nahm den lebhaftesten Antheil. — Von diesem Abend an hoffen wir nun eine Reihe Schillerscher Stücke zu gleichem Zwecke auf allen deutschen Bühnen erscheinen zu sehen, und versprechen der Sammlung für das Denkmal eine reiche Ausbeute davon. Auch Wien wird hoffentlich nicht zurückbleiben, obgleich es sich bis jezt noch ganz ruhig verhalten hat. Die größte Stadt in Deutschland wird in dieser Hinsicht gewiß nicht hinter Petersburg zurückbleiben wollen.

Unser Seydelmann aber wird, wie einst Garrick nach Stratford, mit den Mitgliedern des Hoftheaters und der Kapelle nach Marbach ziehen, um dort, wo Schillers Wiege stand, demselben einen neuen Triumph zu bereiten. Alle Gutgesinnten und Wohldenkenden wünschen ihm den ergiebigsten Erfolg.

August Lewald.

Beilage: Literaturblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 59.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 10. März 1835.

Da sah man über'n Erdenkreis,
Mit seinen welken Kränzen,
Hinaus nach einem höhern Preis,
Den man sah droben glänzen;
Und überall entzündete,
Wo Christum man verkündete,
Ein Ringen sich, ein Kämpfen,
Das nicht mehr war zu dämpfen.

Rückert.

Das kaiserliche Mahl.

1.

Zur Tafel schreitet Roma's Kaiser ein;
Die Tische feuchtet schon der Opferwein,
Gelagert ruhn der Gäste frohe Schaaren,
Von Myrrhe duftend, Blüthen in den Haaren.

Die Goldpokale schäumen und es droht
Des heitern Tafelkönigs Trinkgebot,
Rasch eilen durch den Saal in weißen Schürzen
Die Sklaven aus und ein mit seltnen Würzen.

Den Duft der Blumen und der Spezerein
In vollen Zügen schlürft der Athem ein,
Das Auge sucht sich lüstern seine Weide
Am blanken Schmuck und flimmernden Geschmeide.

So ruhen sie, auf Betten hingeschmiegt,
Von weichen Flötenklängen eingewiegt,
Und alle Sinne trunken sich entzücken
An leichten Tänzen und an Possenstücken.

Durchkostet hat die Schüsseln all' der Gaum,
Vom Eye bis zum frischen Apfelschaum;
Im Rausche sind die Augen matt zerflossen
Und haben wollustmüde sich geschlossen.

Aufspringt der Kaiser, schlummertrunken ganz,
Vom Haupte reißt er den verdorrten Kranz,
Und eilt nach seinem Schlafgemach von hinnen
Mit dürstender Begier und welken Sinnen.

2.

Bei diesem üppigreichen Fürstenmahl,
Wo blieb des Kaisers edles Ehgemahl?
Wo ist sie heut, bei diesem Festesprangen,
Mit ihrem Töchterlein zu Gast gegangen? —

Im öden Felde drauß, in tiefer Nacht,
Da drängt sich's in den dunkeln Felsenschacht,
Es flüchtet dort geheimnißvoll die Menge
Sich zwischen Särgen hin durch lange Gänge.

In einem Saal, von Kerzenlicht erfüllt,
Vor einem Grab Jungfrauen stehn verhüllt,
Und plötzlich lüften sie die weißen Flöre,
Gesang erschallt wie ferne Geisterchöre.

Und auf den Knieen liegt das Volk umher,
All' mühselig und beladen schwer:
Erlahmte, Sklaven, Arme voll Beschwerden,
Sie beugen ihr geächtet Haupt zur Erden.

Und auf dem Grab, von Blumen überdeckt,
Hält Brod und Wein der Priester ausgestreckt,
Den Dürstenden mit segensmilden Händen
Das Gottesbrod, den Himmelstrank zu spenden.

Sie küssen sich die Stirn und drücken sich
Die Hände still, verständnißinniglich.
Vollendet ist das Mahl, und „Amen, Amen!"
Erschallt es rund, „in Jesu Christi Namen!"

Dem Sklaven schlägt das Herz in Freiheitsmuth,
Den Lahmen trägt wohl eine Stütze gut,
Dem Blinden, der am Quell des Lichts getrunken,
Ist Weg und Steg erhellt von Sternenfunken.

Und aus der Halle drängt sich allzumal
Der Gäste Schaar, erquickt vom heil'gen Mahl,
Und durch den Hauf der Sklaven kommt inmitten
Die Kaiserin mit ihrem Kind geschritten.

Des Brodes Kraft durch ihre Glieder sprüht,
Vom Gottesweine roth die Wange glüht;
Rasch eilt sie nach dem Kaiserhaus von hinnen
Friedhellen Auges und mit frischen Sinnen.

Adolph Stöber.

Soldatenschicksale.

(Fortsetzung.)

Römmling hätte, aufrichtig gesagt, viel darum gegeben, wenn die Schöne ihn mit ihrem Vertrauen verschont hätte, denn dasselbe machte seine Lage in keiner Hinsicht angenehm. Ein englischer Offizier, der sich in ein Kloster einschleicht, hatte ohnedies auf keine Belohnung für dies Heldenstück zu rechnen, wenn es ruchbar werden sollte, da strenge Mannszucht an der Tagesordnung war. Und die Entführung einer Nonne war noch eine ganze andere Sache! Dies waren jedoch nur entferntere Bedenklichkeiten; für den Augenblick quälte ihn der Gedanke an seine zweideutige Lage dem Mädchen gegenüber noch mehr, weil ihn die Angst vor seiner eigenen Schwäche nie verließ. Sie war ein reizendes Wesen, mit üppigen Formen und einem Busen, dessen ungestümes Wallen wirklich auch wenig zu dem Klosterleben gestimmt haben würde; ein südliches Gewächs voll Süßigkeit und Feuer hing sie an seiner Seite, daß ihm schwül und sonderbar zu Muthe ward. Es war ihm nun einmal nicht gegeben, ohne Herzpochen einem schönen Mädchen zu nahe kommen zu können. Er dachte an Clara, es half nichts; er sah von Theresa weg auf die unheimlichen Todtenknochen, ihr volles Leben blühte nur desto frischer daneben. Endlich stand er auf, lehnte sie sanft an die Wand und trat an das niedere Fenster des Gewölbes; er sah in die blaue Luft hinein und hoffte, der frische Morgenhauch solle sein Blut kühlen; aber der Morgenhauch thut nicht immer, was man eben davon hofft. — Da stieg eine Lerche schmetternd in die Luft — und vor seinem Sinn stand der Morgen, an dem er Clara zuerst seine reine Liebe bekannt hatte und an dem desselben Vogels Lied die Eingangssymphonie zu den schönsten Augenblicken seines Lebens gewesen war. Und siehe, der Friede kehrte in seine Brust zurück, und zugleich der Entschluß, der Bedrängten zu helfen. Diese lag, in Thränen aufgelöst, auf der Bank, da sie sein Abwenden für ein Zeichen ansah, daß ihre lezte Hoffnung gescheitert sey. Mit dem Ausbruch der leidenschaftlichsten Dankbarkeit küßte sie seine Knie, seine Hände, sein Gewand, als er sie des Gegentheils versicherte. — Er war verlegen und wußte nicht, wie er sie beruhigen sollte. Die Bemerkung, daß die Zeit verrinne, that endlich ihre Wirkung. Er sagte ihr nun, er müsse den folgenden Tag zur Armee zurück; es ward daher verabredet, er solle sie um Mitternacht auf dieselbe Art aus dem Kloster bringen, auf welche sie ihn hereingebracht hatte; er werde für Knabenkleider und ein Pferd sorgen, und ihr liege dagegen nichts ob, als zu rechter Zeit den Schieber zu öffnen, ihn aber jezt auf einem andern Wege wieder in's Freie zu versetzen. Die Mauer, welche den Raum, worin sie sich befanden, umschloß, war von Innen nicht schwer zu erklettern, da die Erde hoch daran aufgehäuft lag, und Römmling schwang sich ohne Schwierigkeit darüber weg. Er ließ sogleich sein Pferd satteln und ritt in das Land hinein; doch war ihm nicht gar wohl zu Muthe, wie der Leser sich leicht wird denken können. Unsicher war es immer, wie das Abenteuer ablaufen und ob es überhaupt zu etwas Gutem führen würde. Aber der Gedanke, daß er das Rechte und Gute wolle und die Verantwortung der Folgen daher nicht auf seinem Gewissen lasten könne, so wie die Abneigung, die ihm seine früheste Erziehung gegen Klosterzwang eingeflößt hatte, blieben entscheidend.

Seine Geschäfte riefen ihn tiefer in das Land hinein, wo eine spanische Truppenabtheilung, deren Zustand er untersuchen sollte, kantonirt war. Er fand die Equipirung und Mannszucht der Leute unter aller Erwartung, ärgerte sich über die niederträchtigen Ehrenbezeugungen und Schmeicheleien, die sich die Offiziere nicht entblödeten, ihm zu spenden, und ritt mißvergnügt in der Richtung des weit entfernten Klosters zurück; eine

einzige Ordonnanz folgte ihm. Er zog ruhig seines Weges, als ein donnerndes „qui vive!“ ihm hinter einer hervorspringenden Mauer entgegenschallte, und er mit Schrecken sah, daß er in die Nähe eines französischen Fouragirungsgeschwaders gerathen war, das wegen Mangel an Nahrungsmitteln seine Runde weiter als gewöhnlich hatte ausdehnen müssen. — Römmlings Schreck bei der großen Uebermacht der Feinde war nicht gering, und eine schnelle Flucht das einzige Mittel, um einer Gefangenschaft zu entgehen, die seine Hoffnungen für die Zukunft auf lange vereitelt hätte. Die Franzosen waren abgesessen und verzehrten ihre leichte Mahlzeit; dieser Umstand verschaffte ihm und seinem Bedienten einen Vorsprung, den, wie sie mit Grund hofften, die Schnelligkeit ihrer Pferde bald vergrößern mußte. Mit Windeseile jagten sie vorbei; eine Hecke ward übersprungen und eine Maulbeerpflanzung brachte sie bald auf einen Augenblick aus den Augen der Franzosen. In der Entfernung von einer halben Stunde lag ein Dorf; auf dieses sprengte Römmling zu, entschlossen, in das erste beste Haus einzulenken und Schutz bei dessen Bewohnern zu suchen. Bei einem der ersten Häuser, dicht an der Straße, stand die Pforte nach dem Hofraume offen. Römmling sprengte hinein, schwang sich vom Pferde und befahl dem Diener, die beiden Thiere rasch in den offenen Stall zu ziehen und die Thüre hinter sich zu schließen. Er selbst eilte in die Hütte und störte durch seinen Ueberfall eine ehrbare Wittwe, die in einem Breviere las, und ihren, eben dem Knabenalter entwachsenen Sohn, der eine Jagdflinte putzte, aus der Ruhe. Ein Wort reichte hin, um Mutter und Sohn von seiner Lage zu unterrichten; lezterer trat sogleich besonnen vor die Hausthüre; nach wenigen Minuten sprengte das Piket von etwa zwanzig Jägern heran und fragte den jungen Mann, der sich geflissentlich in ihren Weg stellte, ob er einen englischen Offizier und einen gemeinen Dragoner hier habe vorbeireiten sehen. „Ja,“ erwiderte der Jüngling, „vor fünf Minuten; aber wir achteten nicht darauf, da wir glaubten, sie wollten sich nur mit der Schwadron ihres Regiments, die eine Viertelstunde weit drüben steht, vereinigen.“ Dieser Bescheid machte die Reiter stutzig. „Stehen hier Engländer?“ fragte der eine. „Wie stark ist die Schwadron?“ — „Seit gestern — etwa zweihundert Mann, denk' ich,“ erwiderte der junge Spanier. — Die Franzosen beredeten sich einen Augenblick und wandten dann ihre Pferde, um zurückzureiten, woher sie gekommen waren.

„So dank' ich Euch denn, ehrwürdige Frau, und Eurem Sohne, meine Freiheit,“ sagte Römmling, indem er dem wieder eintretenden Jüngling die Hand reichte. „Wie soll ich's Euch vergelten?“ — „Von Vergeltung kann hier nicht die Rede seyn, erwiderte die Matrone, „denn welche Gefahren Ihr hier auch zu bestehen habt, Ihr besteht sie um unsertwillen. O, mein Herr! in welche Lage ist Spanien gekommen, daß es fremde Hülfe anrufen muß, daß seine eigene Kraft nicht mehr ausreicht!“ Sie wischte sich eine Thräne aus den Augen, und es lag etwas Edles in den strengen Zügen und der geraden Haltung der alternden Frau, was das schwarze Wittwenkleid noch mehr heraushob. „Mutter,“ sagte Juan, „Mutter, wir würden uns endlich wohl selbst zu helfen wissen. Seht,“ hiebei warf er einen Bündel auf den Tisch, „hier ist meine Studentenkleidung, ich brauche sie nicht mehr. Ich will mit der kurzen Jacke und der Flinte auf der Schulter zu la Romana gehen und mich von den schwachen Söhnen des Hauses lossagen und meine Bande abstreifen.“ — „Du hast meinen Segen längst,“ erwiderte die Mutter, „und möge es Gott und der h. Ignatius so fügen, daß Dein Blut nicht von Nöthen sey zum Siege der großen Sache. Denn Du bist das Scherflein der Wittwe; doch lege ich Dich freudig in Gottes Hand.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

Die Engländer, eine speisende Nation.

Lord Normanby nennt die Engländer eine ewig wandernde Nation, und er hat recht. Sollte noch ein sechster Welttheil entdeckt werden, es würde Wunder nehmen müssen, wenn man nicht auch dort bereits seit Jahren ansäßige Engländer träfe. Mistreß Jameson nennt die Engländer eine heirathstiftende Nation, und sie hat ebenfalls recht. Der ungemeine Kindersegen, welcher den englischen Familien eigen ist, zwingt Mütter und Väter, sich nach Schwiegersöhnen umzusehen, und da wird mancher Hokus Pokus gespielt. Wo aber geschieht dies nicht? wo nicht vorzugsweise in Haushaltungen, die eben so reich an Mädchen, als arm an Staatspapieren und ähnlichen guten Dokumenten sind? Doch Niemand hat den Charakter der Engländer treffender bezeichnet, als der selige oder unselige Voltaire. Er nennt England ein dinirendes Land und die Engländer eine dinirende Nation. Kann man wohl eine Zeitung in die Hand nehmen, ohne auf eine bald längere, bald kürzere Beschreibung eines bald mehr, bald weniger interessanten Diners zu stoßen? Und das ist nicht jezt bloß der Fall, wo die unglücklichen wie die glücklichen Parlamentskandidaten von ihren Freunden und Anhängern mit öffentlichen Gastmählern überhäuft werden, jene, um darin Trost für die gesunkene Hoffnung ihres Ehrgeizes und Balsam für die vergeblich geschlagenen Geldwunden, diese, um darin eine Aufforderung, sich des Vertrauens werth zu zeigen, und Stärkung für den beginnenden Kampf zu finden. Was kann in England gethan und verhandelt werden ohne Diner? Mit

Einem Worte: nichts. der Gegenstand sey ein leeres Schaugepränge oder eine ernste Feierlichkeit. Bildung einer Gesellschaft. Aeußerung der Mildthätigkeit. Vergnügen oder Trauer. Gastfreundschaft oder Geschäft. Die Krönung selbst schließt mit einem glänzenden Mittagsmahle, und wann wird die Thronrede den Mitgliedern beider Häuser bekannt? nach Tische. Können die in England so vielfachen und wichtigen Kirchspielsangelegenheiten ohne Schmaus abgethan werden? keineswegs. Die „Vestries“ kommen zusammen und — speisen. Und so ist bei Hoch und Gering. bei Groß und Klein das liebe Essen die Seele der englischen Zusammenkünfte. Vielleicht wäre Niemand im Stande. in den Tavernmeetings die oft so schönen und gewichtigen Reden zu halten, wenn er nicht zuvor ein gutes Mahl genossen und hinlänglich Wein getrunken hätte, das gute Mahl zu verdauen. Wer kennt nicht den Namen des leidenschaftlich für Freiheit glühenden Sir George Saville? Nun. nachdem dieser jahrelang mit seinen Freunden und Anhängern zu Förderung ihres großen Zwecks in der Kron- und Anker-Taverne gegessen und getrunken hatte, ekelte die ungetheilte Aufmerksamkeit, welche seine Freunde und Anhänger ihren regelmäßig wiederkehrenden Banketts zollten. den edeln Saville dergestalt an, daß er endlich laut erklärte. sie möchten. statt Freunde der großen Charte, sich lieber Freunde der Speisekarte nennen. Was wäre aller Glanz und alle Herrlichkeit des Lord Mayor ohne das glänzende. herrliche Lord-Mayorsessen in Guildhall mit seinen jährlichen Lasten von Schildkrötensuppe und andern enormen Leckerbissen? Ihm ist. gleich vielen Andern, die es sich Geld, und viel Geld kosten lassen, um Stellen zu erhalten. die eine Menge Sorgen und kein Geld eintragen, das Diner der süße Zucker nach der bittern Arznei. Ja. die Lust am Essen beschränkt sich nicht etwa auf die Bewohner der Hauptstadt; sie ist den Provinzialen nicht minder eigen, und die Eigenthümlichkeit des englischen Charakters besteht keineswegs bloß in der Lust, selbst zu essen: ein wahrer Britte muß fast eben so viel Freude darin finden, Andere essen zu sehen. Wäre das nicht, was würde die Galerien der Speisesäle so gedrückt mit Zuschauern füllen, und warum müßte man in Pidcocks Menagerie ein Extra-Viergroschenstück zahlen, um die Löwen füttern zu sehen? Das gastronomische Interesse erstreckt sich noch weiter. es erstreckt sich auch auf die Pläze, wo, und auf die Gefäße, in welchen gekocht, um nicht der Orte zu gedenken, wo das Speisematerial gekauft wird. Nichts netter, als eine englische Küche. Ist es daher zu verwundern. daß es jezt zur Mode gehört. den Kochapparat, oder vielmehr das Modell eines Kochapparats in Augenschein zu nehmen. welcher in einem hiesigen Museum — Nummer 28. Leicester-Square — seit Kurzem ausgestellt ist? Ich würde meine Korrespondentenpflicht gröblich verlezen, wollte ich nicht von diesem angestaunten Wunderwerke sprechen.

(Die Fortsezung folgt.)

Berlin, Februar.

(Fortsezung.)

Dankfest der Freiwilligen. Streckfuß und Raupach.

Dicht an dieses Erinnerungsfest schließt sich diesmal das alljährlich gefeierte des königlichen Aufrufs an die Freiwilligen von 1813 an. Idee. sinnreiche Ausführung und die mit jedem Jahre reger werdende Theilnahme, eine seltene Erscheinung, erheben dieses Fest. weit über seinen ersten Plan, zu einem bedeutsamen Volksfeste, durch welches die namhaftesten Männer des Staates feierlich bekunden, daß sie sich gern jener großen Zeit erinnern, und des erhabenen königlichen Wortes, welches die mächtige Aufregung hervorrief. Es ist dies ein feierlicher Protest, den die Mitfeiernden gegen zwei Seiten einlegen. gegen die, welche jene große Zeit, weil sie nicht alle Früchte trug, die sie erwarteten, verkleinern, und gegen die, welche die Erinnerung daran, weil sie gefährlich werden könnte, in Vergessenheit einlullen möchten. Jedesmal beginnt das Fest mit der Vorlesung des königlichen Aufrufs. der bei den friedlich Versammelten noch einen ähnlichen Eindruck hervorzubringen scheint, wie dazumal in den Tagen der Krisis. Der erste Toast auf den König und das königliche Haus und der stille Nachruf an die Abgeschiedenen werden mit den nämlichen Empfindungen der Theilnahme aufgenommen. Diesmal rief die Erinnerung an die Leztern eine besonders ernste Stimmung hervor durch das Andenken an den erst vor Kurzem und so plözlich geschiedenen Lüzow. Körners Lied, das ihn verherrlicht. wurde gesungen. Stägemann. dessen glänzendste Thätigkeit sich an jene Zeit der Freiwilligen knüpft, war diesmal als Ehrengast von der Versammlung geladen.

Bei dem Ordensfeste, welches um eine Woche früher begangen wurde, hielt wie immer Dr. Eylert die Weihrede. Er deutete an, daß es vielleicht das lezte Mal sey. und dem würdigen Greise ist in der That Ruhe zu gönnen, wenn man die Schwierigkeit bedenkt, immer neue Wendungen für die Versicherungen seiner Loyalität ausfindig zu machen. Wiewohl Niemand an der eigenen des würdigen Geistlichen im Geringsten zweifelt, so pflegen unter den Zuhörern doch auch Männer zu seyn, die. von dem kritischen Geiste der Zeit angesteckt, für etwas, das sie gewiß nicht minder schäzen als er, statt hergebrachter Bilder und süßer Versicherungen Beweise verlangen. und Anwendungen, welche den Begriffen und der hohen Bildung der Angeredeten entsprechen. Unter der großen Zahl der diesmal durch die königliche Huld Ausgezeichneten befinden sich auch zwei Dichter, Streckfuß und Raupach. Ersterer erhielt die Schleife zum rothen Adlerorden dritter Klasse. Lezterer diesen selbst, vorläufig ohne Schleife. was aber an sich schon eine besondere Auszeichnung umschließt. da, den Statuten gemäß. der dritten Klasse die vierte vorangehen mußte. Bei Streckfuß hat die Sache kein Bedenken. indem er nicht für die neue Ausgabe seines Dante. sondern als geheimer Oberregierungsrath diese Auszeichnung wohl erwarb; dagegen wollen in der Ertheilung an Raupach Einige eine Veränderung des Prinzips erblicken. und meinen, er habe als Dichter diese Ehre erhalten. Dies wäre eine gefährliche Annahme, welche uns in die schwierige Materie. ob der Staat Genie und Talent anerkennen dürfe. verwickelt. Die Sache löst sich viel einfacher und analoger, wenn wir wissen. daß Raupach jüngst eine Art Theaterdichteranstellung und Pension bei der Hofbühne angenommen hat. Da er sich durch diesen Akt in den hergebrachten Gang gefügt. ist es auch eben so in der Ordnung, daß er mit der Zeit Anspruch auf Dekorirung sich erwarb. Mag sie nun auch etwas beschleunigt seyn. so findet auch dies seinen natürlichen Grund in dem Umstande. daß Raupachs Stücke vorzugsweise zur Unterhaltung der hohen Herrschaften aus dem Norden beitragen mußten. und ihm dafür eine Anerkennung hergebrachtermaßen gebührte.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 60.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 11. März 1835.

Les revenues des citoyens ne s'afferment point: ils ne consistent qu'en esprit et en industrie, chacun a la sienne, qu'il fait valoir de son mieux. Toutes les boutiques sont tendues de filets invisibles, où se vont prendre tous les acheteurs.

Montesquieu.
Lettres persanes.

Die Pariser Kaufladen.

Wer in seinem Leben niemals veranlaßt worden, nach Paris zu reisen, kann sich schwerlich eine genügende Vorstellung von der Menge und Pracht der hiesigen Kaufladen machen, und Keiner, welcher diese schöne und merkwürdige Stadt besucht, wird so leicht wieder den Eindruck vergessen, welchen das eigenthümliche und glänzende Aeußere dieser Gewölbe auf ihn hervorgebracht. Man kann die Zahl derselben auf 30,000 anschlagen, denn ich kenne in den bevölkerten Stadttheilen nicht ein einziges Haus, dessen Erdgeschoß nicht wenigstens einen oder mehrere Laden enthielte. Ehemals waren die Buden des Palais-royal fast ausschließlich wegen ihres Glanzes und Reichthums berühmt; heutiges Tags trifft man jedoch in den wohlhabenden Stadtvierteln, wie in dem Quartier der Chaussé d'Antin, der Tuilerien, und besonders in den zahlreichen Durchgängen eine Menge Laden, welche denen des Palais-royal hinsichtlich ihrer innern und äußern Ausstattung durchaus in nichts nachstehen und Alles bieten, was der ungemessenste Luxus nur fordern mag.

Die innere Einrichtung dieser Waarenbuden ist im Allgemeinen äußerst geschmackvoll und prächtig. Die zum Verkauf ausgelegten Waaren sind meistens mit solchem Kunstsinn geordnet, daß man glauben sollte, die Pariser Kaufleute haben alle Aesthetik gehört, und zwar mit besserem Erfolg, als die französischen Gelehrten, welche jene Wissenschaft so wenig zu handhaben verstehen. Diejenigen, welche behaupten, es sey nichts als Eitelkeit und Gefallsucht, was diese kunstreichen Dinge hervorbringt, mögen in vieler Hinsicht Recht haben; soviel ist aber gewiß, daß die Pariser ihre Buden mit wohlgefälliger Pracht ausschmücken und deßhalb alles Lob verdienen. Es gibt kein Produkt, so kostbar und schön, oder so unbedeutend und häßlich es immer seyn mag, das sie nicht durch eine schickliche Umgebung zu verschönern, oder ihm durch eine passende Anordnung Glanz zu geben wüßten. Es scheint auch sehr begreiflich, warum die Pariser Kaufleute, vom ersten Großhändler bis auf den lezten Kleinkrämer herab, ein eigenes Studium daraus machen, ihren Laden durch geschmackvolles Aeußere und stets neu ersonnene Formen in der Ausstattung ihrer Waaren einen neuen Reiz und neue Anziehungskraft zu verleihen.

Gleichwie es in Paris für den Einzelnen so schwer hält, in dem Wogen und Treiben so vieler Tausende, von denen Jeder Etwas seyn oder vorstellen möchte, sich auszuzeichnen und hervorzuthun, so ist es eine nicht minder schwierige Aufgabe für den Kaufmann, Krämer und Handwerker, das, was er feil hat, den kauflustigen Sinnen der Hauptstadt bemerklich zu machen. Daher

besteht hier zu Lande, wie es scheint, gleichsam eine stillschweigende Uebereinkunft, daß man, unbeschadet seiner Ehre, allerlei Mittel ausbieten darf, um seinen Zweck zu erreichen, Mittel, die man an jedem andern Ort mit dem Namen Charlatanerie brandmarkt. Da man ja im Uebrigen ein ganz ehrlicher Mann seyn kann, so haben alle Stände der Gesellschaft hier mehr oder weniger marktschreierisches Kolorit. Ohne diese Schminke gelingt es weder der Bescheidenheit, noch der Gelehrsamkeit, die gewünschte Anerkennung zu finden; ohne diese Färbung gibt es kein Mittel, in Paris die Blicke auf sich zu ziehen und in's Gerede oder in die Kundschaft der Leute zu kommen. Der Professor, welcher eine vornehme Haltung auf dem Katheder anzunehmen versteht, ein Glas Zuckerwasser mit einstudirter Grazie ausleert oder sich mit Anstand räuspert, besitzt die ersten unentbehrlichen Eigenschaften, welche seinen Ruf und sein Glück bei den Damen, und in Folge dessen auch bei dem Publikum begründen. Im Handwerksstande haben diese kleinen Kunstgriffe, die Enterhaken der öffentlichen Gunst, einen andern Schnitt. Der Kaufmann will seine Waare zwar auch gerühmt, aber, da er nicht, wie ein Gelehrter, sich mit lustiger Eitelkeit zufrieden gibt, sie zugleich auch auf's Vortheilhafteste verkauft wissen. Nun gibt es aber in dem Zweige seines Geschäfts so zahlreiche Konkurrenten, welche sich alle gleichmäßig außer der Gunst auch um das Geld des Publikums bewerben, daß es darauf ankommt, die sinnreichste Art ausfindig zu machen, wie die Vorübergehenden gefesselt und fremde und einheimische Kauflustige angelockt werden.

Jeder Kaufmann schreibt mit großen Buchstaben seinen Namen und den Namen seiner Waaren zu verschiedenen Malen und an verschiedenen Stellen seines Hauses an die Mauer, an die Fenster, an die Thüren, auf die Schilder. Oft auch begnügt er sich nicht damit, sein eigenes Gewölbe überall zu beschreiben, sondern er läßt noch in verschiedenen entfernteren Stadttheilen sich und seine Waaren an andere Häuser schreiben. In der Rue de Rivoli, Rue de la Paix und Rue Castiglione sind diese Aufschriften an den Laden meistens in englischer Sprache, weil in diesen und den benachbarten Stadtgegenden die meisten vornehmen und reichen Fremden, besonders Engländer und Nordamerikaner wohnen. Höchst selten liest man an einem der großen Glasfenster die bescheidenen Worte: „Hier spricht man deutsch.“ Außerdem haben aber die hiesigen Verkäufer noch eine auffallendere Art, die Augen anzuziehen. Vor vielen Kaufläden sind nämlich große, wahrhaftige Gemälde ausgehängt, welche die Art des Verkehrs oder einen launigen, witzigen Einfall des Verkäufers sinnbildlich darstellen. Diese Gemälde sind oft so neckisch, daß man unwillkührlich davor stehen bleibt. Am wunderlichsten sind diejenigen, welche nach der Angabe von Weibern komponirt zu seyn scheinen. In der Rue Coquillière hängt ein Oelgemälde mit lebensgroßen Figuren; es hat die Ueberschrift: A la Déesse de l'amour. Ein knieendes Mädchen empfängt aus den Händen einer Frau den Amor, nach dem sie flehend die Hände ausstreckt. Unten an der Hausthüre liest man die Anzeige, daß in diesem Hause ein Nachweisungsbüreau für Heirathslustige etablirt sey. In einer andern Straße sah ich einmal über dem Eingang eines Hauses ein Bild, auf dem eine ältliche Dame gemalt war, welche den kleinen Liebesgott bei den Flügeln hat und an's Herz drückt, was anzeigen sollte, daß dort eine Dame wohne, welche verunglückten Mädchen aus der Noth helfe. Auf einem Gemälde vor der Wohnung einer Hebamme ist eine zierliche Frau abgebildet, welche die Schürze aufhebt, um ein aus den Wolken fallendes, neugeborenes Kind aufzufangen. Diese Anschauung ist fürwahr poetischer, als diejenige, welche man uns in der Jugend einzuprägen pflegt, nach welcher nämlich die unschuldigen Kleinen aus einem tiefen, tiefen Brunnen an's Tageslicht gezogen werden. — Das Schild eines Marchand de vin auf dem Quai de Bethune führt die Aufschrift: Au pauvre diable. Ein Geistlicher sitzt an einem Tische mitten unter Lumpensammlern, Platzbedienten und Cabrioletkutschern; er hat mit der christlichen Demuth auch den Anstand abgelegt; sein Gesicht ist hochroth und er reicht gerade einem von den um ihn herumsitzenden Burschen die Hand, während ein schwarzer Kerl aus dem untersten Pöbel, der hinter ihm steht, sich halb krank lacht, weil er dem geistlichen Herrn seinen Hut abgezogen und sein kahles Haupt entblößt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Soldatenschicksale.

(Fortsetzung.)

Römmling sah diesem Auftritte mit wohlthuender Rührung zu, und da die Mutter hinausging, um ihre fließenden Thränen zu trocknen, bat er Juan, seine Pferde aus dem Stalle ziehen zu lassen. Als er sich allein im Zimmer sah, ergriff er das Kleiderbündel und warf es zum Fenster hinaus in den Garten, legte aber an dessen Stelle den dreifachen Werth auf den Tisch und verließ das Zimmer. Die Pferde standen bereit; er hob draußen das Päckchen unbemerkt auf und gab es seinem Diener, sagte dann den Bewohnern des Hauses ein herzliches Lebewohl, drückte dem Jüngling noch ein

Goldstück in die Hand und ritt davon, hoffend, die Wittwe werde ihm seinen Diebstahl verzeihen. Er kam spät Abends in das Kloster zurück, und sah nun erst mit Befriedigung, daß er eine vollständige schwarze Kleidung, wie sie die Schüler, die sich der Theologie widmen, zu tragen pflegen, erbeutet hatte, die, wenn gleich etwas weit für Theresa, doch aus aller Verlegenheit half.

Eines der Bagagepferde ward seiner Last entledigt, die man auf die übrigen vertheilte, und als die mitternächtige Glocke vom Thurme erschallte, ging Römmling, nicht ohne Herzklopfen, in den Saal, seinen Mantel um die Schultern geschlagen. Der Riegel des verhängnißvollen Drehkorbes ward leise weggeschoben, und er nahte sich der Winde, die er, besorgt, den Inhalt zu verletzen, vorsichtig drehte. Die allerniedlichste Novize lag zusammengekauert, wie ein Vogel im Nest, vor ihm. Hastig hob er sie heraus, nahm sie wie ein Kind auf den Arm, schlug seinen Mantel um sie und trug sie in sein Zimmer, wo die Kleider bereit lagen. Als Theresa den Schritt unwiderruflich gethan sah, brach sie in ein heftiges Schluchzen aus. Römmling ermahnte sie, sich schnell umzukleiden; aber sie konnte nicht allein mit der ungewohnten Toilette fertig werden; er mußte ihr helfen, was zu einer Scene Anlaß gab, die in jedem andern Augenblicke Stoff zum Lachen gegeben haben würde. Jetzt war er fast verlegener, als die Schöne; nichts destoweniger machte er seine Sachen so gut er konnte. Mit einem muthigen Schnitt lösste er ihre langen Haare von dem Scheitel, knöpfte den Rock zu, hing das Mäntelchen darüber und zog sie schnell mit sich in den Hof, wo die Pferde rasch bestiegen wurden, und nun ging's im Galopp in die Nacht hinein, nachdem der Nonnenschleier in einen nahen Kanal geworfen worden waren, was im Kloster auf den Gedanken an einen Selbstmord führen mußte. Theresa konnte sich kaum auf dem Pferde halten, aus Furcht und Mangel an Gewohnheit, und ihre Aengstlichkeit wäre höchst lustig gewesen, wenn die ganze Sache nicht einen zu ernsten Charakter gehabt hätte. — Römmling schalt sich jetzt einen Rasenden, der in der Trunkenheit gehandelt habe; er verhehlte sich nicht den Verdacht, den die höchstwahrscheinliche Entdeckung von Theresa's Geschlecht gegen ihn erregen mußte. Aber alle diese Bedenklichkeiten kamen zu spät. Gegen Mittag erreichte er das Hauptquartier und war herzlich froh darüber, denn seine Begleiterin drohte vor Müdigkeit vom Pferde zu sinken. Die Soldaten warfen manchen mitleidigen Blick auf den armen Knaben, den Römmling ihnen, wie später den Offizieren, als einen verlassenen Jüngling vorstellte, den er aus Barmherzigkeit mitgenommen habe, da die Franzosen ihn von Valladolid mit sich fortgeschleppt und nach der Schlacht von Obidos seinem Schicksale überlassen, der aber jezt im Begriff gewesen sey, sich nach seiner Vaterstadt zurückzubetteln.

Römmling hatte unterwegs Zeit gehabt, zu überlegen, was er zu thun habe, um den übeln Folgen seines Schrittes vorzubeugen. Er ließ sich daher, sobald er sich nach dem nächtlichen Ritte umgekleidet hatte, bei Sir John Moore melden, um seinen Rapport abzustatten. Der General saß in einem Lehnstuhle vor seinem Schreibtische, den er jedoch bei Römmlings Eintritt verließ, um mit ihm auf- und abzugehen. „Gute Nachrichten?" rief er ihm entgegen. — „Was die Stimmung des Volkes anlangt," erwiderte Römmling, „vortreffliche; aber was mir von organisirten Truppen aufgestoßen ist, bleibt hinter den bescheidensten Erwartungen zurück." — „Ich weiß nicht, wie wir uns halten sollen," versezte Sir John, die Hände auf dem Rücken übereinanderschlagend und hastiger schreitend, „dem Riesen gegenüber, der Europa unterjocht hat, und von allen Hülfsquellen entblößt, auf dieser ausgemergelten Halbinsel, wo nicht einmal ein grüner Baum steht, der einem englischen Haupte Schatten gibt. Wollte Gott, ich hätte eine Macht unter meinem Kommando, die mich in den Stand sezte, diesem armen Volke zu helfen; aber der Horizont umwölkt sich täglich mehr." — „Excellenz," sagte Römmling schüchtern, und schlug die Augen nieder, „ein Jeder thut auf seinem Wege, was er kann, und so habe ich diese Nacht einem ganz kleinen Theile dieser armen Nation zur Freiheit verholfen, und ich wollte, ich hätte meine Beichte, die ich mir vorgenommen habe, vor dem Tribunal Ew. Excellenz abzulegen, erst vom Herzen." — „Nun, was gibt's?" rief der General. — „Ich wünschte, ehe ich spreche," erwiderte Römmling, „daß mir erlaubt wäre, zu fragen, ob ich mir diese Audienz ausschließlich bei Sir John Moore, dem Vater seiner Armee, erbitten dürfte, und ob der strenge General wohl geneigt wäre, zu ignoriren, was ich jenem sage?" — „Der Vater ist immer zu Hause," sagte Sir John, „und will verschwiegen gegen seinen Kollegen seyn. Nur zu!" — „Ich habe," nahm Römmling wieder das Wort, indem seine Stimme ein wenig unsicher wurde, „eine Novize aus dem Kloster San.... entführt." — Der General stieß einen Ruf aus, der unserm Deutschen „Ei so hole Sie der Teufel!" als freie Uebersetzung dienen könnte. — Römmling stand stumm, auf weitere Befehle harrend. „Nun, wie kam es denn?" fragte der General endlich barsch.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

(Fortsetzung.)

Speners Gedächtniß. Die Berliner Zeitungen.

Der berühmte Theologe und Polyhistor **Spener**, aus dem Elsaß gebürtig, lange Zeit in Dresden von ausgebreiteter Wirksamkeit, verbrachte bekanntlich den Rest seines Lebens in Berlin, und starb hier als Probst der Marienkirche. Seine Familie hat sich nicht, wie die so mancher großen Männer, in's Dunkel verlören, sondern existirt noch in verschiedenen Branchen. Ihr ist freilich von dem theologischen Lustre ihres Ahnen wenig verblieben, indem die Durchgangsepoche durch die Friedericianische Zeit den großväterlichen Felsenglauben nicht allein erschütterte, sondern einem ganz andern Glauben Platz machte, aber namhaft und mit Glücksgütern ausgestattet ist die Familie noch heute, und hat erst vor Kurzem in dem Besitzer der Haude- und Spenerschen Zeitung ein sehr angesehenes Glied und einen originellen Mann zur Erde bestattet. Dennoch wäre es zweifelhaft, ob die Familie oder die Marienkirche des zweihunderjährigen Geburtstages des großen Spener gedacht hätte, wäre nicht aus dem heutigen Frankreich an den großen Theologen erinnert worden. Aus seinem Geburtsort im Elsaß schrieb man nämlich hieher und forderte zu einer Sammlung auf, um ihm ein Ehrendenkmal zu stiften. Die Mahnung zündete; aber man fand es zweckmäßiger, hier eine Separatsammlung zu bewerkstelligen, die für Berlin verbleiben soll. Es sind schon bedeutende Beiträge eingegangen, die zu einer dauernden Stiftung verwandt werden sollen, und um einigermaßen im Sinne des großen Mannes, der den Konfirmandenunterricht in der evangelischen Kirche so besonders förderte, zu handeln, will man die Interessen zur Unterstützung und Kleidung dürftiger Kinder bei ihrer Einsegnung verwenden. Außerdem wird sein Bildniß in der Marienkirche aufgestellt werden. Zu dem seiner Erinnerung geweihten Gottesdienste waren alle Nachkommen Speners eingeladen, und die Anwesenheit der königlichen Prinzen und Prinzessinnen, so wie der höchsten Behörden trug zur würdigen Feier des Gedächtnisses eines großen Mannes bei. Spener gilt als Stifter der pietistischen Sekte, und doch möchte sich schwerlich eine größere Verschiedenheit denken lassen, als zwischen dem beschränkten Sinn eines heutigen Pietisten und der lebensfrohen, umfassenden Thätigkeit des frommen Mannes aus jener alten Zeit.

Die Zeitung, welche sein Nachkomme in Verbindung mit dem Buchdrucker Haude in den ersten Regierungsjahren Friedrichs des Großen gründete, ging bekanntlich seit dem Tode des sogenannten alten Spener — oder schon einige Zeit vor demselben — durch eine Art Kauf in die Hände des Bibliothekars Dr. Spiker über. Von den Berliner Zeitungen war nie viel zu sagen, und in dieser Eigenschaft machen sie noch immer Progressen, indem ihre kritische Stellung sie zu einer größtmöglichen Meinungslosigkeit nöthigt. Um so kurioser erscheint es, wenn unser Publikum sich doch noch Mühe gibt, nicht allein nach Meinungen, sondern sogar nach Nüancen darin zu suchen, als ob die Welt so arm an Gegensätzen wäre, daß man sie selbst da chemisch extrahirt, wo keine sind. Ja, es gibt unter unsern Pfahlbürgern ordentlich heftige Anhänger von Voß und Spener, den beiden Aushängeschildern dieser Zeitungen. Diese suchen bei Spener die sichersten Nachrichten von den neuen Schafzüchtereien auf Van Diemens Land, die besten Privatnachrichten aus England und authentische Berichte über die königlichen Hofschauspieler. Jene lesen die Vossische Zeitung wegen der musikalischen Kritiken von Rellstab, und weil auf eine unbegreiflich freimüthige Weise über die Naturerscheinungen und den Gang der Kometen darin gesprochen wird.

(Der Beschluß folgt.)

London, März.

(Fortsetzung.)

Der Sonnenofen.

Der erfinderische Künstler hat sein Geschöpf the solar stove, den Sonnenofen, getauft; warum, wird sich vielleicht später erklären. Die Maschine ist aus messingenen Platten zusammengefügt und ungefähr zwei Fuß hoch, einen Fuß breit und einen Fuß tief. Sie enthält vier Schubladen, deren eine in verhältnißmäßig großen Buchstaben die stolze Aufschrift trägt: die Küche. In zwei andern befindet sich laut der haarsträubenden Phraseologie des Erfinders „die ewige und unträgliche Bindung und Trennung der Elemente.“ Worin diese besteht, wird den Zuschauern nicht vertraut; dagegen empfangen sie die liebenswürdige Versicherung, daß der Kostenaufwand sich ziemlich auf Null reduzirt. Die Elemente sollen seyn: Luft, Erde und Wasser. Feuer, ohne dessen Beihülfe, wie eine mir nahestehende Dame wissen wollte, der ich als einer vornehmen Engländerin nicht die Hälfte der hiemit entwickelten Kochkenntniß zugemuthet hätte, die Kunstfertigkeit aller europäischen Köche und Köchinnen nur Flickwerk und eitles Wesen seyn würde, Feuer hat mit diesem Apparate der Gutschmeckerei schlechterdings nichts zu schaffen. Sobald nun alle Vorbereitungen zum Beginnen des feuerlosen Kochens getroffen sind, werden in ein Loch, in eine Art Schornstein oder Rauchfang auf der Spitze der Maschine, zwei oder drei Dutzend Tropfen Wasser geträufelt. Sofort fängt die bis jezt eiskalte Maschine an, warm, heiß zu werden. Der Erfinder öffnet die sogenannte Küche, legt ein Beefsteak hinein und schließt sie wieder. Und heißer und heißer, unleidlich heiß wird die Maschine; aber kein Dampf steigt auf, kein Rauch wirbelt empor. Wie gar und trefflich nun auch, troz aller Unbegreiflichkeit, das Beefsteak in der Vorstellung der Zuschauer schmore, sie empfinden doch bereits bei dieser unbegreiflichen Kocherei einen für Gutschmecker unersezlichen Verlust. Da ist nichts zu hören von jenen sanften, dann immer stärkern kreischenden Tönen, welche ein Zeichen sind von der beginnenden Wirkung des Feuers, von der Saftigkeit des Beefsteak, und damit eine Wollust für die Ohren des lauschenden Gutschmeckers. Da ist auch nichts zu riechen von jenem köstlichen, mundwässernden Dunste, der die Vorübergehenden an Dollys Speisehause zum Stillestehen, zum Eintreten, zum Essen verführt, und den der Gourmand mit weit geöffnetem Munde in langen, tiefen Zügen eine geraume Zeit einsaugt, ehe er zu dem substantiellern Genusse vorschreitet. In der Nähe der unbegreiflichen Kochmaschine ist Alles still und geruchlos. Nur wenige Minuten — und die Küche öffnet sich. Aller Erwartung ist gespannt, Aller Augen sind auf die Erscheinung gerichtet, und das Beefsteak erscheint. Der Erfinder langt es hervor, zerschneidet es und reicht den Zuschauern die Stücke zum Kosten. Und bald hastig, bald zögernd führen die Zuschauer die genommenen Bissen zum Munde, kauen so langsam, wie der Weinkenner den Wein, den er prüfen will, sehen sich gegenseitig an, und Aller Neugier ist befriedigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 61.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 12. März 1835.

— O Ihr,
Gewalt'ger Helfer aus der Noth! so helft
Euch selbst nun aus der selbstgeschaffnen Klemme.

Beaumont und Fletcher.

Soldatenschicksale.

(Fortsetzung.)

Römmling erzählte den ganzen Hergang vollkommen der Wahrheit gemäß; nur die kleine Lerchengeschichte bei der Versuchungsscene als gänzliche Privatsache übergehend. — Der General erheiterte sich nach und nach; endlich sprach er: „Also Sie haben keinen tadelnswerthen Beweggrund bei Ihrem höchst unbesonnenen Streiche gehabt? Das frage ich Sie als Mann von Ehre.“ — „Keinen!“ erwiderte Römmling, die Hand auf die Brust legend. „Wie würde ich's auch sonst gewagt haben, Ew. Excellenz zum Vertrauten zu machen?“ — „Ich glaub's, ich glaub's,“ sagte Sir John. „Aber, junger Freund, ich verbiete Ihnen auf's Strengste, irgend Jemanden zu sagen, daß Sie dies gethan haben. Vor der Hand weiß ich Ihnen übrigens keinen Rath zu geben, als die Heldin Ihres Romans ohne Liebe sobald als möglich wieder los zu werden.“ — „Wenn ich nur irgend wüßte,“ versetzte Römmling, „wie ich über sie disponiren sollte, lieber heute als morgen.“ — „Nein, nein, nicht heute, nicht morgen,“ sagte Sir John, „sondern bei der ersten guten Gelegenheit, wo Sie das Mädchen unter ehrenvolle Obhut stellen können. Vor der Hand bleibt sie der Schüler von Valadolid. Ihnen sage ich, bringen Sie ihr nur keine Wissenschaften bei, die man dort auf dem Katheder nicht lehrt — und drücke ein Auge zu.“

Römmling beurlaubte sich bedeutend leichter um's Herz, als er gekommen war, und mehr als je für seinen General begeistert. In seinem Quartier fand er Blake. „Ei!“ sagte dieser, „was für einen Knappen hast Du aufgeladen? Die ganze Armee spricht davon, Du habest heute mit einem Schüler im schwarzen Talar, der wie ein Mehlsack auf dem Pferde hing, Deinen Einzug gehalten. Laß doch einmal sehen.“ — „Mein armer Emeterio schläft,“ sagte Römmling und wiederholte die tragische Geschichte von der unglücklichen Lage des Burschen mit einem Eifer, der Blake vielleicht an ihrer Wahrheit zweifeln ließ, denn er fragte, wo er liege, und äußerte den Wunsch, ihn zu sehen. Römmling sagte mit einiger Befangenheit: „auf meinem Bette;“ und ehe er's hindern konnte, war Blake in der anstoßenden Kammer und stand vor Theresa. Der Schlaf, der sie umfing, hatte jede Spur der Ermüdung verwischt; wie ein Bild der Gesundheit und Jugend lag sie mit gerötheten Wangen da und athmete in tiefem Schlummer. Blake betrachtete sie bewundernd. „Das ist ja ein wahrer Amor,“ sagte er und sah Römmling forschend und schelmisch an. „Findest Du?“ erwiderte dieser gleichgültig, „ich habe ihn noch nicht so genau angesehen.“ — „O Du Spitzbube!“ rief Blake, „Du Heuchler! Wenn Du den schlafenden

Engel da noch nicht genau angesehen hast, und wenn er nicht ein Engel weiblichen Geschlechts ist, so bin ich nicht Henry Blake im zehnten Dragonerregiment.“ Römmling zog ihn hastig in die andere Stube. „Bist Du toll?“ rief er. „Quäle mich nicht, ich bitte Dich; Du machst mich rasend.“ Aber Blake ließ sich nicht stören; er neckte ihn unbarmherzig, ohne ihm jedoch ein Geständniß entlocken zu können. — Endlich ging er, ohne Theresa's Erwachen abzuwarten, was Römmling sehr erfreute, seinen Geschäften nach.

Römmling machte mit seiner Wirthin eine Einrichtung, der zufolge Emeterio eine Kammer für sich beziehen konnte, und überließ sich der Unruhe, die Blakes Scharfblick in ihm erregt hatte. Seine Hauptbesorgniß war, was Clara sagen würde, wenn sie durch irgend einen der boshaften Zufälle, die immer eintreten, wenn man sie am wenigsten wünscht, erführe, daß er ein verkleidetes Mädchen bei sich habe. Unter diesen Betrachtungen trat Theresa herein; sie schritt munter und frei auf ihn zu und sagte lustig und gefühlvoll: „Den Heiligen sey gedankt, daß ich wieder einmal auf Gottes freier Erde erwache; und wem danke ich mein Glück, als Euch, Herr Offizier? Ihr habt mich von dem fürchterlichsten Schicksale errettet, und mein ganzes Leben soll ein Dankgebet für Euch seyn; aber nun verkennt mich auch nicht, wenn ich Euch frage, was nun aus mir werden soll? Ich weiß in der ganzen Welt keinen Ort und keinen Menschen, wo ich mich hinwenden könnte; meine Verwandten sind nicht weit von hier, in Madrid; sie aber dürfen am wenigsten erfahren, daß ich die Hauptstimme in der Entscheidung meines eigenen Schicksals wieder erlangt habe. — Nicht wahr, Ihr vergönnt mir, über die Begebenheiten meines frühern Lebens zu schweigen? ich mag nicht schmerzliche Erinnerungen wecken. Ein unglückliches Verhängniß hat die Meinigen bewogen, mich in ein Kloster zu stecken; aber es lastet keine Schuld auf meinem Gewissen, das glaubt Ihr mir, nicht wahr?“ Römmling glaubte, was sie wollte, er wünschte ihr Vertrauen nicht und sah sie nicht einmal mit Aufmerksamkeit an, um sich ja in keine Versuchung zu begeben. Guten Rath wußte er zwar nicht, aber er versprach ihr, sie auf keinen Fall zu verlassen. Sie möge sich vor der Hand hier einrichten, sich viel auf ihrem Zimmer halten, in keine Verbindung mit Offizieren treten, sich einen längern und festern Schritt angewöhnen und ein Päckchen Wäsche und Kleidungsstücke von ihm annehmen, das er ihr gleich überreichte. — Theresa schien verletzt durch die Kälte seines Benehmens und nahm sein Geschenk stillschweigend an, indem sie sich nach ihrem Zimmer erkundigte, das sie alsbald in Besitz nahm.

Am andern Morgen schon ward der Befehl ertheilt zum Aufbruch nach Salamanca. Nach einem langen und beschwerlichen, aber an interessanten Begebenheiten armen Marsch, langten die Truppen dort an, und nun hatte Römmling die Freude, zum unmittelbaren Dienst um Sir John Moores Person beordert zu werden, und jezt traten auch Begebenheiten ein, die sein ganzes Interesse für die allgemeinen Angelegenheiten des Krieges in Anspruch nahmen. Napoleon hatte sich endlich mit Alexander in Erfurt satt conferirt, und ehe man sich's versah, war er in Vittoria. Mit Windesschnelle sandte er den Marschall Soult gegen die spanischen Insurgenten, und mit Windesschnelle wurden die Armeen des Generals Blake in Villarcajo, des Generals Belvidere in Estremadura und des Generals Castannos in Andalusien vernichtet. Doch dem Leser soll hier keine Geschichte des spanischen Feldzugs vorgetragen werden; ihm wird die Bemerkung genügen, daß die persönliche Gegenwart Napoleons, die Entblößung von allen Hülfsmitteln, welche die Spanier durch Mitwirkung ihrer Armee versprochen hatten, und die traurige Gewißheit, auf keine Verstärkung irgend einer Art hoffen zu können, den General Moore zu der Ueberzeugung brachten, daß in Spanien kein Heil mehr für ihn und die Seinen zu suchen sey, daß ihm daher nichts mehr übrig bleibe, als ein ehrenvoller Rückzug nach Gallizien, wie es hieß nach Vigo, wo die englische Flotte zur Einschiffung der Truppen bereit seyn sollte. Er beschloß also, einen Rückzug zu beginnen, der zwar, wie die Folge zeigte, den Ruhm der englischen Krieger vermehrt hat, der aber dennoch Trauer und Verdruß in manchem Herzen erregte. Römmling namentlich war tief betrübt bei dem Gedanken, Spanien verlassen zu müssen, ohne den Feind anders als in freundschaftlichem Verkehr oder hinter einer Mauer erblickt zu haben. Was war aus seinen Träumen von Ruhm und Auszeichnung geworden? Er war Lieutenant, und blieb Lieutenant, und wußte nicht einmal, wie ihm dem feindlichen Feuer gegenüber zu Muthe seyn würde. Und wenn die Stimme des Egoismus schwieg, erwachte in seinem Innern um so lebhafter das Mitgefühl für die armen Spanier, deren lezte Hoffnung mit dem Rückzuge der Engländer zu sinken begann, mit ihrer Einschiffung gänzlich zu verschwinden drohte. — Aehnliche Gefühle regten sich fast in jedem Herzen und keiner behielt seine gute Laune, als Kapitän Blake, der in Salamanca wie in Merida den armen Römmling mit seinem treuen Knappen neckte, ohne je sein Geständniß über dessen Geschlecht erlangen zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Pariser Kaufladen.

(Fortsetzung.)

Außer diesen sinnreichen, sinnlichen und sinnreizenden Mitteln entwickeln die Pariser Kaufleute ihren

angebornen Kunstsinn noch in der Anordnung der Waaren selbst auf die mannichfaltigste Weise. So hängen die Tuchhändler die Wollen- und andere Zeuge nicht, wie es bei uns zu geschehen pflegt, in Musterkarten an den Fensterladen auf, sondern sie breiten ihre Waaren gleich in ganzen Stücken vor Thür und Fenstern aus. Die Stücke sind aufgerollt und oft so groß, daß sie vom zweiten, dritten Stock bis auf das Straßenpflaster herabreichen. Die Außenwände mancher Magazine sind gleichsam mit farbigen Teppichen und Shawls tapezirt. Die Seidewaaren sind hinter großen, durchsichtigen Glasscheiben aufgehängt; königliche Caschemirshawls schlingen sich zierlich durch einander, und nicht selten sieht man ganze weibliche Figuren, welche höchst malerisch drapirt und mit den feinsten Blonden und Spitzen auf das Verführerischste herausgepuzt sind.

In der Rue Vivienne trifft man die meisten und schönsten Putzladen. Die neuesten Modehüte, die herrlichsten Gürtelmuster, die kunstreichsten Blumen, die stolzesten Hutfedern, die züchtigsten Damenschleier sind hier in hellen gläsernen Gewölben der Neugierde und den Kennerblicken Aller zur Schau ausgestellt. Hier hat die Mode ihr Hauptquartier aufgeschlagen; der Häßlichkeit bietet man hier Alles, was sie braucht, um sich zu verbergen, und die Schönheit nimmt sich hier nach Auswahl und Belieben Alles, was sie noch schöner macht. Im Winter ist diese Straße eine der belebtesten in Paris; kurz vor und nach Neujahr ist sie den ganzen Tag über von reichen Equipagen gesperrt, und auf ihren Trottoirs drängt sich unaufhörlich eine solche Menge von Spaziergängern, daß man die meiste Zeit unaufhaltsam vorwärts getrieben wird. Manches unschuldige Mädchen, manche tugendhafte Frau geht nicht ohne Erstaunen, oder richtiger, nicht ohne Qual an allen diesen Herrlichkeiten vorüber.

Aus den Bijouterieläden blinken uns die Diamanten und Juwelen, die Geschmeide von Gold und Edelsteinen durch krystallhelle Fenster entgegen, Alles in so reichem, kostbarem Vorrath, daß jedes Pariser Gewölbe ein Dresdner grünes Gewölbe in verkleinertem Maßstabe erscheint. Und wenn gar erst Abends ein solcher Laden wie in einem Feuermeere glüht, wenn die hellen Gasflammen in den spiegelblanken Fenstern widerstrahlen und unsere Blicke auf eine schöne Frau im Innern fallen, um die Alles schimmert und flimmert, da denken wir wohl zurück an die blaue Bibliothek und das Mährchen von Schönchen Goldhaar und der bezauberten Prinzessin, wenn anders der Vergleich nicht unstatthaft ist, da die Pariser Prinzessinnen aller Stände mehr bezaubern, als bezaubert sind, wie es meistens den Prinzessinnen der Feenmährchen begegnet. — Die Waffenschmiede und Schwertfeger stellen die schönsten Damascenerklingen und ihre kunstreichsten Waffen aller Gattungen in Glaskasten vor den Laden aus; die Büchsenmacher zeigen dem Jagdliebhaber die zierlichsten, leichtesten Gewehre hinter schönen Glasscheiben, und die Sattiermeister hängen die reichsten Pferdegeschirre vor ihrer Thüre auf. Die Schneider haben stets einen unermeßlichen Vorrath von Kleidungsstücken und man findet in ihren Buden Kleider vom feinsten Stoffe streng nach der Mode des Tags fix und fertig. Hinter den acht bis zehn Fuß hohen Glasscheiben, welche ihre Laden schließen, breiten sie ihre Westen von Caschemir und den reichsten Lyoner Seidenzeugen in malerischen Gruppen aus; dazwischen schlingt sich hier und dort ein Pantalon mit der feinsten Grazie, und der Schlafrock selbst erhält eine ästhetische Bedeutung. Die Apotheken sind zierlich und einladend. Vor den Fenstern der Geldwechsler liegen die Goldstücke und Bankzettel der verschiedensten Nationen haufenweise und friedlich neben einander; eine übrigens nicht sehr lobenswerthe Sitte, welche wohl nicht wenig dazu beiträgt, das verderbliche Talent eines Beutelschneiders aus dem Schlummer zu wecken.

Die Schuh- und Hutmacher haben eine seltsame Manier, die Augen anzuziehen und ihr Gewerbe anzudeuten. Sie lassen nämlich die ganze Außenseite ihrer Werkstätten mit Schuhen, Stiefeln, Hüten und Kappen bemalen, welche paarweise und zu Dutzenden neben und über einander gereiht sind. Die Fensterladen der Strumpfhändler sind mit kolossalen weißen Strümpfen und Unterhosen bemalt, die einem Furchtsamen bei Nachtzeit Grauen und Angst erregen können. Die Handschuhmacher haben über ihrer Thüre zwei große, hölzerne, in der Regel roth angestrichene Handschuhe ausgehängt, und vor den Fenstern der Optiker ist ein Tubus von Mannslänge befestigt, welcher jedem Herkules füglich als Keule dienen kann.

Die Eßwaarenhändler sind besonders erfinderisch, die Pforten unserer Sinnlichkeit aufzuschließen. In buntem Gemisch lassen sie Trüffeln, Schildkröten, die herrlichsten Südfrüchte und die feinsten Weine in unsere Sinne einziehen. Ein angenehmer Duft aus den Garküchen, welche immer mit solchen Laden verbunden sind, kündigt uns schon von Weitem das Daseyn derselben an, und wenn man sie in der Nähe betrachtet, liegt dort Alles, was die Erde und das Meer an schmackhaften und leckern Schätzen aufzuweisen hat, vor den Blicken ausgebreitet; Alles, was nur den Gaumen eines Wohlschmeckers kitzeln, was nur die Laune eines Essers wünschen und vergnügen mag, umgaukelt die Sinne. Bemerkenswerth ist, daß vor dem Jahr 1830 der Laden des Herrn Chevet im Palais-royal der einzige dieser Art in Paris war; gegenwärtig findet man fast in allen Passagen Marchands de comestibles, deren Boutiquen mit einem gleichen Ueberfluß der feinsten, seltensten und kostbarsten Leckerbissen versehen sind.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

(Fortsetzung.)

Der Sonnenofen. Eisenbahnen.

Wie mannichfaltig und verschieden sich auch die Ansichten und Urtheile der Kostenden gestalten und äußern mögen, darin sind Alle einverstanden, daß das Beefsteak in der Zwischenzeit des Einlegens und Herausnehmens e i n i g e Veränderung erfahren hat. Die Verschiedenheit der Ansichten betrifft daher nur die Verschiedenheit der G r a d e des stattgefundenen Wechsels, und das ist nicht Sache des Erfinders das ist Sache des Geschmacks. Ueber jeden Zweifel erhaben steht fest, daß das Beefsteak zubereitet ist, und mehr hat der Tausendkünstler nicht versprochen. Daß es nicht nach Vorschrift des Dr. Kitchiner oder Meg-Dodds aussieht, die der allerdings nur eben erweichten Masse ein dunkleres Braun und eine reichere Färbung gegeben haben würden, ist das dem Erfinder als ein Fehler seiner Maschine anzurechnen, ihm, der wiederholt erklärt, daß er das Beefsteak gerade so am liebsten esse? Der Erfinder versichert, daß „weder Feuer, noch Flamme, weder Rauch, noch Dampf, weder Gas, noch Oel, weder Weingeist, noch irgend ein chemisches Präparat“ die Wirkung erzeuge. Was ist es also? Für mich und für Alle, die zugleich mit mir der Kocherei zusahen, ein Geheimniß. Uebrigens vermuthe ich, daß der Künstler eben wegen dieses mysteriösen Umstandes seiner Maschine den Namen Sonnenofen beigelegt hat. Und da er selbst zugesteht, daß sie noch einiger Verbesserung fähig ist, so will ich gerne glauben, daß über kurz oder lang einmal die Zeit ihres effektiven Nutzens kommen kann, wenn es kein Brennmaterial mehr gibt, und die Liebhaber von Beefsteaks nicht hungrig genug sind, sie g a n z roh zu verzehren.

Nächst dieser unbegreiflichen Kochmaschine erregen gegenwärtig zwei Eisenbahnen, die bereits im Baue begriffen sind, nebst einer dritten, erst noch in Bau zu nehmenden, die Aufmerksamkeit der guten Londoner. Es muß wirklich verwundern, daß zur Zeit nicht eine einzige Eisenbahn von London ausläuft, und daß diejenigen, welche auch einmal versuchen wollen, wie es sich mit Schwalbenschnelligkeit fährt, zuvoderst hundert und mehr Meilen nach Manchester reisen müssen, um von da nach Liverpool zu fliegen. Diesem Uebelstande soll daher jezt nach drei verschiedenen Richtungen abgeholfen werden, und ganz natürlich erregt dieß große Theilnahme. Die eine und die am Weitesten vorgerückte, jedoch noch keineswegs fahrbare Bahn wird London um mehrere Stunden näher an Birmingham bringen. Für vergnügungslustige Londoner ist das allerdings kein sonderlicher Gewinn, denn das räucherige, ewig qualmende und ewig schmuzige Birmingham bietet mit seltenen Ausnahmen, wie bei Gelegenheit des Musikfestes im lezten Oktober, dem Fremden, der nicht Kaufmann oder Maschinenbauer ist, herzlich schlechte Unterhaltung. Desto mehr Gewinn wird der Handel davon haben, und das ist der Zweck. Selbst auf einer englischen Stage-coach braucht man jezt zwölf bis vierzehn Stunden, um von der einen Stadt zu der andern zu gelangen. Mittelst der Eisenbahn wird man um sechs Uhr früh London oder Birmingham verlassen, zwischen acht und neun Uhr in London oder Birmingham frühstücken, bis um fünf Uhr seine Geschäfte besorgen und zwischen sieben und acht Uhr, als sey man den ganzen Tag über zu Hause gewesen, mit seiner Familie zu Mittag speisen. Ich denke, das ist ganz hübsch; wiewohl indessen der Bau mit größter Thätigkeit — sogar Sonntags, man höre! in dem den Sabbath mit entschiedenstem Müßiggange feiernden England sogar Sonntags und an mehreren Orten zugleich betrieben wird, sind doch laut vorläufiger Berechnung vier ganze Jahre zur gänzlichen Beendigung erforderlich.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, Februar.

(Beschluß.)

Zeitungsreformen.

Es läßt sich in der That nicht leugnen, daß der Verfasser der naturhistorischen Artikel in der Vossischen Zeitung — man nennt den Direktor Klöden — so frei darin spricht, als man im Jahre 1835 nicht gewohnt ist, sprechen zu hören, und noch viel kecker urtheilt, wo es ihm erlaubt ist. Herr Rellstab (er muß sogar wegen injuriöser Ausfälle gegen Spontini, freilich nicht in dieser Zeitung, sondern auswärts, einige Wochen in unser St. Pelagie, die Hausvogtei); aber das Prädikat der Liberalität schien doch deßhalb die ehrwürdige Vossische Zeitung — sie besteht weit über ein Jahrhundert, und wurde einst von Lessing redigirt, während jezt noch ein Seitendescendent desselben ihr vorsteht — nicht zu verdienen. Im Gegentheil zeichnete sich die Spenersche auch noch unter Dr. Spiker durch eine gewisse kühne Freisinnigkeit bis vor einigen Jahren aus; aber allerdings sind seitdem bedeutende Umschläge vorgekommen, deren Wichtigkeit freilich nur wir hier am Orte ganz empfinden können, und ein leztes Ereigniß hat die Thatsache, daß die Vossische Zeitung sich zum liberalen Prinzip der Bewegung neigt, in's hellste Licht gesezt. Seit Uralters existirt nämlich für beide Zeitungen ein geographisches Prinzip, vermöge dessen Deutschland eingetheilt wird in die „Niederelbe,“ „Mainstrom,“ „Wien und Dresden“ und „Vermischte Nachrichten.“ Unter diese Rubriken rangiren seit einem Jahrhundert alle politischen Nachrichten aus Deutschland, und die ehrwürdige Eintheilung hat sich troz dem siebenjährigen Kriege, der Auflösung des deutschen Reichs, dem Tilsiter Frieden und dem Wiener Kongreß erhalten. Neuerdings hatte in einem hiesigen Blatte ein Aufklärer sich dagegen movirt und mit den Scheingründen, welche dem Liberalismus überall zu Gebote stehen, dargethan, daß die Eintheilung nicht mehr passe, dem gesunden Menschenverstand entgegen, ja sogar in ihrer Anwendung absurd sey, indem z. B. unter der Rubrik Niederelbe die feingebildeten Hannoveraner und die schmuzigen Lappländer zusammen, wie Nachbarn und Stammgenossen, rangirten. Dies hat allerdings etwas für sich; aber soll deßhalb eine uralte geographische Eintheilung, die sich über dem Strom der Zeit so lange erhielt, verworfen werden, und einer ungewissen, neuen, die mit jedem Kriege und Frieden sich ändern kann, weichen? Nichtsdestoweniger hat die Vossische Zeitung seit dem ersten Januar ihre uralte Verfassung umgestoßen und mit einem Federstrich die neue Geographie eingeführt, wonach Dresden und Leipzig unter Sachsen, Wien unter Oesterreich und die Nachrichten aus der preußischen Monarchie, die bisher als vermischte Nachrichten kamen, unter der Rubrik Inland erscheinen, alle diese Rubriken zusammen aber unter dem Generalrubrum Deutschland. Möchte diese so ehrenwerthe Zeitung diesen raschen Schritt nie bereuen, und wenn sie sich dem Prinzip der Bewegung hingeben will, dies wenigstens mit mehr Mäßigung thun. — Die Spenersche Zeitung ist ihrem seit drei Jahren übernommenen conservativen Charakter auch darin getreu geblieben. Sie verficht die altbrittischen Toryinteressen und hat bei uns noch ihre Niederelbe, ihren Mainstrom und ihre vermischten Nachrichten. Ihr Redakteur hat seinen Lohn gefunden, nicht in der wandelbaren Volksgunst, sondern, was dem Rechtlichen mehr ist, in seiner Brust.

Beilage: Kunstblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 62.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 13. März 1835.

— Tout marchands que nous sommes,
Messieurs, nous observons les hommes:
D'un bout du monde à l'autre bout
L'habit fait tout.

Béranger.

Die Pariser Kaufladen.

(Beschluß.)

Millelots Magazin im Passage des Panoramas funkelt von Krystalltafeln, von Vergoldungen und Verzierungen aller Art; wenn Abends das Gaslicht seine weißen Lichtströme durch die zahllosen gläsernen Leuchtkugeln über alle die süßen Herrlichkeiten ausgleßt, über die Zuckerblumen und Zuckerfrüchte und die feinen liqueurs des iles in schlanken blauen, grünen, rothen und weißen Flaschen, dann kostet's den Neuangekommenen in der That keine geringe Ueberwindung, sich nicht von der Versuchung hinreißen zu lassen und von diesen Herrlichkeiten zu kosten. Der Charcutier sezt Blumenvasen zwischen seine Würste und seine Promages de cochon; der Fleischer schlägt die Wände mit weißen Tüchern aus, seine Gigots sind häufig mit Blumen geziert, auf den größern Fleischstücken sieht man wohl das Bild des Kaisers oder des Père Enfantin an [illegible] itten. An den Fensterladen der Coiffeurs sind die transparenten Seifenkugeln, die Bürsten vom feinsten Holze, die Parfümerien aller Art gar nett und lockend aufgeschichtet; Wachsbüsten in voller Parure prunken dazwischen: schöne Jünglingsköpfe mit griechischer Gesichtsbildung, mit einer Coiffure à la Perinet le clerc und um die Wangen ein Haarkollier à la jeune France; allerliebste Frauengesichtchen mit der etwas herrischen Haltung und dem dreisten Blicke, der hier das schöne Geschlecht charakterisirt, frisirt à la Ferronnière, oder wie sonst die neuesten Coiffuren heißen. Hier und da stoßt man wohl auch auf originelle Inschriften: im pays latin befinden sich deren nicht weniger als vier in vier verschiedenen Sprachen an einer Friseurbude für Studenten; die lateinische klingt folgendermaßen:

Hic fingit solers hodierno more capillos
Dextera, naturaeque novos ars addit honores.

Hinter dem Palais-royal wohnt ein Genie, das hat seine Zuflucht zu einer Affiche genommen, des Inhalts: aux hommes sensibles. An einem solchen Zuruf geht nicht leicht Jemand vorüber. Der Mann empfiehlt denen, die ein empfindliches Kinn haben, seinen Savon onctueux pour la barbe. Es gibt auch Coiffeurs, welche sich Professoren nennen und Vorlesungen ankündigen; sie erstatten Berichte in den Modejournalen, sie freuen sich der Fortschritte ihrer Kunst, die sich à la hauteur du siècle befinde. Ein Schneider hat kürzlich einen traité encyclopédique de l'art du tailleur herausgegeben: der Verfasser habe Alles geschaffen, Ausdrücke, Prinzipien u. s. w., es sey eine épopée didactique sur l'art de s'habiller. Voltaire's Ausspruch, die Franzosen haben keinen epischen Geist, hat demnach ein Schneider widerlegt; der Mann heißt Barde, ein ominöser Name; er

soll sich mit einer Sammlung vermischter Gedichte beschäftigen, unter denen sich eine Ode auf die Caleçons besonders auszeichne.

In der eigentlichen Literatur finden wir einen noch thätigern, keckern Charlatanismus. Zuerst kommen hier die Lesekabinette, gegenwärtig die wichtigsten literarischen Institute, denn es sind die einzigen, welche zahlen. Sie werden meist von alten Jungfern gehalten, die den Ton in der Literatur angeben; sie entscheiden über das Schicksal der Autoren; ihr Urtheil ist gültiger als das der geistreichsten Recensenten: ihnen verdanken Mortonval, Dinocourt, Ricard und so viele andere schlechte Romanfabrikanten ihren Ruf, während Alfred de Musset, eine der originellsten Dichternaturen, ohne die Revue des deux Mondes nicht aufkommen könnte. Die Cabinets de lecture kleben an Thüre und Fenster die Titel aller Zeitschriften, aller neuen Romane, die da zu finden, die pikantesten Blätter des Charivari und der Karrikature; da sieht man gegenwärtig Louis Philippe als Jongleur gekleidet, wie er die Freiheitskugel mittelst eines Strohhalms auf der Nase balancirt. Die Recensionen der meisten Werke rühren von den Verfassern selbst her. Der Buchhändler, der eine Annonce seines Verlagsartikels in ein Journal einrücken läßt, hat nämlich das Recht, zugleich einen lobenden Artikel abdrucken zu lassen, der von mehr oder minder beträchtlichem Umfange seyn darf, je nachdem die Annonce mehr oder weniger Zeilen umfaßt. Diese Annoncen bilden einen großen Theil der Revenüen des Journals. Die Theater versäumen auch nichts, um den Erfolg ihrer Unternehmungen zu sichern; ist ein Stück angenommen, so wird alsbald eine Annonce in die gelesensten Blätter eingerückt: „man spricht in der literarischen Welt von einem neuen Vaudeville, das zu den pikantesten dramatischen Erscheinungen gehören soll," oder auch: „das Comité de lecture hat das Drama * * * mit einstimmiger Akklamation angenommen; der rühmlichst bekannte Verfasser wünscht ungenannt zu bleiben." Prozesse zwischen den Autoren oder Schauspielern und den Theateradministrationen sind mitunter auch recht energische Mittel, die Menge der Schaulustigen herbeizuziehen; so habe ich den Direktor der Porte St. Martin stark im Verdacht, daß seine gerichtlichen Händel mit dem Schauspieler Bolage, die nonne sanglante betreffend, nur fingirt waren. Man sieht, bei dieser kleinen Abschweifung auf das Gebiet der Literatur haben wir uns von unserem Gegenstand durchaus nicht entfernt.

So sucht in Paris jeder Verkäufer die Sinne zu bestechen und sich die Kauflust geneigt zu machen, was man hier meisterhaft versteht. Man sieht hier täglich tausend und aber tausend Dinge, die auffallen, weil sie glänzen, die glänzen, weil sie schön sind, die Neid erregen, weil man sie täglich brauchen könnte, die man liebt, weil man sie gerne selbst haben oder im Besitz geliebter Freunde und Freundinnen wissen möchte, wenn man Geld genug hätte, sie zu kaufen. Aber Alles ist hier sehr theuer, und obschon die gewöhnliche Schwindsucht hier eine häufig vorkommende Krankheit ist, so darf doch wohl die Geldschwindsucht noch mehr zu den hier angesiedelten Epidemien gezählt werden. Was aber noch das Schlimmste von Allem ist, man wird in den Pariser Laden sein Geld auf eine Art los, über die man nicht böse werden und gegen die man im Grunde nichts einwenden kann. Läßt man sich nämlich verlocken, in eine Bude zu treten, um Einkäufe zu machen, so ist die erste erfreuliche Erscheinung ein hübsches Mädchen oder eine schöne Frau am Zahltisch, welche den Eintretenden freundlich und verbindlich empfängt. Wenn nun der Käufer seine Waaren auch mit dem Doppelten über den gewöhnlichen Kaufpreis einhandelt, kann er da in Zorn gerathen, vorausgesezt, daß er ein artiger Mensch und kein griesgrämiger Engländer ist? Von einem niedlichen Gesichte läßt man sich überall gerne eine Schelmerei gefallen und Schönheit ist immer ein Talisman gegen aufwallenden Zorn, selbst wenn man geprellt wird. Das wissen auch die Franzosen sehr gut; denn hier besorgen die Weiber Alles. Die Frauenzimmer der gewerbtreibenden Klassen sitzen den ganzen Tag über am Bureau, nehmen Geld ein, führen die Rechnung über's Hauswesen, beschäftigen sich dabei mit Nähen oder sonst etwas Nützlichem, oft jedoch auch mit etwas Unnützem, mit Romanlesen und Liebäugeln. So sieht man die Weiber in den Kaffeehäusern, Restaurationen, Apotheken, Buchhandlungen, Zucker-, Bilder- und Kramläden. Wenn ich noch hinzufüge, daß sie den ganzen Tag über mit Papilloten und im Negligé dasitzen und erst nach Sonnenuntergang und mit der Gasbeleuchtung sich zu putzen und gesprächig zu werden anfangen, so ist das reine, lautere Wahrheit.

Schließlich will ich noch des neuen Bäckerladen des Herrn Dufanre in der Rue Feydeau erwähnen. Drei bis vier Fuß hohe Glasscheiben öffnen die Aussicht in das Innere desselben, welches mit einem hier noch nie gesehenen Luxus, nämlich außer mit großen Wandspiegeln, noch mit Stuckarbeiten und Arabesken ausgeziert ist. Wenn Paris einst wie Herkulanum und Pompeji plötzlich unter die Erde versenkt wird und spätere Nachgrabungen auf die Entdeckung dieses Hauses führen, werden sich die Alterthumsforscher nach tausend Jahren den Kopf zerbrechen, welcher reiche, kunstliebende Große hier gewohnt haben mag, und Niemand wird auf den Einfall kommen, daß das Erdgeschoß dieses Hauses einst zu einem Bäckerladen gedient habe. In derselben Straße findet man noch einen prächtigen Metzgerladen, dessen Wände zwar nicht mit allegorischen Darstellungen, aber doch mit

schönfarbigem Marmor bedeckt sind, und dessen Decke von drei korinthischen Marmorsäulen mit zierlichen Kapitälern getragen wird, vor denen große Stücke Ochsenfleisch, ganze Kälber und Hämmel herumhängen, welche sich in den im Hintergrunde angebrachten Wandspiegeln wiederholen. Man sieht, wie sehr ich Recht hatte, im Anfang zu behaupten, daß es kein Produkt gibt, es sey noch so unbedeutend und häßlich — was ist prosaischer, als eine gebackene Semmel, was garstiger, als ein geschlachteter Hammel? — welchem der Pariser nicht durch eine geschmackvolle Anordnung und Umgebung einen poetischen Anstrich und einen gewissen Adel zu geben wüßte.

Soldatenschicksale.

(Fortsetzung.)

Eines Tags trat Kapitän Blake zu Römmling in's Zimmer, wo Theresa eben im Begriff war, sich über ihr künftiges Schicksal mit Römmling zu bereden, welcher keinen Rath wußte, als sie nach England zu nehmen. „Schöner Emeterio,“ sagte Blake, „Du könntest mir einen Gefallen thun, ja mehr als das, Du könntest mir durch eine kleine Gefälligkeit einen außerordentlich großen Dienst leisten. Sieh,“ fuhr er fort, da Theresa ihre Bereitwilligkeit an den Tag legte, „ich habe hier die Bekanntschaft eines allerliebsten Mädchens gemacht, das im Kloster in der Kost ist und kein Mittel hat, daraus zu entkommen, obgleich es im Uebrigen wohl entschlossen wäre, mir nach Vigo, oder Corunna, oder sonst wohin ich wollte, zu folgen.“ Theresa und Römmling waren beide wie mit Blut übergossen. „Nun,“ sagte Blake, „ich habe nichts im Sinne, was Euch erröthen machen könnte; ich will sie heirathen.“ — „Heirathen!“ rief Römmling, „Du?“ — „Ich!“ erwiderte Blake in komischer Entrüstung. „Seh' ich nicht aus, als wenn ich heirathen könnte? Also, es kommt Alles darauf an, daß sie diesen Zettel hier erhält. Du, Emeterio, siehst so zart und mädchenhaft aus, daß jeder, der nicht, wie ich, das Gegentheil weiß, Dich für ein Mädchen halten muß. Nun, thue mir den Gefallen, nimm diese Kleider, hülle Deine zarten Glieder darein, und Jeder — ich stehe Dir dafür — hält Dich für das schönste Mädchen in Salamanca.“ Blake wußte so beredt zu bitten, daß Emeterio bald einwilligte und mit dem Bündel in sein Zimmer ging. — Römmling stand wie auf Nadeln; endlich sagte er: „Blake, Du bist ohne Zweifel der verrückteste Mensch, den ich kenne; welche Tollheiten treibst Du!“ — „Ja, Römmling,“ antwortete Blake, und sah ihm schelmisch in's Gesicht, „diesmal hast Du Recht; einen tolleren Streich kann es nicht geben, als mitten in Spanien ein Mädchen aus dem Kloster zu entführen, und Du kannst mir auch glauben, daß ich noch nie in meinem Leben etwas so Unsinniges vorgenommen habe. Aber, sage mir selbst, was soll ich anders thun?“ — Römmling hatte nicht viel zu sagen, als daß es doch in allen Fällen das Beste sey, der Vernunft treu zu bleiben, daß er ihn, als Freund, vor der Ausführung seines Vorhabens warne, da es noch Zeit sey, davon abzustehen, und daß am Ende doch nichts als Fatalitäten bei solchen Abenteuern herauskämen. „Meinst Du?“ fragte Blake. „Nun, am Ende weißt Du's besser, als ich.“ — Indem trat Theresa herein. Blake sah sie einen Augenblick forschend an, dann sprang er auf sie zu, schloß sie ohne Umstände in die Arme und küßte sie, trotz alles Sträubens, auf den Mund. Theresa riß sich los und warf sich Römmling zu Füßen. „Schützt mich!“ rief sie, und brach in Thränen aus. — „Junge, bist Du toll?“ rief Blake, und kniff sie in die Wangen. — „O Gott, Gott!“ schluchzte sie, „warum habe ich mich einer solchen Behandlung ausgesezt! Ihr Heiligen, schützt mich vor diesem Zudringlichen!“ — Römmling trat nun erst zwischen sie und Blake. „Du mißbrauchst meine Freundschaft,“ sagte er, „indem Du dieses Mädchen beschimpfst, das meinem Schutze anvertraut ist.“ — „Ah so?“ sagte Blake, und zog sich unverzüglich zurück. „Mehr wollte ich ja gar nicht wissen; aber da es Dir als ein so gar toller Streich erschien, eine Jungfrau aus dem Kloster zu entführen, konnte ich unmöglich denken, daß diese Dame denselben gefährlichen Weg gegangen sey. Römmling, gib mir doch die Hand; bist mir doch unmöglich ernstlich böse wegen meines Scherzes? Es ist nämlich nichts mit meiner Entführung, ich wollte nur die kleine Dame in Frauenkleider locken, um endlich einmal aller Zweifel los zu werden. Jezt will ich Dich aber ruhig im Besitze Deines Juwels lassen; ich bin nicht der Mann, der anderer Leute Freuden stört.“ — Römmling entgegnete freundlich, aber mit Würde: „Du irrst Dich dennoch. Es findet zwischen mir und dieser Dame kein anderes Verhältniß, als das der Menschenliebe statt.“ — Theresa seufzte bei diesen Worten tief und schüttelte bestätigend mit dem Kopfe. — „Jezt aber vertraue ich Deiner Verschwiegenheit.“ — „Das kannst Du,“ versezte Blake, und schüttelte ihm treuherzig die Hand.

Es war Römmling jezt lieb, daß Blake statt seines Quälers sein Vertrauter geworden war; denn nun suchte er mit Zartgefühl Allem vorzubeugen, was Theresa und seinen Freund in Verlegenheit setzen konnte, und sorgte auf alle Weise für des Mädchens Bequemlichkeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Dupuytren.

Daß Dupuytren todt ist, weiß jezt ganz Europa; daß er einer der geschicktesten und reichsten Wundärzte unseres Zeitalters sey, wußte man auch schon lange; daß er aber sieben Millionen Franken nachlassen würde, hatte man wohl nicht vermuthet. Wenn man bedenkt, daß er arm und hülflos aus seiner kleinen Vaterstadt in der Jugend nach Paris gekommen war, hier erst lernen mußte, ehe er etwas gewinnen konnte, und daß er nur durch seine wundärztlichen Operationen dieses bedeutende Vermögen hat erwerben können, so muß man gestehen, daß der Mann außerordentlich viel operirt haben muß, um so reich zu werden, zumal er nicht sehr alt geworden ist. Freilich operirte Niemand leichter, ja man könnte sagen zierlicher und eleganter, als Dupuytren; der Mann war zum Operiren gleichsam geschaffen; daher wandten sich auch Arme und Reiche, Einheimische und Fremde, Fürsten und Unterthanen an ihn. Er hatte wenig Ruhe, wenig Erholung, und man kann behaupten, daß er die Annehmlichkeiten des Lebens wenig hat genießen können, wofern die größte Annehmlichkeit nicht darin besteht, daß man seinen angebornen Neigungen folgt, und sich auf das legt, was einem Lust macht. Die Leute warfen ihm vor, er sey hart und unempfindlich; aber wo hätte er all das Mitleid hernehmen sollen, das ihm die Tausende von Patienten, die sich an ihn wandten, hätten einflößen können? Wenn er bei Jedem in Thränen zerflossen wäre, so hätte er keine 500 Menschen operiren können, und er hat deren gewiß 20,000, vielleicht gar doppelt oder dreimal so viel operirt. Eben weil ihn keine zarte Empfindung störte, konnte er mit so sicherer Hand seine Instrumente führen und handhaben. Er operirte schnell und glücklich, und dies war die Hauptsache. Es wäre doch zu viel gewesen, wenn man von ihm verlangt hätte, er solle jeden Morgen die Schmerzen der hundert Kranken mitfühlen, die bloß im Hôtel-Dieu auf ihn warteten. Eine Empfindsamkeit, wie man sie von ihm forderte, wäre eine sonderbare Erscheinung gewesen. Das Mitgefühl ist eine Gabe des Himmels, die man froh ist, an seinem Mitmenschen anzutreffen; allein von einem Wundarzte erwartet man vor Allem eine geschickte Hand, welche dem Uebel schnell abhilft; ein zärtlicher Stümper muß den Leidenden weit härter vorkommen, als ein geschickter Operateur, wenn auch sein Herz ein wenig mit Erz beschlagen ist. Ein anderer Vorwurf, den man Dupuytren machte, war, daß er sich gegen die Unbemittelten nicht gefällig genug zeigte. Man erzählt von Leuten, welche ihre kleine Habe verkaufen mußten, um das Honorar aufzubringen, das er für eine Operation forderte. Vielleicht ist etwas Wahres an der Sache; allein um dieselbe richtig zu beurtheilen, muß man sich in die Lage eines so berühmten Wundarztes in einer großen Hauptstadt hineindenken. Dupuytren hatte so viel zu thun, daß seine Zeit kaum hinreichte. Die ganz Armen kamen im Hôtel-Dieu unter seine Obhut; dort konnten sie aus seiner Geschicklichkeit Nutzen ziehen, so gut wie die Reichen in ihren Häusern, welche ihm für eine Operation einige tausend Franken zahlten. Hätte der Mann nun auch noch die vielen unbemittelten Patienten, die seine Hülfe unentgeldlich oder für eine Kleinigkeit verlangten, pflegen wollen, so würden sich seine Kräfte bald erschöpft haben, und es wäre ihm weder Zeit, noch Kraft geblieben, um auch Andere zu pflegen. Vielleicht fordert man, er hätte sich, wenn er ein wahrer Menschenfreund gewesen wäre, ganz dem Dienste der Nothleidenden widmen sollen. Das wäre freilich ein Muster von Heldentugend; warum verlangt man aber so etwas nicht von allen Leuten, vom Fürsten an bis zum untersten Beamten?

(Der Beschluß folgt.)

London, März.

(Beschluß.)

Eisenbahnen.

Bis zur Vollendung der Eisenbahnen amüsirt es die Londoner, die Unbeschäftigten in der Woche, die arbeitende Klasse des Sonntags, nach der Gegend zu wallfahrten, wo Tausende von Händen sich rühren, Hunderte von Karren auf interimistisch gelegten Eisenschienen Berge von Schutt und Erde ab- und zuführen, und dann und wann zur Abwechslung ein Arbeiter verschüttet und ein Zuschauer überfahren wird. Die Bahn geht nicht über, sondern durch Primrose-Hügel, denn der Hügel wird wirklich durchbrochen. Auf Primrose-Hill werden bekanntlich die meisten Zweikämpfe gefochten. Primrose-Hill ist aber auch wegen der Fernsicht über London, was der gefeierte Kirchhof Père la Chaise aus gleichem Grunde für Paris ist; wer ihn daher nicht besucht, um sich den Hals brechen zu lassen oder im Blute eines Andern seine beschmuzte Ehre rein zu waschen, der erklimmt ihn um des herrlichen Panoramas willen; für wen dieses kein Interesse hat, der wünscht die Eisenbahn zu sehen, und wen auch das nicht lockt, den lockt die bunte, wandernde Menge, und so sind es vier gewichtige Beweggründe, welche jezt Primrose-Hill, in der Woche wie Sonntags, zu einem der beliebtesten und in der That lieblichsten Spaziergänge machen. Die andere Eisenbahn soll London mit Greenwich verbinden. Die während der Tageszeit fast zu jeder Minute von hier nach dort und von dort nach hier rollenden öffentlichen Wagen legen die drittehalb Wegstunden in weniger als einer halben zurück. Viel zu langsam. Die Dampfwagen sollen nur vier bis fünf Minuten brauchen. Die Greenwicher Eisenbahn beginnt fast unmittelbar an der neuen Londonbrücke, und der Bau schreitet troz aller Hindernisse des Terrains so rüstig vorwärts, daß der nächste Sommer oder Herbst die Vollendung sehen wird. Die dritte, noch im Anschlag begriffene Eisenbahn soll zwischen hier und Brighton gelegt werden. Da die Kleinigkeit des Kostenbetrags von 700,000 Pfund Sterling in Aktien zu 50 Pfund bereits unterzeichnet ist, so leidet der Fortgang keinen Zweifel, und bei der immerwährenden Verbindung, welche zwischen hier und Brighton statfindet, ist auch ein Fehlschlagen des Unternehmens kaum denkbar. Jezt fährt man die fast siebzig Meilen in etwa sechs Stunden; auf einer Eisenbahn und mit Dampf wird die Reise in Einer Stunde beendigt; das ist ein Unterschied; und um alles das bekümmert die Regierung sich nur, insofern sie die Erlaubniß zur Anlegung ertheilt, deren es zur Erlangung des Grund und Bodens — gegen gute Bezahlung — allerdings bedarf. Fehlt es in Deutschland an Geld, oder woran fehlt es sonst, daß Unternehmungen, die hier mit Blizesschnelle in's Leben treten, dort jahrelang erwogen, besprochen und endlich in den großen Schrank schöner Hoffnungen und frommer Wünsche still bei Seite gelegt werden?

W. S.*

* Von demselben Korrespondenten sind im Jahrgange 1834 die Artikel aus London Nr. 227 — 230. 238 — 239. 245 — 248. 268 — 273. 276 — 278. 281 — 282. 302 — 304 und 309 — 311, so wie in gegenwärtigem Jahrgange 14 — 22. 43 u. 45. D. Red.

Beilage: Literaturblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 63.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 14. März 1835.

Das sizt beim Herd und prahlt mit Wissenschaft
Vom Capitol: wer seinen Aufschwung nimmt,
Wer blüht, wer fällt; da stiften sie Partei'n,
Und treten unter die geflickten Schuhe,
Wer ihnen nicht gefällt.

Shakespeare.
Coriolanus.

Eröffnung des englischen Parlaments im Februar 1835.

Man kann die physische und moralische Aufregung, in welche der erste Zusammentritt des neu berufenen Unterhauses am 19ten Februar die gute Stadt London versezte, sich nicht lebhaft genug vorstellen. Unter zehn Menschen, denen man auf der Straße begegnete, hörte man gewiß acht die Frage verhandeln, ob Sir Charles Manners Sutton, seit achtzehn Jahren Sprecher im Hause der Gemeinen, oder der für diesen Posten neu in Vorschlag gebrachte Master Abercromby, der ehrenwerthe Deputirte von Edinburg, den Sieg der Stimmenmehrheit davon tragen würde. In Gesellschaften konnte an jenem Tage dieser Zweifel nicht Gesprächsstoff seyn, da die Frage entschieden war, ehe in London die Gesellschaften sich vereinigen, d. h. etwas vor Mitternacht. Aber in dem Frühkonzerte, welches Miß Chambers gab, die kindliche Tochter des unglücklichen Bankier Chambers, hörte Mancher für seine sieben Schillinge Eintrittsgeld weniger von der uninteressanten Musik, als von der lauten und interessanten Unterhaltung seiner Nachbarn in Betreff der Sprecherfrage. An der Börse in der City, wo muntere Leute mit Bleifedern und Schreibtafeln in den Händen zu jeder Minute Hunderttausende umsetzen, hingen die Bleifedern und Schreibtafeln unbeschäftigt und eigentlich nur aus Gewohnheit zwischen den Fingern, während ihre Inhaber bald mehr, bald weniger lebhaft die Chancen des Tags und deren muthmaßlichen Einfluß auf die dreiprocentigen Consols besprachen. Kam man nun vollends nach Westminster, in die Nähe der Parlamentshäuser — welches Gedränge! Alle Wagen mußten Schritt fahren; selbst die Fleischerburschen, die, mit ihrem Korbe an der Seite und mit den unbedeckten, meist stark behaarten Häuptern, ein besonderes Vorrecht zu besitzen scheinen, ihre plumpen Gäule stets im Galopp durch die Straßen zu jagen, selbst sie mußten langsam reiten, denn alle nach den Parlamentshäusern laufenden Gassen und Gäßchen waren mit stehenden und wandelnden Menschenhaufen bedeckt und zum Theil versperrt. Die Zungen waren hier ebenso geschäftig, wie die Augen. Mit demselben Rechte, mit welchem die erstern die Gesinnungen der Parlamentsglieder besprachen, verlangten die leztern, ihre Gesichter zu sehen, und wohin man daher auch horchen mochte, sobald ein schwarzgekleideter Herr aus dem Wagen stieg, oder ein anderer sich aus dem Sattel schwang, oder ein dritter, weil er der Volksgunst sich gewiß wußte, in stolzer Bescheidenheit seinen Weg zu Fuße fürbaß ging, überall hörte man nur fragen: wer ist das? und antworten: das ist der und der, oder, ich weiß es nicht.

Der hohe, selbst im stets politisirenden und jezt nur politisirenden London ungewöhnlich hohe Grad von Theilnahme an der Wahl des Sprechers war nicht Folge der aus dem Monat Januar nachzuckenden, damals durch das Auftreten der Parlamentskandidaten veranlaßten Bewegung, noch Folge des in den öffentlichen Blättern seit Wochen stattgefundenen Durchsprechens dieses Gegenstandes, noch natürliche Folge von der Wichtigkeit und dem politischen Einflusse des Sprechers. Das Parlament ist so oft aufgelöst und wieder zusammenberufen worden, daß die daraus entstehenden Reibungen selten das Abbrechen der Hustings überdauern; die Zeitungen sind das Organ, und zwar das freie, ungehemmte Organ der verschiedenartigsten Ansichten und Meinungen, und wenn auch der Einfluß derselben auf die Volksstimmung nicht geleugnet werden kann, so ist doch der Engländer an diese papiernen Kämpfe gewöhnt; an die Stellung des Sprechers aber knüpft sich ihrer eigenthümlichen Natur nach ein politisches Gewicht durchaus gar nicht. Was ist denn der Sprecher? Nichts anderes, als was ein sogenannter Richter, heiße er Amtmann, Stadtrichter oder Gerichtsverwalter in den deutschen Ländern ist, wo der Richter nicht richtet, sondern die geschlossenen Akten einem Andern zum Fällen des Richterspruchs vorlegt. Da ist der Richter der Handlanger der Parteien, sieht auf die Beobachtung der vorgeschriebenen Formen, beaufsichtigt die gesetzlichen Fristen, und darf innerlich, so viel er will, äußerlich aber nicht um ein Jota eine Partei vor der andern begünstigen. Alles das ist beim Sprecher des Unterhauses der Fall. Obgleich sein Rang ihn zu den obersten Beamten der vereinigten Königreiche zählt, so darf er sich doch ebensowenig schämen, Diener und Handlanger des Hauses der Gemeinen genannt zu werden, wie der König nicht böse seyn kann, der erste Diener der Nation zu heißen. Denn gerade in den Dienstleistungen, zu welchen der Sprecher dem Hause der Gemeinen verpflichtet ist, liegt der Umfang seiner Pflichten, der Inhalt und die Bedeutung seiner Stellung. Wer von den Mitgliedern des Hauses das Wort nehmen will, sucht zuvörderst das Auge des Sprechers zu fangen; er muß es gefangen haben, ehe er auftreten und die Lippen öffnen darf; wer es zuerst fängt, hat das erste Recht des Wortes. In diesem Sinne ist der Sprecher für das Unterhaus, was Mekka für den Mahometaner ist. Mahomet fesselte das Auge und die Gedanken seiner Anhänger an einen sichtbaren Punkt des Horizonts, damit Auge und Gedanken des Betenden nicht unstät und ohne Halt umherirren sollten, und nannte diesen Punkt Mekka. Das Gesetz des Unterhauses fesselt den Blick seiner Mitglieder und die Reihenfolge ihres Auftretens, damit nicht ein regelloses Gewirre entstehe, an das Auge eines Mannes, und nennt diesen Mann den Sprecher. An ihn, nicht an die Versammlung, oder vielmehr durch ihn an die Versammlung richtet der Redner seine Rede, und weil des Sprechers Auge Allen gehört, so muß es auch Allen gleichmäßig zugewendet, muß ein unparteiisches Auge seyn.

Wenn nun in politischer Beziehung im Allgemeinen gar nichts darauf anzukommen scheint, ob dieser oder jener auf dem Sprecherstuhle sizt, so war es diesmal etwas ganz Anderes: diesmal war die Wahl Parteisache, der Ausgang mußte entscheiden, ob die Whigs oder die Tories die Mehrheit des Hauses bildeten, und in dieser Entscheidung war, wenn auch nicht die sofortige Lösung, doch ein fast untrügliches Merkzeichen für die Lösung der Frage enthalten, ob das Peel'sche Ministerium fallen oder stehen werde. Sir Charles Name lag in der Schale der Minister, Abercromby's Name in der Schale der Opposition; die Persönlichkeit der Männer blieb dabei ganz aus dem Spiel. Das Publikum war hievon vollständig unterrichtet; daher die Spannung, die am 19ten Februar durch ganz London herrschte; daher die Begier, dem Orte der Entscheidung möglichst nahe zu seyn; daher eine Menge der bedeutendsten Wetten, da nun einmal in England nichts geschehen kann vor der lezten Entscheidung ohne Wetten, nach ihr ohne Gastmähler. Mancher ging nach Westminster, einen alten Hut auf dem Kopfe, aber die freudige Hoffnung im Herzen, die Wahl nach seinem Wunsche ausfallen und demgemäß mit einem neuen Hute sich heimkehren zu sehen; denn wenn irgendwo, ist es doch wohl nirgends so sehr, wie in London, Sitte, um einen neuen Hut zu wetten. Viele gingen den Weg, berechnend, was sie mit den gewetteten und natürlich zu gewinnenden hundert Guineen anfangen sollten — und Mancher kehrte mit dem alten Hute und einer Rechnung für seines Freundes neuen Hut, und Viele kehrten, zwar um eine Erfahrung reicher, aber um hundert Guineen effektiv ärmer, von Westminster heim.

(Die Fortsetzung folgt.)

Soldatenschicksale.

(Fortsetzung.)

Zu Anfang Decembers hatte General Moore den Befehl zum erwähnten Rückzuge gegeben; aber wer malt den Jubel der Armee, als auf einmal widerrufende Befehle ausliefen! Nachrichten aus Madrid, dessen Bevölkerung sich bereit erklärte, sich unter den Ruinen der Stadt zu begraben, ehe sie dieselbe dem Feinde auslieferte, und vielleicht auch die allgemeine Unzufriedenheit der englischen Soldaten hatten diese Veränderung

bewirkt. Die französische Armee zog sich indessen drohender zusammen, von Ney und Moncey kommandirt. Am 20sten December war das englische Hauptquartier über Toro, Villapudo, Valderosa bis Majorga vorgerückt. Jetzt endlich nahte sich die Aussicht auf eine Schlacht. Das Korps des Sir David Baird hatte sich in Majorga mit dem Hauptkorps vereinigt und Alles prophezeite eine baldige Bewegung. Es war ein fieberartiger Zustand in der englischen Armee eingetreten; Alles lechzte nach einer entscheidenden Schlacht und glaubte, jede Stunde müßte sie bringen; aber alle diese Wünsche, alle diese Hoffnungen wurden durch die Nachricht zu Boden geschlagen, daß Napoleon selbst heranrücke an der Spitze einer Macht, die General Moore der englischen so weit überlegen glaubte, daß er jeden Gedanken an eine Schlacht wenigstens für den Augenblick fallen ließ. Der 24ste December brachte den erneuten Befehl zum Rückzuge nach Gallizien, wo die Nähe des Meeres noch immer eine Einschiffung erlaubte, im Fall die Provinz nicht behauptet werden konnte. Napoleon nahte sich indessen mit Riesenschritten, es fielen häufige Kavaleriegefechte vor, die im wechselnden Kriegsglück oft glorreich für die Engländer, oft traurig endeten, und hier endlich ward Römmling das Glück, vielfältig in's Feuer zu kommen.

Welch einen unermeßlichen Abstand bot die jetzige Lage der Armee gegen die Hoffnungen dar, mit denen sie Spanien betreten hatte! Die Furcht bei der persönlichen Annäherung Napoleons hatte die Spanier entmannt, sie verließen ihre Wohnungen, versteckten ihre Lebensmittel vor den Engländern, besorgt, ihre Bereitwilligkeit gegen diese büßen zu müssen. Dies Benehmen hatte eine traurige Rückwirkung; auch jene fingen nun an, die Spanier als Feinde zu betrachten, machten Exzesse und gaben sich vielen Unordnungen hin. Die französischen Streifkorps erschwerten überdies ihren Rückzug auf jede Art und neckten sie, wie sie konnten. Es fehlte den Soldaten an Schuhen und allem Nothwendigen; selbst die Offiziere, welche Vorräthe an Kleidungsstücken aller Art aus England mitgebracht hatten, waren von allen Hülfsmitteln entblößt, da die Lastthiere, matt vor Hunger, in den erbärmlichen Wegen stecken blieben, und auch die edlen Pferde der englischen Kavalerie konnten die Last ihrer Reiter nicht mehr tragen. — Die Hoffnung auf eine Schlacht ward immer wieder vernichtet und man war genöthigt, die steilen Gebirge, die auf dem Wege nach Villa franca lagen, zu ersteigen. Hier fielen die Pferde in Massen, und ihre Reiter sahen sich gezwungen, die Begleiter ihrer Mühseligkeiten zu tödten, um sie den Feinden nicht in die Hände fallen zu lassen. Auch die Bagagewagen mußten zerstört werden, und die Noth erreichte den höchsten Grad. In Villa franca, wo man Anfang Januars 1809 anlangte, war es Römmling zuerst wieder möglich, sich nach Theresa zu erkundigen; sie war verschwunden, und es war zu befürchten, daß sie in einer der schrecklichen Scenen, die fast in jedem Wirthshause oder Dorfe vorfielen, weil sich die Soldaten mit Gewalt Lebensmittel verschaffen mußten, ein Opfer der entfesselten Leidenschaften gefallen war. Er erschrak heftig über ihren Verlust; aber der Ursachen der Betrübniß waren zu viele, als daß er dieser einen ausschließlich hätte nachhängen können. Denn der Marsch der englischen Armee war eine Folgereihe von Greueln und Unglücksfällen; doch fanden jezt viele Treffen mit dem Feinde statt, die Römmling in dem Rufe eines tapfern Offiziers befestigten. Das Schrecklichste für ein fühlendes Herz war in dieser Zeit der Noth der Zustand der armen Frauen und Kinder, die der Armee in großer Anzahl gefolgt waren, und manchmal, wenn Römmling unglückliche Weiber, von Mutterwehen befallen, mitten auf dem Wege antraf, oder Kinder verschmachten sah, schwellte eine Thräne sein Auge. Die Kälte, auf die Niemand vorbereitet war, raffte viele Menschen dahin, mehrere noch die Muthlosigkeit und manche verfehlte Maßregel. Endlich verließ man das Königreich Leon und langte in Gallizien in Lugo an, wo General Moore entschlossen war, seine Armee in Schlachtordnung zu sammeln. Ein paar Tage vergingen, ehe sie vereinigt war; den 6ten Januar fielen kleine Plänkeleien vor, und erst am 7ten Abends schien ein ernster Kampf beginnen zu wollen. Die Armee jubelte bei dieser Aussicht, und ihr Befehlshaber fühlte, daß nur ein Sieg so vielen Jammer heilen könne, indem er ihm die Mittel verschaffen würde, sich ungestört in Corunna, wie er es jezt beschlossen hatte, einzuschiffen. Aber der 8te verging in aufgestellter Schlachtordnung und peinlicher Erwartung, und Abends kam abermals der Befehl, den Rückzug fortzusetzen. Am 11ten endlich, Nachmittags, erblickte die Avantgarde das Meer, das hülfeverheißend seinen Lieblingskindern die Arme öffnete; doch, was man so gewiß gehofft hatte, sollte wieder eine Täuschung seyn — keine heimische Flotte war zum Empfange bereit. Neue Ursache zu trauriger Ahnung! — Es dauerte mehrere Tage, bis die Franzosen die Engländer einholten, die sie dann, kriegsgerecht in Schlachtordnung gereiht, erwarteten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Beschluß.)

Dupuyiren.

Geld muß Dupuyiren sehr geliebt haben; denn wie hätte er sonst sieben Millionen Franken zusammengebracht?

Er mag auch wohl in seinem Leben nicht sehr freigebig gewesen seyn; aber auf seinem Todtenbette war er es gewiß in hohem Grade; denn die halbe Million Franken, die er zur Stiftung wundärztlicher Anstalten ausgesezt hat, sind eine großartige Wohlthat. Besonders werden die zwölf armen Aerzte, für welche er ein Pensionat gestiftet hat, sein Andenken bis in die spätesten Zeiten segnen. Von denjenigen, die bezahlen konnten, ließ er sich seine Mühe und Geschicklichkeit reichlich belohnen. Er wußte, daß er zu den geschicktesten Wundärzten gehörte, und daß diejenigen, welche sich vielmehr an ihn, als an einen andern unter den vielen Wundärzten wandten, mit der Ueberzeugung kamen, sie werden von Niemand besser behandelt werden, als von ihm. Sie mußten ihn nach Maßgabe ihrer Erwartung und seiner Leistung bezahlen. Berühmte Männer sind derselben Unannehmlichkeit ausgesezt, wie Fürsten, daß man nämlich ein Auge auf ihre häuslichen Verhältnisse hat, und sich darum bekümmert, ob sie mit ihren Ehehälften in gutem Einverständnisse leben oder nicht. Diese Neugierde war denn auch in Betreff des Dupuytrenschen Hauses schon vor langer Zeit rege geworden, und da hatte man denn allgemein erfahren, mit dem ehelichen Einverständnisse sehe es daselbst schlecht aus; zulezt wußte ganz Paris, daß die Frau sich von dem Manne getrennt habe, und daß dieser sein Haus von seiner einzigen, an den jungen Grafen von Beaumont verheiratheten Tochter versorgen lasse. Natürlich warfen Einige die Schuld auf den Mann, Andere auf die Frau; vielleicht hatten Beide Schuld. Für die Frau hatte dies die tragische Folge, daß einmal während ihrer Abwesenheit Abends ihre Wohnung von einem ehemaligen Bedienten geplündert und ihre Kammerfrau ermordet wurde. In dem lezten Willen Dupuytrens scheint seiner Frau gar nicht erwähnt zu werden, und die sieben Millionen fallen seiner Tochter anheim. Er hatte sich bei ihrer Trennung gegen eine jährliche Rente von sechstausend Franken mit ihr abgefunden. Wahrscheinlich wird sie dieselbe auch von ihrer Tochter erhalten. Sein Begräbniß war prachtvoll, und es hat an seinem Grabe nicht an ehrenvollen Reden gefehlt, so wenig als in den Tageblättern; einige sezten hinzu, häuslicher Kummer habe wahrscheinlich sein Leben abgekürzt, was auch wohl wahr seyn mag; nur bleibt immer noch zu wissen, ob und inwiefern er diesen Zustand selbst herbeigeführt hat. Durch sein Vermächtniß werden die wissenschaftlichen Anstalten an der medizinischen Fakultät eine bedeutende Erweiterung erhalten. Erst kürzlich hat diese Fakultät, für welche Orfila in seiner Eigenschaft als Doyen sehr thätig sorgt, ihr neu eingerichtetes Gebäude zum praktischen Unterrichte ganz vollendet; es steht der sogenannten Ecole de médecine gegenüber, und hat eine geschmackvolle Façade bekommen, an der Stelle eines öffentlichen Springbrunnens, welcher das Besondere hatte, daß unter einem Säulenportale das Wasser von oben herunterfiel, wie von einem Felsen in Gebirgsgegenden. War viel Wasser vorhanden, so nahm sich dieser Sturz recht schön aus; allein die Hälfte des Jahres fehlte es leider an dem Nöthigsten, an Wasser, und alsdann sah der Katarakt erbärmlich aus. Indessen ist es doch schade, daß dieser Wassersturz nicht mehr vorhanden ist; er war doch zu gewissen Jahrszeiten überraschend. Das Wasser und der Felsen sind verschwunden, und das Säulenportal dient nun zum Haupteingange der klinischen Anstalt, zu welcher Dupuytren eben einen neuen Lehrstuhl gestiftet hat. Ob das anatomische Museum, welches ebenfalls mit den von ihm dazu angewiesenen Geldern errichtet werden soll, hier oder in der Ecole de médecine, wo sich die Bibliothek und eine Sammlung von Präparaten bereits befinden, angelegt werden wird, ist mir nicht bekannt; wahrscheinlich in der leztern Anstalt. Es sah in der anatomischen Sammlung der medizinischen Fakultät etwas dürftig aus, und diese Mangelhaftigkeit bildete mit dem reichhaltigen und prächtigen Naturalienkabinet (bald wird man Naturalienpallast sagen müssen) einen etwas grellen Kontrast. Das Dupuytrensche Vermächtniß wird die längst gefühlte Lücke wo nicht ganz ausfüllen, doch beträchtlich vermindern, und Paris wird eine Sehenswürdigkeit mehr bekommen. Seine beträchtliche Büchersammlung hat Dupuytren bekanntlich einem Neffen vermacht. An Büchern fehlt es den öffentlichen Sammlungen nicht, und die medizinische Fakultät besizt eine bedeutende Bibliothek. Jezt kommt es darauf an, den berühmten Wundarzt am königlichen Institute, an der medizinischen Akademie und besonders am Hôtel Dieu zu ersetzen. Dem Publikum wird er schwerlich sobald ersezt werden, obschon es hier an geschickten Wundärzten keineswegs fehlt. Sein Nachfolger müßte nicht allein seine außerordentliche Geschicklichkeit, sondern auch noch seine rastlose Thätigkeit, und was wohl die Triebfeder dieser Thätigkeit gewesen seyn mag, seine Lust am Gewinne besizen, obschon man es ihm eben nicht übel nehmen würde, wenn er etwas weniger als Dupuytren auf Geld erpicht wäre.

Dg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 57:

Das Leben.

Räthsel.

Es ist ein Geist; mit seinem Finger weist er
Nach einem wohlbekannten Ziele hin;
Den rechten Weg die Menschen suchen heißt er,
Doch gilt's ihm gleich, wenn falschen Weg sie zieh'n;
Er selber ziehet fort in mächt'gem Strom
Nach seinem Ziele mit dem Flug der Geister.

Der Geist wirkt schon seit alten Zeiten Wunder,
Nimmt oft im Leib des Menschen seinen Siz;
Er macht den Körper, drin er weilt, gesunder,
Lockt in die Seele fremden Geist und Wiz;
Oft weht er zwischen Zweien hin und her,
Und also wird er stiller Liebe Zunder.

Versendet wird er auf geheimen Wegen,
Der Geister Einer vor des Ew'gen Thron,
Ihr Neschen Wiz den Thoren auszusegen;
Dem stillen Forscher bringt er sichern Lohn;
Dem Teufel selber dient er auch zum Spiel:
Fluch hält sein linker Arm, sein rechter Segen.

Er waffnet sich, dann hebt er schwere Lasten,
Die keine Menschenhand auflüpfen mag;
Doch braucht er Nahrung, muß er lange fasten,
So schwindet seine Kraft mit jedem Tag;
Pracht liebt und Sturm sein Weib: doch soll noch heut'
Auf solcher Ehe tief Geheimniß lasten.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 64.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 16. März 1835.

Dies wär' für mich ein passend Grab gewesen!

Byron.
Manfred.

Schiffbruch.

Fragment.

Wohl wünsch' ich Vieles mir; doch wär' ich ein Matrose,
Dann wünscht' ich einen Sturm und eine Wasserhose
Im fernsten Südmeer mir; dann wünscht' ich, daß mein Schiff
Der zürnenden Gewalt des Trombengeists verfiele,
Daß, mast- und segellos, es säße mit dem Kiele
Gespießt auf ein blutroth, thurmhoch Korallenriff.

Des Meeres Arme sind die zackigen Korallen;
Aus seiner Tiefe streckt es sie, wie blut'ge Krallen,
Nach den belasteten Ostindienfahrern aus;
Und hat es sie gefaßt, dann hält es sie den Schlägen
Der Sturzfluth und dem Zorn des Tropensturms entgegen,
Und reißt sie jauchzend in sein wunderbares Haus.

Die Wände seines Saals — Eisberge! glänzend stehen
An beiden Polen sie! — bedeckt es mit Trophäen:
Der Schiffe Flaggen und zerriss'ne Segel sind's.
Ha! wär' ein Schiffer ich, dann wollt' ich, so versänke
Mein Schiff, geschleudert auf die scharlachrothen Bänke
Des unbekanntesten und fernsten Labyrinths

Von Südseeinseln, die, wie unbewegt das flache,
Saftgrüne Lotosblatt auf einem stillen Bache
Schwimmt, auf dem Meere ruhn; sie schlummern auf der Fluth,
Schilfgürtel tragen sie und Kokospalmenkronen,
Die prächt'gen Vögel, die hoch auf den Kronen wohnen,
Sind das Gestein daran, goldgelb und roth, wie Blut.

Wie Kinder ruhn sie an der Brust des Oceanes,
Sie lächeln durch den Sturm, die Stimme des Orkanes
Stört ihren Schlummer nicht; des Meeres schäumend Naß,
Das sie mit Untergang bedroht, macht sie nicht zittern:
So lächelnd schlummerte, inmitten von Gewittern,
Der Sohn des Menschen einst auf dem Tiberias. —

F. Freiligrath.

Soldatenschicksale.

(Fortsetzung.)

Den 14ten standen sich beide Armeen kampffertig gegenüber, als eine fürchterliche Erschütterung den Boden meilenweit erzittern machte. Ein Pulvermagazin, in welchem 4000 Tonnen aufbewahrt lagen, ward in die Luft gesprengt, und die ungeheure Feuersbrunst, die einen Augenblick den Himmel zu entflammen drohte, dann aber verhöhnend in sich selbst zusammenstürzte, erfüllte alle Gegenwärtigen mit Staunen und Entsetzen. Am 18ten ertönte ein Jubelruf in den englischen Reihen; die Flotte schwamm majestätisch der Küste zu, und noch an demselben Abend griffen die Franzosen an. Für Römmling begann ein saurer Tag; er hatte in des Generals Gefolge über die Einschiffung der Frauen und Kinder, der Kranken und Gefangenen zu wachen. Mit welchem Entzücken diese Unglücklichen, vielleicht mit Ausnahme der leztern, die Schiffe betraten, läßt sich nicht beschreiben. Um Mitternacht waren diese Geschäfte beseitigt, und Sir John Moore war eben zu Pferde gestiegen, um eine Runde zu halten, als von allen Seiten Alarm geblasen wurde.

„Ist der Augenblick endlich da!“ rief der General. „England wird von Euch hören, folgt mir, brave Jungen!“ Er sprengte vor, von seinen Adjutanten begleitet, und es begann ein heißer, blutiger Kampf, bei dem Alle ihre Pflicht treulich erfüllt haben, und welcher in Jedem, der ihn mitfocht, ein Gemisch von glorreichen und traurigen Erinnerungen zurückgelassen hat. Die Morgensonne beschien ihn, und je höher sie stieg, desto hitziger ward das Gefecht. Um die Mittagszeit stand der General auf einem Hügel; Römmling hielt an seiner Seite, er sprengte mit einem Befehl von dannen, und als er wieder kam, lag Sir John Moore todt auf dem Flecke, wo er ihn verlassen hatte. Römmling sah ihn verstört an, merkte sich den Ort und ritt hin, wo die Pflicht ihn rief.

Die Schlacht ward gewonnen, der Feind zurückgeschlagen, und die Nacht breitete ihren Schleier über so viel Greuel. Der Mond ging auf, und die, welche hoffen durften, ihr Vaterland wieder zu sehen, arbeiteten emsig an der Einschiffung, die nun nach gewonnener Ruhe mit doppeltem Eifer betrieben ward. Aber von den emsig Arbeitenden trennte sich ein Häuflein von zwölf Soldaten und zwei Offizieren. Ernsten Schrittes nahmen sie ihren Weg quer über das nun verödete Schlachtfeld; Laternen, die sie auf langen Stöcken trugen, beleuchteten, soweit ihre Strahlen reichten, den Weg der Vierzehn noch heller als der Mond, der mit vorüberziehenden Wolken kämpfte und schwankend seine silbernen Strahlen über das Leichenfeld goß. Manche traurige Gruppe ward für einen Augenblick durch die grellen Lichter aus der Finsterniß hervorgezogen und fiel dann wieder in Nacht oder Dämmerung zurück. Dort lag ein blondlockiger Jüngling, die Brust, die gestern noch dem Leben und dem Ruhme so heiß entgegen geschlagen hatte, von einer klaffenden Wunde geöffnet; dort ballte sich noch im Tode eine Faust, die einem kühnen Krieger angehört hatte, doch sein bärtiges Gesicht zürnte nicht mehr, es lag kalt und ernst dem Himmel zugewandt; hier rührte ein Unglücklicher im Sterben noch ein Glied, aber ehe einer der vorüberziehenden Brüder zu Hülfe eilen konnte, war er für immer still geworden. Viele Tapfere mußten hier auf spanischer Erde vermodern, deren Angehörige Summen Goldes für die theuren Ueberreste gegeben hätten. — Jezt war das Häuflein still an dem Orte angekommen, den es sich zum Ziel seiner Wallfahrt gesezt zu haben schien. „Hier verließ ich ihn,“ sprach Römmling. „Sezt die Bahre nieder, Kameraden, und laßt uns das ernste Werk beginnen.“ — Es geschah, wie er sagte, und das helle Licht der Laternen fiel auf den lang gestreckten Leichnam eines Helden, der, in seinen Mantel gehüllt, keinen Sarg entbehrte. Die Soldaten gruben mit ihren Bajonetten ein Grab, dessen Länge und Breite Blake mit dem Schwerte abgezeichnet hatte. Es war eine feierliche Handlung, die kein Laut störte, als das leise Geräusch, welches das ernste Geschäft mit sich brachte. Römmling und Blake gaben sich stumm die Hand. Als das Grab fertig war, entstand eine Pause. „Wir müssen daran,“ sagte Römmling endlich, denn einzelne Flintenschüsse tönten von dem feindlichen Lager durch die Nacht herüber. Die Soldaten stellten sich in einen Kreis um ihren General, sahen ihm fest in das bleiche Angesicht, auf dem kein menschliches Auge mehr ruhen sollte, und hoben die Last von der Bahre. Ein lautes Schluchzen unterbrach jezt das Schweigen; doch ward der Held behende und vorsichtig in die enge Grube gelegt und die Erde mit den mangelhaften Instrumenten auf ihn geworfen. Noch war der Grabhügel nicht vollendet, als die englischen Signale riefen und die Schüsse dem Orte näher kamen. Römmling stellte sich mit schwellendem Herzen an das Haupt des Begrabenen und sagte: „Dich umschließt kein Sarg und kein Leichentuch. Der Feind wird über dein niedriges Bette hinwegschreiten, während uns die Wellen heimwärts tragen. Aber liege ruhig, edler Held, in dem Grabe, das brittische Krieger dir gegraben haben. Wir errichten dir keinen Stein, wir sezen dir keine Inschrift — wir lassen dich allein mit deinem Ruhme.“ Vielleicht haben diese Worte, die Römmling an seines Generals Grabe sprach, Veranlassung zu der Sage gegeben, daß Lord Byrons unübertreffliche Verse: „on Sir John Mores burial,“ nicht von ihm, sondern von einem jungen Offiziere gedichtet seyen, der sie ihm zur Benuzung gegeben habe. Dem ist aber nicht so.

(Die Fortsezung folgt.)

Eröffnung des englischen Parlaments im Februar 1835.

(Fortsetzung.)

Nächst diesen speziellen Interessen war allerdings auch die gebotene Gelegenheit, die Parlamentsmitglieder, und unter ihnen Männer europäischen Rufs, von Angesicht zu Angesicht zu schauen, eine starke Lockung. Man konnte gewiß seyn, daß keiner, der sich in London aufhielt, wegbleiben, und man wußte, daß nur Wenige gezögert haben würden, sich einzufinden. Bei früheren Parlaments-Zusammentritten pflegten die gewählten Deputirten nur langsam und einzeln anzukommen. Die Wahl des Sprechers war ihnen gleichgültig; also beeilten sie sich nicht, am ersten Tage anwesend zu seyn. Diesmal war das anders, auch hatten sowohl die Führer der Parteien, als die öffentlichen Blätter, jene durch Rundschreiben, diese durch täglich wiederholte Aufsätze ihren Anhängern die Nothwendigkeit vorgestellt, dem ersten Kampfe beizuwohnen, und so waren denn von den 658 Mitgliedern des Unterhauses 622 in der ersten Sitzung anwesend, ein in der englischen Parlamentsgeschichte unerhörtes Beispiel parlamentarischen Eifers. Das Resultat war abermals ein in der englischen Parlamentsgeschichte einziges Beispiel von einem am ersten Tage über die Minister erfochtenen Siege. Mit Blitzesschnelle lief die Nachricht von Haus zu Haus, von Mund zu Mund, und da die gute und große Stadt London nur Gegner der Minister zu ihren Vertretern gewählt hat, so kann man sich leicht denken, daß die öffentlichen Ausrufe, Ausfälle und Feenbenbezeugungen auch nur in diesem Sinne sich äußerten. Der große Hause in London weiß seinen Empfindungen auf keine andere Art Bahn in's Leben zu brechen, als daß er seine Lieblinge jubelnd begrüßt und die, die ihm fatal sind, auszischt und mit Koth bewirft. Beides wurde vorzugsweise den Herzogen von Cambridge und von Wellington zu Theil, obgleich beide im Unterhause weder Sitz, noch Stimme haben. Was fragt der Londoner Hause darnach, ob die, die er nicht leiden kann, bei so eben stattgefundenen Verhandlungen Mitsprechende gewesen sind oder nicht? Er denkt, wenn sie nicht mitgesprochen haben, so haben sie wenigstens mitgedacht, und das ist Alles Eins. Auch gilt ja das Zischen und das Kothwerfen in der Regel mehr der Partei als der Person und ist bloß eine Redefigur. Der Hause haßt die Minister, der Herzog von Wellington ist einer derselben, was daher der Hause ihm thut, meint er durch ihn Allen zu thun.

Die Tories haben bei der letzten Parlamentswahl es sich zu viel Zeit, zu viel Mühe und zu viel baares Geld kosten lassen, um ihnen günstig Gesinnte in's Unterhaus zu bringen, als daß der Verlust des ersten Gefechts im Stande gewesen wäre, sie muthlos aus den Schranken zu treiben. Sie würden gejauchzt haben, wären sie die Sieger gewesen; die Geschlagenen trösteten sich mit dem Gedanken, daß nur eine kleine Mehrheit ihnen die Palme entrissen, mit der Hoffnung, daß die nun vorzunehmende Vereidung des Hauses Viele an ihre wahren Pflichten erinnern werde, mit der Thatsache, daß die Wahl des Sprechers, wie sehr sie auch gegen den Wunsch der Minister ausgefallen, diese doch nicht veranlassen könne, von der Bühne abzutreten, kurz, mit demselben Troste, welcher in Maryath's neuester Novelle: Jacob Faithful, dem Helden sowohl als dessen Vater über alle Bedenklichkeiten und Unfälle des Lebens schnell und leicht hinweghilft, dem Troste: „'t is of no use crying, better luck next time," — „was da, Weinen und Klagen! das nächste Mal wird's besser gehen." Die nächste Gelegenheit aber, ihr besseres Glück zu versuchen, war die Verhandlung der Adresse an den König in Antwort auf die Thronrede. Sind die Stellvertreter des Landes mit dem Inhalte der Rede, was soviel heißt, als mit den Ministern, welche die Rede gefertigt haben, und folglich mit deren Ansichten und Grundsätzen zufrieden, so ist bekanntlich die Adresse ein fast wörtlicher Widerhall der Thronrede. Findet aber das Gegentheil statt, so wird zu diesem Widerhalle ein Amendement votirt, eine Nachschrift zu der Hauptschrift, ein ächt weibliches Postscript, in welchem die schönen Briefstellerinnen gewöhnlich das Wichtigste des ganzen Briefs mittheilen, und daher eigentlich nichts Anderes, als eine loyale Bitte, daß Seine Majestät der König geruhen möge, seine dermaligen Minister zu entlassen und an deren Statt sich Männer zu Rathgebern zu wählen, welche das Vertrauen des Volks in dessen derzeitigen Vertretern genießen. Es liegt demnach auf der Hand, daß diese Debatte in der Regel die erste Probe ist, welche das Ministerium zu bestehen hat, und mehr als Einmal haben die Minister in Folge eines solchen Amendements ihre Entlassung genommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich, Februar.

Spindlers Waldmann.

Sie haben sicherlich, lange bevor diese Zeilen zu Ihnen gelangten, in irgend einer Zeitung gelesen: „in Zürich ist ein neues Schauspiel Hans Waldmann, von Spindler, mit ungeheurem Beifall dargestellt worden," und ich bin fast gewiß, daß Sie mit flüchtiger Eile über diese Zeilen wegsahen, und allenfalls dabei dachten, Spindlers Name sey einmal wieder, wie das so oft geschieht, mißbraucht worden, um das Publikum zu einer Darstellung zu locken, deren Titel, selbst mit dem Zusatz: „vaterländisches Schauspiel," noch nicht anziehend genug schien. Nun mögen Sie aber erfahren, daß in der That Niemand sonst, als Spindler

selbst, das mit so großer Begeisterung von den Zürichern aufgenommene Schauspiel gedichtet hat, und so wird es Ihnen gewiß interessant seyn, einiges Nähere über ein Werk zu vernehmen, in welchem der Dichter eine Sphäre betritt, von der ein großer Theil der Lesewelt im Voraus urtheilen wird, sie sey ihm fremd; obwohl sie ihm eigentlich nicht einmal neu ist.

Schon längst wußte man, daß Keiner, wie Spindler, die Kunst inne hat, Charaktere und Situationen mit jener drastischen Wirkung uns vorzuführen, welche vergessen macht, daß die dargestellten Bilder unter dem Bann des typischen Zodiakus liegen. Im Waldmann hat er nun bewiesen, in welch hohem Grade er auch die seltene Fähigkeit besizt, den scenischen Effekt zu berechnen und sich dienstbar zu machen, ohne ihm etwas von seinem eigenen Geist und seiner eigenthümlichen Phantasie zu opfern; denn das Schauspiel ist zugleich ein Meisterstück scenischer Wirkung und dichterischer Begeisterung, und hat überdies noch das Verdienst, daß es, in seiner klaren Anordnung und seiner einfachen, kräftigen und ungebundenen Sprache, sich gesund und kernhaft den siechen Erzeugnissen der modischen Schule gegenüberstellt, die durch glatte Verse und überschwängliche Bilder ihre wesentlichen Mängel zu übertünchen suchen. Ich will es versuchen, Ihnen in flüchtigen Umrissen den Ideengang des Dichters anzudeuten. — Das Stück wird durch ein Vorspiel eingeleitet, in welchem der jugendliche Hans Waldmann, seines Zeichens ein Gerber, von einem eifersüchtigen Ehemann, dem Patrizier Lazarus Göldli, in später Nacht bei einem zärtlichen Stelldichein im Gartenhaus überrascht und mit mörderischer Waffe angegriffen, seine drei Freunde, den Junker Meiß, den Schreiber Amman und den Handwerker Oebeim trifft, und ihnen seinen Entschluß verkündet, Zürich zu verlassen; denn sein Gewerbe liegt danieder, Schulden drängen ihn, und seine ungetreue Geliebte hat einem Andern, dem Krämer Theiling von Luzern, ihre Hand gegeben; dafür hatte Waldmann den Luzerner verwundet, und war von dem Rath in den Wellenberg gelegt worden. (Der Wellenberg ist ein Thurm, der mitten im Wasser steht, wo der See in die Limath mündet.) In dieser Exposition entwickelt sich ganz der wilde, hochfahrende und dabei genußsüchtige Sinn des Helden, so wie die Charaktere seiner drei Freunde, des Junkers, des Schreibers und des Handwerkers, die wesentliche Bestandtheile des Schauspiels bleiben. Die Freunde wollen noch einen Abschiedstrunk nehmen, und da sie ein kleines Haus im Hintergrund wahrnehmen, dessen Fenster erleuchtet sind und aus dem Musik schallt, so halten sie es für eine jener Kneipen, deren in Zürichs Umgebung so viele bestehen; sie klopfen an mit dem Wesen trunkener Nachtschwärmer, und lärmen immer mehr, da man ihnen den Einlaß weigert, bis endlich der Hausherr erscheint, ihnen eröffnet, daß er eine Kindtaufe feiere, und mit höhnischer Gelassenheit sagt, er habe die jungen Herren noch nicht erwartet, obschon sie ihm alle gewiß seyen. Der Mann aber ist Meister Peter, der Scharfrichter, und die lärmenden Gäste weichen scheu zurück. Da zieht, bei anbrechender Morgenröthe, eine Schaar kriegerischer Jugend vorüber; Waldmann wirbt sich an, wird von den Leuten zum Führer erkoren, und eilt mit ihnen fort. Das Vorspiel schließt nun Lazarus, der sein Weib, dicht verschleiert, dem Knecht übergibt, um sie in's Kloster zu führen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

Wir beeilen uns, die uns so eben zugekommene Berichtigung der Irrthümer zu geben, welche einer unserer Londoner Korrespondenten uns hat begehen lassen. Der Charakter des Leztern bürgt uns übrigens dafür, daß er die persönlichen Verhältnisse der ehrenwerthen Frau nicht absichtlich entstellt hat, und daß dieselben in London selbst nicht überall gehörig bekannt sind. D. Red.

Im Juliheft des Morgenblatts von 1834 Nr. 180 kommen unter der Rubrik London in Betreff des Autors der „Besuche und Skizzen aus der Heimath und Fremde" einige Unrichtigkeiten vor, die, bereits in andere Zeitschriften übergegangen, um so mehr Berichtigung verdienen.

Mistreß Jameson hat ihre Landsmänninnen keineswegs im Allgemeinen des Branntweintrinkens beschuldigt. Die Stelle, auf welche angespielt wird, befindet sich im ersten Theil Seite 172 ihres Buches, und will nur so viel sagen: „durch das Ausdehnen der geselligen Kreise bis in die späte Nacht, durch die ermüdenden und aufregenden Lebensgewohnheiten vieler unserer höhern Stände wird die Gesundheit und die Lebenskraft erschöpft, und Reizmittel, unter der Form von Medizin oder auf andere Weise, sind daher gewiß allgemeiner, als in Deutschland. Die niedrigsten Klassen unserer Frauen in London und in den Fabrikstädten trinken im Uebermaß eine in Deutschland, sogar unter den Verworfensten ihres Geschlechts, beinahe unbekannte Sache." Als die Verfasserin aus Wohlmeinen für ihre Landsmänninnen diese Parallele zog, hatte sie keineswegs die Absicht, jene unter die deutschen Frauen herunter zu setzen.

Der Vater von Mistreß Jameson war der jüngere Sohn einer alten irländischen Familie, und ordentlicher Maler der Prinzessinnen Charlotte, Auguste und Sophie von England, nie aber Kupferstecher. Er malte für die Prinzessin Charlotte eine Sammlung der berühmten Windsor-Schönheiten nach den sich zu Windsor befindenden Originalien. Auf Veranstaltung seiner Tochter geschah es, daß diese Gemälde gestochen wurden, um ihn zu entschädigen, als die Prinzessin starb, ohne sie bezahlt zu haben, und in der nämlichen Absicht schrieb Mistreß Jameson die „Denkwürdigkeiten," welche jezt diesen Kupferstichen beigefügt sind.

Ihr Gatte ist der honourable Robert Sympson Jameson, Generalfiskal von Kanada, Mitglied des dasigen Regierungsrathes und der gesezgebenden Versammlung. Er war der Zögling und Freund von Basil Montagu, einem der berühmtesten unserer englischen Rechtsgelehrten und Anwalt bei der Court of Chancery. Herr Jameson war aber nie, was man einen Schreiber nennt. Nachdem er seine regelrechten Studien beendigt, wurde er gleichfalls Advokat bei jenem Gerichtshofe. Im Jahr 1829 wurde er durch den Herzog von Wellington zum Oberrichter von Dominika ernannt; allein da das Klima und der verworrene Zustand Westindiens einen sehr ungünstigen Aufenthalt für seine Gattin darboten, so kehrte er 1832 nach England zurück, nachdem er öffentliche Beweise der Zufriedenheit der Regierung erhalten. Im Jahr 1833 wurde er zum Generalfiskal von Kanada ernannt, und zu gleicher Zeit benachrichtigt, daß seine augenblickliche Gegenwart in Kanada nothwendig sey. Schon nach vierzehn Tagen schiffte er sich ein; seine Gattin blieb zurück, um ihre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und mit dem Vorsaz, ihm gleich im nächsten Jahre zu folgen. Literarische Verhältnisse jedoch veranlaßten diese, eine Reise auf den Kontinent zu machen, ehe sie ihren endlichen Aufenthalt in Amerika nahm. Dies geschah mit ausdrücklicher Erlaubniß, ja sogar nach dem Wunsche ihres Mannes, und die oben erwähnte Darstellung der fraglichen Verhältnisse im Morgenblatt ist daher um so verlezender, je unrichtiger sie ist.

Beilage: Literaturblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 65.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 17. März 1835.

> Nichts kann den Unstern dieses Tages wenden;
> Er hebt das Weh an. —
>
> Shakespeare.

Soldatenschicksale.

(Fortsetzung.)

Nicht so leichten Herzens, wie er es betreten hatte, verließ Römmling das schöne Spanien. Er hatte viel Ernstes in der lezten Zeit seines Aufenthaltes dort erlebt. Theresa's Verlust und Sir John Moore's Tod hatten eine Last auf seine Seele gewälzt, von der ihn die Bewegung der Reise nicht zu befreien vermochte. Ein günstiger Wind brachte die Flotte nach England, wo Römmling sogleich Schritte that, um eine Stelle in der Armee, die unter Lord Wellington im Frühjahr nach der Halbinsel zurückkehren sollte, zu erlangen. Seine anerkannte Geschicklichkeit und Bravour ebnete alle Schwierigkeiten; er ward zum Kapitän im regulären Dienst ernannt, da er nicht mehr wünschte, die Stelle eines Adjutanten bei einem Generale zu bekleiden. Aber diese Angelegenheiten füllten den kurzen Aufenthalt in England völlig aus, und bei der großen Schwierigkeit aller Kommunikation mit dem Kontinent mußte er sogar auf die Freude verzichten, eine Antwort auf einen Brief an Adolph zu erhalten, so daß er ohne alle Nachrichten von einem Orte blieb, wo sein Liebstes wohnte, und nicht einmal wußte, ob einer der von ihm geschriebenen Briefe den Ort seiner Bestimmung erreicht habe.

Ich muß nun einen bedeutenden Zeitraum überspringen, da mir von den Begebenheiten dieses zweiten Feldzugs bis zu einer gewissen Epoche wenig bekannt ist. Erfände ich diese Geschichte, so könnte ich leicht eine bedeutende Anzahl von Abenteuern in diese Zwischenzeit drängen; aber der Leser wird sich später von der Wahrheit derselben genugsam überzeugen, um mit mir das Unthunliche einer solchen Behandlungsweise des Stoffes einzusehen. Das Wenige, was mir bekannt geworden, läßt sich in folgende Worte zusammenfassen: daß sich unser Held bei jeder Gelegenheit wie ein braver Soldat benahm, und von seinen Kameraden, obgleich er kein geborner Engländer war, genannt ward, so oft von den Tapfersten die Rede war. — In Lissabon hatte er Giacoma als Ribaldos glückliche Frau wiedergefunden; der Geliebte war durch seine Wunden zum Dienste unfähig und somit zum ruhigen Hausvater geworden.

Am 6ten Juli 1811 endlich, also nach drittehalb Jahren eines rastlosen Kriegerlebens, finden wir Römmling vor Badajoz wieder. Es war der Tag vor einem Versuche, die Stadt mit Sturm zu nehmen. Eine Bresche war nach langen Anstrengungen geschossen worden, und der Ingenieurlieutenant Foster marschirte mit fünf-und-zwanzig Mann in der Mitternachtsstunde

darauf los. Um 1 Uhr folgte ihm Römmling an der Spitze von zweihundert Mann, die mit Leitern und allen nöthigen Instrumenten versehen waren. Blake, sein alter Freund und Waffenbruder, schritt ihm bei dieser Expedition als Freiwilliger zur Seite und heiterte den ernsten Gang durch Scherz und muntere Laune auf. Es ging jedoch anders, als man gehofft hatte. Der Feind war benachrichtigt von dem, was vorgehen sollte, und ein wüthendes Feuer empfing die Angreifenden an der Bresche; die Leitern waren angelegt, aber fast Alle, die sie zu ersteigen trachteten, wurden von den Kugeln oder Säbeln der Feinde getroffen; auch den tapfern Blake traf dieses Loos. Dieser Anblick erfüllte Römmling mit Wuth; ohne sich durch das Schicksal des Freundes abschrecken zu lassen, stand er im nächsten Augenblick auf dem Platze, den Blake eben verlassen hatte. Immer kühner strebte Römmling hinan, endlich, dicht an der Bresche, traf ihn ein Lanzenstoß an den Kopf; er fühlte sich stürzen, glaubte stundenlang immer tiefer und tiefer zu fallen, und fühlte dann nichts mehr.

Er erwachte auf einem sorgsam bereiteten Lager, das in einem schönen Gartensaale stand, nach langer, vielleicht wochenlanger Betäubung. Die sommerliche Abendluft durchwehte das Gemach; Büschel von Catalpablumen schwankten, von leisem Winde bewegt, vor der Gartenthüre, duftende Daturen senkten ihre fußlangen Kelche, von der Hitze des Tages ermüdet, noch tiefer; eine späte Nachtigall verkürzte mit langen Tönen die Langeweile des brütenden Weibchens, und ein Springbrunnen plätscherte so hörbar, daß er die Stille des Abends durch sein Geräusch erst recht bemerkbar machte. Römmling rief bei wiederkehrendem Bewußtseyn zuerst unwillkührlich Blakes Namen, weil der Freund sein letzter Gedanke gewesen war. Eine alte Frau nahte sich seinem Bette und sagte auf Spanisch: „Ruhig, ruhig, Herr Engländer.“ Römmling gehorchte, denn seine Sinne hüllten sich wieder in einen durchsichtigen Schleier. Er fühlte, wie die Blumen um ihn immer lieblicher dufteten und die Nachtigall zärtlicher und klagender schlug, so wie der Abend sich kühler herabsenkte. „Warum klagt sie?“ sagte er sich im wachen Traum; „sie hat ja ihr Weibchen neben sich; aber ich sollte klagen, denn ich liege hier einsam im fremden Lande und sterbe hülflos. Und doch ist mir so wohl, so zauberhaft wohl.“ — Wer die Wonne eines Genesenden gekostet hat, wird Römmlings Gefühl verstehen. Ein erquickender Schlummer umfing ihn bald und am andern Morgen erwachte er wunderbar gestärkt; ja er fühlte sich zu seiner Verwunderung kräftig genug, mit dem Beistand seiner alten Wärterin das Bett zu verlassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eröffnung des englischen Parlaments im Februar 1835.

(Fortsetzung.)

Der König bestimmte den 24sten Februar zur Eröffnung des Parlaments in eigener Person. Heftig daher, wie die Aufregung am 19ten durch alle Adern der Hauptstadt pulsirt hatte, und ohne Zweifel noch heftiger als an jenem Tage, vibrirte sie an diesem von einem zum andern Ende der Stadt. Die Auffahrt des Königs ist ein Schauspiel; wen also das politische Gewicht des Tags nicht zog, den zog die Pracht und der Glanz des Schaugepränges. Dabei munkelte man von Aufläufen, welche beim Erscheinen des Königs entstehen würden, von Stein- und andern Würfen, die seinen Wagen treffen dürften, und von all den unschuldigen Ereignissen, die nothwendig damit verbunden sind — Geschrei und Rauferei, prügelnde und geprügelte Polizei, einhauende und zurückgetriebene Reiterei — lauter Dinge, unter denen Keiner leiden, die aber Jeder gern mit ansehen will. In natürlicher Folge waren Tausende, ja Hunderttausende an jenem Vormittage auf den Beinen, und die buntesten Haufen drängten sich und wogten durch die Straßen und über die freien Plätze, welche des Königs Auffahrt berührte. Es ist für den Berichterstatter von dergleichen Aufzügen eine so unerläßliche Pflicht geworden, der Witterung zu erwähnen, daß, wie ungern ich auch das Wetter zum Gesprächsstoff nehme, ich doch nicht umhin kann, mich dem Brauche zu fügen. Leider bringt mich die Wahrheit um die stolze Freude, sagen zu können: der Himmel war mit Wolken bedeckt, Regen drohte, einzelne fallende Tropfen verscheuchten die schönen Zuschauerinnen, und ein durchdringend kalter Wind trieb selbst die männliche Menge nach Hause — siehe! da öffnete sich die große Pforte des ehrwürdigen Pallastes von St. James, der König trat heraus, stieg in seinen Wagen, und durch die Wolken blitzte die Sonne, die Wolken flohen, die Wolken regneten nicht, eine warme Luft thaute mild auf den Herrscher nieder, die Männer kehrten zurück und die Frauen, des Schauspiels Zierde, strömten herbei, und ein Jauchzen durchwogte die Menge. Ach nein! die Wahrheit ist, daß das Wetter, im höchsten Grade unaufmerksam, ganz dasselbe war, das es in den letzten acht oder zehn Tagen gewesen; vom frühesten Morgen bis zur zweiten oder dritten Nachmittagsstunde der Himmel blau, die Sonne warm, die Luft Frühlingshauch, dann Wolken auf Wolken, Regen auf Regen und eisigkalter Wind. Demnach war es gleich der ersten Hälfte bis zu dem Augenblicke, wo der König sich Westminster näherte, und gleich der zweiten Hälfte für den Rest des Tages.

Der Aufzug war in allen seinen Theilen der gewöhnliche: eine Abtheilung der prächtigen Leibgarde zu Pferde, drei Staatswagen, jeder mit sechs Rossen, des Königs Thronwagen mit achten und eine zweite Abtheilung der Leibwache; dazwischen gingen Viele, die zum Hofstaate gehören; der König in Admiralsuniform mit dreieckigem Hute; ihm gegenüber zwei Herren in bloßen Häuptern, und sein ausgezeichnet dicker Kutscher mit einer schwarzsammtnen Mütze über der flächsenen Perrücke und einem Blumenstrauße auf der von Gold starrenden Brust. Ich erwähne die schwarzsammtne Mütze und die gelbflächsene Perrücke absichtlich. Er war der einzige Kutscher mit einer Mütze; alle übrigen Kutscher hatten dreieckige Hüte. Wahrscheinlich wird es wider den Respekt geachtet, daß des Kutschers Kopf so bedeckt sey, wie des Königs Haupt. Flächsene Perrücken trägt die ganze königliche Dienerschaft. Einer der vier George hat den Gebrauch eingeführt; man sagt, nachdem er zufällig auf seinem Teller über Tafel etwas gefunden, was nach der alten Regel deutscher Wirthschaftlichkeit nicht gut genug ist, in's Haus getragen zu werden. Dem königlichen Aufzuge voraus rollten eine Menge Wagen mit schönem und häßlichem, mit jungem und altem Inhalte dem Parlamentshause zu. Unter den Gesandten zeichnet sich regelmäßig der Vertreter Oesterreichs, Fürst Esterhazy, durch große und geschmackvolle Pracht aus. Man behauptet, der eitle vierte Georg habe es sehr unangenehm empfunden, bei seiner Krönung von dem ungarischen Fürsten überstralt zu werden. Unter den gesandtschaftlichen Karossen machten sich ferner die des französischen und preußischen Gesandten bemerklich, jene durch Eleganz und Reichthum, diese durch sehr große Einfachheit.

Sobald der König das Oberhaus betrat, donnerten die Kanonen. Da aller innere Schmuck des Hauses neu und wirklich in edlem Geschmacke ist, so bildete das Ganze einen malerisch-schönen Anblick, doch den schönsten boten die Seitengalerien und einige der vordersten Bänke. Hier wie dort saßen die Gemahlinnen der Pairs, in reichen Farben, in blitzenden Juwelen, mit wogenden Federn und in blühender Schönheit. Wäre es nicht schon gesagt worden, ich möchte der Erste seyn, es zu sagen, daß weibliche Schönheit, aus allen Ländern in Eine Form vereinigt, eine englische Schönheit ist. Wenn ich aber, da ich des Lieblichsten in der Versammlung zuerst gedacht habe, alles Uebrige mit Schweigen übergehe, wer mag mir das verargen? Wer es thut, hat auf Champagner nie Porter getrunken. Nachdem der König dem Hause der Lords und einem, unter Vortritt des Sprechers erschienenen, ziemlich starken Theile der Gemeinen vom Throne herab die Eröffnungsrede vorgelesen und hierauf, unter abermaligem Donner der Kanonen, sich entfernt hatte, begann das Wichtigste und Interessanteste des Tags: die Debatte im Unterhause über die Lebensfrage der Minister. Diese Blätter sind nicht der Ort zu Mittheilung der parlamentarischen Reden; politische Leser haben sie längst anderswo gefunden, und bloß schöngeistige — unter denen ich mir vorzugsweise Leserinnen denke — verlangen nur Eins zu wissen, nur das Eine: ob, und wie, und was ihr Liebling, der Deputirte von Lincoln, Eduard Lytton Bulwer, geredet hat? Demnach antworte ich: E. L. Bulwer hat zur allgemeinen Freude seiner Freunde nicht gesprochen; aber ein Tory ist er nicht, er hat für Abercromby und für das Amendement gestimmt; zweifelhaft dürfte es dagegen seyn, ob er der Whigpartei noch lange angehören wird. Sie hat ihn in den lezten Verhandlungen schwer gekränkt. Die Tories gaben, artig genug, ihren Gegnern zu bedenken, daß, wenn die gegenwärtigen Minister auf den Grund der Annahme des Amendements sich bewogen finden sollten, ihre Entlassung zu nehmen, in den Reihen der Whigs keine Männer wären, geeignet und geschickt, Minister zu werden. Die Whigs widersprachen und nannten solche Männer, und nannten unter ihnen — Bulwern nicht. Er soll das sehr übel genommen haben. Dazu kommt, daß die Tories nicht säumen, der Welt zu beweisen, wie sie diejenigen entschädigen, die im Kampfe für ihre Sache fallen. Man erwartet in wenigen Tagen die Ernennung des entstuhlten Sir Charles Manners Sutton zum Pair des Reichs. Solche Warnungen gehen nicht verloren.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Faschingsbälle.

Nun sind wir mitten in einem Strudel von Bällen, oder wie es auf den Einladungsbilletten bescheidener heißt, von Soirées dansantes; zuweilen wird auch verrätherischerweise eine bloße Soirée angekündigt, mit dem schlichten Beisatze: il y aura un violon, und statt der einfachen Soirée erblickt man zwanzig Kutschen vor dem Hotel, große Säle mit vielen Lustres, hundert Damen im größten Putze, und eine so zahlreiche Gesellschaft, daß man sich kaum durchdrängen kann. Ueberhaupt scheint es jezt Mode zu werden, weit mehr Leute einzuladen, als die Säle fassen können. Nur mit vieler Mühe können Damen und junge Leute zum Tanzen kommen, und sich Arme und Beine frei machen. Das sind aber gerade die lustigsten Bälle. So gab neulich ein reicher Holzhändler auf dem Voltaire-Kay einen Ball, zu welchem 500 Personen eingeladen waren, obschon seine Wohnung nur etwa die Hälfte fassen konnte. Da war ein Gedränge, ein Verzweifeln der Damen, welche mit ihrem aufgedunsenen Putze nicht ohne Schaden durchdringen konnten, ein Wirrwarr wegen des Aufsuchens der eingagirten

Tänzerinnen u. s. w.; aber gerade dies gab dem Balle einen besondern Charakter; denn sonst gleichen sich die hundert Bälle, die hier auf einander folgen, wie ein Ey dem andern. Einen sehr glänzenden Ball gab ein bloßer Privatmann, Namens Moreau, in dem Marais, wo es noch große Häuser mit weitläufigen Gemächern aus der alten Zeit gibt. Dieser Moreau war zum Mitgliede des Pariser Munizipalrathes gewählt worden, und zur Feier dieser Wahl hatte er das prächtige Fest veranstaltet, wobei sich beinahe tausend Personen eingefunden haben sollen. Diamanten und Perlen waren hier zum Schmucke der Damen verschwendet, und die Beleuchtung war ganz dazu geeignet, den Schmuck in's glänzendste Licht zu setzen; denn in jedem Saale hing in der Mitte ein großer Kronleuchter mit vier kleinern umher, und außerdem waren noch halbe Kronleuchter, welche hier bei Bällen allgemein gebraucht werden, an den Wänden angebracht. Die Treppe war mit fremden Gesträuchen auf beiden Seiten besezt, und in der Mitte mit einem grünen Teppiche bedeckt. Vor dem Eingange der geräumigen Zimmer hatte man ein schönes Zelt aufgestellt, oder vielmehr das Obere der Treppe in Gestalt eines Zeltes verziert. Die Pariser Tapezierer sind Meister in der Kunst, jeden Raum, so häßlich er seyn mag, zu verschönern und wie mit einem Zauberschlage in einen prächtigen Saal umzuschaffen. Gewöhnlich sucht man zu den großen Bällen eine gute Musiktruppe von fünf bis sechs Mann zu bekommen, die, wenn sie von einem berühmten Meister geliefert werden, sich theuer bezahlen lassen, besonders gegen Ende des Karnevals, wo sie kaum zu bekommen sind. Bei Herrn Comte, dem Direktor der Postverwaltung, hatte man neulich die sonderbare Anordnung getroffen, daß ein Trupp von Sängern und Sängerinnen bloß mit Begleitung eines Flügels die Tänze sang; ich zweifle aber sehr, ob diese Neuerung viele Nachahmung finden wird. Bei den diesjährigen Bällen bemerkt man schon einen ziemlich häufigen Gebrauch der Trompète à piston, die auch bei den Regimentsorchestern zum Theil die Klarinette ersezt und sich in den Solo's vortrefflich ausnimmt. Für die schönen vornehmen Damen in Paris ist der diesjährige lange Fasching eine harte, aber auch entzückende Jahrszeit; denn von einer Soiree wandeln sie zur andern, kaum haben sie Zeit, zuweilen eine ganze Nacht auszuruhen. Es ist wirklich eine schwere Aufgabe für eine schöne Frau in Paris, Alles mitzumachen und nirgends zu fehlen, wo sich die große Welt oder doch ein ansehnlicher Theil derselben versammelt. Natürlich sind alle diese Lustbarkeiten mit vielen Kosten verbunden; allein wenn in Paris kein Geld zu Belustigungen vorräthig wäre, wo anders sollte man es finden? Die vielen und großen Hofbälle treten zwischen diese Privatlustbarkeiten als Hauptepisoden, und geben den Putzmacherinnen, den Miethkutschern, Lohnlakaien u. s. w. gewaltig viel zu thun.

(Die Fortsezung folgt.)

Zürich, Februar.

(Fortsezung.)

Spindlers Waldmann.

Wenn sich in dem engen Rahmen des Vorspiels das bewegte Bild einer wilden, zügellosen Jugend darstellte und entwickelte; wenn in raschen, kräftigen Zügen die Verirrung eines großen Charakters da gezeichnet ward, wo er, sich losringend, den Pfad zum Ruhm betritt, und in diesem Losringen selbst die Bürgschaft künftiger Erfolge bietet; wenn die prophetische Ahnung einstiger Größe durch Meister Peters Erscheinung wie von einem Blitzstrahl ihre stolzen Schwingen versengt fühlte, und so ein Mißton banger Erwartung die muthige Kriegsmusik der abziehenden Streiter durchschrillte: so beginnt mit dem ersten Akt ein von größern Interessen belebtes Bild, in welchem der ruhmgekrönte Held und Diplomat (um mich eines Modeausdrucks zu bedienen), der Ritter Hans Waldmann von Dübelstein, die Hauptfigur vorstellt, umgeben von Freund und Feind, und dem Treiben einer Republik, in welcher der uralte Kampf zwischen Patriziern und Plebejern nimmer ruht und rastet. Die Handlung beginnt mit dem Hin- und Herwogen der Massen, das die Wahl eines Bürgermeisters herbeiführt. Geschäftig erscheinen die Freunde Waldmanns, vor Allen sein Stiefsohn, der Junker Edlibach, der in kunstloser Rede auf Waldmanns Siege und Verdienste hinweist; geschäftig erscheinen die Feinde des Helden, und vor Allen, im Gegensaz zu Edlibach, mit geifernder Zunge der Prior der Predigermönche, und Theiling von Luzern, derselbe, welcher einst dem Jüngling Waldmann die Braut abspenstig machte, und dem Feldherrn Waldmann durch den Tag von Giornico sich als Nebenbuhler gesellte; und während Edlibach, der milde und muthige Freund des Stiefvaters, der ernste Forscher vergangener Zeit, Waldmanns Ruhm preist, sprechen die Feinde von der Schmach jenes Tages, da die Eidgenossen unter Waldmann den Theiling und seine halbnackte Hirtenschaar im Stich ließen, und diese Verlassenen in ihrer Verzweiflung den Feind niederwarfen. Waldmann siegt, und in ihm die Partei der Plebejer, denn der stolze Adel der freien Stadt rechnete auch den Ritter Waldmann nicht zu den Seinen. Der durchgefallene Alt-Bürgermeister, Ritter Heinrich Göldli, sucht nun mit seiner List den neuen Konsul für die Aristokratie zu gewinnen, aber vergeblich, denn der hochfahrende Waldmann strebt nach unumschränkter Macht, um die kühnen Entwürfe seines Ehrgeizes auszuführen; dabei ist er zu redlich, um zum Nachtheil des Gemeinwesens die Vornehmen zu begünstigen, zu unbändig, um sich den Rücksichten auf irgend wen zu fügen. So verbannt er seinen alten Feind Lazarus Göldli, Heinrichs Neffen, aus der Stadt, und wirft den Theiling, der nicht aufhört, ihn zu schmähen, in den Thurm. Um diese Gewaltthätigkeit dreht sich zunächst der Fortgang der Handlung; Edlibach, aus dem der gute Engel des wilden Mannes spricht, räth umsonst zur Milde gegen Theiling, der vor das Gericht Luzerns gehöre, und Edlibach ist es, der Margarethen, Waldmanns Jugendliebe und des Theiling Weib, einführt. Durch die Bitten der geängsteten Frau wird der strenge Richter gerührt und fast erweicht; da ertönt eine Glocke, und Waldmann athmet hoch auf, denn sein Entschluß ward zur Ausführung, die den Spruch unwiderruflich macht, und das Eine Wort: „zu spät!“ schneidet alle weitern Bitten ab. Diese Ungerechtigkeit gegen den Luzerner ist der Rostfleck auf Waldmanns Namen. Seine Feinde aber wissen ihn auch zu andern falschen Schritten zu verleiten, oder vielmehr zu zwingen, und seiner Volksthümlichkeit gibt der Befehl gegen Kleiderpracht und übermäßigen Aufwand einen harten Stoß. Der Uebermuth seiner Freunde bewegt ihn zu dem Gebot, den Unterthanen der Stadt, den Seebauern, die Hunde todtzuschlagen, und diese Anordnung gibt den „armen Leuten“ Anlaß zur offenen Empörung.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 66.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 18. März 1835.

Buckingham. — Ich sprach: wer seinem Lande wohl will, rufe:
„Gott schütze Richard, Englands großen König!"
Gloster. — Und thaten sie's?
Buckingham. — Nein, helf mir Gott, sie sagten nicht ein Wort.
Shakespeare.

Eröffnung des englischen Parlaments im Februar 1835.

(Beschluß.)

Die Aufläufe und Ungebührnisse, welche, wie Viele vorhersagten und Viele wünschten, die sich dabei in Sicherheit wußten, während der Auffahrt des Königs stattfinden sollten, hatten das Schicksal der Revolutionen, welche vor einigen Jahren in verschiedenen deutschen Hauptstädten von Zeit zu Zeit regelmäßig angesagt wurden; es wurde nichts daraus. Doch nein, etwas geschah doch. Zwei Schneidergesellen, von denen der Eine in St. James Park, der Andere in der Nähe der Westminsterabtei Posto gefaßt hatte, ließen es sich einfallen, ihre Unzufriedenheit mit dem Könige in einem halben Dutzend anstößiger Worte zu äußern. Letzterer soll die Verwegenheit sogar bis zu dem Entschlusse getrieben haben, im Fall seine Aeußerungen Anklang fänden, an ein Weiteres denken zu wollen. Beide wurden von der Polizei festgenommen, in Verwahrung gebracht, noch desselben Tags verhört — des Hochverraths schuldig erkannt und gehängt? Nichts weniger, jeder um fünf Schillinge gestraft und dann laufen gelassen. Man wird auf dem Kontinente dieses Verfahren für zu mild erkennen. Auch in England würden die beiden Störer der öffentlichen Ordnung härter gezüchtigt worden seyn, wären sie nicht — Schneider gewesen. Dies läßt sich wenigstens aus dem Eingange der richterlichen Entscheidung folgern: „in Betracht, daß James Parker ein Schneidergeselle ist" u. s. w. Ungeachtet der erfahrenen Milde, hat der Vorfall eine solche Angst und Bestürzung unter der wohllöblichen Schneiderinnung von Westminster verbreitet, daß in einer sofort berufenen Versammlung einmüthig der Beschluß gefaßt wurde, Sir Robert Peel zum Ehrenmitgliede aufzunehmen, und durch die zu Ueberbringung des Diploms erwählte Deputation ihm den Wunsch und die Bitte auszusprechen, er möchte das innigste Leidwesen der Innung über den momentanen Wahnsinn zweier ihr Angehörigen, so wie die Versicherung unwandelbarer Treue und Loyalität am Fuße des Thrones niederlegen. Sir Robert hat in einem sehr verbindlichen Schreiben seinen tief gefühlten Dank für die ihm angethane Ehre und seine Bereitwilligkeit ausgedrückt, dem Könige die treuen und loyalen Gesinnungen der Schneider von Westminster ohne Verzug zu überliefern. Aus diesem Schneidervorfalle ergibt sich, einmal, daß auch andere Staatsbürger als Advokaten aufrühreerische Gedanken hegen und hochverrätherische Handlungen begehen können, und zweitens, daß zwar jener große Psycholog und Kriminalist in Berlin nicht Unrecht hat, der die Schneider wegen ihrer, durch die

Art ihres Sitzens erzeugten Vorliebe zu tumultuarischen Bewegungen für die staatsgefährlichsten Menschen erklärte, daß jedoch die Schneider von Westminster dabei auszunehmen sind.

Obgleich indessen laut der in's Publikum gekommenen Nachricht nur zwei Individuen sich so weit vergessen haben, ihre Unzufriedenheit mit dem Könige in unanständigen Worten zu äußern, so ist doch nicht zu leugnen, daß viele Tausende ihr Mißfallen über den lezten Ministerwechsel dem Könige bei dieser Gelegenheit sehr deutlich zu erkennen gegeben haben. Die wenigen Beifallsrufe, die seine Ankunft begrüßten, wurden fast allgemein, sobald sie sich erhoben, durch Zischen und Pfeifen übertäubt. Wo weiße Tücher aus den Fenstern und von Balkons dem Ankommenden entgegenwehten, fehlte es nicht an starken Stimmen, welche die Inhaber und Inhaberinnen der Tücher ersuchten, sie gefälligst einzuziehen, und mit wenigen Ausnahmen fanden die Stimmen Gehör und Beachtung. Es hat aber auch nicht verlautet, daß einer jener wenigen Ausnahmefälle irgend eine Rohheit zur Folge gehabt habe. Man kann daher wohl behaupten, daß die Volksstimmung sich an jenem Tage mehr schweigend als handelnd ausgedrückt. Wo der Beifall schwieg, schwieg auch das Mißfallen, und der königliche Wagen fuhr zu zehn und zwanzig Schritten, ohne daß ein Laut der einen oder der andern Art ihn bewillkommte. Volksgunst, wie Volkshaß, ist eine Rauchsäule, die jeder Luftzug nach einer andern Richtung führt. Dennoch buhlen Viele um jene, und fürchten sich Viele vor diesem, und selten wird Einer hoch stehen im Staate, dem es gleich gälte, ob der Jubel oder das Gezisch der Menge ihn empfängt. Hieraus erklärt sich, ohne daß man nach einem verborgenen Grunde zu forschen braucht, warum kein Frohsinn auf den Zügen des Königs ruhte, sondern er steif und ernst und finster durch die Menge nach dem Parlamentshause und von da zurück nach St. James fuhr. Es würde aber auch auf der andern Seite eine falsche Meinung seyn, als ob das Volk an thätlicher Bezeigung seiner Unzufriedenheit durch Bajonette und Säbel verhindert worden wäre. Nur eine kleine Abtheilung Fußgarde war am Parlamentshause aufgestellt; in den Straßen und auf den offenen Plätzen, über welche der Zug sich bewegte, blinkte neben den gewöhnlichen Schildwachen — und diese sind sehr dünn gesät — kein Extrabajonett. Allerdings wurde die königliche Auffahrt von der Leibgarde zu Pferde eröffnet und von ihr geschlossen, allein die Abtheilungen waren im Verhältniß zur Volkszahl so unbeträchtlich und ritten so weit vor dem ersten und so weit hinter des Königs Wagen, daß sie nur als Schmuck, nicht als Schutz dienen konnten. Die Polizei war durch besonders vereidete Konstables verstärkt und längs der Straßen und Plätze aufgestellt. Ihr kurzer Stab ist bei anscheinender Unbedeutendheit eine furchtbar wirksame Waffe. Doch würde der höchste Anschlag kaum zwei Polizeidiener auf fünfhundert Zuschauer rechnen dürfen. Man braucht den englischen Pöbel nicht zu kennen, die breiten Schultern und die riesigen Fäuste der arbeitenden Klasse nie gesehen zu haben, um vollkommen zu begreifen, daß es der Polizei unmöglich gewesen wäre, die Ausführung beschlossener Ungebührnisse durch physische Kraft zu verhindern. Es ist daher weniger als zweifelhaft, daß die diesfalls ausgebreiteten Gerüchte leere Erfindung waren.

London würde nicht London seyn, hätten die fingerfertigen Gauner am Tage des ersten Zusammentritts und am Tage der Eröffnung des Parlaments die Gelegenheit zu reichlicher Ernte sich entgehen lassen. Sie haben auch, laut der öffentlichen Berichte, das Mögliche daraus zu machen gewußt, und manche Uhr und manche Börse hatte am Abende jener beiden Tage ihre Herren gewechselt. Es wird indessen den englischen Taschendieben oft unrecht gethan. Weil die Versicherung, pick-pocketted zu seyn, stets unbedingt Glauben findet, so müssen die guten Taschendiebe viele Uhren stehlen, die ehrlich versezt worden sind, und viele Beutel abschneiden, deren Inhalt an Orten verloren ging, wo es nur anständige Diebe und keine gemeinen Beutelschneider gibt. Ueberhaupt scheint das Stehlen in und um London im Abnehmen zu seyn, ob aus verbesserter Moralität oder in Folge verbesserter Polizei, wer möchte das entscheiden? Als Colquhoon im Jahre 1800 sein Werk über London herausgab, schlug er den Betrag der jährlichen Diebstähle aller Art in und um London, jedoch mit Ausnahme dessen, was als unübersehbar auf der Themse, auf den Kais und in den Schiffswerften abhanden kommt, zu der artigen Durchschnittsumme von 99,010 Pfund Sterling an. In einer spätern Auflage bemerkte er, daß er zwar Grund habe, einige Ansätze zu ermäßigen, aber eben so vielen Grund, andere zu erhöhen, und daß er daher, da das Facit das frühere bleibe, es auch bei der frühern Summe bewenden lassen müsse. Seit dem Schlusse des Jahres 1834 hat die hiesige Polizeibehörde einen sehr ausführlichen Bericht ihrer Wirksamkeit bekannt gemacht, in welchem der, von den Bestohlenen selbst angegebene Werthbetrag sämmtlicher im Laufe des Jahres zur Kenntniß der Polizei gekommenen Diebstähle innerhalb des von Colquhoon bezeichneten Distriktumfanges die runde Summe von 24,000 Pfund Sterling ausgemacht. Zu bedauern ist, daß in dieser Angabe der Betrag des in der City gestohlenen Gutes fehlt. Den zu ermitteln, liegt außer der Macht der Polizei, denn dort regiert der Lord Major.

Soldatenschicksale.

(Fortsetzung.)

Kaum hatte Römmling sich etwas umgekleidet und auf ein Ruhebett niedergelassen, so trat ein ältlicher Herr mit gemeinen Zügen, aber nicht ohne eine gewisse Grandezza in's Zimmer und sagte, als Römmling aufstehen wollte, mit gnädiger Miene: „Bleiben Sie sitzen, ich will Sie nicht in Ihrer Bequemlichkeit stören; denn ich weiß sehr wohl, daß von einem Kranken die gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen nicht zu verlangen sind.“ Darauf sezte er sich neben Römmling auf das Sopha. „Ohne Zweifel,“ nahm dieser das Wort, „sehe ich den Herrn dieses Hauses und vermuthlich den Erhalter meines Lebens vor mir.“ — „Das Haus ist allerdings mein,“ erwiderte der Fremde, „und es freut mich, einem Verwundeten die Bequemlichkeiten, die es bietet, angedeihen lassen zu können.“ Er warf bei diesen Worten einen wohlgefälligen Blick um sich. — „Was Ihr Leben anbelangt, so haben meine Leute Sie den Tag nach Ihrem verunglückten Sturme im Stadtgraben gefunden und mit einigen Ballen Waaren unbemerkt in dieses Haus transportirt, da sie wußten, daß Fabrique Fonseca nicht nur ein reicher, sondern auch ein patriotischer Mann ist, der den Engländern immer zugethan war.“ — „Wie soll ich Ihnen, werthester Don Fabrique,“ sagte Römmling, „für alle Ihre Güte danken? Wie viel Menschenliebe haben Sie an mir bewiesen, und ich habe Ihnen nichts als Ungelegenheit dafür gemacht.“ — „Was das anbetrifft,“ erwiderte Fabrique, behaglich lächelnd, „so macht es in einem Hause, wo so viele Dienstleute sind, wenig Unterschied, ob ein Mann mehr oder weniger darin zu versorgen ist. Es mangelt uns, Gott sey gedankt, an nichts.“ — „Das ist mehr, als man von den meisten belagerten Festungen sagen kann,“ versezte Römmling. „Ja, während der Belagerung war das etwas anderes,“ sagte Fabrique; „aber jezt sind wir Gott sey Dank wieder auf freiem Fuß. Lord Wellington ist abgezogen.“ — „Mein Gott!“ rief Römmling erschrocken, „so bin ich gefangen?“ — „Nein, nein,“ beruhigte ihn Fabrique, „ich bin im Herzen ein guter Engländer, obgleich ich es auch mit den Franzosen nicht verderben mag. Sehen Sie, ein reicher Mann ist der Natur der Sache nach eigentlich mehr ein Weltbürger, als irgend etwas anderes; die Sprache, die er spricht, verstehen alle Nationen. Nein, Niemand weiß etwas davon, daß Sie hier sind, und ich habe schon meiner Frau versprechen müssen, Sie gelegentlich wieder zu den Ihrigen zu schaffen. Auch auf die Verschwiegenheit meiner Leute kann ich rechnen, denn wer gut bezahlt, wird gut bedient. Jezt nehmen Sie nur Ihre Geduld zusammen; man muß die Gelegenheit abwarten, die man übrigens, wie einen Vogel mit der Leimruthe, gar oft mit einer gespickten Börse fangen kann.“ — Er schlug sich dabei auf die gefüllte Westentasche. — „Meine Dankbarkeit ist groß, werthester Herr,“ rief Römmling, dem es leicht ward, über seines Wirthes wahrhaft großmüthiger Handlungsweise dessen Eitelkeit zu übersehen; „aber wie soll ich's Ihnen je beweisen?“ — „Ei,“ sagte Fabrique, „indem Sie sich's in meinem Hauswesen wohl gefallen lassen, bis wir Sie wieder in Freiheit setzen können. Es soll Ihnen an nichts fehlen. Sie sehen heute so wohl aus; kommen Sie doch an unsern Familientisch, der freilich nur aus meiner Frau und mir selbst besteht, an dem Sie sich aber desto zwangloser fühlen werden.“

Römmling nahm dieses Anerbieten zwar nicht für heute, aber, wenn er wohl genug sey, doch für den folgenden Tag an. Die Perspektive, anstatt im Dienste thätig seyn zu können, vielleicht lange Zeit in diesem spanischen Ehebündniß der Dritte seyn zu müssen, dessen zweite Hälfte er sich der ersten ziemlich analog dachte, schlug ihn etwas nieder. Aber er fand dennoch Ursache genug, Gott zu danken, daß er sein Schicksal so gnädig gelenkt hatte. „Es wird eine fette Spanierin seyn, der ich nun einige Wochen den Hof machen muß,“ dachte er sich, als er am folgenden Tage einen seidenen Schlafrock um die Glieder geschlagen hatte und sich anschickte, der Wärterin zu folgen, die ihm den Weg in die Zimmer ihrer Herrschaft zeigte. Eine Dame saß allein im Fenster, den Rücken gegen ihn gewendet, und den Kopf nicht einmal umdrehend, als ob sie ihn nicht hörte. „Ach Gott, taub noch obendrein!“ dachte sich Römmling. Indem ging die Wärterin hinaus und er befand sich mit der Dame allein.

„Römmling!“ rief eine bekannte Stimme, die ihn durchbebte, „Römmling, erschrecken Sie nicht; ich lebe und sehe Sie wieder.“ — Rasch trat er vor und stand — Theresa gegenüber. Beinahe hätte er sie in die Arme geschlossen, so überraschte und erfreute ihn das Wiedersehen, und bei jedem Augenblick näheren Nachdenkens begriff er ihr Schicksal weniger. Sie gab ihm die Hand und sagte eilig: „Kein Wort von einer frühern Bekanntschaft! mein Mann ist eifersüchtig wie ein Tiger. Seyn Sie eher barsch, als zu höflich gegen mich.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich, Februar.

(Beschluß.)

Spindlers Waldmann.

Inmitten dieses Treibens sehen wir eine freundliche Gestalt auftauchen: Regina, Waldmanns Pflegetochter, die er.

ein Kind, einst aus einer brennenden Hütte in Burgund rettete, und die er heimlich bei seinem Freunde Amman, dem Stadtschreiber, hegt. Sehr zart und dennoch deutlich genug zeichnet der Dichter des Helden Gefühl für dieses Mädchen, das ihn kindlich verehrt, aber seine Liebe einem Jüngling (Frauenfeld, Rathsherr und des Bürgermeisters Freund) zuwendet. Zunächst erblicken wir den Lenker des Staates beim freundschaftlichen Abendtrunk mit seinen Vertrauten „auf der Zunft zum Schnecken," wo es verboten ist, von öffentlichen Angelegenheiten zu reden; dennoch aber wendet sich das Gespräch auf diesen Gegenstand, und weil Alle in die Strafe verfallen, begehrt Waldmann auch sein Theil zu bezahlen, und dafür ein Wort zu sagen; und er sagt es, ungeschminkt, treu und wahr, so daß der Hörer selbst die Irrthümer des Mannes liebgewinnt; endlich fragt er, welch höhern Lohn ihm nun noch das beglückte Vaterland aufspare? Da tritt Meister Peter ein, und legt des Theiling Nachlaß auf den Tisch.

Unter den Bewegungen, welche der Aufstand des Landvolks hervorruft, und den die Verschwörungen der Feinde Waldmanns, welche sich um den Prior der Predigermönche schaaren, unterstützen, erscheint des Helden böse Ehe mit Anna Landolt, der Begründerin seines Reichthums. Anna entdeckt Regina's verborgenen Aufenthalt, und überhäuft das arme Kind, das in ihr eine Mutter zu finden begehrt, mit grausamen Warnungen. Noch einmal erscheint die Zunft zum Schnecken, in der ein lustiges Bankett sich bewegt, als dessen Königin die schöne Marie von Basel erscheint, welche Waldmann, einem jungen Liebesritter gleich, umflattert. Mitten in der Lust des Festes unterschreibt der Bürgermeister das unselige, auf seinen Befehl verfälschte Protokoll, in welchem der Vertrag mit den Seebauern dargestellt wird, als ob diesen nicht Zugeständnisse gemacht, sondern Verzeihung und Huld erwiesen worden wären. Diese Fastnachtslust — welche, nebenbei bemerkt, uns ganz in den Geist jener Zeit versetzt, so eigenthümlich ist sie mit wenigen kräftigen Strichen gezeichnet — erregt in Waldmann solchen Taumel, daß er beschließt, sie in Baden fortzusetzen, wozu die schöne Marie sich alsbald bereit zeigt, und vergeblich sind nun Edlibachs warnende Vorstellungen. Nur einen Augenblick wankt Waldmann, als Regina, blaß und verstört, erscheint, vor Anna gleichsam Schutz suchend; aber er sendet das Mädchen unter Frauenfelds Obhut in das Nonnenkloster zu seiner Freundin Klara, der ehemaligen Frau des Lazarus Göldli, und unternimmt die Badenfahrt, die ihn verderbt, weil er dabei die Zeit vertändelt, in der er sich vielleicht gerettet hätte. Die Feinde sind wachsam und thätig, die Freunde ohne das leitende Haupt. Nur noch einmal senkt sich die Wage zu Waldmanns Gunsten, als er selbst erscheint; aber im entscheidenden Augenblick hebt sich seine Schale, und er unterliegt den Ränken seiner Gegner, der Empörung des Landvolkes und dem Hasse des Pöbels. Ergreifend ist der Schluß: des Helden Versöhnung mit sich selbst, sein edler Wille, der sein Herz zum Tode läutert, und die Reue, die im Augenblick selbst, wo sein Haupt fällt, die erbittertsten Feinde ergreift. Die Scenen mit Klara, mit Regina und Frauenfeld, mit Meister Peter und andere reihen sich effektvoll aneinander.

Es war mir unmöglich, in dieser kurzen Andeutung auf alle Schönheiten des Kunstwerks hinzudeuten; aber sie dient vielleicht, Ihrem Publikum einen Vorschmack von dem zu geben, was es von einem Schauspiel zu erwarten hat, das ohne Zweifel in kurzer Zeit über Deutschlands erste Bühnen gehen wird, und diesen Weg jedenfalls betreten würde, wenn auch unser armes deutsches Theater nicht so verwaist wäre, als es in der That ist, und wenn auch unsere vorzüglichsten Künstler nicht ihre Kräfte an leere bombastische Rollen verschwenden müßten, wie ihnen in der That die neuere Zeit sie aufdrängt, während in dem fernen Zürich ein namenloser Komödiant, von den Schwingen der Dichtung getragen, sich den ungetheiltesten Beifall erwarb.

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Bälle.

Die Theater müssen Alles aufbieten, um gegen die Tanzlust bei Hofe, bei Ministern, Gesandten und Privatpersonen anzukämpfen. Das Théâtre nautique hat den Einfall, in der künftigen Woche ein chinesisches Ballfest zu geben; eine sinnreiche Art, wie es scheint, um aus dem zu seinem chinesischen Ballette angeschafften Zubehör einigen Nutzen zu ziehen, da seine dramatischen Darstellungen bereits in's Stocken gerathen sind. Sein Wasserbecken, das noch immer besteht, aber wahrscheinlich ehestens ausgetrocknet werden wird, soll den großen Kanal in China vorstellen (vielleicht wird man es durch ein Vergrößerungsglas zeigen). Ueber diesen Kanal soll eine Brücke geschlagen werden, was eben keine mühsame Arbeit seyn wird; wahrscheinlich wird die Umgebung auch in chinesischem Geschmacke ausstaffirt werden. Dann wird das Publikum noch eingeladen, um die Täuschung zu vollenden, bloß in chinesischer Tracht zu erscheinen, die es sich bei einem gewissen Kostümier verschaffen könne, der wahrscheinlich die jetzt unbrauchbaren Kostüme aus dem weiland chinesischen Ballette unter den Händen hat. Ein anderes Theater, dem es, wie es scheint, nicht so sehr um die Qualität, als um die Quantität des Zuspruchs zu thun war, hatte es sich einfallen lassen, unter der Hand eine Menge von Billetten zu einem Franken austheilen zu lassen. Dadurch war denn der Odeonsaal am vorletzten Sonntag zwar ganz voll geworden, aber von Leuten, die man sonst nicht auf den theuern Theaterbällen zu erblicken pflegt. Obschon sich nun der sogenannte Pöbel in Paris gesittet zu betragen pflegt, besonders da, wo er nicht die Mehrzahl ausmacht, so war er diesmal doch so ausgelassen lustig und auf seine Weise spaßhaft, daß der Saal dadurch sehr übel zugerichtet wurde, und der Theaterdirektion die Lust vergangen ist, einen zweiten populären Ball zu geben. Ihr ganzer Profit ist durch die Kosten der Reinigung und Wiederherstellung des Theaters daraufgegangen. Eine andere Gattung von Bällen sind die Wohlthätigkeitsbälle, welche in mehreren Stadtarrondissements oder Revieren zum Besten der darin wohnenden Armen gegeben werden. Da der Eintritt zehn Franken zu kosten pflegt, und es auf denselben sehr festlich hergeht, so werden sie auch nur von den Reichen besucht. Jedes Arrondissement sucht es dem andern dabei zuvorzuthun, und nach englischer Art wird bei jedem Ball eine Anzahl von Dames patronesses angeworben, die dann nicht umhin können, eine solche Ehre mit Gold zu belohnen, und ihr Protektorat nicht allein beim Balle, sondern auch bei der Kasse zu bethätigen. Obschon solche Wohlthätigkeitsbälle ihr Gutes haben und in den Zeitungen hoch gepriesen werden, mit Aufführung der Namen der vielen Patronesses, so hat sich doch so eben ein streng moralisches Blatt, le Semeur, welches von Mitgliedern der hier noch wenig ausgebreiteten Methodistensekte verfaßt werden soll, gegen dieselben aus einem moralisch-philanthropischen Gesichtspunkte erhoben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 67.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 19. März 1835.

Garganum mugire putes nemus aut mare Tuscum:
Tanto cum strepitu ludi spectantur et artes.

Horat:

Theatralische Miszellen.

(Aus dem Englischen.)

Das Applaudiren.

Gleichmäßiges Klatschen, ewige Bravo's schienen mir immer unzulänglich, um die verschiedensten Eindrücke, von tausend Gegenständen in unsern Schauspielen erzeugt, auf gehörige Weise auszudrücken. Ich dachte mir, die Alten, von denen wir so viel gelernt haben, müßten auch hiefür vielfältigere Zeichen gehabt haben; und wirklich beobachteten sie bei ihren Beifallsbezeugungen gewisse Nüancen, eine bezeichnende Stufenfolge, wie sie der Werth der dargestellten Werke oder der Darsteller erforderte; mit einem Worte, sie verstanden es, diese Beweise ihrer Zufriedenheit zu klassifiziren, statt sie so unverständig zu verschwenden, wie wir es zu thun gewohnt sind. Folgendes theilen uns Sueton, Seneka, Tacitus u. A. hierüber mit.

In den ersten Zeiten nach Roms Erbauung applaudirte man ohne Ordnung und ohne Takt, ungefähr wie wir es heutzutage machen. Später wurde die Kunst zu applaudiren unwiderruflichen Gesetzen unterworfen. Bald mußte der Mittelfinger an das lezte Glied des Daumens geschnellt werden, was ungefähr einen Effekt wie unsere Castagnetten machte; dies war die schwächste und mindest schmeichelhafte Art des Beifalls. Wurde mit allen Fingern der rechten Hande in die flache linke geschlagen, so war es schon eine größere Auszeichnung. Dies mochte ohngefähr dem Geräusche gleichkommen, als wenn man irdene Töpfe mit Stöcken zerschlägt, daher kam auch der Beiname dieser Art zu applaudiren: testas. Wurde mit beiden Händen zusammengeschlagen, so geschah es entweder mit flachen, oder mit hohlen. Jene Art wurde mit imbrices bezeichnet, und machte ein Geräusch wie der Hagel auf einem Ziegeldach; die andere hieß bombus, und kam dem Summen der Bienen gleich. Die Römer benuzten auch ihre Togen, mit deren Zipfel sie den Schauspielern Beifall zuwehten. Kaiser Aurelian ließ unter dem Volke Streifen Zeuges austheilen, deren es sich statt der Toga bedienen konnte.

Soviel vom stummen Beifall. Der Zuruf, oder laute Beifall war aber auch gewöhnlich und bildete eine Art von Melodie. Properz beklagt sich über die Unkenntniß der Landleute, welche durch Geschrei die allgemeine Harmonie des Beifallrufes störten. Auch Tacitus erwähnt dieser ungeschickten Beifallspender. Hieraus ergibt sich, daß bei den Alten zwischen der Ursache und der Wirkung stets ein richtiges Maaß waltete, ein Verhältniß zwischen dem Werthe der Stücke oder der Schauspieler, und dem Danke der Zuschauer. Aber das ist es

eben, was uns jezt gänzlich fehlt, und zwar liegt dieses nicht an unserm Geschmack, sondern am Mangel der gehörigen Zeichen; daher nun dieser wilde Lärm, dieses Klatschen, Stampfen und Schreien, die unsere Schauspielhäuser erfüllen, und bald dem Verfasser einer Bagatelle, bald dem Dichter eines Meisterwerkes, dem Liede wie der Arie, dem Possenreißer wie dem großen Schauspieler zu Theil werden. Es wäre zu wünschen, daß sich eine Stufenleiter in diesen Beifallsbezeugungen bildete, daß man bemüht wäre, die Arten zu bestimmen, und die Sensation, welche sie ausdrücken sollen. Die Schauspieler würden auf diese Weise durch das Publikum selbst streng klassifizirt; nach und nach würde der Eine und der Andere sich auf schmeichelhafte Weise erhöht sehen und so den deutlichsten Beweis seines Fortschreitens erhalten. So lange man die höchsten Zeichen des Beifalls Anfängern zu Theil werden läßt, wie man sie nur bedeutenden Künstlern ertheilen sollte, welche lange Gewohnheit der Scene und tiefes Studium dieser Ehre würdig macht, so lange hat die Mittelmäßigkeit das Recht, sich über Alles erhaben zu wähnen, und sich in der That für das non plus ultra zu halten. — So arbeiten wir selbst immerwährend daran, das wahre Talent zu untergraben und das Theater herabzuwürdigen. *

Schon Juvenal geißelt in seinen Satiren die Leidenschaft des gemeinen Mannes in Rom für die Schauspiele. Was würde er erst jezt dazu sagen, daß die lezten Klassen der Gesellschaft sich's an der Nahrung abbrechen, um diesen zur Epidemie gewordenen allgemeinen Geschmack zu befriedigen? Nach diesen Betrachtungen halte ich es für unerläßlich, gewisse Geseße zu erfinden, denen jene Klasse von Zuschauern unterworfen werden müßte, welche kein durch Erziehung gebildetes Urtheil besizt, und diese Geseße müßten in den Eingangshallen unserer Schauspielhäuser angeschlagen werden.

Es gibt keinen Rang im Theater; jeder Zuschauer ist für sein Geld dort und zu seinem Vergnügen; aber Erziehung und Kenntnisse bilden die natürliche Grundlage eines unantastbaren Rechts, des Rechts, die Stücke und die Künstler zu beurtheilen. Die Logen geben jedoch nirgends mehr den Ton hierin an; aber als das Parterre sich dieses Privilegiums bemächtigte, war es eben gebildeter als jezt.

Sollte man nicht gegen den Mißbrauch, den Schauspieler in dem schönsten Momente der Scene, auf dem höchsten Gipfel seiner Kunst, durch unbescheidenes Geschrei zu unterbrechen, und so das allgemeine Vergnügen zu stören, die ernsthaftesten Maßregeln ergreifen? Doch ich glaube, bündig genug die Nothwendigkeit einer Reform in dieser Angelegenheit dargethan zu haben, und wie wünschenswerth es sey, neue Zeichen des Beifalls zu ersinnen, welche, von progressivem Werthe, bei den verschiedenen sich darbietenden Gelegenheiten, selbst im Laufe einer und derselben Vorstellung sich anwenden ließen.

* Dies ist auch sehr wahr in Bezug auf unser Theater. Mit dem „das junge Talent muß man aufmuntern," wird in unsern sogenannten großen Städten ein gar arger Mißbrauch getrieben, besonders wenn das junge Talent einem Mädchen inwohnt.

Soldatenschicksale.

(Fortsetzung.)

Don Fadriques Eintreten ließ Theresa verstummen. Sie ging ihm feierlich entgegen und sagte: „Mein lieber Fonseca, Dein spätes Erscheinen sezt mich in die unangenehme Lage, mich einem Fremden gegenüber zu sehen, der mir nicht einmal vorgestellt ist." — „Liebe Theresa," erwiderte Fadrique, „ich habe so eben erst nach unserm Gaste geschickt und begreife nicht, warum derselbe so früh hergeführt worden ist. Indessen vorstellen kann ich ihn Dir nicht, da mir selbst sein Name noch unbekannt ist." Römmling verbeugte sich verbindlich und sagte: „Kapitän Römmling, zu Ihren Diensten." — „Rumely?" fragte Theresa. „Römmling, mein Kind," lachte Fadrique. „Sie hat gar ein schlechtes Ohr für ausländische Namen, meine Theresa, aber ein gutes englisches Herz, nicht wahr, Täubchen?" Theresa nickte vornehm, und man sezte sich zu Tisch. — Nur ein Diener wartete auf an der mit Pracht servirten Tafel, die jedoch für Römmling auch mit Krankenspeisen versehen war, von denen er nur mäßig genoß, weil seine leicht erhizte Kopfwunde ihn an seine Schwäche erinnerte. — Nach Tisch trennte man sich, um die Siesta zu halten; Römmling begab sich in den reizenden Garten, wo für den dunkeln Schatten, der ein Bedürfniß des Südens ist, hinlänglich gesorgt war. Er legte sich auf eine Gartenbank und verlor sich in Vermuthungen über Theresas Schicksal und ihr sonderbares Betragen. Auch mit ihrer Gestalt war seine Einbildungskraft beschäftigt. Sie war jezt über die ersten Jahre der jungfräulichen Blüthe hinweg, etwa zwei=und=zwanzig Jahre alt und eine verheirathete Frau. Dieser Umstand hatte ihrer Schönheit nicht geschadet; es gibt Gestalten und Physiognomien, die das Feuer der Erfahrung besser kleidet, als das Eis der Jungfräulichkeit; zu diesen gehörte sie. „Was ist wohl anders an ihr geworden?" sagte er sich; „jeder Zug ist derselbe geblieben, das Bischen mehr Fülle kann's nicht allein seyn. Und doch ist der Eindruck, den sie jezt auf mich macht, himmelweit verschieden von dem früheren." Da stand sie vor ihm, als wolle sie seine Zweifel lösen. Er wollte aufspringen, sie aber sagte, ihn sanft auf den Siz zurückdrängend: „Schonen

Sie sich! — Nur unter der Bedingung kann ich bleiben; und ich habe Ihnen so viel zu sagen und bliebe so gern.“

Sie sezte sich neben ihn, hielt den Mund zu, den er zum Reden öffnen wollte, und fuhr fort: „Hören Sie mich. Unser Zusammentreffen ist zu außerordentlich, als daß ich es durch unnützes Zögern noch abkürzen sollte. Es drängt mich, Ihnen mein Vertrauen zu schenken; Sie sollen meine ganze Geschichte wissen. Ich bin die Tochter eines reichen Kaufmanns aus Madrid, und war noch jung, als ich die Mutter verlor, und mir selbst und der Leitung eines sehr beschäftigten Vaters früh, zu früh überlassen. Ich war sechzehn Jahr alt, als ein junger Deutscher in unser Haus kam und bald mein Herz zu gewinnen wußte. Mein Vater durfte nichts von unserer Liebe wissen, denn er war Protestant, und es gehörte die Stärke meiner Leidenschaft dazu, sollte ich selbst diesen Punkt übersehen; aber ich dachte oft, daß ich durch meine heißen Gebete seine Seele vor der ewigen Verdammniß bewahren könne. Römmling! verachten Sie mich nicht, wenn ich Ihnen sage, wir liebten uns zu heiß, zu unvorsichtig; wir wußten uns nicht vor uns selbst zu schützen, und jezt noch muß ich die Stunden unserer, wenn auch zu heißen, doch reinen Liebe zu den glücklichsten meines Lebens zählen. Ihr Nordländer urtheilt anders über die Liebe, Ihr seht sie als eine Macht der Hölle an, uns ist sie bloß Nothwendigkeit.“

Bei diesen Worten sah sie Römmling mit so glühenden Augen an, daß er die seinen davor niederschlug und daher zu seinem Unglück keine Lerche in der Luft erblikken konnte. — Sie fuhr fort: „Mein Freund mußte nach Deutschland zurück, aber er versprach mir auf das Heiligste, in Jahresfrist zurückzukehren und mich zur Frau zu nehmen, mit oder troz dem Willen meines Vaters. Er war nur wenige Wochen fort, als ich mich Mutter fühlte. Ich war nahe daran, mich in’s Wasser zu stürzen; aber mir fehlte doch der Muth dazu. — Bald darauf brach der Krieg aus und ich blieb ohne alle Nachrichten von dem Vater meines Kindes, was meinen Kummer noch unendlich vermehrte. Ich wußte mir keinen Rath, als meiner alten Amme, die noch in unserm Hause wohnte, mein grenzenloses Elend zu entdecken. Die Verrätherin! sie machte meinen Vater zum Mitwisser dieses traurigen Geheimnisses. Seine Wuth war unbeschreiblich; er schleuderte mich zu Boden, ohne Rücksicht auf meinen Zustand, und stieß mich von sich, wie einen Hund, als ich flehend zu seinen Füßen kroch. Nach Anbruch der Nacht brachte man mich in einen Wagen und steckte mich in das Kloster San . . ., wo meine Taute Aebtissin war. Dort blieb ich gefangen in meiner Zelle, bis ich endlich ein todtes Mädchen gebar. Die übrigen Tage meines Lebens in diesen Mauern zubringen zu müssen, war mir als mein unwiderrufliches Schicksal angekündigt worden, und in stummer Verzweiflung ergab ich mich in das Unvermeidliche. Endlich gewährte man mir die Freiheit, mich im Innern des Klosters, wie die übrigen Nonnen, zu ergehen. Da sah ich Sie, und für eine lange Zeit war meine Geschichte die Ihrige, bis in Venlvedro, einem Dorfe nahe bei Villa franca, ein Trupp Franzosen unsern Wagen erbeutete, und mein jeziger Mann, der als Lieferant der Armee folgte, mich vor den schrecklichsten Mißhandlungen schüzte. Von seiner Liebe und meinen Kämpfen will ich lieber schweigen; genug, ich ward seine Frau, es blieb mir ja kein anderer Schutz auf der weiten Erde. Er ist unermeßlich reich, und ich bin durch ihn eine der angesehensten Frauen in Badajoz; aber mein Herz ist unbefriedigt; was Sie von ihm gesehen haben, wird Ihnen sagen, ob er es befriedigen kann.“ — Hier seufzte sie tief und fuhr dann fort: „Ueberdies plagt er mich mit der lächerlichsten Eifersucht, und nur die gemessenste Kälte in meinem Betragen gegen Sie kann seinen Argwohn einlullen. Verrathen Sie mich nicht, Römmling, wenn Ihnen meine Ruhe lieb ist; sprechen Sie kein Wort von unserer frühern Bekanntschaft; ach! ich wollte, daß ich sie selbst vergessen könnte! Behalten Sie auch die Binde um den Kopf, so lange Sie bei uns sind, damit er nicht ahne, welch schöne Stirn und welche Locken darunter verborgen sind.“ — Mit einer schnellen Bewegung schnellte sie das Tuch weg, küßte mit feuchten Lippen die frischverharschte Wunde und verschwand.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Februar.

Der Winter. Karneval.

Der jezige Winter ist ganz geeignet, die schon lange in Mißkredit gekommene Kunst der Weissagung um ihre lezten Anhänger zu bringen. Schon mitten in der Sommerhize stiegen ihnen die Haare zu Berge vor der Unzahl erfrorner Nasen und Ohren, die ihre Phantasie bereits in dem damals noch bevorstehenden Winter schauerlich zusammenklappern hörte, und nun, da er schon seit drei Monaten alle Holzhöfe und Steinkohlenniederlagen aufgefressen haben könnte, behandelt er uns noch immer so mild, als ob er seinen Ruhm darein sezte, einen schlechten Sommer vorzustellen. Da hängen und liegen nun die elegantesten Winterpelze, Pelerinen und Boa’s, womit der heilige Christ unsere Grazien versorgte, in ihrem dumpfen Gefängnisse, und kommen, statt in die Luft, aus der Mode. Sogar die kostbaren Mäntel müssen häufig dieses grausame Geschick mit ihnen theilen, weil ihre Pracht allerdings den ewigen Stürmen und Regenschauern nicht gewachsen seyn möchte. Die Spaziergänge in der Mittagsstunde entbehren ihren wandelnden bunten Blumenflor. Weder Schlittenfahrten, noch Schlittschuhlauf findet aus dem, allerdings hinreichenden Grunde des fehlenden Schnees und Eises statt. Daß aber gestern (den 13ten)

endlich der Himmel blau geworden und der Eisstrom heute noch eine ziemliche Partie Eisschollen daher treibt, beides Umstände, die unmittelbar zuvor recht sehnsuchtsvoll herbeigeseufzt wurden, verhindert sogar diese Sehnsüchtigen nicht an der Klage, daß es doch wirklich ein Winter zum Erbarmen sey. So bestätigt sich denn die uralte Wahrheit immer auf's Neue, daß es Niemand den Leuten weniger recht machen kann, als der liebe Gott. Wahr ist es übrigens, daß der häufige Wechsel von Kalt und Warm mit weder Kalt noch Warm eine Menge kleiner ärztlicher Nahrungszweige, wie Rheumatismen, Gichtanfälle und andere Körperleiden herbeiführt, welche hartnäckiger als gewöhnlich sich behaupten.

Das Zeichen des begonnenen Karnevals, die Gesichtsmasken, welche seit dem Anfang des verflossenen Monats fortdauernd aus den Fenstern und Glasthüren einer Menge Verkaufsläden die Vorübergehenden anschielen und angrinsen, lockt nicht vergebens. Der öffentlichen wirklichen Maskenlust ist schon, hauptsächlich im Hotel de Pologne, Thür und Thor geöffnet worden. Es hat, dem Vernehmen nach, sogar an Theilnehmern nicht gefehlt. Gleichwohl erscheinen, zufolge einstimmiger Nachrichten, diese Institute immer mehr als die entseelten Reste einer verschwundenen bequemern, und daher für solche Scherze aufgelegter gewesenen Zeit. Gerade der gebildetere Theil der Jugend ist durch die wichtigen gesellschaftlichen Fragen, welche gegenwärtig zur Entscheidung vorliegen, viel zu ernst geworden, um jenen, aus der wirklichen Welt verschwundenen Charaktermasken auch nur ein vorübergehendes komisches Leben mit Erfolg einzuhauchen. Und sage man, was man wolle, ohne diese alten Masken in ihrer ganzen muntern Gewandtheit kein Redoutenheil! Jedem lustigen Maskenballe werden allezeit jene schnarrenden, schwirrenden, zischenden, pfeifenden, tanzenden, tänzelnden Doktoren, Pantalons, Pierrots und Harlekins, und wie diese lebendigen Puppen alle heißen mögen, zur Grundlage dienen müssen. Obgleich die neuere und neueste Zeit dem Witze manche köstliche Figur für ähnliche Zwecke darbietet, so sind jene gewohnten, schon durch glückliche Kontraste die laute Freude allgemein befördernden Charaktere, mit ihren stereotypischen, aber durch die Eigenthümlichkeiten der Darsteller mitunter eine recht geistvolle Varität zulassenden Späßen, gleichwohl nicht zu entbehren, wenn der üppige Strom der Lust nicht bald erschöpft werden soll. Sogar bei Aufzügen, die neuerlich allerdings mit ungewohnter Pracht stattfinden und dergleichen so eben wieder sich in Köln vorbereiten, gehört ein eigenthümlicher Volkstroß dazu, aus solchen komischen Masken bestehend. Die unglückseligen Domino's, welche sich schaarenweise hin und herschieben, sind wahrlich eher geeignet, alle Lust zu ersticken, als sie zu erhalten und anzufachen.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Wohlthätigkeitsbälle. *Herr v. Lubersac.*

„Die wahre Barmherzigkeit," sagt der Semeur, „äußert sich nicht im Tanzen, sondern im Hülfeleisten. Sie prunkt nicht auf den Bällen, sondern findet sich in den Dachstübchen der Nothleidenden ein, tritt ans Krankenbett, tröstet die Betrübten und hilft dem Mangel ab. Mancher Reiche glaubt vielleicht, er habe für die Armen alles Mögliche gethan, wenn er sich in vollem Putze auf einem glänzenden Balle zeigt und sich dort eine Nacht hindurch belustigt. Ist dies nicht in der That ein recht verdienstliches Werk? Wer weiß aber, wie viel von diesen glänzenden Bällen noch übrig bleibt, um die Noth der Unglücklichen zu mildern!" Darin hat der Semeur recht, daß diese Bälle gerade dazu beitragen können, die Aufmerksamkeit von dem freilich nicht reizenden Anblicke des Elends abzuziehen und unter dem Schimmer einer großen Assemblee zu verbergen. Auch mögen solche Bälle, die zuweilen sehr kostspielig sind, im Grunde den Armen oft wenig einbringen; allein man könnte fragen: geschähe mehr für die Armen, wenn solche Vereine nicht statt hätten? Dann muß man auch in Erwägung ziehen, daß, je glänzender solche Bälle sind, desto größer der Aufwand der Reichen ist, mithin desto beträchtlicher der Erwerb der Handwerker, Kaufleute, Dienstleute und aller derer, die von ihnen leben, desto größer der Umlauf des Geldes, und dies ist ja eben eines der zweckmäßigsten Mittel zur Verminderung der Noth. So lange die Reichen den Aermern mit ihren Aufträgen Beschäftigung geben, ist von Noth wenig die Rede. Auch verlangen die meisten Armen ja nur Arbeit, und die keine verlangen, verdienen auch keine Unterstützung, wofern sie noch arbeiten können. Keiner von ihnen ist so unklug, sich, wie Herr de Lubersac, um's Leben zu bringen, weil ihm nur noch 25 bis 30,000 Franken jährlichen Einkommens übrig bleiben. Ich erwähne dieses Herrn de Lubersac, weil in diesen Tagen sein Vermächtniß vor Gericht gekommen, und da, der Erwähnung in den Tagblättern ungeachtet, seine Geschichte vielleicht nicht allgemein bekannt geworden ist, so muß ich Einiges darüber sagen. Lubersac war ein alter, steinreicher Mann von einer vornehmen Familie. Weil man aber im Alter leider nicht immer klug wird, sondern noch Jugendstreiche begeht, so hatte er einen beträchtlichen Theil seines ungeheuren Vermögens mit gefälligen Weibern durchgebracht, die sich über den alten Gecken lustig machten und auf seine Kosten bereicherten. An listigen Frauen, welche einen alten Vogel geschickt zu rupfen verstehen, fehlt es in Paris nicht; sie sind hier sogar noch weit liebenswürdiger und weit geschickter, als anderswo. Eine derselben hatte sich von ihm einige hunderttausend Franken verschreiben lassen, und wiewohl der alte Mann unter dem Joche, das sie ihm aufgelegt hatte, hart seufzte, so war er doch nicht im Stande, es abzuschütteln, und zuletzt setzte er diese Frau zu seiner Universalerbin ein. Als dies geschehen, überrechnete er den Zustand seines Vermögens, und fand, daß ihm nur noch 25 bis 30,000 Franken jährlichen Einkommens übrig blieben, ihm, der sonst über 60,000 Franken jährlich zu verzehren hatte! Nun überfiel ihn plötzlich der tiefste Kummer, und er machte am 25sten September 1834 seinem Leben ein Ende. Da mochte die Favoritin glauben, ihre Glanzperiode beginne und sie brauche sich nur in den Besitz des ganzen Vermögens des alten Mannes zu setzen. Das Vermächtniß wurde vorgezeigt; es war regelrecht abgefaßt, aber ganz am Ende fand sich ein kleiner bedenklicher Umstand; der Mann war am 25sten September, wie gesagt, gestorben, und dennoch war der letzte Wille vom 1sten Oktober datirt. Nun ist aber Mangel an Datum, oder, was beinahe eben so schlimm ist, ein falsches Datum ein Beweggrund zum Umstoßen eines letzten Willens. Auch waren die Vettern und Muhmen des Verstorbenen (nähere Verwandte hatte er nicht) bald bei der Hand und thaten ihr Möglichstes, um das Testament für ungültig erklären zu lassen. Sie behaupteten, der Mann sey seiner Besinnung nicht mächtig gewesen, folglich könne auch sein letzter Wille nichts gelten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 68.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 20. März 1835.

Der Urstoff ist von Anfang derselbe, die Form Zeiten und Lagen gemäß; unter keiner Hülle mißkenne den Bruder im Menschen.

Joh. v. Müller.
Vorrede zu Herders Vorwelt.

Mexikanische Alterthümer.

Mitgetheilt von Alexander v. Humboldt.

Die Archäologie eines Kontinents, den wir den neuen zu nennen pflegen, die Spuren der Civilisation amerikanischer Urvölker sind erst wieder seit dem Anfange dieses Jahrhunderts ein Gegenstand gründlicher Untersuchung geworden. Sie hatten, eilf Jahre nach Columbus Tode, als, an der Küste von Yucatan, Hernandez de Cordova die ersten großen Bauwerke von Stein (Tempel, mit Skulptur geziert) erblickte, ein lebhaftes Interesse in Spanien und Italien erregt. Dies Interesse ward gesteigert, als die Conquistadores in Südamerika bis zu dem Hochlande von Tiahuanaco, Couzco und Quito vordrangen, wo sie dem Nationalkultus geweihte Denkmäler, Wohnungen der Incas (Heliaden), öffentliche Bäder und steinerne Caravanserais, durch Kunststraßen verbunden, fanden, die, in einer Länge von fast 300 geographischen Meilen, auf Bergrücken von zehn bis vierzehn tausend Fuß Höhe fortliefen. Da die ersten Geschichtschreiber der blutigen Eroberung und spätern friedlichen Ansiedlung der Europäer Mönche und rohe Kriegsleute waren, so haben Hyperkritik und die sogenannte philosophische Strenge des achtzehnten Jahrhunderts, aus vornehmem Dünkel, Alles abgeleugnet, was die Reisenden selbst gesehen und mit naiver Einfachheit erzählt hatten. Das oberflächliche Werk eines gelehrten und geistreichen Mannes, Robertson's Geschichte von Amerika, trug besonders dazu bei, dieser Methode des bequemeren Ableugnens Eingang zu verschaffen, und erst seit den letzten drei Jahrzehnten, in denen der neue Kontinent zugänglicher geworden, glückte es einigen Reisenden, welche die Reste jener Denkmäler untersucht, jene Kunststraßen gemessen, jene Skulpturen in spröden, widerstrebenden Massen von Porphyr und Diorit abzuzeichnen begonnen haben, allmählich wieder das Interesse für die sich entwickelnde Kunst der Urvölker Amerika's (eines vom übrigen Menschengeschlechte lange getrennten Stammes) zu erwecken und an das zu erinnern, was man nie hätte vergessen sollen, da es schon in dem klassischen Zeitalter des Pomponius Laetus, des Bembo und Anghiera, die Einbildungskraft vieler, mit römischer und griechischer Kunst vertrauten Männer lebhaft beschäftigt hatte.

Unter den lehrreichen Notizen, welche diese Blätter häufig enthalten, sind einige bereits den Forschungen über alte amerikanische Monumente gewidmet gewesen. Wenn ich heute die Aufmerksamkeit der Leser darauf zurückführe, so ist es, um ein Unternehmen bekannter zu machen und zu empfehlen, welches den architektonischen und plastischen Werken der Eingebornen von Anahuac

(dem Hochlande von Mexiko) gewidmet ist, und Alles verheißt, was man in archäologischer und pittoresker Hinsicht von einem ausgezeichneten Künstler erwarten darf. Der Architekt, Herr Nebel, aus Hamburg gebürtig, hat, nachdem er seine Studien in Italien vollendet, mit lobenswerthem Eifer, unter den mannichfaltigsten Beschwerden, fünf Jahre lang die Reste mexikanischer Bauwerke und Skulpturen aufgesucht, von denen einige, z. B. die Treppenpyramiden von Papantla, in dem Staate von Veracruz, und von Xochicalco (zwischen Cuernavaca und Miacatlan, auf dem westlichen Abhange der Cordillere), fast ganz unbekannt waren. Das erste dieser merkwürdigen Denkmäler (ein Gotteshaus, teocalli) liegt westlich vom Rio Tecolutla, gleichsam in dem Dickicht eines Waldes der heißen und ewig feuchten Zone, am Fuß der östlichen Cordillere, verborgen. Den Indianern der Küstengegend allein bekannt, wurde die Pyramide von Papantla von Jägern spanischer Abkunft um das Jahr 1775 zufällig entdeckt. Herr Nebel mußte sich mehrere Tage damit beschäftigen, die Stufen der Pyramide von den baumartigen Tropengewächsen reinigen zu lassen, welche sie verdeckten und die Messungen hinderten. Demselben Reisenden verdanken wir den Grundriß der sonderbaren, von Säulen unterstützten Bauwerke, welche auf einem Hügel, südöstlich von Zacatecas, zusammengedrängt sind, und für eine schon weit entwickelte, viel bedürftige Civilisation zeugen.

Die bildende Kunst der Völker, die wir Barbaren nennen, kann nicht Anmuth und Schönheit darbieten. Ihr Studium wird nicht empfohlen, weil sie ein inneres, höheres Leben in äußern Formen wiedergibt. Die bildende Kunst, selbst bei den rohesten Nationen, gewährt ein Interesse anderer Art, ein historisches, das mit der Geschichte des Menschengeschlechts, seinen Verzweigungen, der allmählichen Entwicklung des Sinns für Verhältniß und geometrische Formen, für wirkliche oder symbolisirende Nachbildung des Organischen, für Auffassung des Bedeutungsvollen und Edeln in der menschlichen Gestalt innigst zusammenhängt. Der Zweck eines solchen Studiums mag daher immer ein äußerer genannt werden, er umfaßt nicht minder, was in ewigem, befruchtendem Wechselverkehr mit einander steht, den Kultus (das religiöse Leben der Völker) und das mehr oder minder glückliche Schaffen eigenthümlicher Kunstformen; die traditionelle Symbolik und das endliche Erwachen einer freien, aus der innern Empfindungsweise hervorgerufenen, plastischen Thätigkeit. In den Bildwerken der Azteken suchen wir nicht das Heitere und Erfreuliche, so wenig als in der Skulptur der süd- und ostasiatischen Völker, die an Civilisation den amerikanischen weit überlegen sind. Klein erschien von jeher der Erdraum, in dem das Erfreuliche, Edle, Ideale der Form herrschend war. Wie schwindet es rasch östlich vom Halys gegen die Semitischen Stämme hin, in den Sitzen alter Menschenkultur, unter den Babyloniern und Phöniciern, dann in den Hochebenen und südlichen Thälern von Iran, oder jenseits der Pentapotamide, wo indische Geistesbildung durch den Buddhismus bis in die ferne asiatische Inselwelt gedrungen ist. Das vergleichende Sprachstudium, eine der herrlichsten Bestrebungen unseres Zeitalters, bietet, wie das allgemeine Studium der Kunst, ein zweifaches Interesse dar, ein inneres, das den organischen Bau der Sprache umfaßt, und ein äußeres historisches, welches die Abstammung und früheren Wanderungen der Volksstämme berührt. Die Zeiten sind vorüber, wo man die Idiome roher Völker ohne Schrift und Literatur (inculti sermonis horrorem), und die Bildwerke ungriechischer Stämme einer gleichen Verachtung Preis gab.

(Der Beschluß folgt.)

Soldatenschicksale.

(Fortsetzung.)

Es war Römmling wunderbar zu Muthe; sein erster Gedanke war: „wäre es doch lieber eine fette, ältliche Spanierin gewesen.“ Denn war auch nichts in Theresa's Geschichte und Betragen, was seine Achtung für sie in Anspruch genommen hätte, so war doch in ihrem ganzen Wesen, in ihrem feurigen, durch Wasser schimmernden Blick nur allzuviel, was seinen irdischen Theil bestach. Auch konnte er nicht umhin, mit der Nachsicht, die alle Männer für diejenigen Frauen haben, die ihnen, und denen sie gefallen, sie mehr unglücklich als schuldig zu finden. Er war indeß viel zu sehr ein Mann von Ehre, um sich nicht vorzunehmen, das Gastrecht an seinem Wirthe auf keine Weise zu verletzen.

Don Fabrique war viel in Geschäften außer dem Hause, seine Frau viel im Garten, und der Garten der einzige Ort, wo Römmling die Hitze nicht unerträglich erschien. Dennoch hielt er sich tapfer und wich allen offenbaren Gelegenheiten vorsichtig aus. Sollte es einer der Leser vielleicht einmal erlebt haben, daß er wochenlang fast allein mit einer schönen Frau eingesperrt war, die ihm offenbar sehr wohl wollte, deren Tugend nicht unüberwindlich schien, sollte er dabei — selbst feurigen Temperamentes — allen Anfechtungen widerstanden haben, so lache er unsern armen Helden aus, wenn dieser Tag und Nacht keine Ruhe mehr hatte, wenn er sich keinen Rath wußte, halb nach dem Augenblicke der Befreiung seufzte, und halb wünschte, sie möchte sich noch

eine Weile verzögern. — Oft wollte er sich Clara's Andenken zurückrufen, aber dann machte er sich Vorwürfe, ihrer in solchen Umgebungen und unter solchen Umständen auch nur zu gedenken. Er machte sich's zum Gesetz, die Kapsel ihres Bildnisses nicht zu öffnen. — Als er Theresa seine Verbindung mit ihr vertraute, erwiderte diese: „Ich weiß es, ich habe oft ihr Bild neidisch betrachtet, als ich noch Emeterio war. O Römmling! Karl! theurer Freund!“ rief sie plötzlich aus und zerfloß in Thränen; „haben Sie es damals nie geahnet, wie ich Sie liebte, wie bei Ihrem Anblick das Andenken an den Verräther, der mich elend machte, verwischt war? Die Liebe zu ihm war nur das Erwachen des ersten Gefühls, das sich an den ersten besten Gegenstand anschloß; die zu Ihnen war unwiderstehlich, bei Ihrem Anblick entzündet, durch Ihren Edelmuth, Ihre sanfte Männlichkeit genähret und durch Ihre Gleichgültigkeit zur Leidenschaft angefacht. Ach, Karl! wie oft hat mich Ihre Kälte gequält, wie hab' ich geweint in meiner einsamen Kammer! Aber Ihre dauernde Unempfindlichkeit weckte meinen Stolz; ich schwieg, und mußte schweigen. Die gewaltsame Trennung wiegte meine Gefühle nach und nach soweit ein, daß ich meinem Leben hoffnungslos, aber ohne Verzweiflung entgegen sah, daß ich sogar — heirathete. Und als es geschehen, als ich unwiderruflich von Ihnen getrennt war, bringt man mir Ihren halbtodten Körper in's Haus! Was ich von Kraft, von Ueberwindung besessen habe, ward in dem Augenblick verschwendet, wo ich an Ihrem Bette stand und Ihr theures, blutbedecktes Haupt wiedersah, ohne ein Zeichen des Erkennens geben zu dürfen. Ich habe keine mehr. Zürnen Sie mir, verachten Sie mich, daß ich es Ihnen sage: ich liebe Sie, ich liebe Sie noch mit doppelter, verzehrender Leidenschaft!“

„Liebe, theure Theresa,“ erwiderte Römmling mit nichts weniger als fester Stimme, „Sie lassen sich von Ihren zu warmen Gefühlen hinreißen.“ — Hier faßte er ihre Hand und bedeckte sie mit Küssen. — „Die Ehre, die Tugend, Alles zwingt uns, solche Gespräche, solche Augenblicke zu fliehen.“ — „Ja, Karl,“ rief sie, und warf sich weinend an seine Brust, „Sie waren immer besser, als ich; leiten Sie mich auch diesmal auf dem Wege der Tugend. Ach! ich verachte mich bitterlich; thun Sie es auch?“ — „O Theresa!“ rief er, und drückte sie feurig an sein Herz; „wäre es an mir, Ihr Richter zu seyn? an mir, dem Sie in Ihrer süßen Schwäche nur zu liebenswürdig erscheinen? Aber wir wollen zusammen die Versuchung besiegen, der wir einzeln nicht gewachsen sind. Wir wollen uns trennen!“ — „Das ist das einzige Mittel,“ sagte sie schluchzend, „uns ein reines Bewußtseyn zu bewahren. Ich habe es erfahren, daß mir Ihre Nähe nur zu gefährlich ist.“ — Bei diesen Worten drückte er sie fester an sich. — „Dieser eine, lezte Kuß noch, Theresa!“ versezte er endlich, und fest umschlungen saßen die beiden Tugendhaften in der schattigen Grotte, und gelobten sich, der Pflicht treu zu bleiben. — Es läßt sich daraus die Moral ziehen, daß man unter solchen Umständen besser thun möchte, den Weg der Tugend allein, als vereint zu wandeln. Doch glaubten Beide, als sie wieder in ihren einsamen Gemächern waren, daß sie einer schweren Versuchung wacker widerstanden hätten, und wie jener Trunkenbold, der zur Belohnung dafür, daß er an einer Schnapsbude vorbeigegangen war, umdreht und sich ein Gläschen vom Besten geben läßt, belohnten sie sich am nächsten Tage durch eine lange Umarmung.

In der Hälfte des Juli trat Don Fadrique Fonseca eines Tages triumphirend zu Römmling in's Zimmer und sagte: „Herr Kapitän, es ist mir gelungen, einen sichern Plan für Ihre Befreiung ausfindig zu machen. Ihre Wunden sind geheilt und ich fühle, daß Ihnen der Aufenthalt hier nicht länger angenehm seyn kann, zumal, da meine Theresa in ihrem Benehmen gegen Sie meinen Wünschen nicht entgegengekommen ist. Tragen Sie ihr ihre unverbindliche Art nicht nach, obgleich sie Ihnen die Hausgenossenschaft mit ihr verbittern mußte. Für persönliche Abneigungen kann man nichts, und glauben Sie mir, daß sie es doch im Ganzen gut mit Ihnen meint. Ich habe mir nun vorgenommen, durch diese Art der Befreiung eine kleine Rache an meiner Frau zu nehmen. Es ist mir gelungen, für Theresa und mich Pässe zu einer Ausflucht nach Toledo zu erlangen, aber statt meiner Frau, nehme ich Sie mit; jene muß so lange das Haus hüten. Uebermorgen ist Alles in Bereitschaft; es könnte schon morgen seyn, aber Sie begreifen, daß ein Mann, auf dem so viel ruht, wie auf mir, wenn er sein Haus ordnen will, leicht einen Tag mehr braucht, als andere Leute.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Februar.

(Beschluß.)

Hôtel de Saxe. Schauspielhaus. Schröder-Devrient.

Ein Haupterforderniß nicht nur zu einem zweckmäßigen Etablissement von öffentlichen Maskenbällen, sondern auch zu andern allgemeinen, glänzenden Tanz- und Musikvereinen, nämlich ein passender großer und wohldekorirter Saal, wurde seit längerer Zeit schon in Dresden sehr vermißt. Auch diesem wirklichen Mangel abzuhelfen, ist bereits Anstalt getroffen. Der jetzige Wirth des in den lezten

Jahren ungemein besuchten Hôtel de Saxe, aufgemuntert durch den außerordentlichen Beifall, den sein Gasthof sich erworben, hat noch zwei rechts und links an ihn stoßende, ansehnliche Häuser dazu gekauft, um sowohl seiner Anstalt überhaupt mehr Größe und Glanz zu verschaffen, als auch besonders einen durch überwiegende Eleganz empfohlenen Saal zu erbauen und einzurichten. Die Vorbereitungen sind bereits begonnen und das Werk scheint mit großem Feuer angegriffen zu werden. Ferner, sagt man, soll die längst ersehnte Befriedigung eines gewiß nicht minder dringenden Bedürfnisses endlich an die Reihe kommen. Dies ist die Erbauung eines neuen Schauspielhauses. Das jezige, ursprünglich sehr kleine und durch nach und nach erfolgte Anbaue und Verbesserungen im Aeußern zur Physiognomie eines eigentlichen Ungeheuers erwachsene Theater leidet im Innern an wenigstens eben so großen Gebrechen. Besonders faßt es ganz notorisch viel zu wenig Zuschauer. Nur eine Menge gewiß nicht unwichtiger Rücksichten und Hindernisse waren seither Ursache, daß dem längst gefaßten Projekt, ein passenderes Gebäude für diesen Zweck herzustellen, die Ausführung noch vorenthalten werden mußte. Doch schmeichelt man sich allgemein, es werde im jezigen Sommer gewiß dazu kommen. Der lebendigen Bühne steht übrigens mit dem Frühlinge schon ein unangenehmes Ereigniß bevor. Der höchste Schmuck der hiesigen Oper, die Grazie Schröder-Devrient, hat, auf ihre Gage für ein Jahr freiwillig Verzicht leistend, sich Urlaub für diese Zeit erbeten. So empfindlich auch der lange Verlust einer solchen Künstlerin jedem Kunstfreunde seyn muß, so sehr gönnt doch gewiß die Mehrheit derselben ihrem Lieblinge den freien Ausflug in die heitern Räume Italiens. Möge sie, mit den neuen Siegeskränzen geschmückt, die ihrer dort harren, gern zurückkehren. In ihrer Abwesenheit beabsichtigt, dem Vernehmen nach, die Bühnendirektion, das Publikum durch eine Auswahl von besonders beliebten Sängern und Sängerinnen des Auslandes nach und nach zu erfreuen. Unter ihnen nennt man das vor einigen Jahren hier angestellt gewesene Fräulein Schebert. Man sah sie damals so ungern scheiden, daß sie gewiß auf ein recht einstimmiges Willkommen rechnen darf. Die neue Oper: „Turandot,“ von dem, nebst dem Kapellmeister Morlacchi um die hiesige Oper sehr verdienten Kapellmeister Reißiger, hat drei Mal (nur so viel Mal wurde sie bis jezt aufgeführt) ein überfülltes Haus bewirkt. Ohr und Auge müssen also wohl ihre Rechnung bei ihr finden; denn auch das Auge macht bekanntlich in neuerer Zeit an die Oper bedeutendere Ansprüche, als jemals. Auf dem deutschen Theater war unstreitig Raupachs „Konradin“ die bedeutendste neue Erscheinung.

Der zum Tode verurtheilte Mörder, dessen Flucht aus der Frohnfeste mein lezter Brief meldete, ist bis jezt nicht wieder ergriffen worden. Minder gut glückte seitdem seinem ebenfalls bereits unter dem Schwerte des Nachrichters stehenden Mitschuldigen Gäbler der Versuch, sich der nahen Hinrichtung zu entziehen. Wohl einsehend, daß nach der entdeckten Flucht Rietschels die Vorsicht sich verdoppeln und an das Entkommen weniger als je zu denken seyn würde, faßte er den Entschluß, sich durch einen heimlichen Weg dem öffentlichen nach dem Blutgerüste zu entziehen. Es gelang ihm auch, eines Werkzeugs habhaft zu werden, wodurch er die Oeffnung der Pulsader zu bewirken hoffte. Obschon aber seine Mordoperation die rechte Ader verfehlte, so würde er sich doch unstreitig verblutet haben, wenn nicht der Gefängnißaufseher zu ungewöhnter Zeit sein Behältniß besucht und ihn so gerettet hätte.

Paris, Februar.

(Fortsezung.)

Der Prozeßsüchtige.

Der Anwalt der Universalerbin behauptete, Lubersac sey bis zu seinem lezten Augenblicke recht verständig gewesen; zum Beweise könne ja das vernünftig geschriebene Testament dienen; daß er sich um einige Tage verrechnet habe, sey eine bloße Zerstreuung, der man wohl unterworfen sey, wenn man seinen lezten Willen niederschreibe. Das Gericht meinte auch, von einer Verrücktheit sey keine Spur im Testament; allein die Abwesenheit eines richtigen Datums sey hinreichend, dasselbe umzustoßen. Somit wurde die Favoritin abgewiesen. Da aber zwei ältere Vermächtnisse vorhanden waren, mit gültigem Datum, und sie in diesen als Erbin eines Vermögens von 480.000 Franken eingesezt war, so wurde die Familie angehalten, ihr diese Summe auszuzahlen. Die Begünstigte könnte sich also wohl darüber trösten, daß sie nicht Universalerbin des lebenssatten de Lubersacs geworden ist; dennoch versicherte die Gazette des Tribunaux, keine von beiden Parteien sey mit dem Urtheilsspruche des Gerichts zufrieden; wahrscheinlich werden sie also beide an ein höheres Gericht appelliren; dann kann sich die Sache noch eine Zeitlang so hinziehen, bis die Leute endlich müde werden und sich vergleichen, oder sich in den Urtheilsspruch fügen. Da ich einmal am Erzählen bin, so muß ich auch noch eines Prozesses aus der reichen Welt erwähnen, der zur selben Zeit, wie der Lubersacsche, vor Gericht kam. Dieser betraf ebenfalls einen sehr reich gewesenen, aber herabgekommenen Mann, der sein Geld nicht mit Liebschaften, sondern mit Prozessen vergeudet hatte. Es gibt hier, wie überall, Leute, welche zum Prozeßführen gleichsam wie geboren sind, und denen nichts erwünschter scheint, als ein neuer Prozeß; diese Leute sind niemals besserer Laune, als wenn sie recht viele Händel haben, und sie werden melancholisch, wenn man ihnen die Mittel benimmt, ihrer Lieblingsneigung zu Aktenstößen und Gerichtsverhandlungen zu fröhnen. Solch ein Mann war denn auch und ist vermuthlich noch derjenige, dessen Sache in diesen Tagen vor Gericht kam, und welcher diesmal gegen seine drei Töchter Prozeß führte. Die Sache war diese. Der Mann hatte ungefähr 40.000 Franken jährlichen Einkommens gehabt. In dieser glänzenden Zeit hatte er seine drei Töchter verheirathet, und als er nichts mehr zu thun gehabt, sich auf's Prozessiren gelegt, was für ihn die angenehmste aller Beschäftigungen war. Er reiste mit seinem Wagen in Frankreich umher, hielt sich an den Orten auf, wo er Prozesse hatte, und war seine Anwesenheit irgendwo nöthig, so begab er sich hin und prozessirte. Advokaten und Prokuratoren sahen ihn recht gern, und er war auch ihr Freund und zahlte sie gut. Dadurch gingen aber alle seine Einkünfte darauf. Da nun nach den französischen Gesezen die Kinder, wenn sie zu leben haben, genöthigt sind, für den Unterhalt ihrer darbenden Eltern zu sorgen, so hatte der prozeßsüchtige Vater zum Geseze seine Zuflucht genommen und seine Töchter um einen Jahrgehalt angesprochen. Dieser war zu 2400 Franken festgesezt worden. Der arme Mann versuchte damit zu leben, es war aber nicht möglich. Wie viel Prozesse kann man mit 100 Louisd'or führen, wenn man noch dazu dies Geld zu seinem Unterhalte braucht!

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 69.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 21. März 1835.

— Wie nun? Hab' ich, hat sie die Schuld?
Versucher und Versuchter — wer fehlt mehr?

Shakespeare.
Maaß für Maaß.

Soldatenschicksale.

(Fortsetzung.)

Die englische Armee war theils in Alentejo, theils längs des Tajo aufgestellt, und das Hauptquartier in Portalegre. Dorthin mußte also eigentlich die Reise, statt nach Toledo gehen. Der Gedanke der Trennung erschütterte Römmling mehr, als er geglaubt hätte, und die Vorwürfe, die er sich darüber machte, halfen nichts. Theresa behielt in Gegenwart Fadriques ihre stolze Haltung; aber kaum war sie allein mit Römmling, als sie ihm weinend zu Füßen stürzte und seine Hände an ihre Lippen drückte. „Uebermorgen ist mein Todestag!“ rief sie weinend. „Karl! verlassen Sie mich nicht, nehmen Sie mich mit sich!“ — „Theresa,“ sagte er, „wie wäre das möglich? ich würde Sie auf immer elend machen. Ich beschwöre Sie, fassen Sie sich; denken Sie an Ihren Mann.“ — „O! an meinen Mann!“ rief sie verzweifelnd, „warum erinnern Sie mich an den? Sie könnten es nicht, wenn Ihre Liebe im geringsten der meinigen gleich wäre. Ach! das Leben liegt kahl und freudlos vor mir; ich Elendeste, warum mußte ich Sie je sehen! warum blieben Sie kalt für meine Liebe, als uns noch nichts trennte, als wir beide frei waren und uns ohne Vorwurf angehören durften!“

Römmling war froh, daß die Nachhausekunft Fadriques diese peinliche Scene unterbrach; er zog sich zeitig in sein Zimmer zurück und hörte schwermüthig zu, als nach und nach das Geräusch im Hause und in der Stadt abnahm. Sein Herz war schwer, die Eindrücke der Gegenwart und der nächsten Vergangenheit hatten in diesen Augenblicken die Oberhand. Theresa's Bild schwebte in glühenden Farben vor seiner Einbildungskraft; er versuchte umsonst, sich zur Ruhe zu legen, immer jagte es ihn wieder auf in den kühleren Garten, aber die betäubenden Düfte der Blumen beruhigten ihn nicht, er trug dieselbe Erregung auf sein Lager zurück, und auch im Schlummer verließ sie ihn nicht. — Plötzlich weckte ihn ein leises Geräusch — Theresa stand, mit einer Lampe in der Hand, an seinem Lager. Leser, rufe Dir Alles in's Gedächtniß zurück, was Du von dem Einfluß südlicher Lüfte, von dem „dunkelsüßen“ Leuchten spanischer Augen, von dem Drange der Umstände, vom verrätherischen Mondschein und von der allgemeinen Schwäche des menschlichen Herzens weißst. Dies Alles stürmte auf Römmling ein und er vergaß in den nächsten Stunden seine ferne Liebe und seine Grundsätze. Und Clara! was thatest Du in diesem Augenblick? Du lagst, von lieblichen Träumen umfangen, an den Einziggeliebten deiner Seele denkend.

Der Tag vor der Trennung war ein Tag voll berauschender, entzückender, zerstörender Gefühle für die

beiden schuldigen Wesen, die Fadrique mit schwerfälligen, aber gutmüthigen Scherzen verfolgte. Er freute sich, daß seine Frau nun doch endlich einige Theilnahme an seinem Gastfreunde zu äußern schien. Denn, zu Theresa's Ehre sey es gesagt, ihre Gefühle spotteten heute aller Verstellungskunst. „Ist sie nicht ein himmlisches Wesen?“ sagte Fadrique heimlich zu Römmling; „denn heute haben Sie sie erst ganz kennen gelernt.“ — „Sie sind ein glücklicher Mann,“ sagte Römmling im Laufe des Tages. „Weil ich so reich bin?“ fragte Fadrique. „Auch darum,“ erwiderte Römmling; „aber mehr noch, weil die schönste Frau in Spanien die Ihre ist.“ Fadrique war entzückt über dieses Lob; denn nach Art der meisten Eifersüchtigen war er es nur da, wo er keinen Grund dazu hatte, und ging am rechten Punkte vorbei, wie einer, der Blindekuh spielt.

Mit Tagesanbruch stand die schwere Staatskarosse des reichen Kaufmanns bereit; Fadrique trat mit seiner Frau Mantel und Schleier in Römmlings Zimmer und hüllte ihn darein, herzlich über seine List lachend. Theresa blieb unsichtbar, sie traute ihrem Schmerze nicht. — Erhizt, ermattet und sich selbst tief verachtend, stieg Römmling in den Wagen und nahm neben seinem gutmüthigen Retter Platz. Nach kurzem Aufenthalt am Thore erreichte man das Freie, bald auch den Ort, wo es möglich war, ohne Verdacht zu erregen, eine andere Richtung zu nehmen, und endlich die englischen Vorposten.

Hier war es Römmlings erste Sorge, seine Uniform anzuziehen. — Gleich nach seiner Umwandlung eilte er aber zu seinem großmüthigen, mit Undank belohnten Befreier zurück. Dieser staunte, als er ihn zum erstenmale ohne entstellende Umhüllung in kriegerischer Kleidung eintreten sah. „Ei, Herr Kapitän,“ sagte er lächelnd, „Sie haben ja eine Figur, wie ich sie mir mit all meinem Reichthum nimmermehr verschaffen kann. Ich bin beinahe froh, daß meine Theresa Sie nur als Invalide gesehen hat, sonst könnte ihre Abneigung nur zu bald verschwunden seyn.“ Römmling hatte die Thränen in den Augen, als er ihm für seine Güte dankte. „Versichern Sie Ihre Frau Gemahlin noch einmal,“ sagte er beim Abschiede, „wie tief ich mich Ihnen beiden verpflichtet fühle, Don Fadrique, und verzeihen Sie mir, wenn ich störend in Ihr Hauswesen eingegriffen habe.“ Er beugte sein Haupt tief herab, als er dies sagte, und eine Thräne entrollte seinen Augen. Fadrique's waren augenblicklich überschwemmt. „Ei, Sie sind ja ein wahrer Ausbund von Dankbarkeit!“ rief er schluchzend, und schloß, alle spanische Grandezza im Feuer des Augenblicks vergessend, den gepeinigten Römmling an seine Brust. Beim lezten Abschied rief er ihm zu: „So möge der Himmel Ihnen Ihr Glück so reichlich zumessen, als Sie mir Ihren Dank!“ Dieser Segenswunsch klang dem Schuldbewußten wie ein Fluch; als wollte er ihm entfliehen, warf er sich rasch auf sein Pferd und eilte Portalegre zu. Hier wurde er mit um so größerem Jubel empfangen, da man ihn natürlich todt geglaubt hatte. Aber diese Freude rührete ihn nicht; er gedachte Clara's, er gedachte fast mehr noch Don Fadrique's und seines schwarzen Verraths an beiden.

Im englischen Lager war eine Zeit der Erholung und des Wohllebens. Der Feldherr gestattete seinen Offizieren und Soldaten, so oft kein activer Dienst sie beschäftigte, erlaubte Freuden zu suchen. Man hielt sich Meuten der schönsten Jagdhunde und pflegte überhaupt der Jagdlust mit Leidenschaft, wozu die ununterbrochenen, an Füchsen und Hasen reichen Ebenen der Umgegend von Portalegre die schönste Gelegenheit darboten. Wer kein Freund dieses Vergnügens war, ging anderem nach, dem Spiel, dem Tanz; Römmling aber nahm an nichts Theil, er war nicht mehr derselbe, sein Frohsinn war gebrochen. Er durfte nicht mehr auf einen freudigen Empfang in Deutschland hoffen, und es war ihm überhaupt, als hätte er sich jede Aussicht auf eine glückliche Zukunft für immer versperrt. Manche schoben seine düstere Laune auf die Nachwirkung seiner gefährlichen Kopfwunde, manche auf die Trauer über den Verlust seines Freundes Blake, dessen Andenken er nun, da er von dem Rausche, der ihn in Badajoz umfing, erwacht war, manche ernste Stunde weihte. Viele aber hatten etwas Besseres zu thun, als sich um das trübselige Gesicht eines mißgelaunten Kameraden zu bekümmern. Doch ihn erfüllte nicht allein das böse Gewissen mit Gram, auch an Theresa's Schicksal dachte er mit Unruhe; er konnte nicht hoffen, bald etwas von ihr zu erfahren, und er glaubte oft, daß die Heftigkeit ihrer Leidenschaft unheilbringend für sie werden könnte. — Doch ich will mir hier einen Anachronismus in meiner Erzählung erlauben und den Leser ein- für allemal über diese Dame beruhigen. Sie starb nicht vor Gram, sondern wählte sich einen französischen Offizier zum Nachfolger des englischen, ein Sieg der Feinde über das verbündete Heer, von dem der Herzog von Wellington vermuthlich nie etwas erfahren hat.

(Die Fortsezung folgt.)

Mexikanische Alterthümer.

(Beschluß.)

In der neuen Welt hat sich der Strom der Völker von Nordwest gegen Süden bewegt. Man verfolgt diesen Strom von dem See Timpanogos und von den Casas Grandes am Rio Gila bis zur Laguna de Nicaragua

hin. Die Tolteken erscheinen im siebenten, die Azteken im eilften Jahrhunderte in Anahuac. Ob ein Nebenzweig des Toltekischen Hauptstammes gegen Osten zog und dort in der obern Luisiana, zwischen dem Ohio und den großen canadischen Seen (Breite 39° bis 41°) jene polygonischen Umwallungen und conischen Grabhügel aufführte, die noch jezt um so mehr in Erstaunen setzen, als sie Skelette einer sehr kleinen Menschenrace enthalten, bleibt überaus zweifelhaft. Die gegenseitige Abhängigkeit mehrerer Centralpunkte aufkeimender Civilisation ist in Amerika wie in Innerasien schwer zu bestimmen. Diese dämmernden Lichtpunkte waren: Cibora und Quivira bei Neumeriko, ein nördliches Dorado, in dem noch im sechzehnten Jahrhundert der Mönch Marcus von Nizza einen bärtigen, das Kreuz anbetenden König Tatarax (eine Art Priester Johannes) suchte; Anahuac, oder das tropische Gebirgsland der Tolteken und Azteken; das cochenillereiche Oaraca, wo sich der Trauerpallast von Mitla (Miguitlan) erhebt; Teochiapan, Guatimala und Nicaragua, wo die berühmten Ruinen von Copan, Peten, Utatlan und Santo Domingo Palenque (einst Culhuacan der Tzendalen) liegen; südlich von der Landenge von Panama das Reich des Muyscas (Cundinamarca oder Neugranada), wo ein geistliches und ein weltliches Oberhaupt waren; die Hochebenen von Quito, Couzco und Titicaca. Ackerbauende Völker, von Priestergewalt und politischen Institutionen bedrückt, die der Ausbildung des Einzelnen, nicht dem materiellen Wohlstande und einer Kultur der Masse, wie wir sie in Egypten, bei den Rasenern (Etruskern) und in Tübet sehen, hinderlich waren, bewohnten nur den gebirgigten Theil des neuen Kontinents, der Asien gegenüber liegt. In dem östlichen, ebenern Theile schwärmten Jägervölker von roher Gesittung umher. Der Uebergang vom Jagdleben zur festen Ansiedlung war um so schwerer, als der Mangel milchgebender Hausthiere in Amerika das Hirtenleben unmöglich machte. Der hier bezeichnete Kontrast, einer der wichtigsten Grundzüge der Geschichte jenes Welttheils, übt noch gegenwärtig einen mächtigen Einfluß auf die Schicksale der amerikanischen Staaten aus. Im Westen bilden die ackerbauenden Ureinwohner einen wichtigen Theil der Bevölkerung. Die europäischen Ansiedler sind nur der altern Civilisation gefolgt; sie haben alten merikanischen und peruanischen Städten neue Namen gegeben. Im Osten sind dagegen die wilden Jägervölker zurückgedrängt und dem gänzlichen Untergange nahe gebracht worden. Die weiße und afrikanische Race und ihre Gemische bilden allein die Bevölkerung in Nordamerika und Brasilien. Die Staaten, gegen welche Cortez und Pizarro gekämpft, eristirten aber nicht, als scandinavische Seefahrer im Anfange des eilften Jahrhunderts Winland entdeckten. Die Kultur und Verbreitung ackerbauender Völker, welche die Spanier im westlichen Alpenlande fanden, war kaum 300 Jahre alt. Hätte die scandinavische Entdeckung des nördlichen Amerika's dauernde Folgen gehabt, so würde der Zustand der europäischen Ansiedelungen ganz von dem verschieden seyn, der jezt die östlichen und westlichen Theile jenes Kontinents charakterisirt.

Von den großen Bauwerken, die Herr Nebel gezeichnet, sind einige, die Pyramiden von Cholula (Chollollan) und Papantla, wahrscheinlich toltekischen und also ältern Ursprungs, als die Entdeckungs-Fahrten von Biarn und Leif Erikson. Die erstere dieser Pyramiden, welche 1350 Fuß lang und 178 Fuß hoch ist, war nach dem Muster des wohl orientirten Teocallis von Teotihuacan, unfern des Sees von Tezeuco, erbaut. Die Zeichnungen des Architekten Nebel, den wir die Freude gehabt haben, vor wenigen Wochen in unsern Mauern zu besitzen, sind aber nicht bloß von geometrischer Genauigkeit und charakteristisch treu in Auffassung des eigenthümlichen Styls der Basreliefs und anderer Skulpturen, sie haben auch einen großen künstlerischen Werth in landschaftlicher Hinsicht. Die üppige Fülle und der wilde Reichthum der Vegetation, die Physiognomik der Tropengewächse, das ganze Naturleben des Erdraumes, wo jene Völker ihre sonderbaren Bauwerke aufgeführt, sind mit bewundernswürdigem Talente dargestellt. Ansichten neuer, von den Spaniern gegründeter Städte, Kostüme und Scenen des häuslichen Lebens sind den archäologischen Gegenständen beigesellt, und nach den Proben kolorirter Lithographien zu urtheilen, welche Herr Nebel hier vorgezeigt, werden seine sorgfältig ausgeführten Zeichnungen, wie seine geistreichen Skizzen befriedigend auf Stein übertragen werden. Das Werk selbst wird in Paris in zehn Heften, jedes Heft zu fünf Lithographien, unter dem Titel: Voyage archéologique et pittoresque dans la partie la plus intéressante du Mexique, erscheinen. Ich benutze um so freudiger diese Gelegenheit, die verdienstvolle Arbeit eines deutschen Architekten anzuzeigen, als ich selbst in meinem Werke: Ansichten der Cordilleren und Monumente der Urvölker des neuen Kontinents (70 Kupfertafeln, Folio), längst schon den lebhaften Wunsch geäußert habe, meine eigenen unvollkommenen Darstellungen durch genauere, von einem ausgebildeten Künstler im Angesicht der Monumente entworfene Zeichnungen ersezt zu sehen.

Der Text, welcher Herrn Nebels graphische Arbeit begleitet, hat, neben seiner Kürze, noch ein anderes Verdienst, das ich nicht verschweigen darf. Herr Nebel hat mit richtigem Sinne gefühlt, der Zweck seines Buches sey, zu zeigen, was die aus dem alten, unbekannten Huehuetlapallan und Aztlan ausgewanderten Volksstämme an Bauwerken und Idolen ihres gemeinsamen Kultus hervorgebracht; er hat in Meriko nur

Mexikanisches (Toltekisches und Aztekisches) gesehen, und wird die Leser nicht mit Diskussionen über den Ursprung des amerikanischen Menschengeschlechts, über phönizische, galische und chinesische Kolonien (aus Fousang), über die Atlantis des Plato (in deren Poseidonischer Burg neuerlichst ein scharfsinniger Literator den Plan zu der erst 1325 erbauten aztekischen Stadt Mexiko erkannt hat) langweilen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Beschluß.)

Regsamkeit des Spekulationsgeistes. Kunst und Künstler.

Der Mann grämte sich ab, alle Lebenslust verging ihm; jedoch war er nicht so rasend, wie Luversac; er blieb hübsch beim Leben, brachte aber eine Klage gegen seine Töchter ein, wobei er das Vergnügen hatte, doch einmal wieder einen Prozeß zu haben. Er klagte nämlich, es sey ihm gar nicht möglich, mit den 100 Louisd'or auszukommen, ihm, der an ein üppiges Leben gewöhnt sey und seinen Töchtern eine so reichliche Aussteuer gegeben habe. Den Töchtern konnte er jedoch das Herz nicht erweichen. Ihr Anwalt behauptete, wäre der Herr Vater nicht ein so arger Prozeßdilettant, so würde er noch jezt vollauf zu leben haben. Wie könne er verlangen, daß sich seine Töchter das Nöthige abgehen lassen sollten, bloß damit er Advokaten und Prokuratoren reichlich besolden könne? Und was ihre Aussteuer betreffe, so komme diese großentheils von ihrem mütterlichen Erbtheile her. Die Richter urtheilten, mit 100 Louisd'or könne Jemand zwar nicht viele Prozesse führen, aber doch anständig leben; mithin wurde der Kläger angewiesen, sich damit zu begnügen. Zuweilen sind die Richter gescheite Leute in ihren Urtheilen; so auch diesmal; denn war es nicht höchst vernünftig, daß sie den Mann mit seiner Prozeßsucht und seinen 100 Louisd'or abfertigten, und es ihm überließen, wie er die beiden Dinge vereinigen könne, wenn auch seine Töchter in Ueberfluß leben, und neben ihrem zu Fuße nach dem Gerichtshofe gehenden Vater vorbei, zur Oper oder zu Assembleen fahren sollten? — Ich kann diesen Bericht nicht schließen, ohne noch Verschiedenes zu melden, was für die reiche Klasse in Paris gethan wird; denn sie ist besonders das Ziel alles Spekulirens der nicht Reichen, oder derjenigen, die sich nicht für reich genug halten und noch gerne reicher werden möchten. Für sie sind kürzlich mehrere Clubs, oder, wie es hier heißt, Cercles in verschiedenen Stadtrevieren eröffnet worden; für sie untermengt man die vielen Schauspiele und Bälle mit Konzerten, bei denen der Eintritt sich auch bereits, wie bei den Opernbällen, zu zehn Franken gesteigert hat. Für sie stattet man die Journale und die neuen Prachtausgaben klassischer Werke mit Vignetten aus, an denen die Künstler, wenigstens die in besonderm Rufe stehenden, genug zu arbeiten haben. Für sie haben die Maler den ganzen Winter gearbeitet, um im künftigen Frühjahr mit einer, wo nicht gehalt-, doch zahlreichen Gemäldegalerie vor dem Publikum erscheinen zu können, und die Gemäldezahl in Paris mit einem Tausend neuer Kunstwerke zu vermehren; der Bildhauer und Zeichner nicht zu erwähnen, die auch nicht ermangelt haben, eine ganze Galerie voll neuer Stücke zu verfertigen. Bereits wird Anstalt zum Aufstellen all dieser neuen und schönen Sachen getroffen; dies gibt dem Gespräche wieder eine neue Richtung; man verläßt Wellington und Peel mitten in ihren Anstrengungen, sich im Gleichgewicht zu halten; sogar Guizot und Thiers laufen Gefahr, einige Tage lang nicht besprochen, belacht oder verspottet zu werden. Die Künstler triumphiren; ihre heroischen Schilderungen, ihre Landschaften, Träumereien, Einfälle, niedliche und läppische, und ihre Legion von Porträts nehmen eine Weile die Aufmerksamkeit des Publikums in Anspruch, und die hohen Spalten der großen Tageblätter öffnen sich zur Kritik, zum Lobe oder zum Tadel ihrer Leistungen; sie werden zum Tagesgespräch, man drängt sich zu der Ausstellung, man merkt sich die auffallenden Stücke, man empfiehlt sie einander; an den Freitagen kommt die reiche Welt in Equipagen herbeigefahren, und die schönen Damen wandeln im höchsten Putz unter den schönen Gemälden einher und lassen von holden Lippen Worte des Beifalls und der Aufmunterung fallen. Der Künstler genießt seines Triumphs, und mancher bekommt neue Bestellungen oder sezt sein Werk auf eine vortheilhafte Art ab. Aber bald wird die große Welt wieder vom Strudel anderer Zerstreuungen ergriffen, läßt die Ausstellung und die Künstler stehen und eilt andern Vergnügungen oder Belustigungen nach, und der Künstler kann sich glücklich schätzen, wenn die bescheidenere Welt, welche zu Fuße sich zum Louvre begibt und keine privilegirten Tage hat, seine Werke beachtet, an denselben ihr Vergnügen findet und ihm auch ein wenig Beschäftigung gibt. Zuweilen belohnt ihn diese zahlreiche Klasse besser als die andere, welche nicht viel Zeit zum Bewundern hat, nicht immer den Werth und die Bedürfnisse eines Künstlers kennt, und auch das ganze Jahr hindurch Gelegenheit hat, Kunstwerke zu sehen. Die Girouxschen Salons enthalten deren eine Menge zum Verkauf, und in andern Laden hängen die Wände voll von neuen Gemälden und Skizzen, für welche die Kunsthändler dem armen, noch unbekannten Künstler eine Kleinigkeit bezahlt haben, und die sie den Reichen als unschäzbare Kunstwerke zu hohen Preisen wieder verkaufen. Erst wenn er berühmt geworden ist, kann er selbst die reichen Kunstliebhaber in Kontribution setzen.

Dg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 65:

Magnetismus.

Charade.

Das Erste wechselt wie der Wind,
Ist neckisch, launenhaft, voll Tücke;
Wenn noch so gut die Zeichen sind,
Schlägt es oft um im Augenblicke.

Wie schnell und leicht das Zweite bricht,
Ist schon des alten Spruches Sagen.
Oft, wenn das Ganze: „schön." verspricht,
Läßt dich das Erste bitter klagen.

Wenn rasch es in die Höhe ging,
Droht naher Fall — „dem Wetterglase!" —
Nein! es ist kein so schuldlos Ding,
Lockt oft auf des Verderbens Straße.

W.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 70.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 23. März 1835.

Marotte en main, dans le char qu'il promène,
Momus au bal conduit sages et fous.

Béranger.

Der Fasching-Dienstag in Paris.

Seit zwei Monaten wird zu Paris getanzt, und die Stockengländer, welche sich einen Franzosen nicht anders als tanzend und Frösche essend vorstellen, müssen jezt völlig überzeugt seyn, daß ein Franzose das ganze Jahr hindurch tanzt und an nichts anderes denkt, als an Bälle. Die drei lezten Faschingstage hindurch war es besonders arg, und am Fastendienstage war beinahe halb Paris auf den Boulevards, um zu sehen und gesehen zu werden. Zwei Reihen von Kutschen, und an einigen Orten gar vier, fuhren hin und her, großentheils offen und mit schön maskirten Personen gefüllt. Bei manchen waren auch Kutscher und Bedienten charakteristisch verkleidet und die Pferde schön mit Bändern geschmückt, so daß sich eine solche Equipage vortrefflich ausnahm. Eine dichte Reihe von Zuschauern bildete auf jeder Seite der großen Boulevardsallee einen breiten Saum, und in den beiden Seitenalleen spazierten noch eine Menge Masken zu Fuße; aber die schönsten saßen oder standen in den Wagen. In einem dieser Wagen saßen drei Kinder; der Knabe in einem blauseidnen gestickten Hofkleide alter Mode, mit hochfrisirten Haaren, und die beiden Mädchen ebenso im alten Kostüm als Marquisinnen; auch die Bedienten waren maskirt, und es war nicht wohl möglich, zu entdecken, von wem dieser halbsatirische Aufzug herrühre. Das Kostüm des alten Marquis und der Marquisin ist eine Lieblingsverkleidung auch auf Bällen, weil sie den Reichen Gelegenheit gibt, große Pracht zu entwickeln. Aus einem unbekannten Wagen wurden Bonbons unter das Volk und Blumensträuße in die vorüberziehenden offenen Wagen geworfen, eine Galanterie oder Freigebigkeit, die, wie ein Tagesblatt versichert, von Manchen übel aufgenommen worden ist, so daß die Blumensträuße aus vielen Wagen, so wie sie hineinflogen, auch wieder herausgeworfen wurden. Man will daraus schließen, daß die Pariser sich noch nicht daran gewöhnen können, dem Fasching auch einen galanten Anstrich zu geben, sondern die Hauptbelustigung nur in dem Verkleiden und im Anschauen der vorüberziehenden Masken suchen. Es läßt sich aber doch begreifen, daß Familien, welche in ihrer Equipage dahin fahren, keine Geschenke von einem Unbekannten annehmen und einen Blumenstrauß nicht aufheben mögen, ohne zu wissen, von wem er kommt. Man behauptet sogar, an einigen Orten sey der freigebige Unbekannte zum Lohne mit Koth beworfen worden. Dies wäre denn freilich ein großer Undank für eine Freigebigkeit, die allerdings wohl unnütz seyn mag, aber doch aus guter Gesinnung kam. Ein andermal wird der Unbekannte mit seinen Bonbons und Blumensträußen nicht so freigebig um sich werfen.

Dem alten Brauche, den fetten Ochsen in feierlichem Aufzuge mit Reiterei, Musik, Gensdarmen u. s. w. in der Stadt herumzuführen, und auch in den Tuilerien sehen zu lassen, blieben die Mezger auch dieses Jahr treu. Der fette Faschingsochse ist mancherlei Regenten in Paris seit vierzig Jahren vorgestellt worden, den Konsuln der Republik, dem Kaiser, den ältern Bourbonen und der Orleanschen Linie. Die kleinern Tagesblätter unterlassen nicht, ihre Scherze darüber preiszugeben. Eines will wissen, der Ochse, als er aus dem Tuilerienhofe getreten, habe eine ernsthafte, zerstreute Miene gehabt; wahrscheinlich habe man ihm ein Ministerporteseuille angeboten. Das Volk ist auf diesen allerdings glänzenden Aufzug sehr erpicht, kauft auf den Gassen den Zettel, worauf das Itinerarium des fetten Ochsen gedruckt ist, und läuft, um ihn wo möglich mehr als einmal vorüberziehen zu sehen. Hinter dem Ochsen folgt ein eigens dazu verfertigter, schön geschmückter Triumphwagen, auf welchem ein prächtig gekleidetes Kind sizt. Das Volk liebt besonders schöne Kinder, und ein solches bieten seiner Schaulust die Mezger jedes Jahr pünktlich dar, wie denn überhaupt die Pariser Mezger sich durch schöne Züge und eine blühende Gesichtsfarbe auszeichnen. Dies scheint die neulich in der königlichen Akademie der Wissenschaften gemachte Bemerkung zu bestätigen, daß in dem Fleische, der gewöhnlichen Nahrung der Mezger, weit mehr und ersprießlicherer Nahrungsstoff steckt, als in Gemüsen und überhaupt in vegetabilischen Speisen. Natürlich ist der Ochse, den die Fleischer am Fasching herumführen, das ungeheuerste Schlachtvieh, das sich nur hat auffinden lassen; zuweilen haben sie auch zwei, da für einen das lange Herumspazieren in der großen Stadt zu ermüdend seyn würde. Man nennt in den Zeitungen die Gegend Frankreichs, wo er oder sie hergekommen, und auch wohl den Mann, der ihn oder sie fett gemacht, und für welchen solch ein ungeheures Produkt eine große Empfehlung ist.

(Der Beschluß folgt.)

Soldatenschicksale.

(Fortsetzung.)

Am ersten August verließ die Armee ihre Quartiere, um das große Werk zu unternehmen, Ciudad-Rodrigo aus den Händen der Franzosen zu befreien. Den 10ten schlug Lord Wellington in Fuente-Guenaldo, nicht weit von der zu belagernden Festung, sein Hauptquartier auf, wo Römmling mit der dritten Division blieb, während die übrige Armee so vertheilt ward, daß man hoffen konnte, die Festung durch Hunger zur Kapitulation zu zwingen. Allein die Umstände vereitelten diesen Plan, und schon am 29sten September ward die Campagne für beendigt angesehen und die Truppen wurden in die Winterquartiere vertheilt.

Nichts zerstreute Römmlings Schwermuth in dieser uninteressanten Epoche. Das schlechte Wetter machte den auch hier beliebten Jagdpartien ein schnelles Ende, und die Langeweile zog in das englische Lager ein. Ein einziger Umstand erheiterte Römmling. Don Julian Sanchez war der Held unter den spanischen Guerillas, den manche Romanze besang und der im Munde des spanischen Volks fortleben wird, wie unsere Lützow'sche Jagd im Munde der Deutschen. Dieser Guerillachef besuchte die Engländer oft, wenn er von seinen Streifereien zurückkam, und Römmling hatte das Vergnügen, den jungen Juan, dem er einst seine Studentenkleider für Theresa entwendet hatte, unter des Generals kühnsten Männern wiederzufinden. Juan's Freude war außerordentlich. Er stimmte ein Lied in freien Versen an, worin er besang, wie Don Julian den französischen General Régnauld gefangen nahm, als er vor Ciudad-Rodrigo spazieren ritt, während er, Juan, das in der Nähe weidende Vieh der Besatzung erbeutete. Die muntere Laune, mit welcher der Sänger die Begebenheit, die damals der neuesten Vergangenheit angehörte, vortrug, versezte Römmling in eine heiterere Laune, als er sie seit langer Zeit gekannt hatte.

Die Vorbereitung zur Belagerung ging indessen ihren regelmäßigen Gang, den zu verfolgen nicht in das Gebiet einer Erzählung dieser Art gehört. Am 11ten Januar 1812 wurden die Kanonen auf den Batterien der ersten Angriffslinie, dem Hügel, auf dem Ciudad-Rodrigo liegt, gegenüber, aufgeführt. — Es war ein Tag von seltener Schönheit; keine Wolke unterbrach das blaue Zeltdach des frohen Himmels, der ohne Bewußtseyn der Scene, die sich unter ihm vorbereitete, in ungetrübter Klarheit glänzte. Ein Augenzeuge sagt: „Um vier Uhr Nachmittags begann das Feuer; es ist unmöglich, sich ein erhabeneres Schauspiel zu denken. Der Abend war prächtig und vollkommen stille, nicht die kleinste Bewegung durchzitterte die Luft, als plözlich der Donner der Kanonen diesen Schlummer der Natur störte und Rauchsäulen die Atmosphäre verfinsterten. Diese Säulen schlichen der Stadt zu und hüllten den Fuß der Hügel, die Wälle und die Bastieien ein, während die Spitzen der Thürme sich in dunkeln Massen über den weißlichten, schweflichten Dünsten heraushoben und sich wie die phantastischen Schlösser, die man oft an schwülen Sommertagen in den Wolken zu sehen wähnt, darstellten. Die Blitze, welche die englischen Batterien versandten, kreuzten sich mit denen der Feinde, und das Rollen des Kanonendonners tönte von Echo zu Echo

wieder, bis es sich in der fernen Sierra de Francisca verlor. Das Pfeifen der Kugeln, das Geprassel, mit denen sie von den Mauern abprallten, vollendete den grauenvollen Eindruck, der alle Gegenwärtigen in eine Spannung versezte, wie sie sie seitdem kaum mehr empfunden haben werden.“ Drei Tage heißen Kampfes folgten, in denen der ermüdeten Natur nur wenig Ruhe gegönnt wurde. Es war gelungen, zwei Breschen zu schießen, und da der Gouverneur erklärte, sich bis zum lezten Athemzuge vertheidigen zu wollen, beschloß Lord Wellington den Sturm. Am 19ten Morgens erhielten Alle, die thätig an dem großen Unternehmen mitwirken sollten, den Tagesbefehl. Er schloß mit den inhaltschweren Worten: „Diesen Abend um sieben Uhr soll Ciudad-Rodrigo mit Sturm genommen werden.“

Römmling gehörte, wie schon gesagt, zur dritten Division, die General Mac Kinnon befehligte. Das Schicksal führte sein Regiment an eine der gefährlichsten Stellen; es hatte die Ordre erhalten, die Spitze der zweiten Kolonne zu bilden, die sich auf die Bresche werfen sollte. Der lange, helle, wolkenlose Tag war den Vorbereitungen und dem Nachdenken gewidmet. Römmling ging in der Ruhe des Mittags vor seinem Zelte auf und ab, in seine Gedanken versunken, die sich auf die Vergangenheit und die vielleicht zu kurze Zukunft richteten. Nur eins war in seinem bisherigen Leben, was ihn bitter reute, sein Verhältniß zu Theresa, sein Undank gegen Fabrique. Heute fielen ihm des guten Mannes Worte: „möge der Himmel Ihnen das Glück so reichlich zumessen, als Sie mir Ihren Dank.“ centnerschwer auf die Seele. „O mein Gott!“ betete er, „wenn diese nichtswürdige Handlung mich des Lebensglücks, das ich mir seit Jahren als das höchste gedacht habe, unwürdig gemacht hat, so laß sie mich in dieser Nacht durch einen schnellen Tod büßen, und komme ich glücklich aus dieser Gefahr, so laß mich's als ein Zeichen ansehen, daß mir vergeben ist.“ — „Clara,“ sagte er weiter, und wendete das Gesicht unwillkührlich gegen Norden, „Clara, bete heute für mich, und vergieb mir, was ich an Dir verschuldet habe.“

Als der Abend sich heruntersenkte, dauerte die Stille des Tages fort; der Mond schwamm als silberne Sichel im blauen Meere, und erleuchtete die Gegend so matt, daß nur die Umrisse der Gegenstände sichtbar waren. Kein Schuß dröhnte aus Ciudad-Rodrigo herüber, sie lag da wie eine Stadt der Todten, in den Schlaf der Ewigkeit gehüllt. In den Verschanzungen der Belagerer herrschte ein ähnliches, feierliches Schweigen, der Stille vor dem Ausbruche des Aetna zu vergleichen. Endlich tönte vom Hauptthurme der Stadt der siebente Glockenschlag, und zehn Thürme wiederholten mit bewußtloser Zunge die ernste Stunde, für so Viele die lezte des Daseyns in diesem Leben. Die englischen Truppen standen gereiht in Schlachtordnung, nicht mit jenem Flitterstaat der Uniformen prangend, wie er manchen Nationen eigen und wohlkleidend ist, aber so edel, fest und drohend, daß jeder Offizier stolz war, solche Männer in den Kampf zu führen. Das Signal ertönte, und wie das Räderwerk einer Maschine sezte sich die Masse in Bewegung. Mac Kinnons Brigade eröffnete den Zug, und ohne sich durch den Regen der Kartätschen und Kugeln irre machen zu lassen, rückte sie vor bis an den Fuß der gähnenden Maueröffnung. Hier war erst ein kleineres Außenwerk einzunehmen, das die Franzosen mit verzweifelter Tapferkeit vertheidigten; doch es ward genommen. Römmling stürzte mit seiner Kompagnie an den Graben, er befahl, die Baumwollenballen, die zu dem Zwecke mitgenommen waren, hineinzuwerfen, und mit Eifer ward sein Befehl vollzogen. Unterdessen nahte sich sein General dem Flecke, wo er, von Staub und Schweiß bedeckt, in der Hitze des Kampfes stand, und rief ihm zu: „Braver Freund, nach der Schlacht sprechen wir uns wieder!“ Indem wankte die Erde unter ihnen, drehte sich in ungeheuern Wirbeln und schleuderte plözlich alle, die sich in einem weiten Umkreise befanden, wie Spreu in die Höhe; sie hatten auf einer Mine gestanden; viele, viele tapfere Krieger hatten ausgekämpft und General Mac Kinnon führte auch die Reihen derer, die in eine andere Welt gingen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, März.

Physiognomie des Münchner Lebens.

Eine trefflichere Hausordnung ist wohl in keinem groß- und residenzstädtischen Leben mit so glücklichem Erfolge eingeführt, als in unserm München. Wir leben hier ganz und gar nach der Schnur. Mit einem mäßigen Gedächtnisse, das nur ein Jahr reicht, können wir von dem vorjährigen Tage wissen, was uns der diesjährige bringen wird. Wie hier in soliden Haushaltungen noch der bayerisch-bürgerliche Küchenkalender vorschreibt, welche Gerichte Tag für Tag auf dem Familientische erscheinen sollen, und man sich nur zu erkundigen braucht, ob es heute Sauerkraut oder Dampfnudeln gibt, um zu wissen, ob wir einen Dienstag oder einen Freitag haben, eben so bestimmte Normen haben wir auch für das Leben im Großen. Der Münchner weiß auf ein Haar, wann er mit der Werktagsjacke auch den Werktagsgeist und mit dem Festtagsrocke auch die Festtagslaune anzuziehen hat; jeder Tag winkt ihm mit dem alten, wohlbekannten Gesichte zu, jeder Tag ist ihm eine gangbare Münze mit gutem, altem Gepräge, deren Gehalt zu bekannt ist, um sie beim Ausgeben zu überschätzen oder unter ihrem Werthe loszuschlagen. Nur die Natur, die sich hier, wie überall, in allen Verwandlungen des nicht zu fesselnden

Proteus zeigt, wirft hier diesem oder jenem bekannten Tage ein anderes als das gewohnte Kostüm um, und läßt über unser bürgerliches Stillleben wechselnde Lichter und Schatten streifen. Und doch ist das hiesige Leben und Treiben bewegt genug, um nicht langweilig zu werden, es fehlt ihm nicht an bunten, schillernden Farben, nur zeigen diese sich nicht in kaleidoskopischen Bildern, die nur einer kleinen Erschütterung bedürfen, um unzählige neue und wechselnde Formen anzunehmen, sondern stets in unveränderter Ordnung, als wären sie wie der Regenbogen und das Prisma nach einer unumstößlichen Theorie der Lichtstrahlenbrechung geregelt. Diese Kalenderordnung oder, wie man will, Kalenderdiätetik macht gerade das Leben in München so heimlich, so deutsch gemüthlich; ein gesundes, wohlthätiges Philisterthum, ohne den Glanz, aber auch ohne die Nachtheile der Leidenschaft. Wo die Erwartungen nicht überspannt sind, haben wir auch wenig schmerzliche Täuschungen zu beklagen; man wendet hier für den Tag nicht mehr auf, als er überhaupt verdient; man weiß hier recht gut, warum man nüchtern geblieben, und wem zu Liebe man sich eine Indigestion geholt hat. Kurz, nirgends ist wohl das Sprüchwort: „Alles zu seiner Zeit.“ besser verstanden und besser angewandt, als bei uns. Um Sie daher nicht mit Pleonasmen aus unserm Leben zu unterhalten, war ich genöthigt, eine so lange Pause zwischen meiner lezten Mittheilung von hier und dem gegenwärtigen Berichte zu machen. Das diesjährige Oktoberfest wurde gefeiert, wie immer. Brüllendes und grunzendes Mastvieh, mit Blumen und Bändern festlich aufgeputzt, wiehernde Zuchthengste, ein zehnminutiges Pferderennen, Preisvertheilung, aufmarschirende Bürgergarden, Bier und Würstel, elegante Welt und Volk, ein Feuerwerk, bei welchem der Chorus jede steigende Rakete mit einem langgedehnten oh! und ah! begleitete, Harfenistinnen, Kellnerinnen, Gensdarmen und Kolbenstöße, Oktoberliteratur und Lithographien für drei Kreuzer u. s. w. Der Schauplatz war, wie gewöhnlich, die Theresienwiese, das Wetter im Ganzen recht schön. Ich darf Sie nur mit einem „vide ut supra“ auf die Schilderung des Oktoberfestes in Ihrem Journal vom Jahre 1833 verweisen, und Sie haben zugleich auch das treue Gemälde des lezten. Eben so können Sie dort über die hiesige Weihnachtsfeier, die mitternächtige Mette, den Beginn des Karnevals u. s. w. nachlesen; es war gegenwärtig nichts weiter daran geändert, als daß das ganze theilnehmende Publikum während der Zeit um ein Jahr älter geworden war. — Der erste Maskenball im Hoftheater hat bereits stattgefunden. War's doch, als wären wir aus einem jahrelangen Traume erwacht und sähen uns beim ersten Aufschlagen der Augen wieder, wo wir geblieben sind. Noch brennen die Tausende von Kerzen an den Lüstern und Girandolen, fast dieselben wohlbekannten Masken und Domino's schwärmen im Saale umher und reden uns mit einem witzigen: „Grüß di Gott, bist ab do?“ durch die Fistel an, wahrscheinlich, um uns durch die verstellte Stimme von der Spur abzuleiten, auf welche die geistreiche Anrede uns führen könnte. Die Logen sind glänzend garnirt, wie immer, Straußische Walzer ertönen, ein nasser, an einer langen Stange befestigter Wolllappen fährt uns unversehens zwischen die Beine, und das „prenez garde à vous!“ welches gleich lakonisch genug in ein deutsches: „Aufg'schaut!“ übersezt wird, kommt als Warnung etwas zu spät. Im Hintergrunde steigt unter duftenden Blumen die kühlende, plätschernde Fontaine, die Wände des Speisesaals sind wieder mit weichem Moos bekleidet, und das Boeuf à la mode aus Havards Küche schmeckt noch eben so, wie voriges Jahr. Nur der zweite nächste Maskenball wird sich durch den Glanz und die Pracht eines fürstlichen Maskenzugs vor allen seit Jahren hier stattgefundenen auszeichnen, und ich behalte mir vor, Ihnen über diesen ausführlich zu berichten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mainz, März.

Vereine.

Die hiesige Wintersaison ist in Beziehung auf gesellschaftliches Leben und Kunstgenüsse höchst reichhaltig, und Mainz wird darin wohl von keiner Stadt ähnlicher Größe überboten. Ausgezeichnete Theilnahme finden in diesem Winter die regelmäßigen Sitzungen unsers „Vereins für Literatur und Kunst,“ eine nun schon zwölf Jahre in ersprießlicher Wirksamkeit bestehende, für gründliches Wissen und ächte Kunst sehr eifrige Gesellschaft, die dem unermüdeten Eifer und der seltenen Liebe eines Mannes (des Professors Braun) für alles Schöne, Große und Edle ihre Entstehung und Entwicklung verdankt, und dessen Tod wir vor einigen Monaten tief und schmerzlich betrauert haben. Alles, was Mainz an Werken der Malerei, der Plastik, der Mechanik, an Erzeugnissen des Gewerbsfleißes und der Fabrikation Treffliches hervorbringt, findet in diesen Vereinsausstellungen seine Würdigung, seine Beurtheilung und nicht selten auch seine guten Käufer, zumal in den jährlichen äußern Kunstausstellungen, die für ein ausgebreiteteres Publikum berechnet sind, während die Ausstellungen in den Vereinssitzungen nur den Vereinsmitgliedern gelten. Neben dieser Kunsttendenz hat der Verein auch noch eine wissenschaftliche. Wir sind gewohnt, in jeder wöchentlichen Versammlung wenigstens Einen Vortrag von rein wissenschaftlicher Bedeutung zu hören. Die Fachwissenschaften im engern Sinne sind zwar den Leistungen des Vereins im Ganzen fremd, doch ist allgemein Interessantes aus solchen Fächern gerade nicht ausgeschlossen. Außer diesem Kunstverein ist diesen Winter auch eine **rheinisch-naturforschende Gesellschaft** hier in's Leben getreten. Der Hauptzweck derselben ist, eine Sammlung und geordnete Aufbewahrung von Naturprodukten aller Art, besonders jener des rheinischen Vaterlandes, zu gründen, und durch periodische Zusammenkünfte, der Belehrung und der gegenseitigen Unterhaltung gewidmet, das Studium der Naturkunde, mit Inbegriff der Heilkunde, nach Kräften zu fördern und zu beleben. Dieses Unternehmen findet vielen Anklang, zumal man überzeugt ist, daß die ausgezeichneten Aerzte und Naturforscher, die demselben ihre Kräfte widmen, das Institut wohl sicherlich auf eine Höhe bringen werden, die dem gegenwärtigen Entwicklungsgrade gedachter Wissenschaften entspricht. Ein großartiges Institut der Art steht uns als Muster vor Augen, ich meine die Senkenbergische naturforschende Gesellschaft unserer Nachbarstadt **Frankfurt**. Wenn uns auch solche Kräfte und solche Mittel vorerst noch fehlen, so ist doch das Streben löblich. Ein drittes Kunstinstitut, das hier besteht und namentlich auch diesen Winter sehr lebendige Zeichen seiner Wirksamkeit gibt, ist das Institut der Liedertafel, eine Gesellschaft von mehr als sechzig Musik- und Gesangsdilettanten, in deren Mitte sich auch mancher bedeutende Meister des Faches befindet. Der Zweck der Gesellschaft ist: Aufrechthaltung und Belebung des Sinnes für Tonkunst. Die Abendversammlungen dieses Vereins, dem auch Viele beiwohnen, die nicht gerade thätig mitwirken, sind reich an den schönsten Kunstgenüssen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 71.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 24. März 1835.

C. — Gut gesagt!

A. — Und sehr feldscherermäßig.

Shakespeare.

Soldatenschicksale.

(Fortsetzung.)

Römmling dachte in dem Augenblicke der Explosion an Clara, dann verlor er die Besinnung. Er erwachte auf einem Felde voll Leichen, der Siegesju l der Engländer tönte aus der Stadt, wie aus weiter Ferne in sein Ohr; obgleich noch halb ohnmächtig, quälte ihn dennoch eine schneidende Kälte an beiden Beinen, er wollte darnach greifen, aber er konnte kein Glied rühren. Als der späte Wintermorgen graute, fühlte er sich auf einen Wagen gehoben, doch gleich darauf verließen ihn von Neuem die Sinne, und lange lag er im bewußtlosen Zustande da; endlich hörte er Menschenstimmen, bemühte sich, die Augen zu öffnen, und glaubte wirklich zwei Gesichter zu erblicken, das eine über ihn gelehnt und riesenmäßig, das andere wie in weiter Ferne sich zurückziehend.

„Es ist eben so gut, wir lassen ihn ungeschoren sterben," sagte der Mann, dem dieses angehörte, im ruhigen Gesprächston, „er ist doch beinahe todt." Der Andere, noch immer über ihn hingebeugt, versetzte heftig: „Er hat eben die Augen geöffnet; ich versichere Sie, er ist nicht todt, nicht einmal sterbend, ich fühle seinen Hauch." — „Kommen Sie, kommen Sie, Mr. Frank, wir haben mehr zu thun; dies ist ein todter Mann, sag' ich Ihnen, er hat ja nicht einmal geblutet." — „Die reißende Kugel hat das Blut zurückgehalten," versetzte Frank; „sehen Sie, die äußern Theile sind wie verbrannt, sonst hätte er sich längst verblutet." — „Sie kommen mir vor wie Smollets Matrose," sagte Mr. Job, wie der Andere sich nannte. „Wie so?" fragte Frank. Job fing gemächlich an zu erzählen: „Smollet war Schiffswundarzt und hatte bei irgend einer Schlacht alle Hände voll zu thun; auf einmal bringt ihm ein Matrose einen Menschen und legt ihn auf den Tisch mit den Worten: „„Hier, Herr Doktor, verbinden Sie um Gottes Willen, ehe es zu spät ist."" — „„Kerl, bist Du ein Narr?"" rief der Doktor, „„der Mensch hat ja keinen Kopf."" — „„Herr Gott!"" schrie der Matrose, „„so hat, als ich ihn auf den Schultern herschleppte, eine Kugel ihm hinter meinem Rücken den Kopf abgerissen; als ich ihn aufnahm, fehlte nur das Bein."" — „Ihre Geschichte ist sehr witzig," sagte Frank ungeduldig, „aber der hier hat noch einen Kopf; helfen Sie mir, ich bitte Sie, um eines Menschenlebens willen; beide Beine müssen schnell herunter, eine Stunde später ist der Brand darin." Job erwiderte nun auch ungeduldig: „Herr Frank, Sie sind zwar ein geschickter Mann, aber doch noch ein Anfänger; wenn man erst meine Praxis hat, so weiß man zu unterscheiden, was

todt und lebendig ist, und ich will jezt wahrhaftig nicht meine Zeit damit verlieren, todte Menschen zu operiren. Kommen Sie, ich befehle es Ihnen als Ihr Vorgesezter." Frank sah Römmling noch einmal seufzend an und wandte sich, um zu gehen. Da fühlte Römmling, daß Tod oder Leben an einem Augenblicke hing. Nie hatte er größere Lebenslust empfunden, er nahm seine ganze Willenskraft zusammen, und mit einer ungeheuren Anstrengung gelang es ihm, die Worte hervorzustöhnen: „Mr. Job, hol Sie der Teufel! ich bin nicht todt." Mr. Job drehte sich um; „ei," sagte er schmunzelnd, „ein Mann, der flucht, ist allerdings nicht todt; geben Sie mir die Instrumente, Mr. Frank, Wärter, binde ihn!"

Er begann die schreckliche Operation. Das eine Bein mußte unter dem Knie, das andere darüber abgenommen werden. Es war eine halbe Stunde voll Höllenpein, sie ging glücklich vorüber, doch welch trostlose Stunden folgten ihr für den armen Römmling: körperliche Schmerzen, die sich fast bis zur Unerträglichkeit steigerten, und die Gewißheit, ein bemitleidenswerther Krüppel zu bleiben, der allen Ansprüchen auf Glück entsagen mußte. „O! warum habe ich den Arzt gerufen, als ich auf einen schnellen Tod hoffen durfte!" sagte er oft; „was liegt nun an mir?" Master Frank sprach ihm manchmal Muth ein und erzählte ihm, welche vortreffliche, delikate Beine man in London zu machen verstehe. — Auch Master Job war nun, da er wußte, daß er's mit einem Lebenden zu thun hatte, die Sorgfalt und die Gutmüthigkeit selbst. „Es war ein verdammter Einfall," sagte er lachend und rieb sich die Hände, „daß Sie sich so mausestill hinlegten; es hätte wahrhaftig nicht viel gefehlt, so wären Sie des Glückes verlustig gegangen, diese vortreffliche Operation zu bestehen. Excellente Säfte haben Sie, Kapitän; dies macht Ihrer Jugendkraft, Ihrer Lebensweise alle Ehre. Da —" fuhr er fort, indem er den Verband lüpfte, „ist es nicht eine Freude? Vernarbt, als wären's zehn Jahre her, daß Sie operirt wurden. Das hölzerne Bein wird sich vortrefflich befestigen lassen."

Noch auf dem Krankenbette erhielt Römmling ein Majorspatent, mit einem Schreiben, das in Ausdrücken abgefaßt war, die ihm allerdings einigen Trost gewähreten. Master Frank sagte: „Major Römmling, Sie sind ein reicher Mann; Ihre Gliedmaßen werden Ihnen mit Gold aufgewogen werden. Sie können noch eine liebenswürdige Frau glücklich machen." Römmling seufzte tief. „Wird sie mich noch nehmen?" dieser Gedanke war das Thema, um das sich alle Phantasien seines Krankenlagers drehten. Doch fühlte er sich in anderer Beziehung leichter; es war ihm, als hätte er seine Untreue an Clara durch sein Unglück abgebüßt, als hätte er seine Strafe empfangen, zwar an den Gliedern seines eigenen Leibes, aber nicht durch sie, die ihm theurer war, als Leben und Gesundheit. Dann schalt er sich wieder einen Thoren, daß er überhaupt noch an eine Verbindung mit ihr denke. „Wie kann ich auf eine Treue hoffen," sagte er, „die sie mir nicht einmal gelobt hat? und wie wird die blühende Clara, wenn sie auch wirklich noch frei wäre, einen Krüppel zum Manne nehmen?" Er beklagte bitter, daß er nicht einmal etwas von ihr wisse; denn der Krieg mit Frankreich hatte alle Korrespondenz über England schwierig, fast unmöglich gemacht, und Briefe aus dem englischen Lager auf andern Wegen zu befördern, war ganz unthunlich. Dennoch hatte er es mehrmals versucht, aber nur einmal einige Zeilen von Adolph erhalten, die ihn freilich versicherten, daß die Gefühle seiner Geliebten dieselben seyen, die aber zwei Jahre alt waren. So blieb ihm denn kein anderer Trost, als die Hoffnung, Clara werde durch die Zeitungen erfahren haben, daß er noch lebe; denn er wußte, daß sein Name bei mehreren Gelegenheiten rühmlich darin genannt worden war.

Im Mai 1812 ward Römmling für genesen erklärt und schiffte sich nach England ein. Hier vergingen anderthalb Jahre, ohne daß es ihm möglich gewesen wäre, zu ihr zu gelangen, die seine Gedanken immerwährend beschäftigte. Die Kontinentalsperre war strenger als je; die Franzosen regierten in seiner Heimath, und sogar der Briefwechsel war auch von hier aus fast ganz unmöglich. Der große Eisgang des Jahres 1813 öffnete endlich auch diesen Weg; aber Römmlings Ungeduld sollte auf das Höchste gespannt werden. Ein Fieber warf ihn darnieder und die Aerzte machten es ihm zur Gewissenssache, in der rauhen Jahreszeit nicht zu reisen.

(Die Fortsezung folgt.)

Der Fasching-Dienstag in Paris.

(Beschluß.)

Als nun der Abend des Fasching-Dienstages den Lustbarkeiten auf der Gasse ein Ende gemacht hatte, zerstreute sich die zahllose Menge in die Theater, Bälle, Schenken und Kneipen, jeder nach seinem Vermögen oder seiner Neigung. Das kleine Palais-royaltheater, das dem vormals durch seine burlesken Stücke berühmten Variétéstheater jezt den Rang abläuft, gab eine Posse zum Besten, Fich-ton-kan (fiche ton camp, ein Volksausdruck für: packe dich weg) oder der chinesische Mandarin, der seinen Kaiser Ka-ka-o von einer Fliege befreit, welche Se. M. stets auf seiner Nase sitzend wähnen; einige Scharfsichtige wollen dieser Posse einen politischen Sinn unterlegen. An den Orten, wo

sich das sogenannte Volk, oder auch Studenten mit Tanzen belustigen, bemerkt man seit einigen Jahren eine eben nicht erfreuliche Erscheinung, die ich mir nicht anders zu erklären weiß, als durch den vermehrten Verkehr mit dem Morgenlande und mit Afrika, nämlich die Neigung zu unzüchtigen Tänzen, wovon man sonst in Paris nichts wußte, und welche die Polizei jezt nur noch mit Mühe an öffentlichen Orten, besonders in den Schenken um Paris herum verhindert. Häufig werden junge Leute wegen eines solchen unter dem Namen Chahue berüchtigten Tanzes vor Gericht belangt, und diese Chahue soll noch nicht einmal der ärgste Tanz jener Art seyn. Wahrscheinlich haben Leute, welche in Algier gewesen, dergleichen in Afrika gesehen und den Arabern und Mauren abgelernt; denn ich glaube nicht, daß der Geschmack an jenen mimischen Tänzen älter in Frankreich ist, als die Eroberung Algiers. Eine Eroberung hat immer einiges Nachtheilige, und nicht Alles, was man aus dem eroberten Lande mit sich nach Hause schleppt, thut dem Mutterlande gut.

Nun ist glücklicherweise der Fasching vorüber. Es müssen dadurch bedeutende Summen in Umlauf gekommen seyn; freilich befindet sich unter diesem Gelde auch der mühsam ersparte und so unnütz vergeudete Sparpfennig des Handwerkers und Taglöhners. Hört man Kaufleute und Handwerker über Mangel an Absatz und Arbeit klagen, so sollte man meinen, es herrsche großes Elend unter dem Volke. Sieht man dann aber, wie das Geld im Fasching verschwendet wird, so muß man wieder einen großen Ueberfluß voraussetzen. In der That scheint der immer blühender werdende Zustand der Sparkassen anzudeuten, daß die arbeitende Klasse ihren Zustand verbessert, indem sie das Ersparte auf Zinsen legt. Es wäre interessant, zu erfahren, ob und wie viel um die Faschingszeit aus den Sparkassen wieder zurückgenommen wird. Auch läßt sich nicht leugnen, daß der lange Friede und die lezten guten Ernten dem Volke in Frankreich sehr ersprießlich gewesen sind. Allerdings hat eine Revolution wie die von 1830 den ganzen gesellschaftlichen Zustand stark erschüttert und eine große Stockung in den Geschäften und im gewöhnlichen Verkehr verursacht. Indessen haben die folgenden ruhigen Jahre den Schaden zum Theil ersezt, und die Familien, welche länger die Folgen der Revolution empfinden, gehören großentheils zu dem begüterten alten Adel; wenn ihm seine Würden, Aemter, Gnadengehalte, sein Ansehen und sein Einfluß genommen sind, so bleiben ihm doch seine bedeutenden Güter, von denen er gemächlich leben kann. Am schlimmsten sind diejenigen daran, die vom vorigen Hofe und von der Hofgunst lebten, und denen jezt nichts übrig bleibt, als ihre Anhänglichkeit an die vorige Regierung und ihr Mißvergnügen mit der jetzigen. Indessen hat diese Partei ihre Zeitungen, ihre Versammlungen, ihre Subscriptionen und auch Abonnementsbälle zur Unterstützung der zu ihr gehörigen Nothleidenden. Von Zeit zu Zeit theilen ihr die legitimistischen Zeitungen erfreuliche Nachrichten vom kleinen Hofe zu Prag mit, worauf sie beständig ihr Auge richtet, und es bleibt ihr die Hoffnung, das Glücksrad, das schon so Manches anders in Frankreich gestaltet, werde sich einmal wieder wenden und Alles nach ihrem Wunsche fügen. Einige tröstet es auch, daß es jezt bei Weitem nicht so vornehm hergeht, wie sonst; so z. B. hat der Vicomte Walsh neulich einen Aufsatz geschrieben, bloß um zu zeigen, daß die Bälle des Herrn Dupin, des Präsidenten der Deputirtenkammer, nur eine sklavische Nachahmung desjenigen seyen, was er sonst bei Hofe und in vornehmen Häusern gesehen. Es gibt kleine legitimistische Tageblätter, welche beständig dergleichen herabsetzende Vergleiche anstellen. Da nun jezt Alles wieder in gehörigem Geleise ist, so wird der Spekulationsgeist den Hang zu Lustbarkeiten wohl schnell verdrängen; denn man bemerkt allgemein, daß sich ein außerordentlicher Drang, sich zu bereichern, der Pariser bemächtigt hat. Einige wollen sich schnell durch Spekuliren auf Staatspapiere an der Börse, Andere durch Eisenbahnen und Dampfmaschinen, noch Andere durch Herausgabe von Pfennigmagazinen, deren Zahl sich in's Unendliche vermehrt, noch Andere durch Bauten bereichern. Sogar die Künstler werden von dieser Gewinnsucht ergriffen, und arbeiten nur, wie man aus der eben eröffneten Kunstausstellung ersehen will, nach dem herrschenden Modegeschmacke, um bald reich zu werden. Gewinnsucht ist eben nichts Neues unter der Sonne; es wäre aber möglich, daß dieselbe während der ruhigen Zeiten einen besondern Schwung nähme, und da es mit dem auswärtigen Handel nirgends mehr recht fort will, der Spekulationsgeist vorzugsweise über einheimische Dinge herfiele, die einen sicherern und schnellern Gewinn versprechen, aber auch wegen der vielen Konkurrenz zu plötzlichem Falle führen können.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, März.

(Fortsetzung.)

Kunstleben.

So wenig ich bisher im Stande war, Ihnen über die bürgerliche und großstädtische, oder, wenn man will, die sinnliche Seite des hiesigen Lebens viel Neues und Interessantes mitzutheilen, so hat mich, was die ideale Seite desselben oder das hiesige Kunstleben betrifft, gerade die Ueberfülle von fast täglichen neuen und herrlichen Erscheinungen beinahe abgehalten, Ihnen bisher einen treuen Bericht über

die Kunstschöpfungen abzustatten, die hier wie durch Zauberschlag in's Leben treten. Unsern Kunstkritikern und Kunstschreibern stehen die Haare zu Berge. Man baut, malt, modellirt und meißelt bei uns fast eben so schnell, als man schreibt; die Kunst wächst hier, so zu sagen, dem armen Kritiker oder Berichterstatter über den Kopf, er weiß nicht, wo anfangen, wo aufhören. Hier leben wir ganz in der Kunst, und träumen nur von der Politik; in der Camera obscura, welche Journale und Zeitungen uns vorhalten, sehen wir das Drängen und den Kampf politischer Principien in verjüngtem Maßstabe sich abspiegeln; und wem das wirre, ungewohnte Treiben dieser Spiegelbilder Kopfweh verursacht, der flieht bald zu seiner heimlichern Wirklichkeit, zur Kunst zurück. Während in vollblütigern Ländern mit der großen Sturmglocke die fieberhaften Pulsschläge unserer Zeit signalisirt werden, messen wir hier unsere Zeit nach den Schlägen des Meißels und der Maurerkelle und nach Pinselstrichen ab. Seit die Kunst hier zu wirken und zu schaffen anfing, hat sie wohl noch nie ein reniges „diem perdidi“ zu beseufzen gehabt. Der eiserne deutsche Fleiß, der Jahrhunderte lang in dumpfigen Bibliotheken und Studirzimmern heckte und brütete, der aus dem Moder und dem Staub alter Pergamente und Folianten die Unsterblichkeit herauszuscharren suchte, statt an die Vergänglichkeit des eigenen Staubes erinnert zu werden, ha. sich hier in lustige Ateliers geflüchtet, die blöde Ausdauer der Stubengelehrsamkeit hat sich in kecken Künstlerfleiß umgewandelt, die graue Theorie ist zu Grabe getragen und der grüne, goldene Maienbaum der Kunst aufgepflanzt; rüstige, kräftige Meister und Jünger drängen sich um ihn herum, um wetteifernd das Ziel zu erreichen, an welchem Lorbeerkränze und Gold als Preis für die kühnen Kämpfer ausgesetzt sind. Die Kunst ist toleranter, als das Leben, sie hat sich von jeder Religion befreit, oder sie bekennt sich zu allen Religionen, in welchen sich Begeisterung zur Schönheit verklärt. Sie betet zu der dem Meeresschaume entstiegenen Aphrodite wie zu der Mater dolorosa; sie duldet Titians üppig glühende Sinnlichkeit neben der lieblichen Mystik Raphaelischer Madonnen, Michel Angelo's kühne Majestät neben der derben Laune eines Murillo, Tenier und Ostade. Je liebevoller, je duldsamer nun ihre Kunst, um so liebloser, so unduldsamer sind viele unserer Künstler. Statt in wetteifernde Schulen, theilen sie sich in Sekten und Koterien, und in diesen sucht sich Jeder selbst wieder der Nächste zu seyn. Michel Angelo rief, als er das erste Mal Brunelleschis kühn gewölbte Kuppel auf dem von Arnolfo di Gombia erbauten Dome Santa Maria del Fiore in Florenz sah, mit stolzer Bescheidenheit aus: „Come te non voglio, meglio di te non posso!“ Viele unserer Künstler haben fast für jedes noch so ausgezeichnete Meisterwerk eines Bruders in der Kunst ein solches „come te non voglio!“ indeß will man das „meglio di te non posso!“ selten hier aus einem Künstlermunde gehört haben. Auch Künstler sind Menschen; sie geben mit Fichte vom Ich aus, wenn auch nicht vom transcendentalen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mainz, März.

(Fortsetzung.)

Hellermanns Methode zur Heilung des Stotterns.

Hellermanns Erfindung, Stammelnde und Stotterer auf eine einfache und leichte Art schnell und sicher zu heilen, dürfte Ihnen aus den öffentlichen Anerkenntnissen, die die Wohlthat dieser Erfindung im Auslande, besonders aber in Rußland fand, hinlänglich bekannt seyn. Was ich Ihnen hier von dieser Sache berichten will, betrifft die am 15ten Februar zum ersten Male vom Erfinder in seiner Vaterstadt Mainz unternommene Probekur, die, in Gegenwart einer Gesellschaft von Aerzten und Menschenfreunden, welche dazu eingeladen waren, vollbracht, solch günstige Resultate gab, daß sie uns Alle, die wir zugegen waren, in Erstaunen setzte. Dieser um die Menschheit verdiente Mann ist gesonnen, hier in Mainz, diesem geographisch so gut gelegenen Platze, gewissermaßen eine Centralanstalt für Deutschland, Frankreich, Holland, England ꝛc. zur Heilung der Stammelnden zu gründen, ein Unternehmen, das wohl ähnlichen Taubstummen- und Blindeninstituten an die Seite gesezt zu werden verdient. Hellermann stellte der zahlreichen Versammlung einen Stammler aus dem Orte Oestrich im Rheingau vor, einen robusten Mann von etwa 32 Jahren, der bei den ihm vorgelegten Fragen eine solch furchtbare Entartung und Vernachlässigung seiner Sprachorgane von Seiten der Natur darthat, daß fast eine Minute hinging, bis der Unglückliche unter Zerren und Krämpfen aller Muskeln nur eine Sylbe hervorzubringen im Stande war. Troz dieser Anstrengung konnte man den Inhalt seiner Worte nicht verstehen. Hellermann (wie wir wissen, früher selbst ein Stammler; zu seinr Selbstheilung machte er seine Erfindung) unterrichtete nun den Kranken, wie er ihn aufmerksam anhören und ihm streng folgsam in Allem seyn müsse, was er ihn zu thun heiße, wobei festgestellt wurde, daß er jedem mit ihm Sprechenden fest in's Auge sehen, daß er in geregelten Intervallen die einzelnen Sylben und Säze von drei bis fünf Worten so hervorbringen müsse, daß er dazu mit Hand und Fuß, oder mit beiden zugleich den rhythmischen Takt angebe, daß er ferner vor der Aussprache von Sylben und Säzen jedesmal tief Athem hole, und so gleichsam die Kraft des ersten Aushauches auf die Artikulation des ersten Lautes wende. Nun wurde Hellermanns Zungenheber, ein kleines, an den Unterkiefer angepaßtes, mit einer leicht ressortirenden Federkraft versehenes silbernes Blättchen, unter die Zunge befestigt, und es war einem Wunder gleich, wie klar und deutlich der Kranke auf oben vorgeschriebene Weise zu lesen und zu sprechen im Stande war. Dieser Zungenheber bleibt nun, genau nach der Vorschrift, drei Tage in dem Munde des Stammlers, und derselbe kann dann ohne Hülfe des Instruments sprechen. Diesen lezten Theil der Voraussagung fanden wir, als wir uns nach drei Tagen abermals bei Hellermann versammelten, auf eine überraschende Weise bestätigt; denn der Kranke befindet sich nach dieser kurzen Frist schon im glücklichsten Gebrauche seiner Sprachorgane. Ehe ich diese Notiz schließe, muß ich noch darauf aufmerksam machen, daß die Stotternden, selbst die vernachlässigtsten, gewöhnlich ziemlich ungehindert singen können, eine Erscheinung, die sich auch bei dem erwähnten Manne bestätigte; denn er sang das bekannte Kirchenlied: „Herr Gott, dich loben wir!“ ziemlich deutlich und taktfest, während er nicht eine Sylbe sprechen konnte. Gewiß ist auch, daß außer dem Mechanismus des Instruments noch eine gewisse Dynamie hier wirkt, und daß Hellermann das auffallend gute und schnelle Resultat theilweise wenigstens durch eine magnetische Einwirkung (eine Art magnetisch-sympathetischen Augenrapports) erzielt, was sich im angeführten Falle daraus ergab, daß, wenn der Patient es versäumte, bei der Vorlübung Hellermann fest in's Angesicht zu sehen, auch das Resultat der Aussprache nicht so befriedigend ausfiel, wie im entgegengesezten Fall.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 72.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 25. März 1835.

— Laß ihr Gesicht sie waschen
Und säubern ihr Gebiß!

Shakespeare.
Coriolanus.

Zur Geschichte des englischen Parlaments.

Vor Kurzem habe ich die Physiognomie Londons bei Eröffnung des gegenwärtigen Parlaments geschildert; der Vollständigkeit wegen kann ich nicht umhin, auch das Nachspiel jener Feierlichkeit, die Ueberreichung der Adresse, den Lesern mit mehr Details vorzuführen, als den politischen Blättern der Raum gestattet. Nirgends prägt sich der Charakter des englischen Volks reiner und schärfer aus als in seinen öffentlichen Angelegenheiten, und wer seine Sitten schildern will, darf sich in Zeiten politischer Gährung fast ganz auf das Protokolliren der Tagesbegebenheiten beschränken.

Die Art und Weise, in welcher die sogenannte Adresse, die Antwort des Hauses der Gemeinen auf die königliche Thronrede bei Eröffnung des Parlaments, von einem Theile dieses Hauses am lezten Tage des Februars den Händen des vierten Wilhelm übergeben worden ist, hat vielseitig Tadel und Billigung erfahren, der fashionablen Welt für mehrere Soireen Gesprächsstoff geliefert, John Bull viel zu lachen gegeben und manchem vornehmen Witzlinge bald zu einem guten, bald zu einem schlechten Einfall verholfen. Das Gesetz schreibt vor, daß, nachdem die Adresse votirt ist und der König Tag und Stunde bestimmt hat, an welchem und in welcher er sie entgegen nehmen will, der Sprecher, das Organ des Unterhauses, mit einer freiwilligen Zahl Deputirter sich nach dem Pallaste begibt und das Dokument der königlichen Majestät überreicht. Unter den Deputirten pflegen regelmäßig sowohl diejenigen sich zu befinden, welche die Adresse vorgeschlagen und zunächst unterstüzt, als diejenigen, welche das, die wahren Gesinnungen der Mehrheit ausdrückende Amendement in Antrag gestellt und zunächst vertheidigt haben. Der Sprecher würde kaum Master Speaker heißen können, wenn er anders erschiene, als in seiner Amtstracht. In welcher Kleidung die übrigen Deputirten sich den Augen des Königs zu zeigen haben, darüber schweigt das Gesetz und muß füglich schweigen. Es ist weder der Major, noch der Bankier, weder der Kaufmann, noch der Gutsbesitzer, weder der Doktor, noch der Herr schlechtweg, es ist das Volk der drei vereinigten Königreiche, das durch seine Vertreter vor dem Antlitze des Herrschers erscheint. In welchem Gewande, das muß da gleich seyn, wo es keine gesetzliche Kleiderordnung gibt, wo die Dirne, wenn sie die Mittel dazu besizt, sich mit dem Hermelin der Königin behängen, und der Schneidergeselle, wenn er hinreichendes Geld und hinreichende Courage hat, sich in eine Admiralsuniform kleiden darf, wie der König sie bei Eröffnung des Parlaments trug, beide ohne Gefahr, deßhalb vor einem Gerichtshofe schuldig befunden, obgleich der Schneider nicht ohne Gefahr, von

einigen handfesten Seeleuten für seinen Hochmuth um den ferneren Gebrauch einiger Zähne, Rippen oder Arme gebracht zu werden; wobei es sich jedoch von selbst versteht, daß die Seeleute vor dem Gesetze unrecht haben, und nächst angemessener Strafe dem Schneider angemessenen Ersatz leisten müssen. Was ausdrückliche Gesetze nicht entscheiden, das findet ziemlich allgemein, im gesellschaftlichen wie im Rechtsverkehr, eine Richtschnur oder wenigstens einen Anhaltspunkt im Herkommen, und oft ist das eingebildete Gebot des Herkommens ein größerer Tyrann, als die eiserne Schraube des Gesetzes. Es ist also auch Herkommen, daß die den Sprecher begleitenden Mitglieder des Unterhauses ihre Sonntags- und Staatsröcke anziehen, der kriegerische Major seine Uniform, der friedliche Bürger sein Hofkleid, und daß sie sämmtlich, gleichviel, ob in eigenen oder fremden, jedoch in möglichst eleganten Carossen von ihrem Versammlungsorte, dem Parlamentshause, nach des Königs Wohnung, meist dem ehrwürdigen St. James Pallaste, sich begeben. Aber was geschah in der Nachmittagsstunde des 28sten Februars 1835? Da sah man zwar stolze Equipagen und in ihnen uniformirte und hofmäßig gekleidete Männer von St. Stephens nach St. James rollen, aber gleichzeitig auch Männer in gewöhnlichen Fracks und Ueberröcken auf den breiten Trottoirs Arm in Arm von St. Stephens nach St. James bescheiden zu Fuß gehen, diese wie jene in der Absicht, die votirte Adresse nebst der Nachschrift des Amendements am Throne des Monarchen niederzulegen. Wenig Jubel erschallte den rasch Vorüberrollenden; laute, stürmische Zeichen des Beifalls begrüßten die langsam Dahingehenden, von der Masse des Volks, wohlverstanden, denn unter den Zuschauern gab es auch Manche, die gern das Gegentheil gethan hätten, wenn sie nicht durch Bedenklichkeiten davon abgehalten worden wären. Schweigend ankerten sie ihren Trost und eine wohlthuende Schadenfreude auf dem Grunde der Hoffnung, daß die königlichen Wachen, Thürhüter und Ceremonienmeister die Wanderer zurückweisen und nur den Inhalt der Carossen in die goldenen Gemächer des Monarchen einlassen würden. Aber die Wachen und Thürhüter sahen in den zu Fuß Ankommenden wie in den Vorfahrenden die Stellvertreter der Nation und öffneten diesen wie jenen die königlichen Pforten.

Schrecklich, schauderhaft, unerhört! — ist es so weit gekommen? — was soll daraus werden?

Das war ungefähr der hundertste Theil der Laute, in welchen über das große Ereigniß jenes Tags an demselben Abende und während der folgenden Nächte in den aristokratischen, ministeriellen und fashionablen Salons geseufzt wurde. Dem ersten Schrecken folgte der Witz, und als man sah, daß diejenigen, die in Stiefeln, statt in Schuhen, in Ueberöcken, statt in Hofkleidern vor der königlichen Majestät erschienen waren, ihre Berathungen fortsezten, anstatt die Fahne des Aufruhrs zu erheben, da wurden Spötter laut, die außerdem wahrscheinlich erst jenseits des Kanals laut geworden seyn würden. Die Zeitungen blieben nicht stumm, die Karrikaturisten sezten ihre Pinsel, die lithographischen Institute ihre Steine in Bewegung, und bald konnten die betreffenden Mitglieder des Unterhauses ihre Wanderung von St. Stephens nach St. James, auf mannichfache Weise versinnlicht, an den Bilderläden ausgehangen und von mörderisch schreienden Colporteurs auf allen Straßen feilgeboten sehen. Einer der ausgearbeitetsten Witze war nachstehende Bekanntmachung: „In einer sehr zahlreichen und ehrbaren Versammlung der Waschweiber von Kensington und Umgegend, welche unter Vorsitz von Mistreß Euphemia Figgins untengenannten Tages in der Kron- und Sceptertaverne stattgefunden hat, ist einstimmig beschlossen worden, wie folgt: Die Versammlung hat mit den Gefühlen des innigsten Bedauerns und der regsten Theilnahme den schmerzlichen Bericht von dem geringen Vorrathe an weißer Wäsche vernommen, mit welchem so viele irländische und andere Oppositionsmitglieder versehen zu seyn scheinen, und nicht weniger von dem großen Mangel an Seife, welcher so Viele zwang, am 28sten Februar vor Sr. Majestät dem Könige in höchst schmutzigem und unschicklichem Anzuge zu erscheinen. — Jede Waschanstalt hat sofort ein Pfund Seife zu unterzeichnen, um hiedurch den augenblicklichen Bedürfnissen jener Unglücklichen abzuhelfen, eine Pfennigsubscription soll ohne Verzug eröffnet werden, um aus dem Ertrage derselben Trockenzeug, Schwämme, Nagelbürsten und andere nothwendige Reinlichkeitsartikel anzuschaffen; — jede Waschfrau hat für diejenigen Mitglieder, welche es verlangen und bedürfen, ein Hemd und ein paar Strümpfe gratis zu waschen; — ein Komité von Sechsen, mit Vollmacht, die Zahl beliebig zu vermehren, soll ohne Weiteres ernannt werden; — die Mitglieder besagten Komités sollen abwechselnd im Unterhause anwesend und zu richtiger Anwendung der Seife, sowie zu Anschaffung reiner Wäsche für die dringend Benöthigten stets bereit und dienstfertig seyn; — eine Deputation soll ehemöglichst zu den Herren O'Connell, Hume und Warburton sich begeben und ihnen nebst einer Abschrift gegenwärtiger Beschlüsse eine Quantität der eingesammelten Seife zu eigenem Gebrauche und zur Vertheilung überbringen. So geschehen am 3. März 1835. Euphemia Figgins, Präsidentin. — Auf Antrag von Miß Wilhelmine Wipe vereinigte man sich später noch dahin, daß Sir Robert Peel ersucht werden solle, das Trockenzeug zu liefern."

(Die Fortsetzung folgt.)

Soldatenschicksale.

(Fortsetzung.)

Es war im Frühling des Jahres 1814, als ich Major Römmling in Harrich kennen lernte. Mehrere Reisende waren dort versammelt, um mit dem Paketboote King George, Kapitän George King, nach Curhaven überzugehen; aber der Wind hielt uns mehrere Tage auf. Ich trat ziemlich früh am Morgen in das Kaffeehaus des wackern, ächtenglischen Herrn Bull, wenn er auch, statt John, William getauft worden war. Es war leer, bis auf einen Mann, dem Anscheine nach acht bis neun und zwanzig Jahre alt, in eleganter Morgenkleidung, mit enganliegenden Nankingbeinkleidern, die ein außerordentlich schön geformtes Bein erkennen ließen, das sich in einen äußerst zierlichen Fuß endete. Der junge Mann hatte eine jener glücklichen Physiognomien, die der liebe Gott manchen Menschen als Paß mit in diese Welt gegeben hat, und die einnehmen müssen, wenn sie auch nicht durch so schöne Züge durchblicken, wie es bei diesem Fremden der Fall war. Er hatte eine königliche Gestalt, breite herkulische Schultern, denen die Zierlichkeit und Schlankheit seiner Taille Alles Schwerfällige benahm. Die eine der feinen weißen Hände hielt ein Zeitungsblatt, die andere trommelte auf dem Tisch; ich sezte mich in einer kleinen Entfernung von ihm in ein Fenster und fing an, mein Frühstück zu verzehren.

„Sind Sie ein Engländer," rief er mir heiter auf Deutsch zu, „daß Sie sich so einsam in Ihren Winkel setzen und mit einem künftigen Reisegefährten nichts zu thun haben wollen?" — „Nein, mein Herr," erwiderte ich, „aber ich wundere mich, Sie so fertig Deutsch reden zu hören, denn ich glaubte, das brittische Gepräge in Ihrer Gestalt zu erkennen." Ich nahm meinen Kaffee und schob einen Stuhl an seinen Tisch. „Meiner Gestalt mag allerdings etwas Brittisches aufgeprägt seyn," versezte er, „denn die lange Gewohnheit, mit Engländern zu leben, hat mich fast zum Engländer gemacht. Doch bin ich im Herzen ein ächter Deutscher geblieben, nur meine Beine sind national englisch, denn sie sind in London geboren und erzogen." Ich sah ihn verwundert an; er lächelte halb schmerzlich, halb lustig und sagte: „Sie sind von Holz." — „O mein Gott!" rief ich aus. „Wie sind Sie zu dem Unglück gekommen?" — „Durch einen allzuhohen Sprung in die Luft bei Ciudad-Rodrigo," erwiderte er wieder ganz heiter. Ich legte ihm mein Bedauern an den Tag und fühlte noch mehr, als ich ausdrücken konnte; denn diese Lebenslust in den herrlichen braunen Augen, diese Raschheit in jeder Bewegung, diese stolze Haltung des Kopfes auf ein paar Stelzfüßen! — Ich hätte weinen mögen, und wäre ich ein Frauenzimmer gewesen, ich hätte mich flugs in ihn verliebt. — So wurden wir bekannt; er erzählte mir freimüthig und ohne die geringste Ruhmredigkeit von seinen Abenteuern, und ich hörte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Später trat auch Kapitän George King in das Kaffeehaus und sagte, heute sey an keine Abfahrt zu denken, da der Wind zu scharf aus Ost-Nord-Ost blase und stetig sey, wie eine Magnetnadel. Wir hätten daher den Tag zu unserer Disposition. — „Ei, so lassen Sie uns zu Pferd eine Tour über Land machen," rief Römmling; „denn wenn ihr Andern auch Geduld zum Warten habt, ich habe keine; ich warte schon seit anderthalb Jahren," — „Reiten?" fragte ich. „Lieber Major, wie können Sie an's Reiten denken?" — „Nun," erwiderte er, „wenn Sie mir nur beim Hinaufkommen behülflich seyn wollen, da will ich schon zeigen, wie ich reiten kann." — Es wurden gute Miethpferde herbeigeschafft, und wir konnten Alle unser Erstaunen nicht bergen über die Sicherheit, mit welcher Römmling im Sattel saß, was um so mehr auffiel, da er sich mit zwei Krücken nur langsam bis zum Pferde bewegen konnte. Kaum saß er darauf, als er ausrief: „Nun bin ich wieder ein ganzer Mann!" und lustig davonsprengte. In einem lieblich gelegenen Wirthshause, zwischen grünen Hügeln, das Meer im Hintergrunde, stiegen wir ab und beschlossen, statt des Mittagessens hier ein Déjeuner dinatoire zu nehmen. Zum lezten Male erlabten wir uns am vortrefflichen Beefsteake und den englischen Kartoffeln, wie man sie sonst nirgends findet. An Portwein fehlte es auch nicht, aber Römmlings liebenswürdige Heiterkeit und die Gutmüthigkeit, die aus jeder Rede seines Mundes, aus jedem Strahle seiner Augen leuchtete, war die beste Würze dieses Frühstücks. Gegen Abend begaben wir uns auf den Rückweg, Alle ein wenig begeistert von den Dünsten des Weins.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, März.

(Fortsetzung.)

Neue Kunstwerke.

Die Münchner Kunst hat bisher noch keinen Vasari oder Giotto gefunden, der dem beflügelten Kunstgenius bei seinem rechten Namen zu rufen wußte, daß er ihm Rede stehe und sich von kritischer Feder in die Register der Kunstgeschichte eintragen lasse. Es ist bisher Vieles über Münchner Kunst geschrieben worden; aber es waren größtentheils Monographien oder enthusiastische Aphorismen, wie sie jede aufblühende Kunst überall wohl gefunden hat; das organische

Mointrt oder die Totalität derselben ist bisher auf literarischem Wege noch nicht gewürdigt worden. Die Münchner Kunst erscheint uns in ihrer Bewegung noch immer peripherisch; erst wenn sie sich gesezt hat, wenn die erhabene plastische Ruhe, die lezte Verklärung aller bildenden Kunst, über sie ausgegossen seyn wird, dann wird man sie auch in ihrem Centralpunkte erfassen, in ihrem Ganzen verstehen können. Auch die Kunst muß ihren Sabbath haben, an welchem der menschliche Geist stolz fühlt, was er geschaffen, und sieht, „daß es gut sey.“

Es ist wirklich erstaunlich, was hier im verflossenen Jahre neu entstanden ist, oder sich mehr oder minder seiner Vollendung genähert hat. Schon vor mehreren Monaten war der prachtvolle Säulenvorbau des neuen Residenzflügels, welcher dem Hofgarten zugekehrt ist, mit Blumen- und Laubgehängen, in deren Mitte der goldene Namenszug des königlichen Erbauers prangte, als Zeichen der äußern Vollendung von den Arbeitern festlich geschmückt worden. Die imposante Fronte der neuen Bibliothek steht bis auf Fenster- und Thorflügel und die einfachen architektonischen Ornamente vollendet da; ihr gegenüber hat sich wie durch Zauberschlag in unglaublich kurzer Zeit das Blindeninstitut mit seinen zwei massiven Steinportalen erhoben. Zwischen den Lücken des bretternen Wetterhauses, welches noch die neue Ludwigskirche bedeckt, sehen wir die mit Blumen und Laub verzierten Säulenkapitäler, Marmorbogen und Gesimse hervorblicken; die Kirche St. Maria-Hilf in der Vorstadt Au steht jezt da in der zierlich naiven und doch großartigen Architektur des deutschen Kirchenstyls, und auch der Thurm derselben ist bereits zu einer bedeutenden Höhe herangewachsen. Auch an dem Monopteros im englischen Garten ist fleißig gearbeitet worden; mächtige Granit- und Marmorsäulen haben wir auf die Baustelle der Glyptothek gegenüber hinführen sehen, wo sich die prachtvolle Basilika erheben wird. Auf der Sendlinger Anhöhe ist der Plaz zu einem Tempel des Ruhmes bereits abgestochen. Das große Freskobild, vorstellend den Siegeseinzug des Kaisers Ludwig nach der Schlacht von Mühldorf, welches das 8' hohe und 75' lange Fries des fast in seiner ursprünglichen Form wieder hergestellten Isarthors ausfüllen wird, ist in dem verflossenen Sommer zur Hälfte gediehen. Die Räume des neuen Königsbaues gewinnen unter schöpferischer Künstlerhand täglich an imposanter Pracht. Die Säle und Gemächer schimmern von Gold und Marmor, und aus Decken und Wänden quellen uns im schönsten Farbenschmuck die Welten entgegen, welche dereinst hellenischer Mythos bildete und verklärte. Noch einmal sehen wir den grausen Spruch des Schicksals oder der Götter blutig und vernichtend in Erfüllung gehen, wie Aeschylos, Sophokles und Euripides es uns sangen. Wir lächeln wieder über den dreisten, muthwilligen Spott des Aristophanes, über seine tollen Persiflagen und Burlesken; Theokrit scherzt vor unsern Augen mit Schäferinnen und Waldnymphen, und in glühenden Farbendithyramben singt uns anakreontische Begeisterung die Liebe und den Wein.

(Der Beschluß folgt.)

Mainz, März.

(Beschluß.)

Guttenbergs Denkmal.

Dem deutschen Manne Johannes Guttenberg wird endlich der Ehrensold dargebracht, den ihm die Welt schuldig ist, den ihm aber nur seine Vaterstadt Mainz bringt. Die Idee zur Errichtung eines Monuments für diesen unsern Landsmann, dessen Erfindung ein so mächtiger Hebel für Civilisation und Weltkultur war, ging schon öfters von hiesiger Stadt aus, als der Wiege des Mannes, der das in den Klöstern gefangen gehaltene Wissen zum Gemeingut der Menschheit machte, und dem flüchtigen Gedanken eine flüchtige Verbreitung verschaffte. Indessen scheiterte diese Idee eben so oft an Verhältnissen, die nicht vorauszusehen und nicht abzuwenden waren. Nachdem man nun diese schöne Idee vor einigen Jahren noch ein Mal wiederaufgenommen, hatte man die Freude, durch den immer mehr und mehr erstarkten patriotischen Sinn des hiesigen Stadtvorstandes und einzelner ehrenwerther Männer dieselbe ihrer Erfüllung näher gebracht zu sehen. Es wurde ein Guttenbergscomité errichtet, bestehend aus Männern, die mit Leib und Seele diesem Unternehmen ergeben sind, und zu gleicher Zeit wurde ein Aufruf an die humane Welt erlassen, um endliche Abtragung der Ehrenschuld an Johann Guttenberg, an welche Schuld uns jede Druckschrift schon mit lauten Worten mahnt. Um dem Denkmal die würdigste Ausstattung zu geben, wandte sich die Kommission wegen des Entwurfs und der Verfertigung des Modells an den ersten Plastiker der Zeit, an den Dänen Thorwaldsen in Rom. Mit Liebe, Bereitwilligkeit und Stolz übernahm der Künstler den ehrenden Auftrag, und nachdem sein Entwurf den Beifall des Comités erhalten, überraschte uns Thorwaldsen schon im Juli v. J. mit der erfreulichen Nachricht, daß das Modell des Monuments beendigt sey. Sehr schön sagte der Künstler in seinem Schreiben an die Kommission unter andern: „er habe nun eine Arbeit geendet, die für ihn so hohes Interesse gewährt; wenn anders wahre Liebe zum Gegenstande vortheilhaft auf die Vollendung desselben einwirke, so müsse das Denkmal seiner edeln Bestimmung nicht unwürdig seyn.“ — Sollte indeß das Monument wirklich, nach dem Wunsche der Kommission, mit dem Säkularfest 1836 in seiner Vollendung als Zierde der Stadt dastehen, so mußten noch bedeutende Schritte gethan werden; denn, auffallend genug, jener Aufruf an die gebildete Menschheit um faktische Theilnahme an diesem Werk fand nicht den Anklang, welchen man bei der Wichtigkeit der Sache hätte vermuthen können. Nach mehr als zwei Jahren sind bis jezt der Kommission erst 10.000 fl. zur Verfügung gestellt; davon floß mehr als die Hälfte aus Mainz selbst; 1086 fl. spendete das übrige Großherzogthum, und der Rest kam vom Auslande, worunter aus Frankreich 830 fl., aus England, dem reichen, hochsinnigen Albion — 50 fl., und das von einem dort wohnenden Deutschen. Das Unternehmen aber bis zu seiner völligen Realisirung fordert einen Kostenaufwand von beinahe 20.000 fl. Wir müssen daher den dieser Tage, auf Antrag des Herrn Pettschaft, Präsidenten der Kommission, vom hiesigen Gemeinderath gefaßten patriotischen Beschluß, daß die noch fehlende Summe durch Aktien, welche die Stadt garantirt, herbeigeschafft werden soll, mit Dankbarkeit anerkennen. Da nun dem Werke kein Hinderniß mehr in dem Wege steht, so wurde ferner beschlossen, daß der Erzguß der Statue von dem ersten jezt lebenden Meister in Paris besorgt werden, und der freie Plaz vor unserm neuen Theater das kolossale Monument Guttenbergs aufnehmen solle. Also werden die beiden größten Zierden hiesiger Stadt, ihr schöner Tempel Melpomenes und das Denkmal ihres unsterblichen Landsmanns, auf einem und demselben Raume prangen, und in späten Zeiten noch unsern Enkeln Zeugniß geben von dem hohen patriotischen Sinne der gegenwärtigen Generation zu Mainz.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 73.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 26. März 1835.

Da bin ich nun durch viele Gefahr
Zurückgekehrt im dritten Jahr.
Bin nur jezt von Sorgen getrieben,
Wie es drinne steht mit meinen Lieben.

Goethe.

Soldatenschicksale.

(Fortsetzung.)

Auf dem Rückweg verlor Römmling seine Reitpeitsche, und vergaß, durch den Wein aufgeregt, auf einen Augenblick seinen Zustand so gänzlich, daß er absprang, um sie wieder aufzunehmen; er fiel und blieb hülflos liegen. Erschrocken sprengten wir herbei, um ihm wieder aufzuhelfen, doch er sagte, den Schmerz unterdrückend: „Meine Herren, als es dem Zicklein zu wohl war, ging es auf's Eis und brach ein Bein.“ Das Pferd war neugierig herangekommen, und bald saß er wieder im Sattel und galoppirte davon, als ob nichts vorgefallen wäre.

Am folgenden Morgen schifften wir uns ein; Römmling war außerordentlich ungeduldig, er schien keine Minute verlieren zu wollen. Endlich blies der Wind in unsere Segel und der scharfe Kiel durchschnitt die grüne Nordsee. Die meisten unserer Reisegefährten waren seekrank, nur Römmling und ich befanden uns außerordentlich wohl und sangen manches Lied miteinander. Aber je weiter wir vorrückten, desto mehr neigte sich seine Melodie zum Adagio und desto schwermüthiger sah er in die Wellen. Am Ende des zweiten Tages waren wir ungefähr auf der Höhe von Helgoland, als der Wind ungleich ward, die Segel ungehorsam hin und her flaggten und endlich schlaff an den Masten herabfielen. Es trat eine völlige Windstille ein, die zwar einen unnöthigen Verzug, sonst aber einen ganz behaglichen Zustand am Bord des King George hervorbrachte. Bei dem wunderschönen Maiwetter krochen die Passagiere einer nach dem andern aus der Kajüte hervor, dehnten sich und schüttelten die unbehagliche Seekrankheit ab. Römmling hatte, um sich's bequem zu machen, seine hölzernen Beine abgeschnallt und rutschte mit unglaublicher Behendigkeit in sitzender Stellung auf den Händen über das Verdeck, um sich Bewegung zu machen. Wollte er auf einem Stuhle Platz nehmen, so stemmte er die Hände auf den Boden und schwang sich kräftig rücklings hinauf, was ihm nie fehlschlug. Die außerordentliche Gewandtheit, die ihm noch geblieben war, ließ auf das schließen, was er früher mit gesunden Gliedern geleistet hatte. Es war Abend und der Leuchtthurm von Helgoland, der wie ein ferner Stern am Horizonte sichtbar ward, belehrte uns genau über den Ort, wo wir uns befanden. Römmling sah stumm nach dem Scheine, und je tiefer die Nacht hereinbrach, je wehmüthiger schien er zu werden. Ich sagte theilnehmend zu ihm: „Was fehlt Ihnen, lieber Major? kann ich Ihnen vielleicht Trost geben?“ — „Warum sollte ich es Ihnen nicht sagen?“ erwiderte er, „scheinen Sie mir doch jedes ehrenvollen Vertrauens werth zu seyn.“ Und nun erzählte er

mir ohne Rückhalt das Verhältniß, in dem er mit Clara stand. Als er geendet hatte, sagte ich: „Wie Sie mir das Mädchen beschreiben, möchte ich für ihre Treue bürgen; die Mädchen voll schöner Worte und Schwüre sind wahrlich nicht die besten; die gesunden, ungezwungenen, die beim Tanze nicht die Augen niederschlagen und nicht vor jedem Männerblicke erschrecken, denen traue ich am meisten."

Zwei schöne Abende zeigten uns noch zweimal den fernen Stern des Helgolander Leuchtfeuers; aber mir war der Aufenthalt nicht langweilig, denn Römmling machte mich in dieser Zeit zum Vertrauten aller seiner Schicksale, wie sie der Leser hier aufgezeichnet findet, freilich nach Jahren aus der Erinnerung und aus einem damals flüchtig geführten Tagebuche genommen. Am fünften Tage unserer Fahrt erhob sich endlich der Wind wieder, und noch denselben Abend langten wir in Curhaven an, von wo Römmling mit Extrapost weiter fuhr, während ich nach Hamburg eilte, doch nicht ohne ihm beim Abschiede das Versprechen abzunehmen, mich von der Entwicklung seines Schicksals zu benachrichtigen. Es vergingen zwei Jahre, ohne daß ich etwas von ihm hörte, und schon fürchtete ich, daß er sich in seinen Hoffnungen getäuscht gesehen habe; doch endlich im Jahre 1817 brachte mir die Post ein Paket, dessen Inhalt ich dem Leser mittheilen will, um dann für diesmal Abschied von ihm zu nehmen.

*** den 19ten August 1817.

„Denken Sie noch des Fremden, dessen herzliche Zuneigung für Sie auf so schwachen Grundlagen, als ein Paar hölzerne Beine abgeben können, basirt ist? Ich setze es voraus, hoffe sogar, daß Sie oft über meine Wortbrüchigkeit gescholten haben, denn ich habe Ihnen damals Nachrichten über mich versprochen, die ich erst jetzt, nach mehr als zwei Jahren ertheile; aber Sie sollen nun auch in bester Form Alles wissen, was sich seit meiner Heimkunft mit mir zugetragen hat.

„Nachdem ich Hannover verlassen hatte, trieb es mich, einen Abstecher nach Nordburg (Herrn Weigands Gut, wovon ich Ihnen so oft erzählt habe) zu machen, um vielleicht von der Geliebten meines Herzens etwas zu hören. Ich ließ mich melden und ward von dem alten Herrn, der sich meiner freundlich erinnerte, auf's Beste empfangen. Aber das Haus schien mir nicht mehr dasselbe, keine Gäste belebten es, und selbst die Zimmer hatten viel von ihrem freundlichen, wohnlichen Ansehen verloren. Nach einigen unerheblichen Gesprächen, die sich meist um meine englischen Beine drehten, erkundigte ich mich nach Fräulein Anna. Der alte Herr sah mich wehmüthig an. „Anna ist krank," sagte er, „sie leidet an einem zehrenden, langwührigen Uebel, das mich unaussprechlich ängstigt." — „Sieht sie Niemandem?" fragte ich. „O ja," erwiderte er, „und wenn Sie es wünschen, will ich ihr melden lassen, daß Sie hier sind. Mir ist jede Zerstreuung für sie wünschenswerth." Nach wenigen Minuten trat Anna ein; sie ging mit großer Herzlichkeit auf mich zu, was mir ein gutes Wahrzeichen schien, da ich wußte, wie innig sie mit Clara verbunden war. Ich wagte es endlich, zu fragen, ob diese verheirathet sey. „O nein," sagte sie, „aber —" Sie wußte nichts von unserer Liebe, soviel ward mir aus der Art ihrer Antwort klar, doch was ich aus dem „aber" machen sollte, war mir räthselhaft. Jetzt erst bemerkte ich Annas kränkliche Blässe, die Magerkeit ihrer Gestalt, das Unbefriedigte in ihrem Ausdruck und die große Veränderung, die sechs Jahre an dem damals eben aufblühenden Mädchen hervorgebracht hatten. Sie sah aus wie eine alte Jungfer, obgleich sie erst drei-und-zwanzig Jahre zählen konnte. „Wo ist Adolph von Brewitz?" fragte ich den alten Weigand. „In Geschäften nach Schweden," erwiderte er und brach kurz ab, und eine dunkle Glut übergoß Anna's Wangen. Ich kürzte meinen Besuch ab, weil er mir wenig Befriedigung gewährte, und hoffte um so mehr Freude von der Ankunft in Osnabrück."

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des englischen Parlaments.

(Fortsetzung.)

Es bedarf kaum der Bemerkung, daß der Fabrikant dieses, über ganz London verbreiteten Anschlags mit den drei genannten Männern Drei von denen bezeichnete, die nicht in Hofkleidern erschienen waren. Den Vorwurf der Unreinlichkeit aber verdienten sie keinen Falls; denn wie dieser überhaupt dem reichsten und ärmsten, dem gemeinsten und vornehmsten Engländer nur selten mit Recht gemacht werden kann, so zeichnen sich gerade jene Männer durch ihr schmuckes Aeussere vor Vielen, ja sogar vor manchem Herzoge aus. Wo die Parteien so schroff, wie gegenwärtig in England, sich entgegenstehen, da kann es nicht an solchen fehlen, die, weit entfernt, die Verletzung der herkömmlichen Sitte zu tadeln, sie für einen Beweis des freien, rücksichtslosen männlichen Sinns erklären, und während sie selbst Bedenken tragen würden, irgend eine Anstandsvisite im great-coat abzustatten, vom Parteieifer verblendet, keinen Verstoß darin finden, daß die Vertreter eines großen Volks in solcher Kleidung vor ihrem Monarchen erschienen sind. Das ist, wie gesagt, wofür der ruhige Deutsche es erkennen muß — Verblendung; denn ich meine, daß der Mann im Hofkleide mit freier Sprache ein selbstständigerer Mann ist, als der in Stiefeln und Ueberrock um den Thron kriecht, oder seine Unabhängigkeit

durch nichts anderes zu beweisen sucht, als daß er die Regeln einer unschuldigen und gehaltlosen Etikette verlezt. Das ist es nicht, wodurch „Männerstolz vor Königsthronen" sich bewährt! Wenn indessen die großen Herren, welche im Oberhause sitzen, sich berechtigt geglaubt haben, über jenen Eindruch in das Reich des Anstandes Zeter zu rufen, so sollte man glauben, daß sie auch verpflichtet wären, die Regeln eines konventionellen sowohl als sich von selbst verstehenden Anstandes gewissenhafter zu befolgen. Die Wahrheit bleibt jedoch hinter der Voraussetzung zurück. Wenigstens bedarf es wohl nicht des Zeugnisses gebildeter Engländer, um es seltsam zu finden, daß in den Sitzungen des Oberhauses, während der Lordkanzler in seiner Allongeperrücke, unter welcher dem jetzigen Lord Lyndhurst oft warm genug werden mag, den Wollsack reitet, und während die edlen Pairs rechts und links Anträge stellen, Reden halten und Bittschriften überreichen, die Herzoge von Wellington und Cumberland die Einzigen sind, welche dem versammelten Hause — der Zuschauer nicht zu gedenken — ihre Achtung dadurch beweisen, daß sie — bedeckten Hauptes sind. Das aber ist eine Thatsache, deren Wahrheit ich mit der Güte meines Opernglases verbürgen kann.

Ich sage bei dieser Gelegenheit etwas über die provisorischen Sitzungsräume des Parlaments. Sobald die Flammen gelöscht waren, die sich frevelnd an die ehrwürdigen Häuser gewagt hatten, und der Augenschein jeden überzeugte, daß die nächste Parlamentssitzung hier kein Obdach fände, wurde es Gegenstand lebhafter Erörterung, ob es besser sey, die Ruinen interimistisch aufzuputzen oder sie gänzlich niederzureißen, von Grund aus einen neuen Bau zu beginnen und bis zu dessen Vollendung die Sitzungen des Parlaments in andere geeignete Räume zu verlegen. An solchen Räumen fehlte es nicht: ein halbes Dutzend Palläste und öffentliche Orte kamen in Vorschlag, und in der Empfehlung des einen oder des andern redeten sich die Zungen wund, schrieben sich die Federn stumpf und sezten sich die Setzer müde. Es fehlte aber auch nicht an Einwänden und Bedenklichkeiten, und die Regierung, von der man wenigstens annehmen muß, daß sie das Ding am besten versteht, da es allerdings einer Einweihung in ihre Geheimnisse bedarf, um ihr recht zu geben, entschied, im Widerspruche mit der fast allgemeinen Ansicht, daß die Ruinen für die nächsten Parlamentssitzungen zurecht gemacht und einigermaßen aufgestutzt werden sollten. Demgemäß wurde der gemalte Saal — the painted chamber — für die Lords, und was das Feuer vom Hause der Lords übrig gelassen, für die Gemeinen ausgeflickt und übertüncht. Alles ist so allerliebst gerathen, daß man nicht begreift, wie es für die Lumperei von 40 — 50,000 Pfund Sterling hat geliefert werden können, denn in England, wie in andern kultivirten Ländern, baut der Staat den Architekten öffentlicher Gebäude gleichzeitig bequeme Privatwohnungen. Alles sieht so nett und zierlich aus, als wäre es direkt von Nürnberg verschrieben oder fix und fertig in den eleganten Bazars auf der Oxfordstraße und auf Soho-Square gekauft worden, zwei Plätze, die eine unglaubliche Fülle von echtem Nürnberger Spielzeuge besitzen, in dessen Fabrikation die Engländer den Deutschen den Vorrang zugestehen. Der Niedlichkeit geht indessen auch die gewöhnlich damit verbundene Eigenschaft enger Unbequemlichkeit keineswegs ab. Durch beschränkte hölzerne Verschläge gelangt man in die Häuser, und über Treppen, die für einen halben Falstaff um die Hälfte zu schmal und viel geeigneter für Menschen sind, die von Hühnern, als für solche, die von Rindsbraten und Rosinenklösen leben, über effektive Hühnersteigen gelangt man auf die Galerien. Diese sind so lange geräumig, als sie leer sind; sie verwandeln sich in das Gegentheil, sobald einigen fünfzig Menschen einfällt, den Verhandlungen beizuwohnen, und da es in London zu keiner Stunde, an keinem Orte und bei keiner Gelegenheit, etwas zu sehen oder zu hören, an fünfzig neugierigen Menschen fehlt, so sind die Galerien stets voll und heiß und unangenehm. Nächst diesem, schon an sich zur Abschreckung hinreichenden Umstande gibt es noch zwei andere, mit dem Besuche verbundene Verdrießlichkeiten.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, März.

Der unterbrochene Fasching.

Durch den Tod des geliebten Kaisers ist die laute und lustige Kaiserstadt plözlich in ein großes Trauerhaus umgewandelt worden. Die, mitten in ihrem Verlaufe durch dessen Krankheit unterbrochenen Faschingslustbarkeiten warteten nur auf ein Zeichen der Besserung, um mit erneuerter Kraft loszubrechen, ja sie glimmten zum Theil fort, wie ein Feuer unter der Asche, bis die erste Stunde des zweiten März allen Hoffnungen und aller Lust ein Ende machte. Kein Zweifel, daß eine große Zahl von Bewohnern der großen Stadt in ihren Berechnungen, zum Theil des Vergnügens, zum Theil des Gewinnes, nicht unbeträchtlich gestört, ja sogar mancherlei Verlust und Schaden herbeigeführt worden ist, da die wichtigsten Zubereitungen, Entwürfe und Ausgaben immer bis zu den lezten Tagen des Faschings aufgespart bleiben. Da sind denn in der That Fortuna-, Flora-, Iris-, Aurorabälle, und wie sie weiter heißen, da sind Fiakeraufzüge von Lerchenfeld nach Hütteldorf, die im Elysium vorgestellt wurden, Souvenir-Unterhaltungen beim Strauß, große Tanzfeste im Augarten, beim Sperl, im Kasino und bei Dommaier in Hietzing, dem vornehmsten Sommeraufenthalt der Wiener schönen Welt nächst Schönbrunn, vor allen aber die beiden lezten Maskenbälle in den k. k. Redoutensälen am Donnerstag oder alten Weiberfasching und am fetten Dienstag — dies Alles und noch weit mehr ist durch den unerbittlichen Tod zu Nichts worden. Was aber

die Schönen Wiens wohl am tiefsten schmerzte, insofern der eigenen getäuschten Hoffnung sich noch das Mitgefühl für ihren getäuschten Liebling Johann Strauß zugesellte, das war, daß eine außerordentliche Ballsoirée, unter der Benennung: das Fest der Isis, bloße Ankündigung bleiben mußte. Wir können uns nicht enthalten, der Merkwürdigkeit wegen die Originalanzeige mitzutheilen, weil sie besser als hundert Beschreibungen die Welt mit Wienerischer Erfindungskraft, Zierlichkeit und Galanterie bekannt macht, ja selbst eine Probe wahrhaft sublimer Stylistik liefert, worin die Gast- und Kaffeewirthe der Kaiserstadt alle ihre europäischen Standesgenossen gewiß weit hinter sich lassen. Wir müssen die Anzeige ihres typographischen Luxus entkleiden, kopiren sie aber im Uebrigen mit diplomatischer Genauigkeit.

„Montag den 2ten März wird eine außerordentliche Ballsoirée in den Sälen zum Sperl veranstaltet, unter der Benennung: das Fest der Isis beim Sperl, ein Ballräthsel, den Schönen Wiens zur Lösung dargeboten vom scheidenden Karneval 1835. — Die Unterzeichneten, bemüht, das Lebewohl des Karnevals in ihren Lokalitäten zum freundlichen Genuß für die Zukunft zu gestalten, bieten hier dem geehrten Publikum Wiens ein Fest, das an Originalität der Idee, wie Eleganz der Ausführung Alles übertreffen soll, was die flüchtige Karnevalsmuse diesmal in ihrem blumengeschmückten Gefolge mit sich gebracht. Die Schönen Wiens empfangen von dem scheidenden Fasching ein Räthsel, dessen Auflösung der höchste Preis des heutigen Festes seyn soll. Worin jenes Fest des Isis bestand, haben selbst nur die Eingeweihten bei den Egyptern erfahren, wir können also hier dem profanen Zettel die Schale, keineswegs aber den Kern anvertrauen. Worin jener höchste Preis, der dem glücklichen Räthsellöser zu Theil wird, besteht, soll die Mitternachtsstunde lehren, welche in der Pyramide der Isis auch jenen Damen, die das Räthsel nicht entziffern, kleine freundliche, dem Augenblick geweihte Andenken als Miniatur des höchsten Preises überreichen wird. Da der Raum dieses Blattes die Inhaltsanzeige des Ballräthsels nicht faßt, erhalten die Damen Abends bis zehn Uhr ein Programm des Räthsels, der Tanzordnung, sammt allen besondern Arrangements, die wir den Ahnungen des hochgeehrten Publikums überlassen. Schließlich erwähnen wir die herrlich dekorirte Pyramide der Isis, die magische Beleuchtung, welche den Zuschauer unter den Himmel einer andern Zone zu versetzen scheint, des Isis-Cotillons, welcher zum Schlusse der Räthsellösung die lebensfrohen Wiener in die Labyrinthe des Tanzes führen soll. So ist also kein Zweifel zu erübrigen, daß die schönen Tanzfreundinnen auch dieses Fest unter ihre Aegide nehmen, und durch ihre bezaubernde Nähe zum brillanten Abschied des Karnevals erheben werden. — Herr Johann Strauß wird die Musik dirigiren, und nebst den Erinnerungen an Berlin auch seine neuesten Tänze unter dem Titel: Gedankenstriche, zu exécutiren die Ehre haben. Eintrittspreis 48 kr. C.M., an der Kasse 1 fl. C.M. Anfang um 8 Uhr. Ende um 5 Uhr. — Gebr. Scherzer.“

(Der Beschluß folgt.)

München, März.

(Beschluß.)

Neue Kunstwerke.

Auch unser deutscher Dichterfrühling ist uns durch den regen, schaffenden Genius der Kunst hier wieder zurückgerufen. Wie uns die großartigen Fresken des Meisters Cornelius in der Glyptothek die Helden der Ilias, ihre Kämpfe und Schicksale vorführen, so sind uns hier die Recken und Mannen des Nibelungenliedes, unserer deutschen Ilias, dargestellt; ein Bildercyklus schildert uns Siegfrieds Leben, seinen Tod durch den infernalen Hagen und Chriemhildens Rache. — Die Weisen, welche dereinst aus dem reichen, innigen Gemüthe Walthers von der Vogelweide und Wolframs von Eschenbach geflossen, sind durch eine sinnige Farbenlyrik wieder in's frische Leben gerufen; und zu einem schönen, bunten Kranze sind die duftenden Blüthen gewunden, welche der belebende Götterhauch der Poesie in neuerer Zeit Deutschlands Boden entlockte. Die Kunst hat die verhallenden Akkorde, welche der Leyer unsers Wieland, Klopstock, Bürger, Schiller, Goethe und Tieck entklangen, mit lieblichem Zauber gebannt und an's warme Leben gefesselt. Es ist die Incarnation der Poesie. — Bereits sind die Freskobilder der 25 Loggien unserer Pinakothek unter Meisterleitung und von Meisterhand nach Cornelius Entwürfen zur Hälfte vollendet; die Plafonds und Friese der großen Bildersäle sind gegenwärtig sämmtlich mit sinniger Pracht geschmückt. Aus dem glänzenden Goldgrunde treten in Relief die freien, phantastischen Arabesken hervor und schlingen sich zierlich um die Stukkaturbilder, welche das Leben oder die Bildnisse der berühmtesten Maler darstellen.

Was ist nicht noch Alles in München oder für München vollendet worden! woran wird nicht noch täglich gearbeitet! Das kolossale Denkmal Maximilian Josephs, für den Max-Josephsplatz bestimmt, ist bereits zur Aufstellung fertig. Schon ist das alte Gräflich Törringsche Palais, dem neuen Königsbau gegenüber, gänzlich demolirt, und in Jahr und Tag wird sich hier das neue Posthotel mit einer prächtigen Kolonnade erheben. — Meister Cornelius schafft in Rom, wo ihn der verwandte Geist Michel Angelos umweht, neue, herrliche Gebilde für die Ludwigskirche. Thorwaldsen hat das Roß für die Equesterstatue auf dem Wittelsbacherplatz vollendet, es soll schöner als sein berühmtes Pferd des Poniatowski seyn; der geniale Rottmann durchstreift den klassischen Boden von Hellas, um mit gewandtem Zeichenstift einer schönern, üppigern Natur ihre Geheimnisse abzustehlen. Unter dem rastlosen, schöpferischen Meißel unsers Schwanthaler gehen, man kommt beinahe in Versuchung, zu sagen, täglich neue, herrliche Gestalten und Gruppen hervor. Wer Schwanthalers Atelier besucht, muß erstaunen über die außerordentliche Menge kolossaler plastischer Werke, welche theils in Marmor bereits ausgeführt, theils in Modellen noch dastehen. Schwanthaler scheint ein zweiter Deukalion zu seyn, der die Steine bloß hinter sich zu werfen braucht, um die edelsten Gebilde daraus zu formen. — Auf unserm Kunstvereine können wir jede Woche viel Neues und viel Ausgezeichnetes ausgestellt sehen; und wie viel Vorzügliches hier im Fache der Lithographie erscheint, ist auch im Auslande genügend bekannt und gewürdigt. Wollte ich Ihnen gegenwärtig Alles, was im Gebiete der Kunst hier geleistet worden ist, so ausführlich, als es verdiente, zu schildern versuchen, so müßte ich Sie und die Leser nöthigen, mir mit arabischer Geduld wohl tausend und einen Morgen zuzuhören. Kunstenthusiasten wie Verliebten geht nimmer der Stoff und die Lust aus, von ihrem theuern Gegenstande zu sprechen und zu schreiben, indeß den minder Betheiligten sehr leicht die Geduld, ihnen zuzuhören oder sie zu lesen. Für heute muß ich ohnehin schließen; indessen behalte ich mir vor, Ihnen in meinem nächsten Briefe wenigstens über die 28 landschaftlichen Fresken, mit welchen der geniale Rottmann die Hallen des Bazars oder des Hofgartens so heiter und zauberisch belebte, ausführlicher zu berichten.

Beilage: Kunstblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 74.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 27. März 1835.

— Laßt mich euch sagen, daß ihr sehr
Verschrie'n seyd, weil ihr hohle Hände macht.

Shakespeare.
Julius Cäsar.

Zur Geschichte des englischen Parlaments.

(Beschluß.)

Die Sitzungen beider Häuser sind öffentlich; das heißt also, jeder Mensch hat Zutritt. Man darf jedoch diese Redensart ebensowenig im strengen Wortsinne nehmen, wie die einen Dank begleitende oder ausdrückende Wiener Phrase: ich küsse die Hand. Man sagt in Wien so, ohne es zu thun, und man nennt in London die Galerien öffentlich, ohne sie Jedem zu öffnen. Um im Oberhause Zutritt zu erhalten, muß man mit der Ordre eines Pairs versehen seyn, und um den Verhandlungen der Gemeinen beizuwohnen, muß man dem Thürsteher entweder die Ordre eines Deputirten vorzeigen oder eine blanke halbe Krone in die Hand schieben. Die Thürsteher im Oberhause dürfen kein Geld annehmen; es ist unverzeihlich und in der That entwürdigend, daß die Gemeinen ihren Portiers nicht eine gleiche Verpflichtung auflegen; denn was ist die Folge? Sir Eduard Lytton Bulwer, der ehrenwerthe und fortdauernd schweigsame Deputirte von Lincoln, hat einem Wähler eine Ordre versprochen, so oft er nach London kommen und begierig seyn werde, das Schweigen seines Deputirten mit anzuhören, um bei seiner Nachhausekunft auch etwas vom Parlamente erzählen zu können. Sir Eduard ist zu sehr Gentleman, um sein Versprechen unerfüllt zu lassen. Er gibt dem armen Mann das Billet und dieser stammelt dem Manne, den er gewählt hat, seinen verbindlichsten Dank. „Gehen Sie hübsch zeitig, mindestens eine Stunde, ehe der Sprecher den Stuhl nimmt, Sie laufen außerdem Gefahr, keinen Platz zu erhalten," hat Herr Bulwer dem Beschenkten als wohlmeinenden Rath nachgerufen, und da der Wähler wußte, daß der Sprecher um vier Uhr Nachmittags den Stuhl nehmen werde, so nahm er, um ganz sicher zu gehen, ein gediegenes rump-steak zu sich und eilte, im Besitze dieses Nachhalts, schon um zwei Uhr nach dem Orte seiner Bestimmung. Er ist vollkommen überzeugt, daß der Thürsteher beim Erblicken von Sir Eduard Bulwers Namen ihn vorzugsweise artig empfangen und ihm einen der besten Plätze anweisen werde. Nicht ohne Stolz und mit freudiger Spannung den Eindruck bewachend, den er auf dem pergamentenen Gesichte des steifen Thürstehers voraussieht, überreicht er die Karte. Der Portier nimmt sie, hält sie gegen das Licht, erkennt sie für richtig, steckt sie ein und sagt sehr gleichgültig: „bedaure, mein Herr, die Galerie ist voll." — „Schon voll?" ruft der doppelt getäuschte Mann von Lincoln; „so zeitig, und die Galerie schon voll!" — „Ganz voll," wiederholt der Portier und dreht sich um, das mit seinem Kollegen angesponnene Gespräch fortzusetzen. „Das ist

sehr fatal!“ seufzt der Wähler und schleicht gebrochenen Herzens zu der Thüre hinaus, durch welche er vor wenigen Minuten mit fliegender Brust eingetreten war. Einige Schritte ist er gegangen, da begegnet er einem Bekannten. Es ist der Großhändler, von welchem der Lincolner Kleinhändler seinen Bedarf an Zucker, Kaffee und Gewürz bezieht. „Wollen Sie in's Unterhaus?“ redet ihn der alte Kundmann an. „Ei freilich,“ antwortet der andere; „es ist zwar zeitig, aber die Malztaxe ist an der Tagesordnung; da wird's eine warme Debatte und eine volle Galerie geben.“ — „Kehren Sie nur um,“ versezt der bereits Umgekehrte; „die Galerie ist schon so dick voll, daß nicht einmal die Karte unsers Deputirten mir einen Platz verschaffen konnte.“ — „So kommen Sie mit mir,“ lächelt der Großhändler; „meine Karte wird gewiß respektirt.“ — Vorläufig in Verwunderung über die ungeahnte Macht des Großhändlers, folgt der Kleinhändler. „Noch Platz?“ fragt Ersterer denselben Thürsteher, der Leztern abgewiesen, und „Platz genug,“ ist die Antwort; aber der Kleinhändler wundert sich nicht länger, denn er hat eine ganze Krone aus der Hand seines Freundes in die hohle Pfote des Portiers fallen sehen.

Eine andere Verdrießlichkeit beim Besuch des Parlaments besteht darin, daß man in beiden Häusern, um nicht vergebens zu gehen, das für beschäftigte Männer unersetzliche Opfer von zwei oder mehr Stunden bringen muß, während deren man nichts Bemerkenswerthes sieht, nichts Bemerkenswerthes hört, heiße Luft einathmet, furchtbar gedrängt und doppelt und dreifach daran erinnert wird, wie viel besser und nützlicher man diese rein verlorene Zeit zu Hause verwenden könnte. Die Nachtheile, welche aus dem Zusammenleimen der Haustrümmer sowohl für die Geschäftsbequemlichkeit der Deputirten und Lords, als für das zuschauende Publikum entstanden sind und nothwendig entstehen mußten, lagen zu deutlich vor, um nicht von den Organen der öffentlichen Meinung, und diesmal fast einstimmig, der die Reparatur anordnenden Regierung unter die Augen gerückt zu werden. Wie es kam, daß die Regierung darüber hinweggesehen und ihren Entschluß eigensinnig ausgeführt hat, das wird erst zur Sprache kommen, wenn John Bull den Kostenaufwand der beiläufigen 40 — 50,000 Pfund Sterling aus seiner großen Tasche bezahlen soll. Daß die jetzige Misère nur eine Nummer ausfüllt in der langen Liste der provisorischen Zustände, welche auf Europa lasten, bezeugt die bereits von beiden Häusern vorgenommene Wahl eines Ausschusses zum Behuf eines zu errichtenden neuen, der Nation und ihrer Repräsentanten würdigen Tempels. Pläne sind eingefordert worden und liegen in Masse vor; welcher den Beifall der entscheidenden Stimmenmehrheit beider Häuser erlangen dürfte — wer vermöchte das im Voraus zu verkündigen? Selbst darüber herrscht noch Ungewißheit, ob der Neubau auf der Brandstätte oder auf einem andern geeigneten Platze sich erheben soll; gewiß aber wird die Stelle der alten Häuser für die beste und würdigste erklärt werden, für die beste, denn sie befindet sich im Mittelpunkte von London, insofern das zum städtischen Ungethüm aufgewachsene London überhaupt einen Mittelpunkt haben kann, und für die würdigste, denn an Westminster knüpfen sich Englands schönste und heiligste Erinnerungen. Sollte diese Vermuthung nicht trügen, so wird es kaum denkbar seyn, daß die Parlamentssitzungen in ihren jetzigen Lokalen fortdauern können, während in ihrer nächsten Nähe Steine zugefahren, Stämme behauen, Gerüste gebaut und alle mögliche Arten von Lärm gemacht werden. Die Nothwendigkeit einer Verlegung würde dann gebieterisch hervortreten, und das dürfte nicht dazu dienen, den hartnäckig durchgeführten Entschluß der Regierung zu rechtfertigen.

Soldatenschicksale.

(Fortsetzung.)

Unterwegs hatte ich viel Aerger durch schlechte Posteinrichtung. In einem elenden Dorfe auf der Heide ward mir der traurige Bescheid, daß in zwei Stunden an keine Beförderung zu denken sey, da die Truppenmärsche alle Pferde in Beschlag genommen hätten. Ich klapperte vor Ungeduld mit den Stelzen auf den Wagen. Mein hartnäckiges Sitzenbleiben schien den Wagenmeister sehr zu wundern; endlich nahte er sich mir und sagte in breitem, hannövrischem Plattdeutsch: „Wölt Se sick nich en klein Plesärken maken und en Pott Kegel schuben?“ — „Herr!“ sagte ich in der Ungeduld, „wenn ich vorwärts kommen soll, muß ich selbst geschoben werden, denn ich habe keine Beine!“ Das schien den guten Mann zu rühren; er bedachte sich einen Augenblick, dann sagte er, ich solle seine eigenen Gäule haben, einen armen Invaliden möge er nicht ohne dringende Noth warten lassen. Daraus können Sie sehen, daß man ohne Beine mitunter schneller vorwärts kommt, als mit Beinen. So kam ich denn endlich in Osnabrück an, doch konnte ich es nicht über mich gewinnen, in Person zu Brewitz zu gehen. Es war mir Bedürfniß, mich erst vom Zustand der Dinge zu unterrichten, und außerdem schien es mir nöthig, Clara auf meine Ankunft vorzubereiten. Ich schickte daher zu dem alten Herrn und ließ ihn bitten, einem Kranken, der im Hotel ** wohne und ihn

in Geschäften zu sprechen wünsche, eine Stunde zu schenken. Das Wort „Geschäfte“ hatte einen magischen Klang für Herrn von Brewitz; er war in kurzer Frist bei mir. Als er mich sah, stuzte er. „Herr von Römmling!“ rief er mit nicht zu verbergendem Entsetzen, „wir hielten Sie für todt!“ — Meines Lebens brauchte ich ihn nicht zu versichern, daher begnügte ich mich mit der Bitte, mich zu entschuldigen, wenn ich ihm nicht entgegenginge, und zeigte auf meine Beine. Er sah mich mitleidig an. „Warum hielten Sie mich aber für todt?“ fragte ich. — „Es ist eine sonderbare Begebenheit,“ erwiderte er, „die mich dazu veranlaßt. Sie kennen ja meine Clara und wissen, daß sie weder ein schwärmerisches, noch ein abergläubisches Mädchen ist. Vielleicht wissen Sie auch, daß Sie Ihnen immer gut war, und Ihrer öfter gedachte; wenn Sie aber davon etwas wissen, so waren Sie klüger als ich, denn sie war über diesen Punkt immer sehr verschwiegen. Nun, Clara ist nicht häßlich und auch ein gutes Kind; es fanden sich mancherlei Bewerber ein, aber sie schlug alle aus, und hat sich wohl dadurch hin und wieder eine bittere Stunde bei mir zugezogen, denn ich hätte sie gern verheirathet gesehen. Ach Gott!“ schaltete er seufzend ein, „nun ist doch alle Hoffnung verloren!“ — Ich sah ihn ängstlich an. — „Und doppelt gern,“ fuhr er fort, „weil Adolph auch ein Hagestolz werden zu wollen scheint, obgleich die hübsche, steinreiche Anna Weigand sich um ihn zu Tode grämt. Nun, es war am Abend des 19ten Januar 1812, als wir Alle zusammen am runden Tisch im Stadthause, der Ihnen wohl noch erinnerlich seyn wird, beisammensaßen. Plötzlich starrt Clara auf einen Fleck hin, schreit laut auf und fällt ohnmächtig zu Boden. Als sie erwachte, behauptete sie steif und fest, sie habe Sie, den Herrn Karl von Römmling, leibhaftig, von Pulver geschwärzt, vor sich stehen sehen, Sie haben ihr zugewinkt und seyen verschwunden.“

Sagen Sie mir, mein Lieber, ist das nicht eine sonderbare Geschichte? und doch eine, für deren Wahrheit ich mich verbürgen kann. Ich ward am 19ten Januar Abends vor Ciudad-Rodrigo in die Luft gesprengt, dachte im lezten Augenblick meines Bewußtseyns an Clara und sank dann in einen todtenähnlichen Zustand. Was ist dies? — Ich wage es nicht, zu entscheiden.

„Einige Zeit,“ fuhr Herr von Brewitz fort, „war Clara sehr angegriffen; dann ward sie wieder heiterer, aber doch nicht die Alte, und jezt — ach mein Gott!“ — „Ich bitte Sie inständigst,“ rief ich aus, mich nicht mit diesen unbestimmten Aeußerungen über Clara zu quälen! was ist es mit ihr?“ Er sagte: „Ihre veränderte Gestalt und sie selbst mögen es Ihnen erklären.“ — „Sie ahnen, Herr von Brewitz,“ sagte ich, meinen Zorn mühsam unterdrückend, „weßwegen ich Sie zu sprechen wünsche. Ich liebe Ihre Nichte seit sechs Jahren, und mein Glück liegt in Ihrer Hand. Aber wie darf ich es wagen, als ein Krüppel um ein Mädchen, wie sie, zu werben! Nur Eines könnte diese Schwierigkeit überwinden, Claras Liebe; glauben Sie, daß ich diese besitze?“ — „Ich glaube es gewiß,“ sagte Herr von Brewitz; „überdies sind Sie jezt eine ganz andere Parthie, als vor sechs Jahren; Sie sind?“ — „Major,“ erwiderte ich, „mit vollem Gehalte.“ — „Das ist schön,“ sagte der Alte, „und die Beine müssen Ihnen auch wenigstens zweihundert Pfund Sterling einbringen. Lassen Sie sehen: ein Lieutenant bekommt siebzig Pfund per Glied —“ — „Sie haben's errathen!“ rief ich ungeduldig, „ungefähr zweihundert Pfund bringen sie mir ein; Clara wird weniger genau rechnen.“ — „Ach Gott!“ versezte Brewitz, „Clara muß jezt vorlieb nehmen, und wenn Sie wirklich noch geneigt wären“ — „Ich fahre aus der Haut, Herr von Brewitz!“ rief ich, „was ist vorgefallen?“ — „Kommen Sie und sehen Sie selbst,“ erwiderte er und eilte aus dem Zimmer.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Theaterbrand.

Während alle Theater emsig damit beschäftigt waren, das Publikum diesen Fasching durch anziehende Neuigkeiten zu ergözen, mußte eines derselben, das Gaietétheater, ein Opfer seines Bestrebens werden. Schon lange war das Gaietétheater kein fröhliches mehr, sondern hatte meistens nur grausende Melodramen seinem gewöhnlichen, auf dergleichen erpichten Publikum aufzutischen. Diesmal wollte es ein Feenstück auf die Bühne bringen; eine Feuersbrunst sollte die Hauptbegebenheit in diesem Zauberstücke werden, und leider ward sie es auch, aber auf die nachtheiligste Art; denn gleich nach der lezten Probevorstellung brach das Feuer auf der Bühne aus, und da der Saal klein war, so war er bald ganz vom Feuer ergriffen und brannte lichterloh, so daß einige noch nicht ausgekleidete Schauspieler sich nur mit großer Noth retten konnten; einige mußten aus den Fenstern springen oder mittelst angelegter Leitern heraussteigen. Es soll ein sonderbarer Anblick gewesen seyn, diese noch vermummten Leute oben aus dem dicken Rauche hervorkommen zu sehen, indeß ihre verstörte Miene mit ihrer phantastischen oder spaßhaften Kleidung einen grellen Kontrast bildete. Das Schauspielhaus brannte so schnell ab, daß in Zeit von einer Stunde schon Alles in Schutt lag, und nichts mehr zu retten war, als die Umgebung. Ueberhaupt habe ich noch nie von einem halb abgebrannten Schauspielhause reden hören; alle brennen vollständig ab, und höchstens das Aeußere wird zuweilen gerettet, wenn es fest von Stein aufgebaut ist, wie es vor ungefähr sechzehn Jahren mit dem hiesigen Odeon der Fall war, dessen Inneres ein Schutthaufen wurde,

indessen das mit Bogengängen versehene Aeußere unversehrt blieb. Seit diesem Odeonbrande sind in Paris noch vier oder fünf Schauspielhäuser abgebrannt, und leider scheint dies Loos allen viel gebrauchten Theatern vorbehalten zu seyn. Man wendet in Paris viele Vorsichtsmaßregeln an. Es sind beständig Sprizenleute bei den Vorstellungen, auf dem Speicher sind Röhren angebracht, die mit Wasserbehältern in Verbindung stehen, auch untersucht ein Polizeikommissär fleißig den Zustand der Häuser; aber alles dieses hat bis jezt gar nichts, oder doch sehr wenig geholfen, und zwar aus begreiflichen Ursachen. Die Bühne ist voll von bemalter Leinwand, besteht aus Holz, so wie die gesammte Einrichtung des Saals, die runde Gestalt trägt noch dazu bei, das Feuer schnell weiter zu verbreiten, so daß in wenigen Minuten die Gluth den ganzen Raum umfaßt; wie ist da Rettung möglich? welche Wassermasse wäre erforderlich, um die Brunst eines Theatersaales zu löschen! und gelänge dies auch, was würde von dem Innern wohl noch zu gebrauchen seyn? Das Uebel liegt also in der nothwendigen Beschaffenheit der Säle. Höchstens könnte das Gerippe des innern Baues von Eisen seyn; dabei müßte aber alles Uebrige doch von Holz gemacht werden, und man würde bei einer Feuersbrunst wenig gewinnen. Die größte Gefahr ist immer auf der Bühne, besonders bei den vielen Schaustücken der Boulevardstheater, wo Feuersbrünste, Feuerregen, Verklärungen und dergleichen gefährliche Dinge die Melodramen häufig beschließen. Man behauptet, in den Koulissen der großen Oper breche sehr häufig Feuer aus, es werde aber gelöscht, ohne daß die Zuschauer im Saale das Geringste davon gewahr werden. Ich zweifle aber an der Wahrheit dieser Aussage; der Feuergeruch würde sich bald bemerklich machen und die Zuschauer in Schrecken setzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wien, März.

(Beschluß.)

Franz und Ferdinand.

Gestern, den 7ten März, Nachmittags ist der kaiserliche Leichnam, nachdem derselbe drei Tage lang in der Hofburgkapelle, unter ungeheurem Zudrange von Schaulustigen und Leidtragenden, auf dem Paradebett ausgestellt gewesen, mit sehr mäßigem Gepränge zur Gruft bestattet worden. Der Zug, von einer kleinen Abtheilung Husaren eröffnet und bloß aus drei oder vier Hofequipagen nebst dem Leichenwagen bestehend, welcher von Abtheilungen der deutschen und ungarischen Garde, theils zu Fuß, theils zu Pferde, begleitet war, denen zum Schluß wieder Husaren und einige Rotten Infanterie folgten, ging aus der Burg über den Michaels-, Josephs- und Lobkowitzplaz nach der Kapuzinerkirche, woselbst die Großbeamten, Großwürdenträger und Deputationen zum Empfange des Verewigten versammelt waren, für welchen, dem Herkommen gemäß, durch dreimaliges Klopfen an die verschlossene Kirchthür Einlaß und die ewige Ruhe begehrt, und der Sarg sodann, nachdem, auf geschehene Eröffnung des Thors, der Inhalt von dem Guardian des Klosters als die Ueberreste des kaiserlichen Anbefohlenen anerkannt worden, in die Gruft versenkt ward. Herz und Eingeweide waren bereits in den Vormittagsstunden mit noch minderem Gepränge, jenes zu den Augustinern, diese nach der Kathedrale zu St. Stephan geführt worden. Alles, wie die altherkömmliche Form es vorschreibt. Heute und die folgenden Tage werden nur noch bei den Augustinern Vormittags feierliche Seelenmessen und Nachmittags Vigilien abgehalten, denen der Kaiser, tief in Trauer gehüllt, mit langem, schwarzem Mantel, Pilgerhut und Bart von Flor, der ganze Hof und die Mitglieder der verschiedenen Staatskörperschaften in großer Gala beiwohnen, womit denn, bis auf die stillern Messen und Gebete in den übrigen Kirchen, die Todtenfeier ein Ende hat. Betrübend ist es übrigens, sagen zu müssen, daß viele Menschenleben derselben zum Opfer gefallen sind, indem gegen fünfzehn Personen theils erdrückt, gequetscht, überfahren oder sonst umgekommen, theils verwundet in's Krankenhaus gebracht wurden.

Was nun die demnächst bevorstehenden Freudenfeste betrifft, so ist darüber noch nichts Genaueres festgesezt und im Publikum bekannt worden, wiewohl, einigen Gerüchten zufolge, die öffentliche Huldigung während der Ostertage vorzunehmen seyn würde, nachdem eine solche von Seiten der ersten Hof- und Staatsbeamten in den kaiserlichen Zimmern gleich am Tage nach dem Ableben bereits stattgefunden. Hier aber fiel, nach dem Bericht von Augenzeugen, zwischen dem jungen Kaiser und der Kaiserin Wittwe eine höchst rührende Scene vor, indem der Monarch, als Leztere erschien, um ihm nunmehr als Unterthanin die Hand zu küssen, dieselbe schnell hinwegzog, die Hand der Kaiserin ergriff und selbst küßte, dann aber sie umarmte und lange weinend an ihrem Halse hing, mit Beweisen der Ehrfurcht und Dankbarkeit für die dem Vater geleistete treue Pflege sie überschüttend. Auch begab er sich gleich darauf in ihre Zimmer, um ihr im Namen der Familie die Bitte vorzutragen, in ihrer Mitte zu weilen und die Hauptstadt nicht zu verlassen, ein Verfahren, das, wie Alles, was man bis jezt von ihm weiß, dem neuen Beherrscher in hohem Grade die Herzen gewinnt. In der That zeugen auch die bisher bekannt gewordenen Verfügungen von eben so viel Einsicht und Festigkeit, als Mäßigung und gutem Willen. Schon soll der Befehl zu Errichtung eines Denkmals für den Verewigten gegeben seyn, wie denn auch die Wahl des neuen Generaladjudanten, Grafen Clam Martiniz, eines anerkannt fähigen und gescheiten, jugendkräftigen Mannes, die Bahn zu bezeichnen scheint, welche zu verfolgen beabsichtigt wird. Kurz, die leicht zu gewinnende Menge fängt schon an, den Glauben zu äußern, daß, wie man sich unter Franzl wohlgefühlt, so auch mit Ferdinandl wohl durchzukommen seyn werde, daher man denn das große Ereigniß in den unaufhaltsamen Strom des Lebens bald wird untertauchen sehen, um andern Begebenheiten und Interessen Plaz zu machen. Selbst der gegenwärtige traurige Anblick Wiens, wo keine Theaterzettel und Ballanzeigen, keine Einladungen zu Konzerten und Mittagessen an den Ecken zu lesen, keine Gesellschaften, selbst nicht in Privathäusern, zu besuchen sind, selbst dieser wird bald wieder neues Leben gewinnen, sobald nur die Vorstadttheater, was bis zum 25sten d. M. geschehen soll, erst wieder eröffnet sind, so daß dann nur die diesjährigen Praterfahrten, eine Haupt- und Staatsangelegenheit der Wiener, durch die vielen schwarzen Livreen, Pferdegeschirre und Kutschen, mit deren eben so schwarzem Inhalt, vielleicht minder heiter erscheinen werden, als sonst. Hievon aber und von dem, was in Leben und Kunst sonst Bemerkenswerthes sich zeigt, in unserm nächsten Bericht, den wir mit leichterm Herzen zu entwerfen und mit erfreulichern Dingen anzufüllen nicht ohne Grund hoffen dürfen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 75.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 28. März 1835.

> Für uns ist das Hauptergebniß dieser Entdeckungen dieses, daß man nun nicht mehr, wie bisher oft geschehen, von römischen Zehntlanden nördlich vom Main und von vorübergehenden römischen Ansiedlungen im Süden dieses Flusses wird reden können, sondern daß von jezt an eine Jahrhunderte hindurch bestandene, durch Heerstraßen verbundene und durch Vertheidigungslinien gesicherte römisch-gallische Colonisation wird anerkannt werden müssen.
>
> Creuzer.

Die Römer im südwestlichen Deutschland.

Dritter Brief.

Wir sind in der Beschreibung der römischen Linien zwischen Donau und Rhein am einspringenden Winkel derselben stehen geblieben, der durch das heutige Lorch bezeichnet wird, und fahren fort, sie in der bisherigen Weise zu verfolgen.

Die Richtung des Stücks der Befestigung, welches dem Neckar und dem Raum zwischen diesem Flusse und dem Main entspricht, wird nordwärts durch die Orte Murrhardt, Mainhardt, Oeringen, Jarthausen, Burken, Hausen, Mudau bezeichnet, wo sie den Odenwald betritt, denselben in eigenthümlicher Gestalt durchstreicht und sich bei Obernburg an den Main anschließt. Eine kleine Strecke weit bildet hier der Main selbst die Grenze, aber gleich etwas ostwärts von Aschaffenburg wird die Linie wieder sichtbar, schwingt sich im Norden des Mains durch die Wetterau und über den Taunus, und erreicht die Lahn, Ems gegenüber. Hier endet die dritte, dem Main zugehörige Abtheilung, und von hier läuft die befestigte Grenze längs des Rheins über die Orte Kemmenau, Cattenbach, Simmern, Grenzenhausen, Rengsdorf, Waldbreitbach, Rheinbreitbach, nur einen schmalen Streifen Landes vor dem Flusse deckend und gleichsam den bedeckten Weg vor seinem Wassergraben bildend, hinab bis hinter das Siebengebirge, wo wir ihre Spur verlieren, ohne zu wissen, ob wir ihr Ende erreicht haben.

Dieses erstaunliche Werk, gegen welches die von den Engländern viel besungene, beschriebene und abgebildete schottische Mauer wirklich unbedeutend erscheint, zeigt in seinen einzelnen Abschnitten verschiedene Anlage und Bauart. Die Trümmer des vor der Provinz Rhätien ausgebreiteten, von der Donau bis Lorch sich erstreckenden Stücks, die sogannte Teufelsmauer, weisen auf eine eigentliche, sehr starke, mit Thürmen besezte Mauer hin; dem Neckar gegenüber sind die Spuren verschiedener Natur, bald wirkliche Mauer, bald gemauerter Wall, bald bloßer Erdwall mit einem Graben. Wo die Linie in den Odenwald tritt, verändert sie völlig ihre Physiognomie: sie wird hier nur, in der Richtung von Südost nach Nordwest, durch eine Reihe isolirter Kastelle bezeichnet, welche mit weiser Benutzung des Terrains angelegt sind; die Natur des Bodens scheint hier einen eigentlichen ununterbrochenen Wall, von dem sich keine Spur findet, entbehrlich gemacht zu haben, und allem nach waren die Kastelle nur durch ein Pfahl- oder Pallisadenwerk mit einander verbunden, das natürlich die Zeit völlig zerstört hat. Dasselbe scheint von dem Strich im Hanauschen, Ysenburgschen und Darmstädtschen zu gelten; aber unweit Nidda erscheint die Grenze wieder

sehr deutlich, unter dem Namen Pohl- oder Pfahlgraben, als ein auf steinerner Basis ruhender, mit starken Pfählen verbundener Rasendamm mit einem Graben an der Ostseite, und diese Gestalt behält sie dem ganzen Ufer des Rheins entlang bei.

Der Zeitpunkt, in welchem diese Linien angelegt wurden, läßt sich nicht genau angeben; Allem nach aber wurde damit der Anfang gemacht, sobald die Römer die Unternehmungen gegen das freie Deutschland definitiv aufgegeben hatten, also bald nach dem Beginn unserer Zeitrechnung; der älteste Theil ist somit ohne Zweifel, da damals nur am Niederrhein unmittelbare Gefahr von den Eingebornen drohte, das Stück am Rhein herauf bis an den Main, dessen Grundlage wohl die bereits unter August und Tiberius, namentlich auf dem Taunus angelegten Befestigungen bildeten. Aus den, freilich sehr sparsamen Winken der Geschichtschreiber geht aber hervor, daß das Ganze schon unter Trajan, gewiß aber unter Hadrian, zu Anfang des zweiten Jahrhunderts, vollendet seyn mußte. Von den Antoninen, d. h. vom Jahr 138 an bis in die zweite Hälfte des dritten Jahrhunderts ist auf den längs der Grenze und im innern Lande gefundenen Monumenten die ganze Reihe der Imperatoren vielfältig repräsentirt; bei weitem die Mehrzahl gehört indessen den Kaisern Antoninus Pius, Marcus Aurelius, Commodus, Septimius Severus, Caracalla und Alexander Severus an. Von welchen aber den verschiedenen Stücken des Grenzwalls die Gestalt gegeben worden, in welchen er zu Ende des dritten Jahrhunderts allmählich von den Römern ganz verlassen und das Land den Alemannen preisgegeben werden mußte, diese Frage läßt sich weder aus der Geschichte, noch aus den bis jetzt entdeckten Denkmälern genügend beantworten.

Das Völkergemälde Deutschlands, wie es uns die Römer entworfen haben, ist in hohem Grade schwankend und verworren. Die Römer verhielten sich zu den vielgetheilten Germanen in dieser Hinsicht wie die europäischen Eroberer zu den Ureinwohnern Amerikas: hier wie dort in einer wilden, übermächtigen Natur wimmelnde Völker, deren barbarische Laute das feinere Ohr und der gebildetere Mund des Eroberers nach seiner Sprache formt und modelt, ein Gewirre entstellter, mißverstandener Namen, welche hier verschwinden, dort wieder auftauchen, wo man selten weiß, was die Hauptnamen der Völker sind, was nur Bezeichnungen einzelner Stämme, oder gar selbstgeschaffene Ehrentitel. Indessen hat der späte Deutsche, standhaft in gelehrter Forschung, wie sein Urahn in Freiheitsliebe, in der frühesten Geschichte seines Volks Manches glücklich aufgeklärt, und noch mehr darüber gemuthmaßt; eine der wichtigsten und fruchtbarsten Entdeckungen ist nun aber eben die in der neuesten Zeit gewonnene Kenntniß von dem ununterbrochenen Zusammenhang der römischen Landmark zwischen Rhein und Donau. Man hat damit nicht nur eine Basis zu richtigerer Beurtheilung der Verhältnisse der Römer in Schwaben, Franken und am Rhein gewonnen, sondern auch einen Gesichtspunkt, von welchem aus sich auch im freien Germanien Vieles besser als früher gruppirt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Soldatenschicksale.

(Beschluß.)

Meine Gemüthsstimmung war nicht die ruhigste; was sollte ich denken? hatten sich alle Leute das Wort gegeben, mich von Sinnen zu bringen? Ich ließ einen Wagen kommen und begab mich zagenden Herzens nach dem ersehnten Gartenhause. Ach! ich mußte langsam auf Krücken dem Augenblick entgegenschleichen, der mich der Geliebten zuführen sollte. — „Wo ist Clara?“ rief ich erhizt, als ich in das Wohnzimmer trat und sie nicht sah. „Sie ist drinnen im Nebenzimmer,“ sagte die Tante ruhig, „sie läßt sich nicht gerne sehen.“ Athemlos trat ich in ein halbdunkles Kabinet, wo ich sie am andern Ende des Gemaches auf einem Sopha mit verbundenem Auge sitzen sah. Sie streckte mir die Arme entgegen, ein Thränenstrom bedeckte ihr liebes, unvergeßliches Gesicht; und ich — ach! ich hinkte in ihre Arme, die sie zärtlich um mich schloß! — „Clara!“ rief ich nach den ersten heiligen Ausbrüchen des Entzückens, „was ist Ihnen, geliebtes, theures Mädchen?“ — „O,“ sagte sie schluchzend, „etwas Schlimmes, sehr Schlimmes! Ich habe ein Augenübel, das vor einigen Tagen operirt werden mußte und mich vielleicht um das Gesicht bringt.“ — „Gott sey Dank!“ rief ich aus, und schloß sie in meine Arme. „Gott sey gedankt! Ich will Sie pflegen helfen, meine Clara, dazu tauge ich noch — sonst, ach!“ Ich sah auf meine Krücken. Sie schloß mir den Mund mit einem Kuß und sagte mit bewegter Stimme: „through joy and through sorrow.“ Mein Lieber, haben Sie auch einmal einen solchen Augenblick erlebt? — Ich fragte später den Arzt, ob Clara's Uebel so bedeutend und ein Hinderniß unserer baldigen Hochzeit sey. „Keineswegs,“ war seine Antwort; „es ist Folge einer Verletzung und Alles wird gut gehen; aber die beiden Alten sind wie verrückt dabei und haben das Mädchen selbst auch bald toll gemacht.“

Der Arzt hatte Recht. Drei Monate später ließ ich mich — sitzend — trauen, doch die liebe Braut reichte mir die Hand so fröhlich, als stünde ich wie ein kecker Held an ihrer Seite. Am Tage nach der Hochzeit sagte sie: „Wäre meine arme Anna doch auch so glücklich, wie ich! Es

wird mir so schwer, über den Bruder zu klagen, aber er benimmt sich unverantwortlich gegen sie. Seit sechs Jahren denke ich und muß Jeder denken, daß er sie liebt, und dennoch erklärt er sich nicht, naht sich ihr, um sie wieder zu fliehen, und hat das liebenswürdigste Mädchen durch sein unerklärliches Betragen in der schönsten Blüthe geknickt; sie ist nicht mehr dieselbe." — „Das ist sie in der That nicht," fiel ich ein. „Aber Du, Clara, wie hast Du es angefangen, in den sechs Jahren auch nicht um eines älter zu werden?" Sie sah mir liebevoll in die Augen und sprach: „Du wirst noch Deine alte Clara in mir sehen, wenn ich ein Mütterchen bin."

Ich nahm mir vor, dem Herrn Bruder Vorwürfe zu machen und ihn wo möglich zu bewegen, sein bisheriges Benehmen gegen Anna Weigand, die ihre 200,000 Thaler im Vermögen hat und wahrlich überhaupt nicht zu verwerfen ist, durch eine christliche Ehe wieder gut zu machen. Ein paar Monate nach meiner Verheirathung kam er an; auch er war gar sehr verändert, er hatte das Wesen der vornehmen Kaufleute angenommen, das vom diplomatischen wenig verschieden ist und ihn gar wohl kleidet, da ein gebildeter Geist und eine außerordentliche Weisheit damit verbunden ist. Meine leichtfertige Frau kam mir wie ein süßer, bunter Schmetterling neben ihrem Bruder vor, der wie ein Bramine einherschritt. Aber daß er einem gebildeten Mädchen gefallen konnte, begriff ich wohl.

Ich erzählte ihm einst in gelegener Stunde auf einem einsamen Spazierritte von meinem Besuche bei Weigands und verhehlte ihm nicht, wie ganz verändert ich Anna gefunden hatte. Er seufzte tief; nach einer Weile sagte er: „Lieber Karl, ich will mein Herz endlich von einer Last befreien, die seit Jahren meinen Frohsinn hemmt und die schönste Zeit meiner Jugend verbittert hat; ich will Dir gestehen, was ich Dir schon längst gestanden hätte, wenn Du hier gewesen wärest, was ich aber keinem andern sagen mag. Ich liebe Anna seit dem ersten Augenblicke, da ich sie sah, und werde sie lieben, bis die Marter des ewigen Entsagens und Schweigens dies Herz ausgetrocknet haben wird." — „Ei warum vertraust Du denn das mir und nicht lieber Anna?" fragte ich ungeduldig. Er erwiderte: „Weil mich ein unübersteigliches Hinderniß von ihr trennt. Du weißt, daß ich vor zehn Jahren nach Spanien reiste. Meine Geschäfte führten mich in das Haus eines reichen Bankiers in Madrid, der eine Tochter hatte, ein Mädchen, wie man sie hier im Norden nicht ahnet. Kaum eine Rosenknospe ist so strotzend von Jugend und Liebreiz, als ein südliches Mädchen am Vorabend ihrer Entwicklung. Römmling, Du wirst wissen, was es heißt, ein solches Mädchen täglich sehen zu dürfen, ihr Begleiter auf allen Spaziergängen und endlich der Gegenstand ihrer ersten aufkeimenden Liebe zu seyn. Ich war drei-und-zwanzig Jahre alt, sie sechzehn. Wenn man ein Pulverfaß und eine Lunte zusammenhält, so wird's eine Explosion geben. Auch mit uns ging es nach diesem natürlichen Gesetze. Ich verließ sie mit dem festen Versprechen, wiederzukommen und sie zu heirathen; aber mache Dir eine Vorstellung von der innern Beklemmung meines Herzens, als ich nach kurzer Abwesenheit entdeckte, daß ich sie zwar sehr heiß, aber nicht wahrhaft geliebt hatte; denn Anna's weicher Blick verdrängte ihr Bild nur zu bald. Dennoch hatte ich die Absicht, nach Spanien zurückzukehren, um mich entweder mit ihr zu verheirathen, oder das Band zu lösen, wenn es geschehen könnte, ohne sie zu kränken. Die Unruhen in Spanien hinderten mich an der Ausführung meines Planes; ich schrieb an einen Vertrauten meines Geheimnisses und erfuhr durch ihn, daß Theresa aus dem väterlichen Hause verstoßen worden, und daß man bestimmt vermuthe, der Zorn des Vaters über die Entdeckung unsers Verhältnisses sey die Ursache dieses gewaltsamen Verfahrens gewesen. Diese Nachricht bestürzte mich auf's Aeußerste; ich schrieb zurück und bat ihn dringend, der Sache auf den Grund zu kommen; aber vergebens, ich habe nie Auskunft über das Schicksal dieses durch mich in's Elend gestürzten Mädchens erhalten können; sogar jetzt, nach hergestellter Ruhe, war es mir unmöglich. Du begreifst, lieber Karl, daß ich mich so gut wie verheirathet betrachte, bis ich Auskunft über Theresa's Schicksal habe. Anna und ich vergehen indeß in hoffnungsloser Liebe, und das Alles um einer jugendlichen Unbesonnenheit willen. Karl, weißt Du Rath?" — „Wie hieß das Mädchen?" fragte ich in nicht geringer Aufregung; denn Sie werden begreifen, daß mir eine Ahnung durch die Seele ging, von deren Bestätigung das Schicksal zweier guten Menschen abhing. Adolph nannte Theresa N. — Bester Freund, ich wäre beinahe, wie damals in Harrich, vom Pferde gefallen, so elektrisirte mich der Name. Ich nahm nun weiter keinen Anstand, meinem Schwager Alles, was zwischen mir und dem Mädchen, dessen ersten Fehltritt er veranlaßt hatte, vorgefallen war, zu erzählen. Sein Erstaunen war groß; aber es gefiel mir, daß sich keine sichtliche Freude darein mischte, daß im Gegentheil ein paar Thränen seine Augen füllten, die mich nie so lebhaft an die meiner Clara erinnert haben, wie damals. Nach einer Pause sagte er wehmüthig: „Also das ist das Schicksal dieser spanischen Rosenknospe? Karl, wie hast Du mich erfreut und bekümmert zugleich!"

Seitdem, mein Lieber, ist wieder über ein Jahr vergangen, und Anna Brewitz sieht nicht mehr aus wie eine alte Jungfer, sondern wie eine junge Frau.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Theaterbrand.

In der grossen Oper ist die Gefahr bei Weitem nicht so groß, als bei den kleinern Boulevardstheatern. Das Opernhaus ist so geräumig und die Bühne so hoch und breit, daß das Feuer auf der Bühne nicht leicht mit andern brennbaren Materien in Berührung kommt, und daß die Feuerspritzen freien Spielraum haben und auf die entzündeten Koulissen wirken können, weßhalb auch die Pompiers daselbst immer während der Vorstellungen bereit stehen, wie bei Gefahr von Ueberrumpelung die Kanoniere neben ihren Feldstücken. Durch die Erfahrung hat die Polizei auch etwas gelernt. Sonst hatte sie nichts dagegen, wenn ein Schauspielhaus mitten zwischen Häusern erbaut wurde, und manche Theater sind noch auf diese Art eingeklemmt. Gegenwärtig verstattet die Polizei so etwas nicht mehr, und die Theater, die in der lezten Zeit errichtet worden sind, haben, wo nicht auf ganz freien Plätzen, doch wenigstens in einiger Entfernung von andern Gebäuden erbaut werden müssen. Sie stehen immer noch nicht frei genug; der Raum ist aber etwas so Kostbares in dem Innern der Stadt, daß in dieser Hinsicht schwerlich eine Verbesserung zu hoffen steht. Fast alle Theater haben ihre Dekorationsmagazine in den Vorstädten, fern von ihren Sälen; dadurch vermindern sie die Gefahr und den Verlust bei ausbrechender Feuersbrunst. Die Polizei fordert auch das Anlegen von Wasserbehältern; ich glaube aber nicht, daß diese Behälter bisher irgend einen Dienst geleistet haben. Wie könnte etwas Wasser die ungeheure Gluth löschen? Im Odeon hat man zwischen dem Saale und der Bühne eine hohe und dicke Mauer errichtet. Bei eintretender Feuersbrunst würde man einen Vorhang von Eisengitter herablassen, wodurch man also die beiden Theile ganz von einander trennen, und wenigstens einen derselben retten könnte, wie man hofft. Glücklicherweise ist man noch nicht in die traurige Nothwendigkeit versezt worden, von diesem Hülfsmittel Gebrauch zu machen. Auch zweifeln einige Personen an der Wirksamkeit desselben. Sie versichern, wenn z. B. die Bühne in vollem Feuer stände, würde die Hitze den Vorhang von Eisendraht bald sprengen und auch den Saal in Flammen setzen; es möchte nicht einmal möglich seyn, meinen sie, im Saale zu arbeiten, wegen der ungeheuren Hitze, welche durch diesen Vorhang dränge. Dann muß man auch noch voraussetzen, daß man Zeit und Geistesgegenwart genug hat, um zu rechter Zeit den Vorhang herabzulassen, und daß das Feuer nicht an eben der Seite ausbricht, wo sich die Vorrichtung zum Herablassen des Vorhangs befindet. Aus all diesem geht hervor, daß das Schauspiel, wie es jezt beschaffen, in hölzernen Sälen und unter lauter Vorhängen von Leinwand, eine gefährliche Belustigung ist und bleibt, und man muß sich wundern, daß nicht mehr Säle in Brand aufgehen, besonders zu Paris, wo sie nimmer ruhen, sondern Tag für Tag im Gange sind. Dieser Gedanke wäre wohl geeignet, den Zuschauern die Freude daran ein wenig zu verleiden; aber Gewohnheit macht sie gleichgültig gegen die Gefahr. Man kann nicht ohne Schaudern daran denken, wie es in dem kleinen Palais-royal-Theater zugehen würde, wenn während einer Darstellung bei vollem Hause Feuer ausbräche. Dieses stark besuchte, aber kleine Theater stößt an andere Gebäude, Treppen und Gänge sind äußerst schmal. Die Leute, welche hastig fliehen wollten, würden einander erdrücken und den Nachfolgenden den Ausgang verrammeln. Hier ist die Gefahr augenscheinlich und beängstigend, und dennoch wird in keinem Theater so viel gelacht, als in diesem. Das Abbrennen des Gaietétheaters hat manche Personen um ihr Vermögen oder um ihren Erwerb gebracht. Zwar braucht man gar nicht daran zu zweifeln, daß es, wo nicht auf demselben Platze, doch auf einem andern wieder aufgebaut werden wird, und wahrscheinlich schöner und größer, als zuvor; denn ein lange im Gange gewesenes und beim Volke beliebtes Theaterunternehmen gibt man in Paris nicht so leicht auf; allein bis Alles wieder völlig im Stand ist, werden Schauspieler und alle Individuen, die von diesem Theater lebten, in Noth seyn, wofern sie nicht bei andern Theatern oder in der Provinz ihr Unterkommen suchen. Allenfalls könnte die Truppe des Gaietétheaters in irgend einem leerstehenden Schauspielsaale, woran es in Paris nicht fehlt, spielen; allein es ist eine eigene Sache mit den Theatern in Paris: nicht alle Stadtreviere sind ihnen zuträglich; in einigen Gegenden der Stadt hat nie ein Theater emporkommen können, und die Melodramen gedeihen hauptsächlich nur auf den Boulevards, obschon hier drei Theater sich mit dieser beim Volke beliebten Gattung abgeben. Anderswo würden sie nicht mehr dasselbe Publikum haben, und folglich sich nur eines geringen Fortgangs erfreuen. Das Volk weiß, daß es auf den Boulevards die herzzerreißenden, schreckhaften Melodramen antrifft; will es also starke Erschütterung haben, so wandert es Abends den Boulevards zu. Ist es zu voll im Porte St. Martintheater, so findet es sein Unterkommen im Ambigu comique, und wenn nicht in diesem, doch im Gaitétheater. Boulevards und Melodramen sind in seiner Idee unzertrennlich; soll es nun aber ein Melodram in einer andern Stadtgegend suchen, so sind seine Begriffe verwirrt; es däucht ihm nicht wohl möglich, daß man anderswo, als auf den Boulevards, so abscheuliche Bösewichter, solche Muster von Räubern, solche tugendhafte Hausmütter auf die Bretter bringen, so vortreffliche Tänze und Kämpfe aufführen könne. Schwerlich werden sich also die Inhaber des Gaietétheaters von den Boulevards entfernen wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 69:

Spielglück.

Räthsel.

In Duodez mit weißen Blättern,
Begrüßt von viel gedruckten Vettern;
Drauf druckt sich weise, klug, dumm, toll,
Bis endlich alle Blätter voll.

Inzwischen wächst es zum Octav,
Schön seine Schrift, sein Einband brav,
Sein Hauptkapitel ein Roman
Von Liebe, wohl das Beste dran.

Schon hat ein Andres drauf geharrt.
Mit ihm verbunden wird es Quart;
Oft werden Duodezchen draus,
Sein Schild ist oft ein Kreuz im Haus;

Und dann — groß und klein Folio,
Bald auch verspeist von Würmern so;
Neu aufgelegt in anderm Land:
Wie heißt das Buch, wie heißt sein Band?

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 76.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 30. März 1835.

— Praesens divus habebitur
Augustus.
Horat:

Zu Wien im Jahr 1831.

Der Tod kalt durch die Erde geht,
Die Aehren und die Saat er mäht.
Der Bleiche schreitet, nimmer satt,
Durch's Ungarland zur Kaiserstadt. —
O Todter! wie bist du allein!
Kein Bruder folget deinem Schrein,
Gedung'ne Träger, stumm und kalt,
Fortschleppen dich ohn' Aufenthalt,
Und wo der Zug erscheint, da weicht
Das Volk zur Seite und erbleicht.

Hier auch kommt solch ein Zug heran:
Sie tragen einen Bettelmann.
Kein Aug' auf dieser Welt dem weint,
Dem folgt am wenigsten ein Freund.
Erschrocken weicht das Volk zurück,
Nur Einer bleibt, Mitleid im Blick,
Und schnell gewandt zum Sarge, geht
Der hinten nach, still, mit Gebet.

Ich bin ein fremder Wandrer hier,
Wer ist der Mann? o sagt es mir!
Ist das nicht hier der beste Christ,
Wenn es nicht gar ein Engel ist?

„Ja, Wandrer, Du bist fremd hier ganz!
Der Mann dort — ist ja unser Franz!"

Justinus Kerner.

Von der Kraft des Oels, das Wasser durchsichtiger zu machen.

Der Graf Xavier de Maistre beschreibt in der Bibliothèque universelle interessante Versuche über die Durchsichtigkeit des Wassers, aus denen wir dasjenige mittheilen, was auch ein größeres Publikum zu beschäftigen im Stande ist.

Bei den zahlreichen Versuchen, sagt der Beobachter, welche ich darüber anstellte, wie weit das Auge in die Tiefe des Meeres dringt, verlor ich immer das weiß bemalte Blech, mit welchem ich experimentirte, beim Sonnenschein mit etwa 80 Fuß aus dem Gesicht, während ich es beim schwachen Mondlicht in der Tiefe von 40 noch deutlich sah. Dies ist auffallend, wenn man weiß, daß die Physiker das Licht der Sonne 300,000 mal stärker schätzen als das des Monds; schließen aber läßt sich daraus unmittelbar nichts, weil beim blendenden Sonnenlicht schwache Eindrücke nicht mehr zur Perception

kommen. Aus vielfältiger Beobachtung scheint indessen hervorzugehen, daß das Mondlicht verhältnißmäßig ungleich tiefer in das Wasser dringt, als das Tageslicht; wollte man aber hierüber strenge vergleichende Versuche anstellen, so müßte sich der Beobachter, und zwar längere Zeit vor dem Versuch, ganz im Dunkeln befinden. Bis jezt scheint sich kein zu diesem Zweck erfundener Apparat bewährt zu haben; vielleicht führte es aber zum Ziele, wenn man in den Boden eines platten Fahrzeugs ein Glas von gehöriger Stärke einsezte; der Beobachter läge mit dem Gesicht über dem Glase und hätte den Kopf dicht mit schwarzem Zeug bedeckt. Das Auge gewinnt im Dunkeln schnell seine volle Erregbarkeit, und es könnte kein anderes Licht als von den Gegenständen in der Tiefe des Wassers in dasselbe fallen. Ich bin geneigt zu glauben, daß man auf diese Weise einen weißen Körper in der Tiefe von 500 Fuß noch sehen könnte; eine solche Vorrichtung dürfte aber zum Aufsuchen verlorner Gegenstände, oder für den Wasserbau immerhin von Nutzen seyn.

Man bedient sich, um das Wasser durchsichtiger zu machen, beim Fischfang vielfältig eines sonderbaren Mittels, nämlich des Oels, das man auf die Oberfläche gießt. In Neapel ist es beim nächtlichen Fischfang allgemein im Brauch; die Fischer unterhalten ein Feuer in ihrem Fahrzeug, das die Fische heranlockt; einer fährt nun mit einer in Oel getauchten Feder über das Wasser, während der andere, indem das Wasser augenblicklich klarer wird, die größten harpunirt. Die Muschelfänger bedienen sich zuweilen auch dieses Mittels bei Tag und am Strande; bis zum Gürtel im Wasser werfen sie groben, mit Oel getränkten Sand, ungefähr wie der Sämann das Korn, und ziehen die frutti di mare, welche sie auf diese Weise gewahr werden, mittelst eines Rechens heraus. Auch im Boote mit Rechen und Speer sieht man sie dasselbe Spiel treiben, wobei sie sich aber nie weit vom Strande entfernen. In einer ältern Reisebeschreibung ist eine ähnliche Fischerei im Bosphorus beschrieben. „Die Fischer,“ erzählt der Reisende, „haben ein seltsames Mittel, die Fische auf dem Boden des Meers zu gewahren, namentlich wenn es unruhig ist. Sie schütten ein paar Löffel voll Oel auf die Fläche; diese wird dadurch in runden Flecken sogleich glatt, und die Flecke wirken gleichsam wie Glaslinsen, so daß man sehr tief in das Wasser hinabsieht. Dies haben namentlich die Bulgaren im schwarzen Meer und an den Donaumündungen im Brauch.“

Ein so allgemeiner Brauch läßt am Faktum, daß das Oel die Durchsichtigkeit des Wassers vermehrt, nicht zweifeln; da sich aber die beiden Flüssigkeiten nicht mischen, so kann die Wirkung nur die Oberfläche betreffen, und ich erklärte mir die Sache Anfangs durch die Annahme, die Oelschichte werde die Strahlung des Lichts an der Meeresfläche vermindern und damit den Blick tiefer eindringen lassen. Macht man aber den Versuch im Kleinen in einem Gefäß voll Wasser, auf das man einen Tropfen Oel bringt, so bildet sich eine farbig schillernde, sehr rasch sich ausbreitende Schichte, welche das Licht ungleich stärker zurückwirft, als der vom Oel unberührte Theil des Wassers; ja die Wasserfläche erscheint schwarz daneben. Die Oelschichte über dem Wasser scheint also im Gegentheil eine stärkere Strahlung zu bedingen, woraus sich ein der Erfahrung der Fischer gerade entgegengeseztes Resultat ergeben müßte. Doch bevor man eine Erklärung versuchte, kam es darauf an, die Sache auf dem Meere selbst zu erproben. Ich bestieg ein Boot und ließ mich langsam vom Ufer wegrudern, wobei ich auf den Meeresgrund blickte, der aus Sand, kleinen Kieseln und sehr weißen Muschelfragmenten bestand, welch leztere ich noch unterschied, während alles Andere mir bereits entschwunden war. So wie ich auch sie nicht mehr sah, ließ ich anhalten und schüttete einen Theelöffel voll Olivenöl auf das Wasser; es bildete augenblicklich einen weißlichen Fleck und breitete sich in kleinen, glänzenden, schnell dahinfahrenden und sogleich verschwindenden Punkten rasch aus. Nach acht, bis zehn Sekunden war vom Oel nichts mehr zu bemerken; aber jezt gewahrte ich zwei weiße Muscheln, die mir eben vorhin entschwunden waren, und allgemach wurden auch die Kiesel und der Sandboden sichtbar. Der Effekt war so auffallend, daß mir über die Wirklichkeit der sonderbaren Erscheinung nicht der geringste Zweifel blieb. Auf einer nicht eingeschränkten Wasserfläche scheint sich das Oel ausnehmend weit zu verbreiten; die Schichte wird immer dünner, und am Ende ist kein Lichtreflex mehr daran zu bemerken (ungefähr wie die Seifenblasen vor dem Zerplatzen schwarze Flecke bekommen), so daß sie vom Wasser durchaus nicht mehr zu unterscheiden ist. Wie aber diese unsichtbare Oelschichte das Wasser durchsichtiger machen solle, war noch nicht abzusehen.

(Der Beschluß folgt.)

Die Römer im südwestlichen Deutschland.

(Fortsezung.)

Ueberall, wo der Römer vordrang, um festen Fuß zu fassen, war sein erstes Geschäft, Straßen anzulegen, und die Spitzen der Legionen öffneten sich das Land mit Hacke und Spaten. Der Römer befolgte aber bei Anlegung seiner Straßen ein dem jetzigen gerade entgegengeseztes System. Während wir unsere Straßen nur zu oft aus Koth bauen, bestand der römische Heerweg aus

einem erhabenen Damm von festem, mit Mörtel verbundenen Gestein. Der allgemeine Typus, wenigstens in den abendländischen Provinzen, ist, daß sich über einer Grundlage von in einander gefügten Bruchsteinen eine Schichte von geschlagenem Lehm ausbreitet, auf welcher sodann Lagen zerschlagener, mit Mörtel dicht verbundener Steine die Fahrbahn bilden. Dieser allgemeine Plan findet sich nach dem Material, wie es das Land bot, namentlich nach der Natur der Gebirgsart verständig modificirt. Während wir mit unsern Straßenzügen so schnell als möglich wieder den Boden der Thäler zu gewinnen suchen und ihren Krümmungen folgen, blieb der Römer, so lange es anging, auf den Landhöhen, und zog seinen Weg schnurgerade über Berg und Fluß von einer Station, einer Stadt zur andern. Sie gewannen dadurch den Vortheil, daß die Straße sowohl vor feindlichem Ueberfall als vor der Zerstörung der Elemente besser geschützt war; überdies sorgten sie dabei auch für unser Interesse, die wir die Spuren ihrer Niederlassungen verfolgen: wie überall, so auch bei uns haben sich in Wäldern und auf ungebauten Landhöhen ihre Steindämme oft viele Meilen weit unter der Decke der Vegetation fast unversehrt erhalten. Wenn wir sehen, wie diese in unsern Ländern stückweise sogar noch befahrenen Straßen mehr als fünfzehnhundert Jahren getrozt haben, so müßten wir uns schämen, nicht schon längst in die Fußstapfen der Römer getreten zu seyn, ginge nicht die jetzige Welt mit einem ganz andern System, mit dem der Eisenbahnen, schwanger. Betrachtet man auf der wunderlichen Karte des römischen Reichs, auf der sogenannten Peutingerschen Tafel, die zahllose Menge der Straßenzüge, welche von den äußersten Grenzen des Abendlandes, von Hispanien und Antonins schottischer Mauer aus, ununterbrochen, mehrere tausend Meilen weit, durch das ganze Reich bis tief nach Asien hinein laufen, so weiß man nicht, soll man mehr die Größe des Reichs bewundern, das Jahrhunderte lang so ungleichartige Elemente mit dem Band Einer Kultur umfaßte, oder das Geschick beklagen, das seitdem die größere und schönere Hälfte dieser Länder, den Osten und den Süden, wieder in Barbarei zurückgeworfen hat. Sollte es je der Lauf der Geschichte wieder mit sich bringen, daß die Länder, wo jezt der Reisende den Weg durch die pfadlose Wüste sucht, der Kultur wiedergegeben werden, so möchte doch der Zeitraum, der verflossen ist, seitdem der große Ingenieur Augusts, Agrippa, das Reich vermessen hat, sich verdoppeln, bevor sich um das Mittelmeer, statt der römischen Heerwege, ein Kranz von Eisenbahnen zieht. Die Bewegungen der Heere waren indessen bei Anlegung der Straßen durch die Provinzen, wenn auch der Hauptzweck, doch keineswegs der einzige: sie dienten ebenso gut dem Handel, sie waren sorgfältig durch Meilensteine getheilt, und im Abstand weniger Millien zum Dienste des Staats regelmäßige Posten angelegt. Konnte nun auch damals nicht Jeder, dem die Mittel zu Gebot gestanden wären, nach Lust und Laune mit kaiserlicher Post durch die römische Welt rollen, so wurden doch Präfekt und Proprätor rasch genug befördert, und wir zeigen an einem Beispiel, daß uns die Römer bei unsern heutigen Einrichtungen eben nicht viel zu beneiden hätten. Unter Theodosius reiste Cäsarius, ein vornehmer römischer Beamter, mit der Post von Antiochien nach Konstantinopel; er brach mit Anbruch der Nacht auf, war am sechsten Tage um Mittag in Konstantinopel, und hatte somit in nicht ganz sechsmal vier-und-zwanzig Stunden 725 römische oder gegen 140 deutsche Meilen zurückgelegt.

Auch in unserm Landstriche nun sind die Spuren römischer Straßen so ausnehmend zahlreich, daß dies allein beweisen würde, wie sich der Römer hier zu Hause fühlte und viele Generationen hindurch ruhig zwischen Rhein und Donau hin und her zog. Der Hauptvortheil, welchen der Besitz des Winkels zwischen den beiden Flüssen bot, war zunächst die gerade Kommunikation zwischen den Provinzen Rhätien und Obergermanien, zwischen Augsburg und Regensburg einerseits, und Mainz und Straßburg andernseits, während, als im dritten Jahrhundert das Land an die Alemannen verloren ging, der Weg von Augsburg nach Mainz auf weitem Umweg um die Biegung des Rheins bei Basel genommen werden mußte. Der Hauptstraßenknoten, der die Hauptstädte der genannten Provinzen verband, lag ohne Zweifel bei Cannstadt am Neckar, eine halbe Meile von Stuttgart, wo sich noch jezt naturgemäß mehrere der wichtigsten Heerstraßen kreuzen. Cannstadt war Allem nach die römische Hauptstadt am mittlern Neckar; der Umfang der aufgefundenen Substruktionen, zum wenigsten dreimal bedeutender als der der heutigen Stadt, und die Menge der von hier auslaufenden römischen Straßen lassen hieran nicht zweifeln. Leztere können uns am besten als Beweis dienen, daß sich dieses Vorland des Reichs, wie wir es in Ermangelung jedes andern Namens nennen müssen, in dieser Hinsicht von den kultivirtesten Provinzen lediglich nicht unterschied, wenn es auch nicht geradezu, wie wir überzeugt sind, der Westen der Provinz Obergermanien, der Osten Rhätien zugetheilt war.

Von Cannstadt laufen sechs deutlich zu verfolgende Römerstraßen aus: die eine nach den als römische Niederlassungen bekannten Orten Marbach und Murr, die zweite am Neckar aufwärts nach der römischen Station bei Köngen, die dritte über Waiblingen und Aalen an den Pfahl, die vierte über das Stammschloß Würtemberg nach Hohenstaufen, und über Geislingen auf das Plateau der Alp nach Lonsee am Flüßchen Lontel, in

die Gegend, welche von der Menge der sich kreuzenden alten Straßen noch jezt das Hochgesträß heißt, und über welche ohne Zweifel die Hauptstraße von Augsburg herführte; die fünfte Neckar abwärts an die römischen Stationen bei Besigheim, Laufen, Heilbronn, und so fort nach Mainz; die sechste über das Städtchen Leonberg durch den Hagenschießwald und die Pforte des Schwarzwalds bei Pforzheim nach Baden, und von da nach Straßburg. Ohne Zweifel fand auch die Straße, welche von der muthmaßlichen Hauptstadt am obern Neckar, von Rothenburg, über Tübingen und durch den Schönbuchwald herüberzieht, in Cannstadt ihre Vereinigung. Dieses Beispiel mag genügen, um die Behauptung zu begründen, daß sich einst zum wenigsten eben so viele römische Heerwege als jezt Poststraßen durch das Land zogen.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Fortsezung.)

Theaterbrand. Regsamkeit im Bühnenwesen.

Einen bedeutenden Verlust erleidet bei dem Brande des Gaietétheaters Guibert Pixérecourt, der bekannte Theaterdichter, welcher, nachdem er ungefähr hundert Melodramen in seinem Leben geschrieben und aufführen lassen, zulezt die Werke anderer Dichter aufführen ließ und Theaterdirektor geworden war. Der Mann besaß ein ansehnliches Vermögen, und seine Absicht war, wie es scheint, sich künftige Ostern, dem gewöhnlichen Theatertermin in Frankreich, ganz von der Leitung der Bühne und wahrscheinlich auch vom Theaterdichten zurückzuziehen, und sein übriges Leben in Ruhe zu genießen. Der Brand hat nun diese Hoffnungen zwar nicht vereitelt, aber doch sehr verbittert; denn das Theater, das er seinem Nachfolger überliefern sollte, ist nun nicht mehr vorhanden, und wenn er auch nicht das ganze Eigenthum desselben besaß, so hatte er doch einen bedeutenden Antheil an dem Unternehmen. Sein Nachfolger, ein beliebter Schauspieler vom Gymnase dramatique, Namens Bernard Léon, klagt auch in den Zeitungen über den bedeutenden Verlust, den er durch den Brand erlitten, indem er über hunderttausend Franken für Anstalten zu künftigen Darstellungen bereits ausgegeben habe. Indessen geben einige Theater Benefizvorstellungen zu Gunsten der abgebrannten Schauspieler; dieses sind aber meistens kleine Theater, deren Ertrag nicht bedeutend seyn kann. Was den Armen vorzüglich helfen könnte, wären Darstellungen von besonderm Interesse an den großen, sogenannten königlichen Theatern; diese säumen aber noch, und schon haben es die legitimistischen Blätter der jezigen Regierung vorgeworfen, daß sie sich gegen das Elend einer abgebrannten Schauspielertruppe so gleichgültig zeige, wogegen unter der vorigen Regierung nach dem Brande des Cirque olympique sogleich die königliche Familie eine Unterstüzung bewilligt und Benefizvorstellungen auf den königlichen Theatern verordnet habe. Die Verhältnisse sind aber doch etwas verschieden; damals gab es weniger Theater, als jezt, mithin war die Theilnahme, die jedes einzelne erregte, größer; damals hatte man auch keine großen politischen Begebenheiten, welche die Aufmerksamkeit des Publikums zerstreuten, wogegen jezt die mächtigen Umtriebe der Tories in England, der hartnäckige Kampf zwischen Doktrinärs und Tiers-parti in Frankreich den Geist der Pariser beschäftigen, so viel es mitten in einem geräuschvollen Fasching möglich ist. Die jezige königliche Familie wirft allerdings nicht so freigebig mit Gnaden um sich, als die ältere Linie der Bourbonen, sie ist sparsamer; dagegen läßt sie viel bauen und verschönern. Dann war Franconi, der Unternehmer des Cirque olympique, ein allgemein bekannter und beliebter Mann, der ein in seiner Art fast einziges Theater mit großen Kosten und besonderer Pracht aufrecht gehalten hatte, also auch eher eine außerordentliche Unterstüzung verdiente, als die Unternehmer des Gaietétheaters, welche mit ihren Melodramen eben nicht zur Verbreitung des guten dramatischen Geschmacks beigetragen, sondern im Gegentheil den schlechten so viel wie möglich genährt haben. Wozu dient im Grunde diese unabsehbare Reihe von Mord- und Schandthaten, welche das Gaietétheater und seine Kollegen dem Boulevardspublikum seit dreißig oder vierzig Jahren vorgeführt haben? Freilich hat es sich daran ergözt, und das ist immerhin ein Gewinn für die arbeitende Klasse; nur bliebe zu erörtern übrig, ob dies Ergözen nicht auch durch bessere Stücke hätte erzielt werden können. Aber G. Pixérecourt und die andern Dichter, welche für die Boulevardstheater zu arbeiten pflegen, werden sagen, das Volk liebe nur solche Gemälde, auf welchen die Farben dick und grell aufgetragen sind, und alle feinern Nüancen geben für solche Zuschauer verloren; das kann seyn. Das Abbrennen des Gaietétheaters hat übrigens den Wetteifer der andern Theater und den Besuch der Pariser nicht im Geringsten vermindert. Sie sind alle in voller Thätigkeit, das eben abgestorbene Théâtre nautique abgerechnet, das sich mit großen Bällen und ungeheuer großen Anschlagzetteln (rothe und schwarze Buchstaben auf Gelb) zu helfen sucht. Das Gymnase dramatique gibt eben ein Stück, das Jedermann sehen will, das also achtzig bis hundert Mal gegeben werden muß, um die allgemeine Neugierde zu befriedigen. Dieser glückliche Zufall kam ihm um so erwünschter, da Scribe, jezt Akademiker und ein reicher Herr, für's Gymnase dramatique nur noch wenig schreibt und seine ältern Stücke so ziemlich abgenuzt sind; nichts aber wird in Paris weniger angesehen, als veraltete Sachen. Das jezt beliebte Stück am Gymnase dramatique ist „die Tochter des Geizigen." la fille de l'avare, von Bayard und Duport. Ersterer ist schon lange als guter Vaudeville- und auch als Lustspieldichter bekannt, und wenn er noch lange fortfährt, so hat er Hoffnung, daß der Scribe'sche Theaterscepter auf ihn übergeht. Er hatte einen furchtbaren Nebenbuhler an Mazères; allein die Julirevolution von 1830 hat ihn davon befreit; Mazères hat seine Dichterfeder mit einer Amtsfeder vertauscht und ist jezt Souspräfekt von St. Denis, was so viel sagen will, als ein deutscher Herr Amtmann oder Landrath. Wahrscheinlich sieht er zuweilen aus seiner Amtsloge heraus im kleinen Theater zu St. Denis (denn auch St. Denis hat sein Theater) seine eigenen Stücke aufführen, und kann sie dreist als höchste Magistratsperson im Orte beklatschen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 77.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 31. März 1835.

Was dafür sprechen soll, daß die Römer lange Zeit Niederlassungen über dem Rhein gehabt, muß so klar, so unzweideutig seyn, daß es dem allgemeinen Stillschweigen der Schriftsteller die Wage zu halten im Stande ist.

Rösler.

Die Römer im südwestlichen Deutschland.

(Fortsetzung.)

Hier ist nun wohl der Ort, mit Kurzem jener Straße der Peutingerschen Tafel zu erwähnen, welche den Alterthumsforschern so sehr viel zu schaffen macht, jener geographischen Hieroglyphe, die von jeher Jeder nach seinen Lieblingsvorstellungen deutete, wie denn lange Zeit die Bewohner der guten und kleinen Reichsstadt Pfullendorf, einen Namen der Tafel sich aneignend, in ihre Stadtwappen setzten: senatus populusque Juliomagensis. — Jene Karte, deren Erhaltung wir dem Fleiße eines Colmarer Mönchs verdanken (das Original der Abschrift des Mönchs befindet sich in der Wiener Bibliothek), umfaßt auf einem zwanzig Fuß langen und nur einen Fuß breiten Pergamentstreifen die ganze den Römern bekannte Welt. Sie ist ihrem Wesen nach rein eine Straßenkarte, und gibt die Entfernung einer Station von der andern nach tausenden römischer Doppelschritte (zu fünf Fuß) an. Die Straßenzüge sind durch Linien angegeben, und die untergeordneten Etappenplätze jedesmal durch einen Absatz der Linie, die größern Orte und Hauptstädte dagegen durch Bilder von Häusern und Thürmen verschiedener Konstruktion bezeichnet. Bei der seltsamen Zerrung des ganzen Landes in der Richtung von West nach Ost ist natürlich auf alle geographische Orientirung Verzicht geleistet; das einzige Augenmerk geht dahin, daß die Straßen an den gehörigen Orten zusammenmünden, und auch Fluß und Gebirg sind bei ihrer Einzeichnung völlig dem Wegsystem dienstbar gemacht: die Karte führt Strom und Berg immer dahin, wo die Straße über eine Brücke oder durch einen Paß zu gehen hat, völlig unbekümmert um die natürliche Situation. Sie verdankt ihre Entstehung der unter Augusts Regierung von Agrippa unternommenen allgemeinen Vermessung des Reichs, und ist wahrscheinlich die Hauptquelle, aus der die Marschrouten für die Heerführer gezogen wurden; ohne Zweifel aber wurde sie unter den verschiedenen Imperatoren nach den jedesmaligen Verhältnissen revidirt, nach dem Abgang oder dem Zuwachs von Provinzen, je nachdem hier neue Wege eröffnet, dort alte aufgegeben wurden, berichtigt. Aus welchem Zeitpunkte nun die auf uns gekommene Edition herrührt, ist sehr zweifelhaft. Manche Bestimmungen auf der vom abschreibenden Mönch arg verunstalteten Tafel scheinen für das Zeitalter des Alexander Severus († 235) zu sprechen, bis zu welchem die Römer noch so ziemlich im vollen Besitz ihrer vorgeschobenen Linien zwischen Rhein und Donau waren, andere dagegen für das späte vierte Jahrhundert, wo sie schon genug zu thun hatten, sich der Barbaren hinter den Hauptflüssen

selbst zu erwehren. Der auf der Tafel angegebene Weg von Mainz nach Regensburg, der uns hier zunächst interessirt, möchte aber, nach den neuesten antiquarischen Entdeckungen in unsern Gegenden, beiden Annahmen gleich sehr widersprechen.

Auf diesem wunderlichen Orbis pictus laufen Rhein und Donau, als die Grenzen des Reichs, in ununterbrochener Erstreckung gerade von West nach Ost am obern Rande der Tafel hin; jenseits dieser Flüsse sind, bis nach Dacien hinab, nirgends mehr Orte angegeben, sondern bloß die Namen der barbarischen Grenzvölker darüber geschrieben, und nur in der Lücke zwischen den Quellen der Donau und dem Rhein scheint eine Straße den südlichen Strich unseres römischen Vorlandes zu berühren. Die Straße von Mainz nach Regensburg, aus Obergermanien nach Rhätien, läuft nämlich dicht am Rhein den Fluß aufwärts, um den Rheinwinkel herum über Augusta Rauracorum (Augst), und gelangt nach Vindonissa (Windisch am Rhein). Hier überschreitet sie den Fluß, geht zwischen Schwarzwald und Bodensee, welche auf der Tafel deutlich angegeben sind, durch, erreicht nach wenigen Stationen, hinter dem Ort Arae flaviae, in dem alle Erklärer Rottweil erkennen, den Fluß, der, die Nordgrenze des Reichs bildend, sich aus seinem weitern Verlauf als die Donau zu erkennen gibt. Sie überschreitet diesen Fluß, und zieht sich nun an dessen rechtem Ufer in ununterbrochenem Laufe längs desselben bis Reginum (Regensburg). Zwischen Vindonissa und leztem Ort sind an dieser Straße achtzehn Orte benannt, welche zwischen 3000 und 22,000 römischen Schritten auseinander liegen, lauter Namen, von denen, mit Ausnahme des vom alten Geographen Ptolemäus genannten Arae flaviae, weder bei den Geschichtschreibern, noch bei den Geographen der betreffenden Jahrhunderte ein einziger vorkommt. Die Station, welche da liegt, wo die Straße eben auf das rechte Donauufer übergegangen ist, sieht man mit zwei Thürmen oder Häusern als Hauptstadt bezeichnet, ganz auf dieselbe Weise, wie die benachbarten bedeutenden Römerstädte Arbor felix (Arbon am Bodensee) und Brigantium (Bregenz); der sonderbare, offenbar celtische Name dieses Orts ist aber Samulocenaa, oder wahrscheinlich richtiger: Sumalocennae.

Man kann sich nun, die Genauigkeit der Tafel vorausgesezt, nicht anders denken, als zu der Zeit, da sie, wenigstens in dem uns hier beschäftigenden Landstrich, die Gestalt erhalten, in der sie vor uns liegt, sey die unmittelbare Verbindung zwischen Rhätien und den rheinischen Provinzen längs des Grenzwalls und mitten durch das Land über Cannstadt durch den Aufstand der Deutschen schon unterbrochen und jene nördlichern Straßenzüge aufgegeben gewesen; bereits habe die Donau die Nordgrenze des Reichs gebildet, und nur der oberste Lauf des Neckars und an ihm der feste Platz Arae flaviae sey als die nördlichste Vorhut im Besitz der Römer geblieben. Man ging daher von nun an, d. h. in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts, um von Mainz nach Regensburg zu gelangen, da auch der Weg von Rottweil über den Schwarzwald nach Straßburg nicht mehr gangbar seyn mußte, auf einem Umweg um den Rheinwinkel herum, zog hinauf nach Rottweil, erreichte von hier aus nach kurzem Marsch die Donau, damit das rhätische Gebiet, und hielt sich nun hinter dem Flusse, an dessen rechtem Ufer, bis Regensburg. Immerhin aber kann man sich in den verworrenen Kämpfen mit den einbrechenden Alemannen zwischen den Kaisern Maximinus und Probus, d. h. zwischen den Jahren 235 und 280, eine Periode denken, wo die Römer noch in bedeutender Erstreckung das linke Ufer des Neckars und die schwäbische Alp behaupteten, und so hat es denn nicht an vielfältigen Versuchen gefehlt, die Zeichnung der allerdings nicht unfehlbaren Tafel Lügen zu strafen und die erwähnte Straße von Rottweil aus mitten durch Schwaben, entweder über das Alpgebirg, oder gar längs der Teufelsmauer, durch das heutige Ries zu führen, und sie erst bei Kelheim, dem Celeusum der Tafel, die Donau überschreiten zu lassen. Diese Bestrebungen, wobei einerseits die sichtbaren Stellen römischer Niederlassungen, andernseits die mehr oder minder entfernten Analogien zwischen heutigen Ortsnamen und den alten der Tafel die Anhaltspunkte gaben, hatten bis jezt zu nicht viel mehr als zu Hypothesen geführt, und die Mehrzahl der Stimmen erklärte sich, am Augenschein der Karte festhaltend, unbedingt für den Zug der Straße auf dem rechten Donauufer. In der neuesten Zeit hat sich nun aber die Wage, auf höchst interessante Weise, wiederum der gegentheiligen Ansicht zugeneigt.

Vor Allem mußte jene räthselhafte Hauptstadt, welche so ganz spurlos vom Erdboden verschwunden seyn sollte, das Interesse und die Aufmerksamkeit fesseln, und schon seit Cluverius zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts bemüht man sich, ihre Stelle aufzufinden. Sie wurde von den verschiedenen Forschern, im System des rechten Donauufers in Tuttlingen, in Beuron, in Ulm, im System des linken in Sulz, in Salmendingen auf der Alp, endlich in Rotenburg am Neckar gesucht, und in lezterem Ort, der sich schon längst als eine der bedeutendsten römischen Niederlassungen kund gegeben, wahrscheinlich auch gefunden. Schon längere Zeit wußte man nämlich, daß auf einer in Savoyen gefundenen Grabschrift eines Civis Sumlocennensis Erwähnung geschieht, und Manche sahen nun hierin den Namen unserer, auf der Peutingerschen Tafel als Samulocenaa bezeichneten

Hauptstadt. Die etwas abweichende Schreibart war kein sehr gewichtiger Einwurf, da die Tafel von augenfälligen Schreibfehlern wimmelt, und bei dem gewaltigen, besonders militärischen Verkehr im Innern des Reichs konnte es nicht auffallen, einen Bürger des Zehntlandes, zumal einen Soldaten, in Savoyen begraben zu sehen, wie ja auf unsern Steinmonumenten vielfältig geborne Asiaten und Afrikaner erscheinen. Zur nähern Begründung dieser Ansicht diente eine zu Rotenburg gefundene, schon im sechzehnten Jahrhundert bekannte, seitdem aber wieder verloren gegangene Steinschrift mit den Worten: pro juventute civitatis Sum: Diese Andeutung, so interessant sie war, reichte indessen nicht hin, die Frage von der Hauptstadt und damit von der Richtung eines bedeutenden Stücks jenes Straßenzugs zu entscheiden. In der neuesten Zeit aber beginnt der Name der alten Stadt, Sylbe um Sylbe, immer vernehmlicher aus der Tiefe heraufzutönen. Auf einem bei Köngen am Neckar im Jahr 1832 ausgegrabenen, auch sonst noch sehr merkwürdigen Monument tritt ein Decurio civitatis Suma: auf; in Rotenburg selbst ward eine mit praefectus urbis Su: bezeichnete Scherbe gefunden, und erst vor wenigen Monaten fiel ebendaselbst dem verdienten Forscher, Domdekan Jaumann, ein anderes Thonfragment in die Hände, mit der Chiffer Sumloc:, welche wohl, in Verbindung mit den übrigen Anklängen, die Frage wirklich entscheidet und Rotenburg definitiv zum Hauptort wenigstens im südlichen Striche des Zehntlandes stempelt. Rotenburg ist aber so weit nach Norden hinaufgerückt, daß eben damit die Straße der alten Karte wenigstens zu einem bedeutenden Theil unserm Zehntlande, dem Neckar und der Alp anzugehören scheint.

Es gibt nichts Anregenderes, als eine alte Stadt das Leichentuch, welches 1500 Jahre auf ihr gelegen, lüften zu sehen, sollte auch der neugierige Blick ihren bloßen Namen darunter erblicken. Vielleicht gelingt es uns indessen, der Phantasie ergiebigere Nahrung zu geben, wenn wir im folgenden lezten Briefe das zusammenstellen, was der Zauber, der auf unserer römischen Welt ruht, bis jezt hinsichtlich des militärischen und bürgerlichen Verkehrs und des endlichen Schicksals dieser Länder freigegeben hat.

(Schluß des dritten Briefs.)

Von der Kraft des Oels, das Wasser durchsichtiger zu machen.

(Beschluß.)

Nicht immer fand ich bei meinen Versuchen auf der See den eben beschriebenen Effekt gleich auffallend, oft war das Resultat sogar zweifelhaft; aber ich weiß keinen Fischer, ja keinen Bootsmann, dem diese Eigenschaft des Oels unbekannt wäre, oder der an seiner Wirksamkeit zweifelte. Ich fragte einmal ihrer drei beim Nezeflicken, wie sie sich die Sache erklärten: der eine meinte, das Oel läutere das Wasser, der andere, es halte den Wind ab, der dritte, es glätte die gekräuselte Fläche, und zum Beweise deutete er hinaus auf ein Boot, das eben mit Oel fischte und mitten auf einem ruhigen Fleck Wassers hielt; da aber noch mehrere ähnliche Stellen ohne Boot zu bemerken waren, so schien mir der Schluß nicht bündig. Häufig bemerkt man, wenn die See leicht bewegt ist, glatte Flecke, in denen sich die Sonne spiegelt, die oft wie Wege anzusehen sind und Stunden lang so bleiben, ohne daß man sich zu erklären wüßte, warum das Wasser gerade hier stillesteht. — Die vermeintliche Kraft des Oels, die Wogen zu glätten, ist schon viel besprochen worden; man hat zur Erklärung angenommen, das Oel setze dem Wind größern Widerstand entgegen, als das Wasser, und ersterer gleite daher über die See weg, ohne sie aufzurühren. Ja, eine bedeutende Masse Oel, auf einmal in das Meer gegossen, soll sogar einen Sturm beschwichtigen können; aber die Wogen, welche das Schiff hin und her werfen, bilden sich ja nicht in seiner unmittelbaren Nähe, sondern sie kommen, eine hinter der andern, aus weiter Ferne; das Oel müßte sie also zumal aufhalten, und zu diesem Zweck sich augenblicklich meilenweit und gegen den Wind verbreiten, was gewiß nicht wahrscheinlich ist. Ich halte diese vorgebliche Wirkung des Oels für ein Vorurtheil.

Aus vielfältigen, im Kleinen angestellten Versuchen ging hervor, daß das Oel, indem es sich schnell über die Wasserfläche verbreitet, zugleich kleine, darauf schwimmende Körper, z. B. Korkstückchen, mit sich forttreibt. Ich wiederholte den Versuch etwas mehr im Großen, nämlich in einem der ovalen Wasserbecken in der Villa reale zu Neapel. Das Bassin hat vierzig Fuß im Umfang, und das Wasser war dicht mit abgefallenen Akazienblüthen bedeckt. Ich schüttete nahe am Rande, am großen Durchmesser des Ovals, einen Löffel voll Oel auf das Wasser; es zeigten sich auf einen Augenblick schillernde Farben, und plözlich war ein etwa zwei Quadratfuß großer Wasserspiegel frei von fremden Körpern; die Bewegung verbreitete sich weiter, und nach einer Viertelstunde war die Hälfte des Beckens vollständig gesäubert und alle Unreinigkeit in der andern Hälfte zusammengeschoben; in derselben Zeit hatte die dünne, unsichtbare Oelschichte die ganze Fläche überzogen.

Diese Eigenschaft des Oels nun, die auf dem Wasser schwimmenden und dasselbe trübenden Körperchen zu verjagen, erklärt, wie mir scheint, recht gut, wie das

Wasser dadurch durchsichtiger wird, wenn man annimmt, daß an den Orten, wo Fischfang getrieben wird, Unreinigkeiten irgend einer Art auf der Meeresfläche schwimmen, und diese Annahme gewinnt an Wahrscheinlichkeit durch den Umstand, daß der oben beschriebene Fischfang immer nur in der Nähe des Strands betrieben wird, wo die See am leichtesten fremde Körperchen führen kann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Beschluß.)

Die Tochter des Geizigen. Theaterdichter.

Bayard, den die Julirevolution gelassen hat, wo sie ihn fand, das heißt, für das Theater arbeitend, buhlt nach wie vor um den Beifall und die Belohnung des Publikums; Beides hat er mit seinem Gehülfen Duport mittelst seiner Tochter erhalten. Eigentlich ist es nicht seine Tochter, sondern die des sonderbaren Novellendichters Balzac, und auch dieser hat kein vollgültiges Vaterrecht auf sie, sondern das Frauenzimmer stammt aus England, oder wenn man lieber will, aus Irland. Melmoth, der Held des Romans gleichen Namens, vom Rev. Mathurin, ist der ächte Vater. Balzac hat den Roman anders eingekleidet, Hexerei und Spuk weggelassen und die Tochter Eugenie Grandet genannt. Sie ist die Heldin seiner Novelle, und nun auch die Hauptperson des Vaudevilles oder des Comédie-Vaudeville, wie es heißt, einer Zwittergattung, in welcher der fruchtbare Ancelot zu dichten pflegt. Der Roman oder eigentlich die Novelle hat ein trauriges Ende, denn der Geliebte läßt darin die Geliebte sitzen; dies ging unmöglich im Gymnase dramatique; die Zuschauer, welche einem Vaudeville zugesehen haben, wollen vor dem Schlafengehen des Glückes der beiden Liebenden eben so versichert seyn, wie des völligen Auslöschens von Feuer und Licht in ihrem eigenen Hause, daher denn auch Bayard und sein Gehülfe die Tochter des Geizhalses und ihren Geliebten Charles ehrlich mit einander verbinden, ehe der Vorhang fällt. Somit wandelt nun dieselbe Gestalt unter dreifacher Verkleidung in der Romanen- und Theaterwelt umher, als Mathurinsche Melmothstochter, als Balzacsche Eugenie Grandet und als Bayardsche Eugenie. Zarte Herzen können unter den Dreien wählen. Die Bayardsche stiehlt dem steinreichen Böttcher oder Tonnenmacher 400,000 Franken in Gold, um dadurch den Vater ihres Geliebten Charles vor dem Verderben zu retten; sonst ist sie aber eine recht liebenswürdige Person. Wie würde auch ganz Paris zum Gymnase hinlaufen, um sie zu sehen, wenn es anders wäre? Dem Porte St. Martintheater würde eine bloß flehende und liebende Heldin nicht genügen. Auf dieser Bühne ist daher auch etwas Stärkeres erschienen, nämlich „die blutige Nonne," nach dem Romane des grausenden Lewis; für die Habitués der Porte St. Martin ist sie vortrefflich. Dagegen gibt jetzt das Théâtre français etwas sehr Zartes: Chatterton, den unglücklichen jungen Dichter, dessen Schicksal der Dichter des Schauspiels, Alfred de Vigny, in seinem Stello bereits ausführlich erzählt hat. Diesmal hat er den Stoff dramatisch behandelt, und besonders die zartsinnige Liebe Chattertons zu einer verheiratheten Frau mit großer Kunst und einem keuschen Sinne geschildert, der bei den hiesigen Dichtern nicht sehr gemein ist. A. de Vigny hat bisher wenig für's Theater geschrieben; dieser mit Beifall auf dem Haupttheater gegebene Versuch wird ihn gewiß aufmuntern, noch mehr für diese Bühne zu schreiben, bei welcher die guten Dichter selten werden. Die sogenannte imperialistische Schule, das heißt diejenige, welche unter dem Kaiserthum so viel auf ihre Klassizität pochte, hat ihr Ansehen verloren und wagt sich nur noch selten auf die Bühne. Jouy ruht in seiner bequemen Stelle als Bibliothekar in den Tuilerien aus, die er auch der Julirevolution verdankt. Dieses Ausruhen macht ihm Niemand zum Vorwurf; denn man ist allgemein versichert, daß er all sein Talent ausgeschrieben hat. Arnault, der Generalsekretär der Académie française, ist todt, und sein Sohn, auch ein tragischer Dichter, ist Präfekt geworden, was noch viel mehr sagen will, als bloßer Sonspräfekt zu seyn, wie Mazères. Sein Vater hatte ihn kurz vor seinem Tode seinen Kollegen zu seinem Nachfolger empfohlen; allein Testamentsweise Jemanden zum Akademiker einzusetzen, ist bisher nicht Brauch gewesen; auch haben sich die Herren Kollegen nicht viel an diesen letzten Willen oder Wunsch gekehrt, und Lucien Arnault ist vor der Hand noch bloßer Präfekt; indessen wäre es möglich, daß er in der Folge einmal in die Zahl der berühmten Vierzig aufgenommen würde. Viennet hat sich keines großen Beifalls auf der Bühne zu rühmen gehabt, und die kleinen Tageblätter haben so oft über ihn gespottet, daß manchem Andern die Lust darüber verginge, sich wieder zu produziren; dennoch soll er ein Trauerspiel im klassischen, das heißt im alten Geschmacke für das Théâtre français schreiben; wie werden sich die kleinen Tageblätter auf dieses neue Produkt freuen! Auch Cas. Delavigne, der es mit der alten Schule nicht ganz verderben will, aber doch auch der neuern huldigt, und wohl von allen Akademikern am elegantesten und geschmackvollsten versifizirt, hat ein neues Trauerspiel fertig, Don Juan d'Autriche. Dieses Stück war es eben, worüber, wie man sagte, Drouineau den Verstand abermals verloren hatte, weil auch er ein Trauerspiel mit gleichem Titel eingereicht hatte. Glücklicherweise war die Nachricht von seinem Tode falsch, und es heißt nun, er befinde sich wohl, und sein Trauerspiel werde, durch Cas. Delavigne's Zurücktreten, zuerst aufgeführt werden. Nun erscheint aber auch Victor Hugo mit einem neuen Trauerspiele, „der Tyrann von Capua," und dieses wird vermuthlich den Vorrang vor allen andern bekommen.

Dg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 75:

Der Mensch.

Beilagen:

Kunstblatt Nr. 26 und Monatsregister März.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 78.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 1. April 1835.

Und die Philister standen auf einem Berge jenseits, und die Kinder Israel auf einem Berge diesseits, daß ein Thal zwischen ihnen war.

I. Buch Samuels.

Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde.

Seinem Denkmal.

Von J. Görres.

Dies ist eine Geschichte, welche, die Hauptsache ausgenommen, sonst viel Aehnliches mit der Geschichte des heiligen Christophorus hat. Das Kind hatte sich dem starken Mann auf die Schulter gesezt, und er sollte es über das Wasser hinübertragen. Der starke Mann that sein Allerbestes, und Anfangs ging es lustig durch die Wellen; aber die Zeiten waren nicht getroffen, das Kind wurde immer stärker und schwerer, der sonst rüstige Träger aber immer älter und schwächer; in Mitte der Wasser kamen die Sturmvögel mit einem Streite herangeflogen, das Kindlein wurde nicht ausgetragen, ein Delphin hatte es auf seinem Rücken davongeführt: so konnten die Geschicke nicht in Erfüllung gehen, und der dürre Stock, in die Erde hineingestoßen, wollte nicht zum Baum aufgrünen. Das scheint eine bedenklich verwickelte, räthselhafte Begebenheit, und fordert darum nähere Erläuterung, welche Bewandtniß es um sie habe.

Die Welt ist bekanntlich durch die großen und tiefen Wasser, über die das Kind hinüber wollte, in zwei ganz verschiedene Welttheile getrennt, und die diesseits und die jenseits wohnen, ignoriren einander gegenseitig und haben in der Regel wenig zu verkehren mit einander. Es muß schon in uralten Zeiten, ehe die Sündfluth Alles durcheinander geworfen, so gewesen seyn; denn damals schon nannten sich die von jenseits Kinder Gottes, die von diesseits Kinder der Menschen. Aller Umgang war verboten; auf's Freien auszugehen hinüber und herüber, war vollends hoch verpönt, was jedoch, wie man weiß, die Liebhaber nicht auf immer abgehalten. Seither hat die Theilung bis zur neuesten Zeit, wo aller Standesunterschied aufgehoben worden, fortgedauert; die Jenseitigen haben in verschiedenen Zeiten verschiedene Namen geführt, Prophetenkinder, Seher, als die gelehrte Sprache aufgekommen, Genien, so und wieder anders; die Diesseitigen aber haben je nach Volk- und Landesart verschiedene Namen angenommen, hören sich aber am liebsten bei dem Gesammtnamen Philister rufen. Sie sind, wie man weiß, bequeme, wohlhäbige, abgerundete, Alles, was kraus werden will, geschickt ablehnende Leute, sehen nicht hinauf und ungern unter eine gewisse Tiefe hinunter; Vergangenes ist ihnen nichts, und Zukünftiges gar nichts, aber das Gegenwärtige suchen sie nun recht fest zu besitzen, indem sie auf ihre beiden Daumen niederhocken und nun in aller Standhaftigkeit sich nicht mehr vertreiben lassen. Die aber unter ihnen sich zur Bewegung rechnen, die haben die Länge und die Breite

um sich herum in Besitz genommen, und darauf machen sie sich nun öftere und gute Motion, und lassen in großer Geschäftigkeit sich keine Mühe dauern. Ihre Art ist jedoch, daß sie gehend immer die Diagonale suchen, wenn zu Schiffe, am liebsten mit zwei Winden zwischen zweien Wässern segeln, zu Rosse halbrechts und halblinks auslenken, und wie sie so in Statur und all ihrem Thun nach dem Medianformat gemessen, gleich dem Wasser in Menge weit und breit ausgegossen, überall die Mitte suchen, haben sie in neuester Zeit treffend sich selbst untereinander die von der rechten Mittelmäßigkeit genannt. Die Vornehmen jenseits aber bedünken sich aus gar viel höheren Elementen gemischt. Wenn unten festgehalten, sehen wir sie in der That wie Feuerflammen stets nach oben streben; wenn in der Höhe, blitzen sie gleich Wetterstrahlen in die dunkelbedeckten Tiefen nieder; wenn in die Weite ausgebreitet, wehen sie wie Winde, von denen man nicht weiß, von wannen sie gekommen, noch wo aus sie gehen, im Sturm dahin. Sie geben daher vor, es sey des Himmels allumfassend Rund ihre Behausung, und seine Mitte, in der die Weltgegenden in einem Punkte sich berühren, und alle unruhige Bewegung sich in einer bewegenden Ruhe faßt, sey die rechte Mitte, der sie entgegenstreben. So halten sie sich in großer Erhabenheit, und bedünken sich, die unbewegten Beweger, weit über die Andern hinaus, die wie Kreisel am liebsten auf der Seite schlafend liegen, wenn aber aus ihrer Trägheit aufgepeitscht, sich auf die Spitze ihrer Zehen stellen, aber dann nur in fortgesetztem Kreislauf durch stetes Aequilibriren sich vor dem in der Runde herum immer drohenden Umfallen mühsam sichern. Solche Meinung haben sie von sich gefaßt; wir aber diesseits haben ihnen ihre Schwäche gar wohl abgesehen: indem wir sie französisch und halbspöttisch mit dem Namen Genies bezeichnet, haben wir unsere ganze Meinung über die gesammte Gattung ausgesprochen; Sternschnuppen in der Höhe, Irrlichter unten im Grunde, windig in der Mitte, in ihrer Unanstelligkeit überall hinderlich und für ganz nichts zu brauchen: das ist unseres Urtheils kurzer Inbegriff.

Nun aber hat sich's gefügt, wie Jeder weiß, der die Genealogie studirt, und sich um die Abkunft unserer erlauchten Geschlechter kümmert, daß Goethe aus einer Mißheirath, die Einer von jenseits der Wasser mit einer Solchen, die von diesseits stammte, eingegangen, abgestammt, so daß die beiden Häuser der Sonnen- und der Mondkinder sich in ihm beschlechtet fanden. Das ist in der starken Konfusion des achtzehnten Jahrhunderts so hingegangen; man machte sich aus dem Standesunterschied nicht viel, die Töchter der Erde waren schön, der Liebesdrang war groß, Damon blies damals die Flöte so rührend; kurz, der große Herr vergaffte sich, wollte man, wollte man nicht, es kam ein junger Prinz heraus. Die aber aus solcher Mischung hervorgegangen, sind ein starkes, haltbares und dauerhaftes Geschlecht, wie jene potentes a saeculo, viri famosi, und gleich ihnen zur Herrschaft in den Niederungen vorbestimmt. Denn erstlich sind sie nach dem oben herrschenden Hausrecht, wenn auch nicht erbfähig, doch mit reichlicher geistiger Appanage bedacht, und werden überdem noch im Laufe des Jahres an günstigen Tagen mit gar kostbaren Gaben besucht, so daß es ihnen von dieser Seite an nichts gebricht. Aber auch von Mutterhalb bleiben sie nicht unausgestattet; sie werden mit dem Feist der Erde eingesalbt, von Azat, Joppe, Gaza wird ihnen Alles zugetragen, was sie bedürfen, um in der Landschaft zu bestehen und sich behaglich in ihr zu fühlen. So unten mit Ballast gut gestaut, oben günstigen Wind in den schwellenden Segeln, gleiten sie über die Oberfläche des Wassers leicht dahin, nicht allzutief einschneidend und sich dadurch den Lauf erschwerend, nicht allzuflach, und dadurch der Laune der tanzenden Wellen hingegeben. Von dem, was sonst die Menschen wohl drängt und irrt, lassen sie sich nicht sehr anfechten; was unbescheiden zudringlich heran will, wird behende abgewiesen; den Ansprüchen von oben herab wird mit denen von unten herauf begegnet und das Untere doch wieder mit dem Obern beschwichtigt: so sind's Sonntagskinder, die zwar nicht Geister sehen, sonst aber alles Uebrige gar scharf, und Alles um sich her sich auf's Bequemste zu beschicken wissen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zeitbilder aus Paris.

Das Theater des Palais-royal.

Es sind zu Paris gegenwärtig achtzehn Theater, welche sämmtlich, die Académie royale de Musique und das italienische Theater ausgenommen, Vaudevilles oder Dramen aufführen, und oft beides zugleich. Auch die sogenannten Opéras comiques rechne ich zu den Vaudevillen; denn in Ton und Haltung des Ganzen, in der Anlage, im Zweck des Dichters findet sich nicht der geringste Unterschied. Die Charaktere werden auf dieselbe Weise zugeschnitten, oder vielmehr, es gibt eigentlich keine wahren Charaktere weder in der einen noch in der andern Gattung, sondern meist nur abstrahirte Gefühle, Leidenschaften oder Launen; ohne eigenthümliches Leben, zucken sie bloß im Blitzschlage des Witzes. In den Vaudevilles werden die rührendsten Momente durch Couplets unterbrochen, in der komischen Oper durch Romanzen

und Balladen oder Chöre. Die Couplets haben nur just so viel musikalischen Schmuck, als dazu nöthig ist, die Pointe zu heben, und in der komischen Oper darf der Gesang nur die Oberfläche des Gemüths berühren; der Typus dieser Musik ist die von Auber und Adam: leicht, süß, brillant, tänzelnd. In der Dame blanche und dem Pré aux clercs streift der Künstler schon zu weit in's Gebiet der eigentlichen heroischen Oper. Das Vaudeville, so wie es Désaugiers, Radé, Desfortaines dichteten, existirt nicht mehr; die Trinklieder würden wenig mehr ansprechen; denn man trinkt hier weiter nichts als eau rougie, oder höchstens nach dem Mittagessen ein Régal, nämlich eine halbe Tasse schwarzen Kaffee nebst einem petit-verre, und dazu wird nicht gesungen, sondern disputirt oder das Journal studirt. Auch die Guerriers und die Lauriers ist man satt, und die Sergeanten von der alten Garde, die Grognards, die ihren Offizieren das Leben retten und lauter Genies sind, aber nicht lesen noch schreiben können. Es steht in dieser Hinsicht ziemlich schlecht mit dem Patriotismus der Pariser, und wir rechnen ihnen das zur großen Ehre. Nur die Schlacht von Waterloo können sie nicht verschmerzen, und man thut am besten, nicht mit ihnen davon zu reden. Auch macht das Bild von Steuben, welches diese Schlacht vorstellt, ungemeinen Effekt im diesjährigen Salon. Die Feuilletons sprechen wenig davon, aber stets ist es von Zuschauern umdrängt. Diese bilden ein weit interessanteres Gemälde als das Gemälde selbst; die sonst so lärmenden Franzosen stehen da ernst und still; es ist, als hätten sie die lezten Kanonenschüsse gehört, deren Pulverdampf über das bleiche Angesicht des Helden wegstiegt. Napoleon ist den Franzosen gleichsam eine Geliebte, mit der man gebrochen, die man aber nicht wiedersehen kann, ohne ergriffen zu werden. Seit der Julirevolution genießen die Theater einer großen Freiheit: die Dichter bringen auf die Bretter wen und was sie wollen. Bei Franconi haben sie die Sündfluth, den Patriarchen Noah und die himmlischen Heerschaaren erscheinen lassen; im Gymnase habe ich einen Pabst, sein Name ist mir entfallen, recht artige Couplets singen hören; im Vaudevilletheater macht der Kardinal Richelieu Liebeserklärungen und kniet zu den Füßen seiner Dame. Im Palais-royal ist gegenwärtig Fürst Pückler-Muskau ein Koch oder Gastwirth: er zieht einem Ochsenhändler, den er für den König von Preußen hält, die Stiefeln aus; seine Minister, nämlich die Minister des Fürsten, verkleiden sich als Küchenjungen; das Stück heißt Marmitons et grands seigneurs. Mich wundert, daß noch kein Vaudevillist auf den Gedanken gekommen ist, den Kardinal Richelieu dem Publikum im Ballet vorzuführen. Bekanntlich berichtet Lallemant des Réaux in seinen Historiettes, der gefürchtete Kardinal habe sich zu Zeiten auf eine ganz eigene Weise von den Sorgen der Staatsverwaltung erholt: er verkleidete sich nämlich als Dame, sezte einen Federhut über sein ledernes Käppchen und verhüllte sein Prälatenkreuz unter einem Busentuche. In diesem Anzuge tanzte und sprang er durch das Zimmer, oder sang auch wohl Romanzen, die er kaufte und für eigene Komposition ausgab, und begleitete sich mit der Laute. Das einzige Stück, welches, so viel wie uns erinnern, verboten worden ist, war le Maréchal Ney, von Fontan und Dupeuty.

Die Dramen sind fortwährend gräßlich, blutig, voll Ehebruch und Gräueln aller Art. Das Drama ist die Karrikatur der Tragödie, und die Karrikatur ist das Leichteste in jeder Kunst. Eine Hinrichtung, ein Mord haben eine Art Interesse, das eben so unerschöpflich, als wohlfeil ist. In manchen Theatern hört man Zoten, wie sie selbst Kotzebue nicht hat; das Publikum duldet sie, aber es sucht sie nicht. Die lüsternen Stücke machen selten großes Glück. Ich habe hier in den ersten Vorstellungen oft kecke Anspielungen der Art gehört, die mißfällig aufgenommen wurden und in den folgenden Vorstellungen weggelassen werden mußten. Die Sitten läutern sich hier mit jedem Tage mehr; die Familie macht ihre Rechte mitten in dem Strudel der großen Welt geltend; Mann und Frau können jezt in derselben Karosse fahren und in derselben Loge im Theater erscheinen, und selbst mit einander tanzen, ohne sich lächerlich zu machen. Nur so weit haben es die Pariser noch nicht gebracht, daß sie ihre Töchter walzen lassen; der Walzer scheint ihnen noch immer ein unschicklicher Tanz, der nur den verheiratheten Frauen zu gestatten ist. Auch die äußere Zucht auf den Straßen wird strenger gehandhabt. Die Hetären sind gänzlich aus dem Plais-royal vertrieben. Wer vor fünf Jahren in Paris war, wird sich erinnern, wie die Dirnen sich in der hölzernen Galerie drängten und truppweise durch den Garten zogen, wie ihr Gelächter durch die Alleen schallte, daß ehrbare Frauen erröthend das Feld räumen mußten. Sie hatten sogar ein eigenes Theater, Théâtre de la paix, ein dramatisches Institut, wie es wohl nirgends mehr besteht. Der Eintritt war gratis, man konnte nach Belieben in's Parterre oder in die erste oder zweite Galerie gehen. Im Parterre standen Tische der Länge nach von dem Eingange bis zum Orchester: daran saß die wunderlichste Gesellschaft, die man sich denken kann, meist Plebejer und Plebejerinnen von der niedrigsten Klasse: Fiaker und Maurergesellen, Handlanger, Dekrotteurs, Bonnes mit ihren Kindern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

Prinzessin Victoria und die Königin.

Ich habe in einem meiner lezten Berichte der verrenkten Nase der Prinzessin Victoria, der muthmaßlichen Thronerbin, erwähnt. Da die junge Dame eine kurze, dicke Person mit keineswegs vornehmen Gesichtszügen und in ihrem Aussehen das ist, was der Engländer plain nennt, und womit keine junge Dame zufrieden seyn mag, so begreift es sich leicht, daß die Nasenverrenkung ihre Schönheit nicht sonderlich erhöhte. Je besser ich daher weiß, daß meine Landsmänninnen jeden Alters in Uebereinstimmung mit ihren Schwestern aller Zonen nichts schmerzlicher empfinden, als wenn sie eine ihres Geschlechts durch irgend einen Zufall auf der Leiter der Schönheit um einige Sprossen erniedrigt sehen, so eile ich, ihnen die frohe Nachricht zu bringen, daß die Nase der Prinzessin Victoria wieder eingerichtet ist. An den Fenstern der Bilderhändler hängt zwar immer noch das Blatt, auf welchem sie mit verschobener Nase und laut schluchzend das Zimmer verläßt, wo die Königin mit über den Leib gefalteten Händen ein Geheimniß mehr entdeckt, als verbirgt, und der wohlbeleibte König mit allen Zeichen eines glücklichen Ehemannes auf einem Beine herumspringt; allein das ist nun Makulatur und wird um den halben Preis verkauft. Bis zum fünften des laufenden Monats März gehörte der Punkt fortwährend zu den streitigen und bestrittenen Dingen, die da seyn oder auch nicht seyn können. Seit dem fünften haben die Damen, welche an diesem Tage, dem Wiegenfeste der Königin und ihrem ersten diesjährigen drawing-room, zum Handkusse gelangten, die streitige Frage negando beantwortet. Solche Autorität fordert unbedingten Glauben, und ich mag nicht der Widersprechende seyn. Warum aber ist mir die Fähigkeit versagt, weibliche Schönheit zu schildern, weibliche Grazie zu zeichnen und weibliche Toiletten zu beschreiben! Ich mag nicht einmal den Versuch wagen, mich hiedurch in die Gunst der schönen Leserinnen einzuschleichen. Deßhalb kein Wort weiter von den reizenden und reizend geschmückten Gestalten, die an jenem Tage sich durch die königlichen Gemächer bewegten. Die Gefahr, das Licht seiner Augen zu verlieren, war für Jeden, dem sein Herz lieber ist, als seine Augen, nicht die größte.

Unter die reichen und mannichfachen Geschenke, welche Königin Adelaide an diesem ihrem Geburtsfeste aus den Händen der Liebe und des Gehorsams, der Freundschaft und des Herkommens, der Gleichgültigkeit und des Eigennutzes empfing, wagte sich eine arme, bescheidene Gabe der armen, aber fleißigen Bewohner der Grafschaft Glocester — ein geschmackvoll gewundener Blumenstrauß, in welchem vorzüglich der blühende Stacheiginst zu bemerken war, das Sinnbild der Rechte jener Grafschaft zu den Zeiten der common-lands. Die Königin wurde mit diesem Geschenke nicht überfallen; es ging ihr auf dem vorschriftmäßigen Hofwege zu, in aller gebührenden Form und begleitet von einem Schreiben des frühern Reformkandidaten für West-Glocester, Herrn Charles Henry Ackerley, worin dieser die unbedeutende Gabe als einen kleinen Beweis treuer Anhänglichkeit und innigster Verehrung bezeichnete. Das Ungewöhnliche solcher Darreichungen wohl kennend, bemerkte er, wie es mindestens nicht das erste Mal sey, daß treue Unterthanen ihrer geliebten Königin am Jahrestage ihrer Geburt ein solches Zeichen der Liebe überbrächten, und nannte besonders den Fall, wo Königin Elisabeth ein ähnliches Geschenk von den Einwohnern von Kent und Essex huldreichst angenommen habe. Auch Königin Adelaide freute sich über die schöne und sinnvolle Gabe der guten Leute von Glocester, aber sie nahm sie nicht an. Obgleich die Königin, hieß es in der Antwort, den Werth der Gabe tief empfindet, so ist sie doch genöthigt, sie abzulehnen, she is obliged to decline. Und warum war die Königin genöthigt, das freundliche Geschenk zurückzuweisen? Weil man in Deutschland, dem Mutterlande der Königin, sich einen hohen Begriff von einem Einflusse macht, der nur in der Idee stattfindet. Es war vor einiger Zeit auch in England unter denen, die über das Getreibe in den königlichen Gemächern bloß nach Hörensagen sprechen, ein ziemlich allgemein verbreiteter Glaube, daß die Königin eine entschiedene Aristokratin, eine eifrige Gegnerin der Reformbill und mächtig genug sey, unsichtbar da zu wirken, wo die Verfassung ihr persönliches Einmischen nicht gestattet. Die Folge war, daß die Zeitungen den Herrscherstab aus der Hand des Königs in die seiner Gemahlin legten, daß die Karrikaturisten den König in Frauen-, die Königin in männliche Gewänder kleideten, daß der König die Liebe seines Volkes verlor, die Königin dem öffentlichen Hasse verfiel, und Beide bei ihrer gemeinschaftlichen Fahrt in's Drurys Lane-Theater durch die gegen ihren Wagen geworfenen Steine nicht wenig geängstigt wurden. Seit dieser Zeit vermeidet die Königin, gleichviel, ob aus eigenem oder auf fremden Antrieb, Alles und Jedes, was den geringsten Schein einer besondern Gunst, einer Vorliebe oder einer Einmischung in Staatsangelegenheiten haben könnte, und sie geht hierin so weit, daß es unmöglich seyn dürfte, die Vorsicht höher zu steigern. Dies der Grund, warum sie selbst das harmlose Angebinde der guten Leute von Glocester zurückwies. Die Annahme wäre ein Aufruf zu ähnlichen Geschenken gewesen. Sie hätte Keinem abschlagen können, was sie Einem gewährt, und obgleich dies Unpartheilichkeit bewiesen haben würde, so hätte es doch auch der Königin eine unangenehme Last aufgebürdet. Der erste Verdruß ist aber besser, als der lezte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erklärung und Erwiderung.

Dem alten fleißigen Leser des Morgenblatts im bayerischen Rezatkreise, der unter dem 18ten des vorigen Monats die Redaktion mit einem Schreiben beehrt hat, sage ich im Namen der leztern meinen verbindlichsten Dank für seine freundliche Warnung, deren Befolgung uns glücklicherweise keinen moralischen Zwang auferlegt. Ich gestehe offen, daß die Mittheilung eines Aufsatzes, der, wie er auch vom absoluten Standpunkt aus zu beurtheilen seyn mag, seinem Charakter nach in unsere Blätter nicht paßte, die Folge eines Zufalls ist, den ich durch eine Unterlassungssünde herbeigeführt habe. So schwer es einer Redaktion fällt, sich vor dem Publikum zu einem in ihrem Schooße begangenen Versehen zu bekennen, so sollte es uns doch sehr freuen, wenn recht viele Leser die Gefühle des wohlwollenden Briefstellers theilten. Auf diese Weise würde uns selbst ein Fehler, der zwar nicht gutzumachen, aber im Angesicht der modernen Literatur wohl leicht zu vergessen ist, Zeugniß geben vom allgemeinen Vertrauen, dessen wir bei unsern Bestrebungen genießen. Darin, daß wir den Mißton selbst als solchen anerkennen, wird jeder Leser, der dadurch verlezt worden, die Bürgschaft erblicken, daß von unserer Seite nicht mit Absicht falsch gegriffen worden ist.

Dr. H. Hauff.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 79.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 2. April 1835.

Nicht auf der Bühne spielt man nur:
Das Drama diesseits der Courtine
Ist gleich belebt und mehr Natur.

Piron.

Zeitbilder aus Paris.

(Fortsetzung.)

In den Zwischenakten fiedelten einige Geigen im Orchester, das Parterre sang dazu oder polterte mit den Füßen, klirrte mit den Biergläsern, schrie, heulte, brüllte; wurde der Vorhang aufgezogen, so legte sich der Tumult ein wenig, indeß konnte man von dem, was auf der Bühne vorging, selten ein Wort hören. Von Zeit zu Zeit gab es Prügeleien; ein Taschendieb wurde auf der That ertappt und weggeführt; hier sezte sich ein Forçat zur Wehr, den ein Polizeiagent erkannt hatte; dort schrie eine Grisette, welche von einer Nebenbuhlerin mißhandelt wurde. In den Galerien ging es etwas anständiger her: hier saßen strahlende Damen, meist in weißen atlassenen Roben, mit Kanten besezt, mit schweren kupfernen Colliers und Ohrgehängen, und ließen die hohen weißen Federsträuße auf ihren Hüten durch die Lüfte flattern.

Dieses Theater heißt jezt Théâtre du palais-royal. Der Saal ist klein und die Pläze sehr enge, und der Raum ist so haushälterisch benuzt, daß die Zuschauer einander auf den Köpfen sizen. Die Preise der Pläze sind mäßig: das Parterre kostet 25 Sous; für einen Siz in der wohlfeilsten Loge muß man indeß 40 Sous bezahlen. Das Publikum ist ziemlich gemischt, zumal im Parterre, und man sieht da Leute von verdächtigem Aeußern, in Westen und Müzen. Es werden gewöhnlich drei oder vier Stücke gegeben, die fünf bis sieben Akte ausmachen. Wem aber die 25 Sous eine zu bedeutende Ausgabe sind, der kann nach jedem Stücke seine Contremarke leicht und gut wieder verkaufen. Doch ehe das Schauspiel anfängt, sehen wir, wie es außerhalb der Theater zugeht.

Es ist fünf Uhr Abends. Die Munizipalgardisten sind an ihrem Posten und lachen mit den Polizeisergeanten; sonst fänden sie wohl Niemanden, der mit ihnen lachen möchte. Allmählich stellen sich die Billethändler ein: an den königlichen Theatern, d. h. an denen, die von der Civilliste unterstüzt werden, haben diese Mäkler eine eigene Uniform, einen grauen Rock mit rothen Aufschlägen und eine Medaille; man kann ihnen daher volles Zutrauen schenken, bei den andern thut man wohl, sehr auf seiner Hut zu seyn, sonst kauft man Billete vom vorigen Tage und riskirt Händel mit der Polizei. Frühzeitig werden die hölzernen Barrieren aufgestellt, zwischen denen sich die Queue bildet. Um sechs Uhr wird die Kasse geöffnet und schon vor fünf stehen Leute da; es regnet, es geht ein kalter Wind, man spannt die Schirme auf und hüllt sich in den Mantel und friert zähneklappernd den Freuden entgegen, die hinlänglich für alle Leiden entschädigen. Wie bei einer so unerschütterlichen Theatermanie nicht alle Bühnen

die glänzendsten Geschäfte machen, ist kaum zu begreifen; in den lezten Jahren haben vierzehn Theaterdirektionen fallirt. Die Queue fängt an zu wachsen, und nun beginnt auch das Geschrei der Journalhändler. Der eine ruft den Figaro aus. Sie wissen, daß Figaro wieder lebendig geworden ist, sich verjüngt hat, wie er auf der Vignette sagt. Für eine Theaterzeitung ist aber der Inhalt viel zu ernst; die Hälfte des Blattes ist mit politischen Bülletins und Berichten über die Deputirtenkammer angefüllt; was er von den interessanteren Rechtsfällen sagt, hat man den Tag über schon in der Gazette des tribunaux gelesen. Kaum läßt uns Figaro in Ruhe, so fängt Vert-vert an zu schreien, in demselben leiernden Tone: Voyez, Monsieur, vert-vert, journal du soir, les noms et les rôles des acteurs, trois sous. Nun kommt noch der Entre-act und dann le Musée des familles, und gar noch le Conteur, ein Journal, das bloß Erzählungen liefert. Doch in dem Kassenbureau erscheint Licht, die Queue sezt sich in Bewegung. Je vier oder fünf werden aus den Barrieren gelassen und lösen ihre Billette ein. Es ist rathsam, sich so einzurichten, daß man nicht wechseln zu lassen braucht; in der Eile steckt man oft falsche Stücke für ächte ein, oder zählt nicht genau nach. Kaum sind wir im Theater, so erschallt dasselbe Geschrei, wie vor der Thüre: L'entracte, journal du soir, trois sous, und so weiter; man kann auch die Stücke, die gespielt werden, kaufen: „Voyez, Messieurs, Farinelli, la pièce qu'on ira jouer, huit sous." Die Theaterzeitungen machen glänzende Geschäfte, und manche sind sehr gut redigirt, besonders Vert-vert; es läßt sich hier zuweilen ein ächt humoristischer Geist verspüren; durch den Voleur werden die besten dieser Aufsätze auch wohl in Deutschland bekannt. Die Dekoration des Saals ist ziemlich ärmlich; die Logen der Avant-scènes haben allein noch einiges Ansehen. Das königliche Wappen ist in keinem Theater, statt der goldnen Lilien erblickt man jezt mächtige Bündel dreifarbiger Fahnen. Troz Journalen und freundschaftlicher Gespräche verliert das Parterre die Geduld; ein französisches Parterre hat überhaupt keinen Ueberfluß daran. Hier und da wird mit den Füßen gestampft; die entsezliche Hausschlüsselmusik beginnt, und bald erwacht auch die des Orchesters, die nicht viel besser ist.

Das erste Stück ist vorüber; kaum ist der Vorhang heruntergerollt, so werden die Journale wieder ausgerufen; zu den früheren gesellt sich der Messager, und von den obern Galerien herab hört man die Garçons schreien: „Orgeat, bierre, limonade!" Bald verbreitet sich ein erquickender Orangenduft durch das Parterre; es werden deren eine Menge verzehrt. Die Zuschauer, welche den Zwischenakt benutzen, um frische Luft zu schöpfen, binden das Taschentuch um die Bank; so lange das Schauspiel noch nicht angegangen, wird dieses Zeichen respektirt, bleibt aber der rechtmäßige Besitzer zu lange aus, so hat er seine Ansprüche verloren. Dieser Fall ereignet sich aber selten; ein Franzose entsagt nicht leicht seinem Platze im Theater; Streitigkeiten, die sich deßhalb erheben, führen indessen nicht selten Duelle herbei, zumal bei ersten Vorstellungen. Wir horchen jezt den Kritiken und Bemerkungen der Umstehenden über das Stück; die meisten sind ganz entzückt von Achard's Gesange; der Mann hat Unrecht, heißt es, daß er an diesem kleinen Theater bleibt, er könnte im Théâtre italien auftreten; andere erkundigen sich nach dem Verfasser der Musik, die er gesungen, und meinen, Rossini oder Bellini würden es nicht besser machen.

(Der Beschluß folgt.)

Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde.

(Fortsetzung.)

Goethe indessen, wie er zu seinen Jahren zu kommen angefangen, und darnach sich umgesehen, wo in's Künftige seines Bleibens seyn sollte, hätte gern im Lande der Väter auf Lebenszeit sich angesiedelt, denn es gefiel ihm doch besser, die Dinge von oben herunter, als mit großer Beschwerde der Halsgelenke sie von unten herauf sich anzusehen; aber des Landes Natur wollte das nicht gestatten, und darum wehrten es auch die Gesetze. Denn das Land und die Luft mit übriger Zubehör da oben haben die Beschaffenheit, wie man von einer der Faroerinseln in der Nordsee erzählt, daß, wenn etwa von Jahr zu Jahr ein Fremder, um die Auflagen einzusammeln, ihren Boden betritt, alle Eingebornen sogleich vom Schnupfen befallen werden; sie können's nicht leiden, wenn etwas von jenseits zu ihnen herüberweht, und müssen's gleich wieder ausspeien, weil sich's nicht mit ihrem Naturell vertragen will. Die Sanitätsgesetze hatten deßwegen Vorsorge gethan; wollte er zum Indigenat gelangen, dann mußte er sich zuvor, wie dort der Königssohn von Sidon, sein mütterlich Theil im Feuer ausbrennen lassen. Das aber gefiel ihm schlecht, weil er sich, so wie er war, gar liebgewonnen und von den scharf leckenden Flammenzungen sich ungern liebkosen ließ. Seine Spülmagen konnten ihm ganz und gar nichts helfen, denn sie hatten keinen Kurs da drüben und waren auch keine Helden darnach, um ihm sein Väterliches zu erstreiten, seine Schwerdmagen wollten ihm ihrerseits nicht behülflich seyn, weil sie die Strenge der Gesetze kannten, und mit der andernseitigen Sippschaft gar nichts gemein haben mochten; so mußte er sich zum Bleiben, wo er einmal war, entschließen. Zuvor jedoch ging er zum Orakel der unsterblichen Götter, derjenigen nämlich, die er vor den Andern verehrte, um sie zu

befragen, welchen Rathschlusses sie denn über seine Zukunft eins geworden. Ihm wurde darauf erwidert: es sey ihm geordnet durch vorweltliche Fügung, daß er sich niederlasse am Ufer des Wassers, das Diesseits scheidet von Jenseits, und nun, ein tüchtiger Ferge, hinübertrage die Geister und ihr Ideengeräthe vom Hochlande zur Niederung, wenn sie mildgesinnt unter den Dortigen segendringend zu wandeln Raths geworden; dazu würden die Götter seine Schultern mit der nöthigen Stärke ausrüsten und ihm den Stab zur Stütze anvertrauen. Er selber solle sich, einem Nazaräer gleich, vor Allem der Enthaltsamkeit befleißen, weder Wein trinken noch auch Meth, nichts Unreines essen und durch keine Scheere sein Haar berühren lassen. Nehme er dann mit Sorgfalt des ihm übertragenen Amtes wahr, dann werde Eine von Oben Einem von Unten ein Fräulein gebären, und das Kind werde, wenn die Zeiten sich erfüllt, am Ufer des Wassers erscheinen und ihn anrufen, daß er es hinübertrage. Er solle dann der Bitte sich nicht versagen, noch auch ermüden unter der Last, die er sich aufgeladen; Alles, was das Kind vornehme, dürfe ihn nicht betreten machen, er müsse vielmehr ringen mit ihm, wie der Dulder Odysseus mit dem Proteus im Meeresgrund, und habe er dann sich alle die Zeit zuvor gehalten nach der Götter Geheiß, dann werde er und Sie desgleichen, und seyen ihm sonst die Sterne günstig, dann werde er Sie sich zur Braut gewinnen. Die Gebrechen an ihm von Mutterhalb, an ihr von Vaterhalb werden dann gegenseitig sich ausgleichen, es werde wieder ein ebenbürtiges Geschlecht erwachsen, und dem zum Zeichen werde der Stab zum Baum aufgrünen, wenn aber nicht, dann werde die Ehre an ein anderes Geschlecht übergehen und der Stecken werde dürre bleiben. Weiter befragt um Namen, Zeit und Ort, erwiderten die Götter: er möge das Kind sich Poesie nennen, sonst aber nicht neugierig forschen nach Dingen, die voraus zu wissen durch die Verhängnisse ihm gewehrt seyen, vielmehr sich zu halten suchen, wie ihm auferlegt worden, immer seines Ursprungs in Bescheidenheit eingedenk. Da die Stimmen nun gänzlich verstummten, mußte er ablassen, ein Weiteres von ihnen zu erfragen.

Obgleich der Göttersprch den Fragenden nicht ganz befriedigt hatte, ließ er sich doch von ihm bedeuten, und that, wie ihm geheißen worden. Diesseits des Wassers, wo er sich eine bequeme Anlände ausgemittelt, erbaute er sich Haus und Gehöfte, siedelte dort sich heimisch an, und begann mit großem Eifer, seinem Amte sich zu widmen. Wollte einer der Geister von jenseits die diesseitigen selbst in eigener Person, oder auch nur mit seinen Geschenken besuchen, dann durfte er nur in die Hände klatschen; gleich, und wäre es Mitternacht gewesen, war der Eifrige zur Stelle, und schaffte auf seinen Schultern alles ihm Anvertraute ohne Gefahr hinüber. Es wurde der Einwohnerschaft rund umher dann wie im Schlafe zugetragen; sie bildete sich ein, sie habe alle die Herrlichkeiten nur geträumt, und dürfe daher, unbeschadet ihres guten Verstandes, an all den schönen Sachen sich ergötzen. Der Bote aber ermüdete nicht; denn bei jedem gegebenen Zeichen hoffte er, das ihm zum voraus angesagte Kind halte jezt am Ufer, und harre seiner, daß er es hinübertrage. Aber bei aller Bemühung und Aufmerksamkeit hatte er Anfangs unter seinen Landsleuten, sowohl bei denen, die sich zum Stamme der Philisthims rechnen, wie bei denen, die sich zu den Kaphtorem halten, gar wenig Beifall gefunden. Als das Wunderthier unter ihnen zuerst erschienen, waren sie seiner Spur gleich nachgegangen, und hatten wohl Fleisch von ihrem Fleisch und Bein von ihrem Bein gerochen, aber dahinter war noch ein anderer Schmack verborgen, der sie widerte und ihnen überaus verdächtig schien. Sie hatten darum weiter nachgeforscht, und hatten bald seinen vielfältigen Verkehr mit den jenseitigen Gegenden bemerkt, und das hatte sie leicht auf den Gedanken gebracht, er sey ein Spion und Landesverräther. Weil es aber Friedenszeit war, konnte der Vermuthung keine Folge gegeben werden, und sie hatten nun ihn für einen Seelenverkäufer zu halten angefangen, der die Ihrigen fremdem Dienst entführe. Da sie inzwischen bei öfterer Umzählung, die sie abgehalten, nie ein theures Haupt vermißten, mußten sie auch von dieser Meinung lassen. Es blieb nichts anders übrig, als für einen Schmuggler und Schwärzer ihn zu nehmen; zu oft hatten sie ihn bei nächtlicher Weile, dem Ansehen nach schwer beladen, bis zum Gürtel im Wasser herüberkommen sehen, ohne daß irgend etwas zu entdecken gewesen, was ihn so sehr belastet. Eine Zeitlang meinten sie wohl, schwarze Pudel liefen neben ihm auf dem Grunde des Wassers her und trügen die verbotene Waare, er dann mache nur die Grimasse dazu; weil aber nichts aus dem Hause geschafft wurde, blieben sie auch mit dieser Hypothese stecken, und beschlossen verdrießlich, lieber gar nicht mehr von ihm zu reden. Sie zogen darum einen Faden um seine Wohnung her, untersagten den Ihrigen, sich jenseits betreten zu lassen, und ignorirten ihn nun von ganzem Herzen, in ihrem ganzen Gemüthe und aus allen ihren Kräften.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

(Fortsetzung.)

Die Königin. Die Gräfin von Blessington.

Kaum war, gleich einem Blitze aus blauem Himmel, die jüngste Ministerialveränderung aus dem Kabinet des

Königs auf das Land gefallen, als durchgängig der Ruf laut wurde: das hat die Königin gethan, das sind die Folgen ihrer Reise nach Deutschland! Und es mochte ihr eben so lieb, als ihrem Wagenlieferanten unlieb seyn, daß sie damals in Brighton, statt in London war. Die Aufregung der untern Volksklassen würde unstreitig zu Koth und Steinen gegriffen haben. Auch war man am Hofe gegen jenen durchdringenden Ruf nicht gleichgültig. Ohne Zögern und zu wiederholten Malen versicherten diejenigen Blätter, die dem neuen Ministerium günstig waren — die Times an ihrer Spize — und die recht gut das nachtheilige Gewicht zu berechnen wußten, welches der vermuthete Einfluß der Königin ihren Günstlingen anhing, daß der Wechsel der Minister die freie und alleinige, von Niemand bewirkte Entschließung des Königs sey. Hiermit noch nicht zufrieden, gaben sie, wenigstens zu drei Viertheilen offiziell, Gespräche zwischen der Königin und verschiedenen Damen und Herren des Hofes, alle darnach zugeschnitten, die Theilnahmlosigkeit der Königin an Staatsgeschäften zu beweisen. Und erst vor Kurzem wurde die Antwort veröffentlicht, welche Ihre Majestät auf eine Bittschrift um Verwendung bei ihrem königlichen Gemahl in Betreff der Ueberlassung eines Stück Kronlandes zu einem kirchlichen Zwecke gegeben hat, und welche in klarer Sprache die Versicherung enthält, daß Ihre Majestät es sich zur Pflicht gemacht habe, nicht mit dem kleinen Finger in das Rad der Staatsverwaltung einzugreifen. Wenn die Königin dessenungeachtet bei der Allgemeinheit des Volks wenig beliebt ist, so rührt dies wahrscheinlich nur daher, daß diejenigen, die ihr nicht wohlwollen, den Zeitungsberichten mißtrauen, denn „tiefgewurzelter Glaube ist schwer auszurotten."

Sollte mit diesem Mißtrauen, unter andern, dem Herausgeber der Times Unrecht geschehen, so hat er auf alle Fälle den Vorwurf, die Farbe der Tories zu tragen, höchlich durch das Lob verdient, welches er vor wenigen Tagen sich bewogen fand, über eine nur eben in drei Bänden erschienene Novelle der Gräfin von Blessington auszugießen. Die zwar nicht vornehm geborene, aber vornehm gewordene, durch weibliche Mittel von der bescheidenen Nadel zum stolzen Grafenstande gelangte und mit einem bunten Ruf geschmückte Dame hat, so viel ich weiß, ihren Beruf zur Schriftstellerin erst durch eine ähnliche Novelle darzuthun gesucht. Außerdem steht ihr Name als Herausgeberin von Heaths book of beauty in den Jahrbüchern der schönsten Literatur von der Welt, der unsterblichen Taschenbücher. Sie hat ebenfalls ihre Hand, oder mindestens Gedichte von ihrer Hand, in dem Keepsake. Das book of beauty sowohl, als das Keepsake sind unstreitig die fashionabelsten Taschenbücher in England. Ihre äußere Ausstattung ist glänzend, Meisterwerke der ersten Maler finden sich darin durch die Stahlstiche der ersten Künstler dieses Fachs verherrlicht und verbreitet. Das Inhaltsregister nennt nur hohe Personen, mit Ausnahme von kaum zwei oder drei literarischen Notabilitäten, als Lieferanten der Geschichten und Poesien. Es ist jedoch nicht zu läugnen, daß die Verfasser und Verfasserinnen dieser gereimten und ungereimten Sachen, namentlich im laufenden Jahrgange, mit dem glücklichsten Erfolge einen schroffen Gegensatz zu dem ausgezeichnet trefflichen Papiere geliefert haben, auf welchem ihre Produkte gedruckt sind.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, Ende Februars.

Industrielle Streifzüge.

Vor einigen Jahren steckten Ingenieure das große Köpnicker Feld ab, um darauf eine neue Stadt zu bauen. Dies Köpnicker Feld ist nämlich ein ausgedehntes Ackerstück innerhalb der Ringmauern Berlins, worauf nicht allein Kohl, Kräuter, Gemüse, sondern auch Korn gebaut wird; es gibt vollständige Landwirthschaften und Landwege daselbst, und nicht eben von der appetitlichen Sorte. Aber die Eigenthümer waren zornig; sie wollten Bauern bleiben, und sahen nicht die Nothwendigkeit ab, weßhalb der Staat oder die Stadt sie zu Bürgern machen wollten. Aber Staat oder Stadt wollten absolut, und es sezte fast blutige Köpfe, indem die Polizei den Ingenieuren zu Hülfe kommen mußte. Da kam die Julirevolution dazwischen, welche auch im andern Berlin von bleibenden Folgen gewesen; denn ohne Polignac hätten wir jezt Trottoirs auf den Bürgerstegen. Aber das Edikt, welches alle Bürger zwingen sollte, Granitplatten zwischen ihren Häusern und dem Rinnsteine zu legen, wurde in der Stille zurückgenommen, und es dem freiwilligen Bürgersinn überlassen, die Initiative zu ergreifen. Eben so ging es mit dem Köpnicker Felde. Es gibt schon Karten, wo Straßen, Gassen, Pläze, Kirchen und Häuser verzeichnet sind, aber die werdende Stadt ist wie eine Fata Morgana unter Kartoffeln und Rüben versunken. Es hat sich mit dem Häuserbedürfniß wie mit dem Reichthum gezeigt, es existirte nur in der Imagination. Wenn auch die Miethen verhältnißmäßig noch nicht sinken, so sinkt doch der Häuserwerth, wie die zahllosen Subhastationen, meist weit unter dem Taxwerth, täglich beweisen. Bis zu der Münchener Krisis kam es freilich noch nicht; wenn man aber die überall ausgebotenen Häuser zählt, so begreift man den Muth nicht, der noch immer neue baut, und das in Gegenden, die außer dem Zuge liegen. Einst meinte man, der schöne, neue Stadttheil, der sich nordwärts von der Spree, nicht weit von den Linden, nach der Charité zu erhob, werde das Modeviertel werden, aber die Mode war launisch. Sie zieht sich jezt vor's Potsdamer Thor, und die Chaussee nach Potsdam verwandelt sich in eine reizende Straße von mit Gärten umgebenen Villen, und die immer belebte, von schönen alten Bäumen beschattete Straße nähert sich bereits dem botanischen Garten, an den das Dorf Schöneberg grenzt. So ganz unpraktisch hat die Mode indeß nicht verfahren, denn die hohen Pallastbauten der Louisenstadt stehen auf Moorgrunde; schon beim Bau stürzten mehrere Mauern, weil die Substructionen nicht stark genug waren, ein, und jezt eben senkt sich eines der schönsten Gebäude, und die Bewohner haben es über Hals und Kopf verlassen müssen, aus Furcht, unter den Ruinen begraben zu werden. Es ist wohl ein trauriges Schauspiel, wozu man täglich strömt, die übergeneigte prächtige Fronte mit zerbrochenen Scheiben, zerbogenen Fenstergesimsen, abgebröckeltem Kalk, und durch Nothbalken von außen gestüzt, um der drohenden Katastrophe zu begegnen. Aber moralisch wiederholt sich dasselbe Schauspiel viel furchtbarer und häufiger, wenn auch nicht so augenfällig, nämlich der unvermeidliche Sturz glänzender Unternehmungen ohne das sichere Fundament des Bedürfnisses. Während am Potsdamer Thore die Industrie und der Handel sich von selbst einfinden, baute man ihnen, weil man sie hinziehen wollte, zwischen den Linden und der Louisenstadt einen Pallast im Voraus; aber sie kamen nicht, und es gibt jezt keinen kläglichern Anblick, als Abends die armseligen Schuster- und Trödlerladen, dürftig von einem Talglicht erhellt, wo die himmelhohen Scheidenthüren deutlich von ihrer Bestimmung sprechen, ein Bazar für allen Luxus der Residenz zu werden.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 80.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 3. April 1835.

Cora. — Sagt uns nun, Herr, was Ihr thun wollt.
Andrason. — Thun, als ob das Orakel nichts gesagt hätte.
Goethe.

Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde.

(Fortsetzung.)

Er inzwischen hatte fortgefahren zu thun, was seines Amtes war. Den Kommenden und Gehenden hatte Poesia, die Dichtkunst, eine Seitenverwandte seines Vaters, liebgewonnen; er hatte sie einst unsichtbar herübergetragen, sie war in seinem Hause eingekehrt, hatte sich dort in gleicher Unsichtbarkeit wohnhaft gemacht, und die heimliche Liebe, die sie zu ihm getragen, war nicht ohne Segen und Frucht geblieben. Er sah das und wußte das, hielt aber dadurch den Ausspruch der Götter nicht erfüllt, die ein Kind, mit Fleisch und Bein angethan, ihm der Abkunft nach verwandt, vorhergesagt, das immer nicht erscheinen wollte. Er wartete eine Zeit und eine andere Zeit, und wie fort und fort nichts kommen wollte, wurde er des Wartens immer mehr verdrießlich. Das Nazaräerleben wollte ihm gar nicht wohl bekommen; aus dem Meth zwar machte er sich wenig, warum er aber des Weines sich entschlagen solle, stand nicht zu begreifen, und gegen die Enthaltsamkeit empörte sich gar sein Mutterwitz. Er verlegte sich daher auf's Grübeln, und nachdem er erst herausgebracht, daß die Götter ihn wohl zum Besten gehabt, grübelte er weiter, wer unter den Unsterblichen allen ihm das gethan, und so kam er mit seinem Verdachte zuletzt auf den Christengott, dem er früher schon gar nicht gewogen gewesen. Nun wurde ihm mit einemmale klar, was die Mystifikation bedentete: keine Scheere sollte sein Haar berühren, bis die Tonsur es weggenommen; keine unreine Nahrung solle er zu sich nehmen, begreiflich nur Milchspeisen und Fastnachtskost; die gebotene Enthaltsamkeit und Alles wurde nun hell und deutlich, auch daß die Zukunft des Kindes am Nimmertage erfolgen würde. Da erzürnte er sehr und beschloß, dem Betruge einen Possen zu spielen und, weil über dem langen Warten die Haare ihm ergrauen wollten, unter seinen mütterlichen Verwandten sich eine Frau zu freien und mit ihr ein solides Leben zu verführen. So ging er hinab nach Tamnatha und hielt dort um Frau Prosa an, und führte sie, da sie ihm gewährt worden, mit großer Freude heim. Da aber gab's gewaltigen Streit unter den beiden Frauen. Frau Prosa war gar hoffärtig und breit und vierschrötig; was ihr unter die Fäuste fiel, dem wurde gar übel mitgespielt. Frau Poesia ihrerseits aber war überaus fein und zart, und hätte immer den Kürzeren gezogen in jedem Streit; aber sie konnte sich unsichtbar machen und war dann nirgendwo zu finden für die Grobe. Der Hausherr wollte seinerseits auch der neuen Buhlschaft wegen nicht lassen von der alten Liebe; so blieb die Philisterin wohnen im untern

Erdgeschoß und besorgte Küche und Keller; die Zarte aber wohnte oben und nahm mit dem unsterblichen Theile vorlieb. Es wurde also eine Haushaltung wie bei dem Grafen Gleichen und in der Stella, und es ging nicht ab ohne vieles Gezänke der beiden Frauen; aber Eine um die Andere kam in die Wochen und beschenkte ihn mit Nachkommenschaft. Und es zeigte sich, daß des Vaters Doppelnatur sich unter die beiden Linien der Descendenz vertheilt. Frau Poesia empfing und gebar ihm nämlich Gretchen und Clärchen und Mignon mit dem Harfner als Zwillinge, Iphigenia, Mariane, den Werther, Tasso, die Prinzessin, den Götz und andere Viele. Aber neben der Rachel sah der Herr auch die triefäugige Lea an und machte sie sehr fruchtbar, und sie gebar ihm die Lotte mit dem Albert, den Weislingen, die natürliche Tochter, den Bürgergeneral, den Cagliostro, Stella, Ferdinand, die Therese, Aurelia, den Abbé, Jarno, Lothario und viele Andere, deren Namen mir nicht mehr gegenwärtig sind. Und es hatte die besondere Bewandtniß um die beiden Branchen, daß die der schönen Rachel in den Niederlanden alle miteinander nicht recht gedeihen wollten. Der Vater pflegte es daher dem großen Pädagogen Rousseau nachzuthun, indem er wenige Tage nach ihrer Geburt sie unter den Mantel nahm und bei nächtlicher Weile sie in der Stille über das Wasser trug: diesseits ging dann die Rede aus, sie seyen wegen großer Schwächlichkeit mit Tode abgegangen. Söhne und Töchter der Lea aber gediehen auf's Allerbeste in der dicklich substanziellen Atmosphäre; sie bekamen Kinder und Kindeskinder und waren überall gern gesehen, wo sie sich niederließen. Nur die schöne Seele in dieser Linie war blutstürzig und mußte herübergebracht werden, um in der bessern Luft zu genesen, was jedoch nicht anschlagen wollte.

Nachdem der Nazaräer sich also sein Haus erbaut, wollte er sich auch ein Reich begründen, damit er etwas zu regieren habe. Er sah also umher und hielt bei allen Kreaturen hienieden Umfrage, ob sie ihm dienen wollten. Zuerst wendete er mit seiner Frage sich an das Gestein, das aber erwiderte mürrisch: „wir sind zu verdrießlich, träg und schwer beweglich und können darum mit Dienste dir nicht zu Willen seyn; geh' aber zu dem Lichte, das ist quick und flink und eilig und deiner Natur näher zugewandt.“ Er ging also zum Lichte und fragte, ob es ihm in Liebe zugethan und in aller Treue ihm gewärtig zu seyn sich entschließen könne. Das Licht im Vorübereilen rief ihm nach: es sey allzusehr pressirt, habe vor Eile nimmer Weile, sey überdem auch schon versagt; er solle sich aber an die Blumen wenden, dort habe es in den Farben Wohnung gemacht und stehe zu Befehl. Er wendete sich also zu den Blumen und wiederholte gar einschmeichelnd seine Frage. Die Blumen aber sagten: „wir sehen dich wohl mit Augen und verstehen deine Winke, aber wir hören dich nicht, und auch du kannst dich nicht recht in unsere Rede finden; wir können dir daher nicht in rechter Treue dienstbar seyn; geh' aber zu unsern Nachbarn in's Thierreich hin, die werden dir besser Red und Antwort geben.“ Also richtete er sein Wort an das, was da kreucht und fleugt auf Erden, oder auch auf vier Füßen geht, und wie er wieder sein Fragezeichen vorgekehrt, da erwiderte der Intermaxillarknochen des Esels in ihrer aller Namen: „nimm mich und was sonst als Kinnbacken mit mir zusammenhängt und gehe mit mir unter die Philister und erobere dir dort ein Reich.“ Und er ließ sich die Rede nicht zweimal sagen, nahm den Knochen mit Zubehör, ging zu ihnen hinab und gab ihnen das bekannte Festräthsel auf: „Speise ging aus vom Fresser, und Süssigkeit kam vom Starken.“ Er selber war des Räthsels Lösung; aber die Männer von Ascalon wußten nichts von ihm, sie hatten überdem auch ihre Bibel rein vergessen. Da fuhr er unter sie und schlug ihrer Tausend und sang dann: „mit dem Kinnbacken des Esels, mit dem Intermaxillarknochen der jungen Eselin habe ich sie gezüchtigt und tausend der Ihrigen geschlagen.“ Die Erhebung des Kinnbackens heißt fortan der Ort, und eine Quelle frischen Wassers bezeichnet die Stätte der Xenienschlacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zeitbilder aus Paris.

(Fortsetzung.)

Gehen wir im Zwischenakte nach dem zweiten Stück in die freie Luft, so finden wir denselben Tumult wie einige Stunden zuvor. Längst hat der Handel mit den Contremarken begonnen. Man stürmt auf jeden Heraustretenden los, der Eine drückt ihm das Geld in die Hand, der Andere reißt ihm das Billet aus den Fingern. „Vendez-vous votre contremarque?“ heißt es von allen Seiten; dazu gesellt sich das Gekreisch der Mädchen, welche ihre Orangen feilbieten: „Deux sous et trois sous les belles oranges.“ Cabriolets rollen ab und zu, die Kutscher fluchen, die Municipaux thun vergeblich ihr Möglichstes, um Ordnung zu erhalten. Wir finden nun den Saal etwas voller als vorher: Fich-tong-kang, was jezt an die Reihe kommt, ist eine sehr beliebte Posse. Viele Kritiker haben von der französischen Poesie gerügt, sie sey zu verständig: diesen wünschte ich, daß sie Fich-tong-kang sehen könnten, sie würden einen großen Fortschritt in der Pariser Literatur bemerken.

Fich-tong-kang ist ein tartarischer Prinz, der stets Paris und Peking durcheinanderwirft, so daß das tollste Zeug zum Vorschein kommt. Der Kaiser von China, Ka-ka-o LXII., leidet an einer eigenen Idyosynkrasie; ihm ist immer, als sitze ihm eine Fliege auf der Nase: Fich-tong-kang beweiset ihm, diese Fliege sey ein Maikäfer, und schlägt den Maikäfer todt; dafür wird Fich-tong-kang begnadigt; er war vom Hofe verbannt, denn der Kaiser konnte seinen Namen nicht leiden; er fand darin eine beleidigende Anzüglichkeit (Fiche ton camp heißt bekanntlich: packe dich weg!), und diese Anzüglichkeit hat man auf Louis Philippe deuten, und in der Fliege, die Se. M. auf der Nase zu haben glaubt, die ministerielle Krisis sehen wollen. Wir haben indessen nur Ein Epigramm finden können: Ka-ka-o sagt zu seinem Hofstaate: „Je reçois toujours avec plaisir,“ und weiterhin: „Je suis entouré de ma Chine (de Machines). Die kleinen Blätter haben fälschlich ausgesprengt, die Minister werden darin mit Namen genannt. Es geht übrigens so bunt durcheinander, daß man Mühe hat, diesen tollen Witzkapriolen zu folgen. So wird unter Trompetenschall bekannt gemacht, die in der Hauptstadt anwesenden Fremden seyen gehalten, sich das rechte Ohr abzuschneiden und in den kaiserlichen Pallast abzuliefern. Fich-tong-kang erkundigt sich nach dem Grunde dieser Verordnung. Der Kaiser, heißt es, lerne singen; sein Lehrer habe ihm gesagt, er habe nicht Ohr genug (qu'il n'avait pas assez d'oreille), daher Se. Majestät sich damit versehen wollen.

Mit Fich-tong-kang ist das Theater für heute zu Ende; aber die Primadonna, die berühmte Dejazet, haben wir nicht zu sehen bekommen. Wir kommen ein andermal wieder, wenn sie in Sous clé oder in la fille de Dominique auftritt. Es ist der Mühe werth, sie genau zu studiren: die Dejazet ist, wo nicht die beste, doch die originellste Schauspielerin in Paris. Ich wünschte, den Leser auch in die Benefizvorstellung der Taglioni zu führen, wir würden aber keinen Platz finden. Diesen Sommer schlenderte ich im Palais-royal herum; vor mir her ging ein Männchen von zierlicher Statur; er trug Kamaschen, die das halbe Bein bedeckten und eine ganz feine Wade sehen ließen; unter dem Hute quollen einige Haarstreifen von einer blonden Perrücke hervor. Mein Gesellschafter bat mich, etwas rascher zu gehen und den alten Herrn genau anzusehen; ich fand ein eingefallenes, geschminktes Gesicht, das mit dem spitzigen Kinn zur Hälfte in einer hohen Halsbinde vergraben war; sein Gang war noch äußerst zierlich, die Füße auswärts, aber es ging langsam. — Das ist Vestris! Vestris, der als Amor aus den Wolken gestiegen, der auf den Flügeln des Zephirs über die Bühne geflogen! Dieses zerfallene, eingeschrumpfte Gesicht bedeckten einst die schönsten Damen mit Küssen und diese steifen Beine haben den Eigenthümer in den Tempel des Ruhmes gewirbelt! Vestris ist eine der interessantesten Antiquitäten von Paris, und diese Antiquität wird mit der Taglioni ein Menuett tanzen.

Reiseblätter von Karl Mayer.

Wanderreu'.

Ist's nicht genug, daß ich von Haus
Tief einsam mich hieher verlor?
Du Baum auch trauerst still hinaus
In dieses flache, weite Moor?

Verwünschest du nicht selbst den Wind,
Der hieher trug dein Samenkorn,
Und war mein Wanderauge blind,
Das mich hieher gelenkt im Zorn?

Wehlaut.

Der Hunger ruft aus blauer Höh'
Im Habichtschrei hernieder;
In der Natur klingt auch das Weh
In Schönheitslauten wieder.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende Februars.

(Fortsetzung.)

Industrielle Streifzüge.

Tivoli wird von seinem bankerotten Besitzer zur Pacht ausgeboten, der ein Vermögen von einigen achtzigtausend Thalern der Idee geopfert, für Berlin einen Vergnügungsort zu gründen, der alles bisherige Vergnügen in sich verschlingen sollte. Die Mode konnte ihm helfen, aber nur bis zu einer gewissen Grenze, die Freiheit reservirte sich Jeder, sich selbst zu vergnügen, wo es ihm am besten gefiel. Wenn die faulenden Bretter des Kartenpallastes zusammenstürzen, wird schwerlich ein anderer Unternehmer das Gebäude von Stein aufrichten; denn der Erfolg hat gelehrt, daß kein Bedürfniß dazu in Berlin ist. Eben reißen die gierigen Hände unerbittlicher Gläubiger auch die Rutschbahnen, Teiche, Schaukeln und das Sommertheater unsers Elysiums ein, und zerstückeln zur Subhastation die zusammengekauften Grundstücke. Weder die alten Bretter, noch der festgestampfte Boden werden ihnen Ersatz geben. Der unglückliche Unternehmer sucht nun in der Stadt Zuflucht, indem er sein Sommerelysium in einen Winterpallast verwandelt; es ist aber wieder nur eine Spekulation auf Glanz, der bald erblassen muß, weil keine Sonne dahinter ist. Nur das Kolosseum hält sich, weil es auf ein Bedürfniß gegründet ist. Die Bürgerklassen kommen, um ihr Vergnügen, die höhern, um die Neugier zu befriedigen.

Statt aber, daß der Ruin Andern zur Lehre diente, hascht die Spekulation nur darnach, die freigegebenen Kunden für sich zu gewinnen. Solid bestandene Etablissements überbieten sich selbst durch Glanz, und man hat doch herausgerechnet, daß dieser, traurigerweise, nur in zwei Branntweinladen der Königsstraße zum Zweck führte. Die Phantasie mag sich keinen Feenpallast prächtiger denken, als die eine dieser Schenken, strahlend von flammenden Edelsteinen, von Rubin- und Smaragdlichtern, und mit einer sich beständig drehenden Krystallsonne. Elegant gekleidete Damen schenken hier Branntwein vor einem zerlumpten Auditorium, unter das ein ordentlicher Handwerksbursch sich nur selten verirrt. Nächst der Feuersonne macht übrigens das Glück der Entrepreneurs der Umstand, daß kein Schemel und keine Bank in dem Laden geduldet wird. Eine gute Restauration kommt noch immer fort, es gibt dafür genug Fremde und wohlhabende Junggesellen, die von Jagor hält sich jedoch ihres soliden Etablissements wegen noch immer oben auf, ja sie hebt sich noch, seit die Wittwe dem Geschäft mit mehr Genauigkeit, als ihr verstorbener Gatte vorsteht. Wie die Kuchenbäcker noch Nahrung finden, begreift man kaum. Die Laden schießen wie Pilze aus dem Boden, und die Waare ist durch die Konkurrenz unverhältnißmäßig billig. Die Konditoren besonders sind es, die dem Glanz sich rücksichtslos hingeben, und bei Weitem nicht die erwarteten Früchte ziehen. Nur die Josty-Stäbelyschen Etablissements, welche statt schöner Ladenmädchen die Literatur zu Hülfe ziehen, und sich nur dann ausdehnen, wenn das dringendste Bedürfniß es fordert, prosperiren im eigentlichen Sinne. Wie die Armuth dagegen im Verhältniß zum Glanze zunimmt, lassen uns die Aufforderungen des Bürgerrettungsinstitutes und der Armendeputation ahnen, und Cirkulare des Magistrats bereiten auf eine neue Steuer vor, wenn die Wohlthätigkeit sich nicht schnell und thätiger hervorthut, als bisher. Schon werden in unserer Stadtverordnetenversammlung Kämpfe gefochten, so ernst und mit so schroff sich gegenüberstehenden Principien, als im englischen Parlamente. Die Noth wird, troz aller theoretischen Gründe dagegen, zu einer Armentaxe führen. Eine Motion des Professors Klenze, der eine Armensteuer auf den Grund der bisherigen freiwilligen Beiträge ex aequo et bono wollte, ist vorläufig nur durch geringe Stimmenmehrheit beseitigt.

Wenn überall Dampfschiffe, Eisenbahnen, Dampfwagen entstehen, so scheint es unbegreiflich, weßhalb darin gerade bei uns noch so wenig geschieht. Chausseen ziehen sich zwar jezt durch unsern Sand, aber noch in keinem Verhältniß zu unserer sonstigen Regsamkeit und der Bedeutung, welche Berlin für Norddeutschland hat. Die Industrie will hier noch nicht Hand anlegen, sie blickt erwartend auf den Staat, der sich seines Monopols noch nicht begeben hat. Endlich ist [illegible] nun die Rede von einer direkten Chaussee nach Dresden. Die Seehandlung übernimmt den Bau, und unterhandelt um die wohlfeilsten Bedingungen mit den Bauerschaften, indem sie eine Doppellinie gezogen hat, und sich für die erklären wird, wo sie das Land am Billigsten erhält. Aber es wird noch Jahre dauern, und hat schon zwanzig Jahre seit dem Frieden gedauert, daß wir von Berlin nach Dresden auf einem Umwege von 28 Meilen fahren müssen. Unsere königlichen Schnellposten sind vortrefflich; aber in jedem andern Orte würde die Industrie hunderterlei Arten von Landkutschen nach den benachbarten Städten hervorgerufen haben. Bis jezt gibt es deren nur in der Richtung nach Potsdam. Das Fuhrwerk in Berlin wird durch das leider noch dauernde Monopol der Droschken an seiner Verbesserung gehindert. Allein die schon oft angeregten Omnibus, die Stage-Coaches nach entfernten Stadttheilen und Dörfern, die zu bestimmten Stunden abgingen, würden gewiß ihre Rechnung finden, wenn industrieller Gemeinsinn da wäre und Entrepreneurs zu Aktienvereinen sich zusammenthäten; aber dieser Sinn fehlt im Verkehr noch zu sehr. Jeder möchte für sich handeln. Auch die Associés blühender Handlungen scheinen oft den Moment nicht abwarten zu können, um ihre Firma's zu trennen, damit Jeder für sich eine neue bilde.

(Der Beschluß folgt.)

London, März.

(Beschluß.)

Aristokratische Literatur. Die italienische Oper.

Ich hoffe zur Ehre der deutschen Uebersezer, daß keiner sich mit diesen Produkten befaßt hat oder noch befassen wird; und dasselbe hoffe ich in Betreff der gedachten neuen Novelle der Countess of Blessington. Der Titel ist: die zwei Freunde, tha two friends. Möglich auch, daß es im Deutschen heißen muß: die zwei Freundinnen; denn es kommen im Buche eben so gut zwei Männer vor, die Freunde, als zwei Mädchen, die Freundinnen sind; die Männer wie die Mädchen spielen die Hauptrollen, und aus den Freunden und Freundinnen werden zulezt zwei Ehepaare. Es ist ein Hochverrath, der den Strang, eine Sünde, die das Fegefeuer verdient, daß der Herausgeber der Times die Verfasserin mit einem Smollet und Fielding auf gleiche Stufe gestellt hat; denn langweiligeres und gehaltloseres Zeug ist wohl selten zur Schmach der Literatur und zum Jammer der verlockten Leser unter dem Preßbengel hervorgekrochen. Aber was schadet es! Die vornehme Welt kauft das Buch, weil eine vornehme Dame es geschrieben hat, und der Verleger gewinnt, obgleich, wie man sagt, das Honorar gegen siebenhundert Pfund beträgt.

Nach vielmal verbreiteten und gleich oft widerrufenen Gerüchten, nach gleich oft freudig erregten und schmerzlich getäuschten Erwartungen ist endlich — es heißt, unwiderruflich — der vierzehnte des gegenwärtigen Monats zur ersten Vorstellung im italienischen Opernhause, the king's theatre, bestimmt. Rossini's Tancred soll den Reihen beginnen, aus keinem andern Grund, als um die Primadonna, Signora Brambilla, eine Schülerin der Pasta, würdig einzuführen. Signora Brambilla ist schön auf den Brettern, da wird manch englisches Fischblut warm werden. Gleichzeitig sollen Madame Cinti und Caradori Allan auftreten. Diese erwarten jedoch ihren Triumph von Mayerbeers Crociato in Egitto, eine Oper, die jezt täglich probirt wird und, nach den Proben zu urtheilen, einen genußreichen Abend verspricht. Als weitere Engagements, welche Laporte abgeschlossen zu haben versichert, nennt man die Namen Pasta, Grisi, Rubini, Labiache, Ivanhoff, Tamburini, Giubilei und Coulon als Balletmeister. Bald nach Ostern soll die ganze Gesellschaft vereinigt seyn und dann Donizetti's neue Oper in Scene gesezt werden. Geht Alles, wie es gegenwärtig auf dem Papiere steht, so kann die fashionable Welt und Jeder, der einen Frack und eine halbe Guinee in der Tasche hat, sich auf köstlichen Ohrenschmaus freuen, und nicht bloß Ohren-, auch Augenschmaus, auf der Bühne, wie in den Logen. Ich empfehle daher denjenigen meiner Landsleute, die zum Zwecke solchen Genusses einen Abstecher hieher beabsichtigen, die italienische Oper vorzugsweise an dem Tage zu besuchen, wo die Königin ein drawing-room hält. Doch stehe ich nicht für die Folgen. W. S.

Beilage: Literaturblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 81.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 4. April 1835.

— C'est la mort qu'ici vous respirez:
Quand Rome s'endormit de débauche abattue,
Elle laissa dans l'air ce poison.

Delavigne.

Prolog

zum Trauerspiel Nero.

Von Karl Gutzkow.

Locusta.

Ihr Menschen dort, rings auf den Marmorsitzen,
Bergt euer Angesicht, und preßt zurück
Den Athemzug in unbelauschte Ritzen,
Den Mantel ziehet über das Genick,
Des Auges Pfeile lasset matter blitzen,
Und öffnet, da in diesem Augenblick
Die Hölle qualmt, zu meinem Schreckensworte
Bedächtig halb nur eures Ohres Pforte!

Locusta bin ich, die Giftmischerin,
Die alte Ahnfrau römischer Cäsare.
Dem Tod zum vorgezeitigten Gewinn
Vermittle ich die Wiege und die Bahre;
Verwesung wehet über Alles hin,
Wohin ich nur mit meinem Athem fahre:
Und nah' ich mich, gleich ist am Himmelsthor
Der Stern umreift mit einem Nebelflor.

Des Tags wohn' ich im afrikan'schen Sande,
Bis man des Nachts nach Rom mich rufen läßt.
Noch schwillt im gelben flatternden Gewande
Der blasse Hauch der afrikan'schen Pest.
So eben brachte mich von Libyens Strande
Zum heute angesagten Todtenfest
Ein gift'ges Schlangenpaar, das nun, ich glaube,
Dort raschelt in des Parkes schatt'gem Laube.

Herauf, herauf, ihr schwerversöhnten Schatten!
Ihr Töchter, die ich liebte, Julia,
Untreue Gattinnen untreuer Gatten,
Du Messalina, und du, Livia!
Hebt euern Fuß, den schlotterndmatten,
Es ist die greise Ahnenmutter da!
Herauf! verlaßt des Orkus finstre Säle,
Daß ich durch euch mich für den Jüngsten stähle!

Zersprungen ist der Hölle Schloß und Riegel,
Es nahet sich die dichte Larvenschaar,
Es spritzen aus dem infernal'schen Tiegel
Blutrothe Funken, wie Kometenhaar;
Ich seh' euch, aber löst des Mundes Siegel
Und streckt mir drohend nicht die Hände dar!
Wollt' Einer unter euch viel Jahre zählen,
Konnt' ich doch nichts, als sie dem Andern stehlen. —

O zürne, bleich Gespenst, Germanikus,
Nicht allzusehr dem Mund, dem willenlosen,
Der früh auf dich gedrückt den Todeskuß!
Und du, dem ich zum Knabenspiel statt Rosen
Nicht minder früh, mein Kind Britannikus,
Gegeben einen Kranz von Todesmoosen,
Der du entmannt schon starbst, und noch nicht Mann,
Nimm ohne Graun den Gruß der Mutter an!

An meines Jüngsten Schwelle steh' ich jezt,
An Nero's Schwelle, der den Göttern treulich
Sich angetraut hat, ob er gleich verlezt
Der ewigen Natur Gesetze neulich:
Denn hat nicht Agrippina so benezt
Mit Blut die Erde und gerast so gräulich,
Daß selbst Erinnys jene Fackel senkt,
Mit der sie einst Oresten hat bedrängt?

Die Fahne weht, die schwarze Todesfahne,
Vom Winde flatternd nun einmal gefaßt;
Wer ist noch Held? O sey nur Partisane
Von dem, was einmal stürzt mit Hast.
Die alte Schuld sucht, wo sie Weg sich bahne:
Einmal begonnen, los und ohne Rast
Rollt sich die Kette um; — der Sieg ist dessen,
Der Unerhörtem Größres zugemessen.

Du aber, wirrer Kranz, den das Entsetzen,
Um anzuschauen, hier zusammenflicht,
Woll'n etwa deine Blicke sich ergötzen
An bunten Scenen, welche im Gedicht
Dir Blumen vor die trunknen Augen setzen,
So halte dich zurück und traue nicht:
Denn leicht wohl möchte sich der Schlange Zischen
In Philomelens süße Strophen mischen!

O fluchbeladne Zeit! wo wie ein Dieb
Ganz leise hämmernd zu gesunden Theilen,
Durch alle Muskeln, durch der Adern Sieb,
Wo irgend unversehrte Keime weilen,
Unheilbar schleicht des Gifts Ansteckungstrieb!
Wer hier noch leben will, muß sich beeilen,
Denn rings sind falsche Netze ausgestellt;
Die große That kommt mit dem Sarg zur Welt.

So rolle denn der Vorhang auf und zeige
Euch eine Welt, die Manchem wohl verhüllt,
Ob eine Hant auch auf die Andre zeige,
Wie einstmals an des Telamoniers Schild.
Des Alterthumes abgestandne Neige,
Die große Roma ist's, womit erfüllt
Ein Becher sich euch beut, dem Phantasien
Und mancherlei Erfindung Würze liehen.

Erwache Mondenschein, des Tages Lüge!
Ihr schlummernden Geheimnisse erwacht!
Es nahen sich die langen Geisterzüge,
Die, ob sie gleich aus Fleisch und Blut gemacht,
Doch schon am Leben nicht mehr haben Gnüge,
Und halb schon ragen in des Orkus Nacht:
Was Wirklichkeit, was Traum hier im Gedichte,
Malt sich zu einem Traum der Weltgeschichte.

Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde.

(Fortsetzung.)

Daß er so gar sehr grob gewesen, hatte nun die Aufmerksamkeit des Völkchens auf ihn hingelenkt; beide betrachteten sich gegenseitig: Völkchen, wie gefalle ich dir? Völkchen, wie gefällst du mir? Das Gefallen war gegenseitig nicht übergroß. Zwar war unverkennbar, seit er unter den Töchtern des Landes gefreit, hatte er sehr an Popularität in der flachen Landschaft zugenommen. Die Umwohner hatten den gesegneten Zuwachs seines Hauses gar wohl gewahrt; die Kränklichkeit der Rachelskinder und ihr Verschwinden war ihnen gar nicht leid gewesen, dafür hatte sie das Gedeihen der Leassöhne und Töchter hoch erfreut. Das große Schnepfenthal, das die Illuminaten des Lehrbriefes gegründet, hatte ihren vollkommenen Beifall, das Treiben der Kunstfreunde schien ihnen höchst ersprießlich, die aufgeblasenen Komödianten, die als Prediger ausgingen in alle Welt, erfreuten sich ihrer höchsten Gunst. Aber das alles wollte doch nicht ganz erklecken, um ihren heimlichen Verdacht völlig zu beschwichtigen. Er hatte sich öffentlich verlauten lassen, daß er den Tabak nicht leiden könne, und dabei war ihnen Lichtenbergs Ausspruch: daß nie ein Genie geraucht, heiß auf die Seele gefallen. Die Judenschaft hatte sich höchlich dadurch verlezt gefunden, daß er dem Tabak auch den Knoblauch beigefügt. Die Judenschaft war aber keineswegs zu vernachlässigen; denn sie galt damals viel auf den Ministerien und bei allen höhern Dicasterialen, der eingerissenen schlechten Finanzen wegen; auch hatte sie angefangen, in die Milch und Honig träufenden Landschaften einzuwandern. Die Schwester des Knoblauchs, die Schalotte, die bekanntlich von Ascalon im Philisterlande ihren Namen hergenommen, bildete den Leitton von den Knoblauchsfreunden zu den Tabaksfreunden, und beide verbündeten sich in gleicher Entrüstung. Aber der Zorn beider besänftigte sich durch den dritten Abscheu, den er kund gegeben, den vor dem Kreuze, dem fatalen Marterholze nämlich, denn Nacken und Knie waren ihm über dem vielen Tragen steif geworden, so daß Neigen und Bücken ihm beschwerlich fiel, und die Stellung des Titanen, der aufgeworfenen Hauptes den Blitz empfängt, ihm natürlicher

bedünkte. Er hatte sich daher auf dem alten Götterolympus eingepfarrt, sich ein eigenes Naturevangelium zusammengedacht, einen Weltgeist als Vorstand über seine Entelechie und die der Andern gesetzt, und wenn er nun, seinen Idealen nachgehend, am Wege einem Kreuz begegnete, dann beugte er aus mit Scheu, und die Verdrießlichkeit hatte er sich denn einmal verlauten lassen. Es traf sich aber, daß auch gleichzeitig die in den Niederlanden unter sich in gleich erhabener Bornirtheit eins geworden, das Christenthum abzuschaffen. Der Geringste unter ihnen war sich bewußt, daß er zeugend gezeugt selbsteigener Sohn des einwohnenden Vaters sey; am Geiste war auch kein Mangel, also war alle andere Trinität überflüssig, und sie hatten dafür eine Art von Allah eingeführt, weil die Hurls ihnen nicht übel gefielen, und die Schicksalstragödien sie ohnehin schon an den Fatalismus gewöhnt. Als sie darum die Verwünschung des Kreuzes vernahmen, waren sie recht im Innersten Herzen erfreut; auch der Judenschaft war es eine gute Erquickung, als die Gänse so recht spöttisch zum verhaßten Zeichen aufgesehen; aller Harm und Kummer war nun vergessen, alle Schmerzen vom Kinnbacken her wurden verbissen, die verdächtigen Zeichen wurden gütig übersehen und die Herzen begannen dem fremden Manne sich zuzuneigen.

Es war aber damals gerade kaiserlose Zeit im Lande. Die Einwohner hatten ihren Kaiser so knapp und schmal gehalten, daß der zuletzt unwirsch worden und ihnen gesagt, sie möchten sich nach Gefallen einen andern Kaiser suchen, er seinerseits habe nicht länger Lust, als ihr Schirmvogt und Mehrer ihnen vorzustehen. Sie hatten Anfangs diese Sache sich sehr zu Herzen genommen, als aber bald ein anderer Liebhaber zu dem Amte sich gemeldet, war ihnen die Sorge wieder aus dem Sinn gekommen, und sie wurden mit aufrichtigem Enthusiasmus dem neuen Schirmherrn zugethan. Der war aber vom fröscheessenden Storchgeschlecht, und hauste und schnabulirte wie der Oger so unmenschlich unter seinen pflegbefohlenen Schützlingen, daß sie ganz bestürzt seiner bald müde wurden und sich nach einem andern Gebieter umthaten. Da fiel ihnen der Inhaber des Intermaxillarknochen in die Augen; er war ein gar stattlicher Mann, und wenn sie sich an seine Seite stellten, überragte er gleich dem Sohne des Kis, der auch die Eselinnen des Vaters zu suchen ausgegangen und eine Krone gefunden, alle Männer im Philisterlande und in Israel um eine volle Kopfeslänge. Für ihr Leben gern hätten sie zwar den schwarzen Pudel in seiner Nähe gesehen, und etwas von einem Pferdefuß wäre sehr nach ihrem Geschmack gewesen; denn der Brenz, zu dem sie jezt in Frankreich sich das ausschließliche Patent erstanden, war damals in der Kontinentalsperre das beliebte Getränke; aber da er einmal damit nicht dienen konnte, redeten sie sich auch diese Grille wieder aus. Sie wußten schon, daß er kein Händelmacher sey, für die Thronfolge hatte er auch reichlich vorgesorgt, und so wurden sie denn endlich Raths, sich zum Ehrenkaiser ihn zu wählen. Sie bauten ihm also einen Thron, kleideten ihn in den Mantel, der gleich dem im Mährchen der Eselshaut immer in der Farbe der Zeit schillerte, gossen das Oelkrüglein über seinem Haupte aus, und Crethi und Plethi kam, um ihm zu huldigen. Und der König der Ehren saß auf seinem Stuhle, und wußte allerdings den Scepter wohl zu führen. Zwar schien er aus seinen neuen Unterthanen sich nicht allzuviel zu machen, und diese wollten auch kein rechtes Herz zu ihm fassen; denn er war nicht leutselig, und sie meinten darum, er sey hochmüthig und überhebe sich der neuen Würde. Zwar ließen sie sich nicht viel von ihm befehlen oder auch nur einreden, und verwiesen ihn gleich, wenn er dazu Miene machte, nach alter Gewohnheit auf ihre Wahlkapitulationen und die goldene Bulle. Mit Römermonaten und Kammerzielen wurde er auch keineswegs überlaufen; sie hatten, jeder zwischen seinen vier Pfählen, die Territorialhoheit sich angeeignet, sohin auch die Reichsabgaben sich zugetheilt, und verspeißten sie nun auf Gelagen, die sie alljährlich ihm zu Ehren abgehalten. Sie umschlichen ihn und suchten ihm zum Zeitvertreib seine Schwächen abzusehen, und hatten sie einen Fund gemacht, dann höhnten sie ihn und riefen Kahlkopf! Kahlkopf! dann zürnte er wohl einmal auf und puffte mit der Kinnbacke unter sie, und sie wurden wieder ehrerbietig. Sah er dann wieder freundlich, dann kamen sie auf's Neue herzu und waren's nicht gewesen. Solcher Art war das Regiment, das sie mitsammen führten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz - Nachrichten.

Dresden, März.

Gestörter Karneval. Theater.

Die unglückliche Nachricht von dem nahen Tode des Kaisers Franz brachte hier vielen Fastnachtsscherze den wirklichen Tod. Feste, deren ungemeiner Glanz sehr lange Vorbereitungen erheischt haben, gingen plötzlich an ihr in der Geburt zu Grunde. Um so willkommener war die spätere Kunde von der Besserung des Gesundheitszustandes des österreichischen Monarchen. Kaum aber hatte man die frohe Hoffnung gefaßt, unter diesen Umständen sich am 5ten dieses Monats, dem Namensfeste des Prinzen Friedrich August, recht mit freier Seele der Freude überlassen zu können, als die gewisse Todespost die in den Ballsälen neuaufflammenden Kerzen plötzlich auslöschte, um späterhin das dem Verewigten in der katholischen Hofkirche aufgebaute Trauergerüst damit auszustatten. — In diesem Momente ist das Theater von ganz besonderer Kraft. Alle tragischen, komischen und musikalischen Reize werden aufgeboten, der Tadelsucht des Publikums den Mund zu stopfen. Und wenn das häufig mit Schauenden und Hörenden übervoll gestopfte Haus als ein Zeichen des Gelingens dieses glücklichen Manövers zu

betrachten ist, so hat die Bühnenintendanz wirklich damit reüssirt. Besonders ist Bellini's so wohlthuende „Norma," durch Gesang und Spiel der unerreichten Schröder-Devrient noch mehr gehoben, schon eine Zeitlang eine unwiderstehliche Lockung. Dazwischen kam die „Somnambula," welche durch diese Künstlerin ebenfalls ihres Sieges gewiß ist. Außerdem ging auch in den lezten Tagen dem Schauspiel ein neuer, wahrhafter Stern auf. Seit langer Zeit hat keine hier Gastrollen gebende Schauspielerin sich einer so ausgezeichneten Aufnahme zu erfreuen gehabt, als Fräulein Bauer von der Petersburger Bühne. Schon seit mehreren Tagen thut der Dresdener Anzeiger verliebte Nothseufzer: die hiesige Bühnendirektion solle doch um Gotteswillen die seltene Künstlerin uns zu gewinnen trachten. Ohne Zweifel ist das der unnöthige Ausdruck eines allgemeinen Wunsches, der sicher ohnehin von dem Theatervorstande Berücksichtigung erhalten wird, wenn kein Hinderniß von Seiten der hochgefeierten Dame entgegensteht. Diesmal aber kann er wenigstens mit Recht als die von selbst aus der Brust gequollene Stimme Eines für Viele sich ausgeben, was bekanntlich nicht immer der Fall mit den Wünschen zu seyn pflegt, die sich mit dieser Ueberschrift in den Tageblättern dem Publikum zur Schau darlegen.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, Ende Februars.

(Beschluß.)

Industrielle Streifzüge.

Ein großer Ochs ließ sich jüngst sehen, und darauf todt schlagen und dann verzehren. Es haben sehr viele Berliner von ihm profitirt, die Zeitungen durch die Insertionen, der Schlächter und Eigenthümer durch das gelöste Geld, die Gourmands durch die Leckerbissen, und der Redakteur der Zeitschrift Berlin, Herr Rellstab, durch das Testament des getödteten Opfers, welches er zum Besten gab. Weil er darin den großen Ochsen mit der Ueberzeugung sterben läßt, daß auch ohne ihn viel große Ochsen in Berlin leben bleiben, soll das Journal an hundert Abonnenten gewonnen haben. Eine Zeitschrift, welche mit der Zeit gehen will, muß, wie man sieht, auch das künftige Interesse wahrnehmen; denn während der gelehrte Stand mehr und mehr aus der Leserklasse ausscheidet, für die ehedem Journale geschrieben wurden, rückt der gewerbtreibende Bürgerstand ein, und ich weiß nicht, ob dies Publikum schlimmer ist, als die blasirten Gemüther, welche in Kaffeehäusern und Konditoreien zur Zeit noch den Stamm der Journalleser ausmachen. Jener Ochs starb indeß nicht ohne Protestationen, die zwar nicht er, und am wenigsten mit seinen Hörnern, dafür aber die Kollegen seines Herrn einlegten. Der industrielle Gemeinsinn that sich nämlich hervor, indem mehrere Schlächtermeister in den Zeitungen dem großen Ochsen die absolute Qualität, größern Wohlschmack zu gewähren, weil er groß sey, absprachen; denn groß sey noch nicht gut, und wenn es schwer sey, große Männer, so sey es desto leichter, große Ochsen zu erzielen, und nicht die Quantität, sondern die Qualität, welche allein das Produkt einer guten Mastung sey, mache den wahren guten und großen Ochsen.

Wenn ich sagte, daß es bei uns zur Zeit noch an der Tugend des industriellen Zusammenthuns fehle, so muß ich die Brückenaktienvereine davon ausnehmen. Die Spree wenigstens ist durch Aktien jezt nach Bedürfniß verbunden. Auch kommt eben ein großer Aktienverein zur Konstituirung einer preußischen Lebensassekuranz zu Stande. Die Unternehmung scheint sicher und zeitgemäß, indem die allgemeine Wittwenkasse jezt, dem Privatmann verschlossen, nur die Anmeldung wirklicher Beamten annimmt, und auch diesen Bedingungen stellt, die in einem reinen Societätsvertrage wegfallen, so daß der Einkaufende eine bestimmte Anzahl Jahre gelebt und beigetragen haben muß. Stirbt er früher, so erhält die Wittwe nichts, und alles Eingelegte ist doch verloren. Auf sichere Grundsäze basirt, und bei einer möglichst geringe Kosten machenden Verwaltung kann jene Assekuranz den Assekurirten eine vollständige Sicherheit gewähren. Schon sollen hier in Berlin allein sich mehr Aktionäre unterzeichnet haben, als man für den ganzen Staat berechnet hatte, und unsere ersten Kaufleute treten als Direktoren auf. Das unterzeichnete Grundkapital beträgt eine Million preuß. Thaler.

Auch die Schauspieler thun sich zu einer gegenseitigen Versicherung zusammen, das heißt, besser spielen zu wollen, als bisher. Es hat sich nämlich unter den Hofschauspielern ein dramatischer Verein gebildet, mit der Absicht, die gesunkene Kunst wieder durch gemeinsame Anstrengungen zu heben. Die erste Bedingung ist: zur Einsicht zu kommen, daß es jezt schlecht ist. Ob alle Theilnehmer sich unumwunden dazu bekannt, steht sehr dahin. Man muß aber auch nicht zu streng seyn und die Eitelkeit nicht zu scharf angreifen. In dieser Beziehung will man für's Erste Alles vermeiden, was zu persönlichen Reibungen Anlaß geben könnte, und es ist deßhalb über auf dem wirklichen Theater vorgekommene Darstellungen kritisirend zu reden nur dann erlaubt, wenn ein Mitglied seine eigene Darstellung kritisirt wünscht. Zur Prüfung und zum Besprechen werden dramatische Poesien gewählt, die in der Regel nicht zur Aufführung kommen, oder der gewöhnlichen Ansicht nach ganz untheatralisch sind. Vorläufig ist man darauf aus, eingeschlichene Mißbräuche in der Technik zu beseitigen; wollte man aber warten, bis man damit zu Stande kam, so könnten noch Jahre hingehen, ehe man zu Wesentlicherm kommt. Indessen sollen doch schon nebenher Verhandlungen geben über konventionelle oder natürliche Auffassung der Charaktere, Vereinigungen über eine gemeinsame Aussprache fremder Worte und heimischer Laute, und die poetisch ästhetische Kritik der Stücke und Darstellungen soll ihr Recht behalten. Was der Verein erzielen wird, läßt sich schwer voraussagen, da die Umstände bedeutend mitspielen. Jedoch ist es jedenfalls eine gute Regung und ein Fortschritt. Die Regisseure können dem Unternehmen nicht ganz gleichgültig zusehen, da der Verein unter sich etwas übernimmt, was anderwärts, wo keine Hofbühnen sind, ihre Pflicht ist: Hindernisse zu überwinden und ein Ensemble hervorzubringen. Bei uns sind die Regisseure angestellte Staatsdiener, die keinen Beruf fühlen, Märtyrer zu werden, indem sie mehr thun, als ihr Kontrakt ihnen buchstäblich auferlegt.

Räthsel.

Ein Räthsel ist's, die Lösung ungewiß,
Mit einer Hülle, die verhüllt es dicht,
Doch öffnet sie sich gern dem Frühlingslicht.
Das freundlich dringt durch einer Wolke Riß.
Von warmem Regen wird sie auch erweicht,
Daß oft ihr ganz Geheimniß plözlich weicht.

Und wenn ein böser Wurm nicht innen steckt,
So bringt die Lösung Blüthen an den Tag
Und Früchte, wie Natur sie nur vermag,
Wenn ihre Kraft die hohe Sonne weckt.
Das mag denn eine Blüthenknospe seyn?
O ja! doch ist ihr Baum der Mensch allein.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 82.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 6. April 1835.

Ambubajarum collegia, pharmacopolae,
Mendici, mimae, balatrones.
Horat:

Zeitbilder aus Paris.

Die Pariser Boulevards.

Es läßt sich nicht leugnen, daß ein origineller, bestimmt ausgeprägter Volkscharakter, wie aus allen größern Städten, so auch aus der französischen Hauptstadt sich nach und nach verliert und die Scenen und Geschichten aus dem Leben des niedern Volks an verschiedenen Orten mehr oder minder unter denselben Bildern wieder zum Vorschein kommen. Aber wir haben denn doch in Paris noch oft Gelegenheit, Dinge zu bemerken, welche dem Pariser so eigenthümlich, dem Fremden so auffallend sind, als man sich's sonst irgendwo nur vorstellen kann. Außer dem allgemeinen, unvergänglichen Interesse, das sich an Paris knüpft, findet der Beobachter fremder Länder und Städte hier noch so manche charakteristische Züge im Volksleben, welche ihn, wenn auch nicht in eine ganz neue, unbekannte Welt, doch in ein wunderbares, eigenes Reich der Sitten führen. Eine reichhaltige Ausbeute gewähren namentlich die Pariser Boulevards dem Sittenmaler. Hier sind die Hauptspaziergänge, hier herrscht das regste Leben, hier sind die meisten Theater und andere Sehenswürdigkeiten in Masse, hier trifft man die kostbarsten Laden, die reichsten Bazars, die schönsten und theuersten Café's. In den angrenzenden Stadttheilen wohnen die meisten Fremden, welche Rang und Reichthum besitzen oder nur auf einige Monate nach Paris kommen; auf den Trottoirs der Boulevards schlendern die meisten jener glücklichen Müssiggänger, welche Alles sehen und doch nichts sehen, deren Geist und Herz leer, aber deren Börse stets voll ist. Darum haben auch hier viele jener tausend und aber tausend Betriebsamen der verschiedensten Gattung und Lebensart ihre Hauptniederlage aufgeschlagen, und gleichwie der Tuileriengarten der Spielplatz für die Kinder und der Lieblingsspaziergang der eleganten Welt ist, so sind die Boulevards der Marktplatz für die kleinen Industriellen, welche unter mannichfaltiger Gestalt allda ihr Talent und Gewerbe üben und ihre Angeln nach fetten Fischen auswerfen. Die modernsten darunter sind die sogenannten Allumeurs, in wörtlicher Uebersetzung „Anbrenner," jene ambulanten Waarenverkäufer nämlich, welche goldene Uhrketten, Ringe, Hemdknöpfe und dergleichen mehr, Alles von echtem, gediegenem Gold, um einen Spottpreis feilbieten. Nie sieht man sie allein, ohne Kunden, sondern ein ganz fein gekleideter Herr oder eine Dame stehen immer dabei und sind im lebhaften Handel begriffen. Wird ein Kauflustiger dadurch herbeigelockt, so ist der Handel alsbald abgeschlossen; der Preis der Waare wird vor den Augen des Hinzutretenden ausbezahlt und der Käufer freut sich über den erstaunlich

billigen Einkauf. Kommt man aber nach einer Stunde wieder, so sieht man immer noch denselben Käufer und Verkäufer, welche dasselbe Manöver unablässig wiederholen, und am Ende geht doch Einer in ihre Netze, der noch die Erfahrung machen muß, daß nicht Alles Gold ist, was glänzt. Obwohl diese Art der Industrie innig verwandt, ja in den Augen eines ehrlichen Mannes ein und dasselbe mit Spitzbüberei ist, so erlaubt doch das Gesetz den öffentlichen Betrieb dieses Gewerbes, und die ausübenden Mitglieder desselben werden nur dann der Kategorie ihrer Zwillingsbrüder beigesellt, wenn sie sich nebenher bei ihren Anpreisereien einfallen lassen, dem Käufer sein Taschentuch oder seine Uhrkette auf unbestimmte Zeit heimlich abzuleihen. So oft ein glücklicher Fang gemacht ist, verschwinden diese Allumeurs von dem Orte, wo sie so lange gestanden, und kommen dann wieder in einem andern Stadttheile zum Vorschein.

Geht man auf den Boulevards spazieren, so hat man keinen Augenblick Ruhe; auf jedem haben sich mehrere Bettler Plätze gemiethet und sprechen die Vorübergehenden an; hat man seinen Stock vergessen, wird Einem alle zwanzig Schritte einer angeboten; hat man bestaubte oder schmutzige Stiefeln, schreien Einem ein Dutzend Stiefelputzer nach: Monsieur, faites cirer vos bottes! Alle Augenblicke kommt ein Verkäufer von Früchten, von Kuchen, von Plaisirs und andern kleinen Backwerk, und die Kleinhändler mit Pantoffeln, mit Schlafmützen und weiß der Himmel mit was, schreien alle um die Wette durcheinander und führen mit den unaufhörlich vorüberrollenden Kabriolets, Omnibus und Tilburis ein tausendstimmiges, betäubendes Konzert auf. Am interessantesten ist eine Wanderung über die Boulevards an Sonntagen bei schönem Wetter. Dann wälzt und drängt sich Alles auf den Nebenwegen für die Fußgänger; die benachbarten Stadttheile machen dann hieher eine Volksanleihe, und die ganze Bourgeoisie der Stadtviertel St. Denys und St. Martin geht hier in ihrem Sonntagsputz spazieren. Die großen, breiten Wege sind an solchen Tagen lebhafter und bunter als gewöhnlich und tragen das sonntägliche Gepräge der Lust und Behaglichkeit. Das läßt sich auch leicht begreifen: die Pariser Handwerker und Arbeiter haben nicht alle Tage in der Woche ihr Vergnügen; sie müssen zu Hause eine Familie ernähren, ein Budget unterhalten, welches vom Hunger diktirt wird. Darum arbeiten sie die ganze Woche hindurch, und wenn sie dann am siebten Tage einige Stunden sich gemächlich ergehen und einige Franken verzehren, welche sie entweder vor die Barriere oder in's Theater tragen, so ist dies sehr natürlich. Auf dem Boulevard zwischen der Porte St. Denys und St. Martin, sowie auf dem Boulevard du Temple ist dann in der Regel das dichteste Gewimmel; auf dem leztern haben die Possenreißer und Spaßmacher ihre Buden aufgeschlagen und sorgen nach Kräften für die Belustigung des niedern Volks. Diese Künstler machen hier einen wahrhaft höllischen Lärm. Die Schläge von wenigstens einem halben Dutzend tückischer Trommeln vermählen sich mit dem durchdringenden Geschmetter der Trompeten und Hörner; die Trommelwirbel, die schrillenden Töne der Klarinette, das Geschrei der Pickelhäringe und Papagaien, der heisere Ruf der Marktschreier, welche mit ihren Späßen das Gelächter der entzückten Masse erregen — das Alles klingt in einer betäubenden, polternden Disharmonie zusammen und bildet ein Gewirr und Getümmel am heiligen Sonntag, welches den vernünftigsten Engländer zur Verzweiflung bringen würde. Man bedenke aber, hier ist der Konzertsaal des Volks, hier ist sein Mozart, sein Beethoven, sein Boieldieu, sein Auber; das, was uns die Seele erhebt und begeistert, die überirdische Sprache der Töne, welche die Lieblinge der Götter den Himmlischen abgelauscht, würde unverständlich an den großen Ohren der wogenden Volksmasse vorüberschwirren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde.

(Fortsetzung.)

Nun höre man Wunder, was an einem schönen Nachmittage im Verlaufe desselben vorgefallen. Des Kaisers Majestät saßen unter der Krone auf ihrem Stuhle, um von den Regierungsgeschäften auszuruhen; und wie sie nun so bald müßig aus den Fenstern ihrer Residenz herausgesehen, da kam aus dem Urwalde eine gar wundersame Jungfrau herangeschritten. Eine Decke von Gefieder ausländischer Vögel, in allen Farben brennend, war um ihre Lenden hergeschlagen; ihr Haupt wurde von einer Krone, aus gleicher Farbenpracht gewirkt, umfangen, Karmoisinschlangen waren in die schwarzen Haarflechten eingeflochten; mit aller Frische der Jugendschöne und allem Reize der Unschuld und höherer Geistigkeit, aber sonst mit wenig Anderem angethan, war sie nur, gleich den armen Seelen im Fegfeuer, in ihre Flammen eingehüllt. Sie nahte wie beflügelt der Burg, und wurde auf ihr Begehr zum hohen Inhaber derselben eingeführt. Des Kaisers Hoheit waren gnädiger Laune an diesem Tage, was die Ehre des unverhofften Besuchs ihr verschafft, war die herablassende Anrede, mit der die Eintretende empfangen wurde; die aber stand, die Hände gegen ihn ausgestreckt, und wie die Sinne sie verlassen wollten, hatte er sie aufgefaßt und sie sich gegenüber auf den Sopha gesezt. — „Sie haben wohl in der Zeitung gelesen, daß wir einen großen

Verlust vor wenig Tagen erlitten haben durch den Tod der Herzogin Amalie?“ war die beruhigende Anrede, mit der er die Schweigende aufzurichten sich bemühte. „Ich lese keine Zeitung,“ ist die Erwiderung, „nichts interessirt mich hier, denn nur Sie allein, und da bin ich viel zu ungeduldig, um in der Zeitung zu blättern.“ — „Sie sind ein freundliches Kind.“ Lange Pause. Das Waldmädchen sieht sich geängstet, sie kann nicht so wohl erzogen auf weichen Pfülden sitzen und ein geneigt Gehör erbitten, rasch springt sie daher auf, fällt dem Landesvater ohne Umstände um den Hals und entschläft, ermüdet von der Aufregung und den Nachtwachen der Reise, an seiner Brust. Man denke sich die Verlegenheit; sechzig Jahre waren am väterlichen Haupte vorübergegangen, aber sie hatten noch nicht Mittenwinter darauf zurückgelassen; die Etikette war zwar grob verlezt, sollte er aber den Hofmarschall dessen noch obenein zum Zeugen machen? Der seltene Paradiesvogel hatte sich dem olympischen Zeus vertraulich in die Arme gelegt; mochte der Adler noch so grimmig sehen, ablehnen ließ sich die Zudeinglichkeit nicht; mit Unglimpf sie abzuweisen, wäre aber barbarisch gewesen. Also ließ der Göttervater sich das Abenteuer gefallen und trug huldvoll den fremden Vogel wenige Minuten, bis er erwachte, worauf er dann wieder zu Wald geflogen und weiter in die Welt auf und davon.

Doch nein! weit wohl, aber nicht allzuweit. Der Geist führt das wandernde Kind an der Hand einsame Straßen, sezt es nieder an Wassers Rand und ruht da mit ihm aus; dann geleitet er es auf hohe Berge, und so allmählich in die Runde herum, bis wieder nahe zum alten Fleck. Durch der Mutter Herz führt der kürzeste Weg zum Sohn, dort zu den Füßen der Frau Räthin Goethe auf der Schawelle werden also die ersten Laute intonirt; an ihr wird das Maaß genommen, viel Muthwill wird getrieben, kostbare Gefäße, die einmal in der kurfürstlich kölnischen Silberkammer gewesen, werden meisterlich beschrieben, von der Frau Rath aber klüglich in's himmlische Reich gewiesen; tragische Vorfälle der Zeit werden mit gleicher Meisterschaft besprochen und beschrieben, mitunter Landschaften mit nicht minder großer Kunst. Zwischendurch wird dann mit lustigem Humor einige Liebesnoth geklagt und mit einigen kühlen Umschlägen mit Behülflichkeit temperirt. Da schreibt sie einmal: „liebe, liebe Tochter! nenn mich für alle Tage, für alle Zukunft mit dem einen Namen, der mein Glück umfaßt; mein Sohn sey Dein Freund, Dein Bruder, der Dich gewiß liebt u. s. w.“ Das wird Schlüssel nun und Creditiv: „nun wend' ich mich wie die Sonnenblume nach meinem Gott, und kann ihm mit dem von seinen Strahlen glühenden Angesicht beweisen, daß er mich durchdringt.“ Damit ist der Briefwechsel zwischen der Kazikentochter und dem Oberhaupt der Christenheit und dem Schirmvogt der Kirche eingeleitet. Die Antwort ist, wie Adam sie zur Verführerin gesprochen: „Solcher Früchte, reif und süß, würde man gern an jedem Tag genießen, den man zu den schönsten zu zählen berechtigt seyn dürfte;“ steiflich noch, wie man sieht, Rocaille-Umredung des noch kürzern, aber plebejischen: „schmeckt nach mehr!“ wird indessen gut aufgenommen; ein Spaß mit Gall und Tieck zieht wie eine Maskerade quer hindurch; eine kleine fünftägige Liebschaft macht Aufsehen, die überraschende Wendung mehrt die Vertraulichkeit; das Du findet sich von selbst hinzu; die Wege sind nun angeebnet, Steifleinen ist ausgezogen, und ein behagliches Gewand wird angelegt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, April.

Der Hofgarten.

— Unser Hofgarten mit seinen Linden- und Kastanienbäumen, seinen Fontainen, den im glänzenden Farbenschmuck prangenden Arkaden, mit der Tambosischen Konditorei, dem literarischen und Kunstvereine, den eleganten Modeladen, der Bildergalerie u. s. w. ist ein nach Quadratfußen abgemessenes Stückchen Natur, eingefaßt von Kunst, Literatur, Konfekt und Mode; so ein bequemes, recht artig eingerichtetes Spiel- und Erholungsplätzchen für die lieben Residenzkinder. An Sonn- und Feiertagen wird hier in den Mittagsstunden, etwa von eilf bis ein Uhr, römischer Korso zu Fuß gehalten. Was unsere Stadt nur Ausgezeichnetes und Schönes besizt, treffen wir dann hier; kein Münchner oder Münchnerin, kein hier sich aufhaltender Fremder, der auf Welt und Ton Anspruch macht, pflegt diese Promenade zu versäumen. In den freundlichern Jahrszeiten wogt die bunte Menge unter den schattigen Alleen auf und ab, im Winter unter den gegen Unwetter schützenden Arkaden. Man begegnet, grüßt, lächelt sich an, weicht sich aus, erzählt und mustert sich gegenseitig, spinnt kleine Augenromane an, macht einander stille Vorwürfe und läßt auch der Chronique scandaleuse ihr altes, unbestreitbares Recht: „digito monstrare et dicere hic (sive haec) est!“ — Sonst ist der Hofgarten mit seinen Arkaden zugleich auch die literarisch-artistische Börse von München. Zu jeder Stunde des Tages finden wir hier spekulirende Papierhändler, bei uns auch Dichter und Schriftsteller genannt. Nicht die Annullirung der Guebhardschen Anleihe hat die Stirne jenes rasch und in sich gekehrt einherschreitenden Mannes, der die Hände verschlungen auf dem Rücken hält, so finster umwölkt; ganz andere Sorgen drücken ihn, für die Novelle will sich nicht der rechte Schluß, für das Trauerspiel nicht die rechte Lösung, und am Ende für beide nicht der rechte Verleger finden. Dort, wo die Arkaden in den Hof der Infanteriekaserne sich münden, wandelt still, mit hängendem Kopfe, ein Mystiker auf und ab, und beschwört unter der lärmenden Janitscharenmusik der auf die Wache ziehenden Kompagnie den Geist Jakob Böhmes mit bunten, krausen Formeln. Wir begegnen hier auch Philosophen aller Art, die ihre rationellen oder supernaturalistischen Stocks an den Mann bringen

möchten. Politikern und Aesthetikern, die im literarischen Verein das tägliche Journalbrod zu sich genommen, und sich jezt eine diätetische Motion machen, um die Artikel des Journal des Débats oder der Berliner politischen Zeitung gehörig zu verdauen. Wir Deutschen müssen nun einmal auch beim Spazierengehen oder sonstigen Erholungen beschäftigt und thätig seyn, philosophiren, meditiren, kalkuliren u. s. w., so wie unsere Frauen auch gern gesellige Unterhaltungen mit dem Strickstrumpf besuchen. In dem glühenden sicilianischen Himmel, wie er uns hier aus Rottmanns Bildern entgegenleuchtet, unter welchem neben den goldenen Früchten des Südens auch glühende Leidenschaften und das dolce far niente reifen, will sich freilich das deutsche geschäftige Pflastertreten nicht als rechte Staffage oder Umgebung eignen.

„Fremde Wurzel diesem Boden,
Fremder Wipfel jener Luft!“

Doch das ist nun einmal das Schicksal der Dichtung oder der Kunst, die aus der warmen, liebevollen Brust ihres Schöpfers hinausgestoßen wird in die weite, fremde Welt. Der Philolog stopft sich eine frische Pfeife, um den Zorn des Achill und die Kämpfe der Ilias mit gehöriger Muße und kritischer Besonnenheit zu analysiren; Marquis Posa unterbricht in ästhetischen Gesellschaften seine weltbürgerliche, edle Begeisterung, um sich mit Butterbrod und Thee zu stärken. Eine Raphaelische Madonna muß alle Torturgrade einer öffentlichen Versteigerung aushalten, und eine sentimentale Schwärmerin fällt vor einem derben Tenier in Ohnmacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dresden, März.

(Beschluß.)

Frühlingsblicke. Vorlesungen. Eine Hellseherin.

Seit einigen Tagen scheinen bereits alle Ahnungen des bevorstehenden Lenzes im Anzuge zu seyn. Aus des Stromes blanem Spiegel lacht der unbewölkte Zeus, und die Erde hat ihr grünes Sommerkleid angethan. Nur die Blumenstickerei fehlt noch und das Grün der Bäume, welches indessen auch schon aus den Sträuchern der Spaziergänge um die Stadt neugierig hervorschielt. Wenn keine Winterrücken im Hintergrunde lauern, so kann der pausbackige Mann, der, irre ich nicht, von Berlin aus, ein „Viktoria“ für eine neugewonnene Welt ohne Winter ausposaunte, auf die Wahrheit seines Triumphgesanges das ganze Sommerhalbjahr hindurch pochen, sollte ihm auch der diesem folgende Winter vielleicht nur desto muthwilligere Spöttereien zuziehen. Haben wir aber auch wirklich nun schon zum zweiten Male so gut wie gar keinen Winter gehabt, so sind doch die Winterverangügungen diesmal eher vermehrt, als vermindert worden. Besonders auch boten sich nicht nur über Erde und Himmel überhaupt in dem geräumigen Zwingersaale höchst interessante Vorlesungen vom Professor Dr. Choulant, Hofrath Reichenbach und Oberinspekter Lohrmann dar, sondern es wurden auch im neuen Lokal des immer mehr anwachsenden Kunstvereins belehrende Vorträge über Kunst gehalten, die nur wegen Beschränktheit des Raumes sich nicht auf andere Hörer, als die Mitglieder des Vereins erstrecken konnten.

Die von der achtungswerthen Gesellschaft der Flora veranstaltete Pflanzenausstellung mit Blumen und Früchten in dem vormaligen Doublettensaale auf der Brühlschen Terrasse bot diesmal zwar eine geringere Zahl von Gegenständen, als in der Regel, aber zum Theil recht auserlesene Stücke. Mehrere Abende war das Lokal mit bunten Lampen ungemein reich beleuchtet. Daß diese Maßregel beitragen könnte, die Blumen so recht in ihren eigenthümlichen Farben erscheinen zu lassen, wird schwerlich Jemand behaupten; allein offenbar bezweckte man damit auch weiter nichts, als dem Ganzen einen besondern, überaus anziehenden Reiz zu geben, und wirklich verdient die höchst gelungene Ausführung der glücklichen Idee die dankbarste Anerkennung. Man glaubte sich in ein glanzvolles Feenreich versezt; besonders verführerisch nahmen sich die an den Bäumen im Ueberflusse hangenden goldenen Früchte Hesperiens aus.

Wenn auch der Glaube an die Wunderkraft der Frömmlerin Schumann in dem benachbarten Sommsdorf ohne Zweifel eine starke Abnahme erlitten hat, so stirbt doch auch in Sachsen das Geschlecht der wunderthätigen Heiligen nicht aus. Ganz neuerlich erst ist wieder eine solche Person im Dorfe Strocken bei Leisnig aus der Obscurität ihrer Verhältnisse aufgetaucht. Ihre Wunder gewinnen auch schon darum eine weit annehmlichere Außenseite, weil die Hempel in Strocken so eben dem Frühlinge erst zum dreiundzwanzigsten Male entgegengeht, während die Schumann bereits das fünfzigste Lebensjahr überschritten hat. Auch sind überhaupt die Wunder dieser jungen Person weit bedeutender, als die, welche ihrer alten Amtsschwester in Sommsdorf nachgerühmt werden. Die Hempel ist nämlich eine eigentliche sogenannte Hellseherin. Und sie ist es keineswegs in Folge eingetretener Anwendung des thierischen Magnetismus, vielmehr kann man den bei ihr zu Zeiten sich im Wachen einstellenden besondern Schlaf als einen von selbst aus ihrer Natur hervorgegangenen Krankheitszustand betrachten. Diesen Zustand verkündigte sie gewöhnlich jedesmal voraus, und da ihre Weissagung einzutreffen pflegte, und sie während desselben Kranken allerlei Art Heilmittel anordnete, so ward das bald in der Umgegend bekannt, und es fanden sich so viele Hülfesuchende bei ihr ein, daß die Zahl mitunter bisweilen bis auf 300 angestiegen seyn soll. Ob im Ernste, wie behauptet wird, von den Ihrigen bereits fruchtlos Mittel angewendet worden, sie von der sie gewöhnlich ungemein angreifenden Krankheit zu befreien, scheint noch nicht vollständig erörtert. Manche bezweifeln es darum, weil die Spenden der bei der Wunderdoktorin Gesundheit Suchenden allerdings den Umständen ihres Vaters, eines armen Schneidergesellen, sehr zu statten kommen würden. Allein die Sache mußte die Aufmerksamkeit der Behörden um so mehr erregen, da gerade in dortiger Gegend eine Sekte von Religionsschwärmern vor nicht gar langer Zeit existirte, die neuerlich wieder Anhänger finden soll. Leicht möglich, daß diese die Heilkünstlerin zum Mittelpunkte ihrer Irrthümer wählten, besonders da die junge Schlafrednerin während der Dauer dieser Krankheit in Konversation mit wohl sechzehn Engeln stehen soll. Man traf daher Veranstaltung zu ihrer Aufnahme in die musterhafte Heil- und Versorgungsanstalt zu Colditz, woselbst, unter der trefflichen Leitung des Dr. Hainer, so manchem in Geistes- und Gemüthskrankheit Verfallenen der verlorne innere Friede für immer zurückgegeben wurde. Wie man vernimmt, so haben nach den von dem Dr. Hainer bisher angestellten genauen Beobachtungen der Schlafrednerin während des Krankheitszustandes, ihre zum Theil, wie bei allen dergleichen Personen, ganz unerklärbaren Aussprüche, wo sie die Zukunft betrafen, sich keineswegs allezeit bewährt. Ein wahrhaftes Sehertalent soll sie übrigens in dem gewöhnlich vollkommen richtigen Vorausverkündigen der Zeit ihres sogenannten Hellsehens beweisen, auch an Verstellung von Seiten der Kranken nicht zu denken seyn.

Beilage: Literaturblatt Nr. 35.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 83.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 7. April 1835.

Muß in ihrem Zauberkreise
Leben nun auf ihre Weise!

Goethe.

Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde.

(Fortsetzung.)

Zwar kommen noch einigemal kleine Rückfälle; dann schreibt er durch die Hand seines Erzkanzlers etwa: „Sie haben liebe, kleine Freundin, die sehr grandiose Manier, uns Ihre Gaben recht in Masse zu spenden. — Sie sehen also, meine Beste —“ u. s. w. Eigenhändige Nachschrift will zwar die fremde Vorschrift entschuldigen, aber die Ahndung folgt auf dem Fuße: „Goethe, erlaub, daß ich so frei bin, Dir einen Verweis zu geben für diesen Brief; fasse alles kurz ab, was Du verlangst, und schreib's mit eigener Hand; ich weiß nicht, warum Du einen Sekretär anstellst, um das Ueberflüssige zu melden; ich kann's nicht vertragen, es beleidigt mich, macht mich krank. Im Anfang glaubte ich, der Brief sey gar nicht an mich; nun trage ich doch gern solch einen Brief auf dem Herzen, so lange bis der neue kommt — wie kann ich aber mit einer solchen fremden Sekretärshand verfahren? Nein, diesmal habe ich Dich in meinem Zorn verdammt, daß Du gleich mit dem Sekretär in die alte Schublade eingeklemmt wurdest, und der Mutter habe ich gar nicht gesagt, daß Du geschrieben hättest, ich hätte mich geschämt, wenn ich ihr diesen Perrückenstyl hätte vortragen müssen. Adieu, schreibe mir das Einzige, was Du mir zu sagen hast, und nicht mehr.“ Es folgt eine schmollende Pause von sechs Wochen; dann ein Brief mit etwas Refraichissemens, und auf ihn in der Erwiderung: „Wenn Deine schöne Mäßigung plötzlich zum Teufel ging und Du bliebst ohne Kunst und ohne feines Tactgefühl, so ganz wie Dich Gott geschaffen hat, in Deinem Herzen, ich würde mich nicht vor Dir fürchten, wie jezt, wenn ein so kühler Brief ankommt, wo ich mich besinnen muß, was ich denn gethan habe.“ Darauf wird er wieder artig, kleine Recidive kehren wohl versuchsweise zurück, werden aber gleichfalls abgewiesen; so hat sie endlich aufgeräumt und es ist klares Wasser zwischen beiden.

Nun aber hebt sich ein wundersames Spiel. Goldbeschuht, die Castagnetten zwischen den Fingern schüttelnd, beginnt sie den Zaubertanz, auf und nieder, von der Rechten zur Linken, dann wieder behende sich um ihn im Kreise drehend; überall, wo ihr Fuß hingetreten, bleiben die Lichtspuren von ihm zurück, und wie sie die hingleitend in strahlende Lichtfäden ausgezogen und dort die gesponnenen in rechter Ordnung auseinanderlegt, dann querüberschießend mit andern Fäden sie durchwebt und die Maschen in künstlichen Knoten zusammenknüpft, hat sie in kürzester Frist mit leuchtendem Netze ihn umwoben, und er muß sich ihr gefangen geben. Um den

Hochgeehrten hat sie dann einen Garten angepflanzt; was der Orient, was der Occident von Blumenschätzen hervorgetrieben, es muß Alles um den gefeierten Geliebten sich vereinigen; alle Blüthen müssen ihm als ihrer Sonne sich entgegenwenden, und wenn sie allnächtlich ihre Kelche mit Thau und Wohlgeruch erfüllt, sie am Morgen über sein Haupt ausgießen. Wo ihr Stab die Erde berührt, sind Springwasser aus ihr hervorgequollen; hoch und schlank wie Palmen steigen ihre Strahlen zur Höhe auf und entfalten gleich ihnen die Blätterschirme; künstlich hat sie die zu einem Laubdach über ihm verwoben, und wie die grünen Bäume in ihrem Farbenschmucke stehen, so erblühen die ihm in bunten Farbenbogen, die die Sonne in sie malt, und beregnen ihn mit ihren glühenden Tropfen, wie die andern mit ihren fallenden Blumenblättern. Weiße Hirsche, Rehe mit Goldgehörn hat sie im Garten losgelassen, bunte Vögel hat sie durch weiche Nester in die Zweige hineingelockt, schwirrende Kolibris müssen am Morgen jede schlafende Blume wecken, daß sie sich aufthut und sich in ihre schönste Farbe kleidet. Ihre Geister hat sie ausgesendet, und die sind wie Bienenschwärme ausgeflogen und haben den Honig der ganzen Pflanzenwelt ihm zugetragen; zu den Füßen seines Sitzes haben sie Einer nach dem Andern ihre Beute ausgegossen, daß ein Quell der Süße und Lieblichkeit, von da ausgehend, durch den ganzen Garten sich ergießt, während der Weinstock, den sie ihm zur andern Seite hingepflanzt, aus überreifer Beere im sonnengegohrnen Weine fließt. Die Lüfte hat sie dann herbeibeschworen, die müssen die goldnen Fäden des Lichtnetzes, mit dem sie ihn umwoben, schwingend anregen, daß sie in Ton erklingen, und die Töne den Elfenreigen vor ihm tanzen, bis er sagt: es ist genug! Alle ihre Träume müssen durch die elfenbeinerne Pforte zu ihm herüberschweben und Botschaft von der Herrin ihm zutragen; große Gesichte führt sie vor ihm herauf, nun vom mächtigen heimathlichen Strome, dessen reizende Landschaften, wie im Krystall gespiegelt, Alle an ihm vorübergehen, nun wieder von der Isar und der Donau. Dann wendet sie ihr beschwörend Wort den Lebenden entgegen: keiner vermag dem Banne zu widerstreben; sie müssen alle miteinander auf ihren Ruf erscheinen, und wie sie leben und sind, sich seinem forschenden Blicke zeigen und seiner Frage Antwort geben. Darauf führt sie ihn im Geiste auf die hohe Tonne des Kofels, auf die Abhänge des Berges Ischel und in die Klüfte des Brenners, wo der Inn in Blut geröthet geht und die Flammen brennender Dörfer durch die Waldnacht leuchten; eine kriegerische Bellona entfaltet sie vor ihm die Banner der Freiheit und Unabhängigkeit, und wie die Tyroler das Klagelied anstimmen: „der Kommandant der Heldenschaar, auf hoher Alp gefangen gar, findet viele Thränen in unsern Herzen," und wie der Gefangene den Tod gefunden, da senkt sie die Banner nieder auf sein Grab und spricht zürnend das große, hohe Wort, den Leidtragenden zugewendet: „Und der Kaiser, konnte der nicht sagen, gieb mir meinen Tyrolerhelden, so geb ich dir meine Tochter? so hätte die Geschichte groß genannt, was jezt sie klein nennen muß!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Zeitbilder aus Paris.

(Fortsetzung.)

Hier auf dem Boulevard du Temple steht die Bude einer Seiltänzerfamilie, bestehend aus Vater und Mutter (ich wage die Vermuthung) und fünf oder sechs kleinen, kümmerlichen, verrenkten Würmchen, welche der Gaukler sich über den Kopf wirft, auf den Zähnen hält, in einen Kreis wie Gerten zusammenbiegt oder wie Federvieh zusammenbindet. Weiterhin eine Menagerie, bestehend in lebenden Schlangen, Krokodillen und Madame Lefort, jeune personne âgée de 18 ans, née native de Bruxelles, qui a une barbe longue de six pouces et qui a fait les délices des plus illustres personnages. Cette merveille unique joint aux grâces aimables de son sexe l'extérieur guerrier le mieux caractérisé. Das steht an der Thür geschrieben, und als ich Madame Lefort besuchte, sah ich eine kleine, fröhliche Person mit einem schalkhaften Auge, einer unangenehmen Fistelstimme und einem bräunlichen Teint. Wäre es nur ein leichter Flaum gewesen, der ihr Oberlippe und Kinn umflattert, so möchte ihre Physiognomie ein ganz erträgliches Ensemble dargeboten haben, aber mit dem sechs Zoll langen Bart eines Sapeurs war Madame Lefort eine schlechtgewählte Repräsentantin der weiblichen Anmuth. Doch was man Wunderbares in der Bude oder vielmehr vor der Bude der Madame Lefort sah, das waren nicht die Schlangen, nicht die Krokodille, noch der Bart de six pouces, sondern die vollkommene Verwirklichung und Inkarnation jenes phantastischen, elfenhaft-luftigen und lustigen Wesens, welches, den Pflastersteinen der Barrikaden entstiegen, mit Rübezahls Münze die Zeitgenossen bezahlt; jenes Wesens, welches ich wenigstens seither nur gemalt oder beschrieben gesehen hatte, und das seit dem Barrikadenkönigthume so unendlich oft in die Volkspoesie verwebt worden ist. Ich meine Maieux. Diesmal, auf dem Boulevard du Temple, hatte er Fleisch und Bein; ich sah Maieux, den buckligen, mißgestalteten,

krummbeinigen, zwergähnlichen; ich hörte Maieux, den scherzhaften, schuftigen, obscönen Possenreißer. Ich sah ihn, wie er die Augen verdrehte, sein ungeheures Kinn aus hoher Kravatte hervorstreckte, seinen Mund bis an die Ohren verlängerte und seine übermäßig langen Arme ausbreitete, welche vorne in einer ungeheuern Tatze endeten. Eine jubelnde Menge drängte sich stets herbei, so oft Maieux erschien, durch die Lorgnette das Publikum beäugelte, sich sein Kinn streichelte, Küsse und Blumensträuße unter die Zuschauer warf und dem schönen Geschlechte seine Huldigungen darbrachte. Augenblicklich und entschieden war der Hanswurst aus dem Felde geschlagen; Maieux entwand ihm das Scepter und ward König des Augenblicks.

Gleich in der Nähe von Maieux stand eine bretterne Behausung, mit zwei Bündeln dreifarbiger Fahnen geziert, aus deren Mitte ein goldenes N hervorstrahlte. Da gab es ein Heldengedicht zu sehen, eine Iliade aus dem neunzehnten Jahrhundert; es war Napoleon in seiner Glorie, Napoleon mit seinen Marschällen und neben ihnen der Generalstab seiner Könige, Napoleon, umgeben von den Halbgöttern und Riesen seiner alten Garde von Marengo. Vous y verrez l'empereur, la mort de l'empereur, l'apothéose de l'empereur; ce spectacle est le même que l'on voit au cirque olympique. So wurde das Schauspiel ausgerufen. Es glich aber dem bei Franconi ungefähr so, wie die Laterne der Sonne, oder wie ein Deputirter des jetzigen Centrums dem großen Mirabeau. Aber ich habe in diesem kleinen Theater eine Menge gefunden, die im Innersten ergriffen und bewegt dastand vor einer Kugel von Pappendeckel, welche die Weltkugel, vor einem Vogel von Pappendeckel, welcher den kaiserlichen Adler, und vor einem kleinen Manne von Pappendeckel, welcher den großen Kaiser vorstellte. Napoleon ist der noch allgemein Beliebte, des Kaisers Name ist der Stolz des Volks. Ich habe nur die Apotheose des Kaisers gesehen; als ich hereintrat, kam gerade der Vogel aus der Weltkugel heraus, der kleine Mann im grauen Oberrocke folgte nach und hinter ihm her kam eine große Schaar gekrönter Häupter. Die Scene wurde beleuchtet und der Vorhang fiel unter dem einstimmigen Geschrei: Vive l'empereur! vive l'empereur! Neben diesem Bretterhaus war ein heiliges Schauspiel zu sehen, wenigstens schloß ich es aus den Anschlagzetteln, auf denen geschrieben stand: Le spectacle des soirées amusantes donnera aujourd'hui Geneviève de Brabant, la création du monde ou la naissance d'Adam et d'Ève, et Joseph vendu par ses frères. Anstatt des Hanswursts stand eine große rothe Puppe über der Thüre und läutete mit einer Glocke, so oft die Vorstellung anging. Vor der nächsten Bude hing eine große Leinwand, worauf eine weibliche Gestalt abgebildet war, welche ihren rechten Arm über den Kopf eines Tambourmajors hinwegstreckt. Das Bild trug die Ueberschrift: La sans-pareille, und die Unterschrift: L'orpheline polonaise, qui est âgée de seize ans et qui a déjà une taille de six pieds quatre pouces. Ich erlaubte mir das unschuldige Vergnügen, diese Riesin zu besehen, und nach unparteiischer Schätzung fand ich, daß sie kleiner als sechs Fuß und älter als sechzehn Jahre war.

Dergleichen Scenen tragen den eigenthümlichen Stempel des französischen Volksgeistes desto mehr, als diese Art des Volksvergnügens seit mehreren Jahrhunderten wenig Fortschritte mit der übrigen Civilisation gemacht zu haben scheint. Hanswürste, Marionetten, Riesen, wilde Thiere, Seiltänzer, die Frau, welche rohes Kaninchenfleisch ißt, und der Wilde, welcher Kieselsteine verschlingt, sind noch im 19ten Jahrhundert die Hauptbestandtheile der Volkslust, wie sie es im 16ten Jahrhundert waren. Das souveräne Volk unter Ludwig Philipp I. hat in dieser Hinsicht denselben Geschmack, wie der Unterthanen-Pöbel zur Zeit Franz I. Jene hölzernen Buden sind noch immer das eigentliche Volkstheater; in ihnen achtet und verehrt das Volk seine Opern, seine Académies royales. Jene erhabenen Rührungen, jene Großgedanken, die das Herz erweitern und die Pulsschläge beschleunigen, schöpft das Volk hier vor einem Puppentheater, aus der Leidensgeschichte der unschuldigen Genovefa von Brabant. Die großen Männer, die wir auf der Bühne sich bewegen sehen, bewundert das Volk hier in Wachs, und die Großthaten der Geschichte, welche wir in beredten, glänzenden Darstellungen lesen, schaut das Volk in grotesken Gestalten auf geölter Leinwand, und die Erzählung der Heldenthaten in wunderlichem Rothwelsch thut seiner Seele gütlich.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, April.

(Fortsetzung.)

Rottmanns italienische Landschaften.

Auch unser deutscher Winter kümmert sich wenig um Farben und Poesie. Der eisige Nord haucht hämisch die paradiesisch lachenden Fluren von Ischia und Palermo an, und zwischen den hohen Bogenpfeilern der Arkaden peitscht der stürmische Nordwest Schneegestöber und Hagel auf die Citronen- und Orangenwälder, welche das herrliche Florenz mit seinen Villen und Landhäusern duftend bekränzen. Und doch haben für den sinnigen Beschauer die italienischen Fresken gerade in der gegenwärtigen, winterlichen Jahrszeit einen eigenthümlichen poetischen Reiz, etwa wie ein liebliches Wintermährchen, am warmen Ofen erzählt.

In den schüzenden Mantel gehüllt, können wir hier in unserer Phantasie über die Alpen steigen, um Hesperiens blühendste Fluren zu durchwandern, ohne daß wir zu diesem Behufe Seume's derben Knotenstock bedürfen, oder genöthigt wären, uns mit betrügerischen Vetturini's herumzuzanken und das Illustrissimo und Eccellenza der geschmeidigen welschen Gastwirthe mit theuren Scudi's zu honoriren. Ich löse jezt mein neulich gegebenes Versprechen, etwas über Rottmanns italienische Landschaften zu sagen.

Die Folge der Landschaften ist ganz geographisch gehalten, und aus diesem Grunde mußte auch der Leuchthurm von Genua, welcher früher den Cyklus begann, einer Ansicht des Schlosses von Trient, als des ersten Ortes, wo dem Deutschen italische Luft entgegenweht, weichen. Aus dem Etschthale folgt noch ein zweites Bild, die Veroneser Klause, für die deutsche und besonders für die bayerische Geschichte berühmt geworden durch den glorreichen Kampf in den Engpässen von Chiusa, wo im Jahre 1155 Kaiser Friedrich Barbarossa, auf der Rückkehr von seinem Römerzuge nach Deutschland von den Veronesern in die Enge getrieben und in eine verzweifelte Lage versezt, durch den Heldenmuth Otto's von Wittelsbachs, welcher das Reichspanier trug, mit dem Heere befreit wurde; eine That, welche schon ein historisches Freskobild der Arkaden verherrlicht. Von hier aus führt uns der Weg über das blühende Florenz, zu dessen Füßen der Arno seine stillen Fluthen wälzt, und über Perugia in die römische Campagna zu der Villa di Papa Giulio (Julius III.), von Vignola erbaut, in deren Nähe die Mineralquelle acqua acetosa sich befindet, nach Rom, von welchem uns der Künstler als Bild gefallener Größe und Majestät die gigantischen Trümmer des Kolosseums in einer mondbeleuchteten Nacht zeigt, und die Ruinen Roms, von dem an den erhabensten, großartigsten Ueberresten der alten Weltgebieterin so unendlich reichen Palatin aus gesehen. An das weite, öde Grab einer herrlichen, gewaltigen Vergangenheit führt uns noch ein besonderes Bild mit der Unterschrift Campagna di Roma: jene ungeheure Oede, in welcher der Glanz der römischen Republik, wie der Cäsarn modert, und über welche die Natur, wie die Geschichte den ewigen Bannfluch ausgesprochen zu haben scheint. Dreiundzwanzig blühende Städte versanken in dem pontinischen Sumpfe, der einst ein lachender Garten war, und der jezt durch seine Ausdünstungen die Luft verpestet und die in Rom so gefürchtete Aria cattiva erzeugt. Bis zu dem fernen Sabinergebirge sehen wir die öde, baumlose Fläche sich hinziehen, und der Künstler hat jene unnennbare Melancholie, die über dieses weite Grab weht, mit welcher die Natur selbst ihr eigenes Zerstörungswerk betrauert, mit wahrhaft dichterischen, ergreifenden Zügen wiedergegeben. Von Rom aus machen wir Ausflüge nach Monte cavo, in grauer Vorzeit als Alba longa die Mutter Roms, das seinem herrlichen, von Horaz gefeierten Albanerwein keinen geringen Ruf verdankte, und das noch jezt nicht bloß wegen seines klassischen Bodens, sondern auch wegen seiner Naturschönheiten einer der reizendsten Punkte ist; nach dem spiegelhellen Lago di Nemi, mit seinen im schönsten Grün prangenden Ufern, dem vielgefeierten Tivoli, dem alten Tibur, geschmückt mit allen Gaben einer liebevollen Natur, wo Mäcen einst seine Villa hatte, und wo noch über großartige Trümmer der Anio in schönen Kaskatellen schäumt, und endlich nach Monte cerone, ein Berggipfel der Appenninen, im Innern des Sabinergebirgs.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schillers Denkmal.

Die Bemühungen des Vereins für das Denkmal Schillers werden durch die Liebe und Verehrung, die sich allgemein, wo Deutsch gesprochen, oder auch nur verstanden wird, für den auch als Mensch ausgezeichneten Dichter in den vielfältigen und zum Theil reichen Beiträgen und Sammlungen, die für das Denkmal eingehen und oft von wahrhaft rührenden und erhebenden Aeußerungen begleitet sind, reichlich belohnt. Wie aus der Augsburger Allgemeinen Zeitung (außerord. Beilagen Nr. 44, 71 u. 72 u. 108) in einzelner Aufzählung zu ersehen ist, ging vom September bis ult. December 1834 die Summe von fl. 2092. 38 kr. baar ein, worunter fl. 249 von der im September zu Stuttgart stattgefundenen Naturforscher-Versammlung, und fl. 1488 aus St. Petersburg, unter Theilnahme der ältesten Kinder des erhabenen Kaiserhauses, namentlich des Thronfolgers Großfürsten Alexander k. H. Im Januar die Summe von fl. 1161. 55 kr. Im Februar fl. 786. 31 kr. Der März erweist sich besonders reich, einmal durch die Allergnädigst für das Denkmal bestimmte Einnahme bei der Darstellung des „Fiesko“ auf dem k. Hoftheater zu Stuttgart bei sehr gefülltem Hause von fl. 672. 9 kr., und durch den von Sr. Majestät dem Könige hinzugefügten besondern Beitrag von fl. 1000, und dann auch durch eine zweite Sammlung von 2500 Rbl. Bco. Ass. (1200 fl.) aus St. Petersburg, zu der auch die erhabene Kaiserin von Rußland, Alexandra Feodorowna, in welcher auch Deutschland mit Stolz eine seiner edelsten Frauen verehrt, die Summe von 1000 Rbl. beizutragen geruht hat, so wie auch neuerlich von Ihrer kaiserl. Hoheit der Frau Großfürstin Helena Pawlowna, gebornen Prinzessin von Würtemberg, ein Beitrag von 500 Rbl. Bco. Ass. (fl. 258 20 kr.) für das Denkmal eingegangen ist. Aber auch die übrigen Beiträge sind bedeutend. Unter den Städten hat sich in dieser Hinsicht besonders Bremen und dann Stettin ausgezeichnet. Die Aufforderungen für die Frauensammlungen sowohl, als für Beiträge zum Schillers-Album, das so glänzend eröffnet ist, sind, mit verlängertem Termin des Abschlusses bis zum 31sten Juli d. J., durch die öffentlichen Blätter wiederholt worden, und es ist nun auch eine Aufforderung an die noch darin rückständigen Bühnen Deutschlands zu einer Vorstellung von einem der Meisterwerke des Dichters zum Besten des Denkmals ergangen, und es läßt sich wohl nicht die Bereitwilligkeit derselben bezweifeln, an der National-Huldigung eines Dichters, der besonders für sie so ausgezeichnet gewirkt hat, thätigen Antheil zu nehmen. So befestigt sich die Hoffnung immer mehr, daß der Zeitpunkt der Ausführung eines des Dichters würdigen Denkmals nicht fern seyn werde.

Beilage: Kunstblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 84.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 8. April 1835.

Orient und Occident
Sind nicht mehr zu trennen.
Goethe.

Europa und der Orient.

Zu den wichtigsten Momenten im geistigen Leben des neunzehnten Jahrhunderts gehört ohne Zweifel die Eroberung der bramanischen Sprache und Literatur. Es ist damit in die Masse unserer Kenntnisse ein ganz neues Element gekommen, ein Ferment, das wohl so kräftig wirken wird, wie im fünfzehnten Jahrhundert die griechische Sprache, als die erhabene Poesie Homers mit Göttern und Penaten aus der alten Heimath auszog und zu Florenz, im neuen Athen, ein Asyl suchte und fand. Als damals das gelehrte Griechenland nach Italien einwanderte, nahm die lateinische Literatur die fremde Nebenbuhlerin freundlich auf und ertheilte ihr das Bürgerrecht. Dasselbe wird jezt das Griechische der Sanskritliteratur gegenüber thun, welche berufen ist, zwischen dem Geiste Asiens und dem Europas das Gleichgewicht herzustellen.

Das alternde Rom verjüngte sich in den lezten Zeiten der Republik durch griechische Kunst und Wissenschaft; in's mittelalterliche Europa kam mit Einemmal frische Lebenskraft, als die klassische Literatur sich mit der orientalischen verschmolz und im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert auf den hohen Schulen griechisch und hebräisch zumal getrieben wurde. Gleicherweise wird, da sich jezt der Kreis menschlicher Kenntnisse so bedeutend erweitert findet, ein frischer Geist die Wissenschaft unserer Zeit durchdringen. Allerdings fällt das Licht, das uns dort aufgeht, nicht gleich stark in Aller Augen: der wissenschaftlichen Bestrebungen unserer Zeit sind zu viele und zu mannichfache, als daß die Menge die Folgen der Einführung einer uralten Literatur schäzen und übersehen könnte; sie sind aber unausbleiblich, und im Ganzen und Großen läßt sich ihr wichtiger Einfluß auf die ganze Philosophie der Geschichte schon jezt ahnen.

So oft der Geist Europas in seiner Entwicklung dahin gelangte, daß er in Selbstgenügsamkeit sich gegen außen abschließen wollte, da zerbrach, ehe man es sich versah, durch eine Offenbarung aus dem Orient ein Glied der Kette, die den Geist des Occidents gefangen halten wollte, und alsbald sah der Geist beim geheimnißvollen Schein des neuen Lichtes wiederum eine lange, weite Laufbahn vor sich. So schlossen Alexanders Eroberungen Griechenland die Welt auf und die der Römer bahnten dem Christenthum die Pfade; so gaben die Kreuzzüge der Kultur des Abendlands neuen Schwung, daß es den Rost der Barbarei abstreifte und in die Herzen der mächtig aufgeregten Völker die Begeisterung einzog. Marco Polo versuchte zu Lande, was später Vasco de Gama zur See unternahm: jener dachte dabei nur daran, Venedig mit Chinas Schätzen zu bereichern, dieser hatte nichts im Auge, als Lissabon mit dem Glanz von Malabar zu umgeben; beide aber bahnten unbewußt den gewaltigsten

Eroberungen des Handels den Weg, welchen noch größere geistige Eroberungen die Krone aufsetzen sollten. Die englische Herrschaft in Indien ist das lezte Glied in dieser Reihe förderlicher Unternehmungen; der Genius Europas hat dabei den höchsten Aufschwung genommen und den Orient wahrhaft zu seinem moralischen Eigenthum gemacht. Orient und Occident sind fortan durch ein unauflösliches Band verbunden; ihr Geschick geht Hand in Hand, und wenn die Europäer dazu berufen sind, früher oder später die Kultur des Morgenlandes in ihren Grundzügen umzuwandeln, so ist der Orient seinerseits dazu berufen, durch eine Fülle der erhabensten Vorstellungen, welche er dem Abendlande zuführt, dem Geist des leztern eine neue Richtung zu geben. So kehrt gleichsam dieser Geist, nachdem er die Welt umkreist, zu seinem Urquell im Orient zurück, um sich in ihm von Neuem zu stärken und zu befruchten. Die hochwichtigen Untersuchungen über die Anfänge aller Menschenbildung, Fragen, welche Schlendrian und Systematik bequem bei Seite schob oder längst erledigt zu haben meinte, kommen auf's Neue und auf's Ernstlichste in Anregung, und gewinnen an Tiefe, je sicherer sie sich auf einen bestimmten Punkt beziehen. Unser Sinn erhält einen neuen, unermeßlichen Gesichtskreis, und der moralischen wie der physischen Geschichte des Erdballs steht eine Umwälzung bevor, ähnlich derjenigen, welche sich mit der Geschichte des Himmels zugetragen, seit Herschel und Laplace mit den durch die Wissenschaft der neuen Zeit vervollkommneten Werkzeugen darin zu lesen angefangen, wie in einem offenen Buch. Europa aber trägt nur eine Ehrenschuld ab, erfüllt nur die Pflicht der Dankbarkeit, wenn es die Wiedergeburt des Orients von sich ausgehen läßt.

Man hat sich von jeher bitter wider die systematische Eroberungssucht der Europäer ausgesprochen; man kann alle Niederträchtigkeiten des Krämergeistes, alle Gräuel des Religionsfanatismus vollkommen zugeben, ohne darum die Rechte zu verkennen, die sich Europa als Kulturmacht in jenen Ländern erworben hat. Betrachten wir aufmerksam, welche Folgen sich für den Orient daraus ergeben haben, daß Europas Handel und Industrie den Zug nach Indien genommen hat, so werden wir finden, daß jene Länder sich schon deßhalb darüber zu freuen haben, weil damit der muselmännische Druck von ihnen genommen ist, der allen Fortschritt im Keime erstickte. Bereits bietet Indien uns freundlich die Hand: was die Scheiterhaufen der Inquisition zu Goa nimmer zu bewirken vermochten, entwickelt sich von selbst; seit es englischen Gelehrten gelungen ist, in die Wissenschaften und die Literatur der Völker an den Ufern des Ganges neues Leben zu bringen. Die Wißbegierde der Europäer hat bald auch die der Bramanen rege gemacht, und sehr bedeutend ist jezt schon die Anzahl von Männern aus dieser Kaste, welche nicht nur englisch sprechen, sondern sogar englisch über wissenschaftliche, religiöse, politische Gegenstände schreiben. Die Literatur des neuern Europas ist zu Benares und Calcutta keineswegs mehr eine ganz fremde, und wenn im Lauf der lezten zwanzig Jahre das Sanskrit zu London, Paris, Berlin und Bonn vielfach Eingang gefunden hat, so werden dagegen die großen Schriftsteller Englands in Ländern bewundert, wo sie sich in ihren ausschweifendsten Erwartungen nimmermehr Leser gedacht hätten. Diese Leichtigkeit und Geneigtheit der Bramanen, sich mit den europäischen Sprachen vertraut zu machen, wogegen das mahometanische Asien unsere Kultur auf's Hartnäckigste von sich weist, muß in den Abendländern ein sehr günstiges Vorurtheil für ihre Literatur wecken.

(Der Beschluß folgt.)

Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde.

(Fortsezung.)

Wie hat aber in diesem Allem er gestanden? wie hat der Dichter sich gehalten? Man muß zur Steuer der Wahrheit sagen, vollkommen nobel, würdig, mit Zartheit in der schönen Mitte festgehalten. Die Aufgabe war wohl darnach, einen, der minder war denn er, in nicht geringe Verlegenheit zu sezen. Auf der einen Seite der Reiz der Lockung und das grüne Leben, das ja der Dichter vor Andern zu vertreten berufen ist; auf der andern das Lächerliche, das mit gehobenem Finger und spöttischem Blicke hinüberdrohte; dazwischen war der schmale Pfad durch keine Ueberlegung zu ermitteln, nur in sich gesicherter Instinkt konnte auf die rechte Straße führen. An gutem Instinkte aber hat es seinem Naturelle nie gefehlt, und wie er erst ihm sich anvertraut, konnte er in seinem Benehmen nicht irre gehen. Er hatte ihn gleich in's Edelschöne zurückgewiesen; ein Gebiet, in dem er immer vollkommen Bescheid gewußt, und in dem er daher sich schnell zurechtgefunden und die schickliche Haltung bald gewonnen. Wie daher erst das Eis gebrochen war, mit dem er in alter Gewohnheit gegen Sturm und Ueberraschung sich gepanzert, floß er klar und hell und krystallen hin, und gab nun allen den Bildern, die sie in ihn hineingezaubert, in seinem Spiegel die rechte Fassung. In seinem tiefsten Grunde quoll verborgen ein Brunnen süßen, milden, lautern Oeles auf; wollte die Oberfläche sich kraus ziehen und machten die Wellen Miene, sich hohl über ihr zu brechen, dann ging der Brunnen stärker über, die quellende Milde stieg in ihrer Leichtigkeit zur Höhe hinauf, breitete sich gemach aus über die wogende Fluth, die steigenden Wellen ließen

sich gesänftigt zurückdrängen in die Vertiefungen, die Fläche fand sich bald geebnet und der Spiegel wieder hergestellt. Gingen in ihr die Geister höher und wollten die Ufer überbrausen, dann führte er mit flacher Hand die Wellenlinie an ihr hinunter, und unter dem kalmirenden Striche besänftigten sich die Wirrgewordnen; Ebenmaaß kehrte in alle Lineamente zurück, und sie wurde wieder hellsehend wie zuvor. Wollte das allzusehr bewegte Herz die Mensur verlieren, dann hielt er einen Finger ihm entgegen; ein Funke schlug herüber und der Schlag war wieder geregelt, wie er sollte. Er sagt in seinen Briefen zwar wenig Anderes als aller! und immer aller! aber er weiß es immer neu zu wenden, und indem er es mit vielfachen Beziehungen, bedeutungsvollen Winken und liebreichen Reden durchflicht, versteht er dem Bedürfnisse des Augenblicks jedesmal zu genügen, daß die Empfindung immer neuen Schwung erhält und die Flamme, in Sandelholz gezündet, wieder hell aufleuchtet, ohne je aufzulodern oder in Darbung auszugehen. So gewinnt unter seiner kunstreichen Hand, indem das ungestümm Vordrängende sich temperirt, Jedes sein rechtes Maaß, er selbst aber fühlt wohlthätig von der Wärme sich berührt und durch sie wieder zum Fluß gebracht, von innerer Herbigkeit und Spröde sich befreit. Dem Allem zum Zeugnisse stehen die mancherlei Sonette da, die aus diesem Verhältniß aufgeblüht; was sie in der Begeisterung in ihren Briefen hingegossen, das hat er in lindem Druck des Fingers mit geschmeidiger Form umschrieben, und so ist es zum tadellosen Gedicht geworden, das wie eine lebendige Blume im Dichtergarten blüht.

Aber wie denn nun? ist das Kind, das er im Arm getragen, etwa das gewesen, das ihm zum Voraus verkündigt worden? Es will beinahe den Anschein gewinnen, als sey es so gewesen, läßt man sich von ihm in die Kinderjahre führen und hört man die Mährchen, die es aus diesen Tagen zu erzählen weiß. Damals ist auch ein Spruch an's Kind gekommen, der den andern ergänzen sollte, und ein Räthsel war ihm aufgegeben, das das andere lösend, in ihm wieder Lösung zu finden gestellt gewesen. Als damals das Kind seine Naturmystik getrieben und den Löwenmäulchen die kleinen Rachen aufgesperrt, da haben sie den Spruch leise ihm zugeflüstert; im Thlaspi, dem Hirtentäschchen, war er, zierlich geschrieben, wohl aufbewahrt, die kleinen Vögel im Neste haben ihn ihm zugezwitschert, und die Nachtigall hat ihn dem Horchenden geschlagen; dort wandelnd auf dem Thurme, haben die Luftgeister ihn in Windeswehen eingezeichnet, und mit bebendem Fuße hat die Nachtwandlerin ihn nachgeschrieben; die Salamander haben ihn mit Feuerzungen dort am Brunnen zugezischelt, und das Wasser hat ihn wie im Echo zurückgegeben, und selbst das Eis hat im Vorbeirauschen ihn eilig zugerufen, als sie dort in der Wanne sich im Main gewiegt. Alle diese Stimmen haben zum Orakelbaum sie hingewiesen, und ihnen folgend, hat sie in Zeiten schon seinen Wurzeln nachgegraben, um in ihnen sein Gewächs aus dem Grunde zu erkennen. Darum hat sie zu den Füßen der Mutter so manchen Tag gesessen, und ihr Alles abgehört, was den Unbekannten ihr kenntlich zu machen dienen sollte. Und wie ganz anders lernt man aus dem, was sie uns über ihn aufbewahrt, seine innerste Natur erkennen, als in den Worten, in denen er selbst in Dichtung und Wahrheit sie ausgelegt! Da sind die Draperien alle zierlich in Falten gelegt, alles störende Licht ist durch künstliche Blendung abgehalten, das Bübchen muß malerische Haltung haben, und ein kleiner, leuchtender Punkt glimmt schon an der Stelle, die künftig der Stern bedeckt. Hier aber alles klare, frische Jugend, wie sie eben aus dem Steine quillt: kühl, vom Naturgeiste noch durchweht, und darum ohne alle Abgestandenheit erfrischend. Und wie geschickt hat die kluge Späherin die Springwurzel, deren sie sich dadurch bemeistert, zu handhaben verstanden, um diesen verschlossenen Charakter schnell aufzuschließen; wie hat sie ihn in allem Verkehr, den er mit ihr gepflogen, in diese Ursprünglichkeit zurückzuversetzen gewußt, daß er sich gegeben, wie ihn Gott gemacht in all seiner Lieblichkeit, und nicht, wie er sich selbst künstlich zugestümpert. Diese Natürlichkeit ist der vornehmste Liebreiz in diesem Verhältnisse gewesen, wo Er, einem Adler gleich die Schwingen regend, wie Waldhorn-Tonwogen über Land und Leute gießt, Sie aber gleich der Nachtigall ihn mit ihren Schlägen umwirbelt, und die Töne nun in zierlich gewundenen Spiralen sich durcheinanderwinden, bis sie, immer steigend, oben in einem Hauch vergehen.

So weit paßte Alles gut auf jene Voraussetzung, aber Hauptumstände wollten sich in keiner Weise fügen. Die Götter pflegen die drei dramatischen Einheiten gar sehr zu respektiren, und was sie für einander bestimmt, wissen sie mit großer Geschicklichkeit in Zeit und Ort und Handlung zusammenzuführen. Hier aber war offenbar ein Verstoß geschehen: entweder hatte sich das Kind verspätet, oder die drängende Zeit hatte allzusehr geeilt, und als der Schnellwagen abgegangen, da waren die Generationen mit einander verwechselt worden; statt der Tochter war die Mutter eingestiegen und mithin vor der Zeit angelangt, und wie die Tochter nun am nächsten Posttag nachgeeilt, fand sich, daß sie zu spät gekommen. Der Dichter seinerseits aber war dort zu spät, hier zu früh eingetroffen. Eine ganze Generation hatte sich also zwischen Beide einzudrängen Zeit gefunden, und über diese Kluft mag nur der Teufel eine Brücke bauen. Darüber war auch der Dichter stutzig worden; oft hatte er sein Horoskop und ihr Horoskop vergleichend geprüft,

immer auf's Neue die Ziffern durchgerechnet, ob etwa ein Verstoß sich entdecken lasse: Alles hatte unnütz sich bewiesen, die Zahlen wollten nicht zusammentreffen. Um der Sache auf den Grund zu kommen, hat er dem Kinde das Räthsel aufgegeben:

Zwei Worte sind es, kurz, bequem zu sagen,
Die wir so oft mit holder Freude nennen,
Doch keineswegs die Wesen deutlich kennen,
Wovon sie eigentlich den Stempel tragen.
Es thut gar wohl, an schön beschlossenen Tagen
Eins am andern kecklich zu verbrennen,
Und kann man sie vereint zusammen nennen,
So drückt man aus ein seliges Behagen.
Nun aber such' ich ihnen zu gefallen,
Und bitte, mit sich selbst mich zu beglücken;
Ich hoffe still, doch hoff ich's zu erlangen:
Als Namen der Geliebten sie zu lallen,
In einem Bild sie beide zu erblicken,
In einem Wesen beide zu umfangen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, April.

(Fortsetzung.)

Rottmanns italienische Landschaften.

Im dreizehnten Bilde finden wir uns auf der Straße nach Neapel in Terracina, berühmt wegen seiner herrlichen Lage mit der weiten Aussicht in's unbegrenzte Meer, berüchtigt wegen seiner in Musik und nicht in Musik gesezten Briganten. Auch an den Lago averno werden wir geführt, früher der Eingang zum Orkus, wo die „kimmerische Finsterniß“ herrschte. Cicero hatte hier seine Villa academica und schrieb hier seine quaestiones academicas. Ueberall ist hier der Boden von Vulkanen durchglüht, und giftige Schwefeldünste steigen aus unzähligen kleinen Kratern auf. Bald stehen wir an dem herrlichen Golf von Bajä, der sich uns in Morgenbeleuchtung zeigt; jene üppige Badestadt Bajä, das Spaa der Alten, wo die reichen, wollüstigen Römer ihre prächtigsten Palläste, Villen und Gärten aufführen ließen und der verschwenderischste Luxus sich mehr als orientalische Pracht zu schaffen wußte, das von Horaz und Properz besungene Bajä hat jezt nur noch Schutthaufen und Ruinen alter Herrlichkeit aufzuweisen; nur die Natur lächelt hier noch eben so lieblich und heiter, wie ehedem. Jezt schiffen wir uns nach der Insel Ischia ein, und landen bald in der kleinen Bucht von Casamicia, der gewöhnliche Aufenthalt des Königs von Bayern, wenn er die dortigen Bäder besucht. — Der sicilische Cyklus beginnt mit der Hauptstadt Palermo (siebzehntes Bild), dessen Lage eben so schön, als seine Architektur — man braucht sich bloß an den monströsen Geschmack der Prinzen Palagonia zu erinnern — außerordentlich schlecht ist. Darauf führt uns der Künstler vor die ungeheuern, riesenhaften Tempelruinen von Selinunt, die der poetische Reisende Kephalides in ihrer erschütternden Wirkung auf das Gemüth des Fremden mit dem Kolossenm in Rom vergleicht. Rottmann hat den ergreifenden Moment, in welchem diese großartigen Reste sich uns darstellen, noch durch ein furchtbar wütendes Ungewitter und durch den vom Bliz erschlagenen Wanderer, neben dessen Leiche der heulende Hund sizt, zum Tragischen gesteigert. Girgenti, das frühere Agrigent, einst nach Syrakus die größte Stadt in Sicilien, deren Einwohner wegen Wohllebens, Pracht, Eleganz und Gastfreiheit berühmt waren, so daß Empedokles von ihnen sagte, sie äßen und tränken, als wenn sie morgen sterben sollten, und bauten, als ob sie ewig zu leben gedächten. Traurige Trümmer sind die Spuren früherer Herrlichkeit, und hier, so wie im nächsten Bilde, der Tempel der Juno Lucina, glühet über dem Moder des alten Glanzes noch dieselbe Sonne, wölbt sich derselbe tiefblaue Himmel, wie vormals. — Wer jezt Muth hat, kann den Aetna bis an den Rand seines Kraters besteigen, um sich an den Qualen des „hunderthäuptigen Typhons“ zu weiden, während der ängstliche Führer seine Stoßgebete zur heiligen Agathe schickt. Doch hat uns der Künstler die Wahl gelassen. Wir sehen den Aetna im Hintergrunde der mehrere Stunden weit sich hinstreckenden Ebene, die in einer bewunderswürdig schönen Perspektive gehalten ist. Leicht dampft der Krater, und die glänzenden Lava- und Schneefelder mahnen uns an die Gefahren und Beschwerden des Ersteigens. Ob wir beim Theater von Taormina mehr als Antiquare die uns noch in der Zerstörung erhaltenen Herrlichkeiten des merkwürdigsten Theaters, oder die himmlisch schöne Landschaft, den blauen, majestätischen Meeresspiegel, der uns durch die Bogenreste und Thore entgegenleuchtet, die grünen, üppigen Wälder und Triften, die sich rechts in schönen Linien hinziehen, bewundern sollen, darüber hat uns der Künstler selbst durch den Zauber seiner Farben, wie seiner Poesie in Zweifel gelassen. Unbedenklich dürfen wir dieses Gemälde für das schönste unter Rottmanns Fresken erklären. Unsern Homer und Theokrit sollten wir jezt im Kopfe oder wenigstens in der Tasche haben; der lebendige Wellenschlag des Meeres wälzt unser Fahrzeug an den Kyklopenfelsen vorbei, wir hören Polyphem seine Seufzer der spröden, lieblichen Galathea nachstöhnen, nur hüten wir uns, daß das Ungethüm uns nicht solch einen mächtigen Basaltfelsen nachschleudert, wie einst dem Odysseus. Syrakus, die einst so üppige und mächtige Stadt, deren Mensae Syracusanae durch die ganze Welt berühmt waren, sehen wir jezt von dem erhabenen Standpunkte eines alten Theaters aus, den der Künstler wählte, um sich ein genuß- und bedeutungsreiches Rundgemälde zu verschaffen, auf der kleinen Ortygia verkümmert zwischen zwei Häfen liegen, in denen früher eine Seeschlacht geliefert wurde, und die gegenwärtig gänzlich verschüttet sind. Noch immer glüht der Aether im flammenden Abendroth, und noch immer sprudelt die Dichterquelle der Arethusa. Das blühende Messina, an der wogenden Meerenge, mit seinen Pallästen, Klöstern, Kirchen u. s. w., umgeben von einem paradiesischen Garten, wo die goldene Frucht des Südens ewig blüht und wächst, söhnt uns auch mit der Gegenwart aus. — Wir können uns jezt, um in unser Vaterland zurückzukehren, jener Karavane anschließen, welche über den hügeligen Vordergrund theils zu Pferde, theils in von Maulthieren getragenen Portechaisen dahinzieht; doch müssen wir vorher wohl bescheiden um Erlaubniß fragen, denn es ist der Zug König Ludwigs (damaligen Kronprinzen), der mit seinem Gefolge sich auf die Rückreise begibt, und den wir selbst, allen Uebrigen vorangesprengt, auf einem Schimmel reiten sehen. Hinüber über die Meerenge geht's jezt, nach dem freundlichen Reggio, der Hauptstadt der Provinz Calabria ulteriore, wo man das Zauberspiel der Fata Morgana zu beobachten pflegt. Wir können von hier aus noch einen Scheideblick auf Siciliens Küste, auf Messina und den dampfenden Aetna werfen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 85.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 9. April 1835.

Unwiderruflich dorrt die Blüthe,
Unwiderruflich wächst das Kind;
Abgründe liegen im Gemüthe,
Die tiefer als die Hölle sind.

Platen.

Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde.

(Fortsetzung.)

Das Kind rieth und rieth wieder hin und her; waren's die beiden Naturen? die beiden Frauen? es war nicht auszurathen, bis später am Tage, als die Todesbotschaft angelangt, wo es dann wieder zu spät gewesen. Das Nichtgelingen hatte den Dichter noch sorglicher denn zuvor gemacht. Wir wissen schon, mit der anbefohlnen Abstinenz war's nicht gelungen, über dem verdrießlichen Zuwarten waren ihm Zeit und Weile lang geworden, und er hatte sich verplempert. Draußen galt bei ihm die Zweifelderwirthschaft, im Hause führten die zwei Frauen ein doppelt Regiment, die Eine über, die Andere unter der Erde, und es ging, wie überall, wo's zweiherrisch ist, bunt genug schon durcheinander. Sollte er nun gar die Dritte einführen; welcher Gott und welcher Heros hätte dem Bequemen dann den Hausfrieden auch nur eine Stunde zu wahren vermocht! Also wurde der Herr bedenklich und immer bedenklicher, und steckte zuletzt auch das Kind, das doch sonst eine gute Natur hatte, mit seiner Bedenklichkeit an.

Da kam ein Jüngling über die Berge dahergeschritten, blühend in schöner Jugendfülle, er auch wohlgethan und edel in der Seele, in Gestalt und Haltung frisch und wacker und fröhlich in all seinem Thun. Der geistigen Gaben viele waren auf sein Haupt gelegt; aus gutem Metall ergossen und erhauen war das Bild, und mit Anmuth umflossen sein ganzes Wesen. Auch ihm war die Gabe des Gesanges in den Mund gegeben, und Scherze umblühten ihn, wohin er den Schritt gelenkt. Mochte er nun, einem Schwane gleich, mit schön gebogenem Halse langsam über den Wasserspiegel gleiten, von Gesangeswellen umspielt und eine leuchtende Furche hinter sich ziehend, oder auch wie der Delphin sich auf diesen Wogen wiegend schaukeln; mochte er als Edelfalke leuchtenden Auges durch die Lüfte schießen und der Beute seines Witzes harren; mochte er mit den Flammen der Begeisterung spielen und sich ergötzen, wie sie ihm gleich jungen Löwen die Hände mit den Feuerzungen leckten: überall war er gleich zierlich, anmuthig und adelig, und dabei, wie mild, so verlässig in fester Treue. Die Erscheinung ging nicht unbemerkt vorüber, auch das Kind begann im Horoskop zu ziffern und zu berechnen, und seltsam! hier wollte Alles zusammentreffen und ineinanderklingen, Morgenlicht und schlummererwachte Blume, Abendlicht und in Schlaftrunkenheit sich schließende. Was sich reimte, einte sich auch bald zusammen, so hatten, wie es scheint, die Götter es gemeint; Poesia, die Erstherübergekommene, war für den älteren Dichter die

Rechte, dem jüngern gehörte die Zweitgekommene an, und jener mußte abstehen. Und darin vor Allem hat er seine verständige Klugheit und das schöne Ebenmaß seiner Natur bewährt, daß er, als nun die Wahlverwandtschaften am Gesichtskreis aufgegangen, zur rechten Zeit abgebrochen und nicht etwa den Silberfaden bis zu den Schlacken ausgesponnen. Im Himmel freit man nicht und läßt sich nicht freien; die Genialen könnten es eben also halten, thun sie aber gleich den andern Menschenkindern, dann müssen sie sich auch den Gesetzen fügen, in denen diese das im Durchschnitt Beste, Schicklichste, Mindestnachtheilige ausgefunden und festgestellt.

So ist es um Ursprung und Grund dieses Buches bestellt, dem, wie kaum zu zweifeln, eine sehr in Zwiespalt getheilte Aufnahme werden wird. Schwerlich wird es schimpflichem Loben, wie rohem Zertreten und schmutzigem Betasten entgehen; wer mit nackter Seele also heraustritt in die Welt, in einer in der Schlammgrube langsam dahin rinnenden Zeit, wie die gegenwärtige, muß sich gefaßt machen auf's Märtyrthum für die Indiskretion, die er begangen. Es wird die dieser Liebesmystik noch abgehende Mortifikation nachträglich ergänzen, und so genommen, sich ertragen lassen. Aber gegen diese Mystik selbst, als Gattung betrachtet, werden auch die Ernsten im Lande, obgleich Petrarca sie hoch zu Ehren gebracht, nicht geringes Bedenken zu Tage legen, weil sie zugleich zu tief und zu hoch sich stellend, kaum dem Vorwurfe der Unnatur sich entziehen mag. Zu tief wird ihr Standpunkt solcher Urtheilsweise erscheinen müssen, weil sie, zwar in löblichem Streben überall auf die Einheit dringend, doch nicht bis zur rechten und innersten vorgedrungen, sondern auf halbem Wege umkehrend, bloß mit einem Scheinbilde derselben sich begnügt. Und weil nun der Schein, so urtheilt diese strengere Ansicht weiter, nimmer einstehen kann für das Wahre und Rechte, so müsse die Einbildungskraft aufgeboten werden, um das Fehlende zuzulegen, und die, in ihrer Willigkeit gar leicht erbeten, drängt und treibt und begeistert immer tiefer in die Illusion, daß der Staub der Erde über sich hinausgewirbelt, als das Unvergängliche begrüßt wird, und in falscher Strahlenbrechung das flüchtige Meteor als Standstern des Himmels erscheint. Daraus müsse dann jener auf den Höhen opfernde Götzendienst sich entwickeln, der, indem er auf ein, wenn auch noch so reich begabtes Haupt alle die Namen und Ehrenlege, die nur von Einem mit Wahrheit ausgesagt werden können, an diesem Raub ausübe, sich selber aber mit einem geschnizten Bilde in seinen besten Gefühlen täusche und hintergehe, und überdem auf der andern Seite ähnliche noch schlimmere Täuschung hervorrufe. Daran knüpfe sich dann auch mit beinahe unabwendbarer Nothwendigkeit jene hohle, leere, dem Christenthum durchaus feindliche Naturbegeisterung, die, statt die Natur zum Spiegel der Religion zu machen und sie dadurch, von höherer Weihe berührt, über sich selber zu erheben, umgekehrt die Religion zum Spiegel der Natur degradirt, diese dadurch in heidnischer Weise vergöttert, jene aber profanirt und materialisirt, und sich nun befugt hält, mit dem wegwerfendsten Dünkel über die Entwürdigte hinzufahren, wie wir davon die merkwürdigsten Proben uns haben gefallen lassen müssen. Da tauchen dann Lehren auf, gleich zweideutiger Art, wie die Stimmung, aus der sie hervorgegangen, z. B.: „Die Philosophie ist Symbol der Leidenschaft zwischen Gott und dem Menschen, die Liebe aber ist Metamorphose der Gottheit: Gott ist Mensch geworden im Geliebten. Dieselbe Liebe ist aber auch Stimme des Gewissens, was ihr nicht zusagt, ist Sünde, die nur durch ein Abwenden aus der Umarmung der idealischen Liebe geboren wird. Sie ist aber auch der Genius in dir: liebst du, dann nimmt er sinnliche Gestalt an, du liebst ihn dann in dem Geliebten, wie du mit ihm bist, wenn du allein weilst in der Einsamkeit. Selbstbeherrschung ist daher, wenn deinem Genius die Macht über deinen Geist gegeben ist, die der Liebende dem Geliebten einräumt; denn das ist die rechte Selbstbeherrschung, die sich durch ihn beherrschen läßt. Sey darum mit deinem Genius, so bist du auf dem geraden Wege zum Himmel; denn nur was eine Kluft bildet zwischen dir und ihm, ist Sünde; nichts aber ist Sünde, was nicht mit ihm entzweit, weil er die göttliche Freiheit ist in uns, und so kann denn auch nur er die verlezte Unschuld wieder herstellen. Er ist das innere Auge, und wenn wir wissen, daß alle äußern Augen dies eine innere Auge sind, so thun wir Alles ihm zu lieb; denn unser Trieb, schön zu handeln, ist der Trieb, diesem Auge wohlgefällig zu erscheinen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Europa und der Orient.

(Beschluß.)

Bereits ist bekanntlich eine Menge meist sehr reichhaltiger und wichtiger Werke über indische Literatur erschienen, aber noch ist unendlich viel zu thun. Besonders sind noch die Vedas auszubeuten, die für den Indier das sind, was dem Christen die Bibel ist. In dieser Sammlung, die sich aus dem höchsten Alterthum herschreibt, haben die Braminen den ganzen Schatz ihrer physischen und metaphysischen Kenntnisse, ihrer theologischen und moralischen Lehren niedergelegt, und in diesen unschätzbaren Büchern spiegelt sich die ganze Urzeit, die

patriarchalische Welt des merkwürdigsten Volks. Was man bis jezt von den Vedas wußte, beschränkt sich so ziemlich auf das, was der berühmte Colebrooke in seiner gelehrten Abhandlung gab, auf die Fragmente, welche der Bramine Ram-Mohun-Roy in's Englische übersezt, und das Stück des Rigveda, das Rosen zu London herausgegeben hat. Desto wichtiger erscheint das neue Pariser Unternehmen, wovon der Prospektus vor uns liegt.

Einer der wichtigsten Theile der Vedas sind die Oupanichats, Sammlungen physischer und metaphysischer Betrachtungen, welche eigentlich die Grundlage der bramanischen Theologie und Philosophie bilden. Diese Bücher nun werden gegenwärtig zu Paris nach den auf der Londoner und Pariser Bibliothek befindlichen Handschriften von Poley herausgegeben. Bereits ist damit der Anfang gemacht; dem Text werden die Glossen der indischen Commentatoren, die zum Verständniß unentbehrlich sind, und eine Uebersezung beigegeben. Zu gleicher Zeit soll aber das wißbegierige Publikum auch mit dem System der Vedanta, das heißt der orthodoxen, auf die Vedas gegründeten Philosophie bekannt gemacht werden, und zwar durch Herausgabe der Sharirakas-Soutras, oder Vedanta-Soutras, mit dem Kommentar des berühmten Sancara-Atcharya, der das merkwürdige System am vollständigsten entwickelt hat. Dieses Werk gibt den eigentlichen Schlüssel zum Tempel indischer Weisheit. Sançara entwickelt im kräftigsten Styl, mit dem höchsten Scharfsinn Lehren, denen die europäische Einbildungskraft in ihrem transcendentalen Fluge oft kaum folgen kann, die aber auffallend an die Spekulationen der ältesten griechischen Philosophie erinnern. Dieser Schriftsteller ist gewissermaßen der indische Aristoteles, sofern er für den eigentlichen Repräsentanten der indischen Weisheit gelten kann. Er lebte zu einer Zeit, wo der Bramanismus bereits seit Jahrhunderten im Sinken begriffen war; eine Menge neuer Sekten waren aufgestanden, an deren Spitze die Buddhisten als die furchtbarsten Feinde der alten Lehre erscheinen, und Sancaras Bestreben im angekündigten Werke ging nun dahin, den Vedas ihre alte Autorität wieder zu erobern und die alte Einheit im Glauben herzustellen. Wirklich bewundernswürdig ist die Gewandtheit seines Geistes und die Schärfe seiner Dialektik, Eigenschaften, in denen er den Griechen um nichts nachsteht; seine Schwächen und Irrthümer aber sind bloß die allgemeinen des ganzen Kulturzustandes, dessen beredtestes Organ er ist. Sancarâ lebte im achten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Sein Werk ist zugleich die erste Probe indischer Prosa.

Indem wir die deutschen Liebhaber der indischen Literatur auf das neue Unternehmen aufmerksam machen,* theilen wir zum Schluß einige Säze aus einem berühmten Oupanichat, Kathaka genannt, in Uebersezzung mit.

„Wisse, der Geist ist der Herr des Wagens, und der Wagen ist der Leib. Wisse, der Verstand steht auf dem Wagen und lenkt ihn, aber das Herz hält die Zügel. — Die Sinne stellen die Rosse vor, und der Wagen rollt über die Sinnengegenstände wie über einen gebahnten Pfad. Aber die Weisen erblicken in diesem Bunde von Geist, Sinnen und Herz ein einzig Wesen und nennen es das Wesen, das genießt. — Der Mensch, der die Erkenntniß nicht hat und dessen Herz immer fern geblieben dem höchsten Geist, der wird fortgerissen von den unlenksamen Sinnen, wie von wilden Rossen. — Der Mensch aber, der die Erkenntniß hat, und dessen Herz den ewigen Bund geschlossen mit dem höchsten Wesen, der gebietet den Sinnen, und die Sinne gehorchen ihm, wie gut gezähmte Rosse. — Der Mensch, der nichts weiß und dessen Herz ewig zerstreut ist, ist unrein; er gelangt nicht zum höchsten Wohnsitz, er kehrt zurück zur vergänglichen Welt. — Nur wer die Erkenntniß hat, nur wessen Herz gesammelt ist für und für, nur der ist rein; er gelangt zum höchsten Wohnsitz und kehrt nicht wieder zur Erde. — Ja, derjenige, dessen Wagen die Weisheit lenkt, der sein Herz gebändigt, der landet am andern Strande der Welt und geht ein in Vichnous obersten Wohnsitz. — Die Sinnengegenstände sind über den Sinnen, über den Sinnen ist das Herz, über dem Herz der Verstand, über dem Verstand die große Seele. — Ueber der großen Seele ist das Unsichtbare, über dem Unsichtbaren ist der höchste Geist; über dem höchsten Geist ist nichts, er ist das Ziel, der lezte Punkt der Reihe. — Dieser Geist ist verborgen in allen Wesen und nirgends sichtbar; aber wessen Auge durchdringt bis zum feinsten Stoff, der gewahrt ihn wohl mit der Schärfe des Verstandes, der sich streng auf Einen Punkt richtet. — Wachet auf, erhebet euch, kommt heran zu den großen Lehrern und höret. Die Weisen sprechen: schwierig ist der Pfad, der zur Erkenntniß der Wahrheit führt, man wandelt darauf, wie auf der Schärfe eines Schermessers."

* Beide Werke werden hundert Bogen lithographirten Text in 4. umfassen; monatlich erscheint eine Lieferung von fünf Bogen, nebst Uebersezung.

Korrespondenz-Nachrichten.

Turin, März.

Ein seltenes Jubelfest. Stiftungen. Akademie.

In unserer Administration, die täglich an Klarheit, Ordnung und Rechtlichkeit gewinnt, trug sich vor Kurzem

ein seltener und rührender Fall zu. Der Baron Alexandre, Präsident des Obertribunals in Chambery, war hundert Jahre im Dienst, und zwar noch im aktiven, denn er wohnte noch regelmäßig den Sitzungen seines Gerichtshofs bei, theilte rüstig seine Arbeiten und konnte den um ein halbes oder zwei Drittheil Jahrhundert jüngern Richtern zum Muster dienen. Nie war er einen Augenblick krank gewesen. Zwei seiner Söhne, gleichfalls Tribunalspräsidenten und Provinz-Intendanten, auch hochgeachtete, aber schon bejahrte Männer, waren zur Feier dieses Tages gegenwärtig, der mit kirchlicher Feierlichkeit begonnen wurde, an der die Präsidenten und Oberrichter aus vielen Theilen des Königreichs, mit der ganzen, sehr zahlreichen Familie des Jubelgreises, bestehend aus Ur-Urenkeln, Urenkeln, Enkeln und Enkelinnen, Theil nahmen; hierauf wurde eine Gerichtssizung unter seinem Präsidium gehalten, an der er, wie gewöhnlich, thätigen Theil nahm. Später wurde ihm in einem großen Saale des Tribunals ein Bankett gegeben, wo ihm der Gouverneur von Savoyen im Namen des Königs zu seinem Feiertag Glück wünschte und ihm das Großkreuz des St. Lazarusordens überreichte. Sehr angenehm wurde der Jubelgreis überrascht, als ein Musikchor in einem Nebenzimmer das bekannte Lied: où peut on être mieux qu'au sein de sa famille, zu spielen begann. Er sang selbst mit lauter Stimme mit, und erst Abends zehn Uhr ging man auseinander. Er bestand darauf, nach alter Weise zu Fuß nach Haus zu gehen. Sieben Monate darauf präsidirte er wie gewöhnlich, und sprach eben, da kam der Tod und rührete ihn sanft an; denn er sank zwar sogleich todt von seinem Lehnstuhl, die gewöhnliche Freundlichkeit war aber noch immer auf seinen Lippen, ja auch im Sarge hatte er sie noch. Er war hundert-und-zwanzig Jahre alt.

Es ist kein Wunder, wenn sich die bildenden Künste und die Musik jezt bei uns mehr heben, als früher; denn nicht allein der Hof und die Regierung thun alles Mögliche dafür, sondern auch Privatpersonen. Die Gräfin Tornielli di Vergano stiftete in ihrer Vaterstadt Novara eine Schule für Künste und Handwerke in zwei Abtheilungen nach den Geschlechtern, mit den nöthigen Sammlungen, Einrichtungen und einer Kunstbibliothek. Viermal-hundert-tausend Lire wurden dazu als Fonds hergegeben. Ein Herr Gimelli in Genua hat zwei nicht minder verdienstliche Stiftungen gemacht, zuerst ein Hospital für arme, gebrechliche Leute, und dann eine Erziehungsanstalt für arme Mädchen. Die Akademie der Wissenschaften bekümmert sich jezt mehr um das nordische Ausland, wiewohl keines ihrer ordentlichen Mitglieder Deutsch genug versteht, um ein wissenschaftliches Buch in dieser Sprache lesen zu können. In der lezten Zeit wurden Berzelius in Stockholm, A. Humboldt in Berlin, Gauß in Göttingen, Mai in Rom und Savigny in Berlin zu Mitgliedern der Turiner Akademie ernannt.

(Die Fortsezung folgt.)

München, April.

(Beschluß.)

Rottmanns italienische Landschaften.

Der Künstler führt uns jezt in einem kleinen, von den muthwillig gaukelnden Wellen geschleuderten Schiffe an der unheimlichen, gefährlichen Scylla vorbei. Ganz nahe ist unser Fahrzeug dem unheildrohenden Felsen, und wir könnten leicht einen gewissen Tod in der klassischen Brandung finden. Doch unsere Schiffer wissen die unsichern und schwierigen Stellen im Homer oft besser zu überwinden, als unsere Philologen, sie steuern uns sicher vorbei, und wir brauchen die heulende Charybdis nicht zu fürchten. Cephalu, der sicilianischen Intendantur Palermo gehörig, ist unser leztes Reiseziel. Noch einmal führt uns der Künstler als treure Reiseerinnerungen blauen Himmel, antike Trümmer, Meer und Felsen und südliche Früchte vor. Ein paar dunkle sicilianische Bursche, in einem Kostüm, welches, wie das des ersten Menschenpaares im Paradiese, auf die glühende Sonne hindeutet, brechen sich die köstlichsten indischen Feigen von dem wildwachsenden Baume im Vordergrunde. In einer bescheidenen Ecke des Gemäldes bemerken wir auch die kurze Inschrift: Karl Rottmann, angefangen im Jahre 1830, vollendet im Jahre 1834. — Die meisterhafte Auffassung und Ausführung all dieser Bilder zu detailliren, wäre überflüssig. Der Künstler hat die Natur in ihren poetischsten Stimmungen belauscht, und was er sah, was er fühlte, das konnte er uns mit Zügen und Farben getreu wiedergeben. Rottmann hat mit dem Auge gemalt. In Fernungen und Mittelgründen nähert sich unser Künstler dem Meister Claude Lorrain, in seinen Vorgründen hat er ihn, man darf sagen, übertroffen. Auch bei ihm findet man, wie beim Claude, jenen schwimmenden, ätherischen Duft, welcher in der Natur die verschiedenen Tages- wie Jahreszeiten bezeichnet, durch alle Abstufungen bis auf die weiteste Ferne geführt, ohne daß die Lokalfarben die mindeste Störung dadurch erlitten. Rottmann hat mit ergreifender Wahrheit die frische Morgenluft mit ihren leichten Nebeln, wie den drückenden, glühenden Scirocco gemalt. Die Staffagen, womit der sinnige Künstler sehr sparsam war, um die poetische Ruhe der Landschaft nicht zu stören, sind überall höchst malerisch und sinnreich angeordnet, wie ausgeführt. Hier ist er größer, als Claude, der keine Staffage zeichnen konnte, und der von sich selbst sagte: „Die Landschaft lasse ich mir bezahlen, Figuren und Vieh gebe ich oben ein." Claude Lorrain, der längere Zeit in und um München lebte, konnte gewiß keinen würdigern Nachfolger, als unsern Rottmann finden. Ueber jeder der landschaftlichen Fresken befindet sich ein Distichon von unserm allverehrten König, von denen ich zum Schlusse einige anführen will.

Acqua acetosa.

Flieh aus den Mauern von Rom, um Rom, das alte, zu fühlen,
Flieh in die Einsamkeit her, wo es sich lebet dem Geist.

Ruinen Roms.

Stumm nun stehet ihr da für die Menge, jedoch den Geweihten
Redet ihr laut, so daß Alles darüber verstummt.

Campagna di Roma.

Oede immer dem Blick, am bevölkertsten aber dem Geiste
Bist du, stilles Gefild, denn die Vergangenheit lebt.

Lago averno.

Wo der Unterwelt düstern Eingang das Alterthum sezet,
Wandeln in lichter Natur jezo die Menschen vorbei.

Selinunt.

Schaudernd wich Poseidon für immer, für immer Demeter,
Kypris nur blieb hier. Ewig die Liebe besteht.

Das Theater von Taormina.

Wo einst mächtig ergriffen die Tausend und Tausende saßen,
Fliehet die eilende Zeit einsam beständig vorbei.

Beilage: Kunstblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 86.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 10. April 1835.

— Ein Räthsel ist des Menschen Herz:
Oft flammt der Wunsch, unendlich fortzuwandern,
Unwiderstehlich herrlich in uns auf.

Hölderlin.

Abschied von Frankreich.

Von Lamartine.

Uebersezt von G. Schwab. *

Wenn eines raschen Segels Falten ich
Hingebe, was von Ruh' und Glück mir ward,
Wenn ich des tück'schen Elementes Flug
Zween Theile meines Lebens, Weib und Kind,
Vertraue, wenn so reicher Zukunft Lust
So vieler Herzen Schlag dem Wogenspiel,
Dem Sand, den Wolken überlassen will,
Ohn' andres Pfand für eine Wiederkunft,
Als einen Mast, vom Mittagswind gebeugt:
So ist's nicht, weil des Goldes Durst ein Herz,
Das bess're Schätze sich gesammelt, quält,
Nicht, weil an mir die heiße Sucht nach Ruhm,
Den noch vergänglicheren, zehrend feilt,
Noch weil in uns'rer bösen Zeit das Glück
Mir Dante's Kost, das Salz des Elends, beut,
Weil wankelmüthiger Parteien Zorn
Die väterliche Schwelle mir zerbrach.

Nein, weinend lass' in eines Thales Grund
Ich schattenvolle Bäume, Feld und Haus,
Noch warm von der Erinnerungen Schaar,
Von manchem Blick am Horizont begrüßt.
Dort winken Ruheplätzchen mir im Holz,
Wo das Parteigeräusch nicht widerhallt,
Wo statt des bürgerlichen Sturms mein Ohr
Nur Freud' und Benedeiungen vernimmt.

Dort zittert, weil ihn unser Bild umgibt,
Ein greiser Vater, wenn der dumpfe Laut
Des Windes durch die alten Zinnen fährt,
Erhebt sich, betet zu dem Herrn des Sturms,
Den Wind zu messen nach der Segel Kraft;
Und fromme Bauern, Diener ohne Herrn,
Die suchen auf dem Rasen uns're Spur,
Und Hunde, die sich sonnen vor der Thür,
Bei meinem Namen murren liebevoll.

Mir wurden Schwestern, an der gleichen Brust
Genährte, Zweige, die am selben Ast
Sanft wiegen sollte gleicher Wind, wie mich;
Und Freunde, deren Herzensblut ist mein's,
Sie lesen mir im Auge, mir im Geist;
Und unbekannte Herzen hab' ich auch,
In denen mir die Muse lauscht, ein Ohr

* Aus Lamartine's Reise in den Orient, die demnächst zu Paris im Original, und gleichzeitig in einer deutschen Uebersetzung, Stuttgart bei Mezler, erscheinen wird.

Geheimnißvoller Freunde hat mein Vers,
Hat einen unsichtbaren Widerhall
Auf meinem Pfade hier und dort zerstreut,
Der mir zurückschickt meiner Laute Klang.

Doch Triebe hat der Geist, selbst die Natur
Erforscht sie nicht, gleich jener Vögel Trieb,
Der über breiter Wasser Tiefen sie
Zu fremder Nahrung führt, in Einem Flug.
Was suchen sie im östlichen Revier?
Gibt's Moos und Stroh nicht unter unsrem Dach?
Nicht Garben, geld von unsrem Sonnenstrahl,
Aus denen Korn für ihre Jungen fällt?
Mir auch, wie ihnen, ward mein täglich Brod,
Wie sie, hab' ich den Berg, des Flusses Schaum,
Und meiner Wünsche Durst ist größer nicht:
Doch wandr' ich, gleich wie sie, und kehre heim,
Mich treibt's, wie sie, dem Morgenrothe zu.
Noch hab' ich nicht mit Aug' und Hand berührt
Der Menschheit ersten Sitz, die Erde Hams,
Aus welcher Gott das Menschenherz geformt;
Noch hab' ich auf dem Sandmeer nicht geschifft,
Mich schläfernd nicht auf dem Kameel gewiegt,
Am dreibepalmten Hebronsborne nicht
Den nie gestillten Durst besänftiget,
Noch nicht auf meinem Mantel unter'm Zelt
Geruht im Staub, drauf Hiob sich gewälzt,
Noch nicht beim Wellenschlag des Segeltuchs
Die Träume Jakobs in der Nacht geträumt.

Ja, von den sieben Blättern dieser Welt
Blieb Eines noch zu lesen übrig mir:
Ich weiß nicht, wie die Sterne flimmern dort,
Die Brust dort athmet, schwer vom Nichts gedrückt,
Das Herz dort schlägt, wenn es den Göttern naht.
Ich weiß nicht, wie, an einer Säule Fuß,
Zum Ohr des Sängers, welcher unter ihr
Von alten Tagen tiefbeschattet steht,
Der Grashalm redet, und die Erde summt,
Und im Vorübergehn die Welle murrt.

Noch hört ich nicht im alten Cederwald
Der Völker Lärm und seinen Widerhall;
Noch sah ich nicht herab vom Libanon,
Wie unter Gottes Finger sich der Flug
Prophet'scher Adler senkt auf Tyr's Pallast.
Mein Haupt hat auf der Erde nicht geruht,
Wo von Palmyra nur der Laut noch lebt,
Mein Fuß hat, tönend durch die Einsamkeit,
Noch nicht erschüttert Memnon's leeres Reich.

Aus seiner Tiefen Abgrund hört' ich noch
Des Jordans Schluchzen nicht, der tiefer weint,
In noch erhabeneren Klagen rauscht,
Als sie der Seher * ihm einst zugestöhnt.
Noch hab' ich meiner Seele nicht gelauscht
Im Hall der Grotte, wo das Flammenlied
Dem Königsbarden in der Nächte Schooß
Die Harfe glühend aus den Fingern rang.

Und noch nicht ging ich auf der Gottesspur,
Wo unter'm Oelbaum unser Herr geweint;
Hab' auf den Wurzeln dort noch nicht gesucht
Die Thränen, die kein Engel trocknen kann;
Hab' hohe Nächte dort noch nicht gewacht,
Im Garten, wo, in blut'gem Todesschweiß,
Von unsern Sünden und von unsrem Leid
Den Widerhall vernahm ein einzig Herz.

Die Stirne senkt' ich noch nicht in den Staub,
Dem, scheidend, seinen Fuß Er eingedrückt,
Den Stein hat noch mein Kuß nicht ausgehölt,
Wo seine Mutter Ihn begraben, Ihn
Gehüllt in ihrer Thränen Spezerei.
Noch nicht zerknirscht schlug ich an meine Brust,
Wo Er die Zukunft durch den Tod errang,
Die offnen Arm' entgegenhielt der Welt,
Und, sie zu segnen, neigete sein Haupt.

Seht! darum reis' ich, darum wag' ich jezt
Den Rest von Tagen, nichts bleniebeu werth!
Gleich ist's, an welchem Strand ein Winterwind
In dürrem, schattenlosem Baume spielt.
Der Thor! so ruft die Menge — thöricht selbst!
Nicht Jeder findet überall sein Brod;
Des Wandersängers Brod ist der Gedank',
Ihn machen seines Gottes Werke satt.

Leb wohl denn, Vater, Schwestern, lebet wohl!
Leb wohl, im Nußbaumschatten, weißes Haus!
Lebt wohl, ihr müß'gen Renner dort im Gras!
Und ach, mein treuer Hund, allein beim Herd!
Es ängstet euer Bild mich, folgt mir nach,
Ein warnungsernster Schatten meines Glücks!
Ach! sey die Stunde, die uns wieder eint,
Nicht auch so zweifelhaft, nicht auch so ernst!

Und Erde du, mehr Spiel von Wind und Fluth,
Als dieses Brett, drauf mein Geschick sich wiegt,
Die du der Welt Schicksal im Schooße trägst,
Leb wohl! dein Ufer schwindet meinem Blick!
Zerreiße bald ein Lichtstrahl das Gewölk,
In das sich Tempel, Thron, Volk, Freiheit hüllt,
Entflamme reiner auf dem heil'gen Strand
Dir deinen Leuchtthurm von Unsterblichkeit!

* Jeremias.

Und du, Marseille, das, an Frankreichs Thor
Gelagert, gastlich deinen Hafen wölbst,
Der, Hoffnung strahlend, über diesem Meer
Der Schiffe Flügeln zeigt sein Adlernest,
Wo meine Hand manch liebe Hand noch drückt,
Mein Fuß noch zögernd, voll von Liebe, weilt:
Empfang im Vaterland den lezten Wunsch,
Den ersten, wenn ich wiederkehre, nimm!

Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde.

(Fortsezung.)

Diese und ähnliche Lehren, wie sie das geistreiche Buch in Menge aufstellt, wenn in Beziehung auf die rechte Einheit und Mitte, die rechte Liebe und den wahren Genius genommen, unschuldig und wahr, werden jenem Ernste, wenn auf die falschen Reflexe zurückbezogen, nothwendig sehr verfänglich erscheinen müssen, und die Möglichkeit eines solchen zweifachen Bezugs ist eben durch die zweiherrische Stellung des ganzen Verhältnisses gegeben. Mit Lehren ähnlicher Art hat schon das alte klassische Griechenland einen Versuch in's Große hin gemacht; der Ausgang dieses Experimentes hätte für alle Zeit von Wiederholung desselben abschrecken sollen, wenn überhaupt die Erfahrung früherer Geschlechter den folgenden etwas gälte. Neben dieser Unbestimmtheit des Verhältnisses wird denn auch die Unsicherheit desselben jener ernstern Gesinnung ein großer Anstoß seyn, und es möchte ihr verwegen erscheinen, am äußersten Rande menschlicher Beziehungen auf der schmalen, scharfen Kante, diesseits und jenseits welcher die nachtbedeckten Abgründe der menschlichen Natur in unabsehbare Tiefen niedergehen, den Tanz, den jene mohrischen Frauen vor Kaiser Friedrich dem Zweiten aufgeführt, zu tanzen, und Gott mit solcher Kühnheit zu versuchen.

In solcher und ähnlicher Weise möchten manche ernsthafte Stimmen sich über das Buch vernehmen lassen; ihr Urtheil, wenn auch nicht poetisch, wird doch bei Gleichgestimmten vielfachen Eingang finden, und mir selbst würde es schlecht anstehen, wollte ich im Wesentlichen mich nicht zu ihm bekennen. Inzwischen über geschehene, ganz abgeschlossene Dinge zu rechten, ist ein wenig fruchtendes Bemühen, und da das Abenteuer ohne sichtlichen Nachtheil abgelaufen, dürfen wir es schon von der heitern Seite fassen, und uns an der geistreichen Lebendigkeit erfreuen, mit der es bestanden worden. Es ist einmal nicht anders, wenn eine Zeit, nachdem sie lange auf getretenem Wege fortgewandert und fortgestolpert, und unter ihrem Gehen, Reiten und Fahren die Straße sich abgenuzt und zum Theil grundlos geworden, auf den Gedanken kommt, sie sey beschwazt, angeführt und überlistet worden, als sie geglaubt, die gerade Linie sey der kürzeste Weg zwischen zwei Punkten; dann kann ihr nicht gewehrt werden, wenn sie eine krumme sucht, die näher zum Ziele führt. Da werden denn tausend Pfade rechts und links getreten, alle Sümpfe durchwatet, alle Klippen erstiegen und alle Steine beschritten; sie wird es sich aber zulezt doch wohl gefallen lassen, nach großer Mühsal wieder in die alte Straße einzulenken, wie die Philologen gethan, die, nachdem sie von Moskau bis Lissabon viele tausend Manuscripte des neuen Testaments verglichen, zulezt gefunden, daß es beim alten Texte sein Bewenden habe. Es kommt also, die natürliche Befugniß einmal eingeräumt, auf die Gesinnung an und den Geist, indem die Reise in partibus infidelium unternommen worden, und diese müssen wir an dieser kühnen Landfahrerin in alle Weise rühmend anerkennen. Manche Konvenienzen sind in der Ausführung ihres Buches verlezt, einige Persönlichkeiten ohne Noth versehrt, aber keine höhere Schicklichkeit irgend angetastet. In einer Zeit, wo cynische Frechheit die Literatur zum Blocksberge gemacht, und der Bock am hellen Tage auf offenem Markte hält, und die Säue, in die die subalternen Teufel hineingefahren, ihn grunzend und laut schreiend umtanzen, hat sie bei aller Sorglosigkeit, Kühnheit und Ungebundenheit auf's Sorgsamste jede gute Zucht zu bewahren gewußt, so daß die tanzenden Galane von ihrem eigenen Unrathe hineinlegen müssen in ihr Buch, wollen sie in ihm ein Lager sich bereiten. Nichts kriecht in ihm Staub fressend und im Schlamme sich mästend; Alles strebt im Fluge nach oben, in vollen Athemzügen die Lüfte trinkend. Alles, was sonst im Naturtriebe der Tiefe zueilt, wird zur Höhe hinaufgewendet, und dabei zeigt sich doch keine Spur sentimentaler Abgestandenheit; Fleisch und Blut, so viel nöthig ist, aber Beides in schöner Linie zurückgehalten, und darum Alles frisch und rund, und sprühend und lebendig, und in Mitte dieser Lebendigkeit eine Natur wirksam, die sich gibt, wie sie ist, weil sie nichts Arges zu verbergen und zu bemänteln hat; dabei Scherz und Ernst, Wiz und Verstand, Scharfsinn und Einbildungskraft im anmuthigsten Wechsel spielend, und überhaupt der Gaben so viele ausgelegt, daß es langer Zeit bedürfte, jeder ihr Recht zu thun und sie nach der Gebühr zu preisen. Als das Kind einst wasserschöpfend zum Brunnen gegangen, hat die Fee an seinem Rand gesessen, und da es gutmüthig die Dürstende aus seinem Krug getränkt, hat sie ihm zum Dank die Gabe verliehen, daß, wenn es den Mund öffne, eine Rose oder ein Edelstein niederfalle, und es hat von dieser Gabe hier sattsamen Gebrauch gemacht.

So weit wäre nun Alles gut, die Pfade wären geebnet und die Wege bequem gerichtet; aber damit ist's noch keineswegs abgethan; denn es nahen bedenkliche Zeiten, die Jahre, von denen Bengel und so viele Andere geredet, und die Sterne stellen sich, als wollten sie sich zu Unglück weissagenden Aspekten anschicken. Kaiserliche Majestät in Weimar sind nämlich, wie bekannt, seither verstorben; ihr Hofgesinde haben sie nun geschickt aufgeblasen, in Taffet gekleidet, eine Lorbeerkrone ihr auf's Haupt gesezt, sie auf die Parade hingelegt, einen gläsernen Sarg über sie hergestürzt, und bis zum Hündchen Pfuff hinunter haben nun allesammt zum Einschlafen sich angeschickt, um nach hundert Jahren wieder mit ihr zu erwachen, gleich jenen, die mit Dornröschen eingenickt, um dann mit der wiedergekehrten von Ewigkeit zu Ewigkeit zu herrschen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Turin, März.

(Fortsezung.)

Studien über Landesgeschichte. Volksunterricht.

Der König interessirt sich besonders für die Bearbeitung der bisher so versäumten Landesgeschichte, und hat dazu eine eigene Kommission ernannt, die aus sechs-und-zwanzig Mitgliedern besteht, von denen sechzehn hier in Turin wohnen, die anderen in Genua, Sardinien und Savoyen. Präsident ist der Graf Balbo, ein sehr wissenschaftlich gebildeter Mann. Einer der Sekretäre ist Cibrario, dem wir in neuester Zeit einige treffliche historische Schriften verdanken. Wir haben in diesen Blättern schon früher von seiner Geschichte der Stadt Quiers und seinen immer noch fortgesezten Abhandlungen über die Finanzen der savoyischen Monarchie gesprochen. Von größerm Umfang sind seine neuen Untersuchungen über die Geschichte und alte Konstitution dieser Monarchie. Tiefes Quellenstudium und geistreiches Urtheil zeichnen dieses Werk aus, das mich besonders durch die ganz neuen Nachrichten über die Volksgeschichte und patrizischen Vereine in den freien piemontesischen Städten des Mittelalters angesprochen hat. Diese Gesellschaften waren in jener Zeit sehr wichtig und einflußreich; ihre Rivalität begünstigte lange die Freiheit, ward ihr aber am Ende sehr schädlich. Die sonderbaren und barbarischen Statuten dieser Gesellschaften sind ein ächtes Stück aus dem Mittelalter. Der König beauftragte Cibrario und Promis, den Aufseher des hiesigen Münzkabinets, mit einer wissenschaftlichen Reise, um in den Archiven des Landes, Frankreichs und der Schweiz Nachsuchungen anzustellen zur Aufhellung dunkler Stellen unserer Landesgeschichte. Ihrer Instruktion zufolge arbeiteten sie in den Archiven und andern Sammlungen zu Ivrea, Aosta, Sion, St. Maurice, Lausanne, Friburg, Bern, Basel, Straßburg, Paris, Besançon, Bourg, Lyon, Chambery, St. Jean-de-Maurienne, Grenoble, Aix und Marseille. Warum dabei das benachbarte Genf ausgeschlossen wurde, dessen Archive aus dem Mittelalter so viel Interessantes und Wichtiges über Savoyen enthalten, begreifen wir nicht recht. Aus diesen Forschungen ist das wichtige Werk: Documenti, Sigilli e Monete appartenenti alla Storia della Monarchia di Savoia, hervorgegangen. Es wurden hundert neue Dokumente aufgefunden, desgleichen vierzig wirkliche Münzen, die richtige Zeichnung von zwanzig andern und von mehreren Siegeln. Von den hundert Urkunden waren zwei-und-neunzig bisher ganz unbekannt, acht aber sieben schon bei Guichenon, jedoch sehr unrichtig, und sind nun hier genau abgedruckt. Die Münzen fehlten sämmtlich in der hiesigen Münzsammlung und sind größtentheils unbekannt. Das Werk beginnt mit Untersuchungen über den wahren Ursprung der savoyischen Dynastie. Lange hat man sie bekanntlich seit Humbert mit den weißen Händen aus einem sächsischen Fürstenhause abstammen lassen, und noch nicht lange las der Graf Vignet in unserer Akademie der Wissenschaften eine Abhandlung über diese Meinung vor und zeigte ihre Wahrscheinlichkeit, wenn man nur einige Angaben der Chroniken über Zeit und Personen als irrig betrachten und als solche beseitigen wolle. Wer mag aber dies so leicht? Cibrario ist ganz anderer Meinung, und folgt darin Chorier in seiner Geschichte des Dauphiné, Salvaing in dem Werk über den Gebrauch der Lehne, und dem alten Roxhat in Lausanne, dessen handschriftliche Geschichte der Schweiz in der Berner Bibliothek verwahrt wird. Aus der Zusammenstellung von einer Menge Umständen und Daten ist es fast unbestreitbar, daß jener Humbert nicht fremden Ursprungs sey, sondern von Manasse, wahrscheinlich einem Grafen von Savoyen, abstamme, eine Familie, die sich in die dunkelsten Zeiten des Mittelalters verliert.

Es ist nicht lange her, so machten die französischen Journale unserer Regierung heftige Vorwürfe über die Abschaffung der in der französischen Zeit eingeführten Lancasterschulen, indem sie behaupteten, diese Schulen des gegenseitigen Unterrichts seyen das Vortrefflichste, was es für den Volksunterricht gebe; wir aber wurden Obscuranten, Pfaffendiener und dergleichen genannt. Jenes Lob der Lancasterschulen hat sich nun verloren, und jenes Unterrichtssystem heißt jezt in Frankreich selbst ein vieil édifice et un corps délabré, seit ihnen, die so gern wechseln und sich über alles Neue entzücken, ein neuer Erziehungsstern aufgegangen. Dieser ist das enseignement universel von Jacotot. Nun beginnen die Vorwürfe von Neuem, und die französischen Zeitungen finden es obscur, daß wir die neue Schulmethode nicht annehmen. Eines der ihn preisenden Blätter sagt von Jacotot: „La ville de Dijon a vu naître M. Jacotot, qui après avoir été successivement élève de l'école polytechnique, avocat, professeur d'humanités, capitaine d'artillerie, secrétaire intime du ministre de la guerre, substitut du directeur de l'école polytechnique, professeur d'idéologie, professeur de langues, de mathématiques transcendantes, professeur de l'école de droit, membre de la chambre des représentans, s'est retiré en Belgique, où il a obtenu du Roi des Pays-Bas une place de lecteur à l'université de Louvain." Wir sind so beschränkt und meinen, ein Mann, der so Vielerlei gewesen ist und so Vielerlei getrieben hat, könne unmöglich lange, reiflich und ruhig über einen so wichtigen Gegenstand nachgedacht haben, wie der Volksunterricht ist.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 87.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 11. April 1835.

De mes égaremens mon coeur n'est point complice,
Sans être vertueux, je déteste le vice.

J. J. Rousseau.

Rousseau's Denkmal zu Genf.

Vor einigen Jahren gab das Morgenblatt nach wenig zugänglichen Quellen eine Reihe historischer Darstellungen aus Jean-Jacques Rousseau's Leben. Der merkwürdige Mann war da in seinem Hauskostüm dargestellt, entkleidet aller Draperie, die schiefe, gefällige oder liedebienende Biographie oder Landsmannschaft seit sechzig Jahren um ihn gehängt hatte. Wir sahen ihn als Knaben, wie er stielt und ein schuldloses Mädchen deßhalb verdächtigen und bestrafen läßt; wir sahen ihn, wie er seine Religion ändert, um später die angenommene abermals abzulegen; wir sahen ihn als Verfasser seiner Confessions Schimpf über eine Frau verbreiten, die ihm viele Wohlthaten erwiesen und unendliche Geduld mit ihm gehabt hatte; wir sahen ihn dagegen lobredend unter dem Pantoffel seiner Therese, eines elenden, verächtlichen Kebsweibs, für das er aber doch von Andern Achtung und Rücksichten forderte; wir sahen ihn seine Kinder nacheinander aufgeben und in's Findelhaus schicken; wir sahen ihn bei so viel sittlichem Unwerth doch eitel, stolz, launisch und wetterwendisch gegen Viele, die es gut mit ihm meinten, und am Ende, nach einem Leben voll Zweideutigkeit, voll Wechsel, Unstätigkeit und Widersprüchen, erblickten wir ihn, wie er unter dem Druck einer unerträglichen, aber ganz selbstverschuldeten Lage, im Schamgefühl über sein unwürdiges Verhältniß mit Theresen als Selbstmörder endet. Aber wir sahen auch mitten durch alle diese Nachtschatten schöne Strahlen seines Genius leuchten, wir sahen in Jean-Jacques ein Gemüth voll Begeisterung für das Schöne, Gute, Wahre und Rechte, nur viel zu schwach und veränderlich, um es festzuhalten und selbst zu üben. Wir sahen ihn nicht bloß als französischen Prosaisten erster Größe, sondern auch als Pförtner einer neuen, großen Zeit im Fach der Menschenerziehung, der bürgerlichen Gesellschaft und des Staatslebens, zwar nicht ohne große Irrthümer, Widersprüche und Uebertreibungen, deßgleichen oft nur wiederholend, was Andere schon vor ihm gesagt, aber doch reich an schönen und geistreichen Ideen, die überdies das Verdienst hatten, trefflich ausgesprochen zu seyn.

Bei diesen verschiedenartigen und widersprechenden Elementen in Rousseau's Schriften war es gewiß nicht recht, aber doch nach damaliger Art begreiflich, daß Jean-Jacques bei der vielvermögenden Einwirkung Voltaire's und der mächtigen Tronchin's, seiner Feinde, von der Genfer Regierung wegen seines Emile und seines Contrat social verdammt und jene Schriften 1763 für téméraires, scandaleux, impies und tendans à détruire la religion chrétienne et tous les gouvernemens erklärt wurden. Daß sie die Regierung von

Henkershand vor dem Stadthaus verbrennen ließ, wird die Nachwelt kaum glauben.

Die Gegenwirkung gegen dieses ungerechte Extrem konnte früh oder spät nicht ausbleiben. Sie kam in der Revolutionszeit. Am 28sten Juni 1793 war das bekannte Fest, wo dies Unrecht wieder gut gemacht werden sollte, und wo Jean-Jacques Büste auf der sogenannten belle promenade oder der Bastion Bourgeois aufgestellt wurde. Sie war kolossal aus schönem Jurakalkstein und ruhte, um sie vor Würfen und Stößen der Uebelwollenden oder der lieben Jugend zu schützen, auf einer zwanzig Fuß hohen Säule, die überdies auf drei hohen Stufen stand. Diese Säule aus Quadern, ungefähr 3' 6'' dick, war so geschmacklos als unbehülflich. Die Büste hatte der hiesige Bildhauer Jacquier angefertigt. Ihre Errichtung war ein Volksfest voll Lust und Freude; die Kinder waren dazu aus der ganzen Umgegend eingeladen, und für sie, wie für die Großen, standen viele lange Tafeln unter den schönen Kastanienalleen. Ein hübscher junger Mensch, als Minerva gekleidet, mit Helm, Schild und Lanze, stand auf einem goldenen Wagen und ward von antik gekleideten Jünglingen gezogen. Darum her gingen die schönsten Mädchen der Stadt in weißer gleicher Kleidung. Sämmtliche Jugend tanzte nach einander Runden um die Säule und sang dazu die für das Fest gedichteten Lieder. Hierauf warfen die Kinder ihre Blumen und Kränze auf die Stufen der Säule, wodurch diese ganz bedeckt wurden. Es war das schönste Genferfest, dessen sich noch viele Einwohner erinnern.

Kaum war ein Jahr verflossen, so trugen die nun herrschend gewordenen Grundsätze auch in Genf ihre blutigen Früchte, und zwar auf derselben Stelle, denn an dem unglücklichen 25sten Juli 1794 wurden hier die sieben Opfer erschossen, die das Genfer Revolutionstribunal zum Tod verurtheilt hatte, der treffliche Syndik Cayla, der talentvolle junge Advokat Rochemont, Prévost-Cabanis, Décombes, Munier, Vivien und Chenaud. Sie fielen im Angesicht Jean-Jacques, der gewiß in seinem Leben nie edles Bürgerblut durch politischen Mord vergießen lassen wollte. Von nun an ward der schöne Spaziergang vermieden und stand bald ganz verwaist, denn wer hätte sich auf der Stätte froh ergehen mögen, wo die schlangenhaarigen Eumeniden ihre Blutfackeln geschüttelt hatten?

In der französischen Zeit ward die Büste durch viele Steinwürfe verstümmelt. Uebelwollende brachten auch einmal des Nachts Schwärmer und andere Feuerwerke darauf und darum an und wollten sie in die Luft sprengen. Dadurch litt sie noch mehr und wurde ganz schwarz. Nase und Eichenkranz hatte sie schon lange nicht mehr. Einige Jahre später, in der tiefen Ruhe der glücklichen Restauration, ward diese Bastion zu dem neuen botanischen Garten geschlagen, und als dessen Gewächshaus fertig war, wurden davor die Marmorbüsten der Genfer aufgestellt, die sich früher oder später in den Naturwissenschaften ausgezeichnet hatten. Da nun Rousseau auch einiges Naturgeschichtliche geschrieben hatte, so benutzte man diesen Umstand und stellte seine Marmorbüste, von James Pradier gearbeitet, zwischen denen von Bonnet und Saussure auf und nahm ihr dadurch die Bedeutung, in der sie 1793 gleichsam als politisches Symbol der Zeit aufgerichtet worden war.

Begreiflich war der Wunsch vieler Genfer, ihrem ausgezeichneten und berühmten Landsmanne noch ein anderes, größeres Denkmal zu errichten, und daß ihnen eine Büste des Botanikers Jean-Jacques nicht genügend und erschöpfend schien. Zuerst wurde also beim Staatsrath der Antrag gestellt, der Staat solle Rousseau ein Denkmal setzen. Dies lehnte aber jene Regierungsbehörde mit der treffenden Bemerkung ab: „das Monumentiren sey nie in Genf hergebracht gewesen, denn die ausgezeichnetsten und um das Vaterland verdientesten Männer haben bisher keine Denkmale bekommen; das dankbare Andenken der Bürger sey in unserer nur auf Einfaches hingewiesenen Republik das einzige passende Monument.“ Es war allerdings komisch, auf ein Rousseau von der Regierung zu errichtendes Denkmal anzutragen, da Jean-Jacques sich keinerlei Verdienst um den Staat erworben hatte, und Männer wie Adhemar Fabri, Bonnivard, Levrier, Berthelier, Calvin und Andere kein Monument bei uns haben, wiewohl ihnen Genf zum Theil seine politische Existenz verdankt, sie auch in sittlicher Beziehung weit über Rousseau stehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde.

(Beschluß.)

Bis dahin ist wieder harte, furchtbare, kaiserlose Zeit hienieden, und es muß für die Bestellung eines Reichsvikariats Sorge getragen werden. Da sollte sich denn das Kind, das unterdessen zu seinen Jahren gekommen, dabei, wie das Buch besagt, hinlängliche Geistesgaben besizt, das Regiment gut zu handhaben versteht, überdem auch für zahlreiche, gute, legitime und tüchtige Nachkommenschaft Vorsehung gethan, von selber den Wahlherren als Regentin des Zwischenreiches bieten. Sie scheint auch ihre Ansprüche zu kennen und hat Tutti Frutti zu ihrem Minister bestellt, um derselben wahrzunehmen, und der hat die Sache gründlich angefangen und ist in die andere Welt hinübergangen, wo sie die Beine auf die Tische legen, und wird ihr

von dort aus eine schöne Heerde von Sonnenrindern zur Huldigung vortreiben. Aber wie's in unsern unruhigen Zeiten zu gehen pflegt, ruhiger Besitzstand scheint auch ihr nicht vergönnt, denn es hat sich ein Prätendent gefunden: die Generalstaaten haben den Tieck genommen und ihn feierlich zum Statthalter ausgerufen, eine Maßregel, die die Diplomatik und den Staatsbewind in die höchste Beunruhigung versezt und mancherlei Ausgleichungsentwürfe und Heirathsprojekte hervorgerufen. Aber eine dritte Partei wird, wie zu befürchten steht, alle diese Plane zu nichte machen, diejenige nämlich, die gar nichts mehr von einem Kaiser hören will, weil das Kaiserthum, ein ganz modern christlicher Gedanke, mit dem Christenthume obsolet geworden. Diese Partei, die keineswegs zu verachten ist, hat sich gesteppte Wämser angeschafft, um dieb- und schußfrei zu seyn; sie trägt eiserne Schienen im Hute, um das darunter verborgene Talent zu schirmen, legt bei jeder schicklichen Gelegenheit den größten Muth an Tag, ist der Meinung, Jeder aus ihrer Mitte sey schon ein ganzer und voller Kaiser, sie Alle zusammen aber seyen ein kaiserliches Volk, das sich selber gubernire und darum keines Extrakaisers bedürfe, und in allen diesen ihren Ueberzeugungen lassen sie sich Alle insgesammt ganz und gar nichts einreden. Der literarischen Judenschaft hat diese Art Kaiserlichkeit gar wohl gefallen, sie hat sich daher unter das kaiserliche Volk einschreiben lassen und will nun nicht zurückbleiben unter den Opponenten. Von ihnen ist der Vorschlag ausgegangen, wenn es ja der alten Gewohnheit wegen eines Führers bedürfe, den Ahasverus, aber, wie sich von selbst versteht, mit konstitutionellen Hemmschuhen dafür zu bestellen; denn *der* schicke sich am besten für den beständigen Fortschritt und die ununterbrochene Bewegung, weil er das perpetuum mobile, ja die personifizirte Bewegung selber sey. Die Sache hat großen Beifall gefunden, man sinnt jezt nur auf das Hemmwerk, und wie es an den Siebenmeilenstiefeln anzubringen, um in der Retardation eine sedate, von Jedem zu leistende Musterbewegung hervorzurufen und dann den Rennwagen loszulassen. Ich meinerseits glaube, es wird damit gelingen; weder Tieck noch das Kind, noch beide miteinander werden mit ihren Ansprüchen auskommen, und wir werden den alten Schuster von Jerusalem zum kaiserlichen Vorreiter erhalten. Dann mag sich, was laufen kann, auf die Beine machen; es geht, ohne Rücksicht auf den Straßenzug, immer in gerader Linie; Rasttage werden nicht gestattet, die Marodeurs aber im Wasser ersäuft. Da wird es nun freilich um das Monument bedenklich stehen, das hier Goethe von Kindeshand erhalten soll. Zwar hat er's um sie, und sie um ihn gar wohl verdient, auch ist der Entwurf dazu vortrefflich; aber die Deutschen sind bekanntlich famöse Monumentenmacher, sie bilden sie am liebsten und wohlfeilsten aus Steinen, die sie auf den Verehrten werfen; wollten sie aber diesem wirklich etwas Liebes und Süßes anthun, dann wäre immer noch Jean Pauls alter Vorschlag mit den Lebkuchen zu beherzigen. Kommt es aber doch wirklich zu einem Denkmal Goethe's, dann muß vor Allem seine Dogge, die immer vor ihm hersprang, ihm apportirte, was er verlangte, Allen freundlich war, die ihm wohl wollten, die Uebelwoller aber mit großem Eifer anbellte, eine Stelle finden, der Zelter nämlich.

Geschrieben im Jänner 1835.

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, März.

Fastnacht und Volksleben.

Vor mir liegt der Kalender, ich lese: Sonntag Herren-Fastnacht, Dienstag Narren-Fastnacht; so eben springen sogar Kinder mit Masken am hellen Tage über die Straße, an den Straßenecken steht angeschlagen: Morgens um zehn Uhr Theater — es ist kein Zweifel mehr, wir sind im Fasching! Aber wenn ich mich dann wieder umschaue: der Bürger geht seinem Gewerbe nach, der Kanzleiherr mit dem gewöhnlichen Alltagsgesicht auf die Kanzlei, der Schulbube hat seine Büchertasche auf dem Rücken, und die Physiognomie der ganzen Stadt sieht so ernst, so erwerbsam, so solid aus, und ich selbst, sitze ich nicht zu Hause; und es kostet mich gar keine Ueberwindung, meine Langeweile nicht zu maskiren? Da merke ich erst, die Narrheit läßt sich nicht durch den Kalender einimpfen: wir sind wohl im Fasching, aber der Fasching ist nicht in uns. Zwar Maskenbälle haben wir genug, in und außer der Stadt, in hohen und niedern Kreisen der Gesellschaft, geschlossene und öffentliche, in allen Tagesblättern erscheinen Ankündigungen, Aufforderungen und Einladungen dazu, und sie sind alle besucht und sehr besucht. Man hat ein Mittel ersonnen, das dulce und utile trefflich zu verbinden, zugleich wohlthätig und vergnügt zu seyn, zugleich Almosen auszutheilen und zu tanzen, und dabei noch die Polizei auf seiner Seite zu haben: man gibt die Maskenbälle zum Vortheil der Armen; das schlägt denn auch nicht zum Nachtheil der Wirthe aus. Da sind alle Ingredienzien eines Maskenballs, Masken und offene Gesichter, Musik und Tanz, Punsch und Rippenstöße, und es fehlt nichts, als — Leben, und je gebildeter, desto todter, je anständiger, desto langweiliger. Auf den Bällen, welche die gute Gesellschaft nicht besucht, sieht man doch das Bestreben, lustig seyn zu wollen, und es gelingt auch wirklich manchmal ohne bacchische Inspiration; da ist es den Leuten doch noch mit dem Spasse Ernst, wenn es auch oft ein trauriger Spaß ist. Da nimmt schon eine Woche lang vorher der Maskenball alle Gedanken in Besitz; der Ladenjunge mißt seine Erwartung mit der Elle aus, die Nätherin stickelt schon lange auf dies seltene Vergnügen, der Schuster bleibt mit Mühe bei seinem Leisten, der Köchin würzt diese Idee alle Arbeit, und wenn dann endlich der Abend herannaht, der so sehr verschieden ist von allen andern des Jahres, da ist es natürlich, daß er auch auf eine absonderliche Weise

begangen wird in diesem einförmigen Leben, damit man am häuslichen Herde und am Ladentische auch noch lange von der Erinnerung zehren könne. Aber wo so wenig Elemente von Volksthümlichkeit sind, wo das Volk seine Sitten und Feste nicht von seinen Großvätern und Ureltern überkommt, sondern wo sie nur Kopien sind, welche die Bedienung der Herrschaft absieht und auf ihre Weise ausführt, in Holzschnittmanier mit desto grellern Farben, da gibt freilich dem Sittenschilderer in eben dem Maße der Stoff aus, als er dem Sittenprediger wächst. Diese allgemeine Verflachung und Abrundung, diese Nivellirung der Stände, diese freiwillige Entäußerung alles Besondern und Eigenthümlichen in Sitten und Trachten bringt uns um alles Pittoreske, und wenn der Freund der fortschreitenden Bildung und Vervollkommnung auch den Untergang der Janitscharen, die Errichtung der Eisenbahnen und die Verwischung der einzelnen Nationalitäten rühmend billigt, so kann der Maler wenigstens sie nur bedauern. — Wir müssen uns also schon nach den obern Ständen umsehen, nach der sogenannten feinen Welt, wenn uns die grobe zu wenig eigenthümliche Charakteristik darbietet. Wir finden hier Gesellschaften und Bälle in Fülle, und manche junge Dame wünscht vielleicht in ihrem Embarras de richesse jedem Tag zwei Abende, um all den Einladungen folgen zu können, und gäbe gerne jedesmal den Morgen darum, bis auch bei uns durch déjeuners dansans dem Ueberflusse abgeholfen wird. Und weil es Sitte ist, den Karneval mit Masken zu begehen, so werden denn auch Maskenbälle gehalten. Da kommen lauter vermummte Gestalten, als Domino's, Fledermäuse, Venetianer, das Gesicht sorgfältig versteckt, und summen durcheinander, dazwischen wird eine reiche ausländische oder phantastische Tracht zur Schau getragen; aber ein schönes Gesicht, ein schöner Körper benützen die Gelegenheit, in der vortheilhaftesten Umhüllung, versteht sich, ohne Maske, sich zu zeigen. Unter diesem Gemenge geht und steht der grönere, größere Theil der Gesellschaft, vornämlich die Herren, umher, langweiligen Gesichts, die Masse musternd, mit dem Bestreben, sich ohne eigene große Beihülfe unterhalten zu lassen. Aber wenn die Schaulust an den Garderoben und schönen Augen befriedigt ist, so sind das vergebliche Anstrengungen. Die Verkleideten scheinen alle sich die berühmteste aller Masken zum Vorbilde genommen zu haben, die eiserne, und in denselben Bedingungen das Interesse zu suchen, in Unkenntlichkeit und — Schweigen; nur vergessen sie, daß die dritte, die Gesangenschaft, die unerläßlichste dabei ist, und die beiden ersten allein höchstens Langeweile erregen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Turin, März.

(Beschluß.)

Die Frères ignorantins.

Bei uns ist die Volkserziehung nach wie vor den frères ignorantins aufgetragen, und es scheint, das Volk befindet sich in jeder Hinsicht wohl dabei. Die Leser des Morgenblatts werden wohl in einem großen Theil Deutschlands die Achseln darüber zucken, wie ich, ehe mir diese Leute, ihre Lehrart und Erziehungsweise näher bekannt waren. Es ist schon einige Zeit her, daß ein Mann lebte und lehrte, der immer sehr hoch gestellt worden ist. Seine Grundsätze über Menschenerziehung gehen alle darauf hinaus, daß aller Unterricht wenig bedeute und nur geringen Werth habe, wenn nicht dabei die jungen Leute sittlich gebildet und veredelt, wenn ihr Sinn nicht bescheiden und sittsam gemacht, wenn er nicht vor Allem nach oben, nach dem Heiligen und Erhabenen gerichtet werde. Dieser Mann war Pythagoras. Seine Unterlehrer, deren er sich für den großen Haufen seiner Schüler bediente, mußten ihnen in jenen Grundsätzen beispielgebend vorangehen, sie mußten Muster seyn von Ruhe, Besonnenheit und Maß. Vor einem Jahrhundert ungefähr stiftete La Salle für den Volksunterricht die frères des écoles chrétiennes nach ganz gleichen Grundsätzen. Er empfahl ihnen große Bescheidenheit im Aeußern, mit Würde und Ernst in Gang, Haltung und Sprache. Neben dem Volksunterricht nach der bisherigen gleichzeitigen Methode, die nur Einen Lehrer kennt, empfahl er ihnen mit Aufmerksamkeit und Eifer die sittliche und religiöse Ausbildung der Kinder. In ihren Schulen kommen keine Körperstrafen vor, und nach den bisherigen Erfahrungen sind sie auch unnöthig. Sehr wahr sagte der Ehrenmann in seiner den Lehrern gegebenen Instruktion: „Un extérieur qui impose à la pétulance est bien plus propre à contenir les enfans que les châtimens. Toutes ces corrections ne font pas l'éloge du maître; il faut au contraire que par sa gravité, sa patience, sa charité, son silence, sa fidélité aux moindres règles, et par une sorte d'impassibilité, il captive l'estime et l'affection des enfans." Goldene Worte, die man über alle Schulstuben schreiben sollte. La Salle fährt fort: „Pour que les frères ne dégénérassent pas de l'esprit de simplicité qui est comme l'âme de l'institut, et qu'ils ne se dégoûtassent pas des pénibles fonctions auxquelles cependant ils peuvent renoncer, je leur interdis l'étude des sciences qu'ils ne sont pas chargés d'enseigner. Je n'ai pas même voulu qu'aucun d'eux apprît le latin ni la théologie; et quoique je fusse prêtre moi-même, je leur ai fait promettre de ne pas choisir, après moi, un supérieur qui fût prêtre, ou qui eût reçu les ordres sacrés." Diese vom Obern gebotene Unwissenheit hat Veranlassung zu dem Namen frères ignorantins gegeben. Streng halten sie sich an alle Vorschriften ihres Stifters, und in den von ihnen geführten Schulen herrscht eine musterhafte Ordnung, Aufmerksamkeit, Stille und Sittlichkeit. Die Kinder lernen darin weniger schnell einiges Wissen, als in den Lancasterschulen, die auf die Erregung der Kinderleidenschaften berechnet sind, und diese nicht unterdrücken und abschleifen, sondern entwickeln. Allerdings gibt es auch nichts Roheres, Unbändigeres und oft Unsittlicheres, als die Knaben aus den französischen Schulen des gegenseitigen Unterrichts.

Auflösung des Räthsels in Nr. 81:

Das Herz.

Charade.

1.

Ich braus' einher in Donnerwettern,
Mag, was ich treffe, gern zerschmettern.

2.

Durch wohl verschloßne Thüren bring' ich,
Das Glück mit vollen Segeln bring' ich.

1. 2.

Ich könnte denn der Sturmwind seyn?
Doch mein Geräusch ist viel zu klein;
Man schlug mich auseinander,
Und dennoch blieb ich ganz.
Und manches Aug' erfreuet
Mein allerliebster Glanz.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 88.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 13. April 1835.

Dukaten hüpfen wie geprägt,
O wie mir das den Busen regt! —
Man bietet's euch, benuzt's nur gleich,
Und bückt euch nur und werdet reich!

Goethe.

Aquarelle.

Das Glück in Baden.

Unser schönes Vaterland, das keine Hauptstadt hat wie Paris, hat doch seine allerliebsten, glänzenden Montmorency's; ich meine seine Bäder, ungekannt in andern Ländern; Orte, wo die Ländlichkeit in ihrer ganzen Naivität uns entgegentritt, neben dem Glanz der großen Welt; ein zauberisches Gemisch, eine Scenerie zu einem Shakespear'schen Lustspiele. Hätten wir jezt noch Theaterdichter, sie würden längst diese Poesie unsers modernen Lebensdramas gehörig erkannt und gewürdigt haben.

Ich pflegte alljährlich mich mit dieser Poesie wie mit einem Schmucke zu umgeben. War der Winter in irgend einer kleinen Residenz glücklich durchlangweilt, war der frostige deutsche Lenz mit seinen Katarrhen und Rheumatismen glücklich überdauert, dann kam die Zeit des Genusses, die Poesie des Lebens, die Saison. Im vorigen Jahre eilte ich nach Baden, diesem träumerischen Feenplätzchen, dem göttlichen Parke auf Bergen, wie ihr ihn in Altengland vergebens suchen werdet. Doch wer kennt Baden nicht? Wer weiß nicht, welche edle Luft man dort einzieht? Man kauft dort Gesundheit wie Waare ein. Es verlohnt sich wohl der Mühe, nach Baden zu reisen. — Hat man nun dort Alles gesehen, die stillen Plätze, die alten Bäume, die frischen Wasser, wo sich so himmlisch träumen läßt; hat man sich in das Gewühl gestürzt und die schönsten Weiber bewundert, die sich das Wort gegeben haben, aus allen Ländern hieher zu kommen, um einen Wettpreis der Schönheit zu gewinnen, so geht man gewöhnlich in den Spielsaal, wo die heisern Croupiers ihren Ausruf ertönen lassen und das Klappern des Geldes und das Scharren der Krücken ihn begleiten; wo aller Glanz verschwindet vor dem Golde, dem die närrischen Menschen dieser Zeit, die doch so klug seyn wollen, ihre Anbetung zollen, wo die Schönheit von ihrem Throne steigt und die Leidenschaft herrscht. Aber es ist auch schön, ihre Herrschaft zu bewundern. Während der Bankier die Spindel dreht und die Elfenbeinkugel tanzen läßt, fällt der Blick der Spieler durch die Fenster in den Ballsaal. Man sieht die hübschen Damen springen wie Rehe, die ein Bienchen verfolgt; man lächelt bitter über die Thorheit der Welt, und sezt eine Handvoll Dukaten auf die Null.

Ich fand hier ehrliche Schwarzwälder Bauern in ihrer rothen Weste, mit den dicken, groben Schuhen, woran die fette Erde ihres Gartens noch klebte, den sie am Morgen bebaut hatten; im Arme ruhte der lange Stock, und die eine Hand hielt den breiten Hut, während die andere den blanken Kronenthaler auf das grüne Tuch warf. Mit welchem Ausdrucke sie der Kugel folgten!

Endlich blieben sie stumm stehen und sahen nur noch mit großen, stieren Blicken nach dem Golde in Haufen, nach den fremden, schönen Frauen, nach dieser ganzen entzückten Badewelt, die sie umgab. So standen sie, bis es ganz finster geworden war. Was sie verloren hatten, war so viel für sie, und der unempfindliche Bankier hatte es so gleichgültig eingestrichen, wie die Banknote des Lords, dem sie nichts gewesen war. Dann erinnert Einer den Andern, daß es Zeit sey, heimzugehen. Sie verlassen den erleuchteten Saal, und ehe sie die Heimath erreichen, umfängt sie die finstere Nacht. Sie steigen in ihren Wald hinauf, geblendet von dem, was sie sahen, und tappen — mit leeren Händen — nach ihrer traulichen, wohlbekannten Hütte und treten wie Fremdlinge zu den Ihrigen ein. Das treue Weib harrt ihrer am warmen Herde mit der kräftigen Nahrung, das Kind streckt ihnen die Aermchen aus der Wiege entgegen. Sie sehen und fühlen es nicht.

Nach den Bauern hatte ich zu spielen angefangen, und zwar mit demselben Glücke. Wie die Stunde verflossen war, besaß ich nichts mehr, als ein ungeheures Kopfweh und einen großen Thaler, um andern Tages mein Diner zu bezahlen. Ich verließ den Saal.

Der Abend war schön; alle Büsche öde, eine drückende Hitze lagerte ringsumher, der Horizont stand im Feuer, es zog eine südliche Glut durch die ganze Natur. Jedes Weib mußte an diesem Abende wünschen, daß sie geliebt werde. Mich umfing der Zauber des Augenblicks. O daß sie daherkäme, durch jene schattigen Kastanien! daß diese duftigen Linden sie mir nur verbärgen! irgend eine flamändische Schönheit, wie Teniers sie schuf, irgend ein sehnsüchtiger Engel aus Norddeutschland, mit der reinen, hohen Gestalt und dem kalten, aber schwärmerischen Himmelsauge! Wenn sie daherkäme, mich erstaunt hier erblickte, und dann, ohne zu zürnen, wie ein schüchtern Reh mir zu entfliehen gedächte, aber fest gebannt bliebe an der Stelle, den ganzen Lenz auf den Wangen, den überschwänglichen Himmel im Herzen, wie dann dem stummen Manne gegenüber ihre Verlegenheit wüchse, wie sie eine Blume zwischen ihren zarten Fingern quälte — ach! ich wollte ja nur auf meine beiden Knie vor ihr niederfallen und nichts sprechen, als die Bitte: sie solle sich von mir mit unsterblicher Liebe lieben lassen! —

Diese Stimmung, woran ich nichts hinzudichte, rief jener Abend in Baden in mir hervor. Ein Geräusch weckte mich auf; „sie ist es!" rufe ich aus. Es war ein hübsches Kind mit seiner Bonne. Das arme Kleine hatte Thränen in seinen langen Wimpern. Ich kann nie ein weinendes Kind sehen, ohne daß es mir das Herz zerschneidet; in diesem Augenblick fühlte ich doppelte Qualen. „Was hat dem Cherub seine Freude geraubt?" frage ich die Bonne. „Was er auch gethan haben mag, es sey ihm verziehen; was er auch begehren mag, ich bewillige es ihm." Mein kleiner Engel schlug die schönsten blauen Augen zu mir auf und lächelte mich an; der ganze Himmel lag darin. „Es hat kein Geld mehr den Armen zu geben," sagte die Bonne, „es hat Alles schon verschenkt, und darum weint es." Schnell fahre ich in die Tasche und gebe dem lieblichen Engel meinen letzten Thaler, unbesorgt, ob ich morgen zu essen haben würde, oder nicht. Das Kind sprang glücklich fort; ich ging träumend nach meiner Wohnung. Mein Kredit war wirklich erschöpft und ich war zu stolz, um eine Erweiterung desselben bei meinem Wirthe anzuhalten. Ein paar Hungertage waren die unausbleibliche Folge; dann trafen Wechsel ein und ich beschämte meinen Wirth durch die Bezahlung meiner hochangelaufenen Zeche.

Ich wollte am andern Tage Baden verlassen; den Abend besuche ich noch den Ball zum Abschiede. Eine liebenswürdige Engländerin ist meine Nachbarin, ein Gespräch knüpft sich an; es ist die Mutter des kleinen Engels, dem ich zu seinen Wohlthaten behülflich gewesen war. Die Mutter war selbst noch ein schönes Kind, so lieblich und feinblickend, wie sie nur die Insel erzieht. Der Mund einer solchen Brittin duftet eine Anmuth ohne gleichen. Ich schwelge in ihrer Nähe, wir sprechen von Italien, das sie kennt; sie kehrte so eben daraus heim in ihr kaltes Nebelland und brachte einen schönen Sonnenstrahl in ihrem Herzen von dort mit. So tauschten wir, ohne es selbst zu wissen, Empfindungen, Gefühle, Herzen aus. Sie nahm meines mit nach England, ohne es zu ahnen. Wir tanzten, sie schwebte an meiner Seite mit sylphenartiger Leichtigkeit, aber wie ich ihr den Arm reiche, um nach beendigtem Tanze sie nach ihrem Sitze zu führen, spricht sie lächelnd: „Sie reisen morgen, und das kostet viel Geld. Da muß man sein Glück versuchen. Kommen Sie zum Spiel." Ich weiß nicht, welche Laune sie ergreift, und folge ihr. Wir treten zum Roulette. „Setzen Sie da!" spricht sie immer lächelnd, und zeigt mit Finger und Auge, wo ich setzen soll. Ich lasse mich von der lieblichsten Engländerin leiten, und in einer halben Stunde liegt ein ganzer Schatz vor mir. Ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich gewonnen, ob roth oder schwarz, die zehn oder die zwanzig Favorit waren.

Wir nahmen Abschied für immer. Sie reiste morgen nach England, ich nach Hause. Wie im Taumel schlafe ich ein, und beim Erwachen halte ich Alles für einen Traum. Aber ein Blick auf meinen Tisch zeigt mir den Haufen Gold, und mir fällt jezt alles Erlebte doppelt lebhaft ein: wie ich dem Kinde den Thaler geschenkt, wie ich im Elend war, und weder zu essen noch zu trinken hatte, endlich mein Glück von gestern. „Es ist ein Lohn des ewig gerechten Himmels!" rufe

ich laut. „O dreimal heilige Fortuna, was du mir gespendet, soll zu dir zurückkehren!“ Ich kleide mich an, stecke meinen ganzen Gewinn ein und gehe aus. Ein schönes Mädchen, das für einen alten, blinden Invaliden, ihren Vater, bettelt, begegnet mir zuerst; ich schenke dem lieben Kinde Alles und laufe davon, wie es fast ohnmächtig vor Schreck dabei wird. Eine Viertelstunde später, und Baden und mein Glück lagen hinter mir. Wohl kenne ich so manches Glück, das länger gewährt hat, aber sicher keines, das ich mit dem meinigen vertauscht hätte und das in meinen Augen größer erschienen wäre.

Rousseau's Denkmal zu Genf.

(Fortsetzung.)

Nun bildete sich ein Privatverein, ein Komité, und forderte zu Beiträgen zu einem würdigen Denkmal auf. Jener in Paris lebende bekannte Bildhauer, James Pradier aus Genf, erbot sich, eine Statue seines Landsmannes unentgeldlich anzufertigen und nur Entschädigung für seine Auslagen zu begehren. Dieser günstige Umstand mußte benuzt werden, und wiewohl noch lange nicht genug Beiträge eingegangen waren, so entschied man sich doch, eine kolossale Statue Rousseau's in weißem Marmor bei Pradier zu bestellen. Später wurde beschlossen, daß sie nicht aus Marmor, sondern, der Vertheurung ungeachtet, aus Bronze gemacht werden solle. Hiebei berücksichtigte man klüglich unser Klima, die Nähe des Wassers, Umstände, die dem statuarischen Marmor nicht günstig seyn dürften, mehr aber noch die leidige Zerstörungssucht unserer rohen Jugend in den niedern Ständen, die mit einem Steinwurf Jean-Jacques Gesicht leicht hätte verstümmeln können, wie es mit der kolossalen Büste geschehen war. Voriges Jahr figurirte die glücklich gegossene Statue bereits in der Pariser Kunstausstellung, erhielt da verdientes Lob, und am 21sten Oktober übertrug sie das Comité dem hiesigen Municipalrath als Geschenk der Rousseau's-Gesellschaft an die Stadt. Sie ward angenommen, denn der Municipalrath war auf seine Anfrage vom Staatsrath dazu autorisirt worden. Die städtische Behörde betrachtete sie jedoch nur als ein Monument qui ne peut que contribuer à l'ornement de notre ville et fixer l'attention des étrangers comme des nationaux, ohne alle weitere Beziehung, übernahm aber die Kosten des marmornen Piedestals und der Aufstellung. Merkwürdig ist auch in der Antwort des Municipalraths die Stelle, wo diese Behörde die günstige Aufstellung der Statue verspricht: pour que dans la promenade publique où elle doit être placée, cette statue produise le meilleur effet et remplisse ainsi les vues des souscripteurs. Viele Subscribenten hatten aber bei ihrer Unterzeichnung ganz andere Ideen und Absichten, und sie dachten weit weniger an die Errichtung eines zierenden Monuments, als an eine Ovation für Jean-Jacques und seine Grundsätze.

Im Februar kam die Statue hier an. Sie ist allerdings ein tüchtiges Werk als eine ganz der Antike nachgebildete akademische Komposition, sie hat Würde und edle Einfalt, aber sie ist wenig sagend als Darstellung eines berühmten Mannes aus dem siècle de Louis XV.

Da sizt in strenger Nachahmung mehrerer antiken Rednerstatuen ein Mann auf einem antiken Sessel, den linken nackten Fuß auf einen antiken Schemel gestüzt, Arme und Hals nackt, und von den Hüften an über Knie und Beine einen weiten Mantel in vielen reichen und großen Faltenmotiven geworfen. Auf dem linken Knie hält er ein großes aufgeschlagenes Buch mit der Hand, in der rechten hält er einen Griffel, den Kopf vorgebeugt in nachdenkender Stellung. Diese Stellung, in der das Nachsinnen gut ausgedrückt ist, hat allerdings Anmuth. Unter dem Sessel sind noch eine Menge dicker Folianten angehäuft, die man eben so gut für Schubladen oder Kasten ansehen kann. Die Folianten deuten auf lange, gelehrte Studien; dergleichen hat jedoch Rousseau, so viel ich weiß, nie gemacht. Die Aehnlichkeit findet man bei längerm Anschauen; sie ist aber durch die kurz abgeschnittenen Haare, die Jean-Jacques nie trug, sehr vermindert. Sänke diese Statue in den See und würde wie die Herkulanischen Bronzen nach zweitausend Jahren wieder gefunden und herausgezogen, so will ich den loben, der ohne besondere Nachweisung und ohne die erklärenden Inschriften erräth, welcher Zeit sie angehört. Man wird glauben, die Statue sey ein Werk aus der römischen Kaiserzeit und stelle einen Rhetor vor, der über die gute Abrundung einer Phrase nachdenkt. Von Rousseau, seiner Zeit und seiner Individualität ist hier durchaus nichts Charakteristisches und Bezeichnendes. In diesem Nichtssagen suche ich zum Theil die Ursache, warum die Ausstellung dieses allerdings schönen Erzbildes, bei aller Anerkennung seines Verdienstes als Kunstwerk, hier beim ersten Anblick so kalt aufgenommen worden ist. Mehrmals hörte ich sagen: „das soll doch unser Jean-Jacques nicht seyn!“ Ich weiß, daß es sehr mißlich gewesen wäre, Rousseau in seinem eigenthümlichen Kostüm darzustellen, wie er auf guten und treuen Bildnissen erscheint, die sich hie und da von ihm finden, mit der kurzen, runden Perrücke, mit Rock, Weste, Hosen, Strümpfen, Schuhen und Schnallen. Die statuarische Kunst der Akademie hätte sich dabei zu einem großen Opfer entschließen und ihre Kunstideen und Forderungen auf die Seite setzen müssen. Dann aber

wäre dies Standbild Porträt gewesen, ein liebes, erfreuliches, vertrautes Bild, ein verständliches Geschenk, gleichsam eine Heimführung des lange Ersehnten in seine Heimath. Wäre mir die Statue aufgetragen gewesen, so hätte ich einen Mittelweg eingeschlagen. Auch ich hätte nach antikem Vorbild die sitzende, nachdenkende Stellung gewählt, aber dabei Rousseau's bekanntes Kostüm genau beibehalten; um jedoch die fatalen Hosen, Weste und Rockflügel zu verstecken, hätte ich darum her einen Mantel, in ungesuchten, nicht akademischen Falten geworfen, einen Mantel, wie man ihn zu jeder Zeit trägt; der antike Griffel wäre bei mir eine Feder, die nackten Beine und Füße Schuhe und Strümpfe, die Athletenarme modeste Ermel geworden, und auf den Kopf hätte ich seine kleine Perrücke gesezt. So wäre meine Statue zwar nicht schulgerecht, dafür aber wahr geworden, und Alle, die sie gesehen, hätten ihren lieben Landsmann darin erkannt und begrüßt. Es wäre unnütz gewesen, zu den Genfer Kunstfreunden in diesem Sinne zu sprechen; denn während die Franzosen selbst in ihrer Kunstansicht unendlich fortgeschritten sind und sich von allen Vorurtheilen losgesagt haben — zum Beweis hinsichtlich der Skulptur dient Napoleons neue Statue auf der Vendomesäule in seinem eigenthümlichen Kostüm und Habitus — ist hier noch so ziemlich Alles beim Alten geblieben. L'académie avant tout.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, März.

(Fortsezung.)

Fastnacht. Kerker und Krone von Zedlitz.

Masken, die sich, wie der Schauspieler, ganz der Gesellschaft hingeben, und zur Belustigung Aller eine Idee, eine Rolle, einen Charakter durchführen, fehlen ohnedies; denn darin sind wir etwas englisch oder ängstlich, daß wir nicht selbst belustigen, sondern von Andern belustigt seyn wollen, ein Grundsaz, der freilich in seiner allgemeinen Durchführung seinen Zweck gänzlich verfehlt. So mangelt überall Bewegung, Annäherung, Gegenstoß, Leben, und erst, nachdem die große Masse sich versaufen und Raum zum Tanzen geworden ist, fängt mit den gelösten Füßen auch die Zunge sich zu lösen an. — Es scheint fast, daß, wo der Fasching keine strenge Bedeutung, keine religiöse Begründung hat, wo er fast nur ein willkührlich angenommener Zeitabschnitt ist, daß er da auch nicht gedeiht; wo ihm kein Aschermittwoch und keine Fasten folgen, büßt er seine belebende Wirkung ein. Die katholischen Länder sind die Tummelpläze des Karnevals, wo das Leben sich in allen Sinnen widerspiegelt und nicht vor dem Verstande respektvoll zurücktritt: Italien, Oesterreich, Bayern, die Pfalz, Frankreich. Wenn auch bei lezterm der religiöse Kultus sich so weit verwischt hat, daß er jezt nicht mehr der Grund der Faschingsheiterkeit seyn kann, so sind doch die Folgen in das Blut des Volkes übergegangen, und Gewohnheit ist zur andern Natur geworden. — Unsere Bühne, die sich immer genug mit Possen abgibt, macht um diese Zeit, wie üblich, noch besondere Anstrengungen, der Ausgelassenheit und Narrheit unter die Arme zu greifen, und was das ganze Jahr hindurch vertheilt und im Stillen wirkt und schafft, das koncentrirt sich für den Haupttag dieser bunten Zeit; so ging der böse Geist Lumpacius durch unser Haus, und das liederliche Kleeblatt entfaltete sich vor dem Publikum. Froh, auch einmal eine Oase in unserer dramatischen Wüste gefunden zu haben, berichte ich über die neue Erscheinung von „Kerker und Krone." von Zedlitz, auf unserer Bühne, um so eher, da das Schauspiel meines Wissens außer in der Burg zu Wien, von wo es ausging, noch auf keinem andern Theater zur Darstellung gekommen, die es doch so sehr verdient. Seit Goethe's Tod ist Tasso vielfältig zu dramatischer Bearbeitung gewählt worden; es ist dem Dichter so anziehend, sich in sich selbst zu versenken und in einem Andern die Regungen und Kämpfe der eigenen Brust zu schildern. Es erschien ein Tasso von Hoffmann, einer von Brummer, Raupach schrieb Tasso's Tod und Zedlitz Kerker und Krone. Ich kenne leider nur das lezte. Stuttgart sah kürzlich Raupachs Trauerspiel, eine Vergleichung wäre nicht uninteressant, ich deute darum Hauptgang und Richtung des einen an. Tasso saß sieben Jahre lang im Irrenhause von St. Anna zu Ferrara gefangen. Er, der begeisterte Dichter mit dem hochfliegenden Sinne, der Schwärmer mit der blühenden Phantasie, der stolze Fürstengünstling, der beglückte Liebende, der bewunderte Sänger des befreiten Jerusalems, er war in die Vergessenheit gestoßen durch den Undank der Höfe, als toll verschrien von den allzu vernünftigen, lebenskalten Menschen, herabgestürzt mit seinen hochstrebenden Planen, vom Kummer am Geiste, vom Geist am Körper zernagt, von der Mittelmäßigkeit der Freiheit beraubt und gehöhnt, er, den sie nicht fähig waren, zu verstehen, und nicht würdig, zu bedienen, und mit der klaren Einsicht in dies Alles saß er im Irrenhause! krank und schwach geworden am Körper, und in diesem zerbrochenen Gefäße, bedeckt vom Schutte des Undanks, der Mißgunst und des Neides, immer noch der alte Feuergeist, der nur heftiger aufbraust, weil Unglück und Bosheit ihn ersticken wollen. So ist die erwärmende Dichterbegeisterung verwandelt in eine kranke Reizbarkeit, die sich in bittern Ergüssen über Welt und Menschen entladet, in eine aufflackernde Strohflamme, die nicht erwärmt und nur sich selbst verzehrt; wir sehen den großen Geist verhezt durch die Hunde der Alltäglichkeit, zersplittert durch den erbitterten kleinen Krieg, den er stündlich gegen ein quälendes Leben und neckende Verhältnisse zu führen hat. So finden wir ihn am Ende des siebenten Jahres, verloren für die Welt, sich selbst zur Last. Doch in Augenblicken, wenn die glänzende Kleinheit sich gegen ihn spreizt, oder wenn das Werk seiner Dichtung ihm vor die Seele tritt, da erhebt er selbstbewußt und stolz sein Haupt, und die Schauer der Unsterblichkeit umweben seine Schläfe. Endlich erreicht ihn die Nachricht seiner Befreiung, wenn auch zugleich Verbannung, und er jubelt in ungemessenem Entzücken: „Leben ist nichts, Sterben ist nichts, Freiheit ist Alles!" Mit dem Bewußtseyn von Leonorens unverwischter Liebe, deren Geständniß er sich noch unter dem bunten Gewirre der Masken, sammt einer rohen Drohung des Herzogs geholt, zieht er nun ruhiger zu seiner Schwester nach Sorrent. Die Welt war ihm keine Folterkammer mehr, aber auch nicht viel mehr als ein Kirchhof, wo die Blumen erst auf den Gräbern blühen, und immer noch eine Welt des Undanks.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 38.

№ 89.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 14. April 1835.

Entziehst du dich, o Gott! so holden Lämmern,
Und schleuderst in den Rachen sie dem Wolf?
Wann schliefst du sonst bei solchen Thaten schon?

Shakespeare.
Richard III.

Zwei Gedichte von Madame Desbordes-Valmore.

Der Rufer an der Rhone.

Das Erntemädchen war gekrönt; von frischen Kränzen
Zog festlich sich vom Dorf zur Stadt ein Blumenband.
Die Kinder trugen heut' ihr buntestes Gewand,
Im Aug' der Greise sah man Erntefreude glänzen.
Auf einmal endigte die Lust,
Dem Irrlicht ähnlich, das, wie es entsteht, verglüht.
Ein langer Schrei fuhr kalt, wie Eis, durch jede Brust,
Verstummt war jedes Lied.
„Zurück, zurück, das Kind, das sich verlief im Schwarme!
Die Mutter weint! — das Kind! — o, daß sich Gott erbarme!“

Zu dumpfem Brüten ward ihr lautes, wildes Klagen;
Für ihren bittern Schmerz hat sie nicht Worte mehr.
Hört! daß ihr es erkennt: es sagt euch nicht, wie sehr
Es zu bejammern ist; nur: Mutter! kann es sagen.
Noch Keiner, der: hier ist es! rief?
Hat es am Ufer denn kein Einz'ger spielen sehn?
O Gott, die Rhone ist so tief! —
Ein schwaches Kind! — kaum konnt' es gehn! —
Zurück, zurück, das Kind, das sich verlief im Schwarme!
Die Mutter weint! — das Kind! — o, daß sich Gott erbarme!

Sein Aug' ist schwarz und sanft, es hat erst wenig Zähne,
Gelb, wie das reife Korn, ist meines Kindes Haar;
Furchtsam und schwankend geht's, und mit Kornblumen war
Sein Kleid besetzt; gewiß steht eine helle Thräne
In seinem Aug'; — ihr kennt es, wär'
Es nackt — oft nahm ja schon die Armuth schwachen Kleinen
Ihr Kleid! — ein Engel, ohne Wehr,
Würd' es in seiner Blöße weinen!
Zurück, zurück, das Kind, das sich verlief im Schwarme,
Die Mutter weint! — das Kind! — o, daß sich Gott erbarme!“

Der alte Rufer schweigt; ein: hier! nur aus dem Volke
Will er, lang wartet er; — umsonst! — die Mütter sind
Wortlos, und jede drückt fest an die Brust ihr Kind;
Der Schrecken legt sich trüb auf's Fest, wie eine Wolke.
Man sagt, daß mit verstohlnem Gang,
In Lumpen eingehüllt, barfuß ein Bettler dorten
Schlich; unter seinem Mantel klang
Ein leises Wimmern zu den Worten:
„Zurück, zurück, das Kind, das sich verlief im Schwarme!
Die Mutter weint! — das Kind! — o, daß sich Gott erbarme!“

Die Nachtwache des Negers.

Die Sonn' der Nacht erhellt der Küste nackte Höhen;
O Herr, wie lange noch verziehen wir im Sand?
Sanft will ich tragen dich; o, reich' mir deine Hand!
Erwache, guter Herr! laß uns zu Menschen gehen!
Herr! seit drei Tagen schon sind deine Augen zu:
Schläfst immer du?

Sieh', der Platanenwald fiel nieder vor den Schritten
Des Sturms; das Schiff verschwand zertrümmert in der Fluth.
Von deiner bleichen Stirn wusch ich das rothe Blut;
O komm! gern öffnen uns die Schwarzen ihre Hütten.
Herr! seit drei Tagen schon sind deine Augen zu:
Schläfst immer du?

Was du wohl träumen magst? dein Sklav' erriethe es gerne.
O, lang währt dieser Traum! weicht er, wenn es am Strand
Hell wird? drückst du erwacht des treuen Dieners Hand?
Ja, wecken will ich dich, sobald nur fliehn die Sterne.
Herr! seit drei Tagen schon sind deine Augen zu:
Schläfst immer du?

Doch schon bescheint das Licht des Morgens das Gefieder
Der Möwe; lautlos trägt die See das Fischerboot.
Komm! — dein Gesicht ist kalt! — bleich! — sonst war es doch roth!
O sprächst du! meinen Muth gäb' mir das Sprechen wieder!
Herr! seit drei Tagen schon sind deine Augen zu:
Schläfst immer du?

Ferdinand Freiligrath.

Rousseau's Denkmal zu Genf.

(Fortsetzung.)

Der Genfer Municipalrath hat passend und klug die ganze Anordnung zur Ausstellung der neuen Statue dem Rousseaukomité überlassen. Diesem nach sollte sie ein Nationalfest, ein Fest der Versöhnung, der Rückkehr und des Wiedersehens seyn, wiewohl dergleichen bereits am 28sten Juni 1793 gefeiert worden war. Manche hätten wohl gern gesehen, daß dies neue zweite Fest mit jenem ersten einige Aehnlichkeit gehabt hätte, daß ihm wenigstens die Politik nicht ganz fremd gewesen wäre; es wurde auch von Einigen darauf hingedeutet. Dies war jedoch jezt nicht mehr thunlich. Fast alle Genfer ehren Jean-Jacques als ausgezeichneten Schriftsteller, aber nur wenige von radikaler Färbung mögen sich zu seinen politischen Grundsätzen bekennen. Diese verständige Stimmung gab dem jetzigen Fest seine eigenthümliche, wiewohl etwas bleiche Farbe, und unterschied es wesentlich vom 28sten Juni 1793.

Ehe wir zur Beschreibung des Festes schreiten, müssen wir ein Wort von der Stelle sagen, wo es gefeiert wurde. Viele Reisende kennen schon durch eigene Anschauung die großen Verschönerungen, die Genf seit fünf bis sechs Jahren auch an seiner See- und Stromseite erhalten hat. Die Rhone strömt jezt aus dem See zwischen zwei prächtigen Kai's und unter einer langen, eleganten Eisenbrücke weg. Der südliche vollendete Kai ist lang und an mehreren Stellen siebzig Fuß breit, mit herrlichen Häusern besezt, der nördliche hingegen ist kürzer und schmäler und seine Häuser sind noch nicht ausgebaut. An ihm liegt das große Hôtel des Bergues. Beide Kai's verbindet die Eisenbrücke, und östlich, nahe bei ihr, liegt die kleine île des Barques, wo ehemals eine Art von Blockhaus stand, und welche nun durch Pflanzungen und Anlagen zu einem lieblichen Spaziergange mitten in der Rhone verwandelt worden ist. Diese Insel steht durch eine kleine, geschmackvolle Drahtbrücke mit der großen Brücke in Verbindung. In der Mitte dieser Inselanlagen wurde nun Rousseau's Statue aufgestellt, und von hier aus hat man eine überaus reizende Aussicht auf den See, den Strom, den Hafen, die Kai's, deßgleichen auf die alte untere und die obere Stadt mit ihren Thürmen. Dies war also die Festinsel. In ihrer Mitte, zwischen Gesträuchen und Parkanlagen, war einstweilen ein hölzernes Piedestal errichtet, da an dem marmornen noch gearbeitet wird. Auf dieses hatte man in einer der vorigen Nächte die Statue gehoben und mit einem grünen Schleier verhüllt.

Es war in jeder Beziehung ein schöner Tag. Nur an den entlaubten Bäumen und dem noch tief herabgehenden Schnee des Jura und der Savoyer Berge konnte man sehen, daß der Frühling noch nicht begonnen hatte. Die ganze Insel war einem schwimmenden Zaubereiland zu vergleichen; rund umher standen grüne, tannenumwundene Säulen, die durch volle Blumen- und Laubgehänge mit einander verbunden waren; noch reicher war das Piedestal der Statue mit Festons geschmückt, und vier Säulen, große Blumenkörbe tragend, umstanden es. Schon um Mittag war es schwer, durch das Menschengewühl auf der großen Brücke und auf den Kai's vorzudringen. Aus den Fenstern und Balkonen vieler anliegenden Häuser wurden Teppiche und Blumenguirlanden gehängt, hier und da standen auf den Gesimsen bekränzte Büsten Jean-Jacques. Der Strom, auf dem den Winter über die Schiffe und Barken still vor Anker gelegen, fing an sich zu regen; eine bunte Flagge nach der andern ward aufgezogen, und es war, als wenn die vielfarbigen Wimpel wie Blumen aus dem Wasser sproßten. Noch mehrere und schönere zeigten sich schon an den Fenstern, vom untern Stock an bis auf die kleinen Dachlucken; ja sogar auf den ziemlich flachen Dächern standen schmucke

Köchinnen und Stubenmädchen, von ihren Liebhabern gehalten und gegen Unfall geschützt. Unsere zwei Dampfboote, dicht an der Festinsel ankernd, wimpelten ebenfalls und hatten sich für ihre Aktionäre und deren Angehörige in Amphitheater mit bequemen Sitzen verwandelt. Andere Barken, die gestern noch Steine und Gyps geführt hatten, trugen jezt andere Ladung, denn es wimmelte darauf von lustigen Leuten, die für ein Geringes dem Jean-Jacques näher kommen wollten, Genfer Argonauten, die dem ehernen Vließ zusteuerten. Dazwischen krachten die Kanonen, welche die Regierung auf der Insel hatte aufführen lassen und die von Staatsartilleristen bedient wurden.

Gegen zwei Uhr kam die Militärmusik mit den Offizieren, Unteroffizieren und Sergeanten aller Nationalgardenabtheilungen in und außer der Stadt, deßgleichen die Bureaux der Société des arts etc., einer der Syndiken, jedoch in Privatkleidung, das Rousseau'skomité und J. Pradier, der eigentliche Festgeber. Alle stellten sich in Gruppen um die verhüllte Statue her, und als zwei Uhr auf allen Glocken der Stadt ausgeschlagen hatte, fiel die grüne Hülle, und Jean-Jacques saß da, mitten unter zehntausend seiner auf ihn schauenden Landsleute, das Gesicht nach seinem heimathlichen Haus gewendet. Ich denke mir, daß sein geläuterter Geist gegenwärtig war, und daß er sich, frei von der ihm früher anklebenden Eitelkeit, innig über die Heimkehr zu den Seinigen freute, unter denen dem Knaben so wohl war, unter denen nun sein ernstes Bild wohnen soll, unberührt von Parteigezänk und des Pöbels Lob oder Tadel. Worüber sich aber sein Geist nicht gefreut haben, was ihm sehr befremdend geschienen haben wird, das war die Stille und Lautlosigkeit seiner Landsleute, als das Erzbild sichtbar ward. Ich war nach den bisherigen unzweideutigen Zeichen der Theilnahme und der günstigen Stimmung auf eine ungeheure, stürmische Acclamation von allen Seiten, vom Wasser und vom Land her, von den Fenstern, von Brücken und Straßen gefaßt, und ich hatte den Mund schon halb geöffnet, um daran Theil zu nehmen, aber es herrschte tiefe Stille. Woher diese sonderbare, unerwartete Erscheinung? Ich weiß es nicht, glaube aber, daß diese Stille großentheils von einer Art von Verblüffung kam, Jean-Jacques so zu sehen, nicht als den Mann seiner Stadt und Zeit, sondern um zweitausend Jahre zurück, als Griechen oder Römer. Wahrscheinlich wäre auch der grüßende Zuruf der fernen Menge nicht ausgeblieben, wenn im Augenblick der Enthüllung von der Insel aus ein freudiger Ruf der dort um die Statue Versammelten erschollen wäre; aber da war gerade das Staunen bei Aufdeckung der Statue am größten, sie wußten nicht gleich, was sie sahen, und blieben still.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

Goethe und Bettina v. A., geb. B.

Vor vielen Jahren erzählte man sich viel von einem jungen Mädchen, das so witzig und naiv war, wie es in Berlin nicht Sitte ist, witzig und naiv zu seyn. Tausenderlei Geschichten wußte man von Bettinen, wie sie berühmte und unberühmte Männer angeredet und abgeführt, den zurechtgewiesen und von jenem eine Zurechtweisung sich erbeten. Der Berliner Witz hatte die Aussprüche des geistvollen Kindes in seiner Art übertragen, und es war daraus eine neue Berliner Gurly geworden. Die Zeit ist unerbittlich, und die Mode wechselnd. Aus dem Kinde wurde eine Jungfrau, aus dieser eine Gattin, Mutter, und aus der Matrone ist durch einen unglücklichen, frühen Todesfall eine Wittwe geworden. Lange Zeit hatte man nicht von ihr gesprochen, und die Mode, andern Idolen fröhnend, ließ sie unbeachtet. Die Geschichte ihrer Seltsamkeiten wurde wenigstens kein populäres Volksbuch; sie lief nur so unter der Hand mit, und blieb in und für gewisse Kreise. Nur bei Gelegenheit von Goethe's Tode verlautete, daß diese selbe naive Bettina, welche bis dahin dem großen Publikum eben nur durch jene Originalität bekannt geworden, ein Denkmal für den Dichter selbst erfunden und selbst modellirt habe. Also hatte das originelle Kind außer dem, was die Berliner „Schrullen“ nennen, auch Begeisterung für den großen Dichter und dazu Bildhauertalent. Auch diese Notiz ging indessen im Strome der Bewegungen unter. Bettina hatte sich politisch für keine Partei erklärt, und da sie weder zum jungen, noch zum alten Deutschland gehörte, was hatte sie für Anspruch, bekannt zu seyn? Das Faktum ihres Bekanntseyns erstreckte sich in lezter Zeit daher nicht weiter, als auf die Kreise und Personen, wo sie es sich darum angelegen seyn ließ und es durch die eindringende Kraft ihrer Persönlichkeit in's Werk sezte. Da erscheint plözlich — oder vielmehr es erscheint noch nicht, sondern es ist nur die Rede davon — ein Buch, betitelt: **Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde**; und ehe das dreibändige Buch hier bei Dümmler ausgegeben, ehe es noch durch die Zeitungen annoncirt ist, geht eine Lärmtrommel durch das Lesepublikum, fast so stark als dazumal, wo der Schatten des Verstorbenen seine ersten Briefe herausgab, und noch mit einem Nachhall des Lärmens seligen Andenkens, den die schöne Henriette verursachte. Man mußte es kennen, wenigstens darüber zu sprechen wissen, und darüber urtheilen, wenn man es auch noch nicht gelesen hatte; denn es war wieder Sache der Mode geworden, die „Gesellschaft“ bestand darauf. **Bettina**, die Verfasserin, ist mit ihrem Buche selbst wieder in die Mode gekommen, und ist es noch in diesem Augenblick, wo ich den Brief anfange; ob sie es noch seyn wird, wenn ich ihn ende, weiß ich nicht. Das Buch selbst wird vermuthlich eben so schnell als dieses mein Schreiben zu Ihnen, und bis es gedruckt ist, auch zu den Lesern des Morgenblattes gedrungen seyn; also habe ich nicht nöthig, über seinen Inhalt zu sprechen. Er verspricht, troz der Widmung an den Fürsten Pückler-Muskau, anfänglich nicht viel von der Kost, welche der Hautgout der Gesellschaft ist; denn die Personen, über die es anzüglich redet, sind längst todt, und die intrikaten Verhältnisse, die erzählt werden, sind längst mit dem Schleier der Vergangenheit bedeckt. Auch konnte man fragen: was interessirt noch ein

Nachtrag über Goethe's Persönlichkeit, die denn doch nun durch alle Briefwechselsammlungen so weit enthüllt ist, als der Meister es für gut fand, als er noch lebte, daß sie nach seinem Tode enthüllt werde; aber gewisse Dinge bleiben immer lebendig und verlieren ihren Lustre nicht, so lange Lüsternheit zu den Modeartikeln gehört. Und wann sollte das aufhören! Nicht Goethe wird enthüllt, sondern das Kind, das ihm seine Liebe erklärt, und in der gütigst angenommenen und in der Entfaltung derselben schwelgt. Da ist ein unendlicher Zauber in der Art, wie Bettina sich ihm anträgt, wie sie auf seinen Schooß rutscht, seinen Besuch um Mitternacht im Elephanten, vier Treppen hoch, empfängt, wie sie eifersüchtig ist auf jede kleine Gunst, jeden freundlichen Blick, der Andern geschenkt wird, in der Erzählung von allen Küssen, die sie empfangen, von ihm, Herder, dem blinden Herzoge von Ahremberg. Und daß die Gattin, Wittwe, Matrone, Mutter das Alles so ungenirt selbst erzählt, und sich mit ihrer unvergleichlichen Liebe etwas weiß, das kam noch nicht vor, das ist an sich etwas, was das Buch werth macht, auf allen Toiletten zu liegen. Aber auch außerdem entfalten sich so viel auffallende Züge, Bemerkungen, Porträts, daß es mit Seite um Seite mehr Recht gewinnt, in der Memoirenbibliothek der Zeit zu stehen, und viele andere Bücher daraus zu verdrängen, welche nicht allein berühmte Persönlichkeiten zum Ziele haben. Das Urtheil hat sich noch nicht festgestellt. Wie käme das auch bei einer Erscheinung, die noch oben auf dem Wellenschaum schwimmt! Einige verdammen das unweibliche Unternehmen als etwas Unsittliches, Naturverkehrtes. Andere sehen in der Herausgeberin eine begabte Priesterin der Naturwahrheit, und eine so hoch begeisterte, wie es noch keine deutsche Frau gewesen. Darin mischt sich denn von beiden Seiten viel Persönliches. Die Verdammenden wollen überhaupt den Frauen kein Recht zugestehen, so zu fühlen, sich vermöge ihres Empfindungsvermögens für etwas Apartes zu halten, und mit diesen excentrischen Gefühlen sich breit zu machen. Wenn sie aber ihre Gefühle einmal aufgeschrieben, so sollen sie sie nicht drucken lassen und herausgeben. Wenn nun aber eine solche Natur einmal da ist, die ihre Eminenz fühlt und sich mit Vehemenz aussprechen muß? Gemachtes ist da nichts, das müssen auch die Tadler einräumen. Ueberhaupt werden diese auch der Verfasserin weniger schaden, zumal einige pietistische Rücksichten bei ihnen mitsprechen, als ihre unbedingten Lobredner, wie von hier aus zwei in der hiesigen literarischen Zeitung und in den Brockhausischen Blättern für literarische Unterhaltung aufgetreten sind. Das ist Weihrauch, der schwarz macht. Hat der Schriftsteller auch die Verpflichtung, gegen Damen galant zu seyn, so meine ich, daß eine so ritterliche Dame in ihrer Art, wie Bettina, keine Ansprüche auf diese kleinlichen Rücksichten macht. Ob die Wahrheit in der Mitte liegt, weiß ich nicht, ich glaube vielmehr, sie haben beide recht, nur läßt sich ihr Recht nicht vereinigen. Außerdem aber ist wahr, daß Bettina in den Briefen ein ungewöhnliches Talet der Darstellung, und eine Phantasie verräth, um die nicht allein unsere Dichterinnen, sondern auch unsere Dichter sie beneiden können. Der Ertrag der drei Bände ist zu Goethe's Denkmal bestimmt, nämlich zu dem von Bettinen entworfenen. Dies ist auch voller Talent — besonders Goethe's Kopf ist herrlich — aber so wie ihre lyrischen Ergüsse erst eines Goethe bedurften, um in Gedichte übersezt zu werden, bedürfte dieses Denkmal eines Canova oder Rauch, der es technisch in seine Kunst übersezte.

(Die Fortsezung folgt.)

Karlsruhe, März.

(Fortsezung.)

Kerker und Krone von Zedlitz.

Die Höfe, deren Fürsten Tasso sonst feiernd eingeladen, ließen ihn jezt kalt vorüberziehen. Sudler hatten sich seines Gedichtes bemächtigt, er selbst dünkte sich verschollen; aber Hirten, Landleute, Schiffer und Räuber hatten das großartige Gedicht in ihre schlichten Herzen und offenen Gemüther aufgenommen, und die Liebe zu ihm war Verehrung zum Dichter geworden. Sie brauchten nur den Namen Tasso's, seine Ankunft, seine Gegenwart zu erfahren, und der Räuber senkte sein Schwert, und der Hirte brachte Hymnen und Kränze für den Sänger Armidas und Gottfrieds von Bouillon. Nun beginnt es erst in Tasso zu tagen, die bösen Geister entfliehen aus seinem Hirne, und die Sonne der Befriedigung, die Lösung der Bedeutung seiner Tage und Mühen, verbreitet ihre Strahlen über sein Wesen. — So lebt er ein stilles Leben im Hause seiner Schwester in Sorrent, sorgsam beschäftigt, der Nachwelt sein Gedicht in würdiger Form zu übergeben; aber die Flamme kann nie ruhen, sie kann nur brennen oder verlöschen. Der Geist hatte zu viel und zu heftig an sein Gehäuse getobt, als daß dieses nicht morsch sollte geworden seyn; der Körper sank dem Grabe zu, der viel umhergeworfene, müde gerastete und schwer gedrückte Geist, der die Himmel geplündert und die Hölle in sich getragen, der das Leben ausgekostet in seinen Genüssen und Versagungen, der nichts mehr zu hoffen und kaum noch etwas zu fürchten hatte, sehnte sich nach Auflösung. Noch eine Stufe hatte er zu erklimmen: die Welt hatte ihm ein Zeichen, eine äußerliche Anerkennung zu geben von der Schäzung seines Werthes; was in Aller Gemüthern lebte, mußte ihm sichtbar heraustreten, die Unsterblichkeit mußte ihm einen Abgesandten schicken. Auch das geschah. Pabst Clemens VIII. lud ihn nach Rom ein, um ihn auf dem Kapitol, im Angesichte von Italien, von ganz Europa, mit dem Lorbeer zu krönen. Er folgte dem Rufe, nicht mehr in dichterisch-jugendlichem Ehrgeize, sondern müde vom Leben, um, was ihn sonst in trunkener Seligkeit über die Welt erhoben hätte, jezt als Halbverklärter ruhig lächelnd hinzunehmen. Die Huldigungen des Volks, die Reue der Fürsten und die ausharrende Erwiderung seiner erhabenen Liebe gaben den höchsten Augenblicken des Lebens zugleich seine höchste Entfaltung. Da erstarrte das Herz, das so viele Kränkungen in seinen Schlägen nicht gehemmt hatten, gebrochen durch die ungewohnte Liebe, und der Kranz krönte eine kalte Stirne. So hat die Welt doch ihrem Drange genug gethan, wenn auch der Tod keine Krone mehr bedarf.

Dies ist der Gang des Schauspiels in seiner psychologischen und poetischen Entwicklung, in beiden so wahr, als schön. Als dramatische Ausschmückung und als Mittel, den Hauptcharakter noch klarer an's Licht zu stellen, ist ihm ein Mädchen, fast noch ein Kind, beigegeben, Angioletta, die Nichte seines Kerkermeisters, die, an des Dichters Seite, im Lichte seines Geistes und in den Stürmen seiner Leidenschaften herangewachsen, sein hütender, sein sänftigender Engel wurde. Unbewußt war ihr Wesen mit seinem Geiste verwachsen, die Wurzeln seines Daseyns hafteten in ihrem Herzen, sie liebte ihn, kindlich, fromm, aber ganz erfüllt, nicht irdisch selbstsüchtig, sondern auf den Knien. Sie folgt ihm aus seinem Kerker, sie geleitet ihn in seine Heimath, sie lehnt irdisch bräutliche Verbindungen ab, sie weint an seiner gekrönten Leiche, um sich dann selbst hinzulegen und zu sterben.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 90.

Morgenblatt
für gebildete Stände.

Mittwoch, 15. April 1835.

> Was für Uebel auch Vernunft oder Deklamation einer zu ausgedehnten Herrschaft zur Last legen mögen, so war doch Roms Macht von einigen für das Menschengeschlecht wohlthätigen Folgen begleitet, und dieselbe freie Gemeinschaft, die die Laster verbreitete, verbreitete auch die Nützlichkeiten des geselligen Lebens. Fast unmöglich ließe sich Alles aus dem Thier- und Pflanzenreich aufzählen, was aus Asien und Egypten nach und nach Europa zugebracht wurde.
>
> Gibbon.

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Germanien.

Erster Artikel.

Wenn ein deutscher Gutsbesitzer in seinem Hofe, seinen Gärten und Obstbaumpflanzungen, auf seinen Aeckern und Fluren herumwandelt, findet er, wenn er sonst nur nachdenklich ist und genauere Kenntniß von der Natur und Geschichte dessen hat, was er besitzt und baut, immer Stoff genug zu anziehenden Betrachtungen über die Pflanzen- und Thierwelt, die ihn umgibt. — Stellen wir uns ihn vor, wie er an einem schönen Sommermorgen in seiner Akacienlaube ruht und eine Havannacigarre zu seinem Kaffee raucht, während vielleicht seine Gattin oder Tochter im nahen Gartenhause ihren Thee oder Chokolade schlürft und dem Geschmetter des citronengelben Sängers horcht, der im nahen Käfigt auf- und niederhüpft. Lassen wir ihn dann zwischen den Blumenbeeten seines Gartens herumwandeln, auf welchen Lilien und Rosen, Ranunkeln, Irisblumen und andere Zierpflanzen Auge und Geruch ergötzen; dann im Gemüßgarten seinen Blumenkohl, seine Schalotten, Gurken, Zuckererbsen, Bohnen und andere Küchengewächse betrachten, und sodann in den Baumpflanzungen verweilen bei den Wallnußbäumen mit den duftigen Blättern, den Mandelbäumchen, den Kirschen-, Aprikosen- und Pfirsichbäumen, die theils schon mit lieblicher Frucht prangen, theils für die Zukunft reichliche Frucht versprechen. Hierauf wandle er in seinem Hof umher, dessen Portal von Kastanien umschattet ist, und sehe dem Haushahn zu, der „mit Sporn und Busch einhergeht, recht als ein Rittersmann,“ wie der treffliche Friedrich von Spee von ihm singt; oder er betrachte den stolzen Pfau, der sein prächtiges Rad an der Sonne schlägt, oder den Puterhahn, der sich lächerlich spreizt und kollert, oder das kurzgeflügelte Perlhuhn, das sich mühsam, aber heftig schreiend von dem Boden wegbewegt. Gehen wir dann mit dem Manne hinaus auf seine Aecker und Wiesen, die mit herrlichem Klee bepflanzt sind; betrachten wir mit ihm seine zwar einförmigen, aber doch einträglichen Hopfenanlagen, nicht weit davon seine Weizen- oder Dinkelfelder, weiterhin seine Tabakspflanzungen oder die Aecker, mit Hirse oder Hanf bepflanzt; und auch die Kartoffelfelder mögen seinen und unsern Blick auf eine Weile festhalten und beschäftigen. Bedenken wir dann mit unserm Freunde, wie alle diese Pflanzen, Bäume und Thiere uns jetzt so wohlbekannt, so heimisch sind, und es uns vorkommt, als ob sie von ewig her auf diesem Boden, der vielleicht früher Wald oder Sumpf gewesen war, erzeugt und gewachsen wären, wie auf dem engen Raum dieser Besitzungen die Kinder

der entferntesten Länder, der verschiedensten Zonen, der alten und der neuen Welt versammelt sind, und welche Reisen, Kriegszüge, Schifffahrten und Jahrhunderte dazu gehörten, um sie alle nach und nach in diesem engen Raum zu vereinigen. Denn von den meisten dieser Pflanzen und Thiere wußten die alten Deutschen wenig oder nichts; ja, einige mußten selbst, als Kinder der neuen Welt, noch den weltbeherrschenden Römern unbekannt und verborgen seyn. Zuvörderst aber bemerke ich, daß ich hier Deutschland nicht in dem engeren Sinne nehme, wie die Alten, sondern in dem weitern der neuern Geographie, daß ich also Vindelicien mit seinem Bodensee, seinen römischen Städten: Augsburg, Regensburg und Passau, ferner Rhätien und Norikum, die bekanntlich einen großen Theil von Oestreich, Tyrol, Steiermark, Kärnthen und von Bayern in sich faßten, sowie auch einen Theil des belgischen Galliens, gerade die schönsten und merkwürdigsten Landstriche am Ober- und Unterrhein, mithin auch das uns früher angehörige, und — mit Erlaubniß der welschen Nachbarn sey's gesagt — wenn wir auf Sprache, Sitte und Gesinnung der bessern Bewohner sehen, noch immer deutsche Elsaß dazu rechnen.

Betrachten wir zuerst die Pflanzenwelt des alten Germaniens. Hier ist im Laufe vieler Jahrhunderte natürlich eine große Veränderung vor sich gegangen, wenn auch nicht von der Art, wie sie bei Egypten angenommen wird, wo im Nil-Delta die einheimische, ursprüngliche Flora durch eine übergepflanzte, auswärtige Pflanzenkultur gänzlich soll verdrängt worden seyn, was man unter andern auch daraus abnehmen will, daß gewisse Pflanzen, z. B. das in Ostindien gefundene prächtige Nelumbium, die egyptische Bohne genannt, als Verzierung in den alten egyptischen Tempeln mit abgebildet vorkommt, aber im Lande selbst nicht mehr gefunden wird. Uebrigens muß das Wort einheimisch im doppelten Sinne genommen werden. Einheimisch sind erstlich Pflanzen und Thiere, die in einem Lande von jeher erzeugt worden und gewachsen sind; einheimisch heißen aber auch solche, von welchen man bestimmt weiß oder mit Recht schließen kann, daß sie erst von Außen nach und nach eingeführt wurden, die sich aber bald an Klima und Boden gewöhnt haben und naturalisirt sind. Ein Beispiel: es gibt eine Guernseylilie, die aber ursprünglich im fernen Japan zu Hause ist. Ein Schiff, mit vielen Zwiebeln derselben beladen, scheiterte auf der Rückkehr an jener Insel, wo denn die Zwiebeln an das sandige Ufer geworfen wurden, aber bald, da auch künstliche Pflege hinzukam, sich verbreitet haben und einheimisch geworden sind. So sind es schon die Kartoffeln bei uns, die der gemeine Sprachgebrauch sogar in deutsche und englische oder welsche abtheilt.

In Bezug auf den Anbau gewöhnlicher Obstarten im alten Germanien, dies in der Begrenzung genommen, wie es die Römer nehmen, sind manche Historiker zu sehr Zweifler. Sie wollen ihm unsern Apfel- und Birnbaum absprechen, gestützt auf die Aeußerung des Tacitus, daß Germanien zur Fruchtbaumzucht untauglich sey; allein derselbe Tacitus erwähnt ja, daß wildes Obst zur Speise seiner Bewohner gehöre. Nun aber weiß man, daß da, wo solches gedeiht und reif wird, auch mehrere der veredelten Sorten gezogen werden können, ja sogar manche der edelsten, z. B. der Borsdorfer, fast mehr im kälteren als wärmeren Klima gedeiht. Sollte denn selbst dieses Germanien ein kälteres Klima gehabt haben, als das heutige Norwegen, wo doch noch Aepfel und selbst Birnen gezogen werden? Versteht Tacitus unter den agrestia poma nicht vielmehr solche Aepfel und Birnen u. s. w., die im Freien, ohne viele Kultur fortkommen, im Gegensatz der feineren Obstarten, die im wärmern Italien gezogen wurden? — In Bezug auf das römische West- und Süddeutschland verdient Berücksichtigung, daß im Salischen Gesetz der Apfel- und Birnbaum eine arbor domestica genannt, daß ferner in dem Bajuvarischen Gesetz Fällung und Beschädigung fremder Obstbäume verpönt wird, was voraussezt, daß schon lange vor Karl dem Großen die Obstbaumzucht in Deutschland getrieben wurde. — Und doch mochte zu Karls Zeiten, wo z. B. halb Franken noch mit Waldungen bedeckt war, das deutsche Klima nicht viel milder seyn, als es früher gewesen. — Man macht sich überhaupt von dem rauhen Klima, der kalten Luft, den Sümpfen und Wäldern des alten Germaniens immer noch eine zu grelle Vorstellung, wozu denn freilich die Schilderungen mancher Römer und Griechen Veranlassung gaben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rousseau's Denkmal zu Genf.

(Fortsetzung.)

Als die Hülle von der Statue weggezogen war, geschah etwas nicht weniger Unpassendes und Liebloses. Ein simpler, alltäglich gekleideter Arbeiter legte hinten eine Leiter an sie an, stieg hinauf und sezte ihr einen goldnen Kranz auf; eine lächerliche, an eine Exekution erinnernde Prozedur. Jean-Jacques schien auch unwillig über diese geschmacklose Ovation, und ehe man es sich versah, blies er den Kranz vom Haupt seines Bildes.

Nun trat Fazy-Pasteur, der thätige Präsident des Komité's, vor und sprach folgende Rede:

„Seit langer Zeit bedauerten die Genfer, daß ihr berühmter Landsmann, Jean-Jacques Rousseau, in

unserer Vaterstadt kein Zeichen öffentlicher Huldigung besitze. Das Denkmal, das wir jezt einweihen wollen, soll diesem Bedauern ein Ende machen. Unter den größten Bewunderern Rousseau's sind jedoch — gestehen wir es — mehrere, die meinen, ein Monument irgend einer Art sey unnüz, das allein würdige seyen seine Schriften. Auch wir glauben dies mit ihnen. Indessen müssen wir uns über Eins nicht täuschen: wir waren es uns selbst schuldig, seinem Andenken diese Huldigung darzubringen. Es lag uns daran, nach den von ganz Europa gekannten Ereignissen zu zeigen, daß der Tag der Gerechtigkeit nunmehr gekommen sey, und daß wir bemüht sind, peinliche Erinnerungen zu verwischen, indem wir einem großen, verkannten Staatsbürger die einzige Ehrenrettung darbringen, die in unsern Kräften steht. Die Ehre, die er seinem Vaterland gemacht hat, ist eine Wohlthat für alle Genfer geworden. Die Zueignung seines Discours sur l'origine de l'inégalité des conditions ist der schönste Lobspruch, dessen sich je eine Republik hat rühmen können, und was auch unsere künftige Bestimmung sey, Genf ist in seinen Schriften unsterblich gemacht. Wenn Rousseau's politische und philosophische Meinungen ganz verschieden beurtheilt worden sind, worüber wir hier nicht in eine Controverse eingehen können, so ist doch in der Welt nur Eine Stimme über den sittlichen Reiz seiner Schriften und über die hinreißende Beredsamkeit, der bis dahin nichts an die Seite zu setzen war; so streng, strafend und verachtend, wenn er die Sitten eines ausgearteten Jahrhunderts malt, zu deren Umgestaltung und Aenderung er so mächtig gewirkt hat; so zärtlich und überredend, wenn er die Menschen zu den einfachen Naturgenüssen, zur Unschuld und zur Tugend zurückführen will. In dem Augenblick, wo der philosophische Unglaube ansteckend geworden war, hielt ihn Emile auf; die großen Religionswahrheiten kamen wieder zu Ehren. Wenn Rousseau auch dem Christenthum nur theilweise huldigte, so war doch diese Huldigung erhaben, und nichts kommt ihr gleich. Ein Denkmal für ihn ist auch eine Huldigung für das Geschlecht, von dem er mit so viel Würde und Reiz gesprochen hat; wie viel verdanken nicht die Frauen dem, der das häusliche Glück und den Reiz, welchen sie ihm geben, mit so lebhaften Farben geschildert hat! wie viel verdanken die Frauen dem Wohlthäter der Kindheit! . . Rousseau und gesunde, glückliche Kinder, ist eine glückliche Ideenverbindung, die sich nicht trennen läßt und ihm für immer das Herz der Mütter sichert . . . So sprachen wir 1828 zu unsern Mitbürgern, als wir den Gedanken dieses Monuments faßten, so sprechen wir auch heute, wo es glücklich vollendet vor uns steht. Damals sagten wir auch: dies Monument muß nicht bloß von einigen Kunstliebhabern errichtet werden, es muß vielmehr den Stempel als Genferisches Familiengut tragen, und jeder Genfer muß da seinen Antheil wieder finden und zu seinen Kindern sagen können: Auch ich habe dazu beigetragen! Denn wenn die Freigebigkeit des Reichen Rousseau geschmeichelt hätte, so würde ihn dagegen die kleine Gabe des Armen innig gerührt haben. Er machte sich einen besondern Ruhm daraus, lezterer Klasse anzugehören, und sie war stets der Gegenstand seiner besondern Achtung und Neigung... Was wir vor Jahren hofften, ist nun in Erfüllung gegangen; die Zahl der Subscribenten war bedeutend; ihnen ist der Genfer Municipalrath beigetreten, ja alle Klassen, alte und neue, haben mehr oder weniger dazu beigetragen... So steht sie denn hier, diese Statue Jean-Jacques, deren Errichtung die Genfer so sehnlich wünschten! Sie könnte an keiner günstigern Stelle stehen, als auf dieser Insel, die künftig Rousseau's-Insel heißen wird... Von heute an ist diese Statue ein Eigenthum Genfs und steht unter dem Schutz seiner Kinder. Wenn Genf so glücklich war, Rousseau hervorzubringen, so sollte es auch einen Bildhauer haben, der fähig war, dessen Züge darzustellen. James Pradier, dieser andere Sohn des Vaterlandes, dessen Ruf täglich steigt, war dieser Aufgabe würdig, nach der er sich lange gesehnt hatte. So haben denn Genie und Patriotismus im Verein dies schöne Werk hervorgebracht."

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Fortsetzung.)

Berliner Nächte. Retrospective Censur.

Bettina ist eine Frankfurterin; ihre ansehnliche Familie gehört, wie ihre eigene Gefühlsweise und Darstellungsart, dem deutschen Süden an; aber sie ist nach Berlin übergebürgert und durch Heirath und Bildung eine Norddeutsche geworden. Der südliche Typus hat unbedenklich nordische Formen angenommen, wie sie denn, wäre sie keine Berlinerin geworden, das Buch gewiß nicht herausgegeben hätte. So müssen wir es denn auch als eine Berliner Merkwürdigkeit betrachten. Und daran schließt sich, dem Geist und Inhalt nach unendlich verschieden, aber doch unläugbar unter derselben Rubrik, ein Buch an, welches den Titel führt: Nächte aus Berlins Geschichte. Der Verfasser, der königliche Schauspieler Louis Schneider, hat sich die kuriose Aufgabe gestellt, die Geschichte einer Stadt, die gar nichts Düsteres, weder in ihrer Erscheinung, noch in ihrer Entstehung an sich hat, in ein prillirtes Nachtgewand zu kleiden. Alle pikanten, romanhaften Vorfälle, die in dem zu hellen, breitstraßigen Berlin passirten, läßt er in dunkeln Nächten sich ereignen. Da muß Albrecht der Bär Nachts sich in den Spreewäldern verirren, einen Bär erlegen und bei einem wendisch heidnischen Opferdienste das problematische Gelübde ablegen, an der Stelle eine christliche Stadt anzulegen. Um die Nachtzeit usurpiren Berlins Bürger ein Recht der hochnothpeinlichen Halsordnung, und richten einen

Magdeburgischen Abgesandten, der einer artigen Berlinerin einige anzügliche Witze zugeflüstert, auf dem Neumarkt bin. Nachts natürlich muß ein gräßlicher Räuber, der Stellmeisser aus Salzwedel, vor Berlins Thoren, im Begriff, einen Juden zu schinden, gefangen und gerichtet werden, und Nachts verüben die Quitzows und Rochows himmelschreiende Frevel gegen die gute Stadt, welche nicht wie die Göttinger ihre Raubritter umher hängte und deren Burgen zerstörte, sondern ihnen lieber die Lust, sie zu plündern, mit schwerem Gelde abkaufte. Die Geschichte läuft herunter bis auf die neuesten Zeiten, und umfaßt neben den Schauerbildern auch manche recht derb lustige, z. B. wie die Kurfürstin Dorothee, Gemahlin des großen Friedrich Wilhelm, in ihrer Vorstadt, der jetzigen Dorotheenstadt, im Morast mit ihrer ungefügen Kutsche stecken bleibt, beregnet, vom Witze ihres Vetters Moritz von Nassau unterhalten und gepeinigt, und zum Schluß aller Kalamitäten noch von einer Heerde Säue, die damals in Unzahl frei in Berlin umherliefen, belagert. Der Kurfürst erläßt dafür ein Edikt, daß sich keine Sau mehr öffentlich sehen lasse, sondern alle in den Häusern verschlossen bleiben sollen. Prinz Moritz läßt sich deßhalb am andern Tage nur als Prinz von Nas— melden, „weil er verordnetermaßen seine Sau zu Hause gelassen.“ Die Geschichte, wie, noch in Friedrichs des Großen letzten Lebensjahren, der eine Gensdarmenthurm, kaum gebaut, einstürzte, hält die Mitte zwischen dem Ernsthaften und dem Scherzhaften; indem mehrere kaum erst verstorbene Personalitäten darin mitsprechen, z. B. Reichardt, der Dekorateur Verona, Chodowiecky u. A., hat dies Bild den pikantesten Anstrich. Die sonst arme Geschichte der Mark und Berlins böte übrigens noch vielen Stoff, der sich in die Nacht verlegen ließe. Für die fehlenden Bilder aus der ältern Geschichte hat der Verfasser mehrere Nachtbilder aus dem Leben der Gegenwart zugegeben. Blicke in Keller- und Bodenscenen, die, mit Berliner Witzen gespickt, ihres Zweckes so wenig als jene verfehlen werden, Effekt zu machen.

Der zweite Theil der Friedrich Försterschen Geschichte von Friedrich Wilhelm I., aus neu aufgefundenen Urkunden, hat bekanntlich Erörterungen veranlaßt, nach welchen auch die schichte schon in Gott ruhender Notabilitäten nicht mehr unbedingt, wie seither, der Wissenschaft des Historikers freigegeben seyn soll. Hier werden allerdings Prinzipien in Zweifel gesezt, und es werden Grundsätze angefochten, die bis jezt als sanktionirt galten, daß nämlich, wenn zwar die Zeitgeschichte einer billigen Beaufsichtigung derer unterworfen war, welche sie mitmachen, doch die alte, welche, ausgelebt, nur in ihren Resultaten vor uns liegt, jeder Betrachtungsart preisgegeben war; allein, darf man fragen, ist das alte Todtengericht der Egypter noch an der Zeit? Die Geißel der Kritik verfährt jezt so unbarmherzig gegen Lebende, ist es da nicht gerade billig, daß man die Todten vor derselben schüzt? — Sonst ist wenig Polemisches hier vorgefallen. In dem viel besprochenen Injurienprozeß zwischen dem Ritter Spontini und Herrn Rellstab haben beide Theile gesiegt und beide sind verurtheilt. In Folge eines neuen Gesetzes, das die Humanität selbst diktirt, ist es dem Beleidigten erlaubt, bis zur Vollstreckung des Urtheils auf den von ihm ausgehenden Strafantrag zu verzichten und dem Verurtheilten die Strafe zu erlassen. Herr Rellstab hat von dieser Befugniß Gebrauch gemacht und dem Ritter Spontini die diesem zuerkannte Strafe geschenkt. Dieser dagegen hält die Herrn Rellstab diktirte für, den Verhältnissen nach, zu gering, und hat mit einem Aggravationsgesuche appellirt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Karlsruhe, März.

(Beschluß.)

Kerker und Krone von Zedlitz.

Ich muß noch einen Blick auf die dramatische Entwicklung des Kunstwerks werfen. Das ganze Interesse ruht auf Tasso; es ist sein Kampf mit dem Schicksal, dessen mächtigster Verbündeter sein eigener Charakter ist, der Kampf der Dichtkunst mit dem Leben, der Kampf der Ideale mit der Wirklichkeit. Der Sieg entscheidet für die Poesie, das Leben bleibt auf dem Platze; darum nennt der Dichter das Stück auch mit Recht ein Schauspiel und kein Trauerspiel. Die Ereignisse, welche Goethe's Dichtung erfüllen, sind vorangegangen; wir sehen Tasso's Qualen im Irrenhause, sehen seine Liebe, vernehmen seine Befreiung. Bis hieher steigendes Interesse; in Tasso's Seele Jubel, in der des Zuschauers eine Befriedigung, ein Schluß; der Dichter ist geliebt und frei, was braucht ein Dichter mehr? Er kann sich des Beifalls der Zeitgenossen entschlagen, und im Gefühle seines Werthes an die Nachwelt appelliren. In dem Zuschauer aber bliebe eine mehr als wehmüthige, eine herbe Empfindung zurück, wenn solch ein Dichtergeist kein höheres Glück brächte, als von der Welt verkannt zu werden und sie wieder zu verkennen, wenn der Reflex dieses Elendes mit versengenden Strahlen wieder in sein Inneres zurückfallen sollte, wenn die Bedeutung der höchsten Höhe der Poesie nichts wäre, als eine unaufgelöste Dissonanz. Zur Befriedigung des Zuschauers ist die innerliche Versöhnung Tasso's mit sich selbst noch wichtiger, als die äußere mit seinen Verhältnissen, und nur diese haben wir bisher gesehen. Diese Lösung und zugleich die Rechtfertigung seiner Zeitgenossen oder des Menschengeschlechtes überhaupt ist die Aufgabe der übrigen Akte. Er sieht von Schritt zu Schritt sich anerkannt in seinem Vaterlande, geliebt von Schwester und Verwandten, in ruhigem Besitze der Freiheit und seines Gedichtes. Hiemit kehrt auch in seinem Herzen Ruhe ein, der Krater seiner Leidenschaften ist ausgebrannt. So geht in stiller Zurückgezogenheit die psychologische Wandlung seines Charakters vor, der gereizte, aufbrausende Schwärmer, der mißtrauische Menschenfeind wird der zufriedene, treue, warme Dichter und Freund. Solch eine Veränderung macht sich nun freilich nicht durch einen plötzlichen Theaterstreich, sie wird vorbereitet durch einzelne Ereignisse, und entsteht nur und zeigt sich nur in der gleichzeitigen Ruhe der Umgebungen. Ruhe ist der Gegensatz von Handlung, und so büßt das Stück im dritten und vierten Akte an dramatischer Handlung ein, was es an psychologischer Entwicklung gewinnt. Immer ein Vorwurf, der bei der Darstellung noch gerechtfertigter erscheint, wo die schönsten Reden weniger wirken, als fortschreitende Thätigkeit. Der lezte Akt dagegen tritt wieder thätig auf. Er hat den Sänger des heiligen Grabes auf der Stätte einer großen Vergangenheit, unter dem Jubel einer bewundernden Mitwelt, durch die Lorbeerkrone der Unsterblichkeit einer richtenden Zukunft übergeben. Sein Vaterland hat die Schuld gebüßt vor der Nachwelt, und seinem Tasso, wenn auch nicht das Leben, doch den Tod verschönt. Wenn alte, heilige Bücher vom Tode dieses Sängers und Propheten hätten erzählen können, sie würden melden, er sey wie Elias lebendig gen Himmel gefahren. — Ich habe diese Auseinandersetzung einer Anpreisung vorgezogen, weil wir einen guten Dichter eigentlich nie loben können, sondern nur begreifen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 91.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 16. April 1835.

Der Weise spricht
Hier noch im Bilde, aber nur dem Geist.

Herder.
Griechische Anthologie.

Rousseau's Denkmal zu Genf.

(Beschluß.)

Es gehört nicht hierher, zu erörtern, was schief an dieser Rede ist. Es war eine Gelegenheitsrede, bei denen Wahrheit, Ziel und Maaß selten eingehalten werden.

Glücklich war der Gedanke, nach dieser Rede die Lieblingsarien Rousseau's von der Militärmusik spielen zu lassen, nur fanden wir diese tänzelnde und tändelnde Musik neben einer ernsten und würdigen Bronzestatue nicht recht einklingend, auch sind wir seit lange an eine andere Musik gewöhnt.

Nach diesem Inselaktus gab das Komité in dem nahen, auch wegen seiner trefflichen Küche berühmten Hôtel des Bergues dem Bildhauer Pradier ein glänzendes Gastmahl, wo viele Jean-Jacques in Candis, getreue Miniaturen der Statue, auf Pasteten und Torten paradirten. Unser guter Gelegenheitsdichter Petit-Senn lieferte die Chanson's. Der schönste, wenigstens der malerischste Theil des Festes kam jedoch erst am Abend mit der Dunkelheit. Die bunten Laub- und Blumengehänge, die sich am Tag von Baum zu Baum, von Säule zu Säule schlangen, waren nun bunte Lampenguirlanden geworden, deren tausend Lichter sich auf den dunkeln Wellen schaukelten wie große Johanniswürmer, wie Feuerlilien, farbige Funken und zitternde, nie ruhende Strahlen. Zwischen ihnen fuhren kecke Raketen auf und nieder, oder schöne Leuchtkugeln, deren Sternhaufen Alles in Nähe und Ferne erhellten und manchmal selbst dem dunkeln, ernsten, erzenen Jean-Jacques ein freundliches Aufblicken abzulocken schienen. Manchmal stand die ganze Insel in phosphorisch grünblaulichem Mondlicht, manchmal war sie mit rothem Schein erhellt, und dazwischen blitzten die Tag und Nacht nicht ruhenden Kanonen auf, denen andere am gegenüberliegenden Kai antworteten. Auch erleuchtete Luftballons stiegen auf; die schönen Häuser der beiden Uferstraßen waren größtentheils schön erleuchtet und gaben mit der licht- und feuersprühenden Insel einen zauberischen Anblick. Unter allen Häusern zeichnete sich besonders die lange Façade der Société littéraire aus, die der Insel gerade gegenüber liegt. Hier war auch ein großes Transparentgemälde aufgestellt, Rousseau's Büste, wie die Zeit den Schleier davon nimmt und dabei den Neid — der große Aehnlichkeit mit Voltaire hatte — unter die Füße tritt; der Genfer Adler mit seinem Schlüssel kommt auch herbeigeflogen und setzt der Büste einen Kranz auf.

Unweit vom Cay des Bergues beginnt die Straße, ehemals Chevelu, nun aber schon seit lange Jean-Jacques geheißen. Hier stand noch vor wenigen Jahren das Haus, wo Rousseau's Vater wohnte und er selbst seine Jugend

zugebracht hat. Irrig sagt die Inschrift über der Thür: ici est né Jean-Jacques Rousseau, denn bekanntlich kam seine kurz darauf sterbende Mutter mit ihm unerwartet bei einer Freundin in der Grand-rue nieder, und in dieser Beziehung war also Rousseau wirklich du haut. Das kleine, schwarze baufällige Haus in Chevelu verschwand vor einigen Jahren und machte einem großen steinernen Platz, und es ist nichts mehr davon da. Jedoch wird den Fremden noch eine Stube mit altem Hausrath als die Rousseau'sche gezeigt. Diese Straße war fast ganz erleuchtet, besonders der obere Theil, wo jenes Haus steht. Jean-Jacques Büste war hier mit einer langen Inschrift zu sehen, nicht geschmackvoll, aber gut gemeint. Im Theater wurde Abends Rousseau's Oper, le dévin du village, und ein Gelegenheitsstück: une journée aux Charmettes, gegeben. Beide sind in den folgenden Wochen noch oft wiederholt worden, weil darin unsere beste Schauspielerin, Madame Beuzeville, den jungen Jean-Jacques mit viel Laune und Geschmack darstellt.

So endigte dieses Fest, das schöne Momente hatte, bei dem jedoch Viele Eins überflüssig und gewissermaßen störend gefunden haben. Warum doch, sagte man, das ewige Erinnern an die Versöhnung mit Rousseau, an das Gutmachen alten Unrechts, an das, was Genf in dieser Beziehung Rousseau und sich selbst schuldig sey, an die Macht der Zeit u. s. w.? Alles dies war ja schon hinlänglich an dem großen Sühnfest des 28sten Juni 1793 bei öffentlicher und feierlicher Errichtung seines Denkmals da gewesen; warum es hier so oft und mit so viel Emphase wiederholen? Seit jenem großen republikanischen Rousseaufeste hat ihm ja Niemand mehr Unrecht gethan, und über sein wahres Verdienst — freilich geringer und bedingter, als seine Bewunderer meinen — ist schon lange in Genf kein Zweifel mehr.

Am folgenden Tag wurde die Insel dem Publikum geöffnet, und seit dieser Zeit ist sie der Lieblingsspaziergang von Alt und Jung geworden, dessen Annehmlichkeit noch zunehmen wird, wenn die hier gemachten Pflanzungen und Anlagen mehr heranwachsen und Schatten geben.

Ich erinnere mich aus meiner frühen Jugend, daß auf dem Marktbrunnen meiner lieben Vaterstadt Eisenach eine Statue des Stadtpatrons, des heiligen Georg mit dem Lindwurm, aufgerichtet wurde. Gleich darauf hieß sie bei uns Jungen „der Mann auf dem Marktbrunnen." Ein großer Theil meiner ersten Erinnerungen knüpft sich an ihn: so wird es jezt auch hier werden. Die Kinder spielen schon um ihren warmen Freund und Sprecher wie um einen alten Bekannten. Es ist erfreulich, daß sie aus ihrem zarten Alter eine so freundliche Erinnerung mit in ihre reife Zeit hinübernehmen. Von nun an wird sich Rousseau und seine Insel an gar viele Ereignisse des Genferischen Lebens knüpfen, hier werden die Kinder spielen, die Schiffe mit vollen und matten Segeln ziehen, kommen und gehen, deßgleichen die Dampfboote rauchen und schäumen sehen, die Kinder werden durch das Gitter kleine Steine in das Wasser werfen und den Fischen auf dem Grund zurufen. Hier werden sie später manchen verstohlenen Blick, manches Wort der Liebe wechseln; hier werden sich auch die Eltern dessen manchmal gern erinnern, oder sich wenigstens freuen über die reizende Natur und die schöne Stadtgegend, sie werden sich erinnern, daß sie auch einst unter Ihm spielten, der alle Kinder so lieb hatte, nur die seinigen nicht.

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Germanien.

(Fortsetzung.)

Auch der Unterschied, welchen wir im heutigen Deutschland selbst wahrnehmen, das an Polen und die Ostsee, und an Frankreich, an Ungarn und die Nordsee grenzt, das selbst in einem Umfang weniger Meilen, wenn auch nicht in der Art, wie der Kanton Wallis, wo z. B. bei Sitten lappländische Kälte und Erstarrung an Siciliens Wärme und Vegetation grenzt, die verschiedenartigsten Klimate vereinigt, wie unter andern schon die Betrachtung des Schwarzwaldes, des Thüringer Landes und des Fichtelgebirges darthut — dieser Unterschied, sage ich, wird bei der Würdigung des alten Germaniens zu wenig in's Auge gefaßt. Wahr ist's, daß die Ausreutung der großen Wälder, die Austrocknung von Sümpfen, die Verbesserung des Bodens, überhaupt die größere Kultur Deutschland im Allgemeinen weit milder, fruchtbarer und wohnlicher gemacht hat, und daß hier im Laufe von Jahrhunderten geschah, was in Nordamerika in kürzerem Zeitraum und mehr im Großen und auf Einmal vollendet ward. Denn hier haben wir das merkwürdige Schauspiel, daß da, wo noch vor einigen Jahrzehnden ungeheure Waldungen dem Strahl der Sonne so unzugänglich waren, wie seit Anbeginn der Welt, nun freundliche, sonnige Gefilde lachen und glänzende Städte sich erheben, daß da, wo noch vor wenigen Jahren wilde und schädliche Thiere ihre schaurige, kaum vom Jäger besuchte Behausungen hatten, nun unter der Aegide der Freiheit und des Gesetzes, bei freudigem Erwerb nach innen und außen hin das höhere Menschenleben sich frisch und munter entfaltet, daß da, wo sonst die Rohrdommel aus den Sümpfen schrie oder die häßliche Unke heulte, nun in reichen, geselligen Prachtsälen liebliches Saitenspiel und der Gesang holder Frauen ertönt. — Wenn wir aber auch im Allgemeinen eine Umwandlung des alten Deutschlands in Hinsicht auf physisches Klima und

Kultur annehmen müssen, so können wir doch keck behaupten, daß nicht nur manche Gegenden am Rhein, der Mosel, dem Main, dem Neckar und der Donau — wofür ja Zeugnisse der Alten selbst sprechen — sondern sogar an der Lippe, Weser und Elbe, in den ältesten Zeiten in klimatischer Beschaffenheit und Natur des Bodens nicht sehr von den heutigen verschieden waren.

Ein Beispiel soll dies erläutern. Der römische Dichter Ausonius ist bekanntlich in der Mitte des vierten Jahrhunderts selbst in Deutschland, und zwar an der Mosel, und zur Zeit, als der ihm gewogene Kaiser Valentinian die Allemannen bei Lupodunum schlug, auch am Neckar gewesen, wobei er eine junge Allemannin oder Schwarzwälderin — denn sie war an den Quellen der Donau geboren — Namens Bissula, zur Gefangenen machte, auf welches blauäugige, blondlockige und rosenwangige Schwabenmädchen er mehrere Lobepigramme dichtete. Dieser Ausonius nun entwirft in seinem merkwürdigen Gedichte, die Mosel, eine ganz artige Schilderung von den Gegenden im Trierschen, von den blühenden Städten, von den stattlichen Burgen, dem fröhlichen Leben in jener Gegend. Schon in der Nähe von Neumagen lachte ihm die Sonne mit klarerem Lichte; die Gipfel der Landhäuser an dem abhängigen Ufer, die von Wein begrünten Hügel in der Nähe der anmuthig wogenden Mosel — Alles mahnte ihn an das Vaterland, an die Kultur seines heitern Bordeaux.

Freilich war die Gegend um Trier schon frühzeitig angebaut und verschönert, da diese Stadt der Trevirer eine der ältesten Städte nicht bloß Deutschlands ist, schon vor Cäsar bedeutend war, und eben wegen ihrer anmuthigen Lage und der Fruchtbarkeit der Gegend von Augustus zur Hauptstadt des ersten Belgiens, und von spätern Kaisern zu ihrem Sitz erwählt wurde. — Auffallend ist daher, was Anton (Geschichte der Landwirthschaft Thl. I., S. 25) in Bezug auf die Gegend von Trier äußert. Er spricht nämlich von der Bestellung der Wintersaat im alten Germanien, und daß der Boden zu kalt gewesen, um sie zu wagen. Man habe zwar in den Gegenden, welche die Römer in Besitz hatten, Versuche damit gemacht; allein der ältere Plinius (H. N. 18, 49) erzähle, wie sie zu seiner Zeit im Trierischen ganz erfror. Dies verdient eine Berichtigung. Plinius sagt ausdrücklich, daß in dem Weichbilde von Trier die Saaten in einem sehr kalten (praegelida) Winter beschädigt (captae) worden seyen; da habe man denn im Monat März die Aecker von Neuem besäet und behackt, worauf eine sehr ergiebige Ernte erfolgt sey. Es ist dies also nur ein einziger, außerordentlicher Fall, woran ein sehr strenger Winter Schuld war, und wohl auch die Art und Weise selbst, wie die Aecker behandelt worden sind.

Wenn auf der einen Seite manche Gegenden Deutschlands, besonders an der Donau, der Mosel, dem Rhein und Neckar, schon in frühern Zeiten sich des nämlichen Klima's, derselben Fruchtbarkeit zu erfreuen hatten, wie noch jezt, so sind dagegen wieder andere Striche vorhanden, wo noch heute dieselbe abwechselnde, rauhe Witterung, dieselben Nebel und fast die nämlichen Sümpfe oder Haide- und Marschgegenden zu finden sind, über welche sich die alten Römer beklagen; z. B. in Westphalen und einem Theil des angrenzenden Niedersachsens. Und dies sind gerade die Gegenden, die bekanntlich von den Römern mit zuerst betreten wurden, auf welche, so wie auf die weiterhin angrenzenden Berggegenden mit unendlichen Waldungen, die aber im Verlauf der Jahrhunderte großentheils gelichtet, ausgerodet und in Ackerland und Wiesen verwandelt worden sind, sich die Schilderungen der Römer besonders beziehen, wenn vom alten Germanien die Rede ist. Ueberhaupt aber müssen diese Schilderungen mit Vorsicht geprüft werden. Feindliche Berührung mit rauhen, kriegerischen Völkern beim ersten Eintritt in ihr Land oder an der Grenze läßt uns auch ihre Heimath rauher und feindlicher erscheinen, als sie wirklich ist, wogegen uns bei eingetretenem friedlichen Verkehr und ruhigerem, bequemerem Leben auch das rauhe Land nachgerade im milderen Lichte erscheinen wird. Mit Recht hat man auf jene Stelle des Florus hingewiesen, wo er sagt, daß zur Zeit, nachdem Drusus die von ihm besezten Landstriche Germaniens, besonders am Rhein, durch Kastelle befestigt und gesichert, und selbst den früher unbekannten und unbetretenen Hercynischen Wald geöffnet, so tiefer Friede in Deutschland geherrscht habe, daß die Menschen wie verändert, die Erde eine andere, der Himmel selbst milder und lieblicher erschienen sey. — Hiebei bemerke ich, daß eigentlich dieser glückliche Zustand in die Zeit fällt, als Sentius Saturninus, ein gewandter, thätiger, und nach Umständen so strenger, als freundlicher und lebensheiterer Mann, als römischer Stattbalter in Germanien waltete.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

Eröffnung der italienischen Oper.

Nur um acht Tage war Laporte weniger gut, als sein in meinem lezten Berichte mitgetheiltes Wort, nach welchem die ersehnte italienische Oper endlich ganz bestimmt am vierzehnten dieses Monats mit Tancred eröffnet werden sollte. Die Eröffnung fand am ein-und-zwanzigsten statt. In der innern Einrichtung des theuern Hauses, so wie hinsichtlich der auf volle Börsen zugeschnittenen Preise ist, mit einer einzigen Ausnahme, Alles beim Alten geblieben. Für eine halbe Guinee kauft man die Erlaubniß, sich im Parterre niederzusezen, und für zehn Guineen kann man mit seiner

Familie und einigen Freunden in eine Loge gehen. Die getroffene Abänderung besteht darin, daß ein Theil der Gallerie für Unbemittelte in eine Art von Sperrsitzen verwandelt worden ist, zu fünf Schillingen das Stück, und daß Laporte den Preis der Galerie „auf besonderes Anrathen und um auch den Aermsten den Zutritt zu öffnen," wie er selbst sagt, von fünf Schillingen auf drei ermäßigt hat. Daß die erste Vorstellung hinter der Ankündigung zurückblieb, war nicht Laporte's Schuld. Wer Lust hat, deßhalb zu grollen, mag mit dem rechten, vor dessen Augen Sänger und Sängerinnen, Tänzer und Tänzerinnen und Alles, was zur leichten Bretterwelt gehört, mit demselben Maße wie andere Menschenkinder gemessen werden, zum Troste für diese, wenn sie von den Großen der Erde sich vernachlässigt und jene mit Gold und Vorrechten überschüttet sehen. Dame Fincklohr war plötzlich und bedeutend krank geworden, und kein Zweifel, sie war es. Man hat in England nicht wie in manchem andern guten Lande die Verbindlichkeit, einem Theaterunternehmer die Krankheiten seiner Mitglieder auf's Wort zu glauben und sich hiedurch bisweilen recht boshaft — weil man von der Unwahrheit überzeugt ist — um den Betrag des Abonnements prellen zu lassen. Und weil die Unternehmer das wissen, so muthen sie auch dem Publikum eine so kitzliche Leichtgläubigkeit gar nicht zu, sondern beweisen die Richtigkeit der eingetretenen Hinderungen durch ärztliche Atteste, so vollständig ausgefertigt, wie die Bülletins gekrönter Häupter, und glaubwürdiger, als die Certifikate für unschädliche Stiefelwichse und haartreibende Pomade. Daß Dame Fincklohr **wirklich** krank war, davon mußten die gedruckten Zeugnisse zweier geachteten Aerzte hinreichende Beweise seyn. Und so geschah es, daß Laporte, beim besten Willen, Tancred zum ersten Ohrenschmause aufzusetzen, sich außer Stand sah, den Schmaus vollständig zu geben. Demgemäß bestand das erste Gastmahl, statt aus einem ganzen Rühreí von Kunst und Unsinn, aus einem feinen musikalischen Ragout, nämlich aus dem ersten Akte des Tancred, dem Ballete Nina und einer sogenannten musikalischen Unterhaltung. Zu Hebung des Ballets hat Frankreich in diesen Tagen Verstärkungen geschickt, und seitdem die zahlreichen Abonnements Laporte's Kasse gefüllt haben, dürfte er sich auch in Stand gesezt sehen, den hohen Forderungen zu genügen, welche, wie man versichert, eine Grisi, ein Rubini und andere theure Personen an ihn gestellt haben, ehe sie sich entschließen wollen, einen Fuß aus Paris zu setzen. Vorsicht kann bei Laporte nicht schaden, und gebrannte Kinder, besonders so schöne und verhätschelte Kinder, wie Sängerinnen meist sind, fürchten sich vor dem Feuer. Aber alle Taschen mit Banknoten gefüllt, ist Laporte vor wenigen Tagen nach Calais unter Dampf gegangen, und die Hoffnung, daß er mit den Koryphäen des Gesanges und des Tanzes **nun** schnell Handels einig werden und sie in Kurzem an Englands Küste landen wird, diese freundliche Hoffnung macht die erfahrene Täuschung vergessen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, März.

(Fortsetzung.)

Dieffenbach über Dupuytren. Der alte Dessauer. Kunstreiter.

Ich mache Sie auf eine meisterhafte Darstellung des Dupuytrenschen Wirkens und Treibens, welche vor einiger Zeit in der hiesigen Vossischen Zeitung mit D. unterzeichnet stand, aufmerksam. Sie rührt von keinem Franzosen, sondern von einem gewiegten Berliner Arzte, dem berühmten Dieffenbach, her, und ist aus eigener langjähriger Beobachtung geschöpft. Für einen Laien in der Medizin ist sie wegen der blühenden und doch einfach lebendigen Zeichnung merkwürdig; so widerwärtig selbst in den englischen Seeromanen die Schneidescenen der Wundärzte auf Leser wirken, die nicht vom Handwerk sind, so geschickt weiß Dieffenbach hier jeden Leser für seinen Helden zu interessiren, indem er ihn die Runde im Hôtel-Dieu mit dem Könige der Wundärzte machen läßt. Das ist indessen nur die minder ausgezeichnete Seite des Aufsatzes; aber indem der Verfasser seinen Lehrer und Meister in den Himmel erhebt, schildert er ihn zwischen den Zeilen als ein Ungeheuer des Eigennutzes, der Gefühllosigkeit, und von einer Gesinnungs- und Glaubenslosigkeit, daß man schaudert. Das ist ein diplomatisches Kunststück, weßhalb ich diesen Aufsatz in einer Korrespondenz aus Berlin erwähnen zu müssen glaubte.

Zu den Stadtgesprächen gehört das tragische Ende eines unglücklichen Kammerdieners im Palais eines menschenfreundlichen Prinzen. Er hat aus Unvorsichtigkeit eine kostbare, aus Rußland geschenkte Vase zerbrochen, und in Verzweiflung, weil der Haushofmeister angeordnet, daß jeder Domestik, was er zerbricht, bezahlen soll, stürzt er sich gleich nach der That in das Bassin. Es geschieht vor den Augen der jungen Prinzessin, die am Fenster steht. Augenblickliche Hülfe auf ihr Geschrei entreißt den noch Lebenden dem Wasser, aber die Winterkälte hat ihn bereits durchdrungen und er stirbt am Schlagfluß. — Eine andere Geschichte ist launiger. Mannichfach ausgeschmückt, könnte sie den Stoff zu einer Lokalposse geben, wenn Berlin dazu der Ort wäre. Bekanntlich steht auf dem Wilhelmsplatz mit den andern Helden des siebenjährigen Krieges die Statue des Feldherrn Leopold von Dessau, von Schadows Meißel. Die Volkssprache kennt keine andere Bezeichnung dafür, als „der alte Dessauer." Nun ereignet es sich, daß ein alter Jude auf offener Straße vom Schwindel befallen wird. Man bringt ihn in ein Haus auf dem Wilhelmsplatze, einige nennen das Palais des Prinzen Karl, und der halb Besinnungslose stöhnt auf die Fragen, wer er sey, wohin man senden solle, eine Antwort heraus, die sehr verschieden angegeben wird, hinsichtlich der Person, wohin man schnell die Botschaft bringen solle: der alte Dessauer sey umgefallen. Indessen wandert die Kunde aus dem Munde wissender in die unwissender Boten, und von Polizei- zu Militärbehörden, endlich zu den chargirten Steinmetzen und Bildhauern: „der alte Dessauer ist auf dem Wilhelmsplatze umgefallen." Welche Kunst- oder Staatsbehörde sich endlich des umgestürzten Werkes angenommen, und es gewesen, die mit Mannschaft, Stricken und Hebebäumen angekommen, weiß ich nicht; aber als sie ankommen, steht der alte Dessauer fest wie immer auf seinem Piedestal, und es bedarf keiner Hebel und Schlingen, sondern einiger Hoffmannstropfen und einer Miethkutsche, um den alten jüdischen Handelsmann Dessauer aus seiner Ohnmacht zu sich und nach Hause zu bringen.

Die Kunst ging in lezter Zeit nicht leer aus. Zur Abwechslung sind es diesmal nicht Tänzerinnen oder Sänger, sondern Kunstreiter, welche das noch des Schwärmens fähige Publikum für dergleichen fesseln. Es ist die Loisset'sche Truppe, und eine Demoiselle Kenebel elektrisirt durch ihre Grazie auf den Pferden, so wie durch ihre Schönheit alte und junge Herzen. Es ist Fashion, sie zu sehen, von ihr zu sprechen. Selbst Damen der haute volée bequemen sich dazu. Vielleicht geschieht es aus Oppositionsgeist gegen das Ballet. Es ist aber auch in der That bei diesen Kunstreitern mehr Grazie, Schönheit und Natur, als in dem ganzen Ballet von Neapel bis London, und von Petersburg bis Bordeaux.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 92.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 17. April 1835.

Mephistopheles. — Mein Mäskchen da weissagt verborgnen Sinn!

Goethe.

Der deutsche Dichter in Paris.

Das Folgende ist ein Auszug aus einem Aufsatze von Ph. Chasles in einer der lezten Nummern der Revue de Paris. Wir glauben damit den Lesern, welchen das genannte Journal nicht zukommt, ihr politisches und poetisches Glaubensbekenntniß mag seyn welches es will, etwas Angenehmes zu erweisen.

* * *

Es war an einem Jahrestage der Julirevolution; die Sonne hatte keine Festtagslaune, ein dichter Schlagregen prasselte in derben Güssen gegen die Fenster, die Regenschirme segelten wider den Wind und die Pferde, ungeduldig ob den Tropfen, die wie Pfeile auf sie schoßen, rissen ungestümer an den Strängen. Die schmucken Festkleider der guten Pariser waren erbärmlich zugerichtet, und die Schildwache vor den Tuilerien flüchtete sich voll Courage in ihr Schilderhaus. Ich ging auf Pontroyal zu und sah unterwegs manches verdrießliche Gesicht, manche Beine, welche der plözliche Sturm aus dem Takt und aus der Richtung gebracht hatte. Da fiel mir dem Pavillon Marsan gegenüber ein kleiner blonder Mann auf, der, an die Brustwehr des Kai's gelehnt und seinen triefenden Hut mit einer Hand haltend, die Vorübergehenden musterte und dem Unwetter zusah. Die Wolke riß, auf sein wallendes Haar fiel ein Sonnenstrahl und beleuchtete eine höchst originelle Gesichtsbildung. Ich betrachtete den Mann aufmerksam: es war eine jener Figuren, wie sie weder der Weltmann hat, noch der Musterreiter, weder der Pflastertreter noch der Handwerker, weder der Gimpel noch der Kaufmann. Als die Sonne wieder vollkommen Meister geworden war, steckte er ruhig die Hände in die Taschen und fuhr in seinem Geschäfte fort, und das bestand darin, die Leute zu betrachten. Ich machte es ihm nach, schlenderte langsam vor ihm dahin, kehrte um, und ging beobachtend um den Beobachter her. Sein ganzes Wesen war mir höchlich aufgefallen, der Mann erschien mir wie ein Räthsel, dessen Lösung ich zu suchen hatte.

Die Leute, die Niemanden gleich sehen, haben besondern Reiz für mich; wohlgefällig und schwermüthig ruhte sein Blick auf den vorübergehenden Kindern, auf den jungen Weibern, die mit den Nachzüglern des Ungewitters kämpften und sich der wiederkehrenden Sonne freuten, auf den Schuhputzern, die sich wieder an ihren Stationen niederließen und ihr Gewerbe ausschrieen. Der Mann hatte in seinem ganzen Wesen etwas so Unbekümmertes und Schwermüthiges, sein Blick war so lang gehalten und doch so beweglich, seine Neugier so gar nicht französisch, so echt germanisch träumerisch, die Sentimentalität, die aus seinem Gesichte sprach, so

sonderbar mit Melancholie versezt, daß er mir nicht aus dem Kopfe kam, als ich ihn längst aus den Augen verloren. Waren nicht alle ungewöhnlichen Menschen Menschenbeobachter auf Markt und Straße? Was läßt sich in einem Salon lernen? Stickerei, Tischlerei, Tröblerei, Perrückenmacherei, die Kunst, Schnürbrüste oder Kleider zu verfertigen oder anzulegen, und andere Disciplinen dieser Art; Menschenkenntniß, die große Kunst, lernt sich nur auf der Straße. Und so dachte ich bei mir, als ich in die rue du Bac einbog: „Der Mensch muß zum alten närrischen Geschlechte der Talentvollen gehören. Es ist, als hätte er mir Wappen und Siegel vorgewiesen, und ich kenne seinen ganzen Stammbaum: er stammt, in gerader Linie oder nicht, von Cervantes und Rabelais, von Sterne und Cazotte. Es mag wohl ein berühmter Mann aus Dänemark seyn oder aus Norwegen, seinen blonden Haaren nach, die zwei Wellen bilden oder vielmehr zwei mächtige goldene Ohrbehänge, den großen, naiven blauen Augen nach — echte scandinavische Augensterne, unstät und schillernd, als wäre es ihnen zu langweilig, sich zu fixiren; vielleicht ist es auch nur so ein Genie, das in der Schale verkümmert, ein wohlhabender Mann von Düsseldorf oder Mainz, der zu Paris ein kleines Erbe einthut und nichts davon weiß, daß der Keim zum großen Mann in ihm schlummert.“ Ich wurde das Gesicht nicht los: echt deutsch mittelalterlich, dachte ich, Adler und Papagai, blond und voll glühender Leidenschaft, schwermüthig und voll sprühenden Lebens, Mephistopheles bon-enfant; ein bizarrer Kopf, der sich, von Meisterhand gehauen, auf einem Grabstein im gothischen Münster trefflich ausgenommen haben müßte.

Wie schmeichelt es unserer Eitelkeit, wenn wir uns sagen zu dürfen glauben, wir haben recht gerathen! Ich sah ihn seitdem wieder, meinen deutschen Beobachter, ich sah ihn glänzend als Stern erster Größe, bewundert, gehaßt, eifrig gesucht und nachgeahmt: es war Heinrich Heine, der Stifter einer neuen Schule in Deutschland, der Verfasser jener ironisch-sentimentalen Reisebilder und so vieler farbenheller Skizzen, Heine, den Deutschland als Haupt einer Revolution anerkennt, und der jezt in ein gedoppeltes Vaterland sich theilt, das, welches ihn geboren, und das, dem er sich freiwillig zugewandt. — Als ich ihn zum zweitenmale sah, wie herrlich, wie strahlend erschien er mir da, wie siegend mitten unter den Pariser Schöngeistern! Aber er war noch ganz wie damals: auch jezt fiel das lange, blonde Haar an Wangen nieder, blühend wie Engelswangen auf einem spanischen Heiligenbilde, auch jezt blickte hinter der strozenden Fülle eine gewisse Kränklichkeit hervor. Wenn diese blauen germanischen Augen mit dem Munde lachten, dem ein Epigramm entfiel, so drängte sich einem die Wehmuth in so köstlicher Laune schmerzlich auf, man sah, diese üppige Blüthe war siech, und dieser Scherz war ein melancholischer Scherz.

Der Voltairesche Geist hatte erst den ganzen europäischen Süden durchzogen, sich sodann in Byrons Don Juan verkörpert und sich endlich auf Heinrich Heine niedergelassen. Nicht als ob unser Heine Nachahmer wäre, keineswegs; man hat behaupten wollen, Jean Paul Richter sey sein Vorbild, ich kann das nicht glauben. Richter hat viel mehr Hoffnungen als Heine; hat doch jener den Beginn der französischen Revolution, dieser ihr Ende erlebt. Auf der Wange eines Kindes glänzt eine Thräne im Sonnenstrahl: sie funkelt in allen Farben des Prisma, sie ist lustig anzusehen und schimmernd, wie der Diamant; sie schillert wie Morgenroth, Smaragd, Purpur, Scharlach, aber sie bleibt eine Thräne, der Schmerz hat sie erzeugt. So ist's mit Heines Styl, mit Heines Gedanken: ihr Glanz ist ein wehmüthiger Glanz.

(Die Fortsezung folgt.)

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Germanien.

(Fortsezung.)

Wir kehren zur Pflanzenwelt des alten Germaniens zurück und wollen nun einige Pflanzen und Bäume besonders und genauer betrachten.

Den Kirschbaum fand Plinius der ältere schon an den Ufern des Rheins, einen Baum, der, wie er sagt, vor dem Siege des Lucullus über den Mithridates selbst nicht in Italien zu finden war, allein durch ihn aus dem Pontus eingeführt, sich so schnell verbreitet habe, daß er sogar nach 120 Jahren über den Ocean in Britannien eingewandert sey. — Manche wollen die sogenannte kleine Vogelkirsche, von welcher alle süßen Kirschen abstammen sollen und woraus das beliebte Kirschwasser bereitet wird, als eine ursprünglich germanische Frucht anerkennen. — Kein Wunder, daß der auch im Kleinen so große Frankenkönig, Karl, in dem bekannten Kapitulare de villis regiis, d. h. in der, in Kapiteln eingetheilten Instruktion für die Aufseher seiner Landgüter, wobei der Inhalt die Geschichtsforscher mit dem barbarischen Latein versöhnen muß, den Anbau der Kirschbäume gebot. — In Schlesien waren wenigstens gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts Kirschbaumgärten zu finden, weil dies im Leben der heil. Hedwig ausdrücklich erwähnt wird. — Beiläufig bemerke ich noch, daß in den Moserischen Glossen (aus der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts) Chrisipoum vorkommt. So wird noch jezt in der allemannischen Sprache der Kirschbaum

genannt, wie sich mancher Leser aus Hebels alemannischen Gedichten erinnern wird.

In jenem Kapitulare, bei dessen Lesung man übrigens immer bedenken muß, daß hier von Pflanzungen die Rede ist, die auf den königlichen Gütern im heutigen Frankreich und den mildern Gegenden des Rheins, namentlich in Ingelheim und Aachen, betrieben werden sollten; ferner in dem damit verwandten Breviarium, oder dem Bericht der kaiserlichen Beamten über das, was sie bei Besichtigung jener Höfe und Güter als Bestand vorgefunden haben, werden außer den Kirschen und den Birn- und Apfelbäumen verschiedener Art und verschiedenen Namens, z. B. Geroldinger, Krewedellen, auch noch Mispeln, Sorben, Zwetschgen-, Quitten- und Kastanienbäume erwähnt. Leztere sind wohl die nux castanea oder heracleotica der Alten, die castanea vesca der Botaniker, da ja bekanntlich die sogenannten Roßkastanien (aesculus hippocastanum) erst in der Mitte des zehnten Jahrhunderts aus der Türkei nach Deutschland gebracht worden sind. Ferner werden nucarii und avellanarii, ja selbst Maulbeer-, Mandel- und Feigenbäume angeführt. Unter den nucarii versteht man mit Recht die Wallnußbäume, wo der deutsche Name schon an die fremde Heimath, an die Walhen oder Welschen erinnert. Die alten Deutschen mochten Anfangs wenig oder nichts von dieser Königsnuß oder Jupiterseichel (juglans) wissen. Ist doch, wie Plinius berichtet, der Baum nach Italien selbst erst aus Persien eingewandert, weßhalb auch eine der bessern Sorten persicon hieß. Daß er übrigens in die wärmern Gegenden des Rheins, des Neckars und der Donau bald von den Römern oder romanisirten Deutschen verpflanzt seyn mochte, zweifle ich nicht, wiewohl die historisch gewisse Spur von seinem Daseyn in den Rheinlanden, und zwar in der Römerstadt Speier, erst gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts sich vorfindet. Auch dürften Wallnußbäume schon frühe an den beiden Seiten der Bergstraße gepflanzt worden seyn, etwa von den Bewohnern der Abtei Lorsch, die man mit Recht für eine der merkwürdigsten in Deutschland hält, schon deßwegen, weil ihr die gesegnete Bergstraße, ein Theil des Odenwalds und das schöne Neckarthal den besten Theil ihrer spätern Kultur zu verdanken haben. — Schon mehrere Jahrhunderte früher waren diese Landstriche sehr gut angebaut gewesen; sie hatten mit zu den merkwürdigen Zehntländern Germaniens gehört, die durch die Römer, welche sich hier, im Südwesten zwischen der Donau, dem Rhein und dem Main, gegen die freien Deutschen befestigten, und durch eingewanderte, mit Deutschen vermischte gallische Kolonen sich einst großer Kultur und schon ansehnlicher Städte zu erfreuen hatten, aber späterhin durch die stürmische Fluth der Völkerwanderung in die frühere Unkultur großentheils zurückgeworfen wurden.

Die Maulbeerbäume wurden wohl nicht um der Seidenzucht willen auf den Gütern Karls des Großen angepflanzt, sondern wegen der Beeren, aus welchen man schon frühe eine Art Wein bereitet hat, die in mittelhochdeutschen Schriften, z. B. im Nibelungenlied, Moras genannt wird. Aprikosenbäume, die erst nach Italien aus Armenien — daher armenischer Baum genannt — gekommen sind, so wie Pfirsichbäume, die schon in ihrem germanisirten Namen an die ferne Heimath Persien erinnern, wurden wohl erst spät in Deutschland angepflanzt. Die edlern Arten von Pflaumen, und namentlich wohl auch die Zwetschgen, die jezt auch in Norddeutschland so häufig gebaut werden, hatten die alten Deutschen nicht, gewiß aber die wild wachsende prunus sylvestris oder den Schlehdorn, der ja, wie Plinius bemerkt, fast aller Orten wächst. Die sorbarii im Kapitulare sind wohl die sorbi domesticae, die, z. B. in Italien, große und eßbare Früchte tragen. Der sorbus aucuparia aber, unser Vogelbeer- oder Speierlingsbaum, dessen Scharlachbeeren den Nordländer noch im Spätherbst erfreuen, ist gewiß im alten Germanien wild gewachsen, da er ja bis hoch in den skandinavischen Norden hinauf und in Rußland wild zu finden ist, wo er sogar bisweilen den Citronensaft beim Punsch ersetzen muß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Als Kaiser Franz II. starb. 1835.

Gott rief dich, Franz! Schon birgt das enge Haus
Den lezten deutschen Kaiser, der als Bild
Und Siegel bess'rer Zeiten, stark und mild,
Feststand in der Empörung irrem Graus.

Mit blut'gem Frevel, gift'gem Wortgebraus
Im harten Kampf, zogst du, so oft es gilt,
Des guten Rechts, der alten Sitte Schild,
Ein vielgeprüfter treuer Eckart aus.

Da kommt der Tod. Und mit prophet'schem Wort,
Mit Weisheitslehren und der Liebe Flehn
Wirst du der Zukunft selbst ein sichrer Hort;

Wirst sterbend noch den Völkern, Fürsten Lehrer,
Und, weil mit tück'scher Scham die Feinde sehn
Der Tugend Macht, auch noch des Reiches Mehrer.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

(Fortsezung.)

Die Finanzen der Königin und das Publikum. Juwelendiebstahl.

Obgleich die Schauspieler und Schauspielerinnen der beiden großen Theater, Coventgarden und Drurylane, sich täglich als Ihrer Majestäten Diener und Dienerinnen auf

den Zetteln ankündigen, so gibt es doch gewiß kaum eine einzige Herrschaft in ganz England, die ihre Dienstleute schlechter bezahlt und weniger beachtet, als königliche Majestät ihre unermüdlich gehorsamen Diener und Dienerinnen von Coventgarden und Drurylane. Die Majestäten bezahlen nur, wenn sie das Theater besuchen, und seit ihrer Rückkehr nach London hat die Königin erst ein einziges Mal Drurylane, aber Coventgarden noch gar nicht, und der König weder dieses, noch jenes mit Dero Gegenwart beehrt. Hieraus läßt sich ungefähr die Bezahlung abnehmen. Nachdem die Königin in Drurylane gewesen war, lief ein Gerücht durch die Stadt, daß der gewöhnlich bezahlte Preis diesmal hinter der Gewöhnlichkeit zurückgeblieben sey. Dies fand in einigen Blättern durch die Anzeige, daß die Königin, als Beweis ihrer hohen Zufriedenheit mit den Leistungen der Bühne, sämmtlichen dabei Betheiligten ein Geschenk von hundert Pfund gemacht habe, mittelbaren Widerspruch. Doch wenige Tage nachher erklärten die Betheiligten ihre völlige Unkenntniß von einem solchen Geschenke, und es ergab sich, daß die mitgetheilte Nachricht eine Erdichtung war, vielleicht darauf berechnet, die Unwahrheit in Wahrheit zu verwandeln. Ganz abgesehen von den unaufhörlichen Ansprüchen, welche an alle königlichen Börsen gemacht werden, und von der Vorsicht in's Besondere, welche die Königin wegen der ihren Ausgaben öffentlich bewiesenen Aufmerksamkeit sich aufgelegt zu haben scheint, dürfte die vielseitige Behauptung, daß sie ihr bedeutendes Einkommen weder ganz, noch überhaupt so verwende, wie die zahlende Nation es erwarten könne, fast kaum auf einem andern Grunde, als dem leerer Vermuthung und parteiischer Abneigung beruhen. Leztere namentlich ergreift jede Gelegenheit, ihre Handlungen zu verdächtigen, und was weiß ist, schwarz zu färben. Am Abend ihres ersten drawing room wurde der alten Herzogin von Gordon der Juwelenschmuck gestohlen, in welchem die gute Dame am Morgen geglänzt, und den sie bei ihrer Nachhausekunft eigenhändig unter Schloß und Riegel gelegt hatte. Eine Belohnung von sechshundert Pfund wurde auf die Entdeckung gesezt, und die Herzogin gab ihren Verlust auf achttausend Pfund an. Am nächsten Tage sendete ihr die Königin als Balsam für die Schmerzenswunde einen Schmuck, den sie selbst getragen, und die öffentlichen Blätter säumten nicht mit der Ankündigung, daß der Schmuck fünfhundert Pfund werth sey, und die Königin mit dieser Summe fünf arme Familien hätte beglücken können, die sich an ihre Barmherzigkeit gewendet und nichts erhalten haben. Die Mißbilligung der freien, einer Kritik gewiß nicht unterworfenen Gabe vermehrte sich bei der Aussage des Juweliers, daß der gestohlene Schmuck bei ihm für dreitausend Pfund gekauft worden und seines Wissens mehr nicht werth gewesen sey, und noch höher stieg das Geschrei des Tadels, als unverbürgte Nachrichten behaupteten, der betreffende Schmuck sey eigentlich gar nicht gestohlen, sondern vom Herzoge von Gordon, der bisweilen in finanziellen Verlegenheiten unglaublich zerstreut seyn soll, aus Versehen für sein Eigenthum angesehen worden. Wie viel oder wie wenig an dieser Beschuldigung wahr ist, hat zur Zeit nicht verlautet. Nur so viel ist gewiß, daß der Schmuck sich zur Zeit nicht wiedergefunden, und die Chronique scandaleuse von London seit dem Eintritte der Season viel zu viel zu thun hat, um mit einer solchen Bagatelle sich lange beschäftigen zu können. Es ist daher ein seltener Vorzug, den die junge und schöne Gemahlin eines weder jungen, noch schönen Grafen genießt, daß ein drolliger Vorfall in ihrem Haushalte seit acht Tagen die Zungen der fashionablen cliques, ich will nicht sagen ausschließend, aber doch vorzugsweise bewegt. Da ich die Ehre habe, der schönen Gräfin sehr nahe zu wohnen, so kann ich den Vorfall verbürgen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, März.

(Fortsetzung.)

Antiquarische Vorlesungen. Kunstverein.

Dieselbe Mode versammelt ein zahlreiches und elegantes Auditorium in den Sälen des Museums, um den Vorträgen des Professors Gerhard über die Schätze unserer Antikensammlung zuzuhören. Das Mißliche ist, daß der gelehrte Docent als loyaler Unterthan an diesen Schätzen nicht zweifeln darf, und wenn er einerseits als Staatsbeamter seine erklärenden Worte auf die Goldwaage legen muß, er andernseits als feiner Mann gegen die Damen zu noch größerer Auswahl genöthigt ist. Dennoch wendet er sich als geschickter Steuerer zwischen Scylla und Charybdis, und befriedigt seine Zuhörer, die ihm treu bleiben, was nicht immer bei Vorlesungen, weder vor einem gemischten, noch einem reinen Publikum, der Fall ist.

Eben hat die große diesjährige Verloosung des Berliner Kunstvereins stattgefunden. Es sind bedeutende Gewinne an Privaten gefallen. Kunstwerke, welche für künftige Zeiten, das läßt sich wohl mit Sicherheit sagen, leben werden. Und diese Schätze zerstreuen sich nun in alle Winkel des preußischen Staates, ohne Aussicht, je wieder gesammelt und der Kontrole und dem Genuß der Kunstfreunde anders erhalten zu werden, als durch mehr oder minder unvollkommene Lithographien, welche doch auch nur von den bedeutendsten Bildern genommen werden. Dies regt auf's Neue zu dem schon so oft ausgesprochenen Wunsche an, ein Nationalmuseum, wie die Pariser ihr Luxemburg haben, für die Werke neuerer Künstler gegründet zu sehen. Die Sache hat große Schwierigkeiten, wenn sie nicht von Staats wegen unternommen wird; dieser aber hat das Seine durch Errichtung des Museums für die alten Schulen gethan, und überläßt ganz konsequenter Weise dem Publikum selbst, für die lebende Kunst zu sorgen. Nun will sich die Hoffnung regen, es sey ein Aktienverein im Werke, ein solches Nationalmuseum zu gründen; ich aber will es noch nicht glauben, weil die Hoffnung zu kühn wäre. Gewiß ist, daß die lezte Versammlung des Kunstvereins, und die barsche Art, wie die Vorsteher desselben den Vorschlag abgelehnt, den Berliner Verein in lebendiger Wechselwirkung mit den andern deutschen Vereinen, wie es von diesen gewünscht wird, zu erhalten, viele Theilnehmer zurückgeschreckt hat. Sie behaupten, der Verein, wie er sich durch die lezten Beschlüsse ausgesprochen, sey zu einem bloßen Lotterieinstitut herabgesunken, während er in seiner Idee und seinen Mitteln die Aufgabe habe, zur Förderung der Kunst durch ganz Deutschland zu wirken. Freilich bleibt Berlin der Mittelpunkt des preußischen Staates und ein Hauptpunkt für das gemeinschaftliche Vaterland, und kann im Austausch mit Königsberg, Breslau, Stettin und Halberstadt schwerlich gewinnen; allein wenn man bedenkt, wie einige gute Gemälde, ausgestellt in Städten, wo man bis da gar keine sah, vortheilhaft und erweckend gewirkt haben, so dürfte denn doch diese intellektuelle Rücksicht über jene materielle den Ausschlag geben. — Seine Majestät der König hat das vielbesprochene große Bild des Professors Hensel: Christus vor Pilatus, für 6000 Thaler angekauft und es zum Altarstück für die hiesige Garnisonskirche bestimmt.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 93.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 18. April 1835.

Im Laufe der Zeit sind Wälder ausgerottet und Sümpfe ausgetrocknet; aber das Land hatte dieselben Flüsse und dieselben Berge, es erfreute sich derselben Lage und der ewigen Sonne, die ihm noch jezt ihre belebenden Strahlen sendet; es war damals wie jezt fruchtbar und fähig zu jedem Ertrag und zu jedem Anbau. Die alten Schriftsteller verrathen oft genug, im Widerspruch mit sich selbst, die bessere Natur des Landes.

Luden.

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Germanien.

(Fortsezung.)

Bekanntlich ist der Hanf — althochdeutsch hanaf, angelsächsisch haenep, schwedisch hampa, dänisch hennep, lauter Wörter, die aus dem griechischen und lateinischen cannabis corrumpirt sind — so wie auch die Hirse (persisch arsen), diese festliche Speise des deutschen Landmanns an Kirmes- und Hochzeittagen, ursprünglich im fernen Asien zu Hause. Ersterer ist wohl früher in Deutschland eingeführt worden als leztere, welche wenigstens später in schriftlichen Urkunden vorkommt, aber gewiß nicht früher, wie Anton vermuthet, sondern wohl um Jahrhunderte später als der Flachs. Dieser, mit Recht ein Gegenstand vorzüglicher Sorgfalt und Liebe bei deutschen Frauen jedes Standes, welchen Reinlichkeit und einfacher Schmuck am Herzen liegt, wurde schon vor Alters in Deutschland gebaut. Die altdeutschen Frauen kannten keine schöneren Gewande, als die aus Lein verfertigten, wie dies Plinius von „den überrheinischen Feinden des römischen Volks“ ausdrücklich berichtet, womit man die Stelle in der Germania des Tacitus vergleichen kann: daß die Frauen sich häufig in leinene Gewande kleiden, welche sie mit purpurnen Streifen auszuschmücken pflegen. Plinius erwähnt ferner, daß die Deutschen in unterirdischen Höhlen oder Kellern ihren Flachs bearbeitet haben, wie jezt noch unter andern in Schwaben geschieht. Die keineswegs leichte Kultur und Bearbeitung einer so wichtigen Pflanze, so wie die daraus verfertigten feinen Gewande sezen schon einen ziemlichen Grad landwirthschaftlicher Kultur bei den alten Germanen voraus. Feine Leinwand wird auch unter den Geschenken erwähnt, womit die Deutschen fremde Fürsten und Völker beehrten, schon lange vor Karl dem Großen, der bekanntlich, vom Chalifen Harun al Raschid mit kostbaren Gaben beschenkt, ihm außer trefflichen Jagdhunden auch feine Leinwand zum Gegengeschenk übersandte.

Sehr alt mag auch der Name Flachs — englisch flax, niederländisch vlas — seyn, wofür auch, wie wohl bekannt, das aus dem Lateinischen gebildete Lein gebräuchlich ist, welches bereits bei Ulfila vorkommt. Das angelsächsische Flex (Matthias 12, 20) bedeutet einen Docht aus Lein. Bei Otfrid und Willram bedeutet vahs so viel als Haar, auch altnordisch und isländisch fax die Mähne. Das englische Fox und unser Fuchs (früher Fuhs), das behaarte Thier, könnte damit verwandt seyn. Mit Einschiebung des l wurde aus vahs, vlahs, flachs, das auch noch nach den Zeiten Otfrids und Willrams oft für Haar gebraucht wurde. Die

Uebertragung des Begriffs von Haar auf Lein ist leicht erklärlich; dasselbe gilt bei dem althochdeutschen Hare, das gleichfalls hie und da Lein oder Flachs bedeutet.

Wir kommen auf die Cerealien, die nützlichsten von allen Gräsern, die, so schwach sie erscheinen, sich doch beinahe an jedes Klima und an jeden Boden gewöhnen können. Voranstehe, in Bezug auf das alte Germanien, der Hafer und die Gerste. — Jener, den die Griechen nur als Unkraut kannten, was etwa unser Flughafer ist, und dessen Name nicht vom lateinischen avena herkommt, sondern mit diesem eine gemeinschaftliche Wurzel haben mag, wurde schon vor Ankunft der Römer in Deutschland gebaut, und diente, wie Plinius berichtet, als Brei oder Muß zur vorzüglichen Nahrung seiner Bewohner. Und die Gerste wurde bekanntlich schon in den ältesten Zeiten zu jenem weinartigen Getränk verbraucht, das wir Bier nennen, und das nicht nur die benachbarten Gallier, von denen der Name cerevisia herrühren soll, sondern auch noch andere Völker, die des Weines entbehrten und die doch auch ein berauschendes Getränk haben wollten, in mehr oder minder verwandter Form mit den Germanen gemein hatten. So hatten die Egypter ihren Zythus, welchen Herodot und Aeschylus (in den Schutzflehenden) einen Wein oder geistigen Trank aus Gerste nennen, und welchen man, wie Columella (über den Landbau, 10tes Buch) versichert, mit Rettichwurzeln und eingeweichten Lupinen schmackhafter und reizender zu machen suchte. — Die Hispanier hatten eine Art Weizenbier, celia genannt, dem sie, nach Plinius, schon Haltbarkeit und Dauer zu verschaffen wußten, und mit welchem Getränke sogar, nach der Erzählung des Florus, die auf das Aeußerste gebrachten Numantiner, bevor sie den Todeskampf mit den Römern begannen, sich berauscht haben sollen. — Die Dalmatier oder Illyrier hatten ihr sabaia, eine Art Gerstenbier, von welchem sogar, nach dem Berichte des Ammianus Marcellinus, der es ein armseliges Getränk nennt, der Kaiser Valens den Spottnamen Sabaiarius erhielt, weil er es besonders gerne trank; ungleich dem Kaiser Julian, dem der Gerstentrank in Gallien oder Deutschland gar nicht gemundet haben muß, wenn nämlich das bekannte Epigramm in der griechischen Anthologie von ihm herrührt, in welchem das Bier als ein unbacchisches, übelriechendes, garstiges Getränk geschildert wird. Von den Scythen singt Virgil in seinem Gedicht vom Landbau, daß sie während der langen nordischen Winternächte in unterirdischen Höhlen bei der Flamme des Herdes, worauf ganze Eichenblöcke und Ulmenstämme geworfen wurden, sich mit den Bechern voll künstlichen, aus gegorenem Malz und Spierlingssäure gebranten Weins zu laben pflegten. — Beiläufig erwähne ich, daß der Name Bier, wofür die Scandinavier ihr aul oder Oel gebrauchten — wie noch jezt ale im Englischen — nicht von Bitter, wie Hüllmann meint, denn das alte deutsche Bier mag ziemlich süß geschmeckt haben, selbst angenommen, daß es mit gewissen Kräutern versezt wurde, sondern vom angelsächsischen und althochdeutschen bere, d. h. vorzugsweise Gerste, herzuleiten ist. — Im Evangelium, Lucä I. 15. steht im Angelsächsischen beor für das Griechische sireka, starkes Getränke.

Die Meinung Antons, daß die Gerste später eingeführt worden seyn möchte, da sie einen mildern Himmel erfordere, widerlegt sowohl das Zeugniß des Tacitus, welcher sagt, daß das erwähnte Bier aus Gerste oder Weizen — denn so muß frumentum übersezt werden — gebraut worden sey, als auch die tägliche Erfahrung, daß die Gerste gerade kein milderes Klima erfordert, als der Weizen oder der Spelt. Wenigstens gedeiht in manchen Strichen meiner Heimath, des Fichtelgebirges, außer dem Hafer und Roggen, die Gerste noch recht gut, wenn schon der Weizen nicht mehr fortkommen will.

(Die Fortsezung folgt.)

Der deutsche Dichter in Paris.

(Fortsezung.)

Von Heine's Auftreten datirt sich in Deutschland der Rückzug des früher alleinherrschenden Idealismus; sein launischer Genius hat höchst auffallend dem Nationalgeiste eine ganz andere Richtung gegeben, denn Ironie, Rationalismus, Skepticismus scheinen fortan in Deutschland herrschend werden zu wollen. Wie lange solche Herrschaft dauern wird, das weiß ich freilich nicht, denn die geistigen Phasen sind dort drüben höchst veränderlich. Deutschland ist aber einmal des Spiritualismus, der ätherischen Begriffe, der mystischen Dogmen herzlich satt; die Seele hat lange genug die Herrschaft gehabt, jezt will auch einmal der Körper an die Reihe, der Genius des Plastischen, des Materiellen, Gestalten und Bilder, Farben und Töne, und Heine, ein Talent, das tiefer geht, als sonst das Talent, ist der Hohepriester des neuen Kultus geworden. Seit er die Zügel ergriffen, ist das Lachen an der Tagesordnung in Deutschland. Während wir Franzosen die gebräunten Stirnen in Falten ziehen, während wir trübselig die Mundwinkel hängen lassen, während wir dem Ernste nachgehen und unser Schauspiel nicht satt wird, Blut zu vergießen und die bloßgelegte Faser unter dem Seciermesser zucken zu lassen, lachen die glücklichen Deutschen, ja sie lachen! Was jezt dort Romane schreibt, geht nur auf das Wirkliche, das Wahrscheinliche, auf lebendige Charakteristik aus. Raupach

schreibt einen Schwank über die Homöopathie, und der populärste Schriftsteller, dem alle jungen Adepten nachtreten, ist unser Heinrich Heine, der würdige Sprößling der obengenannten Meister, nicht so affektirt wie Sterne, nicht so plump wie Rabelais; er ist wunderbar neu, höchst interessant, und wird 1850 noch wirksamer seyn als 1830, wenn sich einmal Deutschland französischer und Frankreich deutscher gefärbt hat.

Das Individuellste, was er geschrieben, ist just das Beste. Ich weiß keine Menschenseele, deren Regungen ich mit lebendigerer Theilnahme folgte; seine Geschichte möchte ich wissen, Tag für Tag, und alle seine Eindrücke verzeichnet lesen. So trefflich er von Allem spricht, sein Tagebuch hätte größeres Interesse für mich als seine Ideen über Philosophie und Aesthetik. Ewig treibt es ihn, seines Gefühls zu spotten und sich ob seinem Spotte zu schelten; stets ist sein Gedanke antithetisch, wenn auch nicht gerade sein Ausdruck. Theorien, Hypothesen, langweiligen Wortschwall, all dies hat der lustige Heine aus seinem Reiche verbannt. Was uns allen dunkel durch die Seele ging, all dies hat Heine mit uns empfunden, und darum ist er mir so werth. Ich träume mit ihm, ich bin Revolutionär, bin Katholik mit ihm; in der Kirche betrachte ich die kleine weiße Hand, die aus dem Beichtstuhl blickt; was ihn interessirt, interessirt auch mich, sogar die kleine Straßensängerin und ihre welke Rose. Ich brauche ihm nicht in das Auge zu sehen: wenn er lacht, so weiß ich auch schon, daß ihm das Weinen nahe steht. Er ist ein Kind wie wir — ein altes Kind. Wir bauen an einer neuen Menschenwelt, und im Bauen sind wir nahe daran, ihr wieder zu fluchen, und so geht es ihm auch. Nur wenn Heine über Christus spottet, mag ich ihn nicht leiden. Wenn dieser protestantische Geist sich an unsern alten heiligen Ueberlieferungen vergreift, wenn er dem heiligen Ciborium und dem Viatikum auf der Gasse nachläuft und sein Spott mit der Schelle, die den Priester begleitet, in die Wette gellt, dann kann ich ihn nicht entschuldigen. Er sollte nicht vergessen, daß Christus, der Menschgott, oder Gottmensch, sogar ganz irdisch betrachtet, der Vater der ganzen neuern Philosophie ist. Ohne die Lehren des Göttlichen hätte Heine nimmermehr seinen Tambour Legrand geschrieben. Nie sollten philosophische Dichtergemüther von Christus lassen, nie ihren Vater verleugnen. Was jezt in Frankreich schlechter Ton ist, bald wird es in Deutschland schlechter Geschmack heißen. Der heitere, liebevolle Blick, mit dem Heine alle Völker betrachtet, dieser Brudersinn ist rein christlich. Wie kommt es, daß sein Auge so friedlich hinstreift über Europa? daß ihm Alle, in deren Brust ein Herz klopft, von Prag bis zur Meerenge von Gibraltar, wo nicht Brüder sind, doch Stammgenossen? Warum liebt er das Volk und ergözt sich an seinem Treiben? warum übersieht er so gerne seine Gebrechen, selbst wenn sein geliebtes Volk sich ein wenig rauh anläßt, oder ein wenig albern? Wenn er das Volk als Masse entschuldigt, wenn er es preist, wenn er ihm Heil und Segen wünscht und seine Siege begeistert begrüßt, warum geht er darin so weit, daß es der wahre Philosoph mit der praktischen Vernunft nicht ganz vereinbar finden dürfte? Warum? weil er Christ ist ganz und gar. Sagt er es doch selbst: das große Kruzifix der Franziskaner mit den blutigen Armen und den wehmüthigen Augen hat ihn angeblickt, da er in der Schule war; bei diesem Schmerze des Gottmenschen überfiel ihn der Gedanke an den Schmerz in der Menschenbrust, und der poetische Heide war der beste Christ im Herzen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Beschluß.)

Raupachs Posthumus. Theater. Raumer.

Auf dem Theater ist Raupach mit einem Posthumus der Hohenstaufen aufgetreten: kein historischer Posthumus, denn es ist der kräftige Stammvater des Geschlechts, Friedrich Rothbart, sondern einer seiner Geburtswehen, welche diesem Dichter bekanntlich wenig Schmerzen verursachen. So zeugt auch dieser erste und lezte Raupachsche Staufen von Kraft und Gesundheit seines Vaters. Es ist nur der erste Theil einer Trilogie, und behandelt den Kampf des Königs mit der Republik Mailand. Loyale Gemüther glauben bemerken zu müssen, daß die freiheitsglühende Partie der Städter mit besonderer Liebe gehalten sey, wohl sehr mit Unrecht. Nachtmüzen oder sentimentale Deklamatoren waren die italienischen Republikaner nicht; sollten sie vorkommen, so mußten sie mit der wilden Gluth gemalt seyn, die ihr geschichtliches Erscheinen bezeichnet. Auch sind es nur die Aristokraten unter ihnen, welche handeln und wüthen, die Menge wird mit fast zu barocken Zügen in ihrem Wankelmuthe repräsentirt. Das ganze Stück ist so loyal, wie alle Raupachsche historische, eine Verklärung der Majestät in ihrer schönen Bedeutung. Aesthetisch läßt sich dagegen viel einwenden. Die haben recht, welche ihm die Eigenschaft eines dramatischen Stückes absprechen und es nur als historische Scenen wollen gelten lassen. Es sind indeß so schöne Scenen darin, wie nur in einem seiner theatralischen Bilder aus der Hohenstaufenreihe. — Man hat auch Calderons standhaften Prinzen wieder einstudirt. Das ist ein Stück, ein Guß, ein Hauch, und doch ein Drama voll der mannichfaltigsten Entwickelungen; aber es wirkt nicht, weil kein Publikum dafür da ist. Der junge Devrient gab die Hauptrolle, ein Erbstück des seligen Wolff, in einer neuen Auffassung meisterhaft. — Von einigen kleinen Theaterfehden verlangen Sie doch nichts zu hören. Die Heinefetter gastirt — diesmal auf der Hofbühne — und Einige halten sie für ausgezeichnet. Andere weisen ihr die Verirrungen ihrer Kunst nach, die bei ihren Mitteln um so strafbarer seyen. Gegen das Talent der Crelingerschen Töchter, der Dlles. Stich.

erheben sich nunmehr Oppositionsstimmen, was nach den großen Erwartungen und dem überschwenglichen Lobe nicht anders zu erwarten war. — In der Königsstadt läutet der taube Glöckner von Notredame (Quasimodo) Alt und Jung zusammen. Madame Birch-Pfeiffer hat es verstanden, ein Effektstück der ersten Art aus Victor Hugo's Romane zu fertigen. Ich schreibe Ihnen nichts Näheres davon, denn die Glocke von Notredame wird bald auf allen Theatern, welche auf neue Bildung Anspruch machen, läuten, und jeder Leser mag sich durch Aug und Ohr von ihrer ungeheuern Wirkung selbst überzeugen.

Herr von Raumer, der Historiker, ist eben nach England gereist, um auch in den dortigen Archiven nach Quellen zur neuern Geschichte zu suchen. Da er mit Empfehlungen der ausgezeichnetsten Art an alle Eminenzen und Parteihäupter der vereinigten Reiche versehen ist, darf man, wenn er seine Erfahrungen bekannt machen wird, auf interessante Mittheilungen hoffen. Bekanntlich wollte es der Zufall, daß Raumer während der Julirevolution in Paris war, derselbe Zufall führte ihn im vergangenen Jahre über die Alpen im selben Augenblicke, wo die fürchterliche Naturrevolution Deutschland und Italien zu trennen drohte; furchtsame Gemüther wünschen nun, daß ihm in England kein ähnlicher glücklicher Zufall beschieden werde. — Eine große Anzahl von Pensionirungen unter den ausgezeichnetsten Militärs aus dem Befreiungskriege ist im Augenblick, wo ich den Brief schließe, der Gegenstand des allgemeinen Gespräches.

London, März.

(Fortsetzung.)

Juwelendiebstähle.

Die junge Gräfin vermißte eines Morgens einen Theil ihrer Juwelen, und hatte nichts Eiligeres zu thun, als sich den Besuch einiger Polizeidiener zu erbitten. Gleichzeitig ließ sie das Haus sperren, und that hiemit Alles, was die klügste Vorsicht erheischte; denn da die ganze Dienerschaft zu Hause war und der Raub erst am Morgen oder in der Nacht begangen seyn konnte, so lag es auf der Hand, daß, wenn der Dieb in den Reihen der Dienerschaft war, er wenig Hoffnung hatte, den scharfen Polizeiaugen zu entgehen. „Ich gebe Ihnen volle Macht und Gewalt,“ sagte die junge Gräfin dem eintretenden Beamten, „alle und jede Räume meines Hauses zu durchsuchen, alle Schlösser sich öffnen zu lassen und die Dienerschaft zu visitiren, mit alleiniger Ausnahme meiner Kammerfrau,“ setzte sie nachdrücklich hinzu. — „Darf ich in meiner überhabenden Pflicht mir die Frage erlauben, aus welchem Grunde Sie die Kammerfrau von einer Maßregel ausnehmen, die, um entscheidend zu seyn, keine Ausnahme zuläßt?“ fragte der artige Polizeioffizier. — „Sie ist seit acht Monaten in meinem Dienste,“ versetzte die Gräfin, „hat mir die überzeugendsten Beweise ihrer Treue gegeben und würde, wie ich sie kenne, durch ein solches Zeichen von Mißtrauen sich zu sehr verletzt fühlen, als daß ich ihr die Ausnahme nicht schuldig seyn sollte.“ — Der Polizeimann verbeugte sich und trat zum Behuf der Aussuchung ab. Allein bald darauf erschien er wieder vor der Gräfin und sagte: „Kein Zweifel, der Dieb befindet sich unter der Dienerschaft. Es ist auch nicht Ihre Kammerfrau, welche den Raub verübt, sondern ein vor neun Monaten entsprungener Sträfling, welcher, als Kammerfrau verkleidet, Ihnen in dieser Eigenschaft bisher gedient hat.“ — Nähere Untersuchung bewies die Richtigkeit der polizeilichen Entdeckung, und die Frage, welche nun die fashionablen Zungen in scharfem Zuge erhält, besteht in der Ausmittelung, ob ein Mann, ohne durch sein Ungeschick sein Geschlecht zu verrathen, im Stande sey, einer eleganten Dame acht Monate lang Toiletten-Dienste zu leisten? Sonderbar genug erklären alle Männer es für möglich und alle Frauen für unmöglich. Dies hat mehrfache Wetten zur Folge gehabt, und da diese Wetten sich nur dadurch entscheiden können, daß ein Mann auf einige Monate die Rolle einer Zofe übernimmt, um entweder entdeckt zu werden, oder unerkannt zu bleiben, so ist bei der vornehmen Welt die Annahme einer neuen Zofe jetzt ein Gegenstand von der höchsten Wichtigkeit, und die dießfalls erforderten Proben sollen bereits zu manchem Spaße Veranlassung gegeben haben. Was übrigens das allgemeine Frauen-Urtheil von der jungen Gräfin sagt, folgt aus der Prämisse des allgemeinen weiblichen Unglaubens an die Möglichkeit eines solchen, acht Monate lang unentdeckt zu behauptenden Inkognito. Seitdem ist zwar die Geschichte, was das angebliche Geschlecht des Diebs betrifft, für grundlos erklärt worden, aber der Widerspruch findet beim Publikum keinen Glauben.

Ohne die besondern Umstände, welche die erwähnten zwei Juwelendiebstähle begleiteten, würden dieselben bei der Masse von Diebstählen dieser Art, mit denen London seit zwei oder drei Monaten heimgesucht ist, nicht das geringste Aufsehen erregt haben. Es ist aber in der That eine merkwürdige Erscheinung, von welch ausnehmender Vorliebe für diesen splendiden Handelsartikel die Gaunerwelt sich in den letzten Wochen besessen gezeigt hat. Jede Frau muß sich Glück wünschen, deren Juwelenreichthum in ihrem Trauringe besteht, und ich bin der Wohlthat, keine Diamanten zu besitzen, mir erst jetzt vollkommen bewußt worden, wo ich fast Tag für Tag von solchen Entwendungen lese, und in meiner nächsten Nachbarschaft sechs oder acht dergleichen illegale Besitzveränderungen stattgefunden haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 87:
Rauschgold.

Räthsel.

(Vergl. Morgenbl. 1831. Nr. 97.)

Alle vier Elemente,
Inniglich gesellt,
Spielen das bebende
Spiel der bunter Welt.

Während Luft sich hebet,
Läuft das Wasser fort;
Und die Erde klebet
Braun am Steine dort.

Sein geheimes Feuer
Goß der Erdgeist zu;
Alles ist geheuer,
Probe, schlucke du!

Denn die Klugen haben
Immer Salz bei sich,
Dessen tiefen Gaben
Mancher Teufel wich.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redakteur Hauff.

№ 94.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 20. April 1835.

Original, fahr' hin in deiner Pracht!
Goethe.

Der deutsche Dichter in Paris.

(Beschluß.)

Jeder hat seine absonderlichen Neigungen, die er nicht gerne gestehen mag; ich habe eine, die ein sympathetisches Band zwischen mir und unserm deutschen Dichter knüpft, und die ich preisgebe. Ich gehe nie lieber aus, als an Tagen, wo sonst Jedermann herzlich gerne zu Hause bleibt. Da ist es, als ob im Himmel einmal ganz besonders schlecht regiert würde: ein Sonnenstrahl durchdringt munter eine finstere Wolke, Regen, Sonnenschein, Sturm, nach einander; der Horizont umzieht sich völlig, aber dort zerreißt die Decke und ein azurblaues Fleckchen guckt hervor. Das launenhafteste Weib kann es nicht ärger treiben: der Himmel lacht und weint, hüllt sich in goldnen Schein und läßt die Windsbraut tanzen. Wer mag sich solch launischer, eigenwilliger Natur anvertrauen? Man macht den Regenschirm zu, schließt die Laden, bringt die Pferde unter Obdach, bleibt beim Feuer sitzen. Wer auf der Straße seyn muß, oder mit etwas handelt, ordnungsliebenden, mit Gicht und Fluß behafteten, behaglichen Leuten sind dergleichen Tage höchlich zuwider, und nur Narren, Poeten, Briefboten und Kleinverkäufer setzen den Fuß auf die Straße. Diese Tage sind mir gerade die liebsten, und darum lese ich auch Heine so gerne. Er gefällt mir, wie die Tage, wo die gute Alte ihren Waarenkorb vor den plötzlichen Windstößen sichert und dabei ruft, der Teufel prügle sein Weib; es ist nicht schön Wetter, nicht garstig, nicht kalt, nicht warm, nicht hell, nicht finster; Unwetter bei blauem Himmel, Frühlingslüfte im Winter, der kalte Nord bei Sonnengluth. Mein lieber Deutscher, solch Wetter war am Tage, da du zur Welt kamst. Mir ist, als sähe ich dein väterlich Haus: die Scheiben klirren, vom pfeifenden Winde gerüttelt, unstät fahren die Lichter am schwarzen Getäfel auf und ab, dürre Aeste schwanken hin und her und schlagen wider das Fenster, schwarze Wolkenmassen laufen keuchend über die Landschaft, und jetzt bezieht sie sich finster, jetzt lacht sie im Sonnenlicht. Ich wette, ein abgegriffener Band von Voltaire lag auf dem Bette der Wöchnerin und ihr ärztlicher Beistand war ein Franzose aus Lamettries Schule, der nicht zwei Worte deutsch verstand.

So entstand jenes räthselhafte Wesen, jenes wunderliche Gehirn, das die Franzosen so deutsch, die Deutschen so französisch anspricht, mit seiner Wehmuth, die einem ein Lächeln ablockt, und seiner Lustigkeit, die einem wehe thut, mit all den schneidenden Kontrasten, wo das Genie in ihm auf den Witz ausgeht, wo der Dichter den Gotteslеugner spielt, der Menschenfreund Christum hassen und der Idealist die Materie vergöttern

möchte. So tauchte er auf, der sonderbarste Schriftsteller unserer Zeit, am Flecke, wo sich alle Richtungen kreuzen, Deutschland und Frankreich, Kritik und Produktion, der Glaube und das Nichts, Poesie und Materie, Revolution und Vergangenheit. Man frage nicht, warum ich ewig in Bildern spreche: eine Kritik Heines kann nur in Bildern geschrieben seyn, vom Farbenhellen läßt sich nur wieder durch Farben sprechen. Ich las seine Reisebilder deutsch im herrlichen Forste von Econen; ich saß mitten im Park, wo sich die Alleen kreuzen, und all die mächtigen Bäume, die der sterbende Herbst mit gelben, rothen, braunen, bläulichen Tinten gefärbt, sahen mich an, als verständen sie meine Gedanken und Heines; von Zeit zu Zeit, zum Zeichen des Einverständnisses, sandten sie mir ein buntfarbiges Blatt herüber: wie sie daher kamen, rauschte es so lustig und so wehmüthig, säuselte es leise, wie ein Lied. Sie gehörten nicht dem Sommer an, nicht dem Herbst, dem Frühling noch weniger; es waren Blätter, reif geworden im langen Lebensjahr, Blätter, unter denen Vögel gesungen und geliebt, unter denen Liebespaare geflüstert; sie spielten in allen Farben, wie Heines Styl, sie waren schimmernd und todtmüde, wie Heines Gedanke; lange wirbelten sie in der Luft, es war, als spielten sie mit dem Winde, bevor sie sich auf die Blätter des deutsch-französischen Buchs niederließen, das so lustig ist und so wehmüthig, das ihnen so ganz gleicht.

Bleibe in deinem farbigen Wolkenhimmel, guter Heine, prügle immerhin deine Frau; fahre fort, der launische Maler einer launischen Zeit zu seyn, das zweideutige Symbol einer Zeit, wo alles Ernste seine frivole Seite hat, und die Frivolität sich in Ernst und Tiefe kleidet. Was du aber thust, baue kein System, versuche keine Revolution; laß nicht deinen Hippogryphen im Schlamm der Parteien waten, laß ihn seine Schwingen ausbreiten und seinen Schuppenpanzer hell leuchten. Einem originellen Geiste, wie du, steht es nicht an, den kleinen Philosophen, die von Voltaires Brosamen gelebt, die Schleppe zu tragen; solches Treiben mag in Deutschland etwas Neues seyn, in Frankreich ist es altgebacken. Ich weiß keinen Kopf, der weniger zur Dienstbarkeit gemacht wäre als du, und der Bedientenrock, was es immer für einer sey, wird dir schlecht sitzen. Nein! folge der Laune, deiner närrischen Königin, folge ihr blindlings, sie ist deine hohe Gebieterin: sie führt dich in Tiefen, wohin die Aesthetik im Doktorhut, wohin politischer Ehrgeiz und empörte Volksleidenschaft dich nimmermehr führen. Du wolltest der Sklave eines fremden Gedanken seyn? du wolltest verleugnen, was ein Holbach verleugnet hat? Bleibe, der du in deinen Reisebildern bist, die keine tableaux de voyage sind, sondern das merkwürdige Porträt Heinrich Heines; bleibe der Geist, der nirgends zu fassen ist, Kind und Philosoph, reif an Jahren und reich an Thränen, zierlich leicht und finster ernst: das ist dein Beruf; laß dir die launenhaften Glorien und die farbig strahlenden Strichregen des Apriltags gefallen, und glaube mir, du hast in der großen Geisterlotterie nicht das schlimmste Loos gezogen.

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Germanien.

(Fortsetzung.)

Hier ist der schicklichste Ort, des Hopfens zu erwähnen, den die alten Deutschen zu ihrem Bier noch nicht gebraucht haben, wofür sie vielleicht andere Pflanzenstoffe angewendet haben mochten. Doch ist er schon zur Zeit der Karolinger bekannt gewesen, wie aus gleichzeitigen Urkunden erhellt. So werden in einem Schenkungsbriefe des Königs Pipin humolaria erwähnt, worunter ohne Zweifel Hopfengärten verstanden werden müssen. Denn das barbarisch-lateinische humulus ist ja erst aus dem alten humlo gebildet worden, dessen Wurzel mir dunkel ist, das aber noch heutigen Tags im Französischen als houblon, schwedisch als humble, dänisch als humle und isländisch als humall für Hopfen vorkommt. Auch hatte der Abt von Corbey, Adelard, in einer Urkunde vom Jahr 822 die Müller seines Stifts von dem Anbau des Hopfens befreit. — Wozu aber, fragen wir, Hopfenanlagen, wenn die Pflanze nicht zum Brauen verwendet wurde? — Wirklich kommt auch in der betreffenden Urkunde das Wort humlo neben brace vor, welches, vermuthlich celtische Wort nicht als Getreideart, wie bei Plinius, sondern als Malz genommen werden muß, und wovon das französische brasser, brasserie abstammt. — Bei solchen und ähnlichen Zeugnissen ist es auffallend, daß Karl der Große im Kapitulare zwar des Biers, aber nicht des Hopfens erwähnt. In den Jahrhunderten nach ihm wird dieser oft genannt. Im zwölften Jahrhundert spricht die heil. Hildegardis von Bickelheim († 1179), die Zeitgenossin und Freundin des heil. Bernhard, von der Wirkung des Hopfens im Getränke. Er vermehre, sagt sie, die Melancholie und versetze den Geist in trübe Stimmung und trockne durch seine erhitzende Kraft die Eingeweide aus. Aber er verhindere auch durch seinen Bitterstoff die Fäulniß im Getränke in der Art, daß es sich weit länger halten könne.

Wenn aber auch der Hopfen, welches Wort ganz deutsch ist und der Gestalt seiner Blüthendolden entspricht — altdeutsch Hoppe, was schon in einem Wörterbuche

aus dem zehnten Jahrhundert vorkommen soll, und noch jezt im Englischen hopp und in unserm Huppe übrig ist, woran auch das französische houblon erinnert — von den alten Deutschen noch nicht gebraucht wurde, so scheint doch so viel gewiß, daß er dort schon lange einheimisch war, indem neuere Beobachtungen lehren, daß er namentlich in Deutschland wild wachse. Wir brauchen daher nicht mit Linné anzunehmen, daß er nebst Melde, Spinat, Dragun und andern Küchenkräutern zur Zeit der Völkerwanderung aus dem hintern Rußland, namentlich aus der Ukraine, wo er noch wild wachse, durch die Gothen zu uns gebracht worden sey.

Man erlaube mir eine Digression vom Hopfen und Bier auf den Wein. Die alten Deutschen bauten keinen Wein, kannten ihn aber und tauschten ihn von den benachbarten Galliern und den Römern ein. Im römischen Süddeutschland wurde früher schon der rhätische Wein (der Tyroler) dem Falerner gleich geachtet und von Kaiser August am liebsten getrunken. — Noch ehe Kaiser Probus seine zum Aufruhr geneigten Krieger an den Ufern der Donau (namentlich in Pannonien) und des Rheins Weinreben pflanzen ließ, mag er dort schon durch Deutsche und Römer gebaut worden seyn. So viel ist gewiß, daß die Verordnungen und das Beispiel Karl des Großen den Weinbau sehr befördert, und daß besonders auch die Geistlichen, wie um andere Zweige der Landwirthschaft, so auch um die Verbreitung und Veredlung des Weins sich großes Verdienst erworben haben. Freilich wird dieses oft überschäzt. Da nämlich die besten und reichsten Klöster und Abteien Deutschlands gewöhnlich auch in den schönsten, mildesten und wohlgebautesten Gegenden liegen, so hat man ohne Einschränkung von diesen auf den Fleiß und die Betriebsamkeit jener selbst zurückgeschlossen. Allein bei aller Anerkennung des hohen Verdienstes, das sie sich, besonders die Benediktiner, um Kultur des Bodens und der Völker im Allgemeinen erworben, muß ich doch bemerken, daß häufig bei Stiftungen von Klöstern schon auf mehr angebaute und mildere Gegenden Rücksicht genommen wurde.

Der Weinbau war übrigens im Mittelalter weit mehr durch Deutschland verbreitet, als jezt der Fall ist, und zwar auch in solchen Gegenden, wo das edle Gewächs jezt gar nicht mehr zu gedeihen scheint, oder nur ärmlich fortkommt. So haben die Geistlichen, die den Apostel der Pommern, Bischof Otto von Bamberg, aus Franken dahin begleiteten, an den Ufern der Ostsee und der Oder zugleich auch fränkische Reben gepflanzt; doch gedieh das Christenthum besser als der Wein. Noch in der Mitte des Mittelalters und gegen Ende desselben finden wir Weinbau in den Brandenburgischen Marken, im Hannöverschen, Braunschweigschen u. s. w. Der Dichter Sabinus, Freund und Schwager Melanchthons, singt in seinem italienischen Reisegedicht, wo er von seiner Vaterstadt Brandenburg spricht: „daß an den Wogen der Havel ein Berg stehe, der, bis zum Gipfel hinauf mit Reben bepflanzt, auf dem sandigen Boden einen süßen Wein erzeuge, deßgleichen an den Wogen des schäumenden Rheins der Weinstock auf dem fetten Gefilde der Wangionen hervordringe.“ Eine Behauptung, die freilich einem Weintrinker, der die Lage Brandenburgs und die Gegend, wo die Liebfrauenmilch gewonnen wird, zusammenstellt, etwas seltsam vorkommen mag.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Ende März.

Mitfasten.

Gestern war Mitfasten, ein rühriger Tag in Paris, gleichsam eine Reminiscenz an den Fasching, ein Abschied vom Karneval. Daher kündigte auch ein Duzend Theater einen Ball, und zwar den lezten in diesem Jahre an. Die Polizei hatte dieses Jahr, wie im vorigen, die öffentlichen Bälle während der Fasten verboten. Obschon die jezige Polizei nicht andächtig ist, so will sie doch auch mit dem Klerus, welcher viele Mühe hat, die Leute vom Tanzen abzuhalten, nicht zerfallen, und hat sich daher dem alten Gebrauche gefügt, welchem zufolge während der Fasten nicht öffentlich getanzt wird. An Privatbällen und glänzenden Soirée's war aber während der Fasten so wenig Mangel, als zuvor; diese wurden ohne Unterbrechung foregesezt, wiewohl sie jezt auch abnehmen. Aber die Belustigungen der Mitfasten lassen sich die Pariser nicht nehmen; an diesem Tage müssen unfehlbar die Thorheiten des Faschings wiederholt und ein Karneval im Kleinen dargestellt werden. Daran ließ man es denn auch gestern nicht fehlen. Wagen voll Masken fuhren durch die Gassen und über die Boulevards, und die gestrigen Bälle haben erst diesen Morgen ein Ende genommen. Die große Oper hatte auf diese Nacht die Ziehung der von ihr ausgestellten Loose verschoben, wodurch sie also sicher war, alle diejenigen, welche auf den vorigen Bällen ein Loos bekommen hatten, diesmal wieder zu sehen, und in der That waren die Loose dazu geeignet, die Ballwelt zu reizen. Es waren da einige ganz neu verfertigte Gemälde von beliebten Künstlern (ob die Gemälde gut waren, konnte auf dem Balle nicht wohl erkannt werden), ein ächter Kaschemirschawl, ein Plevel'scher Flügel, ein Theeservice im neuesten Geschmacke, und dergleichen brauchbare Dinge, die wohl werth waren, daß man ihrethalben zweimal ein Opernbillet zu zehn Franken (eine Kleinigkeit für so manche Pariser!) nahm, das erste Mal, um ein Recht auf ein Loos zu bekommen, und das zweite Mal, um zu erfahren, ob man etwas gewinne oder nicht. Außer dieser Ziehung der Tombola — eine von dem erfinderischen Dr. Veron neu aufgebrachte Benennung einer alten Sache — versprach die große Oper noch ein Orchester von 65 Musikanten und eine Tanzscene von zwei Operntänzern. Es war ein ziemlich einfaches Programm; allein die Oper ist jezt des Zuspruchs sicher und brauche sich nicht mehr so anzustrengen, wie früher. Ein lezter Ball wird natürlich von allen Tanzlustigen besucht, eben weil es der lezte ist; es bedarf also keiner besondern

Mittel, wie zu Anfang des Faschings, um die Leute auf die Beine zu bringen. Auch die andern Theater haben eben nichts Besonderes erfunden, sondern nur das Wort Ball mit großen Buchstaben auf ihre Anschlagzettel drucken lassen. Die Wäscher und Wäscherinnen, für welche, so wie für die Wasserträger, der Tag der Mitfasten nach altem Herkommen ein besonders festlicher Tag ist, vielleicht weil um diese Jahrszeit das Wasser wieder anfängt erträglich zu werden, hatten einen feierlichen Aufzug veranstaltet; sie zogen auf einem Dutzend großer Wagen einher, alle schön verkleidet und sogar elegant geschmückt, wie man es von Wäscherinnen kaum erwarten sollte, und die Männer zu Pferde, auch in seltsamen Verkleidungen, aber alle doch reinlich und zierlich. So ging es zur Barrière de Sèvres, nach einer großen Schenke, wo ein Gastmahl und ein Ball den Tag beschließen sollten. Unter den Begleiterinnen der Königin auf dem größten Wagen sah man recht hübsche Gesichter; die Wäscherklasse ist eben nicht die häßlichste in Paris. Ein solcher vom Volke veranstalteter Aufzug hat immer viel Anziehendes; er beweist, daß es zufrieden und wohlhabend ist. Aus dem, was es auf den glänzenden Aufzug verwendet hat, läßt sich schließen, daß es viel gewinnt, und in der That muß sich die Wäscherkaste in Paris nicht übel stehen; Jedermann bedarf ihrer, von der reichsten Familie bis zu der wenig begüterten, und bis jezt ist noch keine Maschine in Aufnahme gekommen, wodurch die Handarbeit hätte verdrängt werden können. Allerdings hat man bereits mehrere Versuche mit chemischen Prozessen zum Reinigen und Bleichen der Leinwand gemacht; auch mechanische Vorkehrungen sind erfunden worden; keiner dieser Versuche ist aber geglückt, wenigstens haben die Unternehmer bei keinem derselben ihre Rechnung gefunden. Vor einigen Jahren hatte man auf der Seine ein langes Schiff mit einem schönen Gebäude zu mechanischem Waschen (vermittelst des Dampfes, wenn ich nicht irre) angelegt. Das Unternehmen war sehr kostspielig; allein ehe noch der Apparat in Gang gesezt wurde, war die unternehmende Gesellschaft im Verfall und konnte nicht mehr fort. Vermuthlich hat dies Andere abgeschreckt; denn seitdem ist keine Rede mehr von mechanischen und chemischen Wäschereien und Bleichen. Die Wäscher haben volle Ursache, in der jezigen Zeit fröhlich zu seyn, am Tage der Mitfasten sich eine Königin zu wählen, einen feierlichen Aufzug zu halten und tüchtig zu schmausen. Einige Tage zuvor hatten die Zimmerleute ihr Josephsfest ebenfalls mit einem Aufzuge gefeiert, aber nicht so prunkend; auch waren keine Frauen dabei, wogegen bei dem Wäscherfeste die Frauen die Hauptpersonen sind und die Männer nur so nebenher reiten, wie sie denn auch bei der täglichen Arbeit nur Nebenpersonen und Handlanger der Frauen sind. Dabey haben sie auch eine Königin und keinen König, und thun mit Recht sehr galant am Tage des feierlichen Aufzuges; denn ihren Frauen gebührt allein Preis und Ehre. Dg.

London, März.

(Fortsezung.)

Juwelendiebstähle.

Den Reihen dieser lucrativen Geschäfte eröffnete die Verkümmerung spanischen Eigenthums, das aus einer recht hübschen Diamantensammlung bestand und in dem feuerfesten Speicher des Herrn Hall auf Custom-house quay verwahrt wurde. Nach dem Tode Ferdinands von Spanien hatte eine angesehene spanische Gräfin, aus Besorgniß vor dem drohenden, leider! ausgebrochenen und noch fortdauernden Bürger- oder vielmehr Thronkriege, einen Diamantenschmuck im Werthe von zwölftausend Pfund Sterling nach England geschickt, um ihn hier vor den langen Fingern beider Parteien zu sichern. Die Gräfin sollte die Vereitlung ihrer Vorsicht nicht erleben; sie war zu ihren Vätern und Müttern versammelt worden, ehe es einem englischen Hausbrecher einfiel oder gelang, in die Rechte der spanischen Parteikämpfer einzutreten. Das Eigenthum der Gräfin ging zufolge Testaments in vier gleichen Theilen auf ihre vier Töchter über. Zwei derselben erhoben ihre Portionen, und diese waren — da nun einmal Alles in der Welt nach dem Erfolge beurtheilt wird — unstreitig die Klügern. Die zwei andern ließen ihr Theil von je dreitausend Pfund in Halls Verwahrung. Wo hätte es sicherer seyn können? muß Jeder sagen, der auf der einen Seite die innere Einrichtung des Hallschen Speichers kennt und auf der andern die Verwegenheit und die Werkzeuge der Londoner Hausbrecher nicht kennt. Der Diamantenschaz lag in einer eisernen Kiste, die erstens auf dem Boden angeschraubt, zweitens mit Riegeln überspannt, drittens für ein Duzend der handfestesten Londoner Träger — und was haben diese für Hände und Schultern! — zum Forttragen zu schwer, und viertens mit einem Schlosse versperrt war, welches der Uneingeweihte selbst mit dem Schlüssel nimmermehr eröffnete. Und siehe da, an einem schönen Montagsmorgen war die Kiste erbrochen und der Diamantenschaz fort! Die von den Dieben hinterlassenen Spuren bewiesen deutlich, daß sie das Geschäft con amore betrieben hatten. Wahrscheinlich waren sie bereits in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag in den Speicher gelangt. Es fanden sich zwei ziemlich niedergebrannte Wachskerzen, und auf welche Art die Diebe diese angezündet hatten, konnte nicht zweifelhaft seyn, da sie es nicht der Mühe werth gehalten, ein zu solchem Zwecke mitgebrachtes Phosphorusfläschchen nebst Schwefelhölzern wieder mit wegzunehmen. Das lag ganz friedlich in der Ecke, und unweit davon hatten die Spizbuben getafelt. Beim Einpacken der Viktualien waren die Augen vermuthlich größer gewesen als die Magen; denn obgleich nichts ihre Tischfreuden gestört, so hatten sie doch die sandwiches nicht aufgezehrt. (Sandwich heißt ein Butterbrod, das mit kalter Küche gefüttert ist und in England meist zur Abendmahlzeit genommen wird.) Der eingeführte Proviant konnte aber doch nicht unbeträchtlich gewesen seyn, nach dem Formate des Papiers zu urtheilen, welches den sandwiches zum Umschlage gedient und den zurückgelassenen respective noch diente. Zwei Flaschen des feinsten Sillery waren zum Hinabspülen des Butterbrods genügend befunden worden. Hatten die Spizbuben auch diese mitgebracht? Mit nichten. Die guten Leute waren mit der Lokalität und deren Inhalt zu vertraut, um Wasser in die Themse, oder, wie das englische Sprüchwort sagt, Kohlen nach Newcastle zu tragen. In Halls Speicher ist kein Mangel an Wein; also holten die kundigen Herren aus einem Champagnerkorb zugelangt. Daß sie aber Champagner sich zum Tischgetränke gewählt und, wo Hunderte von Flaschen zu ihren Diensten standen, sich mit zwei Stück begnügt haben, beweist ihre gute Erziehung und ihre Mäßigkeit. Gemeine Seelen hätten nach den Amsterdamer Liqueurflaschen gegriffen, und Trunkenbolde wären mit zwei Flaschen Champagner nicht zufrieden gewesen. Ein anderer Beweis für die Standesmäßigkeit der lüsternen Herren ergibt sich aus den feinen Havannahcigarren, die sie mitgebracht, zum Theil verraucht und zum Theil zurückgelassen haben.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 95.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 21. April 1835.

Weh deinem freigebornen Volke!
Da stehn sie, eine wetterschwang're Wolke.

Schiller.

Nidwalden.

Ein Heldengedicht von S. Tobler.

Vorbericht.

Der ewig denkwürdige Kampf, den im Jahr 1798 ein winziges Hirtenvölkchen von nicht 8000 Seelen gegen die Weltbesieger wagte; ein Kampf, dessen Motive der berechnende Verstand nie begreifen wird, weil dieselben, seiner Sphäre entrückt, nur da gerechte Würdigung finden, wo das ewige Recht gegen die Uebermacht gewogen wird: dieser Todeskampf für das Vaterland, welchen auch dessen Weiber und Kinder theilten, ist der Gegenstand des Heldengedichts, aus welchem wir hier eine Probe mittheilen.

Der erste Gesang schildert das Heer der in Luzern einrückenden Franzosen; der zweite der Nidwaldner Landsgemeinde, wo sie den Kampf gegen die Uebermacht beschließen; der dritte Nidwaldens Rüstung, Werbung um Hülfe und den Zuzug von einigen Hundert Schwyzern; der vierte, den wir in natürlichen Abschnitten mittheilen, den abgeschlagenen Angriff, welchen General Schauenburg von Luzern und Winkel her über den Vierwaldstättersee auf Stansstad unternimmt. — Die folgenden Gesänge begleiten das Heldenvolk bis zu seinem Untergange.

A. A. L. Follen.

1.

Welch trübe Glut entflammt den Morgenhimmel?
Ist's unglücksel'ger Städt' und Dörfer Brand?
Weissagt es Mord und wildes Schlachtgetümmel?
O! blieben sie dir fern, du friedlich Land.
Könnt' ich dich schützen mit demantnem Schilde,
In dichte Nebel bergen dein Gefilde,
Zerbrechen deiner Feinde lechzend Schwert,
Das gegen deine fromme Ruh' sich kehrt!

2.

Die Trommel hör' ich, die Trompet' erschallen,
Da finstre Nacht die Erde noch bedeckt;
Schon rührt sich in Luzerns bewegten Hallen
Der Franken Heer, vom kurzen Schlaf erweckt.
Vom Waffendrang erdröhnen schon die Brücken,
Von Kriegern wimmelt's auf der Wälle Rücken;
Sie sammeln sich bei hellem Fackelbrand,
Und Schaar auf Schaar erfüllt den lauten Strand.

3.

Schon harren ihrer, schwebend in den Wellen,
Unzähl'ge Flöß' und Nachen, groß und klein;
Man hört der Führer fremde Stimmen gellen
Und zu den Fahnen ordnen sich die Reih'n.
Des Feldherrn Ruf belebt die trägern Glieder;
Schon sind sie Alle zum Gestad hernieder,
Mit Volk und Waffen füllt sich jeder Kahn,
Wildjauchzendes Geschrei dringt himmelan.

4.

Kanonen fahren über schwanke Brücken
Dumpfrasselnd zu der Flöße niedrem Bord;
Verderbenträchtig, erzbelastet, rücken
Kriegswagen nach, lang hingereiht am Port.
Die Barken sinken bis zum Bordesrande,
Zu bersten drohn die Planken und die Bande
Der schwachen Kähne vor der Krieger Last,
Die knapp und kaum ihr enger Bauch umfaßt.

5.

Der Schützen zügellose Schwärme springen,
Als gält' es Tanz, in leichter Barken Schooß;
Der Schwerbewehrten starke Schaaren dringen
In stolzem Zug auf manches breite Floß.
Dort füllt der Troß, verruchten Brand zu nähren,
Mit Schwefel, Kien und schwarzem Pech die Fähren.
Schon blinkt aus jedem Fahrzeug droh'nder Stahl;
Zur Abfahrt mahnt das donnernde Signal.

6.

Bereite dich, Nidwalden! rasch zum Kampfe;
Hörst du den Heersturm, der herüber brüllt?
Schau, wie sich dort in grauem Pulverdampfe
Der Morgenröthe froher Gruß verhüllt!
Sie stoßen ab, sie suchen deine Fluren,
Die Würger, deren blutbefleckte Spuren
Des bleichen Elends bittre Thräne netzt;
Dich suchen sie, von Raubbegier gehetzt!

7.

Sie nah'n in Eil' und siegsgewiß, die Franken
Dumpf rauscht der See vom drängenden Gewühl
Der Schiffenden; du siehst bereits der blanken
Gewehre Glanz und ihrer Fahnen Spiel.
In Blut getränkte Rossemähnen wehen
Von ihren lichten Helmen, anzusehen
Wie über Dörfern schwebt die Feuergluth,
Wenn durch die Dächer rast der Flamme Wuth.

8.

Wohl fleh'n um deine Rettung tausend Lippen
Und tausend Augen weinen für dein Heil;
Es steigt auf seiner Grenzgebirge Klippen
Viel dir befreundet Volk in banger Eil.
Dort klimmt ein Schwarm auf des Pilatus Wänden,
Dir unverwandte Blicke zuzusenden,
Ein andrer stellt sich auf des Rigis Höh'n,
Dem großen Kampf, nicht fühllos, zuzuseh'n.

9.

Doch wer hat sich der Franken Dienst verdungen?
Wer löste seiner Kähne Band dem Feind?
Ach! von der Fremden Uebermacht gezwungen,
Steht am verhaßten Ruder auch der Freund;
Sie raubten Bark' und Schiff mit frechem Hohne,
Die Schiffer sträubten sich umsonst der Frohne,
Mitleid und Grimm empört ihr wehrlos Herz,
In eitlem Fluch ergießt es seinen Schmerz:

10.

„Brich, Ruder! Segel, reiße! Kahn, zerspalte!
Verschlinge Freund und Feind, entweihte Fluth!
Stürzt her, ihr Alpenstürm'! entfesselt walte,
Du wilder Föhn! die fremde Räuberbrut
Erfahre deine Macht, du Fürst der Stürme!
Heran mit deinem ganzen Schreck, und thürme
Die Wasser alpenan! am Strandgestein
Zerschmettre der Ertrunknen schnöd Gebein!"

11.

So zürnen sie; vergebens. — Jene Nauen,
In denen sonst der Rinder schmucke Schaar,
Auf Welschlands Markt zu zieh'n, von heim'schen Auen
Nach Uri's Küsten hingefahren war;
Auch die gewalt'gen Stämme alter Eichen,
Zu Kähnen ausgehöhlt mit Beilesstreichen,
Woraus den schilfumkränzten Strand entlang,
Der Fischer sorgenfreies Lied erklang;

12.

Die Nachen dann, worin, geschmückt mit Kränzen,
Bei Lustgesang und leichtbeschwingtem Scherz,
Der Töchter schöne Schaar zu frohen Tänzen
In nahe Dörfer fuhr: — von starrem Erz
Erglüh'n sie jezt, von drohnden Waffenblitzen,
Die rauhen Krieger reih'n sich auf den Sitzen;
Es tönt aus ihnen welscher Zungen Klang
Bei Wehrgeklirr, und wilder Schlachtgesang.

15.

Die Wälder müssen selbst als Fähren dienen,
Die Haine, von der Vorzeit fromm geschont,
Die vor der Wuth verheerender Lawinen
Das Volk beschützten, das im Thale wohnt:
(Verachtet flehte der Bedrohten Jammern.)
Sie sind gefällt; gejocht mit ehrnen Klammern,
Reih'n sich die Stämme nun den Stämmen an,
Als Floß befahrend diese Wellenbahn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Germanien.

(Fortsetzung.)

Bei solchen Thatsachen und Zeugnissen könnte man indeß fragen: da gewöhnlich der glückliche Anbau des Weinstocks als Zeichen eines mildern Klima's betrachtet wird, müßte man nicht annehmen, daß damals jene obengenannten Gegenden Deutschlands milder gewesen seyen, als jetzt, troß der Waldungen und Sümpfe, die dort gewiß noch zu finden waren, da ja aus dem nämlichen Reisegedicht des Sabinus erhellt, daß damals selbst die Strecke von Bamberg bis Nürnberg, jetzt gerade ein sehr angebauter, schöner Landstrich, mit Waldungen bedeckt gewesen? Oder, könnte man weiter fragen, sind vielleicht die deutschen Magen im Mittelalter und noch späterhin weit derber gewesen, um ein Getränk zu ertragen, das wohl noch herber seyn mochte, als der berühmte Dreimännerwein von Jena oder Forchheim? Nach dieser Ab- und Ausschweifung, die der Wein veranlaßt hat, die aber leichter zu entschuldigen ist, als manche andere, zu welcher er verleitet, kehren wir zu den Getreidearten zurück.

An den Ufern der Donau und des Rheins mögen die Deutschen, von den Römern ermuntert, schon frühe Weizen gebaut haben, wobei ich zweierlei bemerke: daß das deutsche Wort (bei Ulfila hwaitei, angelsächsisch hwaete, gothisch hweits) weiß bedeutet, wegen der weißen Farbe dieser Frucht, wodurch sich besonders, wie aus Plinius zu ersehen, der italienische ausgezeichnet, dessen schon Sophokles in seiner Tragödie Triptolemos deßhalb rühmend erwähnt habe; zweitens, daß das deutsche Wort Getreide nicht von triticum herkommt, wie Manche, der ältern Sprache unkundig, annehmen, sondern daß es nach der Analogie von Gejeide aus Gejägede, d. h. Jagd, wie z. B. im Nibelungenlied vorkommt, aus Geträgede, d. h. Erträgniß des Ackers, gebildet ist. In dem oben erwähnten Breviarium, kurzen Lagerbuch oder Inventarium kommt schon spelta vor, d. i. die beste Art des Dinkels, der zweispaltige, doppelkörnige, woraus auf frühern Anbau dieser Getreideart zu schließen ist.

Ob jene Getreideart secale, die, wie Plinius bemerkt, von den Taurinern in den Alpenländern asia genannt wurde, und deren Frucht er als eine schlechte, kaum genießbare schildert, die übrigens auf jedem Boden fortkomme, unser so nützliche Roggen oder Rocken sey, wie der Philolog Gesner behaupten will, wage ich nicht zu entscheiden. Schon früher hat dies Frisch vermuthet, der das Wort von rauh oder roh herleitet, und dann hätte es mit Rock, Roch (in älterer Sprache so viel als rauhe oder Pelzbekleidung) eine und dieselbe Wurzel. Nach einer ziemlich gangbaren Meinung sollen ihn die verwüstenden Hunnen, als eine in Südsibirien einheimische Pflanze, nach Deutschland gebracht haben. Daß übrigens die alten Deutschen mehr Ackerbau trieben, oder vielmehr durch ihre Leibeigenen treiben ließen, als man gemeiniglich annimmt, beweist unter andern auch die Nachricht, daß die Usipeter und Tenchterer ausgewandert sind, weil die Sueven sie am Bau der Aecker hindern wollten. Dies berichtet Jul. Cäsar, dessen treuloses und grausames Benehmen gegen jene unglücklichen Völkerschaften ihm zur ewigen Unehre gereichen wird.

An die Aecker reihen sich in natürlicher Ideenverbindung die Wiesen; und hier genüge jener kurze, aber bedeutungsvolle Ausruf des Plinius: was ist preiswürdiger, als die futterreichen Wiesen Germaniens? — ein Vorzug, der sich bei dem gewässerreichen, von befruchtenden Nebeln umflossenen Boden unsers Vaterlandes — der strengste Gegensatz gegen das heiß-trockene und sonnenhelle Persien — schon voraussetzen ließ.

Noch Einiges über Gemüse und Gartengewächse im alten Deutschland. Die sogenannte Sau- oder Puffbohne (vicia faba), die in den Gegenden am kaspischen See einheimisch seyn soll, und deren unreife Kerne noch jetzt, besonders in Norddeutschland, als Gemüse genossen werden, war, nach Schubert und Andern, schon den alten Deutschen bekannt. Die Linse (lens), deren Name schon an die Römer erinnert, scheint von diesen erst nach Deutschland gebracht worden zu seyn. Auch die Erbse (pisum sativum) erinnert dem Namen nach an das lateinische ervum, und ward wohl erst spät eingeführt, namentlich unsere Zuckererbse, die man in den pisis mauriscis im bewußten Kapitulare finden will. Nach Plinius (19, 42) wuchs in den Feldern Oberdeutschlands eine Art Spargel, rauher als der gewöhnliche, aber doch milder als der wilde (corruca).

Tiberius habe von ihm nicht unwitzig gesagt: in Deutschland wachse eine Pflanze, die dem Spargel ganz ähnlich sey; worin aber der Scherz bestehe, ist schwer abzunehmen. Auch Rettige, die Plinius wegen einer bekannten Eigenschaft eine unedle Speise nennt, wuchsen im alten Deutschland häufig. Sie gediehen, versichert jener, in der dortigen Kälte so gut, daß sie die Größe eines Knäbleins erreichten. Bei diesem ausdrücklichen Zeugniß des naturkundigen Römers fällt es doppelt auf, wenn Luden zweifelnd äußert, daß er den von Plinius erwähnten raphanus auch nur mit Andern Rettig nenne. — Im Kapitulare kommen radices dafür vor, wie bereits bei Columella und Andern vorzugsweise der Rettig heißt, welches Wort ja nichts Anderes ist, als jenes germanisirte lateinische. In einer Glosse aus dem zwölften Jahrhundert steht Ratich, wie noch jezt in einigen Provinzen gesprochen wird. Radieschen ist, wie man leicht sieht, gleichfalls aus radix oder radicula gebildet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

(Fortsetzung.)

Jack. Der englische Kriminalkodex.

Auf welche Art die Spitzbuben in den Speicher und wieder herausgekommen sind, ist zur Zeit ein Geheimniß. Ihr Verfahren im Innern macht aber ihrer Kraft und ihrer Geschicklichkeit alle Ehre. Zuerst haben sie eine eiserne Thüre aus Schloß und Angeln gehoben, dann aus einer andern, die ihren Anstrengungen siegreich widerstanden, die dicken Eisenfelder zwischen den übergelegten Riegeln glatt herausgeschnitten, und zulezt, nachdem sie hiedurch in den Raum gelangt waren, wo die Diamantenkiste stand, das Schloß derselben mittelst eines Instruments erbrochen, welches in der englischen Kunstsprache a jack heißt. Demselben Werkzeuge ist auch das Zertrümmern der übergespannten Riegel ein Leichtes gewesen. Ich muß größern Kennern der englischen und deutschen Kunstausdrücke die Verdeutschung des englischen jack überlassen; denn wie es mir zu Anfang meiner Bekanntschaft mit den lateinischen Klassikern bisweilen vorkam, als ob diese jeden Begriff, für welchen es ihnen an einem Worte gefehlt, ratio genannt hätten, so hat es mir bis auf die heutige Stunde geschienen, daß die Engländer jedes Ding, wofür sich nicht sogleich ein anderes Wort findet, a jack nennen. Wenigstens kann ich nicht begreifen, worin die Aehnlichkeit liegt zwischen einem Sägebocke und einem Bratenwender, einem Stiefelknechte und einer Winde, einem jungen Hechte und einem männlichen Thier, einer Kugel und einer Schiffsflagge, einem Panzerhemde und einem ledernen Schlauch, einer Schenkkanne und dem Diminutivum von John und drei- oder vierhundert andern Dingen, die gleichwohl, da sie alle jack heißen, einander ähnlich seyn sollen. Daß besagtes Instrument a jack getauft worden ist, läßt sich vielleicht daraus erklären, daß die Handwerksleute verschiedene ihrer Werkzeuge jacks nennen, und der Erfinder besagten Instruments mit der Erfindung eines besondern Ausdrucks sich nicht behelligen mochte. Bei allen Professionen gibt es Mysterien und unter allen Ständen Genies. Ein solches Kunstgenie unter den Hausbrechern ist der Erfinder des erwähnten jack, eines Werkzeugs, das in Form einer spitzigen Schraube für das engste wie für das weiteste Schlüsselloch paßt, und mittelst einer unglaublichen, durch einen besondern, höchst kunstreichen Mechanismus bewirkten Hebelkraft jedes Schloß und jeden Riegel in wenigen Minuten sprengt. Wie bedeutend indessen auch der Werth der gestohlenen Diamanten ist, Hall hat sich doch bei den Spitzbuben zu bedanken, daß sie, im Besitze des unwiderstehlichen jack, sich damit begnügt haben. Jeder Einwand, als ob es ihnen zu weitern Anmaßungen an Zeit gemangelt, wird durch die Thatsache des erfolgten Erbrechens zweier andern Kisten widerlegt, von denen die eine mit silbernen und goldenen Uhren, die andere mit silbernen Messern und Gabeln angefüllt war. Aber die feinen Herren haben mit solchen Kleinigkeiten sich nicht beschweren mögen, denn nicht eine einzige Uhr und nicht ein einziges Besteck haben sie entfremdet. Es war also allem Anscheine nach lediglich auf die spanischen Juwelen abgesehen, und der Diebstahl einer, den man im Englischen a put up one titulirt.

In dem mit Blut geschriebenen englischen Kriminalgesetzbuche steht auf Hauseinbruch die Strafe des Stranges. Sobald die Geschwornen das Schuldig über den Verbrecher ausgesprochen haben, fällt der Richter das Todesurtheil, und die mildernden Umstände müssen von hohem Belange seyn, wenn sie die höchste Staatsgewalt vermögen sollen, von ihrem schönsten Rechte, dem Rechte der Begnadigung, Gebrauch zu machen und die Strafe des Stranges in die Strafe lebenslänglicher Deportation zu verwandeln. Es preßt Thränen aus dem Auge des Menschenfreundes, wenn er liest, daß selbst verwahrloste Kindheit nicht in der Zahl gesetzlicher oder mindestens herkömmlicher Milderungsgründe steht, und daß dem so ist, daß die Achtung des Hauseigenthums die Schonung kaum erblühter Menschenleben überwiegt, beweisen die jährlichen Berichte über Verbrechen, Stand und Alter derer, welche mit ihrem Leben ihre Missethaten büßen. Vor Kurzem wurden drei, des Verbrechens der burglary — gewaltsamen Einbruchs — schuldig befundene Knaben hingerichtet, von denen der Aelteste eilf, der Jüngste acht Jahre alt war. Auf den hierauf der englischen Gesetzgebung gemachten Vorwurf barbarischer Grausamkeit wurde entgegnet, daß, wenn Kindesalter zum Entschuldigungsgrunde erhoben werden sollte, man bald nur von jugendlichen Einbrechern hören würde, indem ohnedies schon die Veteranen des Diebshandwerks zu dieser Sorte von Unternehmungen immer mehr und mehr Kinder abzurichten pflegten. Ist dies statt eines Einwandes nicht im Gegentheil der schlagendste Beweis von der Unzulänglichkeit der jetzigen Strenge, solche Verbrechen aus der bürgerlichen Gesellschaft zu verbannen? Ich bin daher überzeugt, daß kein Leser von dem Vorsatze eines Parlamentsmitgliedes, hierin eine Abänderung zu bewirken, anders als mit lebendiger Theilnahme hören wird.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 96.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 22. April 1835.

— Es erhebet der Reiche sich künstlicher Gärten,
Welche die Frucht ihm zinsen aus jeglichem Sonnenbezirke,
Fröhnend in Zwang; und dem Armen bereitete Gott in der Wildniß,
Ohne sein Thun, Fruchtgärten voll heilsamer Blumen und Kräuter.

J. H. Voß.

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Germanien.

(Fortsetzung.)

Einer andern Frucht erwähnt Plinius, des siser, worunter Viele die Zuckerrübe verstehen. Diese habe Kaiser Tiberius zu Ehren gebracht (nobilitirt), der sie sich jedes Jahr aus Deutschland nach Rom bringen ließ. In der Nähe des Kastells Gelduba am Rhein wachse sie von vorzüglicher Güte, woraus erhelle, daß sie besonders in kalten Gegenden gedeihe. Diese Pflanze möchte wohl sium sisarum L. seyn, welches Oken: Speisen-Samenmerk, ältere Deutsche die Gritzelmöre, wie aus Frischlins Nomenklatur zu ersehen, und die Italiener chirivia tudesca nennen. — Nun bemerkt aber Oken bei der Abart nindsin, die im Orient nach dem Thee die berühmteste Pflanze sey, aus Korea stamme und wie unser sisarum schmecke, noch Folgendes: „Diese Wurzel wird für das siser des Plinius (L. XIX. c. 5.) gehalten, welches die Römer, besonders Tiberius, von Gelduba am Unterrhein nach Rom haben kommen lassen. Wenn sie mithin ursprünglich aus China stammt, wie kam sie schon damals nach Deutschland? Könnte dieses nicht als ein Beweis benuzt werden, daß die Germanen aus dem östlichen Asien gekommen sind?“ — Allein daß die alten Germanen aus Asien, wenn auch nicht aus China, was sehr zu bezweifeln, doch aus den kaukasischen Ländern und aus der Nachbarschaft des Pontus gekommen seyn mögen, dafür hat man wohl haltbarere Gründe aufgestellt, als eine einfache Wurzel seyn kann, die wir nicht so weit suchen dürfen, die vielleicht schon in Deutschland einheimisch gewesen war, oder gar erst später dahin verpflanzt worden ist.

Auch jene Art von Möhren (daucus), welche die Griechen staphylinos, die Römer die wildwachsende pastinaca nennen, und die, nach Opicius, auch carota geheißen hat, wuchs in den Wäldern des alten Germaniens wild, wie noch heutigen Tags. Sie kam aus dem Freien, wohl erst später als unsere veredelte gelbe Rübe oder Karotte (daucus carota), in unsere Felder und Gärten. Bei der Gelegenheit bemerke ich, daß wir der Behauptung Ludens: „was jezt von selbst wächst, das wuchs auch in alten Zeiten,“ nicht ohne Einschränkung beipflichten können, indem ja die Erfahrung gelehrt hat, daß manche erst spät aus der Fremde eingeführte und einheimlich gewordene Pflanzen nach und nach zu wildwachsenden geworden sind. — Ob die alten Deutschen schon den Kopfkohl gebaut haben mögen, der gesäuert die Ambrosia des deutschen Volks und als Salat eine beliebte Zugabe zu seinem Martinigansbraten ist? Ich zweifle; wollen doch Manche annehmen, daß Plinius selbst

ihn nicht gekannt habe, wiewohl seine Beschreibung des von ihm erwähnten lacuturris, daß er „großhäuptig und vielblättrig sey und in die Runde wachse," ganz auf denselben paßt. Wie dem auch sey, so viel ist gewiß, daß bereits im Mittelalter von den Deutschen der Sauerkohl (Sauerkraut) genossen wurde, der lange von den Ausländern, namentlich den Engländern, verabscheut und verspottet, nun selbst von ihnen gesucht und belobt ist, und der bereits von den Tischen der Landleute seinen Weg zu den fürstlichen Tafeln gefunden hat.

Im oft erwähnten Kapitulare werden eine Menge Gartengewächse und Blumen erwähnt, unter andern fasiolani, wohl unsere Gartenbohne (phaseolus vulgaris); ravacauli, unsere Kohlrabi oder Rübenkohl, ferner ascaloniae cepae, unsere Schalotten, auch Eßlauch, Aschlauch, dasselbe, was das Plinianische ascalonia, von der Stadt Askalon in Palästina, wie der Römer bemerkt, so benannt. Der Blumenkohl ist erst gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts aus der Levante, namentlich aus der Insel Cypern, davon auch cyprischer Kohl geheißen, nach Italien und dann nach Deutschland gekommen. — Die Gurken wurden wohl schon vor Karl dem Großen gebaut; bereits kommt auch in Urkunden des 9ten Jahrhunderts churpiz, d. i. Kürbis vor. Nach Ritter (in seiner Erdkunde, 2. Thl. S. 678., erste Ausg.) soll das Wort Gurke tartarischer Abkunft seyn, da in der überhaupt an Cucurbitaceen so reichen Landschaft Kharesmien die Gurke so heiße, wovon auch dieser ganze Küstenstrich den Namen Ogurza führe. Vom Delta des Gihonflusses aus seyen, wie Ritter vermuthet, die Gurken nach Osteuropa und so auch nach Deutschland übergegangen.

Sehr spät sind die meisten Blumen und Zierpflanzen unserer Gärten in Deutschland gepflanzt worden. — Die Rosen, von denen die wilde Art, die Hag- oder Hambutte, schon früher dort einheimisch war, werden, so wie die Lilien und noch einige andere, weniger bedeutende Blumen im Kapitulare erwähnt. — Von den Nelken wachsen noch viele Arten bei uns wild, unsere Gartennelke selbst in der Schweiz. Der Aurikeln „bunte Geschlechter" sind bekanntlich veredelte Schlüsselblumen oder Primeln, die, nach Haller, von den Schweizer und Steiermärker Alpen in unsere Gärten gekommen seyn sollen. Der deutsche Name der Primeln kommt wohl nicht von Aufschließen, Eröffnung des Frühlings her, sondern von der Gestalt der Blume selbst. — Die in Kappadocien einheimischen Tulpen hat gegen Mitte des sechzehnten Jahrhunderts der berühmte Entdecker des Ankyranischen Marmors, der Niederländer Busbeck, aus der Türkei nach dem Occident gebracht, wo sie bald eine Lieblingsblume und in Holland sogar ein Gegenstand des Handels und der Spekulation geworden sind. Man trieb mit ihnen eine Art Wette oder Glücksspiel, wobei die Tulpe meistens nur den Namen hergab, und das eben so seltsam und verführerisch gewesen, als gegenwärtig das Lotto oder das Spiel mit Aktien und Staatspapieren ist. — Derselbe Busbeck brachte auch die, besonders in Kleinasien einheimische liebliche Springe oder den spanischen Hollunder aus der Türkei nach Deutschland. Die prächtige Irisblume in unsern Gärten kam 1573 aus Konstantinopel nach Holland, von wo aus sie weiter verbreitet wurde. — Die mannichfaltigen Astern, der heitere Schmuck unserer Gärten im Spätherbst, sind in neuerer Zeit aus China zu uns gekommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nidwalden.

(Fortsetzung.)

14.

Gleich einer Insel, wo Korsaren rüsten
Zu frommer Pflanzer blut'gem Ueberfall
Und frechem Raub an segenreichen Küsten;
Bald tragen sie von dort des Jammers Hall
In Friedenshütten, lachende Gelände;
Vergebens ringt die Unschuld nackte Hände,
Es schleppt die Faust, befleckt vom Männermord,
Frau'n, Kinder, Hab und Gut in Knechtschaft fort:

15.

So dräut die Flotte mit dem fremden Volke
Und weissagt dir, Nidwalden! dein Geschick.
Doch was verkündet dort die schwere Wolke
Im Thal von Kerns? Es starrt empor der Blick.
Sind's Hirtenfeuer, die so düster qualmen,
Mit grünem Holz genährt und feuchten Halmen?
Sind's Heerden, die, vom Berg zum Winterstall
Heimkehrend, aufgeregt des Staubes Schwall?

16.

Ach nein! es rollt und rauscht in jenen Wettern,
Es blitzt aus jener Wolke Schoß daher,
Die Trommel wirbelt dort, Trompeten schmettern,
Gewehre sprühn, es naht ein zweites Heer.
Von allen Seiten siehst du Feinde wallen,
Die Marken Unterwaldens anzufallen.
So jagen rohe Fürsten das Gewild,
Umstellend rings das weite Jagdgefild.

17.

Zu Land, zu Wasser naht die wilde Rotte,
Nichts hemmt des Doppelsturmes grausen Flug.
Doch nein! was steht urplötzlich dort die Flotte?
Sieh, Schaumburg hemmt durch seinen Wink den Zug.

Und Nachen, Schiff und Floß, sich ordnend, streben
Im Halbmond den Gebieter zu umgeben;
Es schweigt das Heer, der Rudrer lauscht vom Bord,
Und so ergeht des Feldherrn lautes Wort:

18.

„Siegreiche Franken, deren Heldenfeuer
So mancher Throne Pomp in Staub gestreckt;
Ihr, der Gebundnen rächende Befreier,
Die ihr die Welt zum neuen Leben weckt:
Da drüben wagt der Wahnsinn wen'ger Thoren,
Die Frankreichs Großmuth jüngst zum Bund erkoren,
Erbotne Wohlthat trotzig zu verschmähn,
Ja, unsern Waffen selbst zu widerstehn.

19.

Schwang sich denn nicht zum Firmament die Kunde
Der Riesenschlachten, die ihr rings gewannt?
Ward Jenen ihres Oestreichs Todeswunde,
Nach dem sie hoffend schau'n, noch nicht bekannt?
Wie warft ihr sie zurück, die deutschen Schaaren,
Gingt über Leichenhügel der Barbaren,
Die zahllos, feinem Schneegestöber gleich,
Ergoß des kalten Nords unendlich Reich!

20.

Täuscht sie der Wahn, euch schrecken an den Pforten
Des Thals dort jener Wachen dünne Reih'n?
Wie! sollten euch die niedern Felsen dorten
Die Schranken Eurer Siegeszüge seyn?
Die ihr der Alpen kahle Höh'n erklommen,
Der falschen Meere pfadlos Reich durchschwommen,
Die noch kein Strom gehemmt, kein öder Wald,
Noch aller Festen trotzende Gewalt?

21.

Bethört der Ahnen Waffenruhm die Stolzen?
Längst arteten die feigen Enkel aus,
Die Schwerter sind in Sensen umgeschmolzen,
Nie stand dies Volk im schwülen Schlachtengraus;
Sie haben nie des Kriegs Bannier geschwungen,
Nie, als zum Scherz am Freudenfest, gerungen;
Gleich Knäbchen, die mit bunten Waffen droh'n,
Entflieh'n sie bang des Ernstes ehrnem Ton.

22.

Doch wie? verdunkelt euren Namen Schande,
Wenn Uebermacht dies kleine Volk erdrückt?
Nein, straft — so will's das Recht — die freche Bande!
Stets ward der Sieger noch mit Ruhm geschmückt,
Und nimmer führt' ich in so langen Kriegen,
Nein, nimmer führt' ich euch zu leichter'n Siegen;
So löscht man spielend noch die lezte Glut,
Wenn längst gebändigt ist des Brandes Wuth.

23.

Die Hütten sammt den Kirchen weiht den Flammen!
Kein weich Gefühl entmanne Faust und Herz!
In Schutt und Asche stürz' ihr Glück zusammen!
Vertilge diese Brut des Rächers Erz!
Ihr Name werd' auf ewig ausgereutet,
Von euch, ihr Sieger, all ihr Gut erbeutet!
Vollzieht des Schicksals schonungslos Gericht!
Erlaubt sey Alles, nur Erbarmen nicht!

24.

Seyd fertig denn! Gleich hört ihr Schüsse fallen,
Bald steigt dort rechts im Thal der Rauch empor.
Sie sind in Seit' und Rücken angefallen:
Mainoni stürmt durch jenes Thal hervor.
So mag der Feinde keiner uns entweichen,
Sie fallen von vereinter Beile Streichen,
Und ganz Helvetien wird vor uns knien,
Wenn hier der Rache wilde Flammen glühn."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Die italienische Oper. Die deutschen Sänger.

Mit den Konzerten hat es noch guten Fortgang, und nach den vielen Ankündigungen zu schließen, ist die Liebe zu guter Musik jezt besonders stark in Paris. Auch die italienische Oper, die nun aufhört, wie in den vorigen Jahren, hat eine sehr glänzende Saison gehabt. Während der sechs Monate ihrer Dauer ist diese Oper stets sehr stark besucht worden, und man ist allgemein darüber einig, daß sie fast nie ein so befriedigendes Ensemble dargeboten hat, als dieses Jahr. Man glaubte früher, eine Primadonna, wie die Pasta, die Malibran, sey unumgänglich nothwendig zum guten Erfolge, und in der That hatte der Unternehmer stets dafür gesorgt, daß eine solche Primadonna ersten Ranges vorhanden sey. Diesmal aber hatte er nur die Grisi, die freilich ihr Bestes gethan hat, obschon man anfänglich glaubte, sie werde sich nicht vervollkommnen, und doch hat das Publikum diese Oper keinen Abend leer gelassen. An Sängern besaß sie aber auch das Beste, was in Europa zu finden ist. Wenn Tamburini, Rubini, Lablache zusammenspielen, so müßte man wahrlich übler Laune seyn, um noch Besseres zu verlangen. Die Auswahl der Stücke war ziemlich beschränkt. Außer einigen Darstellungen des Don Juan

und der Prova d'un opera seria ist von ältern Opern keine gegeben worden; dagegen lauter Rossini, und mitunter, ja fast eben so viel Bellini und Donizetti. Von Ersterm wurde ein eigens für die Pariser italienische Oper gesetztes Stück: i Puritani, gegeben; auch Donizetti hatte eines für dieselbe gesetzt, und zwar Marino Falieri; es ist in der letzten Zeit mit Beifall aufgeführt worden. Es ist schade um die ältere italienische Opernmusik, daß das Publikum den Geschmack daran verloren hat. Anfangs meinten einige Kritiker, welche der Rossinischen Manier abhold waren, es sey ein Eigensinn, eine blinde Leidenschaft von Seiten des Publikums, es werde schon wieder zu dem ältern Opernstyl zurückkehren. Jezt, nach einer Erfahrung von zwölf bis fünfzehn Jahren, läßt sich so etwas nicht mehr behaupten; denn je mehr wir fortschreiten, desto abgeneigter zeigt sich der Geschmack der Dilettanti gegen ältere Opern, desto mehr würdigt man die Rossinischen, besonders diejenigen, die er in der Reife seiner Jahre gesezt hat, als er nicht mehr, von der Noth getrieben, für einen Impresario um eine Kleinigkeit und in der Eile eine Oper zu schreiben brauchte. Jezt wäre es gut, wenn der Unternehmer der italienischen Oper, ein Mann, der sein Unternehmen mit Klugheit zu leiten weiß, dem musikliebenden Publikum eine deutsche Operntruppe zu bieten hätte, wiewohl das Publikum, welches dieses Theater unterstüzt, aus reichen Familien besteht, die im Sommer großentheils auf's Land gehen; aber es würde jezt viele Mühe haben, eine deutsche Truppe zu bekommen. Die Unbesonnenheit, womit das sogenannte Théâtre nautique, das nun mehr sein Wasserbassin leeren kann, die deutschen Sänger nach Paris berufen und sie dann stecken lassen, wird die Meisten abschrecken, wenn ein ähnlicher Ruf an sie ergehen sollte, und schwerlich werden sie sich künftig ohne vorläufige Bürgschaft nach Paris locken lassen. Die kürzlich begonnene Revue du Nord von Boulet und O. Spazier enthält einen Aufsaz über das vereitelte Unternehmen einer deutschen Oper und über die unglückliche Lage der nach Paris gezogenen deutschen Sänger. Jedenfalls war der Einfall, eine deutsche Oper einzurichten, besser als der, ein nautisches Schauspiel zu geben; leider fiel dem Unternehmer jenes erst dann bei, als lezteres verunglückt war und die Kapitalien der Aktiennehmer verschlungen hatte. Nun war kein Geld und kein Muth mehr da, um etwas Neues zu beginnen, und die armen Sänger von jenseits des Rheins mußten dafür büßen. Jezt soll derselbe Unternehmer darauf ausgehen, ein neues Schauspiel in dem leerstehenden Odeonsaale einzurichten. Zur Sicherstellung der dabei Betheiligten aber soll die Regierung von ihm eine Bürgschaft von 150,000 Franken verlangen; hat er noch Kredit genug, eine so starke Summe aufzubringen, je nun, so mag er es wagen; ich glaube aber schwerlich, daß der unglückliche Einfall mit dem Wasserbecken ihm großes Ansehen bei den Kapitalisten verschafft hat. Auch ist das Herannahen des Frühlings eben nicht der günstigste Zeitpunkt für ein Theaterunternehmen, wiewohl es in Paris keinen Frühling und keinen Sommer gibt für ein Theater, das sich einmal in der Gunst des Publikums festgesezt hat, und dieselbe durch beliebte Neuigkeiten geschickt zu unterhalten versteht. Aber eben dieses Erlangen der allgemeinen Gunst ist eine schwierige Aufgabe; denn das Publikum hat so Vieles gesehen, ist satt und nicht leicht mehr zu belustigen und zu befriedigen. Zwanzig Theaterkritiker sind stets bei der Hand, um ihm seine Täuschungen zu benehmen und ihm zu beweisen, daß es Unrecht habe, an einem neuen Vaudeville Freude zu finden, oder dieses oder jenes neue Drama nicht nach Verdienst zu würdigen.

(Die Fortsezung folgt.)

London, März.

(Beschluß.)

Morgenkonzerte.

Es würde eine irrige Folgerung seyn, daß, weil die Londoner Season jezt im vollen Gange ist und ich in deren nächster Beziehung bisher bloß von der italienischen Oper, von Juwelendiebstählen und von unbedeutendem Skandale gesprochen habe, dies die Charakterzeichen der Londoner Season seyen. Allerdings ist nicht zu läugnen, daß, seit die fashionablen Squares bevölkert sind und die fashionablen Straßen selbst zur Nachtzeit unter Roffeshufen und Wagenrädern wimmern, nächst der italienischen Oper auch für Diebstahl und Skandal sich ein größerer Tummelplaz geöffnet hat. Doch sind das nicht die einzigen Folgen der Season. Angenehmere als die zwei leztgenannten bieten sich in einer Masse, in einer ununterbrochenen Reihe von Vergnügungen, aus denen es dem Berichterstatter wirklich schwer wird, gerade diejenigen treffend zu wählen, die das Prädikat der unterhaltendsten verdienen. Es gilt hier in der That nur auf gut Glück in die volle Urne zu greifen. Keinen Falls sind die Morgenkonzerte, welche von den Zöglingen der musikalischen Akademie gegeben werden und mit dem sechsten März ihren Anfang genommen haben, der Erwähnung unwerth. Niemand verbindet natürlich in London mit Morgenkonzerten den Begriff, welcher den guten Dresdnern und Wienern durch die Seele zuckt, wenn sie spätestens um sechs Uhr früh, jene nach dem großen Garten, diese in den Prater wallfahrten, dort Kaffee zu trinken, Kuchen zu essen und nebenbei Straußische Walzer zu hören. Während der sparsame Dresdener sich mit einem „Rösselgroschen“ den Eintritt in sein Eldorado erkauft, muß der Londoner für einen ähnlichen Eintritt eine halbe Guinee bezahlen, und so fährt er in elegantem Anzuge um zwei oder drei Uhr Nachmittags nach Hannover-Square, dort in einem gut geheizten Saale ein Morgenkonzert zu hören. In dem ersten dieser Art bestanden die zwei pièces d'orchestre aus einer Ouvertüre und einer Beethovenschen Symphonie. Da das Orchester kein eigentliches Korps ist, sondern nur für diese Konzerte aus dem musikalischen coetus gebildet wird, so mußte die Präcision der Ausführung und das fast tadellose Zusammenspiel im höchsten Grade überraschen, und konnte selbst dem kaum erklärlich seyn, der die zahllosen vorhergegangenen Proben kannte. Der Symphonie folgte das herrliche Mozartsche Terzett: taci ingiusto core. Aber eine Art Bosheit, oder wie man das nennen mag, was darauf abzweckt, den Ruf eines Künstlers zu schmälern, schien die Einrichtung veranlaßt zu haben, daß unmittelbar nach diesem entzückenden Terzett ein Fräulein Burnett mit einer Arie des Signor Costa hervortrat. Auf Mozart Costa! konnte das schmecken! Nun, es schmeckte wie Wein auf Rosinen, ohne daß damit gesagt ist, daß die Arie überhaupt und ohne solche Nähe besonders gemundet haben würde. Ungeachtet des nicht niedrigen Eintrittspreises war die zuhörende Versammlung zahlreich. Ich weiß nicht — doch ließe eine bejahende Vermuthung sich wohl rechtfertigen — ob unter den Zuhörern und Zuhörerinnen Viele waren, die mit den auftretenden Zöglingen der musikalischen Akademie in elterlicher oder verwandtschaftlicher Beziehung standen. Ist es jedoch der Fall gewesen, so muß ich bekennen, daß das elterliche und verwandtschaftliche Interesse sich keineswegs so beifallklatschend kund that, wie ich in Deutschland einige Male Gelegenheit gehabt habe, solches bei ähnlichen Veranlassungen wahrzunehmen. Aber die Kindererziehung in England ist auch eine andere, als in Deutschland. Eine bessere? — Vielleicht in diesem Punkt.

W. E.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 97.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 23. April 1835.

Mächtig riß es mich fort, ich griff in die rauschenden Saiten,
Sang es laut, was sich sonst wortlos im Herzen vergrub.
Aber der Held verzeihe der armen Kunst seines Barden,
Die mit frevelndem Muth sich an das Höchste gewagt.
Th. Körner.

Nidwalden.

(Fortsetzung.)

25.

So Schaumburg, mit des Zorns geschwellter Stimme,
Die Nachhall hat. — Doch aus dem stummen Chor
Der eignen Leibtrabanten tritt, von Grimme
Und Schmerz entflammt, ein Krieger frei hervor;
Von Schmeichelei entfernt und Söldlingszagen,
Beginnt er so zu strafen, so zu klagen:
„Nidwalden also sucht mit Schwert und Brand
Dein zornig Heer? Was sündigte dies Land?

26.

Wann hat sein Volk dein Heimathland verheeret?
Beraubet wann? wann nur mit Wort verlezt?
Hat es nicht oft den Feind ihm abgewehret
Und für sein Heil das Leben eingesezt?
Fluch, Franken, euch! Doch dir sey Heil und Frieden,
Dir Siegesruhm, mein Vaterland! beschieden.
Vom Himmel, der der Unschuld Schrei erhört,
Sey eurer Bosheit frevler Rath zerstört!

27.

O Vaterhaus am Ufer dort, vom Strahle
Des Morgens angelacht, sey mir gegrüßt!
Seyd mir gesegnet, heimathliche Thale!
Wie wird mein Jugendfehl nun schwer gebüßt!
Nicht darf ich meine Brüder dort umfassen,
Nicht für mein Vaterland das Leben lassen;
So sinken? Schmach! — Ja, schmettre, tödtend Blei
Aus meiner Brüder Hand, dies Herz entzwei!

28.

Sollt' ich dies Schwert auf meine Brüder zücken?
Fluch Jedem, den der Fremden gleißend Gold
Und falscher Ehre Flitterschein berücken!
Fluch dem, der ihnen Sklavendienste zollt!
Nie, nimmer kämpf' ich, Herr, an jenem Borde,
Nie jagt mich dein Gebot zum Brudermorde;
Mag dein Gefolg — ich sterbe sonder Graun —
Mein widerspenstig Haupt vom Nacken hau'n!“ —

29.

So sprechend hat er stracks das Schwert gezogen,
Und bricht mit seines Fußes Tritt den Stahl,
Versenkt sein Feuerrohr in Sees Wogen
Und bietet sich gefaßt der Strafe Qual.

Rings schweigt Erstaunen; mancher Blick wird trübe
Und lobt des Kriegers unverfälschte Liebe
Zum Vaterland; des Heimwehs Schmerz erwacht
In mancher rauhen Brust beim Nahn der Schlacht.

30.

Es knirscht in sich der Feldherr, doch er wandelt
In äußre Großmuth die verhaltne Wuth:
„Zu fassen, wie durch uns das Schicksal handelt,
Bist du zu schwach an Geist, dein Herz ist gut.
Drum lös' ich, Schweizer, deiner Dienstpflicht Bande,
Und steht nun bald mein siegend Heer am Strande
Und waltet dort des Siegers Rachegraus,
So schirme du vor Mord und Brand dein Haus.“

31.

Noch säumt die Schlacht. — Und wagst du's, ihn zu singen,
Verwegner Mund, den mörderischen Kampf?
Nie sah ich Heere streitend sich umschlingen,
Nie wogt' um mich ihr rothdurchzuckter Dampf.
In meiner Heimath segenvollen Auen
War Eintracht und bescheidnes Glück zu schauen,
Als rings umher der Zwietracht Flamme schwoll
Und Jahrelang ihr lauter Donner scholl.

32.

Wie Andre Lärmtrompet' und Waffenklirren
Bei Tag erschreckt, bei Nacht im Schlaf gestört:
So hab' ich nur der Taube zärtlich Girren,
Im Laub der Weste sanft Geräusch gehört;
Ich hört' im Buchenhain die Amsel singen,
In heitrer Luft der Lerche Lust erklingen,
So mild umflötete den Strand der Bach
Und harmlos sang der Hirt das Echo wach.

33.

Entlang der klaren Lorez Schilfgestaden
War nur der Fischer friedlich Volk zu sehn;
Auf meines Jugendlandes Blumenpfaden,
Im Schattenthal und auf besonnten Höhn
Erblickt' ich sanfte Lämmer nur und Rinder,
Des Pflügers Fleiß, und muntre Garbenbinder.
Des Friedens Bild war meiner Kindheit Spiel,
Die Armbrust selbst erwählt' ein leblos Ziel.

34.

Und dennoch lauscht' ich schon als Knab' voll Freude
Der Kriegeslieder donnervollem Sang,
Doch sprang ich hin, wenn je auf ferner Haide
Die Trommel rief, das Schützenhorn erklang;
Doch las ich, in Entzückungen verloren,
Wie unsre Väter muthig sich verschworen
Zum Freiheitskampf; der Väter strömend Blut
Erweckt' im Enkel Trutz und Schlachtenmuth.

35.

Den Jüngling lockte sehnliches Verlangen
In Kampf und Sturm. Im Traume stiller Nacht
Führt' ich so oft mit muthentbrannten Wangen
Das rasche Schwert. Wie donnerte die Schlacht!
Wie flog ich hin auf schaumbedecktem Pferde!
Der Heimath Banner haltend, hin zur Erde
Sank ich in schönem Tod. Die Thräne floß,
Wenn den Erwachten träge Ruh umschloß.

36.

Sah denn mein Auge nie der Männer Morden,
Schlug an mein Ohr noch nie das Schlachtgebraus,
Ist mir des Lehrers frommes Amt geworden,
Umwaltet Friede stets mein ländlich Haus:
Du, die so wahr das Ungeseh'ne malet,
Umnachtetes mit Sonnenglanz bestralet,
Gefangne hin zu freien Fernen hebt,
Und was der Tod verschlungen, neu belebt:

37.

O Phantasie! auf deinen Adlerflügeln
Entführe du mich in's Gewühl der Schlacht!
Du zeige mir in deinen klaren Spiegeln,
Was unsrer Heldenbrüder Muth vollbracht
Zu jener Zeit, als Schmetterling' ich haschte,
Waldkirschen noch und wilde Beeren naschte:
Wohl haben sie des Sängers Preis verdient,
Die unsre Schmach durch großen Tod versühnt!

38.

Was trifft mein Aug' und Ohr? Ein Blitz und Krachen;
Mainoni's Schaaren, die von Kerns hervor
Dort durch das Thor von Unterwalden brachen;
Schon hebt des Rauches Wolke sich empor.
Wie froh vernimmt die Flotte diese Zeichen!
Sie glüht, den Strand im Sturme zu erreichen.
Doch Schaumburg will, daß erst der Thurm am Port,
Der Pfählе Wall ihm stürzt, und gibt das Wort.

39.

Und der mit seiner Mörser Feuerschlünden
Die stärksten Festen oft in Staub gestreckt,
Dem junge Lorbeern stets die Stirn umwinden,
Der greise Ronsard, winkt, und plötzlich reckt
Der Kanonier die Lunte zur Entzündung
Der schweren Ladung. Der Geschütze Mündung
Speit all ihr Feuer, schleudert Ball auf Ball,
Und Fluth und Himmel birgt des Rauches Schwall.

Wie eine Insel in des Meeres Flächen,
Aus deren Herzen ein Vulkan entstand,
Der plötzlich mit der Lava Flammenbächen
Verwüstung rings verbreitet, Tod und Brand;
Rings rollen sich, durchzuckt von Feuersäulen,
Des Dampfes Wolken hin, die Lüfte heulen,
Weit fliegen Steine, mit Metall vermischt,
Daß die beworfne ferne Woge zischt:

41.

So hüllt der Franken Flotte sich zur Stelle
In Rauch und Gluth, und sät Verderbens Saat.
Es spei'n zugleich vom Lopperberg die Wälle
Der Batterien ihr Feuer auf Stansstad;
Auch von der Villa dort am Wellensaume,
(Sie trägt den Namen vom Kastanienbaume)
Wo sonst gewaltet Paradieses Ruh',
Wirft man dir mörderische Kugeln zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Germanien.

(Schluß des ersten Artikels.)

Bei den meisten deutschen Blumen und Pflanzen, die im Freien wachsen, mag die oben erwähnte Behauptung Ludens: daß, was jezt von selbst wächst, auch vor Alters gewachsen sey, mit Recht ihre Anwendung finden. Dies gilt auch bei den wildwachsenden heilsamen Kräutern und Moosen in Deutschland, deren Pflege die hülfreiche Natur selbst übernommen hat, sowohl vom isländischen Moos, dessen Name schon auf sein Gedeihen im kalten Klima hinweist, und von den, mit dem Weizen verwandten Quecken, diesem vom Landmanne verfluchten, vom Heilkünstler gesegneten Unkraut, als auch von Bergwohlverlei (Johannisblume), Schafgarbe, Quendel, Löwenzahn, der Angelikawurzel, die, nach Schubert, selbst in Grön- und Lappland wächst, und unzähligen andern; ferner von den Vaccinien, z. B. der Preisel- und Heidelbeere, dann dem Brom- und Himbeerstrauch, lauter Pflanzen und Früchte, die, wie der eben erwähnte Naturforscher sagt, vorzüglich in jenen kalten nordischen Gegenden häufig wachsen, wo es weder Obst noch Weintrauben gibt, damit die Menschen dort auch etwas der Art zu genießen haben. — Bei der Gelegenheit muß ich beiläufig erwähnen, daß die Himbeeren (althochdeutsch Hind-perl, angelsächsisch hindperian, davon englisch hind-berris) ihren Namen davon haben, weil die Hirsche (Hinde) sie gerne fressen sollen.

Der Föhre oder Kiefer, d. h. Kien-Föhre, der Fichte und der Tanne, dieser Königin unseres Nadelholzes — daher in älterer Sprache, z. B. im Nibelungenlied, Tann vorzugsweise für Wald steht — lauter Bäume, deren zunehmender Mangel im jezigen Deutschland nur zu sehr gefühlt wird, brauche ich in Bezug auf das ältere kaum zu erwähnen. — Daß es dort schon viele Wachholdersträuche gegeben hat, ließe sich schon annehmen, wenn man auch nicht wüßte, daß die Nachricht des Plinius von den Drosseln, die als Wandervögel zur Winterszeit in Deutschland gesehen würden, wo sie ihr Futter suchten, das Daseyn des Wachholderstrauchs voraussezt. Wachholder bedeutet übrigens so viel als Queckholder, das noch im Niederländischen vorkommt, d. i. ein lebendiges, frisches Holz oder Strauch. Denn es bedeutet Quick, Wach oder Wech (gothisch quivs, schwedisch qwik, englisch quik — wer denkt nicht an die Frau Quikly, die Wirthin und Freundin Falstaffs?) so viel als lebendig, munter, das noch im Quecksilber (argentum vivum), im erquicken, d. i. neubeleben, im niedersächsischen quecken, sich vermehren, und in dem, mit unzerstörbarer Lebens- und Vermehrungskraft begabten Unkraut Quecken (schwedisch quickkrot) noch übrig ist. Holder mag soviel als Holt (Holz) seyn. Nach Jakob Grimm wäre das Ganze Wacholtera, d. i. Wacholbaum, da tera Baum oder Gesträuch bedeute. Der Wachholder hieß sonst auch wegen seines ewigen Grüns Gron- oder Kron-wed, Kranwed, d. i. Grünholz. Das alte Wed lebt noch im englischen wood fort. Noch heutigen Tages sagt man in Altbayern Kranewitstaude und Kranewitvogel; aus lezterm ist das gewöhnliche Krammetsvogel geworden. Wir wollen noch der Eichen kurz erwähnen, welche, so wie den gallischen Druiden und auch den lettischen und slawischen Völkern, insbesondere den heidnischen Preußen, auch den Deutschen und den stammverwandten Skandinaviern so heilig gewesen sind, und welche noch jezt als Symbol deutscher Kraft und Sitte gelten. Von den großen Eichenwaldungen, die besonders das nördliche Deutschland deckten, spricht Plinius als Augenzeuge mit großer Bewunderung, ja er berichtet fast Fabelhaftes von ihnen. Zulezt werde noch der Birke erwähnt. Dieser Lieblingsbaum der Nordländer, der, wie der Haushund, dem Menschen bis in die kälteste Zone folgt, daher denn auch im Isländischen biörk für Baum überhaupt gilt, wuchs natürlich auch im alten Germanien häufig. Plinius sagt von ihr, daß sie noch mehr als die Sorbe (Vogelbeerbaum) sich eines kalten Bodens erfreue. Sie sey ein gallischer Baum von wunderbarer Weiße und Zartheit, aber furchtbar durch die Bündel der Liktoren. Den Nordländern war sie es nicht, und noch jezt ist sie, etwa manche Knaben ausgenommen, die das Birkenreis mit Recht fürchten, ein Baum der Freude und des Naturvergnügens; sie ist der Baum des Maimondes, daher in der Volkssprache die Maie genannt.

G. Zimmermann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Düsseldorf, April.

Kunstbestrebungen.

Unsere schöne und heiter anziehende Rheinstadt will immer mehr ein Wohnsitz für die Künste werden, nur wird von hier aus nicht, wie aus andern Städten, so sehr in die Lobposaune gestoßen. Unsere Kunstakademie hat sich einen Namen erworben, besonders da sie den Glanz zur Berliner Kunstausstellung hergibt; alles Andere geht hier mehr im Stillen vor sich. Drei in der Literatur wohlbekannte Schriftsteller hatten sich jezt hier auf: v. Uechtriz, der wieder an einigen Tragödien arbeitet, Grabbe, der nächstens ein dramatisches Mährchen, „Aschenbrödel," und ein Trauerspiel, „Hannibal," erscheinen läßt, und Immermann. Leztern nenne ich zulezt, weil sein Wirken, als ein umfassenderes, etwas genauer dargestellt werden muß. Er ist nämlich der Leiter der hiesigen, seit dem Oktober vorigen Jahres eröffneten Bühne, einer Anstalt, die zugleich die Neugestaltung und Erhebung des Drama und der Schauspielkunst bezweckt. Betrachtet man das Repertoire und die Art und Weise der Darstellungen, so sieht man alsbald den kundigen Dichter heraus. Unsere Bühne steht, was Auswahl der Stücke und Ensemblespiel betrifft, keiner andern in Deutschland nach. Haben wir in fünf Monaten Meisterwerke von Schiller, Goethe, Lessing, Shakespeare, Calderon auf überraschend feste Weise vor uns erscheinen sehen, so sind doch einige Leistungen ganz besonders hervorzuheben. Ich meine Calderons Leben ein Traum, ganz, wie es der Dichter schrieb, nach der Uebersezung von Gries, Goethe's Stella, in drei Akten vom Intendanten eingerichtet, und Shakespeare's König Johann. Das Publikum hat diese Stücke in solcher Gestaltung mit großer Theilnahme aufgenommen, lezteres jedoch wie sich erwarten ließ, minder lebhaft. Daß hier die Poesie in ihren verschiedenen Entwicklungen in Volk und Zeit zum Vorschein gebracht werde, ist eine Aufgabe, die sich Immermann gestellt hat, und seinen Bestrebungen ist bis jezt, so weit möglich, Anerkennung geworden; denn auf einmal findet sich das verwöhnte Publikum nicht in so schmackhafte Kost. Es ist ihm gelungen, recht tüchtige, brave und für Belehrung offene Schauspieler zu gewinnen; darüber aber zu berichten, überlasse ich den Theaterchroniken und ähnlichen Blättern, so wie denn die jezt hier erscheinende Zeitschrift „Hermann" eine fortlaufende, zum Theil von Grabbe und Schnaase geschriebene Theaterkritik gibt. Wenn sich die hiesige Bühnenanstalt, dem Ruhme eines zweiten Mannheim nachstrebend, erhalten kann, so wird von hier aus für das Dramatische und Dramaturgische sehr Bedeutendes hervorgehen. Allerdings muß es auch der Zeit überlassen bleiben, daß sich deutsches Leben kräftiger gestalte, denn ohne dieses ist kein ächtes Drama für uns Deutsche denkbar.

Paris, April.

(Fortsezung.)

Dramatische Neuigkeiten.

Halevy's „Jüdin" ist jezt das Hauptstück der Oper; was die äußere Ausstattung betrifft, kommen ihr gewiß wenige Stücke der neuern Zeit gleich, und einmal verdient sie gewiß gesehen und gehört zu werden; aber die Leute, denen sie so sehr gerühmt worden ist, schütteln den Kopf und meinen, ein Robert le diable sey diese Oper doch nicht. Schwerlich wird sie die Hälfte der Vorstellungen erleben, welche lezterm zu Theil geworden. Die Musik beider Opern rührt von Israeliten her, allein Halevy ist doch nicht Meyerbeer. Bei Robert le diable hatten die Verfasser des Textes eine alte Volkssage zu behandeln, und solch ein Stoff verfehlt selten seine Wirkung; bei der „Jüdin" aber hat Scribe beinahe einen Roman auf die Bühne gebracht, den das Publikum erst studiren muß, ehe es zum Genusse gelangen kann, eine Arbeit, die dem Vergnügen zuwider ist. Alfred de Vigny's „Chatterton" hält sich auf der Bühne des Théâtre français, besser als Scribe's „Ehrgeiziger," und beinahe eben so gut, als dessen Bertrand et Raton. Auch hat de Vigny seinen Chatterton so eben als Novelle wieder herausgegeben. Das Publikum kann diesen zartsinnig entwickelten Stoff also auf zweierlei Art genießen. Den Fasching hindurch mußten am Théâtre français die nimmer veraltenden Molière'schen Lustspiele das Publikum erheitern. Bald wird Victor Hugo mit einem neuen Trauerspiele auftreten: „der Tyrann von Padua," welches wahrscheinlich das Widerspiel eines Molière'schen Lustspiels seyn wird. Bis jezt ist dieser ausgezeichnete Dichter mit seinen Stücken nicht sehr glücklich gewesen; nicht als ob man sich nicht leidenschaftlich über den ästhetischen Werth derselben gestritten hätte, und als ob sie nicht ziemlich oft dargestellt worden wären, mit Ausnahme Triboulets, welchen die Regierung nicht hat wollen darstellen lassen. Allein so oft der Parteigeist bei den Klassikern und Romantikern nachließ, verlor sich auch bei dem Publikum die Lust, die so vielfach besprochenen Stücke aufführen zu sehen, und sein Hernani, der Anfangs ein gewaltiges Gedränge im Théâtre français veranlaßt, wird von demselben schon lange nicht mehr gegeben. — Die komische Oper, die jezt nur noch ein kleines Theater ist, hat Scribe und Auber wieder in Bewegung gesezt, und die beiden Herren haben denn miteinander, wie zwanzig Mal zuvor, eine Operette zu Tage gefördert, le cheval de bronze, in drei Aufzügen, also eine große Operette, und ein Stück, das auf lange Dauer Anspruch macht. Ich habe bis jezt nicht viel Rühmens davon machen hören, ausgenommen in einigen Tageblättern. Dem thätigen Auber wollen die Operetten nicht mehr gelingen. Spottvögel behaupten, dieß Mißlingen schreibe sich von der Zeit her, da er in die Académie des beaux arts aufgenommen worden sey. Indessen ist er doch von allen Operettensezern unserer Zeit derjenige, dessen Stücke am meisten aufgeführt werden, ja er ist jezt beinahe der einzige in Frankreich, wofern ihm nicht Halevy diesen Rang streitig macht. Wenn eine zweite komische Oper in Paris errichtet worden wäre, wie es einige Male vorgeschlagen worden ist, so würden die Unternehmer jezt um neue Stücke für beide verlegen seyn. — Das abgebrannte Gaietétheater hat einige Benefizvorstellungen von den kleinern Bühnen erhalten, aber keine von den großen. Es ist noch keine Rede vom Wiederaufbauen dieses Theaters; indessen wird ein Theater, welches zu den ältern in Paris gehört und vom Volke stark besucht wurde, schwerlich eingehen. Die Schwierigkeit wird nur darin bestehen, wo man einen freien Plaz in dem Revier, wo das Gaietétheater stand, finden soll, ohne ihn allzutheuer zu bezahlen. Ist ein solcher Plaz einmal erstanden, so werden die Unternehmer gar leicht in wenigen Monaten ein Theater errichten. Man baut in Paris mit unglaublicher Schnelligkeit, besonders wenn die Unternehmer gut bezahlen. Dieß sieht man eben jezt an dem Luxemburger Pallast, welcher bekanntlich bedeutend erweitert werden soll, damit die Pairskammer darin bequem Gericht über die vielen in dem berüchtigten Prozesse verwickelten Personen halten könne.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 98.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 24. April 1835.

Ich fragte den Kerkermeister, ob heute ein Fest im Gefängniß sey.
„Ein Fest, wenn man so will," war seine Antwort; „die Züchtlinge werden heute in Fesseln geschmiedet. Wollen Sie's sehen? es wird Sie unterhalten.

Victor Hugo.
Der letzte Tag eines Verurtheilten.

Die wandernde Kette.

Am neunten und zehnten April dieses Jahres hatte Paris ein Schauspiel, das viele Tausende seiner Einwohner anzog, und sogar für die sogenannte feine Welt ein eigenes Interesse darbot. Ich spreche hier weder von der Benefizvorstellung der Demoiselle Taglioni, noch von den lärmenden Konzerten, welche von den Champs-élysées nach den Sälen des Hotel Lafitte verlegt wurden, wo sich die Menge einem betäubenden Genusse hingibt, ohne daran zu denken, daß hier einst ein edler Vaterlandsfreund lebte und sich mit dem Ausgezeichnetsten umgab, was im Staate wie im Reiche der Kunst und Wissenschaft glänzte; es ist hier nur von den Galeerensklaven die Rede, welche am zehnten aus dem Hofe des Bicêtre nach dem Bagno von Toulon aufbrachen. Man nennt diese Gesellschaft schlechtweg die Kette, oder die wandernde Kette, weil alle ihre Mitglieder durch eine gemeinsame Kette verbunden sind, die sie zwingt, zu gehen, zu liegen, zu stehen, wie es die Mehrzahl will. Wer sich nicht fügen wollte, müßte nothwendig umgerissen oder nach Umständen selbst zerrissen werden.'

Man expedirte an diesem Tage nur solche, die auf fünf bis zehn Jahre verurtheilt waren; die auf längere Zeit Verurtheilten werden nach Brest geschickt. Die Pariser drängten sich hinzu, wie zur Promenade von Longchamps, und das Ganze nahm den Charakter eines Frühlingsfestes an. Man sah zurückgeschlagene Equipagen und Damen in feiner Toilette, Herren zu Pferde im eleganten Morgenkostüm, welche am Schlage hielten und ihren Schönen wahrscheinlich psychologische oder physiognomische Bemerkungen mittheilten, wozu die Scene ihnen Anlaß gab; endlich ein buntes Getümmel zu Fuß, worunter Viele seyn mochten, die ihr künftiges Loos im Voraus kosteten, ohne dadurch sehr ergriffen zu werden. Der Frühling that dabei seine Schuldigkeit, er spendete seine heitersten Tage. Neugierige, welche diese Gelegenheit versäumten, müssen sich nun schon bis zum September gedulden, wo eine zweite Kette abgehen wird.

Erst gegen Mittag öffneten sich die schweren Eisenthüren, und die Unglücklichen traten in den Hof, um an die Kette geschmiedet zu werden. Dieser Moment machte einen ernsten Eindruck auf die versammelte Menge. Die Verurtheilten mit ihren bleichen, von der Kerkerluft verwitterten Zügen, sahen starr vor sich hin. Eine feste, oft trotzige Resignation war in allen zu lesen, Reue wurde nicht bemerkt. Die Schmiede waren rüstig zur Hand, um das trübe Werk so schnell als möglich zu fördern, während der Generalalmosenier der Gefängnisse, Abbé Montès, durch ihre Reihen schritt und ihnen mit Sanftmuth und Milde zusprach. Hierauf veranstaltete er eine Kollekte zu ihren Gunsten, die jedoch nicht sehr

ergiebig ausfiel, weil die Zuschauer im innern Hofe nicht sehr zahlreich waren.

An der Spitze des Zugs, neben einem jungen Diebe von frechem Aussehen, bemerkte man mit großer Theilnahme einen Mann in den Dreißigen, mit dem Jedermann sprechen wollte. Dieser Mann hieß Alphonse-Jean-Baptiste Catellier, und war vormals Offizier des fünften Linienregiments, verheirathet und Familienvater. Er war wegen Unterschriftverfälschung zum Minimum der Strafe verurtheilt und im vorigen Jahre schon mit der Kette nach Toulon abgeführt worden. Ein mündliches Zeugniß, das er vor dem Assisenhof der Seine abzulegen hatte, machte es nöthig, ihn wieder nach Paris zu schaffen, und hiedurch sah er sich zum zweitenmale zu der schmerzvollen Demüthigung auderfehen, an die Kette der Infamie geschmiedet zu werden. Seine sanften, ausdrucksvollen Gesichtszüge, worin sich die Reue malte, und seine strömenden Augen machten den tiefsten Eindruck auf die Zuschauer. In der dritten Reihe sah man zwei Brüder neben einander. Es waren Auvergnaten, berüchtigte Diebe, die ihren verbrecherischen Erwerb in ihr Vaterland zu schicken pflegten, um damit Grundbesitz zu kaufen. Sie rühmten sich laut, die untrüglichsten Mittel zu besitzen, um aus dem Bagno zu entkommen.

Ueber drei Stunden hatten die geübten Schmiede zu thun. Als sie fertig waren, ließ der Abbé Montès die Verurtheilten ein großes Viereck bilden; er trat in dessen Mitte und die Zuschauer drängten sich um den würdigen Geistlichen, um seinen Worten zu horchen. Unter denen, die ihm zunächst standen, bemerkte man den reichen Grafen Demidoff und einige Celebritäten der Secondärtheater. Tiefe Stille herrschte plötzlich im ganzen Raume; Alles entblößte das Haupt und horchte in ehrfurchtsvoller Haltung der Stegreifrede dieses Wohlthäters der Gefangenen, wie er mit Recht genannt wird. Hier folgt diese Rede, wie sie pünktlich nachgeschrieben wurde:

„Meine Kinder! Wenn wir Unglück erfahren, so soll man Mittel suchen, es zu verringern. Was könnt ihr aber in eurer Lage thun? Ihr habt keinen Trost mehr von euren Nebenmenschen zu erwarten, die nur wenig Antheil für die vom Glück Verlassenen zeigen, und die oft nur ihre Leiden vergrößern durch unzeitige Ermahnungen. Wohl den armen Unglücklichen, wenn nicht gar bittere Vorwürfe oder schnöder Spott dazu kommen! Eure Verwandten, eure Freunde, eure Bekannten — ach, ihr macht ihnen so herben Kummer, daß sie stark in der Tugend seyn müßten, wenn sie jezt noch in Verbindung mit euch bleiben wollten! Und was sollte euch diese Verbindung nützen? würden sie nicht ihren Kummer nur vermehren, ohne eure Leiden lindern zu können?“

(Der Beschluß folgt.)

Nidwalden.

(Fortsetzung.)

42.

Des See's empörte Woge flieht mit Beben,
Es zittert rings um ihn das Felsgestad;
Die Nebel, welche das Gebirg umweben,
Zerfliegen allerwärts auf irrem Pfad.
Die Donner, die unausgesezt erschallen,
Ruft Ein erschüttert Thal den Thälern allen,
Ein Wald den Wäldern allen zu, es ruft
Nachahmend Eine Kluft sie jeder Kluft.

43.

Kannst du, mein Geist, die Bahn der Kugeln finden?
Erreichst du ihren blitzesschnellen Flug?
Weißt du die Zahl der Bomben zu verkünden,
Die zum Gestad der Flamme Fittig trug?
Und welcher Griffel mag in wahren Bildern
Die Schrecken der Zerstörung alle schildern,
Die sie auf tausen Pfaden hergebracht?
Verhüllt sich nicht der Kampf in düstre Nacht?

44.

Dort theilt ein Ball die Luft in niederm Bogen
Bis er ermattet auf die Fluthen fällt:
Da wird er von den schräg getroffnen Wogen
Erzürnt zurück in hohe Luft geschnellt.
Wie grimme Tiger auf die Beute springen
In hohem Satz, wie sich auf leichten Schwingen
Der Reiher bald zum Wasserspiegel senkt,
Bald seinen Flug in hohe Lüfte lenkt:

45.

So siehst du jezt den Ball die Woge streifen,
Bald schwingt er wieder drohend sich empor,
Jezt fliegt er mit des Ostwinds hellem Pfeifen
Hoch über die Nidwaldner hin, zum Moor
Des feuchten Rieds, und seines Zornes Flamme
Erlischt in trüber Fluth und kaltem Schlamme,
Tief bohrt er sich im weichen Grund sein Grab:
Bild eitler Wuth, die keine Wunde gab.

46.

Dort werfen auf der Warte graue Mauern
Die Mörser und Haubitzen Bomben her;
Die Schützen suchend, die gedeckt dort lauern,
Naht, schwarz wie Rabenschwärm', ihr wildes Heer.
Wie Splitter fliegen, wenn die hohe Kiefer
Der Donner traf, so stiebt zermalmter Schiefer
Vom Dach des Thurms zum See, der ihn umsäumt,
Daß wie im Zorn die Woge zischt und schäumt.

47.

Dort trifft ein Ball den Zaun der Pallisaden,
Mit welchen sich das Ufer fest umschürzt,
Den nah'nden Schiffen offne Bahn zu pfaden;
Schon liegt die Schranke dort und da gestürzt.
Der Franke hofft, bald soll durch weite Lücken
Der heißersehnte Sturm auf's Ufer glücken.
Der Hoffnung Athem facht des Eifers Gluth,
Den Eifer reizt der Widerstand zur Wuth.

48.

Wie oft, derweil ein Ungewitter wüthet
Und blitzend sich die Schwefellast entleert,
Ein zweites schon auf neue Schrecken brütet
Und rasch heran auf lauten Rädern fährt;
Jetzt sprühn die Wolken ein gedoppelt Feuer,
(In Sorgen schaut es der Pilot am Steuer)
Nach Regengüssen fällt ein Hagelschlag
Und schwarze Mitternacht bedräut den Tag:

49.

So ringt der Feind entbrannter nach der Palme;
So rasches Feuer spie'n die Mörser nie,
Stets deckt die Flotte sich mit dichterm Qualme
Und wilder donnert dort die Batterie.
Schon wird dein wohnlich Dach dem Brand zum Raube,
O biedrer Flühler! aus bemoostem Schaube
Wallt schwarzer Rauch, nun steigt die rothe Gluth,
Und fernhin brennt im Widerschein die Fluth.

50.

Doch scheint das Schicksal gütig noch zu schützen
Dich, kleine Schaar, die diesen Strand umwehrt.
Wie oft kaum Einer unter hundert Blitzen
In eine Hütte zündend niederfährt: —
(Unschädlich treffen die des Berges Klüfte,
Die fliegen aufwärts durch die öden Lüfte,
Und der bekämpft umsonst in toller Wuth
Des Oceanes sturmempörte Fluth;)

51.

So siehst du hier die meisten Kugeln fehlen,
Nur selten fällt ein Mann, todt oder wund;
Die kleine Schaar kann sich dem Blick verhehlen,
Und gern beschützt den Eigener sein Grund.
Du, Christen, sankst zuerst; die Fahr zu meiden,
Entsprangst du fruchtlos in den Schutz der Weiden
Des Ufers dort, als jach mit grellem Klang
Die nahe Bomb' in hundert Stücke sprang.

52.

Du starbst, doch hundertfach wirst du gerochen:
Wie furchtlos kämpft der Waffenbrüder Schaar!
Nur muthiger beginnt ihr Herz zu pochen
Entgegen der genäherten Gefahr.
Ob rings die alten Berge Tells erzittern,
Sie kann kein schmetterndes Geschütz erschüttern,
Die Tapfern stehn, und was der Franke droht,
Sie senden's ihm: Verwundung, Schmach und Tod.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, April.

Wettrennen. Theatermanie. Die Kreisregierungen.

Eine wahrhaft merkwürdige Physiognomie prägte hier der Nachmittag dem 22sten des vorigen Monats ein, der bekanntlich auf einen Sonntag fiel. Bei auch nur leidlichem Wetter ist man Sonntags nach Tische zwischen vier und fünf Uhr gewohnt, eine Menge Menschen jeden Alters, Geschlechts und Standes nach den Thoren strömen zu sehen. Alles treibt hinaus aus der dumpfen Mauerluft in die ringsum so einladend daliegende reizvolle Landschaft. Diesmal aber kein Gedanke hieran, kein Gedanke an die vielen Gesichter, voller Hoffnung, der Sorgen des Lebens sich draußen im Freien zu entladen, an die beabsichtigten, mancherlei lustigen Intriguenstücke, welche besonders der die ganze Woche hindurch von Wissenschaft und Gewerbe in's Joch gepreßten Jugend zum Theil auf der heitern Stirne stehen und aus den schlauen Augen blitzen. Diesmal schien der Tod allen Gelüsten vorgebeugt zu haben. Von dem jungen, flinken Völkchen erschien höchstens dann und wann ein armes, mageres Probeexemplar. Nicht anders, als sey die Stadt ein trauriges Opfer der Pest geworden, so ausgestorben erschien sie: außer einzelnen alten Ladenhütern nur selten ein Mensch in den vereinsamten Straßen. Um die ausgewanderte Stadt Dresden wiederzufinden, mußte man durchaus einen Ausflug nach dem großen Garten machen. Dort aber regte sich denn auch das bunteste Gewühl von Alt und Jung, Groß und Klein, Vornehm und Gering gar kraus durcheinander. Daß ein so einmüthiger Beschluß, sich dahin zu begeben, seinen guten Grund hatte, wird Jedermann einleuchten. Riesige Anschlagzettel, mit lithographirten Darstellungen verschönert, hatten, wohl seit acht Tagen schon, ein großes Wettrennen von der Gesellschaft des Herrn Tourniaire und Gheila auf diesen Nachmittag verkündigt. Ein stattlicher Triumphzug und manches sonstige Gepränge gewährte auch den Augen eine angenehme Unterhaltung, denen das Wettrennen selbst nicht Befriedigung genug geboten hätte. Leider jedoch war der rauhe Tag dem Sitzen auf den dazu errichteten Bänken im Freien so wenig angemessen, daß Allopathie und Homöopathie vielleicht noch immer zu thun haben, die zahlreichen Katarrhe, Rheumatismen, Erkältungen und andere Uebel zu heben, welche in der — offenbar zu langen — Session ihren Ursprung fanden. Später fanden indessen zwei Wiederholungen statt. Bei der ersten gab es einen gewaltigen Schrecken durch den Sturz der Madame Gheila und einer ihrer Reitgefährtinnen. Mehrere Pferde gingen über die Erstere hinweg, so daß das Publikum die besorglichste Theilnahme bewies. So ernst aber der Fall war, und so viele Augenzeugen auch auf die gefährlichsten Verletzungen durch Hufschläge schworen, so glich die Sache doch darin einem bloßen Taschenspielerstückchen, daß man bei der zweiten Wiederholung schon die Freude hatte, die verunglückte Heldin völlig unversehrt ihre gefährlichen Künste als Meisterin üben zu sehen.

In den lezten vierzehn Tagen ist hier wohl kein Name so fleißig ausgesprochen worden, als die Namen Schröder-Devrient und Bauer. Da die Erstere fortfuhr, durch die Macht ihres Gesanges, besonders in den Opern „Norma.“ „Turandot“ und die „Capuleti und Montecchi,“ Alles an sich zu fesseln, so litt Jedermann um so mehr in dem Gedanken, sie nun bald so lange entbehren zu müssen. Noch in den lezten Tagen erschien dieser glanzvolle Stern zweimal am hiesigen Bühnenhimmel, freilich aber, um sich dann unserm Gesichtskreise auf lange, lange Zeit zu entziehen. Am 27sten trat die Künstlerin in „Norma“ auf, und zwar zu ihrem Benefiz, und am 29sten als Romeo in Bellini's Oper: „die Capuleti und Montecchi.“ Alles wußte, daß dieses das lezte Mal war, und so war wirklich das Haus, obschon, wie bei der Benefizvorstellung, eine Preiserhöhung stattfand, wirklich zum Erdrücktwerden voll. Mit dem Schlusse der Oper ergriff ein wahrer Taumel das gesammte Publikum, Blumenkränze, Sträuße und Verse flogen dem hervorgerufenen Gegenstande der allgemeinen Huldigungen zu. Ein Goldregen glänzte herab auf die Gefeierte. Der ausgezeichnete Sänger Zezi, der, wie schon oft, auch diesmal die Künstlerin durch schönes Mitwirken zu ihrem Ziele trefflich unterstüzt hatte, erschien wieder auf der Bühne, die Sängerin mit der Lorbeerkrone zu schmücken. Unwillkührlich gaben sich im ganzen Hause die Töne des allgemeinen Wohlgefallens, der innigsten Uebereinstimmung kund. Die größte Freudenaufwallung aber erregten die aus der Seele der reizenden Frau auflodernden Worte ihres Dankgefühls, deren Ausdruck eben dadurch unendlich erhöht wurde, daß er zum Theil in der innigsten Rührung unterging. Ueber eine Woche ist nun schon seit ihrem Scheiden vergangen. Die Zeit von anderthalb Jahren zwischen jezt und ihrer Rückkehr preßt jedem Bühnenfreund schwere Seufzer aus, wenn er ihrer denkt. Um so freundlicher aber klingt ihnen die Zusage ihres gewissen Wiederkommens, beim Abschiede von ihr ausgesprochen, noch immer im Ohr, und die mit ihrem Namen unterzeichnete Wiederholung des Trostwortes im Dresdener Anzeiger kann als eine darüber besonders ausgestellte Urkunde betrachtet werden. Ein hiesiger junger Bildhauer, Namens Hänel, ein Schüler Thorwaldsens, erst vor Kurzem aus der heiligen Roma heimgekehrt, hat die Büste der Grazie so eben gefertigt. Bewährt sich die Aehnlichkeit und die geschmackvolle Behandlung, die man der Büste nachrühmt, so wird die Abbildung einer so allgemein verehrten Künstlerin den besten Empfehlungsbrief für den jungen Künstler abgeben.

Als ein höchst erfreuliches Ereigniß sieht man das Engagement des Fräuleins Bauer bei der hiesigen Bühne an. Für jezt hat sie uns wieder verlassen, um im August, wie man vernimmt, in den Kunstkreis unsers Theaters wirklich einzutreten. Dagegen verlassen uns aber freilich leider Herr und Frau Rettich. Leztere wird gewiß in sehr vielen ihrer Rollen von den Freunden der Kunst noch lange schmerzlich vermißt werden. — Die sorgsam vorbereiteten Kreisregierungen treten nunmehr in's Leben. Die lange Ungewißheit vieler Beamten, welche von dieser neuen Einrichtung berührt werden, hat endlich aufgehört. Eine ziemliche Anzahl macht sich zur Abreise nach Leipzig, Zwickau oder Bauzen fertig. Mancher freut sich seines neuen Wirkungskreises, mancher Andere seufzt über das Verlassen des seitherigen. Ohne Zweifel finden auch viele der Leztern nach einiger Zeit, daß die Nothwendigkeit, die sich nicht abweisen läßt, wenn sie etwas verlangt, recht oft auch diejenigen, die sie als ihre Todfeindin betrachteten, ganz unerwartet recht gut zu entschädigen versteht.

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Der Prozeßsaal und die Pairs.

Ich weiß nicht, ob man jemals irgendwo in den Fall gekommen ist, erst ein Gebäude errichten zu müssen, um Gefangene richten zu können, und noch dazu einen halben Pallast! Anderswo hätte man vielleicht Jahre dazu gebraucht; hier aber hat man mit Geld Alles bei der Hand, sogar Kunstfertigkeit und Schnelligkeit. Sobald die gesezgebenden Kammern 350.000 Franken zu dem sonderbaren Bau bewilligt hatten, wurde sogleich Hand an's Werk gelegt; die Arbeit glich der in einem Bienenkorbe, auf allen Ecken waren Arbeiter geschäftig, und jezt, nach zwei Monaten, steht das Anhängsel oder der Vorbau des Pallastes schon unter Dache, und so geschickt ist man dabei zu Werke gegangen, daß der italienische Styl dieses Pallastes an der neuen Façade bis auf die kleinsten Details sorgfältig nachgeahmt ist, und alle Verzierungen des neuen Baues mit den ältern auf's Genaueste übereinstimmen. Es ist ein Meisterstück in der leichtfertigen Nachahmung eines schwerfällig gebauten alten Pallastes. Wenn die Arbeit dauern könnte, so würde man wohl thun, sie auch nach dem Kriminalprozesse stehen zu lassen; denn sie gibt dem dadurch vergrößerten Pallaste ein majestätischeres Ansehen, und wahrscheinlich wird sie doch wohl so lange dauern, als mehrere Theater, die nur provisorisch errichtet worden sind, und doch noch immer ihren Dienst thun. So ist die große Oper nur ein provisorisches Gebäude, das jedoch seine drei Millionen gekostet hat; es dauert schon seit zwölf Jahren, und wird wohl noch dreißig Jahre und länger Bestand haben. Das Porte St. Martinstheater, welches in Zeit von sechs Wochen errichtet worden seyn soll, besteht schon seit beinahe vierzig Jahren. Uebrigens nimmt es sich sonderbar aus, wie bei dem neu entstehenden Zusatze zum Luxemburger Pallaste hier noch gemauert und gezimmert wird, indeß man daneben Bildhauerei und Vergoldungen anbringt. Die alten Pairs sehen mit Schrecken alle diese Emsigkeit, die ihr hartes Tagewerk näher bringt. Für sie ist der Prozeß noch schlimmer, als für diejenigen, die von ihnen gerichtet werden sollen; man hat die für sie schreckhafte Berechnung angestellt, daß der Kriminalprozeß über Jahr und Tag dauern wird. Schon die bloße Anklageakte füllt mehrere dicke Quartbände, und erfordert einen Monat zum Lesen, und nun alle die Verhöre, Vertheidigungsreden für 150 Angeklagte, die Anklagen der Regierungsanwälte, die Berathschlagungen über jeden Angeklagten, die langen Sitzungen in dem neu errichteten Gebäude, das Gedränge, die Hitze, der Tumult, den so manche junge Hitzköpfe unter den Angeklagten erregen können. Mit Schaudern denkt mancher Pair an seine jämmerliche Lage, besonders wenn er von der Regierung abhängt und sich nicht am Prozesse vorbeimachen kann. Für diese beklagenswerthen Pairs geht die Arbeit viel zu schnell von statten, zumal sie jezt die Gewißheit haben, daß ihre saure Arbeit in der schönsten Jahreszeit beginnen wird, wo sonst die Session der gesezgebenden Kammern aufhört, und die Herren Pairs zur Erholung nach ihren Landhäusern fahren und der Nachtigall in ihren Parks zuhorchen. Da sollen sie nun vom Morgen bis zum Abend in einem frisch getünchten Gerichtssaale sitzen, und einen langen Prozeß über Hunderte von Menschen führen, die am Ende doch wahrscheinlich werden begnadigt werden müssen. Die armen Pairs!

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 99.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 25. April 1835.

— Der schnelle Kanonier
Rührt mit der Lunte nun die höll'schen Stücke,
Die Alles niederschmettern.

Shakespeare.
Heinrich V.

Nidwalden.

(Fortsetzung.)

53.

Jezt gleichet Obermatt der Feuerflamme,
Die höher nur der Zorn des Sturmes facht;
Es steigt, gekrönt mit purpurrothem Kamme,
Ihr Haupt empor in schwarze Mitternacht,
Und unersättlich würgen ihre Glieder
Des meilenlangen Waldes Eichen nieder,
Sie reckt sich mit Geprassel, unerschlafft,
Stets jugendlich erneut sich ihre Kraft.

54.

Dicht stehn um ihn, von seiner Gluth entzündet,
Die er zum Dienste beim Geschütz erkor;
Die Lehren, die der Kundige verkündet,
Empfängt bereit ihr lernbegierig Ohr.
Nie sahst du mit so durstigem Verlangen
Der Schüler Schaar am Mund des Lehrers hangen,
Nie rascher ward ein Lehrerwort zur That;
So folgt der Schlag des Blitzes hellem Pfad.

55.

Der schiebt in des Geschützes tiefen Rachen
Das Pulver und den Eisenball hinein,
Den siehst du seiner Lunte Gluth erfachen,
Verschlossenes Verderben zu befrei'n,
Den mit gespannten, raschen Waidmannsblicken,
Geschütze richtend, auf das Knie sich bücken;
Ein Andrer wischt mit borstumstarrtem Stab
Vom heißen Schlunde Dunst und Schlacken ab.

56.

Dem Kampf Beginn und sichres Vorbild gebend,
Brennt Obermatt den ersten Donner los;
Die Kugel fliegt, in niederm Bogen schwebend,
Mit lautem Todesgruß zum nächsten Floß.
Und mitten durch der Franken dichtste Schaaren
Ist sie mit Zornes Eile hingefahren;
Zerschmetternd traf sie Roberts tapfres Herz,
Er fühlte nicht des Todes Angst und Schmerz.

57.

Sie riß dem starken Menardon vom Rumpfe
Die Rechte weg, da sie die Lunte schwang;
Er sinkt, und wie die Schlang' in ihrem Sumpfe
Sich zuckend wälzt, wenn's fester Hand gelang,

Mit schweren Steines Wurf sie zu zerschellen,
So wälzt er sich in seines Blutes Wellen,
Das mit dem Seegewässer sich vermengt,
Bis starrer Tod den letzten Hauch verdrängt.

58.

Wetteifer spornt die Unterwaldner alle,
Die jubelnd sich des guten Zeichens freu'n,
Rasch folget Blitz dem Blitze, Knall dem Knalle,
Den Franken Schmerz und Schaden zu erneu'n.
Sieh Zelger dort, von Stanz, den kräft'gen Sennen,
Sein Blick scheint durch den Pulverdampf zu brennen;
Er will auf die gewalt'gen Batterien
Der Frankenflotte rächend Feuer sprühn.

59.

Jetzt läßt er dem Verderben freie Zügel;
Sein schwerer Ball durchfliegt den luft'gen Pfad,
Getragen von des Feuers stürm'schem Flügel,
Trifft er zermalmend der Kanone Rad,
Zerschmettert Felgen, Nabe sammt den Speichen;
Sie stürzt, und Melas kann ihr nicht entweichen,
Nicht Dupont, der, zerquetscht von ihrer Wucht,
Dem qualenvollen Tode heult und flucht.

60.

Auch Obersteg, verachtend die Gefahren,
Steht dort am Strand, umwogt von Pulverdunst;
Ihn lockte schon in zarten Kindesjahren
Mit ihrem Zauberreiz die holde Kunst.
Dem Bache gleich, der zwischen milden Hügeln
Sanft murmelnd fließt und in getreuen Spiegeln
Die buntbeblümten Ufer, Flur und Hain
Verklärt durch seiner Fluth krystallnen Schein:

61.

So floß dem Seligen sein stilles Leben.
Was Schönes ihm gezeigt die reiche Welt,
Was schöpferisch der Geist ihm eingegeben,
Zum Bilde wird's, das jedes Auge hält.
Es schmückten seine kunstbegabten Hände
Der Kirchen prangende Gewölb' und Wände
Und der Altäre Blatt mit manchem Bild,
Das seiner Seele tief Gefühl enthüllt.

62.

Doch seit Nidwalden Kriegesschrecken drohen,
Vertauscht er gern den Pinsel um das Schwert;
Die süßen Bilder alle sind entflohen,
Die liebevoll sein Busen sonst genährt.
Aus seines Mörsers unerschöpftem Rachen
Fliegt Bomb' auf Bombe nach des Feindes Nachen,
Und ob ihm tausendfacher Tod entquillt,
Nie wird sein rachedürstend Herz gestillt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die wandernde Kette.

(Beschluß.)

Der Prediger fuhr fort: „Was wollt ihr nun aber anfangen? Wollt ihr in gräßlicher Unempfindlichkeit Trost und Erleichterung suchen? das seyd ihr nicht im Stande: die Natur heischt ihre Rechte, und ihr werdet innerlich desto zerrissener seyn, je gleichgültiger ihr äußerlich erscheinen wollt. Glaubt ihr euch zu betäuben und mit euren Lastern zu prunken? Nein, so entartet seyd ihr nicht, um die Grundsätze einer christlichen Erziehung ganz aus dem Herzen zu verbannen. Schreckliche Momente werden euch überkommen, wo jene erzwungenen Gefühle euch verlassen, wo ihr es tief fühlet, daß die Verzweiflung ein schwacher Strohhalm ist, wo es gilt, sich vor den Uebeln dieses Lebens zu retten. Gedenkt ihr euch den Klagen, dem Aufruhr oder gar einer wilden Todsucht zu überlassen? ihr würdet dadurch nur eure Lage verschlimmern und euch jede Pforte des Trostes und Heiles verschließen. Ich will euch ein einfaches und gewiß hülfreiches Mittel empfehlen. Euer Zustand ist wahrlich höchst traurig: gibt es ein größeres Elend, als Unglück und Verbrechen in Verschwisterung? aber das Mittel liegt hier neben dem Uebel: Unglück vermag Verbrechen zu sühnen. Es steht nicht in unserer Macht, ohne Fehl hienieden zu wandeln; aber wir vermögen Fehler wieder gut zu machen, und das einzige Mittel, das euch bleibt, ist, nach dem Beispiel des verlornen Sohnes, dessen Verirrungen auch die eurigen waren, in euch zu gehen, euch zu erkennen, euch zum himmlischen Vater zu wenden und euch an die Brust der ewigen Erbarmung zu werfen. Ich darf noch bemerken, daß ihr durch solche Gesinnungen sogar zeitlicher Vorzüge theilhaft werden könnt, daß nach der trefflichen Einrichtung unserer Gefängnisse, die Bereuenden mit Schonung behandelt werden, und daß Abänderung der Strafe, ja selbst Begnadigung früh oder spät dauerhaft gute Gesinnungen belohnen. Aber dies sind nur menschliche Tröstungen und untergeordnete Hülfsmittel zur Wiedererlangung eures Glücks. Was ich euch rieth, ist höherer Natur und von sicherer Wirkung. Wenn ihr euch in eure Lage fügt, wenn ihr mit Geduld alles Erniedrigende und Qualvolle derselben ertraget, wenn ihr mit anspruchlosem Muthe eure Buße vollbringt, so werdet ihr Tröstungen in eurem Innern finden, die ihr vergeblich außer euch suchen möchtet, so werdet ihr mit euch selbst und hiedurch wieder mit der Gesellschaft ausgesöhnt erscheinen. Dann könnt ihr auf's Neue die Achtung rechtlicher Leute gewinnen, denn gute Aufführung macht Alles Frühere vergessen; und endlich, wie kurz ist dieses Leben? Elend und Kummer werden das eure ohne Zweifel abkürzen, aber wenn die Todesstunde

naht, werdet ihr die Ruhe und den Frieden eines guten Gewissens empfinden; denn **wahre Reue gebiert eine zweite Unschuld.** Ja, meine Kinder, wenn ihr euch unter die Hand Gottes beugt, wird er euch wieder gnädig seyn, und wenn ihr einst vor ihm erscheinet, werdet ihr ihm eure Fesseln zeigen und eure Buße und eure Thränen, und er wird euch für Alles, was ihr gelitten, entschädigen durch eine Glückseligkeit, die ohne Ende ist."

Hier waren Aller Blicke auf die Verurtheilten gerichtet, welche heftig ergriffen zu seyn schienen. Tiefe Rührung malte sich auf allen Gesichtern und heilige Stille herrschte in den Reihen, die man ohne jene fürchterliche Ketten, ohne die bewaffneten Wachen, für eine treue, gottselige Dorfgemeine halten konnte, welche ihrem guten Pfarrer zuhört. Nur kurze Zeit währte jedoch dieser Eindruck. Bald vernahm man gräßliches Klirren; die einzelnen Kordons sezten sich in Bewegung, um bei dem Greffier des Gefängnisses vorbei zu defiliren, welcher denen, die Geld in der Kasse deponirt hatten, das Nöthige gab, um die Reisekosten zu bestreiten. Dies sind die Ersparnisse ihrer Arbeit, die sie während der Gefangenschaft verrichten. Viele hatten über hundert Franken erspart. Die, welche noch nichts besaßen, erhielten von dem Almosenier des Gefängnisses so viel, um die bevorstehende beschwerliche Reise zurücklegen zu können.

Den nächsten Morgen um fünf Uhr wurden die übrigen Verurtheilten, die in strengerem Gewahrsam gehalten wurden, gleichfalls an die Kette geschmiedet. Kaum hatten diese das eiserne Halsband um, als sie zu lachen und verruchte Lieder zu singen begannen. Sie schleppten einen armen Teufel mit sich fort, den sie fast umbrachten und der ihnen mit Gewalt entrissen werden mußte. Diese lezteren Verbrecher waren größtentheils aus Paris und zeigten sich als die Entartesten. Sie forderten alle andern zum Lärmen auf, und es schien nicht möglich, die frechste Schamlosigkeit weiter zu treiben. Man war daher darauf bedacht, sie von den andern getrennt auf einer eigenen Karre unterzubringen. Eine volle Stunde, die bis zu ihrer Abfahrt verstrich, heulten sie schnöde Weisen von eigener Komposition, die Alles enthielten, was der schändliche Sprachschatz der Gefängnisse an Schmutz und Gemeinheit bietet. Man nannte sich mehrere an dieser Kette mit Namen und schauderte dabei unwillkührlich zusammen, wenn man sich den fürchterlichen Menschen hier so nahe sah. Einer, Chouliat, der große Bandit genannt, flößte selbst mit Ketten belastet noch Grauen ein, und ein Anderer, Dufour, zeigte einen Blick, der nicht zu ertragen war. Am zehnten, um sieben Uhr Morgens sezte sich die Kette in Bewegung, ein Lieutenant, vier Sergeanten und eine angemessene Anzahl von Soldaten mit geladenem Gewehr dienten ihr zur Bedeckung. Eine große Menschenmasse hatte sich auch an diesem Morgen eingefunden. Die Kette zog gesenkten Hauptes durch die Menge, ausgenommen jene Rotte aus dem Seinedepartement, die sich durch Geschrei und Gesang bemerklich machte.

Wir wandern zur Galeere,
Als ging's zu Sieg und Ehre:
Schon zog auf diesem Pfad
Manch lustiger Kamerad.

So heulten sie im gräßlichen Chorus; und die glänzenden Kutschen, welche am Eingangsthore des Bicêtre hielten, und die eleganten Reiter folgten dem Zuge bis Villejuif. Besonders bemerkte man, wie die schönsten Damen den Kopf zum Schlage hinausbogen und, mit Gläsern bewaffnet, die Physiognomien der Elenden neugierig musterten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, April.

Sterblichkeit unter der weiblichen Jugend.

Meine Beschreibung des Rousseaufestes ist nun in Ihren Händen. Eine Feier ganz anderer Art ergriff uns wenige Tage nachher. Wie dort das längst Verwesete, Altgewordene und Mißhandelte, im Zwielicht von Genie und Mängeln Schillernde gleichsam wieder aus der Gruft gehoben, geehrt und erzen auf ein Postament erhöht wurde, so stieg hier das Reine, Schöne und Duftende aus vollathmendem Leben in's Grab; die zarte Blume, die am Morgen noch in voller Blüthe stand, hatte Abends schon ihren Kelch geschlossen und senkte ihn wieder der Erde zu. Es ist natürlich ein Mädchen, wovon ich spreche, aber die Ausgezeichnetste von Vielen, die neunzehnjährige Tochter unsers als Staatsmann und Diplomat, wie als Mensch gleich hochstehenden ersten Syndiks Rigaud; schön, gut, gebildet, wie Wenige ihres Geschlechts, seit Kurzem Braut, aber nun dem Tod angetraut, der sie in engem, kleinem Kämmerlein umfangen hält. Allgemein war hier die Theilnahme und Trauer über diesen Verlust, mehrere Tausend Personen folgten der Leiche, die auf allgemeines Verlangen nicht gefahren, sondern getragen ward, eine für den edlen Vater und das todte Mädchen hier gleich ehrenvolle und sehr seltene Auszeichnung. Die Zahl der Begleitenden wäre noch größer gewesen, wenn nicht Viele aus Uebermaß der Wehmuth den Anblick dieses Leichenzugs vermieden hätten. Das Mädchen starb an einem Uebel, dem unsere Aerzte noch keinen rechten Namen haben geben können. Manche nennen es paralysie du coeur, und wahr ist's, die kleine, zarte Uhr stockt gänzlich, steht still und erkaltet in kurzer Zeit; in acht bis zehn Stunden ist Alles vorüber. Andere Aerzte sprechen von Membranen, die sich im Gehirn erzeugen. So verloren wir diesen Winter mehrere junge Mädchen, und vorigen Sommer die liebliche Tochter des Konsuls R. aus Hamburg, die hier bei einem Geistlichen in Pension war. Der Vater kam, um sie in die Heimath abzuholen; er fand auch die Tochter blühend, schön und gut, sie ging jedoch nicht mit ihm, sondern zog eines andern Wegs, und der arme Vater mußte ohne sie zurückkehren. Woher auf einmal dies Wüthen des Todes in unserm Blumengarten, in dem sonst so gesunden, viele Schwächliche und Leidende stärkenden Genf?

In solchem Jammer gibt nur die Religion Muth und Trost, wie sie allein Gleichgewicht im Glück gewährt. Auch von Leztern hatten wir kürzlich ein merkwürdiges Beispiel hier. In unserer ältesten, von Malan gestifteten Methodistengemeinde war unter andern auch Junot, ein junger Uhrmacher, der sich durch eine besonders schöne und begeisterte Sprache auszeichnete. Unter den vielen Engländern, die früher jenen Verein besuchten, war vor einigen Jahren auch Sir R., ein schon ziemlich bejahrter Mann, der durch Zufall in Malans Garten mit Junot in's Gespräch gerieth, und so von seinen schönen Worten ergriffen ward, daß er ihn mehrmals in seiner Werkstatt aufsuchte, sich da lang und angelegentlich mit ihm unterhielt und ihm bei dem lezten Zusammenseyn sagte: „Junot, ich verdanke Dir das Glück und Heil meiner Seele. Du hast mir den Frieden gegeben, den ich früher nie kannte und nirgends in der Welt fand; wenn ich sterbe, was nicht lange mehr anstehen wird, werde ich Dich nicht vergessen; gib mir Deine Adresse." Junot sagte Sir R. noch einige rührende Worte, und gab ihm dann auf einem groben Stückchen Papier seine mit Bleistift geschriebene Adresse. Der Engländer reiste hierauf ab und ließ seitdem — sechs Jahre lang — nichts mehr von sich hören.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, April.

(Fortsezung.)

Das Christenthum in Paris. Geistliche Konferenzen.

Man hört oft behaupten, es sey weder Andacht, noch Religion mehr in Paris; die jungen Journalisten, welche die Moralprediger abgeben, versichern in den Feuilletons, der Himmel sey für das jezige Geschlecht ganz entvölkert, und es gebe für dasselbe nur noch einen Abgott, den leidigen Mammon; sonst sey alle Herzenserhebung weg, und überirdische Gefühle kenne man bloß aus der Erinnerung; die jezige Welt habe nur Sinn und Gefühl für ein bequemes, glänzendes, üppiges Leben. So schlimm ist es glücklicherweise noch nicht; die Sinnlichkeit hat ihre Anhänger schon seit langer Zeit, und an Ueppigkeit und Bequemlichkeit hat es in großen Städten nie gefehlt. Daß es noch viele andächtige Leute in Paris gibt, beweisen die sogenannten sonntäglichen Konferenzen in der Notre-Damekirche während der Fasten, und daß sich unter den andächtigen Leuten viele Reiche befinden, erhellt aus der Menge von schönen Kutschen, die man bei diesen Konferenzen auf dem Plaze vor jener Kirche halten sieht. Kaum erblickt man eine größere Menge bei der italienischen Oper, oder bei einer glänzenden Soirée in der Vorstadt St. Honoré oder St. Germain. Die geistlichen Konferenzen in Frankreich sind dogmatische Vorträge für den gebildeten Theil des Publikums; der französische Klerus legt viel Gewicht auf dieselben, denn sie sollen ein Mittel seyn, die der Kirche entfremdeten Weltleute wieder in dieselbe zurückzuführen, und den Eindruck der antireligiösen Schriften, welche im lezten Jahrhundert besonders dem Gottesdienste in Frankreich so außerordentlich geschadet haben, zu vertilgen. Sie sollen auch hauptsächlich dazu dienen, den Katholizismus aufrecht zu halten und den Protestantismus zu bekämpfen. Die Benennung Konferenz ist aber ganz uneigentlich; denn nur der Prediger spricht, macht Einwürfe und widerlegt sie; von Seiten der Zuhörer werden keine Einwürfe laut, weßhalb auch der Redner oder Prediger am Ende stets Recht behält. Während der Restauration hatte sich der Abbé und nachherige Bischof und Minister Frayssinous durch dergleichen Konferenzen einen gewissen Ruf erworben. Seine Vorträge bahnten ihm den Weg von der Kirche zum Ministerhotel, in welchem er späterhin sehr geschickt Billard spielte, und von wo aus er die jesuitischen Umtriebe im Unterrichtswesen begünstigte. Sie wurden damals gedruckt, und weil er eine mächtige Person im Staate geworden war, in den unterthänigen Zeitungen als Muster von Beredsamkeit herausgestrichen. Seit der Julirevolution war von solchen Konferenzen keine Rede mehr; aber jezt hat der Erzbischof den Zeitpunkt für günstig gehalten, die Konferenzen wieder zu beginnen, und in der That, wenn man den Zulauf zu denselben sieht, sollte man glauben, die Pariser hätten sich gewaltig nach denselben gesehnt. Sie werden diesmal von dem Abbé Lacordaire gehalten, einem noch jungen Geistlichen, welcher mit dem berühmten Abbé La Mennais die Zeitung l'Avenir schrieb und mit demselben nach Rom reiste, um ihre politischen und religiösen Grundsäze vor dem päbstlichen Stuhle zu vertheidigen. Beide kamen zusammen wieder zurück; aber von nun an gingen sie verschiedene Wege; Abbé La Mennais schrieb seine weltbekannten Paroles d'un croyant, und sein vormaliger Gefährte und Mitarbeiter Lacordaire schwur seine Meinungen ab und bestieg die Kanzel, um sich wieder zu dem Glauben des französischen Klerus zu bekennen, und was er seine vorigen Irrthümer nannte, zu widerrufen. Daher steht er wieder in gutem Rufe bei dem Erzbischofe, Abbé La Mennais aber wird vom ganzen Klerus verschrien. Die beiden Herren Abbé's werden schwerlich wieder eine Zeitung zusammen abfassen.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 95:

Sauerbronnen.

Räthsel.

Ich dien' in einem starken Heer,
Der Sold ist nichts, der Dienst ist schwer;
Und rasten wir von unsern Thaten,
Lieg' ich bei meinen Kameraden,
Und mische mich mit andern nie:
Ihr Zelt hat jede Kompagnie.

Gibt's was zu thun, so harr' ich still,
Ob das Geschick mich treffen will,
Mit zum Scharmüzel auszurücken,
Laß ruhig in Reih' und Glied mich drücken,
Und seh' den fremden Nebenmann
Um gutes Einverständniß an.

Bald steh'n wir, so und so gepaart,
Im festen Viereck dicht geschaart,
Ob tausendmal mit herbem Risse
Der Choc an unsre Glieder stieße,
Wir stehen ihm mit einerlei
Und tausendstimmigem Feldgeschrei.

Und ist das saure Werk vorbei —
Geb' Gott, daß es nichts Dummes sey! —
So darf ich mich zu meines Gleichen
In unsre Kammer wieder streichen;
Ich lege sacht mich auf das Ohr,
Und bin so klug als wie zuvor.

Z.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 13.

№ 100.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 27. April 1835.

Königin. — Die meinem Gram die Wage hielten,
Die ich vertrauend liebe, sind nicht hier,
Sie sind, wie all mein andrer Trost, weit weg,
In meiner Heimath.

Shakespeare.
Heinrich VIII.

Briefwechsel zwischen Marie-Antoinette und Kaiser Leopold II.

Es ist uns aus Paris von guter Hand ein Briefwechsel zwischen Marie-Antoinette, ihrem Bruder Leopold II. und mehreren bekannten Personen jener Zeit zugekommen, der kürzlich in den Pariser Archiven gefunden worden seyn soll. Die Dokumente enthalten zwar nichts, was sie aus Gründen der äußern oder innern Wahrscheinlichkeit geradezu verdächtig machte; indessen könnte doch auch unser Korrespondent hinsichtlich ihrer Aechtheit getäuscht worden seyn. Bevor wir daher Gelegenheit gefunden, unser Urtheil zu berichtigen, theilen wir nur die drei ersten Briefe mit, und behalten uns vor, die übrigen, nach den Umständen, später mitzutheilen oder zu unterdrücken. Sollte sich das Ganze als ein Produkt der Pariser Kunst erweisen, so wird das Folgende eben hinreichen, einen Begriff vom Ganzen zu geben, und immerhin auch für sich einiges Interesse behaupten.

* * *

Leopold II. an Marie Antoinette.

Den 2ten Mai (1791).

Theuerste Schwester, ich habe Euch schon lange nicht mehr geschrieben, nicht aus Mangel an Zuneigung, sondern weil es an sicherer Gelegenheit fehlt, die Briefe an Euch besorgen zu lassen, und weil ich fürchte, Euch zu kompromittiren. Gegenwärtiges Schreiben wird durch Herrn von Bombelles besorgt werden; ich kann seinem Eifer und seiner Ergebenheit für des Königs Dienst nicht genug Gerechtigkeit widerfahren lassen; er bringt diesen Brief dem Baron von Breteuil, der ihn Euch einhändigen wird.

Welch aufrichtigen Antheil ich an Eurer und des Königs Lage nehme, und wie sehr ich wünsche, Euch zu etwas behülflich zu seyn, davon dürft Ihr Euch überzeugt halten. Wenn ich unthätig bleibe, geschieht es nur aus Besorgniß, ich möchte in meinen Kombinationen nicht Eure Ansichten treffen, die ich nicht kenne. Man hat mir versprochen, es soll Jemand aus Frankreich kommen mit Instruktionen, man werde mir Eure Gesinnungen schriftlich zu wissen thun; bis jetzt ist keines von beiden geschehen, ich traue dem — nicht. Ich habe Calonne gesprochen, er ist beim Grafen von Artois und feuert ihn zu Unternehmungen an. Bis jezt habe ich, von Herrn von Bombelles unterstüzt, den Grafen von Artois im Zaume gehalten, da ich jede vereinzelte Unternehmung für gefahrbringend halte. Aber er will jezt Italien verlassen und sich zu Namur in den Niederlanden aufhalten, und ich wollte und konnte ihm die Erlaubniß hiezu nicht abschlagen. Das ist Alles, was ich

Euch bis jezt sagen kann. Ich verspreche Euch, nie einen Schritt zu thun, als im vollkommenen Einverständniß mit Euch, und Euren und des Königs Ansichten gemäß. Aber, ich beschwöre Euch, findet irgend ein Mittel auf, wie Ihr, ohne Euch bloß zu geben, mich von des Königs und Euren Absichten in Kenntniß setzen könnt, von Euren Plänen, was ich thun und nicht thun soll, welche Personen Euer Vertrauen haben, daß ich ihnen glauben kann, wenn sie in Eurem und des Königs Namen sprechen; denn Jedermann beruft sich auf Euch, und Ihr fühlt wohl, daß unter den obwaltenden Verhältnissen ich mich bei Eurer bedrängten Lage und dem Verlangen, Euch zu dienen, in der peinlichsten Verlegenheit befinde. Lasset mich auch wissen, welches Benehmen ich dem Grafen von Artois gegenüber zu beobachten habe und was ich ihm sagen soll. Haltet das viele Fragen dem Verlangen zu gut, Euch die wahre, aufrichtige Anhänglichkeit zu beweisen, womit ich bin und mein ganzes Leben seyn werde ꝛc.

Marie Antoinette an Leopold II.

Den 1sten Juni 1791.

Herr von Dur... hat uns dieses Papier von Euch gebracht, lieber Bruder; es führt keine Unterschrift, und der Inhalt ist von solcher Wichtigkeit, daß wir nicht unterlassen können, trotz der Redlichkeit des Ueberbringers, Euch zu fragen, ob das wirklich Eure Ansichten sind. Unbeschreiblich fühlen wir uns gerührt, daß Ihr Euch so warm unserer Sache annehmt. Die Gefühle des Grafen von Artois sind uns werth, aber wir glauben, daß jede feindselige Aeußerung, jedes Unternehmen, so lange wir in Paris sind, uns auf das Schrecklichste gefährden würde, wenn man auch ganz Paris für unsere Personen verantwortlich machen wollte. Die ehrlichen Leute möchte vielleicht diese Verantwortlichkeit binden, aber sie selbst werden von Brigands und Schurken beherrscht, die keinen Zügel kennen, die sich nimmermehr im Zaume halten ließen und nicht fähig sind, das ganze Gewicht einer solchen Verantwortlichkeit zu fühlen. Außerdem nimmt dieses Projekt dem Könige alle Einwirkung, und um aus dieser Krisis zu kommen, muß gerade der König durch Kraft und Muth imponiren.

Demnach verharren wir fest auf unserem früheren Entschluß: wir haben durch Herrn von Mercy und den Baron von Breteuil die Bitte an Euch gelangen lassen, und wir sprechen sie nochmals aus, acht- bis zehntausend Mann jeden Augenblick disponibel zu halten. Wenn einmal der König an sicherem Orte und in Freiheit ist, dann wird er mit Erkenntlichkeit und größter Freude alle Mächte sich auf seine Reklamation vereinigen sehen, um die Gerechtigkeit seiner Sache thätig zu unterstützen, und ich für meinen Theil werde mich um so glücklicher fühlen, da wir ihre Unterstützung Euren Bemühungen, Eurer sorgenden Liebe werden zu verdanken haben. Herr von Bombelles wird Euch wahrscheinlich durch Herr von Breteuil zugesendet worden seyn: Ihr könnt Allem, was er Euch von uns und in unserem Namen hinterbringt, vollkommenes Zutrauen schenken. Seitdem habe ich Euch durch dieselben Personen Briefe geschickt, sie werden Euch hoffentlich zugekommen seyn.

Für den Grafen von Artois würden wir keine Geheimnisse haben, wenn er nicht von Herrn von Calonne und dem Prinzen von Condé umgeben wäre, in die wir nie Zutrauen setzen werden. Ihr seht demnach, theurer Bruder, wie wichtig es ist, daß Ihr unsere Briefe dem Grafen von Artois nicht mittheilet.

Der Mann, der Euch diesen Brief bringt, ist sicher und treu, allein er kennt den Inhalt nicht. Ich bitte, ihn auf's Schleunigste zurückzusenden; wir haben Eile, nach dem 20sten fänden wir vielleicht die Mittel nicht mehr, unser Projekt * auszuführen. Ich umarme Euch von ganzem Herzen.

* Die bekannte Reise, auf welcher der König zu Varennes verhaftet wurde.

Nidwalden.

(Fortsetzung.)

63.

Dem Lämmergeier gleich, der, Raub zu spähen,
Zuerst empor in blaue Lüfte dringt,
Doch, wenn sein scharfer Blick die Beut' ersehen,
Sich blitzgeschwind in's Thal hinunter schwingt:
So schwebt sein Ball auf brausendem Gefieder
Erst himmelan, so stürzt er dann sich nieder;
Bevor der Gegner seinen Fall entdeckt,
Liegt er bereits zerschmettert hingestreckt.

64.

Siehst du dort mitten im Gewühl der Flotte
Den Nachen, der von Volk und Waffen starrt?
Dort fährt die Bombe nieder in die Rotte,
Die das Gestad zu stürmen sehnlich harrt.
Wie manchmal aus des heitern Himmels Ferne,
Vielleicht entsandt von unbekanntem Sterne,
Ein Meteorgestein auf diese Welt
Urplötzlich, rings zernichtend, niederfällt:

65.

So stürzt sie und zermalmet Mallots Stirne,
Die fruchtlos sich mit ehrnem Helme deckt;
Von seinem Blut und berstenden Gehirne
Wird rings der Kampfgenossen Schaar befleckt.

Dann, wie der Blitz sich Bahn bricht, mit Geschmetter
Entführt sie durch des Nachenbodens Bretter,
Erschafft im Augenblick ein rundes Thor,
Und plötzlich spritzt die Wassersäul' empor.

66.

Und höher stets im engen Raum sich schwellend,
Steigt Fluth zum Knöchel schon, zum Knie heran;
Jezt bricht die Woge über Bord, und gellend
Erschallt der Krieger Wehgeschrei im Kahn.
Im tiefen Strudel wälzen sich die Franken;
Die klammern sich an ihres Schiffes Planken,
Die suchen schwimmend naher Flöße Rand,
Zu fassen die gebotne Freundeshand.

67.

Zur Küste treiben Manchen Wind und Fluthen;
Vergebens ringen sie zu widerstehn,
Und scheuen sie, am Feindesstrand zu bluten,
So müssen sie im Trichter untergehn;
Und klammern Andre sich an rüst'ge Schwimmer,
So schwindet bald der Hoffnung lezter Schimmer,
Weil sie die Kriegstracht hemmt und niederzwingt,
Und beide so das nasse Grab verschlingt.

68.

Und schau! schon folgt der zweite Schreck dem ersten:
Der Künstler sendet seinen Ball dorthin
Zum fernsten Floß; du siehst ihn stürzen, bersten,
Erz, Feuer, Tod nach allen Seiten sprühn.
Ha! welch Verderben, welch Entsetzen walten
Im Raum, wo, von der Knechte Hand gehalten,
Die stolze Schaar der Kriegesrosse schnaubt,
Und sich der Troß in Sicherheit geglaubt!

69.

Erdbeben schreckt aus süßer Ruhe Träumen
So furchtbar nicht, als hier der Bombe Fall.
Dort stürzt getroffen Roß und Mann, dort bäumen
Die Pferde sich mit Wuth, erschreckt vom Knall;
Das hat in Angst die Zügel durchgebissen
Und sich des Führers starrer Faust entrissen,
Aufschlagend röthet dies den Huf mit Blut,
Und jenes wirft sich rasend in die Fluth.

70.

Doch Obersteg hat wieder Tod geladen,
Ein neu Verderben ist dem Feind gereift.
Wie ein Komet auf ungemessnen Pfaden,
Des Volkes Schreck, durch finstre Nächte schweift:
So fliegt sein Ball und reckt sein Gluthgefieder,
Und stürzt sich mitten in die Wagen nieder,
Mit Pulverlast und Kugelsaat beschwert,
Die des Geschützes Zorn bisher genährt.

71.

Das Pulver wird im Nu vom Feu'r ergriffen,
Und Knecht und Rudrer, Floß und Wagen brennt;
Hoch wallt der See und brandet in den Riffen,
Es kracht, als stürze jach das Firmament.
In alle Winde flieh'n die glüh'nden Trümmer,
Den See bedecken hingestreute Schwimmer,
Der Abgrund schluckt sie, auf ihr tiefes Grab
Wälzt sich des Dampfes Leichentuch herab.

72.

Doch wie sich mählich nun die schwarze Wolke
In Streifen theilt und durch die Sonne bricht,
Sieht Schaumburg forschend um nach seinem Volke,
Und alles Unheil offenbart das Licht.
Auf seinem Antlitz lodert heiß die Schande,
Der Zorn zerreißt der Feldherrn-Vorsicht Bande,
Er ruft mit bleichem Mund: „Zum Strand hinan!
Längst hat das Feuer Pforten aufgethan!

73.

Ihr Trommeln, wirbelt! flattert stolz, ihr Fahnen!
Im Sturm hinan! Trompeten, ruft den Muth!
Durchfliegt, ihr Flöß' und Nachen, eure Bahnen!
Zertheilet, wie des Meeres Hai, die Fluth!
Seht, wie die flachen Küsten dort euch laden!
Dort reiß' euch Rache hin auf Ehrenpfaden!
Der Franken Tapferster sey der geschäzt,
Der seinen Fuß zuerst an's Ufer sezt."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Beschluß.)

Die geistlichen Konferenzen. Die église française.

Bei der ersten Konferenz bezeigte sich Abbé Lacordaire außerordentlich demüthig, und wagte kaum, wie er sagte, die Ehre anzunehmen, die ihm der Erzbischof dadurch erwiesen, daß er ihn zum Konferenzprediger ausersehen. Es sah in der Kirche sonderbar aus. Da die Konferenzen nur für Männer gehalten werden, so waren sie in dem mittlern Schiffe der Kirche wie in einer Art von Gehege vereinigt, und die armen Damen, gegen welche man sonst überall in Paris so galant ist, mußten außerhalb des Geheges oder Geländers stehen oder sitzen, und sich behelfen, wie sie konnten.

Fast die ganze legitimistische oder altroyalistische Partei war da; denn diese ist es besonders, welche sich zu Fuße und in Kutschen zu den geistlichen Konferenzen drängt, und hier einen Vereinigungspunkt findet, an welchem es ihr sonst ziemlich gebricht; weßhalb die Konferenzen des Abbé Lacordaire auch vorzüglich in den Tagblättern dieser Partei gelobt werden. Vermuthlich um die Stimme des Redners zu schonen, da das Gewölbe der Kirche sehr hoch ist, hatte man die sonderbare Vorkehrung getroffen, ein Tuch über dem Predigtstuhl bis zu den gegenüberstehenden Pfeilern zu spannen. Die Konferenz bekam dadurch ein gewaltig düsteres Ansehen, und nur die Damen außerhalb des Geheges standen in ihrem natürlichen Lichte. Wer diesen akustischen Einfall gehabt, weiß ich nicht. Bei der zweiten Konferenz war das Tuch nicht mehr über dem Predigtstuhl, sondern demselben gegenüber ausgespannt. Auch hier hatten die Physiker der Notre-Damekirche fehl geschossen, und bei der dritten Konferenz wird das Tuch wohl ganz wegfallen. Uebrigens hielt sich der Redner in dem alten Gleise der französischen Theologie und Dogmatik: die katholische Kirche sey einig in ihrer Lehre, die Protestanten weichen in ihren Meinungen von einander ab und können sich nicht unter einander verständigen; ergo sey die katholische Kirche die wahre, die unfehlbare. Alles Reisen, alles Zusammenleben mit dem genialen La Mennais, alles Nachdenken über die verschiedenen Religionen scheint den Abbé Lacordaire nicht weiter gebracht zu haben, als er zuvor stand, oder nach vielem Umherschweifen ist er wieder zu seinem alten Standpunkte zurückgekehrt. Indem sich nun der Erzbischof freut, so viele Leute zu den von ihm angeordneten Konferenzen hinzuströmen zu sehen, wird doch auch die Kirche des von ihm gehaßten Abbé Chatel und die des Abbé Auzou nicht leer. Lezterer fährt fort, seinem Gottesdienste einen politischen Anstrich zu geben. So feierte er am 20sten März ein Seelenamt zum Andenken des jungen Napoleon, und hielt eine Leichenrede auf ihn. Für den Abbé Chatel wird in der St. Maurstraße eine kleine Kirche gebaut, und zwar auf Kosten eines begüterten Geistlichen, der ihm beisteht. Was doch aus dieser Eglise française noch werden wird! Sie hat Bestand, und scheint einem Theile des Pariser Publikums zuzusagen. Bis jezt fehlen ihr aber zwei Dinge: eine volle Anerkennung von Seiten der Regierung, welche dieselbe bloß duldet, und leicht unter einem polizeilichen Vorwande diesen Gottesdienst verbieten könnte, wenn ihr viel daran gelegen wäre, und dann ein Einkommen zur Besoldung der Kirchendiener und zur Bestreitung der übrigen Kosten. Bis jezt begnügt sich die neue Kirche mit dem Einsammeln fremder Gaben, und läßt sich nicht, wie die katholische in Paris, für Einsegnung der Heirathen und für Todtenämter theuer bezahlen, und dies mag wohl ein Grund seyn, weßhalb manche Leute aus den ärmern Klassen sich an diese neue Kirche wenden bei Heirathen, Taufen und Beerdigungen, ohne sich darum zu bekümmern, ob dies eine rechtmäßige Kirche ist oder nicht. Als neulich auf einem Dorfe neben Paris ein Mädchen starb, welches dem neuen Gottesdienste beizuwohnen pflegte, und der Dorfpfarrer sich weigerte, der Beerdigung vorzustehen, wurde von den Einwohnern ein Geistlicher aus der neuen Kirche geholt, und das ganze Dorf wohnte der Beerdigung bei. Die Chatelsche Kirche ist also gleichsam eine Opposition im Kirchenfache, und wird desto mehr Ansehen gewinnen, je unkluger sich die katholische Geistlichkeit in Paris benimmt. So pflegt es mit allen Oppositionen zu gehen, Sie lehren Klugheit und Vorsicht, und verachtet die Majorität diese Lehren, so kommt die Opposition oben an zu stehen. Dg.

Genf, April.

(Beschluß.)

Der fromme Millionär.

Junot verheirathete sich bald darauf mit einem armen, aber frommen Mädchen seiner Gemeinde, arbeitete mit ihr fleißig und treu, so daß es ihnen und ihren Kindern bei ihren bescheidenen Ansprüchen an's Leben wohl ging. Von Malans Kirche wandte er sich später zu Empeyta's Gemeinde und Betsaal auf dem Bourg-de-four. Vorige Woche läßt ihn der Bankier H. zu sich bitten und sagt ihm mit Vorsicht und einiger Verlegenheit: „Herr Junot, ich habe eine Nachricht für Sie aus England; erinnern Sie sich des Sir R., der vor einigen Jahren hier war?“ — „Allerdings; geht es ihm wohl? wo ist er jezt?“ — „Ja, es geht ihm gewiß wohl; denn hochgeachtet von Allen, die ihn kannten, wegen seines reinen Wandels, ist er kürzlich dort gestorben.“ — „Dies schmerzt mich sehr, doch ist ihm wohl im Herrn; aber was steht zu Ihren Diensten, Herr H.?“ — „Was würden Sie sagen, Herr Junot, wenn Sir R. Sie bei seinem Tod mit einer bedeutenden Summe zum Erben eingesezt hätte?“ — „Mich? nun, ich würde es tragen, denn Gott hätte es gegeben.“ — „Sie erben fünfzigtausend Franken von ihm.“ — „Eine schwere Last, doch, wie Gott will.“ — „Wären Sie auch auf ein Mehreres gefaßt?“ — „Wenn mich Gott prüfen will, ich halte still.“ — „Nun, so fassen Sie sich! Sie sind der einzige Erbe des ganzen großen Vermögens, das Sir R., ohne Kinder und nähere Verwandte, vor Kurzem hinterlassen hat; es beträgt wenigstens sechs Millionen Franken; ich habe alle nöthigen Papiere darüber von London empfangen, und erwarte nun Ihre Bestimmungen, um das Geld von daher zu beziehen.“ — „Wie Gott will! es ist Satan, der mich versucht, aber es soll mir mit des Herrn Beistand wohl gelingen, seinen Fallstricken zu entgehen; der Herr erbarme sich nur meiner armen Kinder, daß sie sich von dem schnöden Mammon nicht verderben lassen.“ — Junot war bisher troz allem Zureden nicht zu bewegen, das Geringste an seiner Lebensart zu ändern, und was noch mehr zu verwundern ist, seine Frau theilt ganz seine Ansicht. Nach wie vor trägt sie den grobtuchenen, dunkelbraunen Mantel, den engen, schwarzen Hut mit gescheiteltem Haar und den kleinen Henkelkorb. Nach wie vor gehen sie täglich früh an die Arbeit in den Ateliers von François und Lecoultre, wo sie seit Jahren beschäftigt sind. Um eilf Uhr geht die Frau nach Hause, um nach den Kindern zu sehen und eine gute Suppe zu bereiten, die sie dann ihrem Mann selbst in ihrem Korb heimträgt. Nach wie vor bewohnen sie in einer Vorstadt ein kleines Quartier für 150 Franken, und haben gar keine Lust, es aufzugeben. Sie sagen: „In unserm Leben soll Alles bleiben, wie es bisher war, sonst bekäme Satan gewiß Gewalt über uns; er will uns locken, eine Kleinigkeit nach der andern zu verändern, und am Ende unsere Ruhe und unsern Frieden aufzugeben.“ — Bei diesen Gesinnungen Junots ist gar nicht abzusehen, was er mit seinen Millionen anfangen will. Wahrscheinlich wird er damit beginnen, der Empeyta'schen Gemeinde ein Bethaus zu erbauen, das ihr bisher immer noch abging. Wahrhaftig, wenn der Methodismus solche Schüler zieht, so leistet er mehr, als viele Kirchen und als alle Lehrstühle der Weltweisheit zusammengenommen!

Beilage: Literaturblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 101.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 28. April 1835.

Que l'insipide symétrie
Règle la ville qu'elle ennuie,
Que les tems y sont concertés,
Et les plaisirs mêmes comptés!

Gresset.

Zeitbilder aus Paris.

Longchamps.

Die Promenade nach Longchamps ist aller Orten bekannt; allein Viele lesen Jahr aus Jahr ein von ihren Herrlichkeiten, von den schönen Frauen und Moden und Pferden, die man da sieht, viele sogar tummeln sich selbst mitten in diesem bunten Gewimmel von Fahrenden, Reitenden und Fußgängern, und wissen weiter nichts über den berühmten Spaziergang, als daß er am Eingange der Champs-élysées beginnt, daß man zum einen Gitter der Barrière de l'Etoile hinaus- und zum andern wieder hereinfährt, und dann, wenn man glaubt, noch nicht gehörig gesehen zu haben, oder gesehen worden zu seyn, und kein Regenschauer die Menge auseinander jagt, die Tour von vorne wieder anfängt, und sofort, bis der Abend kommt. Ueber den Namen Longchamps, über die Entstehung dieser Wallfahrt werden daher dem Leser einige nähere Details willkommen seyn.

Da wo die Seine, nachdem sie Paris verlassen, ihre erste Krümmung macht, indem sie südlich einbiegt, lag ein Feld, welches um ein Bedeutendes länger als breit war, und daher Longchamps genannt wurde; hier ließ Isabelle, die Schwester des heil. Ludwigs, im Jahre 1260 mit großer Pracht eine Abtei erbauen, unter dem Namen Notre Dame de l'humilité. Diese der Demuth geheiligte Stätte ward bald eines der prunkendsten Klöster von Paris. Der König hatte seiner Schwester eine bedeutende Summe dazu geschenkt, 30,000 Livres Parisis, was ohngefähr 109,000 Franks nach dem heutigen Werthe des Geldes ausmacht. Die Prinzessin ließ sich selbst unter die Klosterfrauen aufnehmen und starb 1269; ihr Leichnam bewirkte eine Menge Mirakel, worüber Agnes, die erste Aebtissin, in ihrer Biographie Isabellens ausführlich berichtet. Blanche, die Tochter Philipps des Langen, wurde gleichfalls Nonne zu Longchamps. Der König, der seine Tochter zärtlich liebte, besuchte sie zuweilen und übernachtete wohl auch im Kloster, zumal bei hohen Festlichkeiten. Im Jahre 1320 erkrankte er daselbst; die Religiosen von St. Denis zogen in feierlicher Prozession, barfüßig heran und ließen den König ein Stück vom wahren Kreuze und einen Arm des heiligen Simeon berühren, worauf Se. Majestät genaß. Das Jahr darauf wurde Philipp auf's Neue krank und ließ sich nach Longchamps bringen, wo er verschied.

Außer den beiden genannten fürstlichen Personen ließen sich eine Menge Damen vom höchsten Range hier aufnehmen; es war eine königliche Stiftung, dabei die Lage sehr angenehm, nicht weit vom Hofe. In den spätern Zeiten ließen die vornehmsten Familien daselbst ihre Töchter bilden. Der Beitritt zu dieser Kongregation

wurde nur solchen Damen gestattet, welche Beweise eines alten, makellosen Adels beibringen konnten.

Unter Ludwig XIV. war Longchamps höchst wahrscheinlich noch nicht das Ziel einer allgemeinen Promenade in den lezten Tagen der Charwoche; Frau von Sévigné, welche öfters ihrer Tochter schreibt: „Madame *** hat die Charwoche in Longchamps zugebracht," würde nicht ermangelt haben, über die Moden, die sie gesehen, über die Damen, die am meisten brillirt, zu berichten. Ueber die Entstehung der Spazierfahrt ist uns Folgendes mitgetheilt worden. Zur Zeit, wo Ludwig XV. noch in seine Frau Maria Leczinska verliebt war, wünschte die andächtige Königin sich einige Tage in der Charwoche in Longchamps aufzuhalten. Auf so lange Zeit wollte sich Anfangs der König nicht von seiner Gemahlin trennen, da diese aber darauf bestand, so wurde ausgemacht, der König solle seine Gemahlin am Charfreitag Abend abholen; bei dieser Gelegenheit wurden die Lamentationen des Jeremias mit so viel Ausdruck und Salbung gesungen, und von so reinen, frischen, seraphischen Stimmen, daß sich der Monarch innigst gerührt fühlte. Im folgenden Jahre boten die Familien der Aebtissin und der Stiftsdamen Alles auf, den König zu bewegen, daß er abermals der Andacht des Charfreitags in Longchamps beiwohnte: er begab sich dahin mit der Königin, und der ganze Hof folgte. Von diesem Tage an wurde es Mode, am Charfreitage nach Longchamps zu fahren; die Stadt ging hin, um die Nonnen singen zu hören und um den Hof zu sehen; bald wurde die Andacht Nebensache, die Kleidung wurde weltlich, man sah Federn und Blumen auf den Hüten der Damen, Juwelen und reiche Stickereien und kostbare Stoffe, glänzende Equipagen, die schönsten Pferde; die Herzoginnen, Marquisinnen, die Frauen aus der höhern Magistratur überboten einander in diesem seltsamen, frommen Luxus, und die Financiers mit ihren Damen verdunkelten oft den Hof und den Adel. Da sah man die Duthé in einem Wagen, dessen Räder und Verzierungen von Stahl, wie Diamanten geschliffen, in der Sonne funkelten und solchen Glanz verbreiteten, daß sich das Auge geblendet senken mußte. Die Dubarry erschien einmal in einer Karosse, die ganz mit Silber eingelegt war; die Ornamente waren von den geschicktesten Goldarbeitern gefertigt worden. Die reichen Engländer kamen in diesen Tagen nach Paris und ließen ihre wunderschönen Pferde paradiren, die nicht selten mit silbernen Hufeisen beschlagen waren.

Die Aebtissin that das Möglichste, um diese Mode zu erhalten, und warb die besten Sängerinnen an, die nur aufzutreiben waren; man ging so weit, daß man junge Mädchen aus den untern oder Mittelklassen aufnahm, welche mit besonders schöner Stimme begabt waren. Paris erstaunte nicht wenig, als es eines Tags erfuhr, die Tochter eines Essigsieders sey Stiftsdame zu Longchamps geworden; das Mädchen sang wie ein Engel — heutzutage singen die Engel im Théâtre italien! Damals lieferte die große Oper nicht selten Virtuosinnen, welche unter dem Novizenschleier die Klagen des Jeremias sangen. So weit war es nach 600 Jahren mit Notre Dame de l'humilité gekommen; von da zur gänzlichen Zerstörung war nicht mehr weit. Der Revolutionssturm zertrümmerte das königliche Stift, und die Spazierfahrt nach Longchamps unterblieb eine Zeitlang. Unter dem Direktorium kam sie wieder auf; in der Charwoche bis zum Charfreitag Abend sah man die Alleen der Champs-élysées neuerdings mit Equipagen und reichen Toiletten bedeckt. Das Kloster und seine himmlischen Gesänge, der Hof und seine Pracht, das war freilich alles verschwunden; dafür sah man Parvenus und ihre Frauen in griechischen Gewändern, mit nackten rothen Armen und diamantenen Diademen auf der Stirne. Während des Kaiserreichs wollte Longchamps sich nicht recht machen; dem Helden gefiel bloß militärische Pracht, damals gab es Manövers und Paraden, und nach Longchamps zogen nur bescheidene Fußgänger, demüthige Fiaker, und nur dann und wann rollte eine Karosse dazwischen.

(Der Beschluß folgt.)

Nidwalden.

(Fortsetzung.)

74.

Er spricht's; und wie sich die gewalt'ge Welle,
Auf hohem Meer vom Sturmeshauch gethürmt,
Zum Strande wälzt in ungezähmter Schnelle
Und jezt hochbrandend das Gestad bestürmt:
So kommen des Geschwaders breite Schaaren,
Beschwingt von tausend Rudern, hergefahren;
Es schweiget das Geschütz, der Rauch zergeht:
Sieh da, des Heers grauvolle Majestät!

75.

Schon kann das Ohr der muth'gen Alpensöhne
Der fremden Führer Kampfgebot verstehn,
Hört drohender die kriegerischen Töne
Von Trommel, Pauk' und Horn herüber wehn;
Jezt kann ihr Blick genau die Kähne trennen,
Jezt Waffen, Tracht und Angesicht erkennen.
Doch Odermatt, Nidwaldens Stab und Hort,
Ermahnt die Seinen mit beherztem Wort:

76.

„Heran! die ihr mit den vertrauten Rohren
So oft durchdrangt der Scheibe engsten Kreis;
Jezt eifert, jene Räuber zu durchbohren!
Heut nimmt der Schütz den höchsten Ehrenpreis;

Die alte Freiheit gilt's, des Namens Ehre,
Und Rache für des Vaterlandes Zähre!
Euch lohnt, wenn euerm Blei der Gegner sank,
Ein keusches Weib und freier Enkel Dank!"

77.

Er ruft's, und hebt das krumme Horn zum Munde,
Das von der Schulter ihm zur Hüfte schwebt,
Und stößt darein, daß sich in weiter Runde
Gebirg und Thal vom Hirtenruf belebt.
Wie glüht der Schützen Herz, in Zornes Wettern
Die nahe Macht des Feindes zu zerschmettern!
Wie flammt ihr Feuer auf! wie wallt der Rauch
So dicht hervor aus Warte, Wall und Strauch!

78.

Und wie der hohe Zorn der stolzen Blitze
Der Armuth niedre Hütten übergeht;
Der stürzt sich auf des Berges Felsenspitze,
Der auf die Burg, die hoch als Herrscher steht,
Der schlägt das Haupt der königlichen Eiche,
Der fällt den Obelisk mit raschem Streiche:
So wählt ihr Blei im dichten Feindeskranz
Der Führer stolzes Haupt, der Herrscher Glanz.

79.

Latour, der Tapfre, glüht vor allen Franken
Auf kühn erkämpftem Feindesgrund zu stehn;
Latour, dem ehrenwerthe Lorbeerranken,
In manchem Sieg gepflückt, die Stirn umwehn.
Er rühmt, wo auch die Tapfersten verzagen,
Sich festen Schrittes in den Feind zu wagen;
Gern schleudert er für ew'gen Ruhms Gewinn
Des Lebens karge Lust dem Tod dahin.

80.

Ein elend Dorf im Schoße der Sevennen
Bewohnte seiner Väter arm Geschlecht;
Ihn soll mit Ruhm die fernste Zone nennen,
So will sein Stolz, vor eilt er im Gefecht.
Lang kämpft' er schon in nah'n und fernen Landen,
Er hat die Donner Valmy's fest bestanden,
Die narbenvolle Brust bewahrt die Spur
Von seiner Tapferkeit auf Lodi's Flur.

81.

Verachtend so Geschütz wie Feuerbrände,
Vom Fall der Kampfgenossen ungerührt,
Hat er, entlang zerschossenem Gelände
Des Adda-Stegs, das Heer zum Sieg geführt,
Zuerst der Brücke schmalen Pfad durchflogen,
Als links und rechts in blutgefärbten Wogen
Zu Tausenden versanken Mann und Roß,
Dahingerafft vom mörderischen Geschoß.

82.

Der spricht zu seiner Schaar: „O Siegsgenossen!
Hell winkt der Ruhm auf's Neu; rasch sey die Fahrt!
An jenem Strand, bald ist der Weg erschlossen,
Sind Ehrenkronen für den Muth bewahrt.
Du, Steurer, lenke dort nach jenen Bäumen,
Laßt, Ruderer, die zerrißne Welle schäumen;
Ihr Krieger, schließt euch helfend ihnen an,
Und wie Delphine furcht die weiche Bahn!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, April.

Mainz vormals und jezt.

Unter dem Schutze des segensreichen Friedens und einer weisen Regierung erhebt sich unsere Stadt immer mehr von dem Verfall, in welchen sie die öftern Kriege und Belagerungen gebracht hatten, und nähert sich wieder jenem Grade von Wohlstande, dessen sie unter der Kurfürstenzeit theilhaftig war, jedoch auf eine solidere, tiefer begründete Weise, als damals. Früher nannte man unsere Stadt das goldene Mainz; vergoldet wäre ein passenderer Ausdruck dafür gewesen. Der Wohlstand von Mainz war unter der Kurfürstenregierung ziemlich allgemein, das ist wahr; er war aber, da er nicht aus Handel, aus Gewerbfleiß, nicht aus eigener Thatkraft hervorging, an Bedingungen geknüpft, die mit jedem politischen Wechsel seinen Untergang nach sich ziehen mußten. Um den Kurerzbischöflichen Hof von Mainz vereinte sich eine zahlreiche diplomatische Vertretung der ersten und meisten europäischen Kabinette; der reichste Adel von Deutschland, der seine ungemessenen Einkünfte von Außen zog, wählte seine Residenz an dem, dem Leben in allen seinen Phasen geöffneten kurfürstlichen Sitze; eine hohe und niedere Geistlichkeit, viele und reich dotirte Klöster und Stifter, deren Bewohner den weltlichen Luxus nicht verschmähten, ließen ihren Ueberfluß ausströmen und sorgten für die Armuth; eine mit Recht berühmte Universität trug mit ihrer von Jünglingen aus fast allen Theilen Deutschlands gebildeten Bevölkerung sowohl zur Aufklärung, als zum Wohlstande der Bürger bei; das Zunftwesen, noch an seine feudalistische Beschränkung gebunden, schüzte den Handwerker vor störender Konkurrenz; die Staatsabgaben waren sehr unbedeutend; ein ausgezeichnetes Theater, eine vorzügliche Oper sorgten für Unterhaltung und Vergnügen; so sehr ein üppiges und verschwenderisches Leben die Großen und Reichen auszeichnete, so begnügsam und mäßig war der Kaufmanns- und Gewerbstand in seinen Genüssen, seinen Bedürfnissen und in seinen gesellschaftlichen Ansprüchen, zwischen welche leztere die Aristokratie eine scharfe Scheidewand gelegt hatte, in welcher aber der sich von dem Adel und der Geistlichkeit nährende Bürger keine Fessel erblickte. So lebte man allerdings sorglos und ruhig in den Tag hinein, weil das Auskommen fast eines Jeden gesichert war, und alle Lebensbedürfnisse einen sehr niedern Preis hatten. Das Regiment des Krummstabes war mild; es herrschte nach den damaligen Begriffen viele Freiheit; Wiz, Laune, Frohsinn charakterisirte schon damals, wie jezt, den lebenslustigen Mainzer; auch die Presse war frei, man begnügte sich aber,

mit Reden und druckte nichts; nur vergriffene Katechismen und Gebetbücher wurden wieder frisch aufgelegt; Mainz mit seiner berühmten hohen Schule hatte keine einzige Buchhandlung; so vortheilhaft für den Handel. an dem stolzen Rhein, an der Mündung des Mains, an mehreren sich durchkreuzenden Hauptstraßen gelegen, kannte Mainz nur die Krämerei, hatte keine Fabriken, keine Schifffahrt, keinen Sinn für höhere Merkantilspekulationen.

In Folge der allgemeinen Erschütterung aller alten Verhältnisse durch die französische Revolution wurde der kurfürstliche Hof von Mainz vertrieben; die Geistlichkeit verarmte bei Aufhebung der Klöster, der Adel wanderte aus, alle ehemaligen Quellen des Wohllebens versiegten, die Bürgerschaft wurde auf ihre eigene Kraft und Selbsthülfe angewiesen. Sie besann sich nicht lange, die ihr von der Nothwendigkeit und dem Schicksale gestellte Aufgabe zu lösen, und wie ihr dieses gelang, zeigen die gegenwärtigen Verhältnisse, in welchen wir leben, zeigt die fast gänzliche Umgestaltung unserer Stadt durch Neubauten und Verschönerungen jeder Art. An die Stellen mancher überflüssigen Kirchen und Klöster wurden Häuser erbaut; so steht unter andern an der Stelle der ehemaligen Domprobstei ein prächtiges Schauspielhaus für mehr als 300,000 Gulden; ganze neue Straßen sind erstanden, in einem einzigen Jahre fast hundert neue Häuser erbaut, und darunter palastähnliche Gebäude, zu deren Errichtung die frühern Dynasten einen Zeitraum von wenigstens dreißig bis vierzig Jahren gebraucht hätten; die schönsten, mit den ausgesuchtesten und reichsten Waaren versehenen Laden zieren die Hauptstraßen; wir haben Fabriken, deren Waaren sich bis in andere Welttheile Eingang verschafft haben; Handel und Gewerbe stehen in einem nie gesehenen Flor; fünf Buchhandlungen unterhalten mit eigenem Vortheil den geistigen Verkehr; wir haben ein reich bevölkertes, durch die Tüchtigkeit seiner Professoren und durch die von ihm gelieferten Resultate auch im Auslande vortheilhaft bekanntes Gymnasium, eine Realschule, so wie viele Privat-Erziehungsanstalten von verdientem gutem Rufe; für das Unterrichtswesen in den Provinzstädten und auf dem Lande ist gleichfalls durch den Oberstudienrath die beste Vorsorge getroffen; nicht minder ist für das materielle Wohl der Prediger und Lehrer gesorgt, die anständig besoldet sind und auch eine Wittwenkasse haben; den Fremden muß es in dieser Beziehung angenehm überraschen, wenn er unsere, in allen Richtungen mit Kunststraßen durchschnittene Provinz bereist und in jedem Dorfe die schönsten Gebäude für Schulhäuser und Pfarrwohnungen erkennt; auch die Künste werden nicht vernachlässigt: Malerei, Skulptur, Musik erhalten eine zarte Pflege, nicht minder andere Humanitäts-Anstalten, und so ist nicht zu verkennen, daß das geistliche und sittliche Streben unserer Stadt in einem kräftigen Aufschwung begriffen ist, so wie der Wohlstand derselben, der auf dem Princip eigenen Schaffens unter kluger Benuzung der zeitlichen und örtlichen Verhältnisse beruht, jenen der frühern Zeit nicht nur erreicht, sondern sogar überbietet, und daß wir nur der Ruhe und des anhaltenden Friedens bedürfen, um unsere geistige und materielle Existenz immer mehr zu konsolidiren.

London, April.

Deutsche Produkte und deutsche Sprache in London.

England und die Engländer — worunter ich die meerumgürtete Insel und das brittische Volk, nicht das so benannte Buch des im Parlamente immer noch schweigsamen Bulwer meine — haben in Deutschland viele Gegner, um nicht zu sagen, Feinde. Gleichwohl, sollte ich glauben, muß eine Bemerkung, die ich eben im Begriff bin, hier niederzulegen, weil sie dem nationalen Stolze schmeichelt, dem feindseligst gesinnten Deutschen Freude machen. Und diese Bemerkung ist keine andere, als daß die Anerkennung deutscher Vorzüge sich immer weiter über England verbreitet, und selbst in allen Zweigen des Handelsverkehrs immer bemerkbarer wird. Vor wenigen Jahren noch konnte der Deutsche durch die Straßen Londons wandern, ohne durch einen ausgehängten deutschen Handelsartikel an sein Vaterland erinnert zu werden; desto öfter begegnete er dem Aushängeschilde: französisch. Seit den lezten Jahren, und wie es scheint, in steigender Progression, tritt das Französische zurück, das Deutsche vor, und in allen Straßen erblickt man hinter den spiegelnden Prachtscheiben der Gewölbe allerlei als deutsch empfohlen. Der Fleischhauer, unter dessen Gewölbe das Klipp Klapp einer Dampfmühle die unabläßige Wurstfabrikation verräth, rühmt die deutschen Würste, und nicht er allein, auch der italienische Waarenhändler, der seinen Wurstbedarf aus der Mühle des benachbarten Fleischhauers bezieht, legt auf die ausgestellten Exemplare Zettel, welche dieselben mit true german saucages als veritables deutsches Fabrikat bezeichnen. Der Bäcker folgt dem Beispiele des spekulativen Handwerksgenossen und schreibt auf eine elegante Schachtel mit großen Buchstaben: true german cakes, ächte deutsche Kuchen. Indem ich aber diese beiden Artikel hervorhebe, bin ich weit entfernt, auf die nahrhafte Nationalleidenschaft der Deutschen für Wurst und Kuchen einen Schein von Lächerlichkeit werfen zu wollen. Ich versichere, daß ich mehrere Male der Versuchung unterlegen habe, die Wahrheit der Bäcker- und Fleischhaueraufschriften zu prüfen, und mag ich auch nicht behaupten, daß ich die Würste so gut gefunden wie in Braunschweig, und die Kuchen so schmackhaft wie in Leipzig, so will ich doch kein Deutscher seyn — und das wäre mir schmerzlich — wenn Würste und Kuchen nicht just so aussehen wie in Braunschweig und Leipzig. Nein, die Ursache, warum ich gerade diese zwei Eßwaaren herausgehoben habe, ist eine doppelte: einmal, zum Beweise, daß selbst die niedrigern Volksklassen eine Hinneigung zu Deutschland zu empfinden anfangen, denn sie sind vorzüglich die Wurst- und Kuchenkäufer, und zweitens, zum Beweis, daß andere Gründe für diese Hinneigung stattfinden müssen, als die deutsche Geburt der Königin, da diese weder ein Liebling der niedern Volksklassen, noch eine besondere Patronin der Bäcker und Fleischhauer ist. Hierin liegt also zugleich eine Widerlegung dessen, was die Tories sehr geneigt sind, als Beweggrund geltend zu machen. Dagegen mag es wohl zum Theil richtig seyn, daß die deutsche Sprache die jezt vielseitig ihr zu Theil werdende Beachtung, so wie ihre anerkannte Erhebung zur fashionabeln Sprache dem bemerkten Umstande verdankt. Ich sage absichtlich, zum Theil, und wünschte, mit auf Thatsachen gegründeter Ueberzeugung hinzusezen zu können, zum kleinern Theile; denn zur Ehre der englischen Aristokratie und ihres Geschmacks will und kann ich nicht glauben, daß, wenn es auch solche unter ihr gibt, die sich der Mode wegen zum Erlernen des Deutschen entschließen, es doch Viele unter ihr geben sollte, die nach Besiegung der ersten Schwierigkeiten und nach der flüchtigsten Bekanntschaft mit der deutschen Literatur weniger durch ihren Werth, als durch die Forderung der Mode zum weitern Fortschreiten bewogen werden sollten.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 102.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 29. April 1835.

Wenn sich der Held für seines Landes Freiheit
Verwegen aus dem Arm der Liebe reißt,
Da muß Sie Gott und seiner Kraft vertraun,
Und seine Ehre lieben als sein Leben.

Th. Körner.

Nidwalden.

(Fortsetzung.)

83.

Sie stimmen bei mit lautem Jubelschalle;
Schon sind im Nu die Ruder hergeschafft,
Der Nachen übersliegt die andern alle,
Sechs Arme rühren sich an jedem Schaft.
Die Welle sandt, getheilt vom raschen Kiele,
In tiefer Furche gleitet er zum Ziele,
Das Ruder schallt, es stöhnt das Weidenband,
Der Rudrer keucht: so nahen sie dem Strand.

84.

Doch von des Thurmes altergrauen Zinnen
Schau'n Unterwaldens Söhne still und fest
Der Frankenschaar vermessenes Beginnen,
Wie Adler schauen aus dem Felsennest.
Hier regt in Jugendkraft die alten Glieder
Der greise Waser, der von Bürgen nieder
Mit sieben Söhnen in's Gefechte trat,
Und sie entflammt durch Wort und kühne That.

85.

Sein Eidam, Scheuber, späht durch's Eisengitter:
Schon zielt der rasche Frank von Wolfenschieß,
Und emsig laden ihre Büchsen Schmitter
Und Risi, der sein Weib in Thränen ließ.
O ihr, die reine Liebe jüngst verbunden,
Wie schlägt der wilde Krieg euch tiefe Wunden!
Er reißt vom treusten Herzen hier ein Herz,
Und wandelt freud'gen Fleiß in bangen Schmerz.

86.

Sie bat umsonst: „Geliebter Mann, verstoße
Mich Aermste nicht, die nur in dir gelebt!
Wo nicht, des Lebens schone, das dem Schoße
Entkeimend, schon an's Licht der Sonne strebt!
Längst hat die Eltern mir das Grab verschlungen;
Wer schützt, wenn jene Horden eingedrungen,
Dein einsam Weib im rohen Kriegerschwarm,
Erlag im Kampfe fern der Retterarm?“

87.

Er aber spricht mit kaum gehaltnem Blicke,
Sein Arm umschlingt den doppelt theuren Leib:
„O, halte nicht mit Flehen mich zurücke,
Denn nie vergebens bat'st du, theures Weib!

Wo seines Feindes Arme nicht zu zählen,
Wie dürfte da ein Arm dem Lande fehlen?
Wenn Heimkehr mir dein rein Gebet beschéert,
Dann leb' ich dein und unsrer Väter werth!"

88.

Da holt sie selber ihm die Jägertasche
Und bringt die oft mit Preis gekrönte Wehr;
Holt dann der Traube Saft in voller Flasche,
Zur Taufe sonst gespart, geschäftig her;
Sie läßt das Schwert um seine Hüfte schweben,
Indeß aus tiefster Brust die Seufzer beben,
Und hält ihn fest, bis Horn und Waffensturm
Von allen Seiten ruft, von jedem Thurm.

89.

Das stürmt ihn fort. Sie aber sizt in Thränen
Im stillen Wohngemach am öden Tisch.
Des Abends Graun erneut ihr ängstlich Sehnen,
Im Schlummer schreckt sie banges Traumgemisch.
Doch wie die Schlacht entbrannt am frühen Morgen,
Entscheuchen bleicher Schreck und Muttersorgen
Sie dem bedrohten Haus am Seegestad;
Sie klimmt empor auf steilem Bergespfad.

90.

Kirsiten sind genannt die stillen Hütten
Am Bergesfuß, vom klaren See bespült,
Von aller Welt durch Felsen abgeschnitten,
Von hoher Bäume Schattendach gekühlt.
Nur über des Gebirges hohen Rücken,
Durch Buchenwald und finstre Felsenlücken,
Schlingt sich ein schmaler Pfad nach Stanz empor,
Fußwanderern des Dörfchens einzig Thor.

91.

Schwerathmend strebt sie diesen zu erklimmen;
Oft hält sie an und schaut mit scheuem Blick,
In dem der Wehmuth bittre Tropfen schwimmen,
Bald nach Stansstad, zur Heimath bald zurück.
Wie ihre Bürde an den Grund sie hefte,
Die Angst verleiht ihr stets erneute Kräfte:
So flieht das Reh, nach kurzer Ruhe, schnell,
Ertönt ihm näher Horn und Hundgebell.

92.

Jezt steht sie auf dem Bergeshaupte Bürgen,
Wo frei der Blick die Gegend überschaut,
Sieht tief im Thal des Krieges Männerwürgen,
Hört gräßlich Kampfgetös und Wehelaut:
Da trägt sie wieder fort der bleiche Schrecken,
In öder Felsenschlucht sich zu verstecken;
In's nahe Dörfchen steigt sie erst hinab,
Dem das Gebirg den eignen Namen gab.

93.

Dann klimmt sie an des Thälchens andrer Seite
Zu jenen Höhn, die Wald und Fels bedeckt;
Wie oft sie auch auf rauhen Pfaden gleite,
Sie sucht, bis ein Asyl sich ihr entdeckt;
Denn sieh: zum Schutz vor jeder Feindesrotte
Eröffnet das Gebirg ihr eine Grotte,
Von wilder Klippen starrem Wall umthürmt,
Von Laubgebüsch vor Späherblick geschirmt.

94.

Hier endlich sieht die Flücht'ge sich geborgen,
Hier bleibt sie. Nur die Brombeer im Gesträuch
Beut Kost ihr; mehr gesättiget von Sorgen,
Verweilt sie hier und lauschet stumm und bleich
Dem dumpfen Schlachtgetos' im tiefen Thale.
Doch labt die Hoffnung sie aus milder Schale,
Des Glaubens Strahl erhellt den trüben Sinn,
Und Andacht hebt die fromme Beterin.

(Schluß des ersten Abschnitts.)

Zeitbilder aus Paris.

(Beschluß.)

Unter der Restauration lebten eine Menge religiöser Ceremonien wieder auf, und der Hof selbst erschien bei solchen Gelegenheiten. Wer während der Regierung Karls in Paris war, hat Gelegenheit gehabt, den Monarchen bei der Prozession, welche unter dem Namen Voeu de Louis XIII. bekannt ist, mit der brennenden Wachskerze in der Hand hinter der Clerisei herziehen zu sehen. Der Hof beeilte sich, die Spazierfahrten nach Longchamps wieder aufzubringen, die sich bis jezt erhalten haben und noch immer äußerst glänzend sind. Jenseits der Barrière de l'Etoile, noch weiter als der Eingang in's Gehölz von Boulogne, befindet sich ein Meierhof, in dessen Nähe man einige Trümmer erblickt: diese Trümmer waren einst die Abtei Longchamps.

Die Promenade nach Longchamps ist jezt das Fest der Mode, das große Nationalfest der Franzosen, das Fest des Luxus und des Prunkes. Sobald die Karnevalsbelustigungen vorüber sind, fängt es an, sich der Phantasie der schönen Frauen und der Konversation zu

bemächtigen, und die Bestellungen in den Fabriken werden darnach berechnet. Der eisige Regen schlägt nicht mehr wider die Fenster, der Frühling hat die Rosenflügel entfaltet und wiegt sich auf den grünen und weißen Zweigen der Kirschbäume; die Pelze, der Atlas werden bei Seite gelegt, Frühlingsgewänder umhüllen blühende Gestalten. Für dieses Jahr gibt es eine Menge neuer Zeuge: hier funkelt der seidene Doréas mit seinen langen Tulpen und Rosensäulen, oder mit großen Carreaux von bunten Blumensträußen; dort glänzt etwas ernster und bescheidener der Séos mit großem Laubwerk, Blau und Lila, Blau und Rosa, oder Grün und Weiß. Grün und Weiß ist die Farbe der höhern Aristokratie, und der Faubourg St. Germain kleidet sich in Séos. Dann kommt la Palestrine und l'ogive und die Heliopolis, und wenn Ihnen das noch nicht genug ist, so will ich die ganze Musterkarte aufrollen; la fleurine pour toilette de coquetterie, mit einem entzückenden kleinen Bouquet in brochirtem Cadre, und le taffetas des Indes, und die Memphis d'été, und die Mazulipatans, und Leinwand von Smyrna, und Atlas aus Korsika, so luxuös und so reich, und la batiste-cachemire, so zart, so leicht, so lustig, und die noch zärtern und lustigern Sylphides, Stoffe von gewebtem Winde, mit Blumen vom brillantesten Effekte, und dazu kommen Shawls von Atlas, en crêpe d'Asie, en cachemire de Chine; und jetzt bedaure ich nur, daß ich nicht das Talent des Schneiders Barde besitze, der bekanntlich eine Encyclopédie du tailleur herausgegeben, daß ich in der technischen Terminologie des Schneidergewerks nicht bewandert genug bin, um beschreiben zu können, welchen Schnitt die Roben bekommen, und wie man die Passe der Hüte trägt, und von welchem Stoffe die Bavolets gemacht werden; dann hätten Sie erst einen vollständigen Bericht über diese wichtige Epoche im Leben der hiesigen schönen Welt, und Sie sähen Longchamps vor sich, als wenn Sie dort wären.

Mittwoch und Donnerstag war wenig zu sehen; man vertröstete sich auf den Freitag. Die Roben von Fleurine lagen bereits in den Boudoirs der Chaussee d'Antin; die Fleurine ist der Lieblingszeug der Damen der hohen Finanz; der Faubourg St. Germain hatte seine grünen und weißen Prachtgewänder gerüstet, die Magazine der Rue Vivienne hatten Tag und Nacht an neuen Hüten gearbeitet, die neuen Kaleschen stralten in den Remisen und Mecklenburger und Engländer wieherten muthig durch die Nacht in den Ställen, daß die petites-maitresses kaum Tages Anbruch erwarten konnten; und als er angebrochen, da erblickten sie etwas, worüber Einige einen Schrei des Entsetzens ausstießen, Andere ohne Weiteres ohnmächtig wurden und auf die Roben von Mazulipatans und Memphis d'été hinsanken. Schnee lag auf den Dächern, Schnee in den Straßen, Schnee in den Gärten, Schnee auf den Blüthenschaaren der Mandel- und Pflaumenbäume, Schnee überall, einen halben Schuh hoch! Die Hauptstadt schlug verwundert die Hände über dem Kopfe zusammen, die Jungen warfen Steine in die Bäume auf den Boulevards, daß der Schnee in Massen auf die Vorübergehenden fiel, und Witze wurden gemacht, und Gelächter schallte hinüber und herüber, daß man sich in der That keinen lustigern Charfreitag denken kann. Im Garten des Palais-royal hielten die Limonadiers, Restaurateurs und Glaciers reichliche Ernte: sie ließen den Schnee in Körben, auf Schubkarren, in Gießkannen nach Hause schaffen; „c'est une bénédiction du ciel, qui nous arrive,“ rief der dicke Restaurateur des Café du Périgord, und schaufelte die kostbare Gabe des Himmels zusammen, daß ihm der Schweiß von der Stirne lief, und führte eigenhändig mächtige Massen nach Hause. Den ganzen Winter über war kein Schnee gefallen, das Neujahr selbst war trocken vorübergegangen, das doch sonst gewöhnlich den Glückwünschenden den Spaß zu verderben pflegt und die Straßen zuschneit: nun kam auf einmal der Charfreitag und sezte dem Frühling eine weiße Perrücke auf; die sah gar wunderlich und possirlich aus, und es hätte auch weiter nichts zu sagen gehabt, wenn es nicht eben der Charfreitag gewesen, wenn nicht die lezte Hoffnung der Damen, der Dandy's und Fashionable's, der Schneider und Schneiderinnen und Modistinnen damit zu Wasser geworden wäre.

Die Folgen dieses Ereignisses sind unberechenbar. Erstens sind heute einige Tausend schöne Frauen höchst unglücklich, und machen ihren Männern die Hölle heiß, um sich am kalten Wetter zu rächen; auch ist es möglich, daß sie neue Anzüge haben wollen, daß sie die für Longchamps bestimmten vor Aerger nicht mehr ansehen mögen, daß sie den ganzen Sommer über sich entschädigen wollen, daß bei jedem Konzerte, bei jeder Oper, die sie sehen, bei jedem Déjeuner dansant, dem sie beiwohnen wollen, auf die Vorstellungen des Mannes behaupten, sie müssen sich für Longchamps entschädigen, und daß die Männer nichts darauf zu erwidern wissen.

Wie Viele, die Longchamps würden besucht haben, entschließen sich jezt in der Verzweiflung, nach St. Roche zu gehen und den Abbé Lecoeur zu hören! Einen schönern Namen für einen Damenprediger kann es in der That nicht geben; seine Eloquenz entspricht indessen nicht ganz diesem Namen: sie ist mehr tief und kühn, als rührend; der Abbé Duguerry in der alten Kirche St. Germain des Prés würde sich mit größerm Rechte l'Abbé Lecoeur nennen; er hat eine poetische Phantasie, zarte, liebliche Formen, und weiß sanfte Emotionen im Gemüthe zu erregen. Aber La Cordaire — wenn der gewaltige La Cordaire spricht, dann ist Notre-Dame de

Paris zu enge, dann macht man Queue, wie wenn die Beignets de Louis XV. oder Fich-tong-kang im Palais-royal gegeben werden. Auch auf das Votum der Kammer kann der heutige Schnee Einfluß haben: es ist möglich, daß Berryer's Rede darüber vergessen wird, und dann können Thiers, Guizot und der Herzog von Broglie, dann kann das ganze Conseil mit dem Restaurateur des Café du Périgord ausrufen: c'est une bénédiction du ciel qui nous arrive!

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

(Fortsetzung.)

Deutsche Produkte und deutsche Sprache in London.

Ohne hier zu untersuchen, was die englischen Professionisten und Krämer veranlaßt, ihren Gewerbs- und Handelsartikeln das Beiwort deutsch anzuhängen, was das englische Publikum für das Deutsche plötzlich so eingenommen hat, und auf welcher Triebfeder der Entschluß der vornehmen Welt beruht, sich mit der deutschen Sprache zu befreunden, ein Beleg, daß in lezter Beziehung die Mode nur zum Theil wirksam seyn kann, dürfte aus der Theilnahme sich ergeben, welche, namentlich während der jezigen Season, einige deutsche Vorlesungen bei der sogenannten vornehmen Welt finden. Beträfen diese Vorlesungen Lappalien, so würde der Beweis an Kraft verlieren. Vorlesungen solchen Inhalts sind mir aber unbekannt, wenigstens glaube ich nicht, daß dahin die gerechnet werden darf, von welcher ich hier einige Worte sagen will, und die eines zahlreichern und vornehmern Auditoriums sich zu erfreuen hatte, als ihr wohl in mancher deutschen Stadt zu Theil geworden wäre. Ich meine die von Professor Key an der Londoner Universität über die nahe Verwandtschaft der alten deutschen Sprache mit den Sprachen des südlichern Europa angekündigte Vorlesung. Zuerst gab er eine Uebersicht der Länder, von denen es allgemein anerkannt ist, daß die daselbst geredeten Sprachen teutonischen Ursprungs sind. Sodann entwickelte er mit Wiz und Geschmack die Abgeschmacktheiten, in welche die frühern Etymologen aus Unkenntniß der wahren und richtigen Grundsäze der Etymologie verfallen sind, und verglich einige Proben sehr glücklich mit den Resultaten schlechter Wortspielerei. Aber hohes Lob spendete er dem unermüdeten Fleiße, dem regen Eifer und den seltenen Talenten des gelehrten Jakob Grimm, dessen System, wie er behauptete, auf unwiderlegbaren Daten ruhe. Zur Erläuterung des Gesagten warf Professor Key einen Blick auf die Sprachen des alten Griechenlands und Roms, und bewies durch eine große Menge beiden Sprachen entlehnter Wortbeispiele, daß nach Grimms Analyse der teutonische Ursprung derselben oder wenigstens ihre Ableitung aus der nämlichen Quelle, welcher das Teutonische entsprungen ist, keinem gegründeten Zweifel unterliegen könne. Im weitern Fortgange der Vorlesung erklärte er auf die interessanteste Weise die Versezung und Vertauschung eines Konsonanten gegen einen andern in gleichbedeutenden Worten völlig verschiedener Sprachen, und machte auf die daraus hervorgegangenen Folgen mit größter Anschaulichkeit aufmerksam. Zugleich zeigte er die wesentliche Uebereinstimmung der Konjugation des Perfekts in deutschen, lateinischen und griechischen Zeitwörtern, und wie auch die grammatischen Beugungen der Nennwörter, der Adjektive und Pronomen in jenen drei Sprachen von fast ganz ähnlichen Gesezen regiert werden. Hiernächst stellte er vier Grundsäze auf, von denen er behauptete, daß sie für Philologen auf der Bahn etymologischer Forschungen die unentbehrlichsten Führer, die untrüglichsten Leitfäden seyen, nämlich: die allgemeine Verbindung der Buchstaben, die vor- und die angehängten Buchstaben und Sylben, die Bedeutung der Wurzelwörter und deren Vergleichung unter einander. Eine ziemliche Anzahl Beispiele, die besonders darauf abzweckten, die Wahrheit des von Grimm aufgestellten Systems darzuthun, beschlossen die Vorlesung.

Es ist mir gar nicht unwahrscheinlich, daß deutsche Sprachgelehrte an dieser Skizze weder etwas Neues, noch etwas Tadelfreies finden dürften. Wann wären deutsche Schulmonarchen gerecht gewesen? oder wann hätten Philologen überhaupt und deutsche insbesondere je über einen Gegenstand geschrieben, ohne Alles zu verwerfen, was vor ihnen geschrieben worden war, und ohne fest zu glauben, daß ihren Schriften ein gleiches Schicksal nicht zu Theil werden werde? Allein meine Absicht bei Erwähnung jener Vorlesung war nur, einen Beleg für die Thatsache zu geben, daß gegenwärtig in England das Interesse an Allem, was deutsch ist, deutsche Politik und deutsche Presse nicht ausgenommen, sich sehr lebendig regt. Die bei Weitem größere Zahl der Zuhörer in jener Vorlesung waren Engländer; denn — beiläufig zu bemerken — unter den fünfzig- oder sechzigtausend Deutschen, die man in London zählt, befinden sich sehr Viele, die für deutsche Literatur viel thun könnten, und sehr Wenige, die auch nur wenig dafür thun, und ein deutscher Gelehrter, der nach London kommt mit der Hoffnung, bei seinen Landsleuten Aufnahme und Unterstüzung zu finden, wird bald von dieser Hoffnung, und wenn sie der einzige Anker war, an welchen er sein Schiff an Englands Küste legte, von England scheiden müssen.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Die für das Denkmal Schillers im März baar eingegangenen Beiträge betragen fl. 4079. 9 kr. Auch für den April sind die Aussichten sehr erfreulich. Ihre Majestät die Königin Pauline von Würtemberg haben mit einem Beitrage von 500 fl. dieselben zu eröffnen geruht, und es sind bereits mehrere bedeutende Beiträge schriftlich angekündigt. — Aus Rom ist von Thorwaldsen die bestimmte Zusage eingegangen, daß die Anfertigung der Statue Schillers keinen Verzug leiden soll.

Beilage: Literaturblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 103.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 30. April 1835.

Diese Gesetze befahl, dies ewig bestehende Bündniß
Anfangs gleich die Natur.

J. H. Voß.
Nach Virgil (Landbau).

Von der Temperatur der Gewächse.

Nach Decandolle.

Betrachtet man das Gewächsreich in seiner Gesammtheit, so erstaunt man darüber, einzelne Pflanzen Temperaturextremen widerstehen zu sehen, welche von den gewöhnlichen Temperaturverhältnissen so weit entfernt sind, daß man meint, sie müßten durch dieselben getödtet werden. So z. B. sammelte ich in Balaruc Exemplare von Aster tripolium L., deren Wurzeln von Wasser bespült wurden, dessen Wärme 30 Grad Reaumur betrug. Ramond fand Verbena officinalis L. in Bagnères am Ufer eines Baches, dessen Wasser 51 Grad Reaumur Wärme hatte. Sonnerat sah in Ostindien den Vitex Agnus-castus L. bei einer Quelle von 61 Gr., und G. R. Forster fand den nämlichen Strauch am Fuße eines Vulkans der Insel Tanna, in einem Boden, dessen Temperatur 80 Gr. betrug. Adanson versichert, verschiedene Pflanzen wachsen am Senegal und bleiben grün, obwohl ihre Wurzeln in einem Sande stecken, dessen Hitze in gewissen Augenblicken 61 Gr. beträgt. Desfontaines fand mehrere Pflanzen, die in der Nähe der heißen Quellen von Bona in der Berberei lebten, ungeachtet die Wärme jener Quellen 77 Gr. erreicht. Bei einem früher einmal im Pariser Jardin des Plantes stattgefundenen Brande eines Gewächshauses kamen alle Pflanzen um, das einzige Formium tenax (der neuseeländische Flachs) ausgenommen, dessen Blätter verbrannten, dessen Stock aber, ohne umzukommen, jener außerordentlichen Hitze widerstand.

Nicht weniger ausgezeichnet ist das Vermögen der Pflanzen, der Kälte zu widerstehen. So fand ich blühende Schneeglöckchen, welche, ohne daß sie dadurch zu leiden schienen, in eine dicke Eisschicht eingehüllt waren. Der Haselnußstrauch blüht im Februar und März, und erträgt, ohne zu leiden, bis zu 6 Gr. Kälte. Senebier sah Saubohnenblumen im Herbste eine Kälte von 5 Gr. ertragen, ohne daß sie dadurch zu leiden schienen, und der Winterhuflattig erträgt bis gegen 8 Gr. Kälte. Die Eiche hält im nördlichen Europa bis gegen 25 Gr. Kälte aus, ohne zu erfrieren, und die Birke bis zu 32 Gr., Andere sagen 36 Gr.; vielleicht steigt die Kälte sogar noch höher. Getreidekörner ertragen gleichfalls, ohne dadurch Schaden zu leiden, außerordentliche Kältegrade.

Aus solchen Thatsachen schlossen mehrere Naturforscher, die sich außerdem noch durch die Analogie mit einem Theile des Thierreichs hinreißen ließen, die Gewächse besäßen, durch ihre vegetabilische Lebensthätigkeit selbst, und um dadurch den Extremen der sie umgebenden

Temperatur widerstehen zu können, das Vermögen, ihre eigene Temperatur zu erhöhen oder herabzusetzen.

Buffon hat zuerst beobachtet, daß, wenn man im Winter Bäume fällt, das Innere des Stammes bei der Berührung, namentlich gegen die Mitte hin, warm erscheint. Er will sich davon überzeugt haben, daß jene Wärme nicht erst durch die Einwirkung der Axt auf den Baumstamm hervorgebracht werde. Horace Benedict de Saussure nahm wahr, daß der Schnee am Fuße lebender Bäume schneller schmelze, als am Fuße abgestorbener Baumstämme, wonach sich vermuthen läßt, erstere besitzen eine höhere innere Temperatur. Man suchte jene Beobachtungen genauer anzustellen, und John Hunter that dies zuerst. In ein eilf Zoll tiefes, in einen Nußbaum, dessen Stamm im Umfange sieben Fuß maß, schräg hineingebohrtes Loch brachte er ein Thermometer. Die Oeffnung des Lochs verkittete er und beobachtete nun den Gang des Thermometers. Es ergab sich, vieler Verschiedenheiten ungeachtet, daß dasselbe im Herbste eine Temperatur anzeigte, welche um zwei bis drei Grade höher war als die der äußern Luft. Johann David Schöpf in Neuyork und Clas Bjerkander in Schweden haben Hunters Beobachtungen wiederholt und ausgedehnt. Das Resultat ihrer Untersuchungen war, daß die Temperatur vom Herbste bis zum Frühling in einem Baume höher ist, als in der ihn umgebenden Luft, und daß sie im Gegentheil vom Frühlinge bis zum Herbst niedriger ist als leztere. Pictet und Maurice haben diese Beobachtungen in Genf mehrere Jahre lang wiederholt und die nämlichen Resultate erhalten; sie fügten aber noch eine eigene Beobachtung hinzu, die sehr wichtig ist, weil sie uns unmittelbar auf die Erklärung vorstehender Thatsachen führt. Sie steckten nämlich von mehreren Thermometern einige in den Stamm eines dicken Roßkastanienbaums und andere in verschiedenen Tiefen in der Erde, und sahen nun, daß die Schwankungen eines Thermometers, das die Temperatur im Innern eines Baumstammes anzeigte, merklich mit denjenigen eines Thermometers übereinstimmten, welches vier Fuß tief in der Erde steckte, sich also in der mittlern Tiefe der Baumwurzeln befand. Schübler hat in neuerer Zeit ähnliche Ergebnisse erhalten. Hermbstädt sah aus angebohrten Ahornstämmen den Saft im Monat Januar flüssig heraustreten, während der nämliche Saft gefror, wenn man ihn an die freie Luft stellte, woraus sich augenscheinlich ergibt, daß der Baumstamm um diese Jahrszeit wärmer seyn müsse als die Luft. Ein in den Stamm hineingebrachtes Thermometer bestätigte dieses Resultat, und Hermbstädt fand, daß der Baum + 1 Grad Reaumur zeigte, wenn die Lufttemperatur — 10 Grad betrug. Nach dem nämlichen Beobachter besitzen auch die Knollen und Wurzeln im Winter eine höhere Temperatur als die Atmosphäre; einige zeigten + 1 und + 1,5 Grad Wärme, wenn die Lufttemperatur — 6 und — 7 Grad R. betrug. Fleischige Früchte, wie z. B. Äpfel, nehmen die sie umgebende Temperatur schneller an.

Nach der Theorie der Leitungsfähigkeit und dem, was man vom Aufsteigen des rohen Natursaftes, des Erdsaftes weiß, werden sich diese Thatsachen nicht schwer erklären lassen. Das von den Wurzeln eingesogene Wasser steigt im Stamme senkrecht in die Höhe und besizt die nämliche Temperatur, welche dem Boden in der mittlern Tiefe der Baumwurzeln zukommt; es ist also im Winter wärmer als die Luft, im Sommer hingegen kühler. Folglich muß es dadurch, daß es in den Baumstamm eindringt, diesen in der kalten Jahrszeit unaufhörlich erwärmen, und ihn in der warmen Jahrszeit in Vergleich zur Luft stets abkühlen.

Dieser Einfluß des Erdsaftes wird noch durch verschiedene Nebenumstände vermehrt, unter denen ich vorzugsweise die ansehnliche Verminderung der Ausdünstung anführe, welche während des Winters aus dem Blättermangel hervorgeht, so wie die beträchtlich größere Leichtigkeit, mit welcher die Sonne solche Stämme erwärmt, die nicht durch Blätter beschattet werden. Beide Umstände vereinigen sich mit der Hauptursache, um die winterliche Wärme und verhältnißmäßige sommerliche Kühle der Baumstämme zu erklären. Wir erwähnen noch Einiges zur Bestätigung dieser Ansicht.

Den Landleuten ist wohl bekannt, daß Bäumen und Kräutern mit oberflächlichen Wurzeln die Sommerhitze und Winterkälte mehr schaden, als solchen, die tiefgehende Wurzeln haben. Wurzeln, die der Erdoberfläche nahe liegen, laufen eher Gefahr, die Erde im Sommer durch Verdunstung ausgetrocknet, und im Winter durch den Frost erhärtet zu finden; will man aber solche extremen Fälle nicht berücksichtigen, so bleibt doch wahr, daß sie des Sommers und Winters Wasser einsaugen, welches fast die gleiche Temperatur hat, wie die umgebende Luft, und das folglich im Sommer keine Kühlung und im Winter keine Wärme zuführt. Dagegen finden die tiefen Wurzeln im Winter stets erwärmtes, flüssiges Wasser, im Sommer aber kaltes Wasser.

Es ist bekannt, daß die Bäume mit wahrer Rinde im Durchschnitt dem Froste weit besser widerstehen als die andern. Dies rührt vorzüglich daher, daß die Rinde die Hauptniederlage der schwer gefrierenden harzigen, gummösen und dergleichen Säfte ist, ferner daher, daß sie aus einer bedeutenden Menge von Schichten besteht und häufig, wie namentlich bei der Birke, mit einer vielfachen Oberhaut bedeckt ist. Der leztere Umstand macht die Birke zu dem europäischen Baum, der am

weitesten gegen den Nordpol vorrückt und in den Alpen am höchsten steigt.

Die sonderbare Kühle der Cocosmilch und des Saftes gewisser tropischer Früchte, die durch ihre Bekleidung vor der Lufttemperatur wohl verwahrt sind, rühet daher, daß jene Früchte durch den Erdsaft ernährt werden, welchen die senkrechten Wurzeln ziemlich tief in der Erde einsaugen. Bäume von schwächlichem Wachsthume leiden von Kälte und Hitze mehr als kräftig vegetierende, weil sie eine geringere Menge Erdsaft einsaugen, und es ihnen folglich schwerer wird, sich vor den Extremen der äußern Temperatur zu schützen. Junge Bäume erfrieren und vertrocknen leichter, weil, anderer Ursachen nicht zu gedenken, ihre Wurzeln weniger in die Tiefe gehen und die geringere Zahl ihrer Schichten ihnen gegen die äußere Kälte oder Hitze schwächeren Schutz gewährt. Lebende Bäume haben im Winter eine höhere inwendige Temperatur als abgestorbene, weil sie in ihrem Gewebe eine größere Menge Wassers aufnehmen, das wärmer ist als die Luft. Doch erhalten sich auch abgestorbene Bäume und Pfähle im Winter ein wenig wärmer als die äußere Luft. John Hunter sah eine abgestorbene Ceder sich zwei Grad wärmer erhalten als die sie umgebende Atmosphäre. Letzterer Umstand wird durch zweierlei Ursachen hervorgebracht. Einmal macht die Haarröhrchenkraft der Gefäße, daß immer ein wenig Wasser aus der Erde in den Stamm dringt, und zweitens wird der Stamm von Zeit zu Zeit durch die Sonnenstrahlen erwärmt und verliert, wegen seines innern Baues, seine Wärme langsamer als die ihn umgebende Luft.

Briefwechsel zwischen Marie-Antoinette und Kaiser Leopold II.

Leopold II. an Marie Antoinette.

12ten Juni 1791.

Ich habe am zwölften den Brief empfangen, den Ihr mir geschrieben, und schicke den Ueberbringer noch am nämlichen Abend zurück, damit er zur rechten Zeit eintreffe; er scheint mir voll Eifer und Ergebenheit, man kann auf ihn zählen. Ich habe das beigefügte Papier erhalten und sende es Euch zurück. Ich habe mit dem Grafen von Artois zu Mantua gesprochen; ich habe gesucht, ihn dahin zu bringen, daß er sich mäßigt und nicht handelt, bevor ich es ihm sage. Er hat den besten Willen, er hat meine Gründe anerkannt, allein seine Umgebungen hetzen zu viel an ihm. Er ist mit mir übereingekommen, daß er ruhig zu Koblenz bleiben und sich nicht mit dem Prinzen von Condé einlassen will. Dieser hat einige unbesonnene Streiche gemacht; so hat er Truppen angeworben, und alle Franzosen, die in Italien sind, zu sich beschieden.

Ich bin mit dem Grafen von Artois dahin einverstanden, daß, sobald Ihr nebst dem Könige in Freiheit seyd, wir Alle sofort handelnd auftreten, daß man aber ohne dies nichts thun wolle, und bloß Spanien zu deswegen suche, daß es sich rüste, und mit dem Könige von Sardinien, mit den Schweizern, dem deutschen Reiche und den gut gesinnten Mächten Europa's sich verabrede, um eintretenden Falls, und wenn Ihr und der König es gut hießet, das Manifest zu publiziren, nicht im Monat Juli, wie Graf von Artois meint, sondern wenn Alles gehörig eingeleitet und festgesetzt ist. Unterdessen bürge ich Euch dafür, daß weder ich, noch der Graf von Artois weder ein Manifest bekannt machen, noch Truppenmärsche oder irgend eine Demonstration veranlassen werden. Für den Prinzen von Condé kann ich nicht stehen; ich werde bloß suchen, das Zutrauen des Grafen von Artois zu erhalten, die Sache in die Länge zu ziehen, unzeitigem Handeln vorzubeugen und einstweilen Alles einzuleiten; ich will nichts glauben, als was mir Graf von Mercy und Baron von Breteuil durch Herrn Bombelles zu wissen thun; den Grafen von Artois werde ich von nichts in Kenntniß setzen. Möge Euer Projekt glücklich und bald ausgeführt werden. Herr Graf Mercy hat Befehl, im Falle des Gelingens, auf Euer Gesuch Euch in Allem Beistand zu leisten: Geld, Truppen, Alles soll zu Euerm Befehl stehen. Man kann in diesem Falle auf den König von Sardinien, die Schweizer und die Truppen aller Fürsten des Reiches zählen. Ich verliere Eure Interessen nicht aus den Augen; ich thue aber nicht dergleichen, als nehme ich Antheil daran, um keinen Argwohn zu erregen. Ich habe den Grafen von Artois gesehen; ich habe ihm Geld verschafft, ich habe gesucht, sein Zutrauen zu erhalten, damit ich Herr seiner Angelegenheiten und Projekte bleibe, und ihn nach Gefallen, und Euern und des Königs Befehlen gemäß, lenken kann.

Berechnet wohl, was Ihr riskirt, und macht wo möglich, daß Ihr aus dem Orte kommt, wo Ihr seyd. Befindet Ihr Euch einmal in Sicherheit, so müßt Ihr öffentlich gegen Alles, was geschehen, protestiren, und Eure Freunde und treuen Unterthanen zu Hülfe rufen; Jedermann wird herbeieilen, und Alles wird leichter zu Ende gebracht werden, als man glaubt. Dieses wünscht und erwartet mit Ungeduld ein Bruder, der Euch mit zärtlicher Zuneigung ergeben ist, der nichts wünscht, als Euch zu dienen, der Euch aber nur auf eine Art dienen möchte, wie es Euch genehm ist, mit der Gewißheit

des Gelingens und daß er Euch keiner Gefahr bloß stellt. Gebet mir bald Nachrichten, und zwar gute, und zählet Euer ganzes Leben auf meine herzliche Anhänglichkeit, so wie auch der König.

Ich habe durch Herrn v. Bombelles Eure Briefe richtig erhalten; einstweilen arbeite ich daran, alle Mächte geneigt zu machen, daß sie, sobald Ihr in Sicherheit seyd, mit vereinten Kräften zu Euren Gunsten handelnd auftreten, oder doch, sollte dies nicht geschehen können, in Folge des Manifestes, welches zur gehörigen Zeit, und wenn Ihr es für thunlich achten werdet, publizirt werden müßte; sonst soll nichts geschehen. Ich stehe Euch für die guten Gesinnungen der Mächte wie für die meinigen.

Gegenwärtig befindet sich der Herzog von Polignac bei mir, er hatte Aufträge vom Grafen von Artois; er ist ein sehr feiner, kluger und gemäßigter Mann; obgleich er Euch sehr ergeben ist, sage ich ihm nichts von dieser Mission, noch von dem, was Ihr mir meldet. Glaubet nichts, was man Euch in meinem Namen schreibt oder sagt, wenn ich es Euch nicht selbst zu wissen thue.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

(Beschluß.)

Burfords Panorama von Jerusalem.

Die besprochene Materie ist ihrer Natur nach eine zu abstrakte, als daß selbst die geistreichste Behandlung derselben im Stande wäre, sie in die Liste der Vergnügungen einzutragen, mit welchen, wie ich in meinem lezten Berichte geäußert zu haben glaube, die gegenwärtige Season die gute Stadt London füllt. Dahin gehören mit besserm Rechte zwei Gemäldeausstellungen von Werken lebender Künstler, die eine unter dem Namen der british Institution, die andere unter dem der british artists, deren Kataloge jeder gegen zwölfhundere Nummern enthalten. Daß in einer solchen Zahl nicht lauter Meisterstücke stehen können, räumen selbst diejenigen Künstler ein, die sich unter den Beitragenden befinden. Es ist in der That vieles Mittelgut und manche Sudelei zu Markte gebracht worden, und da zu Ende des laufenden Monats die Mitglieder der in Wasserfarben malenden Gesellschaft ihre Ausstellung öffnen — eine Ausstellung, welche seit den lezten Jahren den Ruhm der ausgezeichnetsten Leistungen behauptet hat — und ich dann eine ausführlichere Erwähnung derselben um so weniger werde unterlassen können, je höher die englischen Künstler gerade in den Wasserfarben über die Künstler anderer Länder hervorragen, und je entschiedener der Sinn der englischen Kunstfreunde sich dieser Gattung der Malerei zuwendet, so nehme ich mir die Freiheit, jene beiden Ausstellungen hiemit nur namhaft gemacht zu haben. Aber Sünde würde es seyn, den Bericht über einen Gegenstand zu verspäten, der seit wenigen Tagen der öffentlichen Schaulust ausgestellt ist, fast ungetheilten Beifall findet und, wie ich höre, sofort nach Sättigung des Londoner Publikums seine Reise nach Deutschland antreten soll, ohne Zweifel zur großen Erbauung der deutschen Frommen und zum Vortheil für Burfords Börse.

Burford nämlich nennt sich der Mann, der so eben ein, nach von Catterwood im vorigen Jahre an Ort und Stelle entworfenen Zeichnungen gemaltes Panorama von Jerusalem der Schaulust geöffnet hat. Der Zuschauer steht auf dem Dache des Palastes des Pontius Pilatus, jezt der Residenz des städtischen Aga. Gleich allen derartigen Rundgemälden hat auch das gegenwärtige den, wie es scheint, unvermeidlichen Fehler der Ermüdung in Folge der gleichmäßigen Färbung der Häuser und der die Stadt umgebenden Scenerie. Es ist jedoch nicht zu läugnen, daß der Künstler alle ihm zu Gebote stehenden Mittel und seine ganze Geschicklichkeit angewendet hat, den Fehler möglichst zu beseitigen. Die gleichmäßig dunkelbraune Farbe der Häuser verursacht nothwendig eine gewisse Schwerfälligkeit, und der Künstler hat, nicht ohne glücklichen Erfolg, sich bemüht, die Einförmigkeit des Effekts durch die Aufstellung mehrerer Gruppen zu brechen, deren bunte und glänzende Trachten, indem sie gegen das finstere Ansehen der verfallenen Mauern und der nackten Berge angenehm abstechen, dem Auge des Zuschauers eine wohlthuende Erholung gewähren. Auf der andern Seite scheint gerade das treue Kopiren dieser Uebelstände für die Treue der Ansicht zu bürgen. Einer der hervorstechendsten Punkte ist die Moschee Omars, das schönste Denkmal rein sarazenischer Baukunst, wie man sagt. Wie dem sey, auf alle Fälle ist die Moschee ein prächtiges Gebäude, und wie sehr auch ihr Baustyl mit dem Geschmacke in Widerspruch stehe, welcher treffliche griechische und gothische Bauwerke auszeichnet, so kann doch gewiß kein Auge ungefesselt und ohne Bewunderung den großartigen Bau betrachten. In einiger Entfernung hinter der Moschee, und zwar ein wenig zur Linken, zeigen sich die Gewässer des todten Meeres oder des asphaltischen Sees. Auf dem Dache des Hauses des Aga, eines sehr weitläufigen Gebäudes, sizt dieser hohe Staatsbeamte unter einem Zelte, ihm zur Seite ein Mufti, er selbst mit ruhiger Miene im Begriff, das Strafurtheil über einige arabische Räuber zu fällen, die, nach den vor dem Zelte liegenden heiligen Gefäßen und Kruzifixen zu schließen, sich die ungebührliche Freiheit genommen haben, ein griechisches oder lateinisches Kloster zu plündern. Der Ausspruch des Aga ist bei einem der Räuber bereits der Vollstreckung nahe, man sieht es dem armen Schelme an, daß er sofort die Bastonade erhalten soll. Die Kostüme sind trefflich gemalt, und ihre reichen Farben stechen sehr gut gegen die übrige Scenerie ab; der Künstler hat die Kleidungen nach der Natur kopirt. Mit Einem Worte, mag man Burfords Panorama als Gemälde oder mit Rücksicht auf historische und biblische Erinnerungen betrachten, es ist des Sehens werth, erhält großen Zulauf und wird sich auch in Deutschland Beifall gewinnen. W. S.

Auflösung des Räthsels in Nr. 99:

Die Letter.

Beilagen:

Kunstblatt Nr. 35 und Monatsregister April.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 104.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 1. Mai 1835.

B. — Es möchte angeredet seyn.
M. — Sprich du mit ihm, Horatio.

Shakespeare.
Hamlet.

Lieder von Ch. Wurm.

Der Markstein.

(Aus mündlicher Erzählung.)

Lang weilte beim Becher ein muntrer Geselle,
Singt nächtlicher Weile zum Städtchen hinaus,
Und singet und pfeifet und wandelt nach Haus;
Die Sternelein leuchten ihm helle.
So führt ihn die schmale betretene Spur
Durch Anger und Heide und herbstliche Flur,
Und zwölfmal schon pocht von dem Thurme die Uhr.

Hier, gehet die Sage, hier ist's nicht geheuer:
Ein sündiger Geist, aus der Ruhe gejagt,
Seit Jahren und Zeiten die Wanderer fragt,
Und leuchtet wie Schnee und wie Feuer.
Und siehe, dort lenket es wackelnd feldein,
Und trottelt und trippelt umher um den Rain
Und schleppet im klappernden Arme den Stein.

Schon siehet er näher und näher es kommen,
Schon sieht er es funkeln und flackern und glühn:
„Wo thu' ich ihn hin? wo thu' ich ihn hin?“
„Thu' hin ihn, wo du ihn genommen!“
Und hurtig gehorcht er willkommenem Wort,
Und pflanzet den Stein an den heiligen Ort,
Und nimmer den Wanderer schreckt er hinfort.

Legitimität.

Geschäftig regt sich, Pfründen nachzujagen,
Verwegen Leib und Seele dran zu wagen,
Ein junges Volk, vor andern auserkoren.

Doch glückte dir's, durch deiner Jugend Plagen
Gewandt und herzhaft dich hindurch zu schlagen,
Dann wirst du umgeprägt, wohl auch geschoren.

Der eine läßt's im Niedern sich behagen,
Der andre, fort und fort empor getragen,
Strebt stolz bis zu des Throns besonnten Thoren.

Den sieht man eignem Herde keck entsagen,
Und Leib und Leben in die Schanze schlagen,
Nach Ehre eifern, der er zugeschworen.

Doch die im Frieden über Alle ragen,
Des Himmelreiches höchste Würden tragen,
Der Dichter wird und König nur geboren.

Das Haus.

εὑρον ἀμεινον.

Munter, Meister und Geselle!
Nicht die Hand in Schoß gelegt!
Schwinget Hammer, Beil und Kelle,
Bis die Feierstunde schlägt.

Ha! wie schnelle von der Stelle
Sich empor der Bau bewegt!
Wohlbegründet steht die Schwelle,
Die mich ein zur Heimath trägt.

Fenster schimmern, Wände prangen,
Tisch und Stühle stehn bereit;
Doch nicht still wird mein Verlangen,
Weil ihr also einsam seyd.

Auf, um gastlich zu empfangen,
Flügelpforten thut euch weit;
Denn mit jugendschönen Wangen
Naht die Braut im Festgeschmeid.

Te Deum.

Was ich hier schaffe, was ich pflanze,
Ein schwaches Rohr ist mir genug;
Es ist mein Ruder, meine Lanze,
Mein Gradscheit ist es und mein Pflug.

Wie sich in Reih'n die Furchen theilen,
Zu betten den gefüllten Keim,
So drängen sich in tausend Zeilen
Auf reiner Fläche Reim an Reim.

Denn jede Wonne, jeder Kummer
Von meinem ganzen Lebenslauf
Wacht nun nach kurzem Winterschlummer,
Vom Frühlingshauch besänftigt, auf.

Was erst mit tiefen Wurzelzweigen
Sich grub in meine wunde Brust,
Das seh ich jezt gen Himmel steigen,
Und Dankbarseyn wird mir zur Lust.

So soll in meinem Eigenthume,
Vom ersten bis zum lezten Stein,
Jedwede Frucht und jede Blume
Dem höchsten Gott ein Loblied seyn.

Und denke du auf deinen Wegen,
Wenn dich ein armes Unkraut härmt,
Daß es sich labt an seinem Regen
Und sich an seiner Sonne wärmt.

Die musikalischen Krebse.

(Aus mündlicher Erzählung.)

Sanft gleitet das Bächlein mit murmelndem Klang,
Drin spiegelt sich freudig ein Knabe,
Er füllt das Gestade mit schallendem Sang,
Doch nahte kein Fischlein verderblichem Fang,
Da er schaukelt die Angel am Stabe.
Was thust du doch thöricht mit singendem Mund
Den Fischlein den lauernden Untergang kund?

Und wie er hell singet, da kroch es hervor,
Da rühret sich's unter den Steinen,
Und es rauschet im Schilf und es raschelt im Rohr,
Und es kriecht ein possierlich geharnischtes Chor,
Und es krabbelt umher um den Kleinen.
Der singet und pfeift, daß am Bächlein entlang
Der Strauch und der blühende Anger erklang.

Und sieh da, das schwarze, das wimmelnde Heer,
Es horchet dem muntern Gesange,
Da tappte der lose Verführer umher,
Er scheut nicht den Harnisch, er scheut nicht die Wehr,
Und wählte die schönsten zum Fange.
Nun pfeifen sie all', wie der Knabe gethan,
Und ziehen scharlachene Mäntelchen an.

Nürnberg.

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Deutschland.

Zweiter Artikel.

Weniger Veränderungen, als die Pflanzenwelt, war die Thierwelt in Deutschland unterworfen, und so hatten denn die alten Germanen fast dieselben Hausthiere, deren wir uns bedienen und erfreuen. — Beginnen wir gleich mit dem Thiere, das sich am meisten an den Menschen gewöhnt hat, das allverbreitet ist: in Australien, wo es verspeist wird, so gut wie in China, wo dasselbe geschieht, in Kamtschatka, wo es Hundsposten gibt, so gut als in Guinea, wo haarlose Racen gefunden werden. — Man erlaube mir einige etymologische Bemerkungen über das Wort Hund in den germanischen Sprachen. Im Gothischen heißt es Hunds, im Angelsächsischen Hund, bei Otfried steht Hunton, die Hunde. Es bedeutet wohl Jäger, wie im Angelsächsischen hunta, so noch englisch the hunter Jäger bedeutet, womit vielleicht henden, früher so viel als fangen, übereinstimmt. Denn bei Ulfila kommt vor: frahuntanaiš, d. i. den Gefangenen, gleichsam den verhundeten. Adelung leitet

es vom angelsächsischen huntian, herumschweifen, her; bei alten oberdeutschen Schriftstellern komme vor: hunten, d. i. jagen, verfolgen; der alte Wachter hingegen fragt, ob nicht huntian, hunden, jagen, vom Hund herkomme, dem bei der Jagd so nothwendigen Thiere? — Man kann mit Recht annehmen, daß die alten einfachen Deutschen, deren Hütten und Eigenthum wenig oder gar nicht von Dieben und Räubern gefährdet waren, sich der Hunde eher zur Jagd, worauf sie ihre großen, von Wildpret und reißenden und schädlichen Thieren angefüllten Gehölze hinwiesen, als zur Bewachung oder gar zum Vergnügen bedient haben werden, und daß der Name Hund, als Jäger, späterhin auf Hunde jeder Art übertragen wurde. — Besonders in den bajuvarischen Gesetzen kommt Hund in verschiedenen Zusammensetzungen vor, die sich alle auf die Jagd beziehen; so Bibar-Hunt, dergleichen Hunde, wohl dachsartige, vor Alters in Bayern zur Biber- und Otternjagd, besonders in der Ammer, dann auf der Isar und andern bayerischen Gewässern gebraucht wurden.

Ueber die Art, die man Windspiel nennt, sey mir vergönnt, Einiges vorzubringen. Da das Wort spilen bei den ältern Deutschen fast jede Ergötzlichkeit, selbst die mit dem Schwerte in sich faßt, so läßt sich wohl annehmen, daß es auch jagen bedeutete. Dann, könnte man ferner sagen, wäre Windspiel zusammengesezt aus Wind, d. h. Geruch — noch jezt in den Redensarten: ich habe Wind, der Hirsch windet oder windert, gewöhnlich — und aus Spiel, Jagd: also ein Jagdhund, der durch Geruch das Wild wittert und aufspürt, und dann übergetragen: eine Jagd mit solchen Windspielen selbst. Allein die Jäger und die Naturgeschichte belehren uns, daß die dünnleibigen Windspiele zwar gute Solofänger, aber keine Spürhunde sind, und so mögen sie eher dieser Dünnleibigkeit oder ihrer Windschnelligkeit ihren Namen verdanken. — Zu merken ist, daß Windspiel in der Schweiz für Windsbraut genommen wird. — In mittelhochdeutschen Schriften, z. B. im Sachsenspiegel, im König Luarin, kommt auch Wind oder Wint vor. Im Freigedank heißt es: Der hofwart (Haushund) und der wind selten guote friunde sind. Ebenso wie Windspiel steht Federspiel, das eigentlich Jagd auf befiederte Thiere oder mit befiederten bedeutet, häufig als der Jagd- oder Beizvogel, der Falke, selbst. Bei der Gelegenheit bemerke ich, daß die sogenannte Jägersprache schon alt ist. Man hat sie nur zu häufig für pedantischen Eigensinn und Affektation ansehen wollen, und ärgert sich, Thier für Hirschkuh, Gais oder Rieke für Rehweibchen, Läufte für Füße, Gebrech für Rüssel, Federn für Wildschweinsborsten, Hauer für die untern Eckzähne des Ebers u. s. w. hören zu müssen; allein man bedenkt nicht, daß Jäger, wie Fischer, Bauern und besonders Bergleute, bei welchen dasselbe gilt, solche Ausdrücke nicht auf einmal willkührlich erfunden, sondern gern, bei dem Alten verharrend, die frühern Ausdrücke beibehalten haben, wo sie denn, da sie im Laufe der Zeit in der gewöhnlichen Sprache andern Namen weichen mußten, Kunstausdrücke geworden sind, die man den guten Leuten nicht verargen sollte. So heißt z. B. Schweiß in der alten Sprache wirklich Blut, und so noch schwett in einem Theile Schwedens.

So wie der Hund auf der einen Seite wegen seiner Verständigkeit, Wachsamkeit, Treue und seiner Brauchbarkeit zur Jagd auch bei den alten Deutschen geehrt und geschäzt worden ist, was sich unter andern auch in den bajuvarischen, salischen, allemannischen und andern Gesetzen aus dem bestimmten Ersatzgeld für die verschiedenen Hunde erkennen läßt, so hat ihm dagegen wegen anderer, weniger rühmlichen Eigenschaften, wie bei den Orientalen, so auch bei unsern Altvordern schon frühe eine unedle, verächtliche Nebenbedeutung angeklebt. Besonders aber war dies der Fall, als diese römisch christianisirt wurden, wo dann Hund als ein beliebtes Synonym für Heide, besonders slavischen oder wendischen, galt. Oft wurde Heide mit Hund zusammengesezt, z. B. Hundheidin, ein recht verworfener Hund. Dann galt es überhaupt als Symbol eines niederträchtigen, schamlosen Menschen, wobei ich an das schimpfliche Hundetragen im Mittelalter und an das Aufhängen von Hunden an der Seite verurtheilter Verbrecher erinnere.

Die in menschlichen Wohnungen sich so gern aufhaltende, aber dem Menschen weniger anhängliche Katze ist wohl erst später von den Galliern und Römern zu uns herübergekommen. Ihr Name wenigstens erinnert schon an das Ausland. Interessant möchte die beiläufige Bemerkung seyn, daß selbst Leibnitz, wohl auch verführt durch Katzenellendogen, seltsam genug den Namen der alten Katten wegen ihrer streitbaren Bissigkeit von Katze hat ableiten wollen. — Weil im Sanskrit die Katze mordjarol heißt, so will man das deutsche Marder davon ableiten, wovon ich aber keinen Grund einsehe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Die Kunstausstellung.

Seit Anfang des vorigen Monats hat es das Tagesgespräch in Paris mit der Kunstausstellung zu thun. Sind Sie im Louvre gewesen? was ist Ihr Urtheil über die Gemälde? was denken Sie von diesem oder jenem Stücke? u. s. w. Solche Fragen mit allerlei Antworten darauf hört

man zwanzigmal im Tage. Indessen sind die Künstler diesmal doch nicht so glücklich, daß ihre Produkte die Aufmerksamkeit der Einheimischen und Fremden so ausschließlich fesselten, wie früher. Daran sind sie zum Theil wohl selbst Schuld. Sie hatten nicht eher geruht, und die tausendfachen Stimmen der Tageblätter so lange nach ihrem Sinne erschallen lassen, bis eine königliche Verordnung, ihrem allgemeinen Wunsche willfahrend, ihnen eine jährliche Ausstellung gestattete, wogegen zuvor nur alle zwei oder drei Jahre eine stattfand. Sie wähnten, sobald ihnen verstattet sey, jährlich die Louvresalons und Galerien mit neuen Gemälden zu füllen, und auf Belohnung und Auszeichnung von Seiten der Regierung Anspruch zu machen, werde das Publikum ihren Leistungen auch nothwendig jedes Jahr die Aufmerksamkeit schenken, die es denselben alle zwei, drei Jahre schenkte. Darin haben sie aber fehlgeschossen. Jezt folgen die Ausstellungen zu schnell auf einander, als daß die Künstler in der Zwischenzeit etwas Großes zu Tage fördern könnten. Deßhalb liefern sie eine Menge kleiner Arbeiten, das Werk einiger Monate. Nun ist es aber ein ermüdendes Geschäft für das Publikum, jährlich einige Tausende solcher kleinen Gemälde und Zeichnungen zu mustern, und wenn sich nicht viele Meisterstücke in einer Ausstellung befinden, bezeigt die müßige Menge keine große Lust, mehrmals das Louvre zu besuchen. Die Künstler müssen dies bald einsehen, und vielleicht kommen sie dahin, daß sie selbst die Zurücknahme der königlichen Verordnung verlangen. Nun fehlt es zwar dem Louvre nie an Zuspruch; Jedermann will doch auch sagen können, ich bin da gewesen und mir hat dies oder jenes am besten gefallen. Am Sonnabend, wo man nur mit Billetten Einlaß bekommen kann, also an dem privilegirten Tage des sogenannten beau monde, ist es besonders voll, und die Modenberichte in den Tageblättern sprechen von dem Putze, den die Damen daselbst getragen haben. Aber leider geht ein Theil des beau monde auch nur hin, um den Puz zur Schau zu stellen, und die Uebrigen theilen wenigstens ihre Aufmerksamkeit zwischen dem auffallenden Schmucke der Damen und den Gemälden. Ich zweifle, ob die Künstler den Sonnabend für den günstigsten Tag in der Woche halten, und ob sie nicht den Sonntag vorziehen, an welchem sich die ärmere Klasse besonders hinzudrängt, die zwar nichts bei den Künstlern bestellt, aber sich ganz dem Eindrucke hingibt, und ihre Gefühle ungezwungen und unverholen äußert. Uebrigens beweisen die dreitausend Stücke dieser Ausstellung wiederum, daß sich in Frankreich, und besonders in Paris, eine überaus große Menge von Menschen, unter andern einige hundert Damen, mit der Kunst beschäftigen, einige aus bloßem Dilettantismus, aber die meisten als mit einem eigentlichen Berufe, einem Fache, von dem sie leben müssen, und Unterhalt und Ruhm erwarten. Manche noch junge Künstler verlassen in der Folge diese Beschäftigung, wenn sie ihren Hoffnungen nicht entsprechen will; dagegen gibt es auch manche Künstler, besonders ältere, welche zu den Ausstellungen nichts oder wenig liefern, die aber doch unter die Zahl der arbeitenden Künstler in Frankreich mit gerechnet werden müssen. Porträts erblickt man diesmal weniger; vielleicht ist die Direktion strenger bei der Aufnahme solcher Stücke verfahren; denn wahrscheinlich hat die Lust, sich abkonterfeien zu lassen, seit dem vorigen Jahre nicht abgenommen, und den Künstlern nicht weniger eingebracht, als sonst. Es würde ihnen schlecht ergehen, wenn die Leute nicht mehr so viele Porträts bestellten; dies ist ja ihre beste Einnahme. Die ältern Akademiker, für welche ehemals die Ausstellung eigentlich veranstaltet wurde, wagen jezt kaum noch mit den jüngern Künstlern, die zum Theil ihre Schüler sind, einen Wettstreit einzugehen; denn sie wissen aus Erfahrung, daß sie dabei den Kürzern ziehen. Baron Gros ist beinahe der Vermessenheit beschuldigt worden, daß er es gewagt hat, ein großes Gemälde auszustellen. Und in der That hätte der gute Mann besser gethan, wegzubleiben. Ingres hat diesmal nur ein Porträt ausgestellt, das keine große Sensation erregt. Es wird also diesmal nicht, wie bei der vorigen Ausstellung, ein gewaltiger Streit zwischen den Künstlern und dem Publikum darüber entstehen, ob er ein gutes oder ein schlechtes Gemälde geliefert habe. La Roche, dem im vorigen Jahre die Krone gebührte, hat diesmal nur ein kleines, aber niedliches Gemälde, die Ermordung des Herzogs von Guise, ausgestellt; er hat andere Geschäfte und ist abwesend. Er heirathet sich in die berühmte Malerfamilie Vernet, und bereitet sich in Italien zur Ausmalung des Gewölbes der neuen Pariser Magdalenenkirche vor. Auch von seinem künftigen Schwiegervater, Horace Vernet, dem Fa Presto der neuen französischen Kunstschule, ist kein ausgezeichnetes Gemälde da. Der Mann hatte genug in der französischen Kunstschule zu Rom, deren Direktor er war, zu thun, um die angehenden Pensionäre daselbst im Zaum zu halten, in welche alle die Lust zum Heirathen gefahren war, und die, statt Gemälde, Kinder nach Paris zurückbringen zu wollen schienen. Dieser Handel scheint sehr ernst genommen worden zu seyn; denn es wurden darüber Berichte an die Regierung und an die Akademie erstattet, und man hatte über die Frage, ob die von der Regierung nach Rom geschickten jungen Künstler auch Familienväter werden könnten und dürften, lange Berathschlagung gepflogen. Ich weiß nicht, in welchem Sinne die Frage entschieden worden ist. Vielleicht hat man sich mit dem so bequemen statu quo begnügt, und das Ganze dem Manches ordnenden Zufalle überlassen. Vernet kommt nun von Rom zurück, und möchte gern, wie es heißt, Direktor des neu vom Könige angelegten Kunstmuseums zu Versailles werden, das bis jezt aber noch nicht vollendet und also auch nicht geöffnet ist. Unterdessen hat Ingres seine Stelle zu Rom eingenommen, und diesem muß es lieb seyn, einige Jahre aus Paris zu kommen und dem Streite über die Frage zu entgehen, ob er denn wirklich ein guter Maler sey, oder ein schlechter. Wahrscheinlich ist er vom Erstern überzeugt; aber eben deßhalb muß es ihn verdrießen, daß man so unverholen das Gegentheil behauptet. Als das Kleinod der jezigen Kunstausstellung wurde das neue Gemälde von Leopold Robert: „die italienischen Fischer,“ erwartet, dem der öffentliche Ruf einen eben so hohen Rang, als seinen „Schnittern in den pontinischen Sümpfen.“ ja einen noch höhern anwies, und das von einem begüterten Deputirten, Paturle, angekauft worden war, man weiß nicht, zu welchem Preise. Allein die Ankunft dieses Gemäldes verzögerte sich, und da es bei Eröffnung der Ausstellung noch nicht angekommen war, so konnte es auch nicht mehr aufgenommen werden, nach der einmal eingeführten Regel, daß alle zur Ausstellung bestimmten Gemälde zuvor eingeliefert werden müssen. Man hat sich streng an dieses Gesez halten müssen, um dem frühern Mißbrauche zuvorzukommen, welchem zufolge Maler von großem Rufe aus Eitelkeit oder Nachlässigkeit erst dann erschienen, wenn das Publikum sich an der Ausstellung beinahe satt gesehen hatte, wodurch sie gleichsam eine glänzende Entrée erhielten und mit dem Künstlerplebs nicht verwechselt werden konnten.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 105.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 2. Mai 1835.

Zu solchen Seligkeiten,
Vom Weichling nie erkannt,
Winkt täglich dem Geweihten
Dianens Zauberhand.

v. Wildungen.

Die Prairien.

Nach Washington Irving.

Vor Kurzem ist in London ein neues Buch von Washington Irving erschienen, betitelt: A tour on the pairies, by the Author of the sketch-book. Der berühmte Amerikaner schloß sich im Oktober 1832 einer bedeutenden Abtheilung von Grenzjägern an, welche von Fort Gibson aus, einem Grenzposten weit im Westen am Grand-River, nahe bei seiner Vereinigung mit dem Arkansas, auf Anordnung der Regierung einen großen Streifzug zwischen dem Arkansas und dem Red-river unternahm, wobei ein Theil des Jagdgebietes der wilden Pawnees berührt wurde, wohin vorher noch kein Weißer den Fuß gesezt hatte. Auf einem Zuge, halb militärisch, halb weidmännisch, werden wir durch jene ungeheuren Wälder und Prairien des Westen geführt, welche den Büffel und das wilde Pferd in Menge beherbergen und, noch frei von jedem festen menschlichen Wohnsitz, den unabhängigen, wie den halbcivilisirten Stämmen der Eingebornen, einerseits den Pawnees und Comanches, andererseits den Osagen, Creeks und Delawaren im Sommer als Wildbahn und zum Schauplatz ihrer blutigen Reibungen dienen. Höchst lebendig und charakteristisch ist die Schilderung der Landschaften, der wilden Stämme, der mannichfachen Scenen, welche jeden Augenblick der abenteuerliche Marsch und die Jagd auf Bären, Büffel und Pferde herbeiführen. So einfach das Ganze angelegt und gehalten ist, so erkennt man doch in der Ausführung überall den Dichter. Wir heben einige Scenen aus.

Das Lager und der Marsch.

Unser Lager bot einen höchst ergötzlichen Anblick. Einige der Jäger schoßen nach dem Ziele, andere haschten sich oder rangen mit einander. Es waren meist junge, kräftige Leute, die zum erstenmal einen solchen Zug mitmachten, voll Lebenslust und Vertrauen auf die Zukunft; und ich wüßte nichts, was das jugendliche Blut in ersprießlichere Wallung bringen könnte, als solch ein wildes Waldleben, ein Zug durch eine prachtvolle Wildniß, wo es Wildpret und Abenteuer in Menge gibt. Wir senden unsere Jugend außer Lands nach Europa, wo sie weichlich wird und weibisch; ich sollte meinen, ein Streifzug durch die Prairien wäre das wahre Mittel, ihr zu der Mannhaftigkeit, Einfalt und Unabhängigkeit zu verhelfen, welche in besserem Einklang mit unsern Staatseinrichtungen stehen. Während die junge Mannschaft sich so lärmend belustigte, waren die ernstern Personen, der Kapitän nämlich, der Doktor und andere

Weise und Heerführer im Lager, im Gras um eine Grenzkarte hergelagert und pflogen Rath über den einzuschlagenden Weg. Der Knall der Büchsen in dieser und jener Richtung verkündete, daß die ausgesendeten Weidmänner gute Geschäfte machten. Der Strich war überaus reich an Wild; somit hatte man Proviant vollauf im Lager, und da nicht weniger als zwanzig Honigbäume gefällt worden waren, so schwamm Alles im Ueberfluß. Verschwenderisch, wie Jäger sind, schmauste man an einem fort, und nicht leicht dachte einer daran, Mundvorrath für den folgenden Tag zurückzulegen. Gekocht wurde auf Jägermanier, das Fleisch an kleine Spieße von Kornelkirschenholz gesteckt und am Feuer geröstet, wobei es all seinen Saft behielt und den Gaumen des ausgelerntesten Feinschmeckers gekitzelt haben müßte. Nicht so einladend war unser Brod: aus Wasser und Mehl ward ein Teig gemacht und in Fett gebacken; manche gingen bei der Bereitung noch roher zu Werk, klebten den Teig an Stöcke und rösteten ihn am Feuer. Beiderlei Sorten fand ich indessen in der Prairie ausnehmend schmackhaft; den wahren Genuß beim Essen kennt keiner, der nicht Weidmanns Appetit hat.

Vor Sonnenuntergang rief uns Toni, unser kleiner Kreole, zu einem prächtigen Mahle. Wir ließen uns auf Decken am Feuer nieder, eine mächtige Schüssel aus Ahornwurzel ward aufgestellt und der Inhalt eines Feldkessels, bestehend aus einem Ragout von wildem Truthahn mit Speck und Klößen von Brodteig, darein ausgeleert. Nachdem wir damit fertig waren, wurden die Rippen eines fetten Rehbocks, welche an zwei hölzernen Spießen am Feuer brieten, vom kleinen Toni mit triumphirendem Blick vor uns in den Boden gesteckt. Da wir keine Teller hatten, so ward auf Weidmannsart zugelangt, das heißt Streifen mit den Jagdmessern abgeschnitten und in Pfeffer und Salz getaucht. Tonis Kocherei und der herrlichen Würze der Prairie muß ich zum Ruhme nachsagen, nie habe ich köstlicheres Wildpret gegessen. Unser Getränk dazu war Kaffee, den wir in einem Feldkessel kochten, mit braunem Zucker versüßten und aus zinnernen Bechern tranken. In dieser Manier ward auf dem ganzen Zug geschmaust, wenn Proviant genug vorhanden war, und so lange Mehl, Kaffee und Zucker vorhielten.

Als das Zwielicht der Nacht Platz machte, wurden die Posten rings um's Lager ausgestellt, eine durchaus nothwendige Vorsicht in einem Landstrich, wo Indianer hausen. Das Lager bot nun einen äußerst malerischen Anblick. Hier und dort schimmerten die Wachfeuer durch das Dickicht, mannichfache Gruppen von Jägern darum her: Manche saßen oder lagen am Boden, Andere standen im rothen Schein der Flammen oder ihre Gestalten hoben sich dunkel davon ab. An manchen Feuern ging es sehr laut und lustig zu, schallendes Gelächter, vernehmliche, eben nicht feine Späße und unbändiges Geschrei; denn das Korps war sichtbar eine rohe, undisciplinirte Bande, unter den wilden Burschen auf der Grenze ausgehoben, die sich zum Theil aus Lust am herumziehenden, abenteuerlichen Leben, zum Theil in der Absicht, das Land kennen zu lernen, hatten anwerben lassen. Manche waren Nachbarskinder ihrer Offiziere und gewohnt, sie als Ihresgleichen, als Kameraden zu betrachten. Von der Zucht und dem Anstand, wie sie in einem Lager herrschen sollen, hatte keiner einen Begriff, keiner suchte eine Ehre darin, sich durch gute Haltung in einem Dienste auszuzeichnen, in dem er nicht zu verharren gedachte.

Während am einen Feuer solcher Tumult herrschte, ließ sich auf einmal an einem andern eine näselnde Melodie hören, welche ein Chor von „Vokalisten" in höchst trübseligem Psalmtone anstimmte. Den Vorsänger machte einer der Lieutenants, ein langer, magerer Mann, der, wie wir hörten, in einem Dorf auf der Grenze als Schulmeister, Singlehrer, und gelegentlich auch als methodistischer Prediger funktionirt hatte. Feierlich, melancholisch tönte der Gesang durch die Nachtluft und brachte mir die Beschreibungen ähnlicher Gesänge in den Lagern der englischen Covenanters in's Gedächtniß, und wirklich, das seltsame Gemengsel von Gesichtern, Figuren und wunderlichen Kleidungen in unserm Truppe müßte den Fahnen Preise-Gott Barebones keine Schande gemacht haben.

Nach eilf Uhr rückte ein freundlicher blasser Schimmer, der Vorläufer des aufgehenden Mondes, immer weiter am östlichen Himmel herauf, und jezt suchte ich meine Ruhestätte. Ich hatte beschlossen, nicht mehr unter das Zelt zu kriechen, sondern hinfort gleich den Jägern zu bivouakiren. Eine Bärenhaut unter einem Baum war mein Lager, und ein paar Satteltaschen mein Kissen. Ich hüllte mich in meine Decken und fiel bald in tiefen, gesunden Schlaf, aus dem mich erst bei Tagesanbruch das Jagdhorn weckte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Deutschland.

(Fortsetzung.)

Das kluge, edle Roß, das wir Neuern so sehr benützen, lobpreisen und martern, war ein treuer Genosse des alten Deutschen auf seinen Kriegsfahrten,

übrigens nach Tacitus weder an Gestalt noch Schnelligkeit ausgezeichnet. Cäsar vertraute so wenig der Kraft deutscher Pferde, daß er unter seine germanischen Söldner römische Pferde vertheilen ließ; doch gestand er zu, daß sie, wenn sie täglich geübt wurden, sehr große Anstrengungen erdulden konnten. Später waren besonders die Thüringischen Pferde wegen ihrer Dauerhaftigkeit berühmt, wie aus einer Schrift de mulomedicina, die dem Vegetius (zur Zeit Valentinians II.) zugeschrieben wird, zu ersehen ist, worin auch der Name Thüringen zuerst vorkommt. Ueber ein Jahrhundert später übersendet der Thüringer König Hermanfried dem großen Könige der Ostgothen, Theuderik, dessen Nichte Amalaberga er geheirathet, mehrere treffliche silberweiße Pferde zum Geschenk, die der Beschenkte wegen ihrer Schönheit, Kraft, Schnelligkeit und Sanftmuth gar sehr erhob. — Hier muß ich in Bezug auf die Reiterei der alten Deutschen gelegentlich bemerken, daß wir schon eine Art von Dragoner bei ihnen finden. Denn Cäsar berichtet, daß sie, wenn es Noth that, vom Pferde sprangen und zu Fuße fochten. Ueberhaupt bestand nach dem Tacitus ihre meiste Kraft und ihr Uebergewicht im Fußvolk. Bei diesem lesen wir auch, daß dem deutschen Volke eigenthümlich war, gleich den alten, stammverwandten Persern, der Pferde Vorahnung und Mahnung zu erkunden, wozu sie sich der weißen bedienten, die ohne alle irdische Arbeit auf Staatskosten in geweihten Hainen und Waldungen ernährt und vor den heiligen Wagen gespannt wurden, von Priestern und dem König oder Gaugrafen begleitet, welche auf ihr Wiehern und Schnauben Achtung geben mußten. Ohne Zweifel steht mit diesem Ahnungsvermögen der Pferde jener deutsche Volksglaube im Mittelalter und noch jezt in Verbindung, daß diese Thiere, gleich den Hunden, Geister und Gespenster wittern können. — Bei den verwandten Scandinaviern erscheinen gern Gespenster und Trollen in Pferdsgestalt. So gehen um des verzauberten Zauberers Gilberts Höhle auf Wisingsei im Wettersee viele Gespenster in Gestalt von Pferden umher, wobei ich auf die eselfüßigen Empusen der Griechen hinweise. Auch bei den alten Deutschen, scheint es, hat man sich das Pferd oft gespensterartig, oder die Gespenster in Pferdsgestalt vorgestellt. — Nach Adelung soll noch jezt im Mecklenburgschen Helhest das dreibeinige Pferd bedeuten, auf dem das dortige Volk zur Zeit der Pest den Tod hereinreiten sah — von Hel, schwedisch hael, und Hest, das ist Hengst, Pferd, also Höllen- oder Todespferd, ein Glaube, der auffallend sogleich an das fahle Pferd des Todes in der Offenbarung, entfernter aber an das personifizirte Wechselfieber der Russen, das sie lichoratka nennen, und selbst an die gräßliche Personifikation der Cholera bei den Hindus erinnert. — Dem Verfasser dieses dämmern noch zu Zeiten die schauderhaften Sagen auf, die er sich als Knabe auf dem heimischen Fichtelgebirg von umgehenden oder in die Fenster schauenden geisterhaften Pferden erzählen ließ. Der beängstigende, krankhafte Zustand im Schlafe, den wir Alp nennen — vom scandinavischen Alf, oder Elf, d. h. Berg- und Wassergeist (der ephialtes und incubus der Griechen und Römer) — in manchen deutschen Provinzen, besonders in Franken, auch vom Volke mit dem geisterhaften Namen Drud genannt, heißt im Angelsächsischen, Schwedischen und Isländischen mara, in England noch jezt night-mare (Nachtmar), was leicht auf die Meinung führen kann, daß dieses Wort mit unserem mar, möre, mähre, d. i. Pferd, gleichbedeutend sey.

Daß die Deutschen schon zu den Zeiten des Cäsar oder Tacitus Pferdefleisch genossen, davon findet sich bei Beiden kein Zeugniß. Man möchte fast annehmen, daß dieser Gebrauch, von dem die christlichen Heidenbekehrer und Geistlichen zu entwöhnen suchten, und den nur neuere Barbaren im Norden und in Frankreich wieder empfehlen, erst später von den Scandinaviern auf die Deutschen, besonders die Sachsen, übergegangen ist.

Bekanntlich wird das Pferd in Oberdeutschland, besonders Altbayern, häufig ohne den Nebenbegriff des Edlen auch Roß genannt, welches leztere nichts ist, als das versezte, vor Alters und bis in's fünfzehnte Jahrhundert gewöhnliche Ors; überhaupt ist es bei den Deutschen, wie bei den Arabern, ein je nach Gestalt, Alter, Farbe, Eigenschaft und Dienst vielnamiges Geschöpf, woraus Adelung schließt, daß es ein Lieblingsthier der Deutschen gewesen seyn müsse.

Von einem verwandten Thiere, das wir benützen und verachten, welchem Buffon aber eine Lobrede gehalten hat, ja welches, nach dem Glauben der Muhamedaner, unter die vier begünstigten Thiere gehört, die einst in das Paradies mit eingehen, finden wir keine ausdrückliche Erwähnung. Es scheint, daß dieses in Asien und Afrika einheimische und dort besonders benüzte Thier erst später nach Deutschland gekommen ist. Selbst sein Name (gothisch asilus, angelsächsisch esal, esol, bei Otfrid esil) möchte dahin deuten. Er ist augenscheinlich aus dem häufig gebrauchten Verkleinerungswort asellus gebildet; daher wir ihn nicht mit dem gelehrten Jovius aus dem Griechischen, oder mit Adelung von aß oder oß, das ursprünglich ein jedes großes Thier soll bedeutet haben, herzuleiten brauchen. Im Breviarium werden bei Anführung des Viehstandes auf den herrschaftlichen Gütern Esel mit erwähnt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Donaueschingen, den 20sten April.

Konzert für Schillers Denkmal.

Der Aufruf des Schillervereins in Stuttgart an alle Bühnen und Kunstfreunde Deutschlands, zu Beiträgen für das projektirte großartige Denkmal des unsterblichen Dichters mitzuwirken, fand auch hier verdienten Anklang.

Seit fünfzig Jahren besteht das hiesige Hoftheater, dem das Publikum durch den Eifer vieler Liebhaber der dramatischen Kunst eine Reihe edler Genüsse verdankt. Allein gerade jezt gestatteten die Verhältnisse und die zu Gebote stehenden Kräfte nicht die Erfüllung des zuerst und natürlich sich aufdrängenden Wunsches, durch Aufführung eines der Meisterwerke Schillers zu dem ächt vaterländischen Unternehmen beizutragen. Mit freudigster Beistimmung Seiner Durchlaucht des Fürsten **Karl Egon** von Fürstenberg entschloß sich daher die hiesige Hofkapelle, unter Mitwirkung einer großen Anzahl kunstsinniger Damen und Herren, eine musikalisch-deklamatorische Abendunterhaltung zu veranstalten. Sie fand am Palmsonntag den 12ten April in einem festlich dekorirten, durch Schillers kolossale lorbeerbekränzte Büste geschmückten Saale statt, und wurde durch die Anwesenheit der fürstlichen Familie, so wie durch die Gegenwart des dazu eingeladenen Sohnes und Enkels des Gefeierten verschönert. Zahlreicher Besuch ehrte das wohlgeordnete Unternehmen.

L. von Beethovens Pastoralsymphonie eröffnete das Fest, eine Sopranarie aus **J. Haydns** Schöpfung folgte, und die Ballade: der Gang nach dem Eisenhammer, mit Musik von **B. A. Weber**, schloß die erste Abtheilung. Zur zweiten bildete **Mozarts** Ouvertüre der Zauberflöte den würdigen Eingang; darauf wurde **G. Schwabs** Romanze: der Riese von Marbach, mit einem Epiloge vorgetragen, und den Beschluß machte die erste Abtheilung aus J. Haydns Jahreszeiten; der Frühling. Alles war von schöner Wirkung, die durch lauten Beifall anerkannt wurde. Der reine Ertrag bestand in 250 fl., und wurde sofort an den Schillerverein nach Stuttgart abgesendet.

Paris, April.

(Beschluß.)

Der Maler Robert. Museen.

Man muß es der Direktion Dank wissen, daß sie jezt unerbittlich ist, und sogar für das Robertsche Gemälde keine Ausnahme von der Regel verstattet hat; denn was hätte sie andern Künstlern erwidern sollen, wenn diese dasselbe Recht verlangt hätten? Da nun Roberts „Fischer“ zur Ausstellung zu spät angekommen waren, so gestattete der Eigenthümer einem der Maires von Paris, das Gemälde zum Besten der Armen für einen Franken öffentlich sehen zu lassen. Kaum war dies geschehen, so langte in Paris die Nachricht von dem traurigen Tode des berühmten Künstlers an, so daß sein leztes Meisterstück jezt dem Publikum doppelt werth und interessant wurde. Seitdem eilt man hin, um das Gemälde zu bewundern, und in der öffentlichen Meinung, die überhaupt dem Talente des Schweizer Malers ganz besonders günstig war, wiegt es einen Theil der Ausstellung auf. Robert muß wohl nicht gewußt haben, wie beliebt sein Talent in Frankreich war und welch glänzende Laufbahn seiner in Paris harrte; denn wie hätte er sich sonst der Verzweiflung überlassen und seinem Leben ein gewaltsames Ende machen können? Er hätte hier eine der ersten Stellen unter den lebenden Künstlern eingenommen, an Bestellungen von Seiten der Regierung und der Reichen würde es ihm nicht gefehlt haben, und jedes seiner Werke wäre für ihn eine Aufmunterung zu neuen geworden. Ein unwiderstehlicher Hang scheint ihn nach Italien getrieben zu haben, wo der Künstler sich vielleicht in seinem Elemente wähnte, aber der Mensch unglücklich war. Uebrigens scheine nur ein einziger Gegenstand ihn angesprochen und seinen Künstlergenius angeregt zu haben: die Darstellung des Volkslebens unter dem Gluthhimmel Italiens. Warum ist er nicht hieher gekommen? die Gérard, die Gros haben ihre Rolle ausgespielt; Robert wäre der Glanz einer neuen Schule geworden, er hätte Ruhm und Wohlhabenheit erlangt, und ungehindert seiner Neigung leben und dabei eine Reihe von Meisterstücken zu Tage fördern können. Vom Grafen von Forbin, dem Direktor des Museums, ist Einiges ausgestellt; allein, auch die Rolle dieses als Künstler und Schriftsteller gleich ausgezeichneten Mannes scheint ausgespielt zu seyn; er soll an einer Gemüthskrankheit leiden und das Gedächtniß verlieren, weßhalb man ihm auch an Herrn von Cailleux, zuvor Sekretär des Kunstmuseums, einen Gehülfen mit dem Titel Directeur adjoint gegeben hat. Die Sammlungen im Louvre erweitern sich immer mehr; für zwei Direktoren muß daher genug zu thun seyn. Schon die jährlichen Ausstellungen geben der Direktion genug Beschäftigung. Nun kommen noch die Gemälde- und Statuensammlung, das sogenannte egyptische Museum, die Vasensammlung, die der Töpfereien aus dem Mittelalter, die erst angefangene Sammlung von indischen und chinesischen Alterthümern dazu, ferner eine ungeheure Sammlung von Handzeichnungen, die in Ordnung gebracht werden muß, und die beständigen Ankäufe, welche vorkommen; somit läßt sich begreifen, daß eine solche Direktion von mehr als einem geschickten Manne geleitet werden muß, indem sie verschiedene Kenntnisse und Erfahrungen voraussezt, die man selten bei einem Einzigen vereint findet. Auch hat die Antikensammlung bereits einen besondern Vorsteher, Herrn von Clarac. Dem egyptischen Museum hatte man Champollion vorgesezt; nach seinem Tode ist die Stelle wieder eingezogen worden; auch bedarf diese nicht sehr bedeutende Sammlung keinen besondern Vorsteher; aber für die gesammten orientalischen Alterthümer, wenn ihre Sammlung in der Folge beträchtlicher werden wird, muß zulezt doch wohl ein eigener Aufseher ernannt werden; denn dieses Fach erfordert ganz spezielle Studien und Kenntnisse.

D g.

Räthsel.

An meine Herrin knüpfet mich
Ein zartes Band,
Ich tanze, hüpfe sittiglich
An ihrer Hand.
Was ich mit meinem Fuße thu',
Den Athem gibt sie mir dazu.

Im Anbeginn bin ich so schlank
Wie sie, und mehr;
Beim Tanzen wird manch Mädchen krank,
Ich werde schwer,
Und geb' den schwindlig raschen Lauf
Aus Fülle, nicht aus Siechthum auf.

A. v. St.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 106.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 4. Mai 1835.

Die Ure sind etwas kleiner als Elephanten, an Ansehn, Farbe und Gestalt dem Stiere gleich, ausnehmend stark und schnell und schonen weder Menschen noch Thiere, die ihnen aufstoßen. Die Jugend übt sich und härtet sich ab in der Jagd auf sie.

Julius Cäsar.

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Deutschland.

(Fortsetzung.)

Das Rindvieh war, nach Tacitus, klein und unansehnlich; indessen bestand ein großer Theil des Reichthums in Rind- und andern Viehheerden; daher im ältern Deutsch Feho selbst für Vermögen steht. Dies ließ sich auch bei den herrlichen Wiesen, den häufig brach liegenden Aeckern und den großen Waldhutungen des alten Germaniens erwarten.

Daß die Germanen aus ihrer Milch besonders Käse bereitet, wird vielfach behauptet. Cäsar sagt ausdrücklich, daß ihre Nahrung hauptsächlich aus Milch, Käse und Fleisch bestanden habe. Auch in der geronnenen oder verdichteten Milch, von der Tacitus als einer Speise derselben spricht, findet man den Käse; es wäre dann die gepreßte Milch in der ersten Virgilischen Ekloge; Andere wieder verstehen Butter darunter. Ob diese wirklich schon damals gebraucht wurde, hat man vielfältig untersucht. Man kann es wohl annehmen, wenn auch unter den barbarischen Völkern, von denen Plinius erzählt, daß sie von Milch lebten, aber den Käse nicht kennten, dagegen die Milch zu einer angenehmen Säure (das wäre unsere Buttermilch) und zur fetten Butter verdichteten, welche sie als Oel gebrauchten u. s. w., die alten Deutschen, welche bekanntlich oft vorzugsweise auch von den spätern Römern Barbaren genannt werden, nicht mit eindegriffen wären. Plinius erwähnt anderwärts, daß die Butter unter die beliebtesten Speisen der Barbaren gehöre, durch deren Genuß sich besonders die Reichen von den Aermern unterschieden. Bei der Gelegenheit beschreibt er ein Butterfaß, das dem jezt in den meisten Gegenden Deutschlands gebräuchlichen ganz ähnlich ist. — Das Wort Butter selbst ist ausländisch, nach Coneing käme es von den Scythen, wiewohl Griechen und Römer nach ihrer beliebten Weise es für griechisch halten, wo es denn, wörtlich genommen, Kuhkäse bedeuten würde. Sie selbst, nebst andern Völkern, die köstliches Baumöl gebrauchten, bedienten sich der Butter mehr zu Salben und zu medizinischem Gebrauch. — Beiläufig erwähne ich noch, daß das melca des Galenus, welches er für ein römisches Wort hält, echtdeutschen Ursprungs ist, soviel als Milch oder Molken, Gemolkenes, womit ja auch das griechische amelgein, augenscheinlich unser melken, übereinstimmt, und daß es unsere Sauer- oder auch Buttermilch bedeutet, welche ja, wie wohl bekannt, die von Galenus dem melca nachgerühmten kühlenden Eigenschaften besizt. Von einer

Sennenwirthschaft bei den benachbarten Alpenbewohnern spreche schon, meint man, Columella, bei welchem übrigens der, auf das Sanskrit und die Zendsprache zurückführende Name unserer Kuh in ceva verwandelt vorkommt.

Aus den Gesetzen der Alemannen geht hervor, daß diese, schon durch die Natur ihres Landes dazu ermuntert, sich besonders mit Viehzucht beschäftigten. Auch liest man in den verschiedenen alten Gesetzen, daß man die Rinder, so wie jedes andere auf die Weide getriebene Vieh, um bei den ausgebreiteten und waldigen Hutungen die Verlaufenen leichter wieder zu finden, mit Schellen (skella) zu versehen pflegte, deren Entwendung namentlich im Salischen Gesetz streng verpönt war. In ältern Zeiten, wenigstens noch zur Zeit des Gregorius von Tour, wurde nur mit Rindern, besonders mit Kühen gepflügt; das Pferd diente zur Jagd und zum Kriege. Auch zum Fuhrwerk wurden jene mehr als dieses gebraucht; noch die Merovâischen Könige fuhren auf Ochsenwagen in die Volksversammlung. — In einem, vom Engländer Joseph Strutt 1775 bekannt gemachten angelsächsischen Bilderkalender aus dem eilften Jahrhundert, der aber unstreitig auf den Gebrauch und die Sitte früherer Jahrhunderte hinweist, finden wir bei den Ackerarbeiten bloß Kühe oder Ochsen, nebst Leibeigenen mit sklavisch-gemeiner Gesichtsbildung und Haltung, dagegen den Gutsherrn selbst als stattlichen, bärtigen Jäger mit dem Falken in der Hand, auf einem Pferde sitzend, abgebildet. Rinder wurden auch als Tribut bezahlt. Nach des Tacitus Annalen (l. IV.) mußten die Friesen, deren Marschland besonders zur Rindviehzucht geeignet war, einen jährlichen Tribut von Ochsenhäuten, später auch von Auerochsen an die Römer entrichten. Noch später finden wir, daß die zinspflichtigen Sachsen dem Frankenkönige jährlich 500 Kühe für die königliche Küche abliefern mußten; ein Tribut, den ihnen Dagobert zur Zeit, als er mit den Slaven in feindliche Berührung kam, erließ, um jene zum Kampf gegen diese zu gewinnen.

Wir kommen jetzt auf die eben erst erwähnte Abart, von der übrigens, wie Oken meldet, unser zahmes Rindvieh abstammen soll. — Der Name Ur, latinisirt urus, dafür angelsächsisch wild-oxa, ist unstreitig uralt und weist auf das sanskritische ursha (Ochs) hin. Denn wenn auch Makrobius bemerkt, daß urus ein keltisches oder gallisches Wort sey, so wissen wir ja, daß bei Griechen und Römern oft für keltisch galt, was eigentlich germanisch war und mithin zum indogermanischen Sprachstamme gehörte. Bereits hat Wachter bemerklich gemacht, daß schon die alten Deutschen Ur oder gedehnt Aur mochten ausgesprochen haben. In mittelhochdeutschen Schriftwerken, z. B. im Nibelungenlied, V. 3762, finden wir Ure, und Klopstock in seinen Bardietten und nach ihm Andere haben Ur für Ur- oder Auerochs wieder in die deutsche Sprache eingebürgert.

Wie schon Dietrich von Stade (Erklärung etlicher deutscher Wörter in Lutheri Bibelübersetzung) bemerkt, bedeutet ur soviel als ursprünglich, und außerdem so viel als wild, und „es sey daher Auerochs, Auerhahn und dergleichen nicht von Au herzuleiten, sondern von einem dehnenden Dialekt, wo man Auer für Ur gesagt." Auch im Schwedischen hat die Partikel ur den Begriff des Anfangs, was wir gleich in unserem „Urwelt" finden; aber der Begriff des Anfänglichen und des Unverletzten, Wilden, Rohen fällt gern zusammen, so in Urwald, wobei wieder bemerkt werden kann, daß wild und Wald nach Sinn und Laut verwandt sind. So sind wild nicht blos die im Walde herumschweifenden Thiere, sondern früher auch Menschen (jetzt die Wilden); wilder Honig ist Honig von Walddienen, Waldmann, z. B. im Luarin, ein wilder, im Walde lebender Mann, gerade wie der alte einsiedlerische Scherasmin im Oberon sowohl wilder Mann, als Waldmann genannt wird. Dasselbe gilt bei dem in deutschen Wäldern früher so häufigen Ur- oder Auerhahn, d. i. wilder oder Waldhahn (dänisch und isländisch Urhan), ferner bei Urgaas, wilde Gans. Auch hieß vor Alters die wilde Katze Urkatte, der wilde Eber, z. B. im Salischen Gesetz, Urbeer, die wilde Sau Urkempe.

Der Ure erwähnen besonders Cäsar und Plinius. Ihre Jagd war eine gefährliche und darum ein Hauptvergnügen der alten Deutschen, denen das Horn derselben, oft mit Silber eingefaßt, zugleich als Siegeszeichen und als Trinkgefäß diente. Wie der Mönch von St. Gallen berichtet, hat sich noch Karl der Große mit der Auerochsenjagd erlustigt; auch sollen sich noch jetzt, wie wenigstens van der Hagen im Glossar zum Nibelungenlied anmerkt, deren in Preußen und Polen befinden. Nach Andern wäre — unglaublich! — der Ur ausgestorben und von seinem Daseyn zeugten bloß noch Knochen in Torfmooren.

Unter den wenigen Thieren, die das dem rauhen Scythien angrenzende Germanien hervorbringe, erwähnt Plinius (H. N. 8, 15.), außer dem Auerochsen, des gemähnten Bisons. Er ist wohl eins mit dem im Nibelungenliede, V. 368., da wo die Rede ist von der verhängnißvollen Jagd im Odenwald, erwähnten Wisent, altnordisch visundr, althochdeutsch wisant, wisunt. — Bison und wisent mögen von Einer Wurzel abstammen, wohl nicht vom alten bisen, d. h. wüthen, verwandt mit beißen, noch weniger von Wiese, Wasen, weil das Thier besonders Sumpfwiesen liebe; vielleicht am ersten von wisan, zeigen, weisen, davon althochdeutsch wisel, neuhochdeutsch Weisel, d. i. Führer, König, zumal der Bienen, isländisch visir; also hieße wisand, visundr

der Weisende, Anführende (König der Rindes), wie J. Grimm vermuthet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Prairien.

(Fortsetzung.)

Auf das Signal mit dem Horn rückten Schildwachen und Patrouillen ein und wurden entlassen. Die Jäger hatten sich erhoben, und nicht lange, so herrschte ringsum das rühriste Leben. Während die einen Holz hieben, Feuer machten und das Frühmahl bereiteten, klopften andere ihre schmutzigen Decken aus und rüsteten Alles zum Abmarsch, noch andere brachen durch's Dickicht, fingen die Pferde ein und führten oder trieben sie in's Lager. Während dieses Durcheinanders erscholl der Wald von Geschrei, Jubel und lautem Gelächter. Als Alles gefrühstückt hatte, sämmtliches Geräthe und Lagerzeug zusammengemacht und auf die Packpferde geladen war, gab das Horn das Zeichen zum Satteln und Aufsitzen. Um acht Uhr setzte sich der ganze Trupp in einer langgestreckten Linie in Bewegung, mit Geschrei und Halloh und manchem Fluch auf die langsamen Packpferde, und über ein Kleines war der Wald, den ein paar Tage lang so ungewohnter Lärm erfüllt, seiner alten Stille und Einsamkeit wiedergegeben.

Es war ein herrlicher, sonnenheller Morgen, eine köstliche, durchsichtige Luft, in der sich das Herz ordentlich in Wonne badet. Unser Weg führte uns dem Arkansas entlang durch eine reiche, wechselnde Landschaft. Bald ging es über aufgeschwemmten Boden, mit üppigem Pflanzenwuchs bedeckt, wo sich die wilden Reben um die riesigen Bäume schlangen und wie Takelwerk von den Aesten niederhingen; bald an langsamen Bächen hin, deren schwacher Wasserfaden kaum eine Reihe glatter Tümpel verband, welche gleich Spiegeln, in den ernsten Rahmen des Waldes gefaßt, dalagen und sein herbstliches Laub und Stücke des blauen Himmels abmalten; bald zerrissene, felsige Hügel hinan, von deren Höhen wir weiter Aussichten genossen, hier über ferne Prairien, von Büschen und Wäldern durchschnitten, dort über einen Strich blauer, dunkelnder Höhen, jenseits der Wasser des Arkansas. Unser Zug paßte vollkommen zu der Landschaft: die Marschlinie über eine halbe Meile lang durch Holz und Gebüsch, durch die Defileen der Hügel auf und ab hingestreckt; die Leute in buntscheckigem, seltsamem Aufzug, lange Büchsen über der Schulter und auf Rossen von allen möglichen Farben. Jeden Augenblick wollten die Packpferde aus der Reihe brechen, um links und rechts das Gras abzuweiden, und wurden von Toni und seinen farbigen Kameraden unter vollen Ladungen kauderwelscher Flüche wieder zurechtgeprügelt. Hin und wieder ließ sich an der Spitze der Kolonne das Horn hören, Nachzüglee zurückzurufen und die Marschlinie anzudeuten, und hallte durch Wälder und Schluchten. Die ganze Scene erinnerte mich lebhaft an die Beschreibungen von den Raubzügen der Bucaniers in den Wildnissen von Südamerika gegen die Niederlassungen der Spanier.

Gegen drei Uhr lagerten wir in einem lieblichen Grunde, unter Gruppen hochstämmiger Eichen, neben einem hübschen fließenden Wasser. Die Pferde wurden nun gespannt, das heißt, ihnen die Vorderfüße mit Stricken oder Riemen lose gebunden, daß sie sich nicht frei bewegen und sich vom Lager entfernen konnten, worauf man sie grasen ließ. Ein Haufen Jäger, die besten Waidmänner, zerstreuten sich nun nach allen Seiten nach Wildpret. Kein Geschrei, kein Gelächter im Lager, wie am Morgen: Alles war entweder an den Feuern mit dem Abendmahl beschäftigt, oder ruhte im Grase aus. Nicht lange, so hörte man ringsum Schüsse krachen, und bald kam ein Jäger mit einem hübschen Rehbock quer über dem Pferde in's Lager geritten. Eben als die Nacht anbrach, entstand gewaltiger Jubel am einen Ende des Lagers, und alsbald erschien ein Trupp junger Bursche, die einen Kameraden auf den Schultern trugen und mit ihm im Triumph an den Feuern umherzogen. Er hatte ein Elendthier geschossen, und zwar das erste in seinem Leben, und gleichfalls das erste, dessen man auf dem Zuge habhaft geworden. Der junge Jäger war für den Abend der Held des Lagers, und Gastgeber dazu, denn bald wurden an allen Feuern Stücke von seinem Elend gebraten.

Am andern Morgen erwachte ich vor Tages Anbruch am kläglichen Geheul eines Wolfes, der, gelockt vom Geruche des Wildprets, um das Lager herstrich. Kaum zeigte sich der erste graue Lichtstreif am Morgenhimmel, so fing ein junger Bursche in einem der entlegenern Quartiere an wie der Hahn zu krähen, so kräftig und klar, so schön ausgehalten, daß es dem ältesten Meister des Hühnerhofs Ehre gemacht hätte. Alsbald ließ sich an einem andern Fleck, wie wetteifernd, ein zweiter hören, und jetzt wurde es laut von Quartier zu Quartier: Hennen gackerten, Enten schnatterten, Trutbühner gluksten, Schweine grunzten, und es ward uns nicht anders, als wären wir mitten in einen Bauernhof versezt, und alle seine Bewohner stimmten ihr vielstimmiges Konzert an.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

Accident-maker. Geschichte eines Selbstmörders.

Mitten durch die Lust des Schauens, der Musik und des Tanzes, in welcher jezt die höhern Kreise Londons sich bewegen, tönt bisweilen schrillend ein Mißlaut des Schmerzes, der Verzweiflung und des Selbstmordes, und gibt nur zu vollgültiges Zeugniß, daß, wie Hütten neben Palästen, Armuth neben Reichthum, so Laster neben Tugend und Edelmuth neben der niedrigsten Verworfenheit stehen. Glücklicherweise sind die blutigen Geschichten, welche in Gesellschaften von Mund zu Mund und aus einer Zeitung in die andre übergehen, oft bloß Erdichtungen. Wer, im Auslande lebend, den sittlichen Charakter Londons nach den von den öffentlichen Blättern erzählten Vorfällen beurtheilt, muß London für einen Pfuhl von Lastern, und es geradezu für unmöglich halten, seines Lebens und seines Eigenthums hier ordentlich froh zu werden. Glücklicherweise ist, wie gesagt, der Schein schlimmer, als die Wirklichkeit, und man braucht nicht die zwei Bände eines Verbannten aus Erin oder Leidensgeschichte eines verschämten Irländers — The exile of Erin or history of the sorrows of a bashful Irishman, 1835 — gelesen und ein Duzend glücklicher Einfälle mit einem halben Duzend gelangweilter Stunden bezahlt zu haben, um zu wissen, daß die meisten Zeitungsredaktionen arme Scribenten besolden, deren Amt es ist, die Straßen zu durchwandern, Alles, was das Interesse der Leser anzuregen verspricht, zu notiren und dann in beliebiger Darstellung unter den Preßbengel zu schieben. Da nach der Zeile bezahlt wird, wird auch nach der Zeile geschrieben, und wo das Reich der Wirklichkeit sich zu beschränkt erweist, die Schranke der Phantasie geöffnet, woraus denn die gemachten Vorfälle entstehen, deren Verfasser den Namen accident-makers tragen. Ein geübtes und mit den Grundsäzen dieser lustigen Berichterstatter einigermaßen vertrautes Auge ist nicht leicht zu täuschen. Es lächelt oft beim Ueberblicken von Begebenheiten, welche in andere Augen Thränen bringen, es lächelt, denn es erkennt, daß der Reporter selbst über den Schaudern seiner Erfindung gelacht hat, und während die Thränen noch in den gerührten Augen glänzen, meldet die nächste Zeitungsnummer, der und der Paragraph sey bei näherer Untersuchung mit der Wahrheit nicht übereinstimmend befunden worden. Kommt diese ehrliche Berichtigung vom Herausgeber des Blattes? Keineswegs; sie kommt aus derselben Feder, welche gestern den gräßlichen Vorfall berichtete. Die absichtliche Täuschung bleibt uneingestanden, das getäuschte Auge freut sich, daß seine Thränen keiner Wahrheit geflossen sind, und der täuschende Scribent summirt zu seiner Honorarberechnung die Zahl der durch die ehrliche Berichtigung gewonnenen Zeilen. Allein selbst nach Abzug der auf Spekulation gemachten Begebenheiten ist der Rückstand der wirklich geschehenen noch ansehnlich genug, und unter denen, die seit Kurzem aus sich von selbst erläuternden Gründen die meiste Theilnahme gefunden haben, dürfte nachstehende, wahr, wie sie ist, eine der erwähnenswerthesten seyn, schon darum, weil sich Manches über englische Art und Weise daraus lernen läßt.

Ein Bursche, kaum fünfzehn Jahre alt, sprang von der neuen Londonbrücke in die Themse. Die Fluth schlug über sein junges Leben zusammen, und eine Leiche wurde er an's Ufer gebracht. Nach englischen Gesetzen wird über jeden aufgehobenen Selbstmörder ein Geschworenengericht gehalten; die Ursachen, die den Unglücklichen zu der raschen That vermocht haben, werden sorgfältig erörtert; diejenigen, von denen er in Verzweiflung und Tod getrieben worden ist, trifft die verhältnißmäßige Strafe ihrer Schuld, und wo fremde Schuld sich nicht entdeckt, lautet der Ausspruch meist auf temporären Wahnsinn, indem der fromme Engländer, zur Ehre der dem Christen gebotenen Ergebung in alle die namenlosen Leiden, welche das Leben zur Hölle, den Tod zum Paradiese machen können, es für eine Unmöglichkeit erklärt, daß ein Mensch mit gesunden Sinnen im Stande sey, selbst die unerträglichste Bürde früher abzulegen, als der gewöhnliche Verlauf der Weltordnung sein Loos aus der Todesurne zieht. Demgemäß wurde auch über den Leichnam des ertrunkenen Jünglings eine Jury niedergesezt. Da der Schritt zum Uebergange in eine andere Welt am hellen Tage geschehen war, und die neue Londonbrücke ständlich Hunderte von Wagen und Reitern und Tausende von Fußgängern zählt, so mangelte es nicht an glaubwürdigen Augenzeugen für die äußre Freiheit der That. Name und Stand des Gestorbenen waren schnell ausgemittelt, und zu Erforschung des Beweggrundes wurden diejenigen vorgefordert, die ihm am nächsten standen, sein Vater und seine Mutter. Beide waren den Geschwornen zwar als arme, aber brave Menschen bekannt, und Beide erschienen, tief bekümmert über die rasche That ihres einzigen Kindes. „Bei Gott, ich weiß es nicht,“ sagte der Vater, und mit seiner Versicherung stimmte die Aussage der Mutter überein, „warum mein Sohn sich und mir das gethan hat. Er ist uns immer ein folgsames Kind gewesen, und seit Jahren hat er keinen Schlag von mir verdient und keinen Schlag und kein hartes Wort von mir bekommen. Ich erinnere mich kaum, daß er je krank gewesen. Er war über sein Alter stark und groß, und immer heiter und guter Dinge, bis seit ungefähr acht oder neun Wochen, von welcher Zeit an er bisweilen traurig und in sich gekehrt war, und mir gar keine, oder falsche Antworten gab. Ich meinte, die Ursache sey eine natürliche. Was ich damit sagen will? Nun, ich meinte, die Ursache seines veränderten Benehmens möchte eine Folge des Ueberschnappens seiner Stimme und des Bartes seyn, der ihm zu wachsen anfing. Auch machte er sich Vorwürfe, daß er eines Sonnabends den empfangenen Wochenlohn verloren und ein anderes Mal die Hälfte desselben für ein zerbrochenes Fenster hatte bezahlen müssen. Aber Gott behüte mich, daß ich wegen des Einen oder des Andern ihn gescholten hätte. Die acht Schillinge, die er wöchentlich verdiente, fehlten freilich in allen Ecken; doch hatte er sie ja lange, ohne einen Penny für sich zu behalten, jeden Sonnabend mir gegeben. Also war ich auch nicht so unvernünftig, ein Versehen, an welchem er vielleicht nicht einmal Schuld hatte, ihm anzurechnen. Und daher weiß ich nicht und kann es nicht im Entferntesten errathen, was ihn in den Tod gejagt hat. Er war am Morgen, wie gewöhnlich, von Hause fortgegangen; ich hörte erst wieder von ihm, als er todt war.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Erklärung.

Die Redaktion sieht sich zu der Erklärung veranlaßt, daß der in Nr. 88 der diesjährigen Blätter enthaltene Aufsaz: „das Glück in Baden,“ von keinem Einwohner der Stadt Baden herrührt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 107.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 5. Mai 1835.

> In den freien Bewegungen eines lebendigen Wesens besteht eigentlich die schöne Natur. Man betrachte das wilde amerikanische Pferd: welch freier, unabgemessener Gang! wie flüchtig! welche Sprünge! Es erhält aus der freigebigen Hand der Natur Stärke und edlen Anstand.
>
> Buffon.

Die Prairien.

(Fortsetzung.)

Das wilde Pferd.

Während des Marsches durch eine weite, prächtige Prairie waren Spuren von Büffeln bemerkt worden, und jezt stieg die Ungeduld unserer Jäger, alt wie jung, auf's Höchste; denn kaum einer oder der andere hatte dieses hochberühmte Wild der Prairien je zu Gesicht bekommen. Als sich daher im Laufe des Tags auf einem Punkt der Linie der Ruf hören ließ: „ein Büffel! ein Büffel!“ so kam der ganze Trupp in Aufruhr. Wir zogen gerade durch einen gehügelten, von bewaldeten Schluchten und hochstämmigen Baumgruppen durchschnittenen Strich der Prairie. Die Lärm geschlagen, zeigten ein großes, schwärzliches Thier, das sich, etwa zwei Meilen weit weg, längs einer Anhöhe sachte dahinbewegte. Unser allzeitfertiger Franzose Toni sprang im Sattel auf und stellte sich auf denselben, wie ein Tanzmeister, oder wie Skaramuz im Cirkus, wenn er eben ein Reiterkunststück machen will. Nachdem er das Thier einen Augenblick betrachtet, was er ganz eben so gut gekonnt hätte, ohne aus den Bügeln zu kommen, that er den Ausspruch, es sey ein wildes Pferd, gleitete wieder in den Sattel und wollte über Hals und Kopf davon, ihm nach, ward aber zu seinem unaussprechlichen Verdruß auf seinen Posten bei den Packpferden verwiesen. Wir sezten unsern Weg fort, immer das Pferd im Auge. Es bewegte sich ruhig die Anhöhe hinan und verschwand hinter derselben. Nicht lange aber, so zeigte es sich auf einmal zu unserer Rechten, gerade vor der Linie; es kam in scharfem Trab aus einem Thälchen herauf. Als es uns gewahr wurde, hielt es rasch an, betrachtete uns einen Augenblick mit sichtbarem Erstaunen, warf dann den Kopf in die Höhe und trabte, mit flatternder Mähne und Schweif, zierlich von dannen, wobei es jezt über die eine, dann über die andere Schulter nach uns umblickte. Nachdem es durch einen Streifen von Dickicht gesezt, der einer Hecke gleich sah, hielt es im freien Feld dahinter an, sah mit schöner Haltung des Nacken noch einmal um, zog die Luft in die Nüstern, warf wieder den Kopf hinauf, sezte sich in Galopp und verschwand im Wald. Zum erstenmale sah ich da ein Pferd in seiner natürlichen Freiheit, seinem angebornen Adel. Welch ein Kontrast mit dem armen, verdorbenen, gezäumten, geschirrten, gezügelten Schlachtopfer des Luxus, der Launen und der Habsucht in unsern Städten!

Zu unserer Hoffnung, auf Büffel zu stoßen, hatten wir uns heute getäuscht gesehen; aber das wilde Pferd

war etwas absonderlich Neues gewesen, und so lieferte es denn auch Abends im Lager den Stoff zur Unterhaltung. So wurden manche Geschichten von dem berühmten Grauschimmel erzählt, der sechs, sieben Jahre lang hier herum in der Prairie sich aufgehalten und alle Nachstellungen der Jäger zu Schanden gemacht hatte; es hieß, er könne im Schritt und Paß so rasch gehen als das flüchtigste Roß im vollen Laufe. — Die Jagd des wilden Pferdes ist eines der Lieblingsgeschäfte der Volksstämme um die Prairie, und die indischen Jäger remontiren sich hauptsächlich auf diese Weise. Die wilden Pferde, welche auf diesen ungeheuren graßbewachsenen Ebenen zwischen dem Arkansas und den spanischen Niederlassungen leben, sind aber nach Farbe und Bau bedeutend verschieden und verrathen dadurch verschiedene Abkunft. Manche gleichen dem gemeinen englischen Schlag, und stammen wohl von Pferden, die aus unsern Grenzniederlassungen entlaufen. Andere sind klein, aber stark gebaut, und man glaubt, sie seyen von der mit den spanischen Eroberern herübergekommenen andalusischen Race. Manche mit reicher Phantasie begabte Forscher erblickten in ihnen die Abkömmlinge des arabischen, aus Afrika nach Spanien, und von dort hieher verpflanzten Schlags, und gefielen sich im Gedanken, ihre Urgroßväter möchten von jenen reinen Rennern der Wüste gewesen seyn, die dereinst Mahomet und seine kriegerischen Jünger durch die Sandwüsten Arabiens trugen. Allerdings ist es, als ob mit dem Rosse auch die Sitten des Arabers herübergekommen wären. Mit Einführung des Pferdes in die ungeheuern Ebenen des weiten Westen erlitt die Lebensweise der Eingebornen eine völlige Umkehrung. Statt, wie sein Bruder im Norden, in den Tiefen düsterer Wälder zu lauern und langweilig sich durch das verworrene Labyrinth der Wildniß zu winden, schweift der Indier des Westen über seine Ebene hin; fast beständig zu Pferde, führt er ein heitereres, sonnenhelleres Leben, auf weiten blumigen Prairien und unter wolkenlosem Himmel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Deutschland.

(Fortsetzung.)

Der Büffel, der seinen Namen hat vom italienischen buffalo, welches wieder aus dem griechischen boubalos gebildet ist, und der gegenwärtig außer Italien auch in Ungarn gefunden wird, ist ursprünglich in Tibet zu Hause, und war wohl in Deutschland nicht zu finden, wenn er auch neben dem Bison oder Wisent in den Jagdgesetzen der Bajuvaren oder Alemannen vorkommt. Allein er wird häufig in den ältern deutschen Schriftwerken mit diesem und dem Ur verwechselt. Und so läßt sich die Nachricht, daß zur Zeit der Merovinger Büffel im Wasgauer Wald gejagt worden seyen, berichtigen. — Schon Plinius bemerkt im oben erwähnten Kapitel, daß das unwissende Volk gern die Ure mit den Büffeln verwechsle, da doch diese Thierart, mehr ein Mittelding zwischen Kalb und Hirsch, in Afrika zu Hause sey. — Viele deutsche Ortsnamen haben, wie Grimm bemerkt, ihren Ursprung von Wisent; so Wiesensteig, welches nichts sey, als das verkürzte Wisenstiga, Steig oder Weg des Wisents.

In Bezug auf das Schmalvieh, d. h. das kleinere Vieh — denn schmal bedeutet klein, schwach, noch in Schmalholz, entgegengesezt dem Hochwald, Hochbäumen (bei Notker), und in Schmalthier, d. i. junger Hirsch, gebräuchlich — bemerken wir, daß die alten Deutschen besonders reich an Schafheerden waren, was nicht zu verwundern ist, da diese Thierart selbst noch im höchsten Norden vorkommt. So haben jene dänischen Inseln im nordischen Ocean, welche Faroer, d. i. Schaf-Eilande heißen, denn faar heißt dänisch Schaf, davon ihren Namen, und selbst auf dem so rauhen Island gehören Schafheerden, von der dort einheimischen vielhörnigen Art, zum Reichthum der Bewohner. Auch die häufigen Brachäcker im alten Deutschland waren der Schafzucht günstig. Um so auffallender ist es, wenn Männer, welche „Lehrbücher der deutschen Geschichte" schreiben, behaupten, „der Schafe, deren Zucht Boden und Klima zuwider war, findet man nicht erwähnt." Ein solcher muß des Tacitus Germania nicht gelesen haben, wo Kap. 12 erwähnt wird, daß eine Anzahl Pferde und Schafe als Buße für gewisse Vergehen erlegt wurden, wo es ferner Kap. 27 heißt, daß sogar Menschenmord durch eine festgesezte Zahl von Rindern und Schafen gesühnt werden konnte.

Der Ziege oder Gaise finden wir nicht ausdrücklich erwähnt; dagegen war die Schweinszucht ein Gegenstand vorzüglicher Sorgfalt. Schon von der Genauigkeit, womit besonders das Salische Gesetz in seinen Verordnungen von den Schweinen handelt, läßt sich auf die hohe Werthschätzung des Thiers schließen. Schweinfleisch war vor Alters, wie noch jezt, im Volk die beliebteste Speise. Auch fanden die Thiere in den deutschen Eichen- und Buchenwäldern reichliche Nahrung. Des Wildprets, worunter, außer Rehen, Hirschen und Wildschweinen, wohl auch Bären mit zu verstehen sind, erwähnt namentlich Tacitus; sie genoßen es frisch, sagt er; den Barbaren hätte wohl der, bei unsern hochverfeinerten Nachbarn so beliebte Hochgeschmack nicht zugesagt.

Nun noch Einiges über einige andere Thiere. Das vielbesprochene, im deutschen Volksglauben so wichtige, von den alten Preußen hochverehrte Ellen (angelsächsisch elch, altfränkisch elah, mittelhochdeutsch elch und elk) findet man gewöhnlich in der alce oder alcis des Cäsar und Plinius wieder. Letzterer bemerkt, die fast einem Rinde ähnliche alce sey nicht sehr verschieden von der achlis (machlis nach einer andern Lesart), welche letztere auf der Insel Scandinavia lebe, und nicht, wie jenes Thier, den Hinterbug biegen könne; deßhalb könne es nicht liegen, es lehne sich an Bäume und werde dadurch, daß man diese durchsäge, gefangen. Es sey von allbekannter Behendigkeit, seine Oberlippe sey sehr groß, daher gehe es beim Weiden rückwärts u. s. w. Nun aber erzählt Cäsar etwas Aehnliches von der alce; dieses rehartige Thier, nur etwas größer als ein Reh, habe Beine ohne Knoten und Gelenke, es lege sich, wenn es ruhen wolle, nicht nieder, weil es, einmal niedergesunken, sich nicht wieder aufrichten könne; es lehne sich daher an Bäume. Auch die von ihm erwähnte Art und Weise, das Thier zu fällen, ist dieselbe, die Plinius angibt. — Neuere Beobachtungen haben bestätigt, daß wirklich das Ellen zuweilen auf der Flucht gänzlich niederfällt und nicht leicht wieder aufsteht; daher glaubte man früher, es sey mit der fallenden Sucht behaftet, die bekanntlich auch das Elend heißt, und davon habe das Thier auch den Namen. Letzteres ist aber eben so wenig der Fall, als daß es ausländisches Thier bedeute (von Ellende, Ausland, Verbannung). Das deutsche Wort kommt vom alten ellen, gothisch allan, d. i. Stärke, Kraft, her, (Nibelungenlied, wo auch ellensreich, ellenhaft) wovon, nach Einigen, auch Helfen, Held, ja sogar Hellenen abstammen soll! Auffallend stimmt ellen, Stärke, zu dem griechischen Wort alke, was dasselbe bedeutet. Wirklich ist das Thier so stark, daß es mit einem Schlage seines Hufes selbst Wölfe tödten kann, wie schon Olaus der Große berichtet, und dabei so behend und schnell, daß es, gezähmt und an Wagen gespannt, eine doppelt größere Strecke Wegs durchlaufe, als das schnellste Pferd. Auch berichtet Ihre von der Königin Christine, daß diese launisch seltsame Königin auf einem, von Ellenthieren gezogenen Schlitten über zugefrorene Seen gefahren sey. — So ist Ellen ein starkes Thier, nicht sowohl Großthier, wie Oken will, weil es das höchste Thier im Norden sey. — Noch im Mittelalter war es wohl in Deutschland zu finden. Wenigstens heißt es im Nibelungenlied, V. 3761 und 62:

Darnach sluoc er schiere einen wisent und einen elch,
starcher ure viere und einen grimmen scheich.

wo Elch, sehr an alke erinnernd, das Ellen ist, schelch aber, nach van der Hagen, der Bockshirsch (tragelaphus der Alten) mit Bart und Zotteln am Halse seyn soll, welcher mit dem Elk in Utrechter Jagdurkunden der Kaiser Otto I. und Heinrich II. vorkomme: vielleicht, meint er, der noch in Böhmen einheimische Brandhirsch; und wirklich hält ihn Oken für diesen, und nennt ihn eine größere, mit einer Art Mähne versehene Lei oder Abart vom Hirsch, die besonders in Böhmen zu finden sey. In Deutschland findet sich das Ellen nicht mehr, dagegen noch auf der Kapoeaner Haide bei Königsberg, wo erst in der neuesten Zeit eine Ellenthierjagd von Friedrich, Kronprinz von Preußen, angestellt worden. Luden meint, die alce und achlis können nicht Ellenthiere seyn. Allein daß Plinius die alce ein rindähnliches Thier nennt, thut hier nichts zur Sache. Rehe und Hirsche haben wohl beim ersten Anblick fast noch mehr Aehnliches mit dem Rind, als dieses mit dem Elephanten, oder gar mit dem Rhinoceros, von denen doch der erstere bei seinem ersten Erscheinen in Italien der lukanische Ochs, das zweite Thier von Pausanias der äthiopische genannt wurde. Bekanntlich haben neuere geistreiche Historiker mit gar vielem Aufwand von Gelehrsamkeit versucht, die alce mit dem vergötterten Brüderpaar bei den Naharvalen (Tac. Germ. 43) in Verbindung zu bringen. Aber auch schon früher hat ein französischer Schriftsteller, Martin, frischweg die Behauptung aufgestellt, der alcis sey eine Jagdgottheit gewesen, ähnlich dem gallischen Cerunnus, der mit Geweihen von Ellenthieren vorgestellt werde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Die studirenden Egypter.

Am letzten Freitage hielt die geographische Gesellschaft eine öffentliche Abendsitzung. Es wurden zuerst mehrere Auswärtige und Einheimische als Mitglieder vorgeschlagen, unter andern Scheyk Refaha, einer der in Paris gebildeten jungen Egypter, welcher das besondere Verdienst hat, daß er seit seiner Rückkehr in sein Vaterland die Araber, seine Landsleute, mit der europäischen Bildung bekannt zu machen sucht, und jezt als Lehrer der Geschichte und Erdbeschreibung in Cairo angestellt ist. Ueberhaupt ist es interessant, die Fortschritte zu bemerken, welche die nach Frankreich gesandten jungen Muselmänner in der allgemeinen Bildung und in den Wissenschaften gemacht haben. Man kann sich davon auf angenehme Weise in den Abendgesellschaften bei Jomard, dem Vorstand der geographischen Gesellschaft, überzeugen. Jomard hat sich dieser jungen Egypter mit vielem Eifer angenommen, und ist ihr Führer und Mentor, daher sie ihm auch gern die Beweise ihrer Fortschritte überreichen. Er hat eine Sammlung ihrer Briefe angelegt, wovon manche gar nicht übel geschrieben sind. Besonders interessant sind die Briefe eines derselben, welcher eine Reise um die Welt unternommen hat; vielleicht ist er der erste Muselmann, der solch eine Reise wagt. Auch ihre Zeichnungen bewahrt Jomard sorgfältig auf, und in der That sind sie als erste

Versuche eines bisher die Kunst verschmähenden Volkes der Beachtung werth. Auf den Tischen bei Jomard erblickt man auch die Bücher, welche die Druckerei des Vizekönigs zu Cairo bisher zu Tage gefördert hat. Freilich hat man damit angefangen, Exerzierreglements, taktische Werke und dergleichen aus dem Französischen zu übersetzen oder nachzuahmen; denn vor Allem hatte der Vizekönig die Absicht, gute Soldaten zu bilden, und dies mag auch wohl die Hauptursache seyn, weßhalb er sich entschlossen hat, junge Leute in Frankreich unterrichten zu lassen. In Afrika sowohl, als in Europa, will jeder Fürst ein gutes, schlagfertiges Kriegsheer haben, und sucht seinen Thron auf dieses zu stützen; aber nebenher war der Vizekönig doch auch nicht gleichgültig gegen die Vorzüge europäischer Bildung in anderer Rücksicht, und in der That haben sich diese jungen Leute auf vielseitige Art in Paris gebildet, und können nun in ihrem Vaterlande den Samen von manchem Guten ausstreuen. Welche Wirkung müssen nicht alle die Bücher, welche aus der Druckerei zu Cairo hervorkommen, bis tief in Afrika hervorbringen! und wenn man noch den Focus hinzufügt, der in Algier entstanden ist, so muß man gestehen, daß Afrika's Völker einen eben so dürren Geist, als Boden haben müßten, wenn sie sich gegen diese so unerwarteten Eindrücke unempfänglich zeigten. Das Anziehendste bei den Jomardschen Abendgesellschaften sind die jungen Egypter selbst; Anfangs behielten sie in Paris ihre Nationaltracht; diese haben sie meistens abgelegt und kleiden sich nun wie junge Europäer. Man befindet sich zuweilen neben einem jungen Manne, welcher ziemlich gut über Wissenschaft spricht, sich auch im Französischen ziemlich geläufig ausdrückt, und man erstaunt nicht wenig, wenn man erfährt, daß man mit einem jungen Afrikaner, einem Muselmanne, einem Bewohner der Nilufer zu thun hat. Sie sprechen alle mit inniger Verehrung, ja mit einer noch etwas orientalischen Demuth von ihrem Vizekönige, und in der That haben sie es nur ihm zu verdanken, daß sie aus ihren alten Vorurtheilen und beschränkten Ansichten herausgerissen und in eine für sie ganz neue intellektuelle Welt versezt worden sind, von der sie bei ihrem Einschiffen nach Frankreich wohl wenig ahnten. Vielleicht wird Europa auch einst von ihnen oder ihren Nachfolgern etwas zu lernen haben. — Nachdem in der Sitzung der geographischen Gesellschaft die eingereichten Schriften und Landkarten und die neu aufgenommenen Mitglieder angekündigt worden waren, erstattete man einen Bericht über den zu ertheilenden Preis für die wichtigsten, im Jahr 1832 gemachten geographischen Entdeckungen; es scheint, die Gesellschaft ist mit ihren Preisen etwas zurück, oder sie brauchte einen Vorwand, um den Preis demjenigen, dem er zugedacht war, zuerkennen zu können; denn warum hätte man sonst das Jahr 1832 gewählt?

(Die Fortsetzung folgt.)

London, April.

(Fortsetzung.)

Geschichte eines Selbstmörders.

Die Aussagen der Eltern wurden in Betreff ihres einträchtigen Zusammenlebens mit ihrem Sohne von den Nachbarn bestätigt, und in Ermangelung jeder Spur, deren Verfolgung zu irgend einem aufklärenden Resultate hätte führen können, waren die Geschwornen im Begriff, zum Behuf der Fällung des Verdict sich zu entfernen, als ein alter Fischer eintrat, einen Burschen an der Hand, der mit dem Gestorbenen von gleichem Alter schien. „So eben," sagte der Alte mit jener Beherztheit, die im Allgemeinen keinem Engländer fehlt, wenn er guten Gewissens vor einem Gerichtshofe erscheint, die so auffallend gegen die Aengstlichkeit absticht, welche in Ländern, wo die Thüren der Gerichtssäle dem Volke verschlossen sind, fast Jedem anklebt, der nicht gewohnt ist, der Dame Themis und ihren Ministern in die Augen zu sehen, und die also wohl den guten Folgen des öffentlichen Gerichtsverfahrens beigezählt werden darf, „so eben hat mir der Bursche da, der mein Enkel ist, Mehreres erzählt, was auf den ertrunkenen Dick Stevens Bezug hat. Ich glaube, daß es hier gebraucht werden kann, und deßhalb bringe ich ihn. Erzähle nun, Jack, was Du mir erzählt hast, und antworte wahr und ehrlich, was Du gefragt wirst." Jack wollte ohne Weiteres seinen Gehorsam gegen den großväterlichen Befehl beweisen, und öffnete demgemäß bereits den Mund, als der Richter ihn durch einige Vorfragen unterbrach, ihm sodann den Zeugeneid abnehmen ließ — eine Handlung, die allerdings in den englischen Gerichtshöfen mit merkwürdiger Schnelligkeit abgethan wird — und ihm hierauf befahl, Alles zu sagen, was er in Bezug auf Dick Stevens wisse. Jack war ein zu ungeübter Sprecher, um streng nach Logik und Zeitfolge zu erzählen; aber die Zwischenfragen des Richters verbesserten diese Mängel, und ich gebe hier seine Aussagen in ununterbrochenem Zusammenhange.

Jack war Dicks Schulkamerad, und auch später viel mit ihm zusammen gewesen. Am Tage vor der unglücklichen That hatte er ihm auf der Straße begegnet, und da ihre Wege gleiche Richtung halten, waren sie wohl eine Stunde mit einander gegangen. „Ich weiß nicht, was noch aus mir werden soll," hatte Dick zu Jack gesagt; „so halte ich es nicht länger aus, und doch begreife ich auch nicht, wie ich es ändern will." Auf Jacks Frage, was ihn denn so unzufrieden mit sich und aller Welt mache, hatte Dick, nach gefordertem und empfangenem Versprechen unverbrüchlichen Schweigens, ihm Folgendes mitgetheilt. Den Abend des lezten Weihnachtsfestes — des sogenannten ersten Weihnachtsfeiertags — hatte Dick bei seinem Schwager zugebracht. Weihnachten ist zwar in England nicht, wie in Deutschland, das schöne Kinderfest, das Monate lang die Taggedanken und die nächtlichen Träume der jungen Unschuldswelt beschäftigt, dessen endliches Erscheinen mit Herzklopfen begrüßt wird, und das jedes Jahr in gleicher Form wiederkehrt, weil es nur Einen Wechsel kennt, den Wechsel der Geschlechter, den unabänderlichen, der die zu Bescheerenden macht, die jüngst noch, wie man in Sachsen sagt, bescheert bekamen. Dennoch ist auch in England das Weihnachtsfest etwas mehr, als die Aufforderung, die Mittagstafel mit einem Roastbeef und einem derben Plum-Pudding zu besetzen. Beides darf allerdings nicht fehlen, denn ohne Roastbeef und Plum-Pudding glaubt der Engländer, der sich Beides, und wer nur den Plum-Pudding zu erschwingen vermag, ohne diesen an keine Weihnachten. Aber um den duftenden Braten und um das dampfende Gebäck vereinigen sich Familien, deren einzelne Glieder vielleicht das ganze Jahr hindurch nicht zusammentreffen; der Punschnapf erscheint, die Kinder werden zugelassen, die Gesichter erheitern sich, und das lustige England erneuert seinen Anspruch auf dieses Beiwort. Und so war es geschehen, daß Dick, nachdem Vater und Mutter den gastlichen Herd ihres zwar auch nicht reichen, aber mit einem guten Einkommen gesegneten Schwiegersohns verlassen hatten, noch eine Zeitlang dort zurückgeblieben und endlich, mit etwas Punsch im Kopfe, gefolgt war.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 108.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 6. Mai 1835.

— Im Ansehn
Sitzt der Wolf als oberster Vogt, und alle bedrängt er.

Reinecke Fuchs.

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Deutschland.

(Fortsetzung.)

Ein anderes hirschartiges Geschöpf, das Rennthier, war vielleicht im Norden des alten Deutschlands zu finden. — In dem tarandus bei Aelian, wo es ein skythisches Thier genannt wird, dem Rücken und der Größe nach einem Stier ähnlich, gerade wie beim Plinius (Scytharum tarandus), nach welchem Schriftsteller es die Größe eines Rindes, ein hirschähnliches Haupt und gewöhnlich die Farbe des Esels habe, aber auch nach Belieben eine andere Farbe, z. B. die von Bäumen, Gesträuch, wo es liege, aus Furcht annehmen könne — in ihm wollen schon der Namensähnlichkeit wegen die Meisten das Rennthier erblicken; dagegen sieht, wie der naturkundige Philologe Schneider zum Aelian bemerkt, der Holländer Merren eher unser Ellenthier darin. Wirklich paßt auch die Erwähnung: die Haut des Thieres sey so hart, daß kein Wurfspieß sie durchdringen könne, recht gut auf die Haut des Ellens, die man im Mittelalter und noch später zu Kriegskollern gebraucht hat. — Sind wohl die rhenones, deren Cäsar, Sallustius und Tacitus erwähnen, Felle von Rennthieren? — Das Wort rheno hält schon der alte Varro für ein fremdes, gallisches, deßgleichen der spätere Isidorus für ein deutsches. Dieser sagt: die Rhenonen seyen eine Bedeckung für Schultern und Brust; wegen der in einander verworrenen Zottelhaare seyen sie so rauch, daß sie selbst Regengüsse abhielten. Hiemit stimmt, was der Longobarde, Paul der Diakonus, erzählt: „bei den Skritofinnen (einem skandinavischen Volk) ist ein Thier, einem Hirsche nicht unähnlich. Aus dessen Felle, so rauchhaarig es ist, sah ich ein Gewand nach dem Schnitt einer Tunika verfertigt, das bis an die Knie ging.“ — Was die Etymologie anbelangt, so könnte man fragen, ob Ren, hrein, ren, hran, ra — welches leztere auch Reh bedeutet und auf die nahe Verwandtschaft hinweist — vom alten renna (noch schwedisch renna), rennen, laufen herkommen? eine Eigenschaft, die ja bekanntlich der ganzen Sippschaft der hirsch- und rehartigen Thiere, und im besondern Grade dem Rennthier eigen ist. Dieses soll übrigens, wie Oken meldet, noch um Christi Geburt im Schwarzwalde gefunden worden seyn; allein wenn das der Fall gewesen wäre, so müßte dieser Theil von Oberdeutschland damals schon ein kälteres Klima gehabt haben, als gegenwärtig das um Stockholm oder Petersburg, wo doch die dorthin gebrachten Rennthiere bald absterben, weil es ihnen selbst dort noch zu warm ist. Um so unglaublicher erscheint, was ferner Oken berichtet, daß nämlich

noch im vierzehnten Jahrhundert im jetzigen Departement der Drenthe sich Rennthiere aufgehalten.

Unter den merkwürdigen Thieren, die im Hercynischen Walde besonders zu Hause waren, erwähnt Cäsar außer dem Ur und Ellen namentlich noch eines dritten, das wie ein Hirsch gestaltet sey, und mitten auf der Stirne ein einziges, großes und geradstehendes Horn trage. Zu diesem fabelhaften Thier, das bekanntlich nur in der Heraldik existirt, könnte vielleicht, meint Oken, jener strepsiceros, oder der ungarische Bock, der bisweilen mit einem Horn gesehen werde, Veranlassung gegeben haben.

Unter den Raubthieren stehe der Wolf voran, der in der nordischen Sage und Dichtkunst, wie in der deutschen Fabel eine bedeutende Rolle spielt, und auch in Bezug auf die Etymologie ein merkwürdiges Thier ist. Viele deutsche Eigennamen schreiben sich von ihm her, nicht nur lange vor dem gothischen Bibelübersetzer Ulphila, der, mag er auch immerhin aus Kappadocien gebürtig seyn, doch einen deutschen Namen trägt, welcher wohl nichts anderes als Wölfele oder Wölflein bedeuten mag, wie schon aus dem Gothen Jornandes erhellt, der ihn Wulfilas nennt, sondern auch lange nachher, da noch heutiges Tags Wölfel und Wölfing als Eigennamen gelten, und zwar letzteres gleichsam Wolfsjunge oder Wolfssohn bedeutend, wie noch jezt im verwandten Schwedischen mit der Endigung ing (jung) Patronymika gebildet werden. Das deutsche Wort Wolf, gothisch Wulfs, angelsächsisch Ulf, im Sanskrit vrka, im Zend vehrka, wird vielleicht nicht unschicklich vom gothischen wilwan, rauben, hergeleitet und bedeutet demnach Räuber vorzugsweise. In älterer Sprache bedeutet es nicht nur den Wolf, sondern auch den Fuchs, dessen lateinischer Name, vulpes, schon an den gothischen erinnert, ja den Hund selbst, zu dessen Gattung ja beide gehören. Wirklich heißen die Wölfe (grädyr, d. i. Grauthier bei den Isländern) im Gesange vom hell. Anno die grauen Waldhunde; wogegen kleine oder junge Hunde angelsächsisch hwelp, althochdeutsch welf genannt werden. Grimm übrigens findet keine Verwandtschaft zwischen wolf und welf, d. i. junge Hunde. Altnordisch und isländisch heißt der Wolf auch vargr, schwedisch warg, was überhaupt jedes reißende Thier bedeutet, ferner einen flüchtigen, ausgestoßenen Menschen, der Blut vergossen hat. Und so ist dieses wargr nichts anderes, als das wargus im Salischen und Ripuarischen Gesetz: verbannter, vertriebener Räuber; auch könnte man das schon erwähnte sanskritische und zendische vrka und vehrka, so wie den Wolf Frekr in der Edda damit in Verbindung bringen.

Manche behaupten, daß die schon bei Herodot und dem spätern Pausanias erwähnte, im Mittelalter durch Religion und Volksglauben modifizirte Sage von den Wehrwölfen (Währwolf, d. h. Menschwolf, lycanthropos, französisch loup-garou, schwedisch warulf, neugriechisch lycosabalianos) altgermanischen Ursprungs, aber bei den mehr mit den Deutschen verwandten Kelten, insbesondere den Belgiern, den Britten und Kymren in Wales und Bretagne (Armorika), erst recht ausgebildet worden sey. Dies erhelle aus den lai de Melion und lai de Bisclaveret, wo ein bretagnescher Ritter sich in einen Wehrwolf verwandelt und durch seine treulose Gemahlin verrathen wird. — Pomponius Mela erzählt schon von den keltischen Druidinnen auf der Insel Sena (Quessant?), daß sie, so oft sie wollten, sich in Thiere verwandeln konnten.

Wenn der Wolf auf der einen Seite meist als Repräsentant grausamer und ungerechter Begierde und Habsucht, die sich aber zuweilen auf lächerliche Weise abgeführt und betrogen sieht, in Schrift- und Bildwerken vorgestellt wird, so läßt ihn doch auch die mittelalterliche Sage, wie einst die der Griechen und Römer bei Cyrus und Romulus, in der Jugendgeschichte des Wolfdietrich, der davon den Namen trägt, eine freundlichere Rolle spielen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Prairien.

(Fortsetzung.)

Ich lag noch spät Abends an des Kapitäns Feuer und horchte den Geschichten von den Rennern der Prairien, da entstand Geschrei und lauter Jubel am andern Ende des Lagers, und es kam die Meldung, Beatte, mein Mestize, habe ein wildes Pferd eingebracht. Im Nu waren alle Feuer leer, das ganze Lager strömte dem Indier und seiner Beute zu. Es war ein etwa zweijähriges Füllen, sehr hübsch gebaut, zart von Gliedern, mit schönen vorspringenden Augen, feurig und doch dabei sanft. Mit Blicken des Staunens und der Ueberraschung sah es die Leute, die Pferde, die Wachfeuer an, während mein Indier, das Ende der Schlinge in der Hand, mit übereinandergeschlagenen Armen vor ihm stand und es, ohne eine Miene zu verziehen, betrachtete. Beatte, ein Blendling von einem Franzosen und einer Osageindierin, war von grünlicher Olivenfarbe, mit seinen stark ausgeprägten Zügen erinnerte er stark an die Bronzebilder Napoleons, und wie er so mit verschränkten Armen und unverwandtem Blick vor seinem gefangenen Rosse stand, glich er wirklich mehr einer Statue als einem lebenden Menschen. Zeigte sich aber das Pferd im mindesten ungeberdig, sogleich zog

Beatte am Riemen und zerrte es herüber und hinüber, daß es fast zu Boden fiel; hatte er es so auf eine Weile zur Raison gebracht, so stand er wieder so starr und statuenähnlich wie zuvor. Die ganze Scenerie war wildschön: das dicke Gebüsch, stellenweise von den flackernden Feuern beleuchtet, hier und dort die an Bäume gebundenen Pferde, ringsum Wildpret aufgehängt, und in der Mitte der wilde Jäger und sein wildes Roß, in einem staunenden Haufen nicht viel weniger wilder Milizen.

Den ganzen Abend herrschte große Aufregung im Lager; man hörte von nichts sprechen, als von Pferdefang: unsere ganze Jugend war für diese edle Jagd höchlich eingenommen, und jeder gedachte, im Triumph, auf einem wilden Renner der Prairien vom Zuge heimzukehren. Man blieb länger wach als sonst, an allen Feuern war ein Gesumme, hin und wieder von schallendem Gelächter unterbrochen, und es war tief in der Nacht, bevor Alles ruhig wurde.

Mit dem grauenden Morgen ging es von Neuem los, und Beatte und sein wildes Pferd waren wieder das einzige Lagergespräch. Das Pferd war die Nacht über unter die andern an einen Baum gebunden worden; jetzt führte es Beatte an einer langen Halfter, und wenn es sich im mindesten unartig zeigte, ward es wie früher durch Zerren mürbe gemacht. Es schien gutartig und gelehrig, und sein Auge hatte einen sehr wohlgefälligen Ausdruck von Sanftmuth. Es war, als ob das arme Thier in dem völlig ungewohnten, hülflosen Zustand sich sogar bei dem Pferde, das es hatte fangen helfen, nach Schutz und Freundschaft umsähe. Da Beatte sah, wie sanft und gutartig es war, band er ihm, just da wir aufbrachen, einen leichten Pack auf den Rücken, als erste Unterweisung im Sklavendienst. Ob diesem Schimpfe aber empörte sich der natürliche Stolz und das Freiheitsgefühl des Thiers; es bäumte sich, schlug hinten und vorne aus und suchte auf jede Weise der schmählichen Bürde los zu werden; doch es vermochte nichts gegen die Uebermacht des Indiers: bei jedem Sprunge wiederholte sich das Spiel mit der Halfter, bis endlich das arme Thier, zur Verzweiflung getrieben, sich platt auf den Boden niederwarf und regungslos liegen blieb, als gäbe es sich überwunden. Ein Bühnenheld, der die Verzweiflung eines gefangenen Prinzen darzustellen hätte, könnte seine Rolle nicht dramatischer spielen; der Auftritt hatte moralisch wirklich etwas Großartiges. Der eiskalte Indier sah eine Zeitlang das Thier stillschweigend an, als er aber sah, daß es an keinen Widerstand mehr dachte, nickte er sachte mit dem Kopf, verzog seinen Mund zu einem triumphirenden Lächeln und gab ihm mit einem Zug an der Halfter das Zeichen zum Aufstehen. Es gehorchte und setzte sich von nun an nicht wieder zur Wehr. Im Laufe dieses Tages trug es geduldig seinen Pack und ward an der Halfter geführt; aber nach zwei Tagen schon lief es frei mit den überzähligen Pferden in unserm Zug.

Ich konnte das hübsche junge Thier, dessen ganzer Lebenslauf eine so plötzliche Umkehr erlitten, nicht ohne Mitleid betrachten: kaum noch ein freier Bürger dieser herrlichen Weiden, der ungebunden von Ebene zu Ebene, von Anger zu Anger schweift, von jedem Kraut, von jeder Blume kostet, aus allen Strömen trinkt, und jetzt, auf Einmal zu ewiger harter Sklaverei, zum Zaum und Geschirr verurtheilt, vielleicht gar im Lärm und Staub und Frohndienst unserer Städte! Ist doch auch sich hoch dünkender Menschen Geschick gleichem Wechsel unterworfen: heute ein Fürst der Prairien, morgen ein Packpferd!

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

(Beschluß.)

Geschichte eines Selbstmörders.

Auf dem Heimwege ließ Dick ein feindliches Geschick zwei Dirnen begegnen, wie sie zu Hunderten und zu Tausenden, Tag und Nacht, zu jeder Stunde, die Straßen Londons durchwandern. Er unterlag ihren Lockungen, begleitete sie in ihre Wohnung und fand sich am andern Morgen der halben Krone beraubt, die er von seinem Dienstherrn zum Geschenk erhalten hatte. Der Wunsch, das Geld wieder zu erlangen, führte ihn noch zweimal in das Haus, und er täuschte seine Eltern sowohl durch das Vorgeben, daß er bei seiner Schwester gewesen, als durch die Angabe, daß er einmal seinen ganzen Wochenlohn verloren und ein anderes Mal die Hälfte für ein zerbrochenes Fenster habe aufwenden müssen. Zufolge dessen, was er in dieser Beziehung seinem Vertrauten eröffnete, scheint es kaum einem Zweifel zu unterliegen, daß die Dirnen den unerfahrenen Knaben durch geistige Getränke seiner Besinnung, und im Zustande halber Trunkenheit seines Wochenlohns beraubt haben. Bei seinem letzten Besuche hatte plötzlich, laut seiner Erzählung, über der Stube, in welcher sie sich befanden, ein Kind angefangen zu schreien. Auf seine Frage, wem das Kind gehöre, hatte eines der beiden Mädchen geantwortet, sie sey die Mutter, war, erzürnt über das fortdauernde Geschrei, aus dem Zimmer gelaufen und nachher zurückgekommen, das Kind zwar schweigend, aber erwürgt in ihren Armen. Entsetzt über den Anblick und vom tiefsten Abscheu ergriffen, hatte Dick sogleich das Zimmer und das Haus verlassen wollen; doch die Mädchen hatten ihn erst begütigend verhindert, und als er endlich mit Gewalt sich von ihnen loszumachen gesucht, hatte die Dirne, welche sich die Mutter des Kindes genannt, ihn „bei allen Teufeln“ versichert, daß, wenn er ihnen nicht beistehe, das Kind wegzuschaffen, sie ihn des Mordes anklagen und an den Galgen bringen würden. Die grausame Angst, die den armen Jungen bei dem Gedanken an Vater und Mutter überfallen, hatte ihn zu Allem willig gemacht, und so war er den Dirnen behülflich gewesen, das Kind unter der Treppe zu begraben. Seit dieser Stunde war aller Friede aus seiner Seele, jeder Schlaf von seinen Augen gewichen, und nächst den Vorwürfen, welche ihm

die Liebe zu seinen Eltern wegen der Täuschung derselben, und sein Gewissen wegen der Theilnahme an einer verbrecherischen That erregten, hatten auch die Mädchen gleich bösen Geistern sich an seine Fersen geheftet. „Welchen Weg ich gehe," hatte er zu Jack gesagt, „ich kann mit Gewißheit darauf rechnen, daß ich ihnen begegne." — „Du brauchst ja nicht mit ihnen zu sprechen," hatte Jack bemerkt. — „Nie, nie," war die von Thränen begleitete Antwort gewesen, „wollte ich je wieder eine Sylbe mit ihnen wechseln oder einen Fuß über ihre Schwelle setzen; aber sie, sie verfolgen mich und lassen mir keine Ruhe. Oft, ehe ich es weiß, steht eine der Beiden neben mir und wiederholt mir, daß, wenn ich anzeige, was ich in ihrem Hause gesehen, sie mir den Mord schuld geben, und, wenn ich ihnen nicht von nun an jeden Sonnabend die Hälfte meines Wochenlohns brächte, mich an den Strick liefern würden. Noch gestern haben Beide mir das zugeschworen, und morgen ist Sonnabend. Mein armer Vater! meine arme Mutter!"

Nach solcher Mittheilung und nach wiederholter Bitte, das Vertraute als strengstes Geheimniß zu bewahren, indem jede weitere Verbreitung ein gerichtliches Einschreiten, und dieses unfehlbar seinen Tod zur Folge haben würde, war Dick trostlos von dem Freunde geschieden, und ehe am nächsten Tage die Sonne über dem armen, verführten, betrogenen, geängsteten Knaben unterging, hatte er den Schmerz eines jungen, bitter getäuschten Lebens in die Fluthen der Themse niedergelegt. Ob er mit solchem Entschlusse am Morgen das elterliche Haus verlassen, oder ob er der Eingebung des Augenblicks gefolgt, weder für das Eine, noch für das Andere gibt es einen entscheidenden Beweis, es wäre denn, daß man das Leztere daraus schließen dürfte, daß er wie gewöhnlich und ohne ein besonderes Zeichen von Wehmuth zu seiner Arbeit gegangen war. Wie schmerzlich er aber unter dem Gewichte seiner Seelenangst gelitten haben muß, möchte aus dem einfachen Umstande abzunehmen seyn, daß er an jenem Morgen sein Frühstück unberührt gelassen, seine Mutter ihm deßhalb einen Sixpence gegeben, um sich im Falle des Bedarfs etwas zu kaufen, und dieser Sixpence, in dasselbe Papier gewickelt, in welchem er ihn von seiner Mutter empfangen, sich bei ihm vorgefunden hat. Jacks ungeschminkte und treuherzige Erzählung machte auf alle Anwesenden den tiefsten Eindruck. Die Geschwornen sprachen über den Ertrunkenen das Verdict momentanen Wahnsinns, und forderten den Richter auf, Alles anzuwenden, um die beiden Dirnen zu entdecken und zur Untersuchung zu bringen. Allein obgleich es weder an Bekanntmachungen, noch an wiederholter Aneiferung der Polizei mittelst von Privatpersonen ausgesezter Belohnungen gemangelt hat, so ist doch bis jezt vergebens ein Resultat erwartet worden. Die mit der Nachforschung verbundenen Schwierigkeiten sind allerdings sehr groß, indem es nicht allein an jeder, die Entdeckung erleichternden Spur gänzlich fehlt, sondern auch die That allem Anscheine nach in einem Theile Londons verübt worden ist, den man gesehen haben muß, um sich zu überzeugen, daß es hier den Verbrechern eben so leicht ist, sich den Späheraugen der Polizei zu entziehen, als schwierig für diese, selbst mit Einsetzung des eigenen Lebens ihre Pflicht zu erfüllen. Das polizeiliche Institut hat jedoch in seiner neuen Organisation — was auch immer Anfangs dagegen gesagt und geeifert worden ist — sich bereits als zu praktischtüchtig bewährt, als daß man an einem Erfolge verzweifeln dürfte, der, wiewohl er den armen Eltern des unglücklichen Dick den verlornen Sohn nicht zurückzugeben vermag, doch die bürgerliche Gesellschaft von zwei weiblichen Scheusalen reinigen könnte.

W. S.

Paris, April.

(Fortsezung.)

Der Reisende d'Orbigny.

In dem Berichte der geographischen Gesellschaft wurden verschiedene neuere Reisen durchgegangen, keiner aber die Wichtigkeit beigelegt, welche die Reise des französischen Naturforschers d'Orbigny in's Innere von Südamerika gehabt habe. Diese in der That sehr wichtige und an Ergebnissen reiche Reise ist bereits in diesem Blatte und in allen Zeitungen umständlich besprochen worden, und die Regierung hat den Reisenden in Stand gesezt, die Beschreibung derselben auf splendide Weise herauszugeben, wie man aus den neulich erschienenen ersten Lieferungen ersehen kann. Graf von Montalivet, welcher den Vorsiz führte, hielt eine kurze Rede aus dem Stegreife, ehe er dem Reisenden die ihm von der geographischen Gesellschaft zuerkannte Ehrenmedaille überreichte; er sprach viel von dem Muthe, der dazu gehöre, sich von seinem Vaterlande loszureißen und unbekannte Länder unter tausend Mühseligkeiten und Gefahren zu durchziehen; er behauptete, ein solcher Muth sey erhabener, als der kriegerische und der bürgerliche Muth, weil man auf dem Schlachtfelde und bei einem Aufstande das Gefühl seiner Pflicht und die Anwesenheit seiner Mitbürger zur Stärkung, zur Aufmunterung habe, wogegen ein Reisender ganz allein und verlassen in einer unbekannten Gegend zuweilen umkomme, ohne daß er die Gewißheit habe, daß auch nur sein Name in seinem Vaterlande werde genannt werden. Ganz verhält sich die Sache doch wohl nicht, wie Graf Montalivet sie darstellte; denn erstlich ist dieser Muth nichts Seltenes; jeder von Wißbegierde brennende Geist besizt ihn, und hat dabei weit edlere Gefühle, um die Gefahren nicht zu achten, als der Krieger auf dem Schlachtfelde; zweitens ist auch der Ruhm, der seiner wartet, nicht so ungewiß, als der Herr Graf meint; die geographische Wissenschaft behält die Namen der verunglückten Reisenden, welche zur Erweiterung derselben beigetragen haben, oder auch nur haben beitragen wollen, in werthem Angedenken, und schreibt sie in ihre Jahrbücher ein, wo sie nicht so leicht vergessen werden, als die Namen der Tausende von Kriegern, welche ihr Leben auf dem Schlachtfelde eingebüßt haben, und zwar manchmal wegen eines Streites zwischen zwei Fürsten, dessen Entstehen und Fortgang die Nachwelt sehr wenig kümmert. Graf Montalivet drückte dem Reisenden d'Orbigny sehr freundlich die Hand, und belobte nochmals seinen Muth. Nun hat d'Orbigny allerdings großen Muth gezeigt, aber noch mehr Eifer für die Wissenschaft; denn er hat für dieselbe einen großen Theil seines Vermögens zugesezt. Allerdings hatte die Regierung ihm einen Jahrgehalt von 8000 Franken während seiner acht Jahre lang dauernden Reise ausgesezt; wenn man aber, wie d'Orbigny und andere berühmte Reisende, überall sammelt, Zeichnungen entwirft, Thiere und Pflanzen aufbewahrt und tausend Meilen weit versendet, Begleitungen nimmt, um gefährliche unbekannte Orte zu untersuchen u. s. w., so sind 8000 Franken ein kärglicher Lohn; es ist daher auch nicht auffallend, daß d'Orbigny 30 bis 40,000 Franken von seinem eigenen Gute aufgeopfert hat. Dafür ist er denn auch freilich mit einem Schaze von Kenntnissen und Erfahrungen heimgekommen, wie ihn wenige Reisende mitbringen können.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 109.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 7. Mai 1835.

— Du grauser Todesvogel,
Schreck unsrer Nation und blut'ge Geißel,
Du dringst zu uns nicht ein, als durch den Tod;
Denn ich betheur' es, wir sind wohl verschanzt.

Shakespeare.
Heinrich VI.

Nidwalden.

Zweiter Abschnitt.

95.

Indeß flog Risi zu dem Schwarm der Streiter,
Der am Gestad zum Schutz der Grenze steht;
Dort wird die schwer gedrückte Brust ihm weiter,
Wo ihn des Krieges frischer Sturm umweht.
Die Stirn ist noch vom Abschied gramumdunkelt,
Indeß dem Aug' des Muthes Blitz entfunkelt;
Umschauend sieht er da Latour im Kahn,
Gleich einer sturmgejagten Wolke, nahn.

96.

Da gießt er eilig in der Büchse Rachen
Der Ladung zweimal aufgefülltes Maß;
Er spannt, er zielt und läßt den Schuß erkrachen.
Wie Geier stürzen auf lebend'gen Fraß,
So fährt das Blei heißhungrig durch die Lüfte:
Latour! schon gähnen dir die feuchten Grüfte;
Du wankst, du fällst, die breite Brust durchbohrt,
Und hauchst die lezte Kraft in's laute Wort:

97.

„Ob auch im Tod des Führers Blicke brechen,
Ihr endet doch des Ruhmes lichte Bahn;
Hinan, ihr Braven, meinen Fall zu rächen!
Es melde jede Zunge doch: der Kahn
Latour's hat sich zuerst an's Land geschwungen,
Im Sterben hat der Held den Sieg errungen!“
So ruft er, und sein Mund verstummt, erbleicht,
Und der noch nimmer wich, der Geist entweicht.

98.

Doch den Gefährten, welchen Schmerz und Schrecken
Zuerst aus starrer Faust das Ruder wand,
Hallt nach sein leztes Wort, den Muth zu wecken:
Der Rache Sturmwind jagt sie her zum Strand.
Doch hoch vom Thurm und aus des Ufers Büschen
Läßt Unterwalden seine Kugeln zischen:
Es sinken Assas, Clairfait, Tolun wund,
La Roche und Raimond todt zum Schiffesgrund.

99.

Doch löscht der Franken Zorn kein thatlos Trauern;
Der junge Dorat, reich an jeder List,
Heißt tief in's Schiff hinab die Freunde kauern,
Bis ihrer Rache Zeit gekommen ist.

Doch plötzlich kracht der Kiel, entzwei gespalten
Von spitzem Pfahl; sein Flug ist festgehalten,
Ein dringt die Fluth, in's dunkle Wellengrab
Sinkt er besiegt mit allem Volk hinab.

100.

Doch unentmuthigt ziehn die andern alle
Stets näher, näher stets an's Ufer her,
Bereit zum Handgemeng am Küstenwalle;
Den See verdeckt der Kähne wimmelnd Heer,
Und droh'nder braust der eh'rne Mund der Zinken,
Und wilder mahnt das Schlachtgeschrei, es blinken
In vollerm Glanze Schwert und Waffenzier,
Und näher rauscht das flatternde Bannir.

101.

Jezt rast der Kampf. Die Gegner hinzuschmettern,
Spei'n tausend Büchsen stets ihr Feuer aus.
Und wie bei schweren, grauenvollen Wettern,
Wenn Dörfer lodern in des Brandes Graus,
Die Donner, die herab vom Himmel dröhnen,
Das Sturmgeheul der Glocken übertönen:
So stirbt der Trommeln und Trompeten Hall
In der Musketen und Kanonen Knall.

102.

Nicht hundert Schritte von dem Ufer halten
Des Feinds Geschwader alle, doch verhüllt
Der dichte Rauch die kämpfenden Gestalten,
Verworren wogt des Streites düster Bild.
Doch jezt entschwebt des Dampfes schwarzen Wellen
Ein mächtig Schiff voll kühner Kampfgesellen,
Die gleicher Muth zu gleicher That verband,
Und naht auf Steinwurfsweite sich dem Strand.

103.

Dies schaut, umspähend stets mit Falkenblicken,
Vom hohen Thurm der kriegerische Greis;
Schnell ruft, die Büchsen auf sie loszudrücken,
Sein mahnend Wort heran der Söhne Kreis.
Die Brüder Lussi auch, die nie sich trennen,
Amstad und Zelger, die beherzten Sennen,
Und Frunz und Scheuber sehn das Schiff jezt nahn
Und schlagen zielend ihre Büchsen an.

104.

Der Alte selber lenkt sein tödtend Feuer
Zuerst auf Taiard, der, erzeugt am Strand,
Mit sichrem Arme führt des Schiffes Steuer,
Wie vormals, da er noch im Vaterland
Marseille's schöne Meeresbucht befahren,
Wo er der Fische mannichfache Schaaren,
Mit besserm Glück, in seine Reußen schloß;
Ihm trifft die braune Stirne das Geschoß.

105.

Das Steu'r entgeht der Hand, sein Leben endet,
Und seitwärts hängt sein blutergießend Haupt
Vom Bord des Schiffs herab; die Fähre wendet
Sich rechts im Kreis, des Steuermanns beraubt.
Da faßt beherzt der junge Fouchat schnelle
Das blut'ge Steuer an des Todten Stelle;
Doch kaum daß er's mit rascher Faust umspannt,
So läßt er's sinken aus gelähmter Hand.

106.

Denn Scheuber traf ihn schwer am Vorderarme,
Durch Fleisch und Knochen bohret sich das Erz;
Es strömt sein Blut, das jugendliche, warme,
Zu Boden sitzend, knirscht er herben Schmerz.
So müssen Alle, die das Steuer fassen,
Wund oder todt, es plötzlich fahren lassen;
Schon wagt es keiner mehr, sich ihm zu nahn,
Es stockt des Schiffes Lauf auf halber Bahn.

107.

Doch naht indessen manches Schiff der Franken,
Bis an der Pallisaden hohen Zaun.
Hier mühn sie sich entbrannt, die läst'gen Schranken,
Die sie vom Ufer trennen, zu zerhau'n;
Zugleich ergeht der kleinen Schüsse Knittern,
Beschützer sammt der Schutzwehr zu zersplittern;
Ein andrer Schwarm bestürmt der Pfähle Wall,
Und keinen rührt des Nebenmannes Fall.

108.

Hier sausen hochgeschwungen scharfe Degen
Und Aext' und Beile auf das Gitter ein,
Dort müh'n sich hin und her gezogne Sägen,
Der Flotte den verrammten Weg zu frei'n.
Hier sprengen sie des Wehres Eisenbande,
Dort werden aus des Seees tiefem Sande
Verborgne Pfähle durch vereinte Kraft
Nach heißer Müh zulezt herausgeschafft.

109.

Doch sieh, derweil sie Plankenzaun und Gitter,
Wie Wölfe Lämmerhürden, wild umdräu'n,
Und losgehaune Spän' und tausend Splitter
Die Luft durchsausen und den See bestreu'n:
Kommt Dügardet mit seinen Kriegerschaaren
Durch offnes Thor zum Strand dahergefahren;
Das blanke Schwert in hochgehobner Hand,
Entschwingt er sich zuerst dem Schiff an's Land.

110.

Ward durch den Rauch der Wächter Blick betrogen?
Hat ferne Noth die nächste ihm verhehlt?
War allzudünn der Wachen Kreis gezogen?
Hat ihnen Vorsicht, hat der Muth gefehlt?
Hat ihrer Büchsen Sendung nicht getroffen?
Ließ einen Pfad der Pfähle Gatter offen? —
Schon stößt das Schiff zu dem Gestad heran,
Die Franken jauchzen auf im Siegeswahn.

(Der Beschluß folgt.)

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Deutschland.

(Fortsetzung.)

Wir kommen auf „den brummenden Alten mit dem Pelz," an dessen sonst so häufigen Aufenthalt in Deutschland, wo er auch vor Alters in den Wäldern und auf den Heiden den so beliebten Honig zur Genüge finden konnte, nicht nur viele Ortsnamen, sondern auch hier und da noch Bärengruben oder Bärenfänge erinnern, z. B. im Baireuthischen. — Im bayerischen Walde, z. B. in der Gegend von Zwisel, sagt man, halten sich noch jezt solche unwillkommene Gäste auf, und eine Art schwarze Bären ist in Tyrol und der Schweiz einheimisch. Bekanntlich hat Bern von dem Thiere den Namen, welches, nach der Legende, einem Holzhauer auf dem Platze, wo nachher die Stadt erdaut worden ist, entgegen gekommen seyn soll, und dessen Bild daher auch im Stadtwappen prangt; ja zum ewigen Andenken an die merkwürdige Begebenheit werden selbst im dortigen Wallgraben lebendige Exemplare davon sorgsam unterhalten. In der Uebersetzung von K. Gesners Thierbuch heißt es von dieser Stadt im Uchtland: „dieselbig zeucht stetigs ein oder ein paar Bären aus gestiffter Pfründe der Herzoge von Lothringen." Der seit dem Cluver allgemein verbreiteten Annahme, daß Bärenhäuter einen (besonders Deutschen) bedeute, der auf der Bärenhaut ruht und faullenzt, stellte ein älterer Theolog, Gerhard Maier, diese andere entgegen: es heiße so viel als Bärhüter, d. h. ein Schweinhüter, nämlich Bär überhaupt in der Bedeutung von größern, wilden und zahmen, besonders zottelhaarigen Thieren genommen.

Zwar findet sich kein ausdrückliches Zeugniß vor, daß der in Höhlen (Dänen) sich einbauende, an Farbe meist weißgraue, an Gestaltung fast schweinartige Sohlengänger, welchen wir Dachs, die Niederländer Das nennen, schon im alten Germanien gehaust habe; allein es läßt sich mit Recht annehmen, da er bis in Norwegen hinein gefunden wird. Merkwürdig ist es, daß fast alle Namen des Thiers sowohl in den übrigen germanischen Sprachen, als auch in den romanischen aus dem Deutschen herstammen. Vom Decken, bedecken, verbergen, kommt sowohl Dach, als Dad—s, Dachs, woraus im barbarischen Latein taxo und taxus, auch tassus gebildet wurde, das in die meisten romanischen Sprachen überging; italienisch tasso, französisch taisson, spanisch texon; im Schwedischen grafswin (Grauschwein), ferner im Niederländischen auch grevink, beides von der alten germanischen Wurzel gra (grau).

Ein nordisches Thier, und darum wohl auch schon im alten Deutschland einheimisch, wenigstens ist er noch in Oesterreich, Schlesien und Böhmen zu finden, und auch auf dem Harz und in den Thüringer Wäldern läßt er sich zuweilen sehen, ist der Luchs (alt: luhs) oder Katzenwolf, Hirschwolf, isländisch lynxdyr, schwedisch lodyr, gleichsam das lohende (leuchtende) oder Glühaugenthier, auch lo allein. Luchs und lynx erinnern an lux, lumen, liuht, liuhten, d. i. leuchten. — Könnte der zum ehemaligen Bisthum Speier gehörige Wald Luffart nicht einen Wald voll Luchse bedeuten? nämlich nach Analogie von Spessart, d. i. Spechtesbart oder Spechtshart, wie wirklich die Münchener Handschrift des Nibelungenliedes V. 3883 hat, d. i. ein Hart oder Waldgebirge voll Spechte.

Hasen gibt es in der ganzen alten Welt die Fülle, warum nicht auch im alten Germanien? zumal, da sie Kälte ertragen können, und es ihnen am wohlsten ist, wo nicht viele Menschen zusammenwohnen. Dies wohlbehaarte Thier — was schon Plinius an ihm hervorhebt — hieß angelsächsisch hara, althochdeutsch haro (englisch noch jezt hare); wie aber die Buchstaben s und r leicht in einander überfliessen, wie das alte friesen, wovon noch jezt Friesel, in frieren, das gothische basi in bari, beri, Beere überging, so haro in haso, später Hase. Bei der Gelegenheit muß ich aber bedeuten: zu schließen, daß, weil manches Thier einen ächtdeutschen Namen trägt, es deßhalb im alten Germanien einheimisch gewesen seyn müsse, wäre eben so vernünftig, als wenn man annehmen wollte, daß jene kleine, auf dem Kap einheimische Art von Trappen, die der dortige Holländer koorhaan benennt, deßhalb als ein in Holland einheimischer Vogel zu betrachten sey. So hat der Affe (englisch ape, dänisch abe), der ja bekanntlich in Europa nicht wild lebt, ausgenommen die Gegend von Gibraltar, wo der sogenannte türkische Affe verwildert gefunden wird, einen ganz deutschen Namen, vom alten: aben, schwedisch apa, d. h. wiederholen, nachahmen, was noch im „Ab- und Ebenbild" sich vorfindet. — Die mit den Hasen verwandten Minengräber, die Kaninchen,

noch besser Künlein (in ältern Schriftwerken), als mehr dem lateinischen cuniculus entsprechend, sind erst spät aus dem fernen, an solchen fruchtbaren Geschöpfen überreichen Spanien, wohl über Frankreich, nach Deutschland gekommen.

Der Ottern- und Biberjagd geschah schon oben Erwähnung. Ich füge noch hinzu, daß, nach Oken, sich Biber in fast ganz Deutschland vorfinden, nicht bloß an der Donau in Schwaben und Bayern, sondern auch an der Elbe, Lippe und Maas; am Rhein hingegen, wenigstens am Oberrhein, scheinen sie vertilgt zu seyn. Sie bauen noch hie und da, namentlich in den Altwassern der Elbe bei Wittenberg, wie Oken berichtet. Bei der Fischotter, die zuweilen auch in der Rednitz gefangen wird, muß ich noch dreierlei bemerken. Erstlich erinnere ich an die Fabel in der Edda von Hreidmar und seinen drei Söhnen, Fafnir, Regino und Otr, von welchen der Leztere — ganz dem Worte entsprechend — sich in die Gestalt einer Otter verwandelte und Fische fing, die er, mit den Augen blinzelnd, gierig verzehrte; zweitens an eine köstliche etymologische Vermuthung des sonst so umsichtigen und wackern Frisch, den übrigens neuere Etymologen, zwar nicht an gründlicher Gelehrsamkeit, aber an unglücklicher Kühnheit weit übertreffen; er meint nämlich, daß der Physeter des Plinius, der doch ein ganz anderes Thier ist und etwa den Pottfisch bedeutet, nichts seyn möge, als Fischeter oder Fischesser, welches leicht mit unserm Fischotter könnte verwechselt worden seyn; drittens muß ich noch aus dem Leben Karls des Großen von Eginhard erwähnen, daß jener König zur Winterszeit Brust und Schultern mit einem Thorax von Ottern- und Mäusefellen zu bedecken pflegte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Beschluß.)

Reisen und Reiseeindrücke.

Naturgeschichte, Erdbeschreibung und auch Völkergeschichte werden sich von dem bereichern, was d'Orbigny aus Amerika mitgebracht hat. Das Naturalienkabinet besizt von ihm eine Menge neuer, das heißt, für die Naturforscher neuer Naturprodukte. Nebenbei hat d'Orbigny auch einige ältere Vorurtheile und von andern Reisenden verbreitete Irrthümer zerstört, z. B. das Daseyn vorgeblicher Riesengeschlechter in Patagonien; in der Nähe besehen, sind es ganz gewöhnliche Menschen, wie manche Helden. — Eines andern Reisenden wurde von der geographischen Gesellschaft erwähnt, der ebenfalls in Amerika seine Forschungen angestellt, aber in einer beschränktern Gegend, nämlich in Guyana, und jezt wieder dahin zurückkehrt. Er heißt le Prieur; wahrscheinlich wird die geographische Gesellschaft ihn später zu belohnen haben. Auch dieser reist auf Kosten der Regierung. Ein Offizier vom Generalstabe, Texier, wenn ich recht gehört habe, war von einer Reise in Kleinasien zurückgekommen, und las ein Bruchstück aus der Beschreibung seiner Reise vor. Dieses Bruchstück betraf das alte Kappadozien, wo der Verfasser unter andern die alte Stadt Cäsarea, jezt Kaissar, besucht hat. Er hat in derselben keine Alterthümer, am allerwenigsten in der Umgegend die von Paul Lucas erwähnten 200.000 Pyramiden gefunden. Wo P. Lucas doch diese Nachricht mag hergenommen haben! gesehen hat er die 200,000 Pyramiden doch gewiß nicht. Um nun auch etwas über Afrika mitzutheilen, las ein anderer französischer Reisende, Berthelot, welcher sich zehn Jahre lang auf den kanarischen Inseln, besonders auf Teneriffa, aufgehalten hat, wo er, wie ich glaube, dem Pflanzengarten vorstand, ein Bruchstück aus einer Beschreibung dieser Insel vor, die er herauszugeben gedenkt. Er erwähnte der Beschreibung der kanarischen Inseln von L. v. Buch rühmlichst, und bemerkte, daß, wenn der Plan von Teneriffa in derselben etwas mangelhaft sey, dies von der Unkenntniß von Lokalelgenheiten herrühre, die man nur durch einen langen Aufenthalt erhalten könne. Teneriffa scheint Berthelot durch und durch zu kennen, was denn auch bei einem zehnjährigen Aufenthalte daselbst leicht zu glauben ist. Große Seereisen scheint die Regierung jezt nicht zu beabsichtigen. Es sind deren mehrere wichtige unter der vorigen Regierung unternommen worden, deren Resultate erst in den lezten Jahren vollständig bekannt gemacht worden sind. Sie haben das naturhistorische Museum zwar bedeutend bereichert, aber auch viel gekostet, und man kann es der Regierung nicht verdenken, wenn sie eine Zeitlang mit diesen kostspieligen Weltumseglungen inne hält. Der Schiffskapitän d'Urville klagt in der Beschreibung seiner Reise, daß er von der Regierung schlecht belohnt worden sey, und daß man es ihm wenig Dank gewußt habe, so große Gefahren überstanden und mit seinen Reisegefährten so Wichtiges geleistet zu haben. Diese Spannung zwischen dem Marineministerium und dem zulezt ausgeschickten Seefahrer ist eben nicht dazu geeignet, ersteres zu neuen Unternehmungen aufzumuntern. Uebrigens kann auch viel von einzelnen Reisenden, besonders Naturforschern, geleistet werden, wenn die Regierung sie gehörig unterstüzt, und die gelehrten Gesellschaften in Paris den Forschungen derselben eine zweckmäßige Richtung geben. d'Orbigny's Reise liefert ein Beispiel davon. Auch die Dichter reisen jezt, und geben dem Publikum Reiseeindrücke, ein Wort, welches sie, glaube ich, aus dem Englischen entlehnt haben. Wir haben Alex. Dumas Reiseeindrücke, und bekamen in diesen Tagen auch die Erinnerungen und Eindrücke Lamartine's, die wahrscheinlich wichtiger seyn werden. Dafür verspricht uns Alex. Dumas seine Schifffahrt um das mittelländische Meer. Bisher ist er aber, glaube ich, nicht weiter gekommen, als nach Toulon und Marseille, und vermuthlich hat es mit seiner Schifffahrt keine Eile. Paris muß weit mehr Reiz für ihn haben, als das Meer; von Zeit zu Zeit sieht man bald historische Romane von ihm erscheinen. Ueberhaupt versucht dieser lebhafte, unruhige Kopf Manches, ohne daß er durch irgend einen dieser Versuche außerordentliche Sensation erregte. Warum schreibt er nicht bloß Aufsäze in den Zeitschriften, wie manche seiner Kollegen, welche sich vortrefflich dabei stehen? Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 110.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 8. Mai 1835.

— Thiere zu Schaaren, das Eichhorn, die Wiesel
Und das Hermelin.

Reinecke Fuchs.

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Deutschland.

(Fortsetzung.)

Daß hier nicht eigentliche Mäuse zu verstehen seyen, ist um so mehr anzunehmen, da bei den Römern und nach ihnen im Mittelalter mehrere kleinere Thiere, die ein weiches, feines Fell haben, so benannt worden sind. Auch die Hamster gehören dazu, die wirklich im System als mures mit aufgeführt werden: ein Thier, das ich meines Theils bei Griechen und Römern nirgends gefunden habe. Es ist überhaupt mehr ein östliches Thier, wie Oken sagt, welches in Deutschland kaum westlicher als Thüringen, wo es bekanntlich zur Landplage wird, und kaum südlicher als Baireuth, diesseits des Böhmerwaldes, also nicht bei Straßburg zu finden sey, obwohl es die Franzosen marmotte de Strasbourg nennen. Ferner rechnete man dazu die miteinander verwandten Iltisse, Marder und Wiesel, vorzüglich das große oder Hermelinwiesel, welches bisweilen, wie die Ziselmaus und das Eichhorn, die pontische Maus genannt wurde und auch in Deutschland sich findet, und dessen kostbares Fell als auszeichnende Kleidung und Schmuck großer Herren berühmt und gesucht wurde und selbst als Symbol der Fürstenmacht in die Heraldik überging. In einem lateinischen Gedicht auf Karl den Großen singt Alkuin, daß dessen Tochter Bertha um ihren schneeweißen Hals ein kostbares Mausfell getragen habe, worunter wohl gleichfalls Hermelin zu verstehen ist.

„Pelzwerk von mancherlei großen und kleinen Thieren war schon früher Kleidung und Schmuck der alten Deutschen. Tacitus erwähnt auch, daß sie die abgezogenen Häute des auserlesenen Wildes mit den gefleckten Fellen von Thieren gesprenkelt oder verbrämt hätten, die der äußerste Ocean und ein unbekanntes Meer erzeugte; vielleicht sind darunter die Felle von Seehunden und andern Robben, die in der Nord- und Ostsee sich finden, zu verstehen.

Die Alpenmäuse des Plinius, welche auf zwei Füßen gehen, sind nichts anderes als die Murmelthiere, die bei den Griechen auch Bärenmäuse heißen, weil sie, außer dem Aufrechtgehen, noch manches, z. B. den Winterschlaf, mit den Bären gemein haben. Plinius erzählt von ihrer Art und Weise, Heu einzusammeln und einzufahren, was noch jetzt der Aelpler in Savoyen u. s. w. davon erzählt. Der Name ist wohl nicht vom Murmeln herzuleiten, welches das Thier wirklich beim Saufen, namentlich der beliebten Milch, von sich gebe, sondern vom graubündischen oder romanischen murmont,

in welchem die mures montani sogleich zu erkennen sind, woraus wieder marmontana, marmotta und marmotte, und von diesem erst marmotter, murmeln, brummen gebildet ist; bei Notker murmenti, in der Schweiz Mürmentli, in Bayern Murmentl, und daraus, wie Marmel aus Marmor, Murmel gebildet. — Hiebei die Bemerkung, daß in den ältern und mittelhochdeutschen Schriftwerken fremde Wörter, namentlich lateinische, oft seltsam corrumpirt und germanisirt sind; so steht im Parcival Kokodrill, für Krokodil, ja selbst Kokatrelle, etwa wie Aberelle für April bei Veldegk; ferner Kemmel für Kameel, etwa wie noch jezt hier und da Kästen für Kastanien, ferner Helpant, Uiband, Elpender für Elephant.

Ohne Zweifel hat es in den Tannen- und Eichenwaldungen des alten Germaniens außer Wildschweinen auch genug Eichhörnchen gegeben; diese Affen in unsern Wäldern, die den ersten Theil ihres Namens eben von den Eichen haben, den griechischen und lateinischen aber (sciurus) von ihrem langen Schweif, der ihnen nicht bloß zum Fall-, sondern auch zum Sonnenschirme dient: Schattenschweif. Ueber das horn oder hörnlein im deutschen Namen ist verschiedentlich etymologisirt worden: es ist vielleicht gar aus Hermlein oder Hermelin corrumpirt? also das Eichhermelin; bekanntlich wird das Fell unseres Eichhorn unter dem Namen Grauwerk und Vehwamm benuzt.

Zulezt noch Einiges von den Walen, ein Wort, das augenscheinlich mit bal-aena verwandt ist. Wal, angelsächsisch hwael, mag wohl Meer oder Meerestiefe bedeuten, was auch noch vorkommt im Walroß oder Roßwal, und im Narwal, dessen ungeheure Zähne, die wie Elfenbein verarbeitet werden, man früherhin für das Horn des fabelhaften Einhorn gehalten hat. Bei Walfisch bemerke ich noch, daß der Sprachgeist im Volke die Thiere, Pflanzen und Steine anders zu benennen pflegt, als der später hinzutretende und nach Geschlechtsmerkmalen zugleich ausscheidende und zusammenordnende Naturforscher. Den ältern Deutschen mußten alle Arten von Walen, namentlich auch Delphine, ferner Fischottern und Biber als Fische erscheinen, weil sie mit diesen nicht nur den Aufenthalt im Wasser, sondern einige noch anderes, z. B. Schwanz- und Rückenflossen gemein haben. Diese Meinung theilte früher mit dem Volk auch die Kirche, die daher zur Fastenzeit das Fleisch von Fischottern erlaubt hat, welches besonders von den Karthäusern, die durchaus kein anderes Fleisch essen dürfen, als Fische, sehr gesucht war und wohl noch jezt ist.

(Schluß des zweiten Abschnitts.)

Nidwalden.

(Beschluß.)

111.

Wie manchmal aus des Nords beeisten Meeren
 Der Sturm, der übermächtig sie durchwühlt,
 Auf breitem Eisgeflöze weiße Bären
 Zum Strande weitentlegner Länder spült;
 Da halten sie, von Hunger ausgemagert,
 Des Normanns Ställ' und Hütten hart umlagert,
 Und fallen, blind in Wuth, mit gier'gem Zahn,
 Nicht schreckt sie Hirt noch Hund, die Heerden an:

112.

So stürzen an's Gestad die fremden Krieger,
 So lechzen sie nach Raub und heißem Blut;
 Nein, wie der Wüste mordgereizter Tiger,
 Wenn Jägerlist getödtet ihre Brut.
 Daß allen Widerstand sie niederwerfe,
 Vereint die Schaar der Bajonette Schärfe:
 Geschlossen starrt der Spitzen ehrner Wald,
 Dügardet lenkt des Angriffs Sturmgewalt.

113.

Wie in geschlossnen Forsten eine Tanne
 Manchmal die starken Eichen überschaut,
 So überragt sein Haupt um eine Spanne
 Die ganze Schaar, die Schaumburg ihm vertraut.
 Die Mütze steigt, gedeckt vom Bärenfelle,
 Auf seiner Brust erstrahlt in Sonnenhelle
 Ein goldner Stern; hochmüth'ger, eitler war
 Noch keiner, welchen Gallien gebar.

114.

Dem sieggeblähten, rauschenden Banniere
 Folgt raschen Muths der Kampfgenossen Schwall,
 Und schnell erklimmt die Macht der Grenadiere,
 Sieg rufend oder Todl den Uferwall.
 Der Sturmgewalt der Feindesbajonette
 Erliegt der Wachen dünn gezogne Kette;
 Abacker sinkt, von Maubourgs Schwert zerstückt,
 Frank, Zelger, Frunz, von Uebermacht erdrückt.

115.

Zroz, Niederberger, Rothefluh und Murer
 Sind todt, von Bajonetten hingestreckt;
 Lang kämpft, vom Feind umringt, der starke Durer,
 Bis er entseelt den heim'schen Grund bedeckt.
 Gleich Wetterbächen wälzt sich weit und weiter,
 Durch Leichen, Blut und Tod der Grimm der Streiter,
 Bis Odermatt, gemahnt vom Schreckenslaut,
 Der Freunde Flucht, der Feinde Sieg erschaut.

116.

Jezt fliegt er angstgespornt zur Dorfkapelle,
Dort harret seines Rufs der Hinterhalt,
Im schützenden Gewölb an heil'ger Stelle
Geborgen vor des Bombensturms Gewalt.
Bewehrt mit langen Speeren und mit Keulen,
Mit mächt'gen Schwertern, heißt er sie enteilen;
Auch kühne Knaben und beherzte Frau'n
Ziehn festen Schrittes mit in's Todesgrau'n.

117.

So wirft der Landsturm sich dem Feind entgegen;
Doch Dügardet verlacht ihr Rachedrohn,
Und erdwärts deutend mit dem blut'gen Degen,
Erhöht er ihre Wuth mit stolzem Hohn:
„Elendes Volk! streckt hin die rost'gen Waffen!
Wollt ihr euch noch dem nahen Tod entraffen?
Seht, tapfre Frau'n, die Hülfe kommt zu spät,
Wenn Frankreichs Siegsbannir am Ufer weht!

118.

Flieht, daß nicht Weiberblut die Schwerter netze!
Fürwahr, die morschen Hütten sind's nicht werth —
Doch wie? sie wahren wohl verborgne Schätze,
Daß ihr dafür so furchtbar euch bewehrt?"
Doch Odermatt fällt ein: „Wohlan, Verwegner,
Erprobe gleich die Ohnmacht deiner Gegner
Und lerne noch: es wohnt beglückte Rast
In Hütten öfter als im Prunkpallast!"

119.

Er spricht's und schwinget mit der Kraft der Alten,
Mit beiden Armen, hoch ein rostig Schwert;
Dügardet's Stahl vermag's nicht aufzuhalten,
Er bricht dem Schlag, der klirrend niederfährt.
Der Stolze schwankt, es fällt die Bärenmütze,
Noch ehe seines Gegners Schwertesspitze
Sein Haupt berührt und spaltet bis zur Brust;
Hinsinkt der Franke, seiner unbewußt.

120.

Doch wie, vom Erdstoß abgesprengt, hernieder
In's bange Thal ein Heer von Felsen rollt:
So brechen in des Feinds bestürzte Glieder
Nidwaldens Söhne. Blut und Leben zollt
Für ihre kühne Landung diese Rotte;
Ihr Spott und ihre Kriegskunst wird zu Spotte
An eines Völkleins ungeübter Kraft,
Vom Geist der Freiheit plötzlich aufgerafft.

121.

Wie fält der Kolben Schlag da schwere Beulen!
Wie durstig taucht der Speer in Blut sich ein!
Wie fällt das Schwert der Franken Heeressäulen!
Wie schmettern Hellebarten durch die Reihn!
Der Knaben Schaar entsendet scharfe Bolzen
Mit sichrem Arm und Aug' in's Herz der Stolzen;
Dort siehst du des Gebirges kräft'ge Frau'n
Mit blankem Stahl die Feinde niederhau'n.

122.

Das Lied verschweigt die schmachbedeckten Namen
Der flücht'gen Feinde, die vom Unglücksstrand
In leichtem Nachen schreckenbleich entkamen,
Verschweigt die Menge, die den Tod hier fand.
Wie nah'nde Wetter oft vom Sturm zerstieben,
So ward von der Nidwaldner kräft'gen Hieben
Die erste Schaar, die sich an's Land gewagt,
Zerstreut, zerschmettert, schimpflich fortgejagt.

123.

Doch du, der mit des Frühroths düstern Bildern
Den Flug des Sangs erhoben, sonder Ruh'
Des wechselvollen Tages Kampf zu schildern:
O Geist! aufathmend fleuch der Feier zu.
Die Sonne senkt des müden Hauptes Locken,
Zur Ruhe mahnen rings die Abendglocken,
Und ob des Jammerthales Blut und Pein
Entglimmt der ew'gen Sterne Hoffnungsschein.

Korrespondenz-Nachrichten.

Straßburg, April.

Neu entdeckte Quelle des Romanismus in Frankreich.

Man hat Unrecht, wenn man den Romantismus in Frankreich zugleich mit dem Namen „der neuen Schule" belegt, und dann gemeinhin Victor Hugo als ihren Stifter betrachtet. „L'école nouvelle est un fait, Messieurs, elle n'a plus besoin de se défendre, elle n'a plus besoin que de produire," so sprach kürzlich Jules Janin, welchen boshafte Journalisten le feuilletoniste-historien du Journalisme nennen, da er bekanntlich kürzlich im Athenée zu Paris Vorlesungen über die Geschichte des Journalismus in Frankreich seit Ludwig XIV. gehalten hat. Aber eben diese neue Schule ist schon längst ein Faktum gewesen, und hat schon längst treffliche Stücke hervorgebracht. Die alten Großväter und Ahnherren der jezigen Franzosen haben sich schon als Jünglinge an ähnlichen Dramen ergözt, die fälschlich als eine Erfindung der jüngsten Zeit gelten wollen. Ich will, um dies zu beweisen, den Inhalt eines Stückes hier mittheilen, das eben so gräßlich, als fürchterlich und haarsträubend ist, und das dessenungeachtet auf die Zuschauer einen unwiderstehlichen Reiz ausübte. Ein Mord folgt darin auf den andern, und der Held dieses Drama's bringt mehr Menschen um, als Margaretha von Burgund im „Thurm von Nesle" und Lucrecia Borgia zusammengenommen. Das merkwürdige Schauspiel, von dem ich hier spreche, entschlüpfte unbegreiflicher Weise dem Verbote unter der Herrschaft des alten bon plaisir, so wie den Verfolgungen zur Zeit des Terrorismus, dem kaiserlichen Censurzwange, wie dem der Restauration, und noch jezt ist es — ein einziger, unerhörter Fall! — frei von jeder Beschränkung, der Manie der

modernen Verbesserer und Umarbeiter entgangen. Eben so glücklich war dieses Werk hinsichtlich der Kritik, welche nie die geringste Notiz davon genommen hat, obgleich das Livre des cent-et-un es nicht verschmähte, ihm eine allerliebste Lobrede zu halten.

Ich will es daher versuchen, die Analyse dieses Schauspiels zu geben, das zwar alt, aber werthvoll genannt werden darf, und wie durch ein Wunder bis auf unser allzu flüchtiges Zeitalter gekommen ist.

Die erste Scene eröffnet das Stück auf würdige Weise. Sehnsüchtig wird der Held des Stücks von einem zahlreichen Kreise erwartet. Sein Vertrauter meldet ihn endlich, und ein lärmender Chorus verkündet seine Ankunft. Er erscheint auf der Scene, und seine Begrüßungen, die sich durch eine ganz eigenthümliche Grazie bemerkbar machen, sein einschmeichelndes Benehmen, sein Ton, seine gefälligen Manieren, seine lebhaften Antworten, Alles an ihm bereitet ihm einen entzückenden Empfang; Munterkeit, Naivität und Gutmüthigkeit scheinen die glücklichen Bestandtheile seines Charakters zu seyn. Aber wie sehr täuscht diese Maske!

Die Freude, welche er über seine ganze Umgebung verbreitet, wird zuerst durch die Dazwischenkunft seiner Gattin gestört, welche ihm seinen unordentlichen Lebenswandel vorwirft; sie klagt ihn der Verschwendung an, und um ihn zu rühren, streckt sie ihm ihr jüngstes Kind entgegen. Er stößt das Kind wild von sich, antwortet auf den Jammer der Mutter nur durch bittern Spott, durch Sarcasmen und Ironie, und geht endlich, um sich dieser Thränen und Klagen zu entledigen, so weit, daß er den armen Kleinen zum Fenster hinauswirft und über die unglückliche Mutter mit wahnsinniger Wuth herfällt. Sein Vertrauter, der bei dieser entsetzlichen That gegenwärtig ist, will ihm einige Vorstellungen über seine Grausamkeit machen, aber ein höhnisches Gelächter ist die Antwort des Ungeheuers, und ohne Gewissensbisse zu empfinden, nimmt er die Spielpartie an, die ein Freund ihm vorschlägt. Das Spiel beginnt vorerst gemäßigt, dann werden die Theilnehmer wärmer, endlich hitzig. Ein zweifelhafter Fall erregt einen kleinen Streit; man fängt von Neuem an. Derselbe Fall kehrt jedoch wieder, und der Gegenmann unsers Helden merkt nun erst, daß er betrogen werden soll. „Ah, so geht es nicht!“ ruft er, und wirft die Karten hin; aber der, der die süßesten Bande der Natur vor unsern Augen zerriß, kennt eben so wenig die Gefühle der Freundschaft; er stürzt sich auf seinen Freund mit Tigerwuth, und sieht ihn mit höhnischer Miene unter seinen wüthenden Streichen den Geist aufgeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Chambery, April.

Der Priester Ducrey.

Es ist leichter, über unsere Geistlichkeit zu spotten, was täglich in den französischen Journalen geschieht, als so viel Gutes zu stiften, wie sie. Einer unserer ausgezeichnetsten Priester, Martin Ducrey, starb kürzlich in Melan, und was er seit 1792, in der traurigen Revolutionszeit, durch Lehre, Trost und Beispiel Gutes in Savoyen gestiftet hat, welchen Gefahren er sich dabei aussezte, grenzt an das Unglaubliche. Er wurde zuerst eingezogen und zum Tode verdammt, weil er den in der Revolution geforderten Priestereid nicht hatte ablegen wollen und dessenungeachtet seine geistlichen Funktionen fortsezte. Er entkam glücklich aus dem Gefängniß durch Hülfe gutdenkender Personen, die es ihm durch Verkleidung möglich machten, als Krämer und Hausirer das Land zu durchziehen, wobei ihm der angenommene Gang, die Sprache und die Weise der Bauern sehr behülflich waren. So hatte er den Muth, in Savoyen und in den anliegenden Ländern geistliche Hülfe, Zuspruch und Trost zu bringen, ja er wagte dies sogar bei Personen, die der Religion ganz entfremdet waren. In dieser Zeit hatte er keine bleibende Stätte. So folgte er einmal in Priesterkleidung einer Abtheilung sardinischer Truppen, die sich nach Piemont zurückzogen; sie stießen auf Franzosen und mußten ihnen weichen. Umsonst räth man ihm, zu fliehen und auf seine Rettung zu denken; er bleibt allein bei einem tödtlich verwundeten Soldaten, um ihm zu helfen und zuzusprechen. Dies bemerken die Franzosen, und eine Kanonenkugel reißt einen Theil des Baumes weg, an den Ducrey den Soldaten gelehnt hatte; ohne sich daran zu kehren, sezt er sein frommes Werk fort, bis nach wenigen Augenblicken der Soldat verscheidet. Nun steht er auf und will weiter gehen; da kommt eine zweite Kanonenkugel, schlägt bei ihm in die Erde, überdeckt ihn damit, springt wieder ab und reißt ihm ein Tuch aus der Hand, das ihm eben erst zur Zurückhaltung des Bluts des Soldaten gedient hatte. Seine Frömmigkeit, sein Mitleid, seine Geistesgegenwart in der Gefahr, seine Geschicklichkeit, jeder Verfolgung zu entgehen und sie bisweilen selbst zu seinen frommen Zwecken zu benützen, erwarben ihm selbst bei den Franzosen eine gewisse Celebrität. Einmal versteckt er sich in das auf einen Wagen geladene Reißig und fährt so in ein Haus, um das rings herum Schildwachen stehen; kaum ist er vom Wagen, so dringt er an das Sterbebette seines größten und gefährlichsten Feindes; es gelingt ihm, dessen verhärtetes Herz zu rühren, ihn mit Gott zu versöhnen und seine Familie zu trösten. Ein anderes Mal treten vier Gendarmen in ein Haus, um ihn da zu arretiren; er war wirklich darin, wußte sich aber gut zu verbergen, und da ihn die Häscher nicht fanden, wurden sie wüthend und erlaubten sich allerlei Exzesse, bis ein Maire in Amtskleidung und Schärpe erscheint, ihnen Vorwürfe über ihr Betragen macht und sie im Namen des Gesetzes zur Ordnung mahnt; sie ziehen sich auch sogleich zurück; der Maire aber war Niemand anders, als Ducrey selbst. Nach kurzer Abwesenheit von seinem Vaterlande, wo er sich in dem benachbarten Wallis aufgehalten hatte, kehrte er nach Savoyen zurück, weil viele der Religion und Kirche Treugebliebene es wünschten. Bald aber wurde er erkannt und vor das Revolutionstribunal geschleppt, das sogleich sein Verfahren begann und ihm den Prozeß machte. Ducrey erschien vor seinen Richtern und antwortete mit großer Ruhe und seltenem Muth auf ihre Fragen, wodurch sie manchmal ganz aus der Fassung kamen. Auf die Frage: „Warum bist Du nach Savoyen zurückgekehrt?“ erwiderte er: „Weil man mich zurückgerufen hat.“ — „Und wer hat Dich zurückgerufen?“ — „Euer König.“ — Allgemeiner Unwille; der neben ihm stehende Gendarme haut ihn mit seinem flachen Säbel. „Wer ist denn unser König?“ — „Das Volk, dessen Souveränität ihr proklamirt habt, dies Volk hat mich zurückgerufen.“ Diese Antwort sezte das Revolutionstribunal in nicht geringe Verlegenheit. Dessenungeachtet wird Ducrey zum Tod verurtheilt, und am folgenden Morgen soll er guillotinirt werden; aber in der Nacht entkommt er glücklich mit zwei andern Revolutionsopfern aus dem Gefängniß, und als der Tag anbricht, sieht er aus dem Hause, wohin er sich geflüchtet hat, die Soldaten und Henker nach dem Gefängniß ziehen, um ihn zur Hinrichtung zu führen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 111.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 9. Mai 1835.

Welch ein Lärmen, welches Schrei'n!
Ist es möglich? seh' ich recht?
Ein verwegenes Geschlecht
Dringt in's Heiligthum herein! —

Goethe.

An die moderne deutsche Belletristik und ihre Söhne.

Von Friedrich Rohmer.

Mademoiselle!

Indem ich mir, um eindringlicher zu Ihnen sprechen zu können, Ihr Bild vor die Augen stelle, schleicht sich Philinens Gestalt und Antlitz unabwendbar in meine Seele, zwar nach der Mode des Tages bekleidet und ohne die reizenden Pantöffelchen mit den Klapperabsätzen, durch die der arme Serlo so arg zugerichtet wurde, aber doch Philine vom Kopf bis zum Füßchen, nur ungezwungener noch, und, wenn Sie mir verzeihen wollen — durchgemachter. Darum gebrauche ich auch das liebe Wort „Mamsell," und mögen Sie mich scheel ansehen oder nicht, Sie sollen auch Philine heißen. — Ihre großen, freien Augen blicken verwundert, messen mich von unten nach oben, von oben nach unten, und das Ende von dem ist die übermüthigste Stellung, vermöge deren Sie von vornher, was ich Ihnen nun sagen will, verachten werden, wenn Sie auch nicht entschieden sind, ob lobend, ob tadelnd, oder auch beides, was von äußern Umständen abhängt, oder auch davon, Mademoiselle, was von beiden Ihnen ungewöhnlichere Redensarten gewähren wird, das Lob oder der Tadel. — Was ist's, das mich, seit ich diese letzten Zeilen niederschreibe, beängstigt, als hätte ich großes Unrecht gethan? Philine aus Wilhelm Meister, mein Jugendschätzchen, das liebliche Kind, beklagt sich bei mir auf das Rührendste über die heillose Profanirung, mit der ich sie beflekt, als ich Ihnen ihren Namen, ihr Bild gegeben. „Bin ich eine Dirne, frech, ohne Gefühl und Gedanken und jeden Liebreizes entbunden, wenn Du, mein Geliebter, nicht etwa eingesalzene Sardellen liebreizend nennen willst, die auf wunderliche und unheimliche Weise zwischen Leben und Verwesung fixirt sind? — Ich flehe Dich an, Du sollst mein Bild rein in dir haben, wie mich der liebe Vater gezeugt hat (sie meint Goethe), wie du mich als 16jähriger Junge so herzlich lieb gehabt hast—" und so will ich Ihnen denn wieder den Namen Philine nehmen und mit ihm den Titel Mademoiselle, will Sie Fräulein nennen; wenn die Literatur generis masculini wäre, würde ich Sie Männlein nennen, und das würde sehr schön passen. Also, mein Fräulein, ich möchte ein Wort mit Ihnen sprechen. Ich bin ein protestantischer Predigersohn, das Predigthalten ist mir angeboren, und so dürfen Sie mir nicht verdenken, wenn ich Ihnen nun eine Predigt halte; denn wann und wo ich spreche, halte ich immer ein Stück von einer Predigt. — Ich will Ihnen dagegen erlauben, über meine Predigt sich lustig zu machen, wenn Sie können, und lassen Sie dann von einem

Ihrer Söhne eine „geistreiche" Recension darüber schreiben, wo möglich eine „hinschlendernde oder hingeschlenderte." Der Groll nimmt hier vorweg, was ich Ihnen erst im Verlauf einer salbungsreich motivirten Rede durch viele Gründe beibringen wollte und was ich vor der Hand unbegründet ausrufe: Sie sind ekelhaft gefallen, Ihre Miene ist wüst und öde, der Zufall treibt sich darin umher, als übergewaltiger Herrscher, und jede Art von Buhlerei. — Armes, gefallenes Kind einer herrlichen Mutter! ich will Dich nicht mehr schelten. Mein Herz möchte um Dich weinen, zerrüttetes Mädchen. Es wäre aber nutzlos, denn Du bist so tief gefallen, daß Du Dich nicht einmal für elend hältst, sondern für glorreich, für die kraftvolle und anmuthige Gebärerin einer neuen umgestalteten und neugestaltenden Weltepoche, für die große Mutter einer neuern, bessern Poesie und Philosophie, für witzig, schön, besonders aber für „geistreich," und vor allen Dingen für pikant. O! Philine hat Recht, Du bist pikant, wie eine Sardelle! Doch ich will Dir keine Predigt halten, denn indem ich es thun will, fällt der Inbegriff aller Deiner Laster so überwältigend über mich, daß ich mich verliere und nur schelten kann; darum werde ich zu Deinen Söhnen sprechen, von denen doch jeder nur einen Theil Deiner Laster auf sich genommen hat, zu Deinen Söhnen — ich will zu den Pikanten sprechen.

Berühmte Söhne moderner deutscher Belletristik, große Pikante!

Verzeiht mir, wenn ich euch so anrede. Ich suche ja nur, wie Schiller es oft gemacht hat, den Erzzug eures Charakters und Inbegriff eures Strebens größerer Wirkung wegen herauszuheben (und er ist nicht schwer anzugreifen), ich will ihn mir individualisiren, wie Schiller es mit dem absoluten philosophisch-moralischen Edelmuth, den er Marquis Posa nannte, gethan hat; ihr pikanten Leute sollt lediglich als pikant, ohne sonstige Tugenden und Laster vor mir auf und ab gehen, nur eben der so pikant und der anders.

Ich beschwöre euch, mich anzuhören. Ihr seyd gut, kräftig zum Theil, talentvoll Alle. Bei diesen Tugenden möchte ich euch beschwören — es wäre eine gute Beschwörung — aber sie gilt nichts mehr; darum beschwöre ich euch bei dem Gott des Pikanten, und das ist ein Schwur, furchtbar für euch, wie der beim Styx dem Zeus war; denn wie Zeus, verlassen vom Styx, in ewige Nacht stürzte, würdet auch ihr, verlassen von jenem eurem großen Gott, in Oede und Leerheit sinken, baar alles Lebens und aller Bewegung, trostlos, ohne Realität, steifleinen durch und durch. Hört ihr mich nun?

Ich will euch sagen, daß ihr, Jeder so viel ihm gebührt, auf euch beziehen sollt, was ich eurer Mutter zugerufen habe. Ihr habt euch den schönen Wissenschaften ergeben, das heißt der Poesie und dem, was ihr Haltung und Richtung gibt, der Kritik der Poesie. Nach eurem Schalten und Walten aber heißt es: dem „Hinschlendern" in Allem, was sich pikant behandeln läßt, dem Hinschlendern in Poesie, Philosophie, Politik, Kritik, und so fort in's Unendliche, denn Allem und Jedem läßt sich eine Spitze, eine Pointe, ein Wortspiel, eine Antithese, läßt sich eine neue Redensart, ein großartiges Bild, eine groteske Figur, läßt sich Lüsternheit und Liederlichkeit, phantastischer Anstrich, mit einem Wort, Allem und Jedem läßt sich etwas einimpfen, dem der Titel pikant gebührt, ihr habt es bewiesen. — Darum nur, weil ihr **Alles** in euren Schlund gezogen habt, vermag jedes Talent und jedes Talentchen unter eure Fahne sich zu stellen, jedes Talent aus jeder Branche des Lebens.

Ihr wißt nun, was ihr aus dem Begriff und dem Wort **Belletristik** gemacht habt: — einen großen, auf flacher Schüssel flach aufgetragenen Brei aus tausend Ingredienzien, fad schmeckend in sich, dem aber Würze, Firniß und Einheit der dick übergestreute Pfeffer gibt. Ihr, die ihr Alles seyd, Poeten, Philosophen, Politiker, Kritiker, habt nicht allein die Poesie, ihr habt auch die Philosophie verdorben; nicht die Philosophie, denn ihr habt dem Standbild, das ihr in Deutschland errichtet worden, nicht bis an die Füße geschaut, sondern das Bewußtseyn für sie in den Herzen der Nation, und vor Allem in den Herzen unserer unglücklichen, euch und eurem Flitter preisgegebenen Jugend, die euch gehorcht, weil sie an euch glaubt; denn jede Jugend ist gläubig und hingebend.

(Die Fortsetzung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.*

Von

Dr. Nürnberger.

Die Leser erinnern sich aus ihren geologischen Studien der unzählbaren Spuren, welche darauf hinweisen, daß die Erde in vorgeschichtlichen Zeiten, die nicht einmal annäherungsweise bestimmt werden können, ungeheure Revolutionen erlitten hat, von deren Gewalt wir uns gar keine Vorstellung machen können, und bei welchen ganze Geschlechter damaliger Thiere und Pflanzen zerstört worden sind. Der auffallendste Charakter der meisten dieser präadamischen Thiere und Pflanzen, von denen sich die ersteren als Gerippe, die lezteren aber

* Vergl. Nr. 53 u. ff. dieser Blätter.

meistens in Abdrücken auf Stein erhalten haben, ist ihre kolossale Größe, obgleich sich, wie wir weiter unten sehen werden, zuweilen auch Exemplare noch jetzt existirender Arten darunter vorfinden. Man hat, um nur einige Beispiele aus unzähligen anzuführen, im sächsischen Erzgebirge Abdrücke in Stein eines solchen vorweltlichen Riesenschilfgrases gefunden, welches anderthalb Fuß breit ist. Die unter dem Namen Ammonshörner bekannte Muschelart jener Vorwelt, welche man unter Andern bei Wolfenbüttel aus großen Tiefen an den Tag gefördert hat, gleichen Wagenrädern an Umfang. In Neusibirien hat man Vogelkrallen von der Länge einer Elle gefunden, die einem untergegangenen Geschlechte von Riesenvögeln angehört haben müssen. Der Schenkelkopf des größten Ochsen unserer Zeit ist nur von der Größe eines Hühnereis; beim Mammuth aber, der am häufigsten vorkommenden vorweltlichen Thierspecies, hat er den Umfang eines Menschenkopfs, und der Schädel eines am Eismeere aufgefundenen, von Adams skelettirten und in Petersburg aufgestellten Mammuths wiegt gegen 500 Pfund. — Man kann sich hieraus einen Begriff von der Riesenkraft der Natur in der Urwelt machen, und man hat an diese gänzliche Verschiedenheit der damaligen und jetzigen animalischen und vegetabilischen Dimensionen den Schluß geknüpft, daß es menschliche Wesen unserer Art in jener Urwelt gar nicht gegeben habe, da ihr Mißverhältniß zu den übrigen Formen derselben zu offenbar sey. Diese Meinung ist seit Blumenbach und Cuvier, diesen beiden so ausgezeichneten Forschern, welche so manches voradamische Thier aus dem Schooße der Erde gezogen haben, die vorwaltende gewesen; und besonders behauptet der leztere in seiner als klassisch anerkannten Schrift über diesen wichtigen Gegenstand: Recherches sur les ossemens fossiles de quadrupèdes, où l'on rétablit le caractère de plusieurs espèces d'animaux que les révolutions du globe paraissent avoir détruites, Paris 1812, daß sich Spuren von Menschengebeinen unter jenen übrigen animalischen Resten einer Urwelt niemals vorfinden.

Diese Behauptung Cuviers nun, welche auf diesem Gebiete bis jezt fast als ein Axiom gegolten hat, kann nach einer eben gemachten Entdeckung, und welche ich gar keinen Anstand nehme, als eine der allerwichtigsten unserer Zeit zu bezeichnen, nicht ferner als gültig betrachtet werden. Man hat nämlich am 15ten Januar d. J. in der Kalkgrube bei Sorau in der Niederlausitz in großer Tiefe und inmitten anderer Petrefakten vorweltlicher Geschöpfe, z. B. Mammuthsknochen, Trilobiten, besonders aber auch eines kostbaren versteinerten Nachtschmetterlings, von ebenfalls untergegangener Species, einen vollständig gut erhaltenen, ganz verkalkten Menschenfuß (den rechten) aufgefunden, an welchem alle Zehen, besonders aber die große, deren Nagel abgegangen ist, Knöchel, Ferse, Schienbein mit dem Knie, Dickbein mit den sogenannten Aepfeln u. s. w. unzweifelhaft zu erkennen sind. Die Abnormitäten dieses höchst merkwürdigen Fußes bestehen darin, daß derselbe durch ungewöhnliche Kürze und Dicke fast einem chinesischen gleicht, und daß namentlich das Schienbein sehr kurz und das Knie sehr stark ist. Dieser Anthropolith befindet sich jezt im Besitze des Archidiakonus Dr. Kirchner zu Sorau, welcher unverzüglich zwei eigene Abhandlungen in lateinischer und deutscher Sprache darüber erscheinen lassen wird, gleichwie wir von der oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften und der naturforschenden Gesellschaft zu Görlitz ein besonderes visum repertum über diesen wichtigen Fund zu erwarten haben. Das Faktum steht hiernach und zufolge der Mittheilungen, die ich mir noch besonders verschafft habe, unangreifbar fest; und da der Anthropolith zugleich mit den uraltesten Petrefakten an den Tag gefördert worden ist, die Knochen keine Spur von thierischem Leim mehr haben, sondern vielmehr theilweise sogar schon krystallisirt sind, so darf man gar nicht zweifeln, hier einen ächten Präadamiten vor sich zu haben. Auch schmeichelt man sich mit der Hoffnung, die übrigen Knochen dieses Skeletts gleichfalls noch aufzufinden, und stellt jezt in denselben Tiefen Nachgrabungen darnach an, über deren Resultat wir seiner Zeit ferner berichten werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambery, April.

(Fortsetzung.)

Der Priester Ducrey. Missionsberichte aus Siam.

So wachte die Vorsehung wundersam über Ducreys Tage, denn sie hatte an ihm eines ihrer Werkzeuge, wodurch nach der Revolution Religion, Sitten, Ordnung und Kirche durch Lehre, Beispiel und eigene Opfer wiederhergestellt werden sollten. Kaum hatte 1800 Napoleon die Kirche der Form nach wieder aufgerichtet, so eröffnete Ducrey ein Schulhaus in Sallanches und später die Karthause Melan, die in der Revolutionszeit zersplittert und an mehrere Einwohner von Tanninges verkauft worden war. Gebäude und Garten kosteten ihn siebentausend Franken, wozu seine gutdenkenden Freunde redlich beitrugen. Im Jahr 1804 war seine Schule schon zahlreich und durch ihre Trefflichkeit bekannt, als fünf Jahre nachher eine heftige Feuersbrunst die Hälfte der Gebäude verzehrte. Reichliche Unterstützungen von allen Seiten machten es ihm möglich, das Niedergebrannte wieder aufzubauen und noch zu erweitern; 1812 ließ die kaiserliche Universität seine nach mehr Unabhängigkeit strebende Schulanstalt schließen, eröffnete sie aber bald nachher wieder, um sich nicht den allgemeinen Unwillen des

Landes zuzuziehen. Voriges Jahr endlich fühlte sich Ducrey nicht mehr kräftig genug, seinem Kollegium vorzustehen, und als er immer kränklicher wurde und lange das Zimmer nicht mehr verlassen konnte, haben seine Schüler ihn auf rührende Weise wie ihren Vater gepflegt bis zu seiner lezten Stunde. Große Liebe und werkthätigen Eifer hatte er auch für die Missionen, und er bedauerte immer, daß er selbst schon zu kränklich und alt dazu sey. Er hat aber mehrere wackere Geistliche für das Missionsgeschäft erzogen; zwei sind schon in Amerika gestorben, und mehrere andere sind jezt in China, Siam, am Ganges und in Tong-king.

Die Briefe unserer Missionarien aus diesen verschiedenen Ländern zeigen immer den gleichen Eifer für ihr schönes, aber schweres Werk, und wir wollen hier Einiges aus Briefen vom Jahr 1833 mittheilen. So schreibt der Missionär Pallegoix aus Juthia (Siothia) in Siam an einen unserer Bischöfe: „Mein Befinden ist leidlich zu nennen bei der außerordentlichen Ungesundheit des Landes; von geringern Uebeln spreche ich nicht. Ich rede nun die Landessprache so ziemlich, was für Europäer sehr schwer ist. Schon mancherlei Projekte habe ich gemacht und auch einige davon ausgeführt; aber Alles geht nur sehr langsam, aus Mangel an Geldmitteln. In Siothia habe ich bereits eine Kapelle aus Backsteinen erbaut und da eine Katechisation eingerichtet. Gleiches will ich nun bei den nördlichen Laotiern unternehmen, denn dieses Volk ist dem Christenthum geneigt und hat es zum Theil schon angenommen. Immer will ich nur mit den Armen, Geringen und Unwissenden zu thun haben, nicht aber mit den Reichen und Stolzen. Schon oft haben mich Fürsten und Fürstinnen zu sich rufen lassen, angeblich, um meinen Unterricht im Christenthum zu empfangen; aber bald habe ich gemerkt, daß sie nur die Neugierde trieb, denn sie fürchten den König viel zu sehr, um ihren Götzen zu entsagen. Es sind in dem großen Siam nur noch zwei europäische Missionäre: Florent, apostolischer Vikar, siebzig Jahre alt und schwach, und ich, denn Dechavannes, der die Mission nur ein Jahr lang versah, ist vor einiger Zeit gestorben; er hat in dieser kurzen Zeit Unglaubliches gewirkt. Sein leztes Werk war die Bekehrung eines ganzen laotischen Dorfs von zwanzig Einwohnern, wobei er in dem ungesunden Klima keine Mühe und Anstrengung scheute, aber von einem pestartigen Fieber ergriffen wurde und schnell daran starb. Ich habe an ihm meine einzige Hülfe und Stütze, meinen Freund und Bruder verloren, und bin nun so zu sagen allein in dem weiten Land.

(Die Fortsetzung folgt.)

Straßburg, April.

(Fortsetzung.)

Neu entdeckte Quelle des Romantismus in Frankreich.

Feige, wie alle Mörder, entflieht unser Held, da sein Vertrauter herbeieilt und ihm meldet, daß die Brüder des Getödteten heranziehen werden, um Rache zu nehmen. Diese kommen leider zu spät, und es bleibt ihnen nunmehr nichts übrig, als über die entseelten Reste ihres Bruders Thränen zu vergießen. Nachdem sie ihn auf eine Bahre gelegt und mit einer Trauerdecke geschmückt haben, schwören sie, ihn zu rächen, und tragen ihn zu seiner lezten Wohnung, indem sie Klagelieder ertönen lassen, die sich weithin in die Ferne verlieren. Kaum hat sich dieser Trauerzug entfernt, so erscheint der Mörder aus seinem Schlupfwinkel wieder, und überläßt sich mit seinem Vertrauten der rohesten Freude, so gut mit der Angst davongekommen zu seyn. Die Frau des Ermordeten erscheint plözlich, von Schmerz aufgelöst, und überhäuft ihn mit den erschütterndsten Vorwürfen. Er lacht ihrer Thränen, ihrer Leiden, ihrer Verzweiflung; dies aber verdoppelt die Wuth des armen Weibes, und sie ertheilt dem elenden Mörder jenes Zeichen der Verachtung und Schmach, welches ein junger und anmaßender Graf einst dem ehrwürdigen Vater des Cid ertheilt haben soll. Der Bösewicht aber verspottet auch diesen Angriff auf seine Ehre, und rächt sich durch die erniedrigendste Züchtigung, die einer Frau auferlegt werden kann. Nun kennt die weibliche Wuth keine Grenzen mehr, die tiefgekränkte, zerrissene Wittwe stürzt sich auf den Mörder ihres Gatten. Was vermag jedoch der Muth ohne Kraft und ohne Waffen? Umsonst schreit sie um Hülfe; die Menschen bleiben taub bei diesem herzbrechenden Geschrei, und die, welche ihr beistehen könnten, sind mit dem Leichenzuge abwesend. Endlich erliegt sie, und ihre Seele schwebt ihrem geliebten Gatten in höhere Regionen nach. Der Vertraute läßt es abermals an kalten Ermahnungen nicht fehlen, und scheint empört von dem Uebermaß des Schrecklichen, dessen Zeuge er seyn muß; aber der Verbrecher verharrt in seiner unbefangenen Laune, und tritt mit teuflischem Hohne den Leichnam mit Füßen. Nun folgt eine Scene, die zwar nur Episode genannt werden darf, dessenungeachtet aber den wilden Charakter im grellsten Lichte zeigt, der nun schon so lange der gierigen Neugierde des Publikums preisgegeben wird. Ein ehrwürdiger Greis, den die Hülflosigkeit der Tochter dem tiefsten Elende preisgab, fleht die Menschlichkeit des Bösewichts an. Wie sollte aber eine solche Regung in einem herzlosen Wesen erwachen? Er fragt ihn spöttisch über die Ursache seiner Armuth aus, und unterbricht dann mit grausamem Hohne die Erzählung seiner Leiden. Endlich fordert er den Schlüssel seiner Geldkiste, um ein erbärmliches, erniedrigendes Almosen herauszuholen. Aber der Arme, Unglückliche schwört, sich zu rächen, und indem er, wie aus Dankbarkeit, eine Romanze zu singen beginnt, läßt der boshafte Troubadour seinen Stock auf den schmuzigen Wohlthäter fallen. Più presto folgt bald dem moderato, der Stock kommt aus dem Takt, aber dem Geschlagenen gelingt es, sich des metrischen Instruments zu bemächtigen, und der Greis muß seine gerechte Rache mit dem Leben bezahlen.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 105:

Die Spindel.

Räthsel.

Es sträubet Körper sich und Geist
Vor Jeglichem, was nur so heißt.
Frisch will's am wenigsten behagen,
Alt wird's am ehesten getragen;
Frisch blendet es wohl durch den Schein,
Wird drum nicht stets das beste seyn;
Uralt, mit Moder überzogen,
Sah man's mit Golde aufgewogen.
Wer seine Kinder zärtlich liebt,
Sie unbesehn ihm übergibt.

A. v. St.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 112.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 11. Mai 1835.

Ich habe schon in meinen Wanderjahren
Krystallisirtes Menschenvolk gesehn.

Goethe.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Merkwürdig genug trifft mit dieser wichtigen Entdeckung, und gleichsam um sie zu unterstützen, ein ähnlicher, fast gleichzeitiger, obwohl auf einem entfernten Punkte der Erde gemachter Fund zusammen. In den Höhlen zu Engis und Engihoul, unfern Lüttich, sind nämlich im Jahre 1833 im Bergkalk ebenfalls Menschenknochen, ganz unter denselben Verhältnissen wie die Knochen erloschener vorweltlicher Thiergeschlechter, gefunden worden. Die ausführliche Beschreibung davon findet sich in einem, eben zu meiner Kenntniß gelangenden Werke: Recherches sur les ossemens fossiles de la province de Liège. Par le Docteur Schmerling. Liège, 1833, mit lithographirten Tafeln. Auf einer dieser Tafeln ist der Schädel eines solchen Präadamiten abgebildet, welcher der äthiopischen Race angehört. Ein anderer unvollständiger Menschenschädel eines jungen Individuums fand sich neben einem Mammuthszahn. Außerdem sind mehrfache andere Menschengebeine in denselben Höhlen und in derselben Vermischung mit Mammuthsknochen entdeckt worden, und Cuviers obige Behauptung, daß die präadamitische Welt keine Menschen enthalten habe, scheint also, wie gesagt, schon nach diesen beiden Entdeckungen fernerhin unhaltbar. Sie sind aber überdies nicht die einzigen, wiewohl ich sie hier als die neuesten und am besten konstatirten hervorhebe; wer über eine Menge früher aufgefundener Spuren von einem präadamitischen Menschengeschlecht auf der Erde belehrt seyn will, den verweise ich auf folgendes Werk: Die Urwelt, oder Beweis vom Daseyn und Untergange von mehr als einer Vorwelt. Von Ballenstädt. Leipzig, 1818, wo Cuviers Hypothese ebenfalls bereits bestritten wird, ohne daß der Verfasser damals mit seinen Einwendungen besonders beachtet worden wäre, was nun bei der Unterstützung, die sie durch diese neuesten Entdeckungen erhalten, wohl besser gelingen wird. In der That enthält aber die Hypothese von einem etwa nur sechstausendjährigen Alter des menschlichen Geschlechts, auch abgesehen von den augenscheinlichen Beweisen des Gegentheils, eine große innere Unwahrscheinlichkeit, und man ist wohl berechtigt, mit Ballenstädt zu fragen, ob sich das Daseyn unseres Sonnensystems nicht in das Unendliche erstrecke? und mit welchem Grunde man also vernünftige Wesen von dem früheren Mitgenusse desselben ausschließen wolle? Dadurch werden jene, die ganze Oberfläche des Erdballs umformenden großen Revolutionen, deren zweifelsohne bedeutend viele stattgefunden haben, nicht ausgeschlossen; und die Menschenspecies besitzt kein Privilegium, welches sie vor den Folgen derselben mehr als die übrigen Thierspecies schützte.

In dasselbe Gebiet vorweltlicher Entdeckungen gehört der ebenfalls kürzlich gemachte Fund einer lebenden Kröte inmitten eines harten Steins und in großer Tiefe. Bekanntlich ist von dergleichen Vorfällen in öffentlichen Blättern schon öfters die Rede gewesen, und man hat aus den dabei vorgekommenen Umständen schließen wollen, daß diese Thiere sich viele Jahrtausende in ihrem Gefängnisse befunden haben, und nur bei den Revolutionen, wodurch die Urwelt zerstört worden ist, in dasselbe gerathen seyn können. Der hier in Rede stehende neueste Fall scheint dies auch außer allen Zweifel zu setzen. Bei der Ausgrabung des Schachtes von Bellevue bei Saint Laurent (unfern Lüttich) fanden die Arbeiter in einer Tiefe von gegen 2000 Fuß im Risse eines Sandsteins, welcher Riß durch eine Lage von Quarzkrystallen verschlossen war, eine lebende Kröte, die mit ihrem Gehäuse sofort an den Conservator des naturhistorischen Kabinets zu Lüttich übergeben wurde. Das Faktum ist vollständig konstatirt, und man darf gar nicht daran zweifeln, hier sogar einen lebenden Präadamiten vor sich zu haben. Wenn er sich mittheilen könnte! — Ich will indeß auf diese Veranlassung aus meinen eigenen Erfahrungen anführen, daß man in der Grafschaft Mansfeld in Schieferbrüchen nicht selten runde, drusenartige Steine findet, in welchen ebenfalls solche vorweltliche lebende Kröten angetroffen werden; die Sache kommt dort sogar so häufig vor, daß die Bergleute dergleichen Steine schon an der äußern Gestalt kennen und sie wenig mehr beachten. Einige Naturforscher haben zur Erklärung angenommen, daß sich Kröteneier durch Zufall in solche Steine versenkt und darin ausgebildet haben. Wie aber könnte ein weiches Ei durch den harten Stein dringen, sich darin ausbilden, Raum gewinnen u. s. w. Diese Annahme ist vollkommen unhaltbar. Die Schiefermasse muß vielmehr zu der Zeit, als die Kröte hineingerieth, noch weich, und das Thier damals schon völlig ausgebildet gewesen seyn. Dafür bürgen die Formen dieser Steine, welche immer bucklig, höckerig und ungleich sind, was von anfänglichen, gewaltsamen zappelnden Bewegungen des darin eingeschlossenen Thiers zeugt, bis die dadurch von demselben gewonnene Höhlung dem Raumbedürfnisse angemessen war. Die auf den ersten Blick unfaßliche Möglichkeit, daß in einem solchen Gefängnisse ohne Nahrung und Jahrtausende hindurch das Leben solle erhalten werden können, scheint durch einen, dem Winterschlafe anderer Thiere analogen, eigenthümlichen Lebensprozeß der Kröten bedingt zu seyn. Ereignet kann sich aber nach diesem Allem der Vorgang des Einschließens nur in den chaotischen Zeiten jener großen Erdrevolutionen haben, wo eben der Schiefer noch eine unverhärtete, oder auch neuerdings erweichte Masse war.

(Die Fortsetzung folgt.)

An die moderne deutsche Belletristik und ihre Söhne.

(Fortsetzung.)

So habt ihr auch die Politik verdorben, und diese große Gestalt, keusch, mit egyptisch-langsamem Tiefsinn hinschreitend über Glück und Unglück, über neues und altes Wissen, über Reformation und Restauration, unmenschlich, darum unantastbar von Menschenhand, sie, die unabhängig ist von eurer Aufklärung oder Verfinsterung — zu eurer Metze wolltet ihr sie machen, und seyd in bester Zuversicht, sie gehöre euch mit ganzer Seele, und horche euren Befehlen, weil ihr eure Redensarten an sie hingehängt habt, als bunten, rothen Flitter, eure geheuchelten Gefühle und lächerlichen Weltschmerzen, welche Fabrikarbeit sind, gleich euren Novellen und Liedern.

Das Alles, wie es im eigenthümlichen Leben abgeschlossen gewaltet hat, wird sterben und lustig begraben werden, und an seine Stelle wird treten der Genius des Pikanten, ein gelbrother, heiser schreiender Hermaphrodit in Harlekinstracht. — Kennt ihr den Untergang Roms, der Weltherrscherin? Rom ist an einer Indigestion gestorben, die ihr das Uebermaß des Pikanten verursacht hatte. Aber hier ist mehr denn Rom, und wenn Deutschland fällt, ist es ein größerer Fall, als der römische; denn Rom war nur eine leibliche Königin, und Deutschland ist eine geistige.

Ich weiß freilich, ihr wollt nichts wissen von Deutschlands Herrschaft. Diese Herrschaft, errungen im Schweiße unseres Angesichts, durch tausend Nachtwachen und die edelste Hingebung an das Heiligste und Größte, durch lächelnde Verachtung leiblichen Gewinns, der Hofgunst und Volksgunst und — ich will nicht einmal sagen des Reichthums, doch der Wohlhabenheit, diese Herrschaft dünkt euch pedantisch, ihr höhnt uns darum als unpraktische Träumer, Kathedermänner, die Jahrelang denken, bis sie einmal handeln, und was ihr sonst noch der glorreichen Menge unserer Denker aufbürden möget. Ihr habt uns darum die Franzosen zum Muster hingestellt, ein leichtes, tändelndes Volk, jedes großartigen innern Lebens entbehrend, glatt nach außen und innen, und freilich wohl ihren Vortheil geschickt in's Auge fassend. — Was ihr an ihnen preist, ist Kurzsinn und enges Gefühl. Das Leben dieser flachen Gemüther reicht nicht über 50 Jahre, darum wendet es sich mit desto brünstigerer Liebe diesen kurzen Tagen zu und müht sich, mit gutem Recht, sie weise zu benützen und zu genießen. Wir sind ein Geschlecht, dessen Arme aus dieser, so lange sie nicht gerechtfertigt ist, schlechter Endlichkeit sich ausstrecken durch die Unendlichkeit, suchend nach dem Quell des Lebens, nach Einheit und Zusammenhang der Welt, nach Hoffnung und

Unsterblichkeit. Wir haben das Alles noch nicht gefunden und wir haben Jahrhunderte lang gesucht. Doch sind wir so gewaltiger Natur, daß wir noch nicht rufen: „esset und trinket, denn morgen sind wir todt;" wir suchen noch heute und lassen uns Philister, Schlafröcke, Ideologen schelten von Franzosen und französelnden Deutschen. Ideologen, so hat uns ein großer Franzose genannt und nicht geahnt, daß, was uns zu Ideologen macht, ihm gefehlt hat zum großen Mann: die Gewalt des Gedankens, eine Gewalt, nicht so augenblicklich und glänzend, wie die des Kaiserreichs, aber schwer und allmächtig für die Zukunft.

Ich habe gesagt, ihr habt die Poesie verdorben, und will mein Wort rechtfertigen. Es ist nur ein Name, dem ich mich nun gegenüberstellen muß; denn alle übrigen Verderber sind Schüler dieses Namens. Ich brauche ihn nicht zu nennen. Berufen, der größte lyrische Dichter Deutschlands zu seyn, hat er diesen Beruf verschmäht — um zu pikieen. — Darum hat er alle wirkliche und geheuchelte Zerrissenheit seines tiefern Gemüths fast frech kokett zur Schau getragen, gewürzt für Damen und Herrn mit einer nie mißschmeckenden Würze, der feinsten und süßesten Lüsternheit, hat dem heiligen Schmerz, natürlich auch nur des Lesers wegen, geistreichen Spott beigegeben, hat gebuhlt mit sich und der Welt, sein innerstes Herz aufgerissen und bluten lassen vor dem Publikum, hat gelogen und betrogen, bis er der Sentimental-malitiöse genannt wurde, und Diplomaten und Weiber, Adel und Geistlichkeit, Greise und Jünglinge, Aristokraten und Demagogen enthusiasmirt hat, der nämliche Mann, welcher gedichtet:

Ein Eichenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh' —
Ihn schläfert — mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die fern im Morgenland
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.

Er hätte berühmt werden können auch ohne jenes falsche Spiel, ja groß in den Augen seiner Zeitgenossen, wie in den Augen der Nachkommen. Nach dieser Flöte nun zwitschert unsere poetische Jugend; je schrillender und geheuchelter, je spitziger und weltschmerzenvoller, und vor Allem, je lüsterner und kitzelnder ihre Lieder und Novellen sind, desto „geistvoller" sind sie; dazu bedarf es allerdings nicht der Einheit und Harmonie, der Vollendung und Ruhe — mit Einem Wort, der Kunst; es gibt keine Kunst mehr, man wirft sie zu den veralteten Regeln der französischen Tragödie und läßt, verlachend die alten Philister und verehrt von der verwirrten Mitwelt, sein Roß zaumlos umrennen; wirft es einmal den Reiter ab, so wiegt er nicht schwer genug, um sich weh zu thun. Soll ich euch Namen, soll ich euch Titel nennen? — Jene Novellen, voll bunter Phrasen und ungewöhnlich zerrissen-lüsterner Gefühle, aber von nicht mehr Gedanken und poetischem Gefühl, als ausgedroschen Stroh, und kunstlos, wie die ledernen Sandalen der Zigeuner — war es euch, als ihr sie schriebt, darum zu thun, ein Kunstwerk zu schaffen, lautern und ungeheuchelten Lebens voll, geregelt und getragen vom Gedanken, und habt ihr der Wahrheit und Kunst den Effekt geopfert? O hättet ihr, wie ich, die Flitter von dem Körper dieser modernen Poesie gerissen, die Schminke von ihren Wangen gewaschen, hättet ihr den faulen Verwesungsgeruch eingesogen, den sie ekelhaft ausdünstet, wenn man ihr die Odeurs nimmt!

Wie ihr aber das Bewußtseyn für die Philosophie verdorben habt, bedürfte langer Erörterung; denn ihr habt es auf alle Weise gethan; mehr mittelbar als unmittelbar, weil ihr zu schmerzhaft auf die Finger geschlagen werdet, wenn ihr philosophisch seyn wollt; darin könnt ihr uns nicht so leicht übertölpeln. Obwohl euer Herr und Meister noch nicht genug auf die zarten Finger geschlagen worden ist; denn er wirft sich immer wieder in die Philosophie hinein, freilich nur erstaunlich für die Franzosen, sehr lächerlich für seine ernsten Landsleute. Darum wollen wir uns auch nicht weiter um dies mißliche Bestreben kümmern; die Franzosen mögen dabei lernen, wir lachen und bewundern den erotischen Styl. Vorzüglich aber habt ihr das philosophische Bewußtseyn verdorben, weil ihr unsere Jugend jeder Kraftanstrengung entfremdet habt, so daß die gewaltigste Natur, wenn sie durch eure Hände gegangen ist, nur mit unsäglicher Pein ihrer Herr werden kann und mittelmäßige Naturen verdammt sind, für immer Sklaven ihrer Schwäche zu bleiben — ihr könnt euch rühmen, das junge Deutschland entnervt zu haben!

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Straßburg, April.

(Beschluß.)

Neu entdeckte Quelle des Romantismus in Frankreich.

Endlich sind diese furchtbaren Gräuelthaten zu den Ohren der Gerechtigkeit gedrungen. Ein Instruktionsrichter erscheint und schickt sich an, das Protokoll aufzunehmen; aber der Verbrecher verlacht eben so menschliches, wie göttliches Gericht, und sendet ihn in die Ewigkeit, um einen neuen Rechtskursus zu beginnen. Die Wachen jedoch, die schon da waren, um ihn zu ergreifen, ertappen ihn hier auf frischer That. Es scheint jezt unmöglich, zu entkommen; doch die Gefahr verleiht ihm Muth. Ein hitziger Kampf entspinnt sich; einer von der Wache unterliegt, und nur nach unglaublichen Anstrengungen gelingt es ihr, den Bösewicht zu bezwingen und ihn an den finstern Ort zu schleppen, der für Leute seines Gelichters in Bereitschaft

gehalten wird. Der Prozeß beginnt; sein Ausgang kann nicht zweifelhaft seyn. Man sieht die Vorbereitungen zur Hinrichtung und erfährt, daß die Richter ihm einstimmig den Tod durch den Strick zuerkannt haben. Ein dumpfes Gemurmel der schaulustigen Menge verkündet den Delinquenten, den der Scharfrichter zum Schaffot begleitet. Ein Jeder ist jezt wohl der Meinung, daß zur tiefen moralischen Erbauung der Zuschauer das Ungeheuer die gerechte Strafe seiner Verbrechen endlich empfangen werde. Aber weit gefehlt! Indem er den Ungeschickten spielt und sich stellt, als wisse er nicht, wie er sich zu benehmen habe, um in die andere Welt leicht expedirt zu werden, weiß er den Nachrichter zu vermögen, ihm die Anweisung an sich selbst zu geben, und er, mit boshafter List dies benüzend, zieht die Schlinge schnell zu und henkt mit verruchter Hand den Henker. Nun erscheint Satan aus einem Flammenschlunde und holt den Haufen Leichen, den dieser gräßliche Verbrecher hingemordet hat, zur Hölle. Man hofft, daß er den noch lebenden Mörder als seine Beute nicht zurücklassen werde. Aber nochmals weit gefehlt! Nach dem ersten Schreck widersezt er sich selbst dem Teufel und hält ihm Stand. Sie kämpfen mit höllischer List gegen einander, und unter ihrem wilden Geschrei senkt sich der Vorhang und läßt die Zuschauer in Zweifel, ob die Hölle diesen Bösewicht von — Polichinell verschlingen werde oder nicht.

Dies ist das Schauspiel, welches man unserer zarten Jugend darbot, darbietet und ewig darbieten wird. Immer ist es Pollichinell, wie er lärmt, schimpft, stößt, schlägt, streitet, tödtet, mit dem Unterschiede, daß er bald als Büste, bald in ganzer Figur erscheint. Der Erste schlägt Alles mit seinem Stocke todt, der Zweite wirft den Gegner um mit seinem hölzernen Schuh und tritt ihm dann auf den Leib. Wir sehen aber hieraus, daß der Romantismus der Franzosen schon sehr alt ist und eigentlich von dem berühmten Briochée erfunden wurde, dem ersten Direktor des Theaters von Fantoccini, das während des Jahrmarkts in St. Germain Vorstellungen zu geben pflegte, die Hof und Stadt damals weidlich ergözten. Viele spätere Theater fingen gleichfalls mit Marionetten an, denen dann Kinder folgten, wie z. B. das Ambigu-comique. Auf dem Théâtre-Baujolais, jezt Theater des Palais-royal, spielten zuerst auch große Marionetten, dann Kinder. Die Einen, wie die Andern agirten draußen auf der Scene, während die Schauspieler in den Koulissen sprechen und singen mußten.

Die Lust am Schrecklichen ist lange unter den Franzosen einheimisch, fast älter als ihre Liebe zum Vaudeville, und man darf nicht behaupten, daß Hugo und Sue sie erst neuerlich erzeugt und seitdem genährt haben. Wollte es einer unserer geübten Dramenfabrikanten einmal versuchen, den hier mitgetheilten romantischen Cadre mit Worten zu durchweben, so hätten wir ein Stück, das viele der neuesten, z. B. Hinko, das böse Haus, den Thurm von Nesle, Maria Tudor, Katharina Howard, die wir alle schon auf der Bühne zu sehen so glücklich waren, bei Weitem überbieten würde, und das jeder Kenner neuer romantischer Kunst für ein ächtes Meisterwerk der neuesten Schule anerkennen müßte.

Chambery, April.

(Fortsezung.)

Missionsnachrichten aus Siam.

„Ich habe mich nach Dechavannes Tod," fährt der Missionär fort, „in das von ihm bekehrte Dorf verfügt und sein Werk fortgesezt; deßhalb baute ich eine Kapelle von Bambusrohr an den einsamen Ufern des Flusses, und habe da bereits fünfzehn Laozier getauft. Sie sind mit jenen zwanzigen die ersten dieser Nation, die sich zum Christenthum wenden. An andern Orten haben jährlich Bekehrungen statt, freilich nur wenige. Voriges Jahr zählte ich neunzehn Chinesen, Siamesen und Cambodjer. Wohl auf siebenhundert belaufen sich die Sterbenden, die sich taufen lassen, und die Kinder, deren Eltern sich dem Christenthum noch nicht zugewendet haben... Seit lange hat bei uns keine eigentliche Christenverfolgung statt gehabt, und wir sind in dieser Beziehung glücklicher, als unsere Glaubensgenossen in dem benachbarten Tong-king. Von Zeit zu Zeit kommen protestantische Prediger nach Bangkok; der König sieht sie aber nicht gern, weil er sie für englische Spione hält. Daraus ist auch uns Nachtheil erwachsen; denn der König ist auch gegen uns mißtrauisch geworden, und seine Mandarine bestärken ihn darin. Wenn wir weit in's Land gehen, so fragt man uns um die Ursache. Wir antworten ihnen freilich, es geschehe, um die Religion des wahren Gottes zu predigen; aber diese grobsinnlichen Menschen begreifen dies nicht, und manchmal bilden sie sich ein, wir untersuchten nur das Land, um den Europäern davon Kenntniß zu geben; Andere behaupten, wir suchten Gold und Silber, oder Gruben von Diamanten und andern kostbaren Steinen. Darum müssen wir bei unsern Reisen Vorsicht anwenden und unser geistliches Gewand ablegen. Wir tragen uns dann wie die Layen-Christen, Favang genannt, die oft im Land herumziehen, um etwas zu erwerben. Uebrigens verschmähen es die Fürsten selbst nicht, in unsern elenden Hütten einzukehren; aber dabei leitet sie nur gemeine Gewinnsucht; denn sie nehmen uns am hellen lichten Tag alle kleinen europäischen Gegenstände und Werkzeuge weg, die sie in unsern Hütten gewahr werden. Machen wir aber Schwierigkeiten und wollen wir sie nicht hergeben, so wollen sie sie geliehen haben, und sie verstehen darunter für immer... Die Mission in Siam ist die ärmste von allen, denn sie hat durchaus kein Einkommen. Der apostolische Vikar selbst hat nur eine elende hölzerne Hütte, ungefähr fünfzehn Fuß lang, mit Blättern bedeckt; die dünnen Stämme, aus denen sie besteht, faulen unten und oben und wimmeln von Ungeziefer. Zu seiner Bedienung hat er zwei junge Christen, denen er nichts gibt, als den Reis und die Fische, von denen sie sich nähren. Ist man unterwegs, so darf man an kein Unterkommen, an kein Gasthaus denken; drei bis vier Personen müssen in einer engen Barke schlafen, und sich darin von Muskitos fast auffressen lassen. Meine Hütte in Siotbia ist sehr theuer, denn sie kostet mich Armen zwanzig Franken zu bauen, und doch besteht sie nur aus abgeschnittenen Bambusstäben und Blätterwerk zur Bedachung. Unzählig sind meine Miteinwohner, die sich bei der in den Tropensgegenden so wunderbar schnellen Erzeugung und Vermehrung zum Theil schon in den ersten Tagen nach Erbauung der Hütte einstellten: gegen zehn Schlangen, über hundert Kröten, fünfzig große Ratten, eine Menge Eidechsen, Skorpionen, Laubfrösche, fingergroße Tausendfüße, Chamäleons, Grillen, Eichkäzchen, Muskito's u. s. w.; dazu kommen noch Hühner, Hunde und Kazen, die mit jenen Thieren in immerwährendem Krieg leben. Auf dem Dach lebt überdies noch ein sonderbares Thier, das große Aehnlichkeit mit der Eidechse hat. Es ist fast auf allen Häusern, und man kann es nicht ohne Grausen ansehen, denn es ist entsezlich dick und roth gefleckt. Die Ratten fängt es mit großer Geschicklichkeit, und dient mir überdies als Hausuhr, denn genau zu gewissen Stunden stößt es ein lautes Geschrei aus. Dieser Schrei klingt wie das Wort tokke.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 113.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 12. Mai 1835.

Ein Hund seyn lieber und den Mond anbellen,
Als so ein Römer!

Shakespeare.

An die moderne deutsche Belletristik und ihre Söhne.

(Fortsetzung.)

Ich komme zu Erläuterungen über eure Bestrebungen in der Politik, und wären nicht die Frohnvesten in Deutschland durch euern Wahnsinn bevölkert worden mit Wahnsinnigen, irrten nicht deutsche Jünglinge, dem Elend und der Verwahrlosung preisgegeben, in allen Theilen der Welt, auch durch euch — hier wäre der Ort, ein schallendes Lachen aus lustigem Herzen aufzuschlagen über euern unsäglich thörichten Wahn, eure kindische Eitelkeit, euern ergötzlichen politischen Grimm, und nun gar über eure politischen Schmerzen und Zähren. — Ihr Grosgläubigen! denkt ihr durch zufällig helle Gedanken, durch etwaige Einsicht in bestehende Mißbräuche, durch Theorien, in der Eile gebildet, weil ihr eben eine braucht, aber so haltlos und gemacht, daß sie jeder Umgestaltung fähig sind, so wie ihr eine andere lieber wollt, vor allem durch Redensarten jeder Gattung, glaubt ihr dadurch Weltumwälzer zu werden, wie es uns scheint, wenn wir jene im eigentlichen, secirten Sinne des Worts wahn-witzigen „Briefe aus Paris“ lesen. Ihr werdet es nicht, nun und nimmermehr, und es ist euch bloß Eines zu rathen, Geschichte zu studiren und Geschichte und wieder Geschichte, um vernünftig zu werden a posteriori, weil ihr es a priori nicht seyn könnt. Ueberhaupt, es ist höhnisch oder dumm, da viel Geschwätz zu machen, pikantes oder poetisches, wo Völkerleben und Völkertod in der Wagschale liegen, und Herrlichkeit oder Elend künftiger Geschlechter, Fortschritt und Rückschritt für Jahrtausende. Wenn die Politik Talente braucht, braucht sie Denktalente, aber sie hört nicht auf euer Sprechtalentchen, so laut ihr auch schreien mögt, sammt und sonders, und eure Antithesen und Parodien und gepriesenen Witze, eure Thränen sogar auf dem Papier, das Alles, im überraschendsten Styl vorgetragen, sieht und hört sie nicht.

Nur Eines, ehe ich zu eurer Todsünde übergehe, will ich euch und euern politisch-weinenden Herzen zu bedenken geben: Habt ihr nie von einer Erziehung der Völker gehört? — O der Schande, daß ihr gerade in dem, was allen Nationen am verständlichsten ist, Deutschlands Namen einen so stinkenden Makel anhängt und Thorheit, Leichtsinn und Unsinn, abgeschmackte Schwärmerei und fade Tiraden als eine schwergewonnene, süße Frucht deutschen Geistes den Fremden reicht, zur Speise für ihren eifersüchtigen Hohn, als eine Frucht Deutschlands, was nichts weiter ist, als nachgemachte französische Hohlheit,

schlecht nachgemachte, ohne den leichten Reiz französischen Vortrags, und der man noch dazu die Heuchelei, die sie in sich birgt, in allen Wendungen ansieht. Es ist aber Deutschlands Beruf eben das Gegentheil von dem, was ihr thut. Es soll hemmend in das Beginnen der Völker einschreiten, als das vernünftigste unter ihnen, wo der Taumel sie über die Schranken werfen will, daß eine neue Barbarei uns nicht überstürze — unversehens.

In Allem dem also habt ihr sehr übel gehandelt, aber in Einem fluchwürdig. Ich will, um euch verständlicher zu seyn, zurückgehen in die Zeit Lessings: Lessing, mit König Friederich der einzige große Mann, dessen Deutschland sich rühmen kann seit Jahrhunderten (denn es ist zu unterscheiden zwischen großen Geistern und großen Männern), Lessing, ein gewaltiges Bild deutscher Kraft, deutschen Ernstes und Tiefsinns, deutschen Heldenmuths und deutscher Sitte, ein Riese, in die zwerghafteste Zeit gebannt, doch ungebeugt von dem Zorn des Schicksals und rastlos strebend fort und fort, unverstanden von der niederträchtigen Mitwelt, zu wenig verstanden von der hochmüthigen Nachwelt. Ich lasse mich gern von dem Gefühl überwältigen, das dieser geliebte und verehrte Name in mir hervorruft; war es doch sein Bild, das mich von dem drohenden Untergang bewahrt hat in dieser Zeit der schweren Noth für lebensreiche, junge Gemüther; war es doch sein edles, gehaltenes, immer wahres Wort, das mich aus dem Meer der Lüge gezogen hat, das mich umströmte und in dem es schwer war, nicht zu versinken — sein Bild und sein Wort, nicht Goethe's, nicht Schiller's, über deren lautere Herrlichkeit ihr Lessings stille Größe vergessen habt. — Pikante! wenn dieser Lessing aufstehen würde, um die Schärfe seines Schwertes zu kehren gegen die, welche unwürdig sind des deutschen Namens in der bändereichen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts, wie Viele unter euch, oder vielmehr wer unter euch flöhe nicht und verkröche sich vor seinen richtenden Augen, wie ihr vor der Ruthe der Amme geflohen seyd, als ihr noch Kinder wart und besser als jetzt! — Ich sage euch, dieses große Herz, dieses mehr als Römerherz, dieses deutsche Herz würde weinen über euch — und ihr seyd die Enkel dieses Lessings!

Ihr werdet errathen haben, warum ich diesen heiligen Schatten berufen habe, darum kann ich alle Mittelsätze weglassen und euch fragen: wagtet ihr, Entartete, eine eurer Kritiken niederzuschreiben im Angesicht dieses eures großen Ahnen? Er würde euch züchtigen, wie man die Buben züchtigt, und eure humoristisch-kritischen losen Witze und feilen Rodomontaden, die frechen Bastardgeburten des Augenblicks, euch in's übermüthige Gesicht werfen.

Ich bin zu Ende mit meiner Anklage, und nun will ich euch sagen, als Tröster und Versöhner: nicht ihr tragt die Schuld eurer Faulheit und Verderbniß; das Schicksal hat euch Armen Alles genommen, was ihr nicht mehr habt und haben solltet, ein tüchtiges Streben, Ernst und Tiefe des Gemüths, wahren Stolz, darum auch Bescheidenheit und Gehaltenheit — Alles hat es euch gierig geraubt und nichts gelassen als jene unselige Fähigkeit, unter deren Fluch ein ganzes Geschlecht zu Grunde gehen könnte, unter deren Fluch ihr zu Grunde gegangen seyd oder zu Grunde gehen werdet. — Das nämliche Schicksal, dessen schwerer Sinn den Oedipus gezwungen hat, seinen Vater zu erschlagen, seine Mutter zu schänden, dessen eiserne Hand ihm zuletzt noch das Licht aus den Augen gerissen hat, hat auch eure Jugend gebunden in der Wiege, hat den Lorbeer, der glorreich um eure Scheitel wachsen sollte, mit Gift begossen, hat euch zu Menschen des Tags gemacht, und es gibt unter euch Männer, berechtigt, für Jahrhunderte zu blühen. — Das Alles hat das Schicksal gethan, nicht ihr. — Aber das Schicksal hat noch mehr gethan als das, es ist barmherzig im Anfang, um am Ende seine Grausamkeit voll ersättigen zu können. Und wie den Oedipus das ganze Ungeheure seiner Thaten erst überwältigte, lange nachdem sie geschehen, so seyd ihr jetzt bewußtlos für euer Elend, zufrieden mit eurem Seyn und Streben, gefeiert sogar und für groß geachtet, geliebt vom Freund, gefürchtet vom Feind.

(Der Beschluß folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Ich gestehe, daß ich bei Verfolgung dieser Ideen von so unendlichem Reize oft auf den Gedanken geführet worden bin, daß man vielleicht einst auch noch ein so zu sagen präadamitisches Herkulanum und Pompeji ausgraben dürfte. Denn in der That fehlt es nicht an allen Spuren menschlicher Kunstwerke aus jener vorweltlichen Zeit. So fand man z. B. zu Anfang dieses Jahrhunderts zu Auch im Departement du Gers tief in der Substanz eines Kalkfelsens ein regelmäßig gearbeitetes Lineal von Kupfer, welches, seinem Ansehen nach, als Maßstab gedient zu haben schien. Der Felsen war ganz und zeigte keine Spuren neueren Ursprungs, so daß mit größter Wahrscheinlichkeit angenommen werden kann, jenes Kupferlineal sey zu den Zeiten einer der großen, unsern Geschichtbüchern unbekannten Revolutionen hineingerathen, in welchen die Formation dieser Gebirgsarten

erfolgte. — Aber das alleranffallendste unter mannichfachen ähnlichen Beispielen, welches sich auch sorgfältig konstatirt und allem Detail nach in Bournons Traité de Minéralogie, II. 402 erzählt findet, ist folgendes. Im Jahre 1786—88 beschäftigte man sich zu Aix in der Provence mit dem Bau eines neuen Gerichtshauses, und nahm die Steine dazu aus einem benachbarten Hügel. Die Lager derselben fanden sich schichtenweis übereinander; die Steinmasse war von der Art, daß sie weich gebrochen wurde und erst an der Luft erhärtete; jede Schicht aber war von der andern durch eine Zwischenlage kalk- und thonhaltigen Sandes getrennt. Die ersten zehn Schichten zeigten nichts Auffallendes, zwischen der eilften und zwölften aber stieß man auf eine Lage Muscheln, die doch unzweifelhaft erst durch eine der großen vorweltlichen Fluthen dort hatten aufgehäuft werden können, und nach Wegräumung derselben fand man Stücke von behauenen Säulen und mehrere hölzerne Hammerstiele, die aber in gut gefärbten Achat übergegangen waren. — Dieses Faktum ist mir immer höchst merkwürdig vorgekommen, und der Schritt von demselben bis zu einem völligen präadamitischen Herkulanum und Pompeji, wie ich die Sache oben genannt habe, scheint mir sehr klein.

Da wir einmal von den unterirdischen Besitzthümern der Erde sprechen, so wäre hier der Ort, der im diesjährigen Annuaire du bureau des longitudes enthaltenen trefflichen Notizen Aragos über artesische Brunnen zu erwähnen; ich sehe aber eben, daß sie in diesen Blättern bereits (Nr. 33. u. ff.) mitgetheilt worden sind, und beschränke mich daher auf die Bemerkung, welch weitere unermeßliche Schätze die Tiefen der Erde noch enthalten mögen, welche gehoben werden könnten, wenn es gelänge, weiter als bisher in die Tiefe hinab zu dringen, und wie zweckmäßig es demnach erscheinen möchte, meinen in der Versammlung der Naturforscher zu Wien gemachten Vorschlag eines möglichst tiefen Schachtes zur Entdeckung solcher Schätze zu befolgen. Ich sehe keinen Grund ein, warum man nicht wenigstens tiefer in die Erde dringen könnte, als bisher, und in jedem Fall würde man bei diesem Versuche über die Grenze entscheiden lernen, wo ein Tieferdringen absolut unmöglich fiele, eine Bestimmung, die man auch schon als einen großen wissenschaftlichen Gewinn zu betrachten hätte.

In der Erwartung indeß, daß es zur Ausführung eines solchen Versuches noch kommen könne, erheben wir uns vor der Hand aus den Tiefen der Erde in die Höhen der Lüfte, um der höchst interessanten Vorlesungen zu erwähnen, welche Professor **Wheatstone** im verflossenen Winter zu London im Kings-College über den **Schall** gehalten hat, dessen Ursache er durchaus auf Oscillationen der Luft * zurückführt, eine Behauptung, worin ihm schon die ältere Physik beipflichtet, und über deren Richtigkeit das bekannte Experiment entscheidet, wo man eine Glocke im luftleeren Raume der Luftpumpe in Schwingung versetzt, aber keinen Schall vernimmt: man sieht hier die Bewegungen der Glocke, aber wenn sorgfältig alle Mittheilung durch feste Körper gehindert ist, hört man gar keinen Schall. Um die Oscillationen des Schalles dem Auge sichtbar zu machen und nach ihrer verschiedenen Intensität zu messen, hängt Wheatstone Korkkügelchen an Fäden dergestalt auf, daß sie den Rand eines Glases berühren. Fährt man nun mit dem angefeuchteten Finger über dieses Glas und macht dasselbe dadurch erklingen, so theilen sich dessen Vibrationen den Korkkügelchen mit, und leztere werden, nach Maßgabe der Stärke des Tons, mehr oder weniger weit vom Glase abgestoßen; ein Verfahren, welches also an die so bekannten Korkkugelelektrometer erinnert. Unter den Vorkehrungen, um die Zahl der Schwingungen zu bestimmen, welche ein bestimmter Ton in Einer Sekunde hervorbringt, zeigte der Experimentator zwei an einander gefügte Glasstücke mit darauf befestigter Glaskugel vor. Läßt man auf leztere Licht fallen, während man den Rand des Glases mit einem Violinbogen streicht, so nimmt der Lichtschein auf der Kugel eine ähnliche wellenförmige Bewegung an, als der erregte Ton im gestrichenen Glase hervorbringt. Wir übergehen, um nicht undeutlich zu werden, noch eine komplicirtere Einrichtung, durch welche dieser Erfolg desto anschaulicher gemacht wird; im Allgemeinen ist klar, daß hier Schall und Licht in eine solche Verbindung gebracht sind, daß die Geseße des erstern durch die Erscheinungen des leztern ganz sinnlich dargestellt werden; und dieser Gedanke von Wheatstone ist neu in der Experimentalphysik, wenn man nicht etwa die bekannten Chladnischen Klangfiguren hieher rechnen will. Unter den Ursachen endlich, durch welche Schall erregt wird, führte der Experimentator auch die Schwingungen erhizter Metalle auf. Er nahm nämlich eine, wie ein V gekrümmte Metallstange, erhizte sie und legte sie auf eine Bleiplatte, das Metall vibrirte dann und versezte die Luft in Pulsationen, wobei ein Schall hörbar wurde. Manches andere in diesen, mit großem Beifalle aufgenommenen Vorträgen ist uns nicht recht deutlich geworden, und wir versparen die weiteren Mittheilungen darüber bis zum Empfang ausführlicherer Berichte.

(Die Fortsezung folgt.)

* Versteht sich, wenn die Luft das einzige Medium zwischen dem schallenden Körper und dem Ohre abgibt, indem sonst Schallmittheilung bekanntlich auch durch feste Körper vermittelt werden kann. M.

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambery, April.

(Fortsetzung.)

Missionsnachrichten aus Siam.

„Die aus Europa hieher kommenden Missionäre leiden, wenigstens anfänglich, sehr durch die wunderliche, abgeschmackte und schmuzige Lebensweise. Lediglich den Chinesen verdanke ich es, daß ich in Bangkok Schweinefleisch, Hühner, frische Fische und Gemüse in Ueberfluß um ein Geringes haben kann. Da mir seit geraumer Zeit ein Fürst der königlichen Familie mein Besteck Messer und Gabel auf seine Weise abgeborgt hat, so muß ich Alles mit den Fingern essen, und habe mich auch bereits ganz daran gewöhnt. Außer Bangkok herrscht überall Elend und Armuth. Zu dem Fisch, den man allenfalls findet, machen die Siamesen zweierlei Brühen, entweder von rothem, brennendem Pfeffer, oder von stinkendem, von tausend Würmern wimmelndem Ziegenkäse... Wir müssen immer barfuß gehen, bald in tiefem Koth, bald durch Dornen, und manchmal sogar über glühenden Sand. Das Klima verursacht uns eine Menge Krankheiten, die jedoch nicht tödtlich sind, z. B. Schwindel, Geschwülste, Schwären und besonders dicke Flechten, die Tag und Nacht jucken und uns wie Ausschläge entstellen... Wenn wir den noch nicht bekehrten Landeseinwohnern inmitten der Wälder Unterricht in der Religion geben, so kann dies nur in der Nacht und im Freien geschehen; die Leute machen dann Feuer an, um durch den dicken Rauch die Muskito's zu verjagen. Der starke Thau legt sich einem bald auf Brust und Luftröhre und verhindert das Weiterreden. Bei all diesen kleinen Unbequemlichkeiten schenkt uns Gott Seelenstärke und Geduld, mit der wir in seinem Namen und zu seinem Dienst Alles freudig ertragen."

Derselbe Missionär schreibt in einem frühern Brief an den Bischof von Pignerol: „Ich sprach in einem frühern Bericht von der siamischen Religionssekte der Talapoins, die in dem Religions- und Kirchensystem des Landes eine bedeutende Rolle spielen. Ich füge in dieser Beziehung noch Einiges hinzu. Talapoin zu seyn, ist ein sehr verdienstliches Werk, es lange seyn, ist noch verdienstlicher, es aber bis zum Tod seyn, ist eine große Sünde; stirbt Einer in dem gelben Gewande (der Talapoinskleidung), selbst wenn ihn der Tod so sehr übereilte, daß er es vor dem Sterben nicht ablegen konnte, so ist er unfehlbar zur Hölle verdammt; das Gewand fällt sogleich in die Hölle und wird da an einer dicken Eisenstange aufgehängt, die täglich siebenmal zerbricht, so groß ist die Menge der gelben Kleider, die da hängen. Wahrhaft närrisch ist dagegen die Verehrung der Siamesen für diese Geistlichen, die sie verachten und zugleich hochschätzen. Stirbt ein Talapoin, so streiten sie sich um seinen Körper, und da ihn Alle haben wollen, so legen sie den Leichnam in einen Kahn mitten in dem Fluß, an diesen binden sie vorne und hinten Kähne, die aus allen Kräften rudern müssen; wessen Strick reißt, der hat verloren, und der Andere führt den Leichnam triumphirend fort und verbrennt ihn... Der König ist diesen Talapoins ganz ergeben, wiewohl er selbst eingestehen muß, und es auch mehrmals geäußert hat, daß ihr Betragen oft sehr skandalös ist. Täglich ernährt er dreihundert und fünfzig; sie bekommen das Beste und Auserwählteste, während die Soldaten fast Hungers sterben. Wenn der König seltene Früchte oder Eingemachtes zum Geschenk erhält, so ißt er es nicht selbst, sondern schickt es den Talapoins, ja oft gibt er es ihnen mit eigenen Händen. Ihnen ist keine Art von Speisen verboten; sie essen Fleisch, wenn sie nur die Thiere nicht selbst tödten, wiewohl sie das Sprüchwort haben: es sündigt der, welcher Thiere tödtet, aber nur der, welcher sie verzehrt, wird bestraft. Sie lehren, ihr Verdienst und das der Almosengeber steige in dem Maß, als sie selbst Nahrung zu sich nehmen; darum stopfen sie sich auch tagtäglich voll. Es ist ganz unbegreiflich, wie ein vernünftiger Mensch solch scheußliche Fresserei für die erste und höchste Tugend halten kann, und doch ist dies der allgemeine Glaube. Wenn man gegen die Siamesen einige Zweifel über die Vortrefflichkeit und Gottähnlichkeit der Talapoins äußert, so geben sie sogleich diese unersättliche Gefräßigkeit als unwiderleglichen Beweis. Ein Siamese, den ich auf das Lächerliche und Widersprechende seiner Religion aufmerksam machte, antwortete mir ganz treuherzig und ernsthaft: wie wären die Talapoins nicht gottähnlich, da sie so viel essen? Aber nicht bloß Talapoins gibt es, sondern auch Talapoininnen. Ihnen ist durchaus nichts Böses nachzusagen, denn sie essen und trinken nur wenig. Es sind großentheils alte Wittfrauen, die nicht mehr wissen, wo aus und ein, und sich deßhalb in ein Kloster zurückziehen, das sie Haran heißen. Sie kleiden sich weiß, müssen eine Art von Rosenkranz hersagen, was eben nicht schwierig ist, da sie dabei mit ihren Nachbarinnen sprechen können, wenn nur der Rosenkranz hübsch durch die Finger gleitet. Sie werden nicht für gottähnlich gehalten, haben jedoch das Recht, um Almosen zu bitten; darum stehen sie auch lange nicht in so großem Ansehen, wie ihre Brüder, die Talapoins. Das Volk nennt sie Xi, d. h. Dienerinnen der Pagode; ihre Häuser sind nahe bei den Tempeln, jedoch außer ihrem Umfang. Ihre Zahl ist nur gering, und wenn sie beten, müssen sie sich den Rücken zukehren... Nach Phra-Phu-Thi-Chau, der unter ihren Göttern der Angesehenste ist, haben die Siamesen noch mehrere andere von geringerer Bedeutung. Phra-Sian bedeutet so viel als Gott-Messias. Dieser Gott war früher ein Mensch, und soll wieder auf die Welt kommen, um das ganze Weltall glücklich zu machen; die Zeit ist aber noch unbestimmt. Die Talapoins lehren indessen, außerordentliche Zeichen am Himmel und auf der Erde werden seine zweite Ankunft hienieden verkünden. Sie sagen auch, die Welt müsse in ihrer jetzigen Gestalt untergehen. Vorher werden große Kriege wüthen, die Menschen werden sich erwürgen und merklich kleiner werden an Wuchs; nach und nach werden sie nur noch so groß seyn, wie eine Puppe, so daß sie eines Hakens und einer Leiter bedürfen werden, um das Gemüse in ihren Gärten zu sammeln. Vor der Welt Ende werden zwei Sonnen am Himmel stehen, darauf drei, vier, bis zu sieben; diese Sonnen werden viel Unglück bringen. Gleich wenn die zweite kommt, werden die Flüsse und Quellen vertrocknen, später wird es auch den großen Strömen und Meeren so gehen; nach und nach vertrocknen Rasen, Bäume und Pflanzen, die Thiere sterben und nach ihnen die Menschen; wenn endlich die siebente Sonne kommt, zerfällt das ganze Weltall in Asche. Dann wird Phra-Sian vom Himmel steigen und die Menschen vom Tode auferwecken; die Erde verwandelt sich in einen herrlichen Garten, und auf Erden wird kein Ungemach mehr seyn, kein Leid, keine Thränen, keine Krankheiten, keine Hölle; die Menschen werden unsterblich seyn und ewigen Frieden, ewige Freude und ewiges Glück genießen, selig im Anschauen des erhabenen Phra-Sians. Reichliche Gaben an die Talapoins können die Ankunft dieses Gott-Befreiers beschleunigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 114.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 13. Mai 1835.

Kleine Frauen, kleine Lieder,
Ach man liebt, und liebt sie wieder.
Fr. Schlegel.

Gedichte von Christian Wurm.

Die Grammatiker.

Mein Adelung, mein Adelung,
Das war ein feiner Sachse;
Da lernt man zur Verwunderung,
Wo jedes Wörtlein wachse.

Doch spricht man von der Leber frei,
Dann fängt er an zu zanken,
Daß jenes Wort vom Pöbel sey,
Dies von den alten Franken.

Und will ein Sätzchen allenfalls
Nicht unter seinen Stempel,
Dann zeigt er's allen Deutschen als
Abschreckendes Exempel.

Mein Adelung, wie blickt er schief
Auf dich, auf mich noch scheeler;
Mein Liedchen und dein Liebesbrief
Sind beide voller Fehler.

Die Natur.

Es ist kein Baum so fest gepflanzt,
Die Krone schwankt im Winde;
Kein Jünglingsherz so wohl verschanzt,
Das Liebe nicht empfinde.

Und ist ein Mägdlein noch so fein,
Es fühlt den Busen schwellen;
Und ist ein Bächlein noch so klein,
So schlägt es dennoch Wellen.

Des Dichters Stoff.

Weißt, was die kleinen Vögel singen,
Da Feld und Wälder widerklingen?
Es ist nicht Jammer und nicht Noth,
Sie beten nicht um's liebe Brod.

Wir danken Gott für seine Gaben,
Die wir von ihm empfangen haben.
Das ist's, was jeder pfeift und singt,
Darum's so schön und lustig klingt.

Das Rockenlied.

Fragment.

Es streichen die Tage, die Wochen vorbei,
Und beide sie liebten sich inniglichst treu.
Und wurden vor Sehnsucht die Stunden ihr lang,
Sie kürzte die Weile mit Liebesgesang:

Die Winde, sie brausen, es frieret das Land,
Ach, wäre mein Garn auf den Webstuhl gespannt.
Drum tanze und spute mein Spindelchen sich;
Es gibt wohl ein stattliches Hemdchen für mich.

Wenn die Schwalbe rückkömmt, wenn die Bäumchen ausblühn,
Dann breit' ich es sonnend auf's blumige Grün.
Drum Spindelchen spute sich, was es nur kann,
Es gibt wohl ein Hemd für den stattlichen Mann.

Wenn die Aepfel einst glänzen in röthlichem Schein,
Dann bring' ich nach Hause den blendenden Lein.
Drum spute sich Spindelchen, tanze geschwind,
Es gibt wohl ein Hemblein für's herzige Kind.

Und wenn dann am Abend der Jägersmann kam,
An der grünenden Seite sein Plätzchen einnahm,
Dann schüttelt und klopft er mit Liebesgekos
Die stachlichen Acheln vom magdlichen Schoß.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Im Gebiete der Optik machen wir auf eine sehr artige Bemerkung des kaiserlich russischen Staatsraths Gretsch aufmerksam, worüber er sich in der neuesten Nummer des „Journals gemeinnütziger Kenntnisse" (Nr. 3.) erklärt. Beobachtet man nämlich die Sonnenstrahlen, wenn sie durch die Blätter der Bäume dringen und auf den Boden fallen, so stellen sie auf letzterem nicht die Umrisse der Blätter dar, sondern bilden kleine helle Kreise. Der Grund davon liegt, wie aus der Theorie des „verfinsterten Zimmers" hervorgeht, in der runden Gestalt der Sonne. Um sich davon aber noch auf andere Weise zu überzeugen, stelle man die nämliche Beobachtung zur Zeit einer partiellen Sonnenfinsterniß an. Man erblickt alsdann auf dem Boden nicht mehr, wie vorhin, einen vollen Kreis, sondern ein Abbild des eben nicht verdunkelten Theils der Sonne, d. h. also die Gestalt eines Kreises mit dem Ausschnitte des vom Monde bedeckten Theils. Um demnach künftig eine Sonnenfinsterniß zu beobachten, braucht man nicht mehr geschwärzte Gläser anzuwenden, sondern man gehe nur in den Garten oder Wald und betrachte das, durch die Blätter auf die Erde fallende Abbild der Sonne, und man wird alle Phasen der Finsterniß wahrnehmen. Um die Leser auf eine so interessante Beobachtung vorzubereiten, machen wir sie aufmerksam, daß den 15ten Mai 1836, etwa um 3 Uhr Nachmittags, eine geeignete Sonnenfinsterniß Statt haben wird. Wenn Sie es bis dahin nur nicht vergessen!

Aus den Regionen der Geologie, Akustik und Optik begeben wir uns nunmehr auf den gewinnreichen Boden der Gewerbwissenschaften, indem ich zunächst eines neuen Bienenkorbs erwähne, den ein gewisser Grandmont in der Sitzung der französischen Akademie vom 19ten Januar d. J. vorgezeigt und in seiner sinnreichen Einrichtung erläutert hat. Die erste Idee davon gehört, wie Grandmont zugab, eigentlich einem Engländer, Nutt in Lincolnshire, der schon vor mehreren Jahren auf diese wichtige Verbesserung der Bienenzucht verfallen ist und außerordentliche Resultate dadurch erzielt hat. So ist es ihm z. B. gelungen, von einem einzigen Stock gegen drei Centner Honig zu gewinnen, wobei den Bienen gleichwohl noch ein hinreichender Wintervorrath belassen worden ist. Praktisch muß die Sache wohl seyn, denn man hat Nutts Bienenkorb sogleich in der Nähe von London und nun auch in andern Gegenden von England nachgeahmt, und es ist im vorigen Jahre konstatirt worden, daß ein englischer Bienenwirth aus acht nach dieser Einrichtung gefertigten Bienenkörben über tausend Pfund Honig gewonnen hat. Der Korb, welchen Grandmont der Akademie vorzeigte, und an welchem von ihm noch Verbesserungen vorgenommen worden sind, besteht aus vier Theilen, wovon zwei übereinander und zwei an den Seiten liegen. Der mittelste, größte Theil wird von den Bienen lediglich zur Fortpflanzung ihrer Kolonie benuzt; der oberste dagegen enthält eine Glasglocke, in welcher die Bienen den Honig machen. Die Einrichtung ist hiebei so sinnreich getroffen, daß sich der Honig ohne alle Gefahr und ohne daß eine einzige Biene getödtet zu werden braucht, herausnehmen läßt. Ein anderer Vortheil besteht darin, daß ein solcher Stock nie schwärmt, als wenn der Bienenvater dies selbst will. Nutt soll schon seit zwölf Jahren von einem und demselben Stocke der Art fortwährend die reichsten Ernten gezogen haben. Die beiden oben noch erwähnten Seitentheile des Bienenstocks müssen zu andern eigenthümlichen Zwecken bestimmt seyn, welche sich in dem vor mir liegenden Berichte noch nicht näher angegeben finden. In jedem Fall erscheint die Sache wichtig und interessant genug, um die allgemeinste Aufmerksamkeit darauf zu richten, und unser weit verbreitetes Blatt mag dazu beitragen.

In unsern frühern Nummern ist mehrfach von den Vervollkommnungen die Rede gewesen, welche die Uhrmacherkunst in den neuesten Zeiten erfahren hat. Einen ganz besondern Fortschritt wird sie jezt in Frankreich dadurch machen, daß sich in Paris ein eigener Verein auf Aktien gebildet hat, um die Verfertigung und den Verkauf sehr sorgfältig gearbeiteter Taschenuhren unter seine besondere Aufsicht zu nehmen und solchergestalt dergleichen genauere Werkzeuge auch in den Mittelklassen allgemeiner zu verbreiten. Da an die Spitze dieses interessanten Vereins, welcher bei uns Nachahmung finden sollte, der berühmte Astronom Arago getreten ist, so läßt sich allerdings Ausgezeichnetes davon erwarten, und man wird wohl künftig vorzugsweise die daraus hervorgehenden Uhren zu kaufen suchen. Wir entnehmen diese vorläufige Nachricht übrigens bis jezt nur der betreffenden Annonce im französischen Courrier, und behalten uns vor, noch besonders darauf zurückzukommen, da viele Leser Antheil daran nehmen werden.

(Die Fortsezung folgt.)

An die moderne deutsche Belletristik und ihre Söhne.

(Beschluß.)

Ja, der Fluch, der auf einer ganzen Generation lastet, kann nicht geboren worden seyn durch die zufällige Verwilderung so vieler Talente; er ist ein Kind dieser schweren Zeit, der schwersten unter allen, deren Angedenken und Zeichen auf uns gekommen sind. Denn die Stützen sind weggerissen, oder sind morsch und altersschwach, welche das Völkerbewußtseyn, wie das Bewußtseyn des Einzelnen getragen haben seit zwei Jahrtausenden, und mit dem Zerfallen des Princips ist auch Einheit und Zusammenhang ein leerer Klang geworden in dem Willen des Jahrhunderts. Jede Einrichtung und Verfassung, alles Geschehene trägt jenen Keim des Todes in sich, der dem grundlos Begonnenen bei seiner Geburt auf den schwankenden Weg mitgegeben wird. Das alte Wort „mit Gott“ hat sein jahrtausendlanges Verständniß verloren; nicht mit, noch aus, noch zu Gott wandelt der taumelnde Geist der Zeit, er weiß auch nicht mit, oder aus, oder zu wem er sonst wandelt; hinter ihm ist es Nacht, wie vor ihm, und darum hat er sich zum Gott gesezt, was zunächst lag in den Kammern seines Innern, die Lust.

So, Pikante! indem ihr zügellos nach der Herrlichkeit des Augenblicks haschet, ohne anderes Wollen, als zu reizen oder gereizt zu werden, folgt ihr nur dem starren Zug des Jahrhunderts, dessen demüthigste Sklaven ihr seyd, weil ihr nicht vermöget, euch selbst Maß und Halt zu geben, wo sie nicht von außen an euch kommen, euch selbst ein Ziel zu setzen, wo es nicht euern blöden Augen in die nächste Nähe gerückt ist. Ihr folgt dem starren Zug des Jahrhunderts, sprach ich, und indem ich es aussprach, stand die griechische Meduse vor mir, das Bild kalt mordender Wollust, endlos schwelgend in sich, ohne Wissenschaft des Verderbens, das sie nach außen bereitet. Diese Gestalt, die großartigste Verkörperung des bösen Princips unter den vielen, welche die scheue Phantasie der Völker geboren hat, ist auch ein Gleichniß unserer Zeit, und wie wir in jenen Zügen keine Ahnung finden von natürlichem Leben und Harmonie der Seelenkräfte, sondern nur eine Kraft hervortreten sehen, starre Wollust, ohne anderes Leben und Gefühl, so vermögen wir auch in dem Charakter der Zeit, in deren wilde Gährungen wir gebannt worden sind, nichts zu erkennen, als Wollust.

Und wenn es noch jene weltmächtige Leidenschaft wäre, in welche ein maßloses und ungebändigtes Streben des Geistes nach Hoheit, Herrschaft, Göttlichkeit sich verhüllt hat oder zurückgesunken ist! aber wie das Geschlecht mark- und kraftlos geworden ist, ist es auch seine Sünde, und aus der starken Wollust ist schwache Lüsternheit geworden. In diese Kategorie nun gehört auch, was ihr das Pikante nennt. Aber so viel ist gewiß, ein neuer Gedanke und ein neues Wort muß als Friedensbote aus der Verworfenheit und Verwesungssucht aufblühen, der entweder die alten Stützen des Weltwillens reinige und verjünge, oder auf den Ruinen ein anderes Pannier aufpflanze, eines für das ganze, noch folgende Leben dieses Balls und seiner Kinder, der Menschen. Woher diese Friedensfahne sich erheben und entfalten müsse, wissen Viele, aber es wissen auch Viele unter uns, wie unfähig die neue Philosophie ist, das Gewebe dieser Glorie zu bereiten, diese hochmüthige Person, aus deren vielköpfigem und verworrenem Bewußtseyn Alles verschwunden scheint, was das eigentliche Wesen und Wollen der Philosophie bildet. Und darum ist wenig Hoffnung für die nächste Zukunft.

Was ihr aber zu thun habt, ist leicht gesagt, schwer vollbracht. — Doch seyd ihr deutschen Stammes, und so Gott will, ist eure deutsche Kraft noch nicht ganz verwest, und ihr könnt noch, wenn ihr wollt. Werft darum jene gleißnerische, fluchbringende und fluchbeladene Einheit der geschiedensten Bestrebungen von euch, und Jeder, mit tüchtigem Wollen und lauterem Sinne, arbeite in dem Fach, in das ihn sein Talent führt, aber nach Regel und Maaß, und in eifrigem Streben nach einem hohen, festgesteckten Ziele. — Mit diesen schlichten Worten nehme

ich Abschied von euch und fürchte nicht, mißverstanden oder verhöhnt zu werden; denn es sind Deutsche, zu denen ich spreche, und mag das deutsche Herz überschüttet seyn von fremdem Wust, ein heller deutscher Laut dringt immer klar durch in seine Tiefe, und was aus einem wahren, starken Sinne kommt, wahr und stark, ist noch von keinem Deutschen verhöhnt worden. — Gestattet mir, im Scheiden Eins noch euch zuzurufen: Vergesset nicht, daß ihr Deutsche seyd, Söhne eines Volks, so erleuchtet und gut, so stark und mild — des Volkes, daß ich's eurem glanzliebenden Sinn in Einem vor die Augen stelle, des Volkes, das geboren ist, König zu seyn über die Völker.

Und nun, mein Fräulein, darf ich mich, Abschied nehmend, auch zu Ihnen noch wenden? Ich möchte nicht gern im Groll von Ihnen scheiden. Erlauben Sie mir darum, Ihr Bild zu umarmen, wie es die Zukunft uns bringen möge, verwandelt und verklärt, eine versöhnte, siegprangende Magdalena, lächelnd in ernster, strahlender Geistigkeit, Liebe ausströmend und Liebe empfangend, jene wunderbare, germanische Liebe, mit der kein anderes Volk begnadigt worden ist — eine große Frau nur, keine Buhldirne mehr, in Keuschheit keusche Kinder gebärend.

Ich bin vielleicht ein lebensmüder Greis, wenn du so geworden bist, aber mit aller Wildheit eines jungen Herzens will ich jubelnd an deinen Busen sinken, deine süßen, unsterblichen Lippen küssen. Mein Fräulein, auf Wiedersehen!

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambery, April.

(Fortsetzung.)

Missionsnachrichten aus Siam.

„Phra-Thmnalai ist ein anderer Gott, der die Macht hat, Seelen aus der Hölle zu ziehen: wenn er hinabsteigt, so erlischt das Feuer des Abgrunds, darum beten die Ausgestoßenen immer zu ihm. — Phra-That-Xulamuni residirt über den zwölf Himmeln, die von Engeln bewohnt werden. Er ist grün von Farbe, ungeheuer groß und gleicht einer Säule. Alle Menschen, die tugendhaft sterben, treten vor ihn, um ihn anzubeten. Wenn diese reinen und seligen Wesen eine Zeitlang im Himmel gelebt haben, so wird ihnen verstattet, wieder zur Erde hinabzusteigen, wo sie dann vornehme Herren, Fürsten, Könige und selbst Talapoins werden. Dann beginnen sie ihre Laufbahn von Neuem, und es ist wohl möglich, daß ein aus dem Himmel auf die Erde Herabgestiegener sich da schlecht aufführt und dann in die Hölle kommt. — Der Gott Phra-Phum ist am meisten beschäftigt, denn er muß in einem großen Buch alle guten und schlechten Handlungen der Menschen aufzeichnen. Die mitleidigen Siamesen bauen vor ihren Häusern kleine Kapellen, um diesen Gott, wenn er zum Aufschreiben kommt, gegen Wind und Wetter zu schützen. — Die Dämonen haben auch einen Fürsten, das ist Phaja-Jom; er ist zu gleicher Zeit König der Hölle und Richter der Seelen der Verstorbenen. Viermal des Jahres hält er seine Assisen, am ersten, achten, fünfzehnten und ein-und-zwanzigsten jedes Monats. Phra-Phum bringt sein Buch, und nach dem, was er sagt, wird der Schuldige mehr oder weniger bestraft. Die Ausführung der Sentenz steht aber den Jom-Phra-Bans zu. Dies sind scheußliche Riesen, mit häßlichem Gesicht; aus ihren Mäulern stehen lange und spitzige Zähne hervor, wie Wildschweinshauer. Sie müssen die Pforten der Hölle hüten, auf die Erde steigen, da die Seelen der Verstorbenen holen und unterwegs peinigen. Hier stehe Einiges aus dem Code pénal Phaja-Joms. Alle Verdammten werden zuerst in einen großen Sumpf von Feuer und Schwefel geworfen; dies ist die allgemeine Strafe, welche aber eine Menge besondere nach den einzelnen Verbrechen nicht ausschließt. So z. B. wird die Seele desjenigen, der mit der Angel gefischt hat, mit der Gurgel an eine große Angel befestigt und dann aufgehängt wie ein Fisch. Noch schlimmer geht es der Seele desjenigen, der ein Schwein getödtet hat, denn es wird ihr erst der Kopf abgeschnitten und hierauf der Bauch aufgeschlitzt; hat ein Talapoin zur verbotenen Stunde gegessen, so wird seiner Seele mit zwei Haken das Maul aufgerissen und geschmolzenes Kupfer hineingegossen. Für gewisse Verbrechen wird eine Seele an einen frischen Baum gepfählt, dieser Baum wächst, wird größer und dicker, die Seele muß sich darnach strecken, bis endlich der Baum vor Alter abstirbt. Wer in einem Tempel stiehlt oder ihn verunreinigt, wird in ein schreckliches Monstrum verwandelt, dessen Bauch so groß ist, wie das Königreich Siam, sein Mund hingegen ist nicht größer, als ein Nadelöhr; wer in einer Pagode schläft, wird in eine Kröte verwandelt; passirt ihm dies aber gar, während ein Talapoin predigt, so wird seine Seele ein dicker Wurm. Wenn die Seelen der Verdammten so mehrere Jahrhunderte lang Qualen ausgestanden haben, gehen sie in den Körper irgend eines Thiers über; stirbt dasselbe, so geht die arme, ausgetriebene Seele in ein Thier anderer Art über, und so nach und nach bis zum Elephanten und Affen; endlich wird die Seele wieder Mensch und beginnt ihren Lauf zum zweiten Mal. Wir haben eine Frau in Bangkok, die öffentlich steif und fest behauptet, sie erinnere sich, drei Verwandlungen erlitten zu haben, ehe sie wieder als Frau auf die Welt gekommen. Aus der festen Ueberzeugung, daß die Thiere unsere Brüder sind und daß des Menschen Seele oft in sie gebannt ist, geht das Verbot, sie zu tödten, hervor. Die frommen Siamesen kaufen oft lebende Fische und werfen sie in den Fluß; sie geben Schweine und andere Thiere in die Pagoden, damit sie dort auf ihre Kosten ernährt werden, bis sie natürlichen Todes sterben. So machen also diese Siamesen Ausgaben, um Thiere am Leben zu erhalten, sie geben sie in Hospize und kümmern sich sehr darum, während es ihnen niemals eingefallen ist, ein Hospital zur Verpflegung ihrer leidenden Mitmenschen zu gründen, und so betrachten sie denn die Thiere als ihre einzigen Nächsten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 115.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 14. Mai 1835.

Ein Haupt, ein Führer ward von uns gefunden,
Den Jedes als den keuschen Sänger ehrt,
Den früher Tod für Alles, was nach oben
Sich sehnlich kehrt, zum Schutzgeist hat erhoben.

G. Schwab.

Rede,

gehalten am Stuttgarter Schillerfeste den 9ten Mai.

Wir behalten uns vor, über das diesjährige Schillerfest näher zu berichten und schicken hier die von Dr. Hauff verfaßte, von Hofschauspieler Maurer abgelegte Rede voraus.

* * *

Zum zehntenmale erneut sich der Frühling, seit dieser Verein sich das Wort gegeben, an diesem bedeutsamen Tage das Andenken des Mannes zu feiern, den die Welt eine Zierde des Menschengeschlechts, den das deutsche Volk mit dem gerechtesten Stolze und im vollsten Sinne den Seinigen nennt. Wie immer haben wir das Abbild des theuren Hauptes mit dem Lorbeer geschmückt, wie immer gedenken wir mit Verehrung und Begeisterung des Genius, in welchem sich der deutsche Geist zu solcher Wunderblüthe entfaltet, mit Rührung und Dankbarkeit des Mannes, den Jeder bei einem Rückblick auf die durchlaufene Bahn des Lernens und Strebens freudig als einen seiner guten Genien anerkennt. Das Bild eines solchen Mannes, wie es fest und rein in jeder Seele gezeichnet steht, mit dem zweideutigen Worte zu umschreiben, ist wohl unmöglich, es ist aber auch überflüssig, und statt jenen Gefühlen einen Ausdruck zu geben, dessen sie nicht bedürfen und der ihrer vielleicht nicht würdig wäre, fassen wir den Umstand in's Auge, der den heutigen Tag durch die nahe Erfüllung eines langgenährten Wunsches zu einem doppelt freudigen macht. Wir haben vor zehn Jahren, bei Einsetzung dieses Festes, gelobt, mit regem Eifer darauf hinzuarbeiten, daß unserm großen Landsmann ein öffentliches, seiner und des Vaterlandes würdiges Denkmal errichtet werde, und dieses Gelübde ist seiner Lösung nahe.

In einer abgelebten, verdorbenen Zeit, wo der Glaube an alles Göttliche, und damit der Glaube an die Würde der menschlichen Natur zum Spotte geworden war, ersteht einer jener Geister, in denen zuweilen der in der Masse eines Volks gebundene Geist zur Offenbarung kommt, und die durch ihre bloße Erscheinung die Göttlichkeit unserer Natur verkündigen, ein Dichter, groß wie einer durch gewaltigen geistigen Einfluß auf seine Zeit, größer und verehrungswürdiger als die meisten durch die sittliche Natur dieses Einflusses; und mitten in seiner Laufbahn, in der Blüthe seiner Kraft wird er, ein Liebling der Götter, der Erde enthoben; gütig ersparen sie ihm die grausame Probe des Alters, das nur zu oft, auf niedergehendem Pfade des Lebens, unbewußt den eigenen Lorbeer zerpflückt; und so lebt auch sein

sinnliches Bild, ewig jung, wie seine Poesie, in den Herzen seines Volks, und mit Begeisterung, mit den erbebendsten Gefühlen sieht es ihn von der Stimme der Welt in jenes Pantheon der größten Geister versezt, in welchem weder jedes Volk, noch jedes Jahrhundert seine Repräsentanten hat. — Wo lebte ein Mensch, der weniger eines Denkmals bedürfte? wo lebte einer, bei dessen Angedenken sich würdiger und natürlicher jener menschliche Trieb regte, der Liebe, der Dankbarkeit, der Hochachtung ein sinnliches Zeichen zu geben? Wo ist das Volk, das eine stärkere Aufforderung hätte, in einem Manne, der es hoch geehrt, sich selbst zu ehren? — Wir haben Deutschland an seine Schuld gemahnt; es hat sie anerkannt, und seine Bereitwilligkeit, sein immer wachsender Eifer, sie abzutragen, in einer Zeit, welche sich ganz in das Interesse des Augenblicks versenkt hat und, von der Vergangenheit abgewandt, ihre Blicke auf eine ungewisse Zukunft richtet, beweist, wie sehr die Liebe zum großen Mann Nationalgefühl geworden ist; und wenn es auch wahr seyn sollte, daß im vierten Jahrzehent des laufenden Jahrhunderts kein anderer Name auf der Welt im Stande gewesen wäre, die Masse zu solcher Theilnahme zu bewegen, so knüpft sich an den Namen Schiller so viel Edles, Großes und Erhebendes, daß das geistige Band, welches er um ein Volk schlingt, weder ein lockeres, noch ein unfruchtbares seyn kann.

Was wir vor zehn Jahren schüchtern, mit zweifelhaftem Erfolg unternommen, was vor Kurzem noch in dämmernder Ferne lag und nur in unserer Phantasie Gestaltung und Wirklichkeit hatte, das sehen wir jezt nach Form und Zeit in immer festern Umrissen näher und näher rücken; bereits hat der Genius, dem wir unser Votivbild anvertraut, die Idee geboren, und wenn wir in kurzer Frist, an diesem oder einem andern Tage, das herrlichste Wahrzeichen unserer Stadt enthüllen, wird es weder zu früh seyn, noch zu spät. Wohl mag unser Volk dem Erfinder einer Kunst, die durch Sicherung des geistigen Gutes die Welt umgestaltet, dem gewaltigen Wortführer einer vom Bedürfniß der Geistesfreiheit durchdrungenen Zeit erst nach Jahrhunderten den Tribut seiner Achtung und seiner Dankbarkeit durch öffentliche Denkmale entrichten; die Bilder dieser Männer sind zugleich Symbole ihres Jahrhunderts, und die sie aufrichten, sanctioniren damit geschichtliche Thatsachen und ganze Reihen von Begebenheiten. Wohl mag die richtende und wägende Nachwelt aus der Perspektive den ganzen geistigen und sittlichen Einfluß Schillers sicherer und fester zu umschreiben wissen, und ihre Bewunderung kann eine gründlichere seyn. Aber der Dichter ist seinem Wesen nach ein Individuum, das um sein selbst willen geliebt seyn will, und wie er sich im Leben von der Liebe seines Volks genährt hat, so soll ihm auch nur die Liebe ein Denkmal bauen, die Liebe derer, denen seine Sprache noch der süße, altgewohnte Dialekt ihrer Zeit ist. Denn die Sprache eines Zeitalters verhält sich zu der eines andern, wie die verschiedenen gleichzeitigen Mundarten im Schoße derselben Sprache, die so enge Bande zwischen den Gliedern desselben Stammes knüpfen; und wie der Mensch vor der Asche seiner Väter Ehrfurcht hat, ein Herz aber nur für diejenigen, die ihm nahe sind in der Zeitlichkeit oder ihn in der Wiege gesegnet, so mag der Geist des Dichters bei der Folgezeit die vollste Anerkennung finden, aber den ganzen Mann versteht doch nur das Herz und das Gemüth derer, mit denen ihn das gemeinsame, lebendige Wort verbindet.

Seit Schillers Tode ist gerade eine Generation hingegangen; ihrer sind nur noch wenige, die mit ihm unter jenem Dach gelebt, unter dem ihm bei den jugendlichen Regungen seines Genius in äußerer Beschränkung am wohlsten war; die mit ihm jung gewesen, machen sich fertig, dahin zu gehen, wohin er so lange vorausgegangen; aber an der Geisteswiege des reifen und des reifenden Geschlechts hat er mit unsterblichen, unveräußerlichen Geschenken gestanden, und so ist es nicht kritische Bewunderung, nicht abgewogener Dank, was uns zu unserem Werke treibt, sondern dankbare Begeisterung und die lebendige Liebe. In seinem Bilde begrüßen wir einst nicht nur den geistigen Helden, der der Welt, nicht nur den großen Deutschen, der der ganzen Zukunft des Vaterlands angehört, sondern auch den Menschen, der das Stück der Weltgeschichte, das sich in einem gährenden Jahrhundert an uns abspielt, noch mitgelebt.

Was der Mensch baut, baut er für ewige Zeiten, aber Natur und Geschichte spotten dieser menschlichen Ewigkeit, und der Mensch selbst, im unabweislichen Gefühl der Vergänglichkeit seiner Schöpfungen, gedenkt im Augenblicke, da er die Hand an ein Werk legt, auch der Zeit, da es nicht mehr ist, und legt in dem Grundsteine einen Gruß an denjenigen nieder, der einst das Gebäude dem Boden gleich machen wird. Auch wir werden, nach diesem seltsamen Gesetze unserer Natur, dem Grundstein unsers Denkmals einen Schatz anvertrauen; während man aber sonst bei derlei Ceremonien nicht viel zu denken pflegt, werden wir es mit dem Bewußtseyn thun, daß ein Schillern von seinem Volke errichtetes Monument von den Zuckungen, welche die Denkmäler der Gewaltigen dieser Erde und ihre Paläste in den Staub werfen, nichts zu fürchten hat.

Der große Zaar Peter, von seinen Völkern kaum erst begriffen, sprengt im Erzbild muthig den Fels hinan; Heinrich IV., Joseph II. blicken freundlich auf die

Kinder nieder, die, zu ihren Füßen spielend, ihre Namen wiederholen. Noch sprechen ihre Züge laut und vernehmlich zu den Geschlechtern, die an ihren Fußgestellen vorübergehen; aber es kommt der Tag, wo, wenn die Geschichte sie auch nicht zwingt, von ihren Rossen zu steigen, sie in einer fremden Welt, die sie nicht mehr versteht, zu historischen Nebelbildern geworden sind und der Lorbeer um ihre Häupter keine Wurzel mehr hat, weder im Gedächtniß der Völker, noch in ihrem Herzen. So lange aber nicht ein ungeheurer Riß die Jetztzeit von einer unbekannten Zukunft scheidet und die Geschichte wieder zum unbeschriebenen Blatte wird, so lange die Kultur sich neu gebiert, lebt Schiller als einer jener wenigen Geisteshelden, der eigentlichen Träger des Adels unseres Geschlechts, und der fernsten Nachwelt überliefert sich sein geistiges Bild in denselben festen, großartigen Zügen, in denen das der größten Männer der Vorwelt uns vor der Seele steht. So lange Europa das Schwert und die Wage über den Erdkreis hält, müßte das Volk aus einem fremden Planeten am Strande unserer Erde landen, das es wagte, den tempelschänderischen Strick um sein Erzbild zu legen, das nicht vor dem großen Namen auf dem Fußgestelle die Häupter entblößte und seine Schwerter senkte. Von dem Tage aber, an dem wir unser Gelübde vollständig lösen, wird es heißen: an ihm hat das deutsche Volk wieder einmal etwas gethan, was seines geistigen Ruhmes würdig ist, und bewiesen, daß es nicht verlernt hat, sich selbst zu achten.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Deutsche Uhrmacherkunst ist hinter den Bestrebungen unserer westlichen Nachbarn auch nicht zurückgeblieben, und wir finden darüber in einer Mittheilung aus Dresden nachstehende, von dem dortigen Oberinspektor des mathematischen Salons, Lohrmann, dem bekannten Herausgeber der ersten Blätter einer Mondkarte, welche so viel versprach, ausgegangene Notiz. — Vor mehreren Jahren nämlich hatte der berühmte Uhrkünstler Breguet zu Paris eine von ihm sogenannte Pendule sympathique verfertigt, die auf der Kunstausstellung zu Paris wegen ihres sinnreichen Mechanismus allgemeines Aufsehen erregte, und deren Leistung darin bestand, daß sie mit dem Schlage der Mittagsstunde eine mit geöffnetem Glase über ihr, in einem Halbmonde eingeklemmte Taschenuhr genau einstellte, vorausgesetzt, daß deren Abweichung nicht über fünf Minuten + oder — betrug. Der Preis dieses schönen Kunstwerkes war aber auf die hohe Summe von 15,000 Franks gestellt. Jetzt hat nun der beim königlichen mathematischen Salon zu Dresden als Chronometerverfertiger angestellte Fr. Gutkäs, ohne Breguets Idee gekannt zu haben, eine ähnliche „Pendule sympathique“ verfertigt, welche so konstruirt ist, daß eine, jedoch ausdrücklich für diesen Zweck gefertigte und eingepaßte, in eine Lyra einzuhängende Taschenuhr von keiner Seite geöffnet zu werden braucht, und dennoch mit dem Schlage 12 Uhr genau eingestellt wird. Dabei ist das Werk eben so fleißig als schön gearbeitet und gleichwohl von einem ungleich billigeren Preise als Breguets Uhr. Da sich aber dieser Preis nicht genauer angegeben findet, so nimmt Lohrmann wohl eine Gelegenheit wahr, uns darüber noch weiter aufzuklären, da es an reichen Liebhabern doch nicht fehlen dürfte.

Ich habe Breguets sogenannte Pendule sympathique noch nicht selbst gesehen, und darf mir daher über deren Mechanik kein Urtheil erlauben; der Name erinnert aber lebhaft an die ebenfalls von Breguet erfundenen sogenannten sympathetischen Doppelchronometer. Bei diesen werden nämlich zwei, mit der größten Sorgfalt und genau nach denselben Grundsätzen, Verhältnissen und Dimensionen verfertigte Uhrwerke in demselben Gehäuse dergestalt neben einander befestigt, daß sich ihre Unruhen, jedoch ohne wirkliche Berührung, so nahe als übrigens nur irgend möglich kommen. In diesem Zustande wird zwar der Gang beider Uhren, aller angewendeten Sorgfalt ohngeachtet, anfänglich immer noch nicht vollkommen übereinstimmen; ja es werden sich in dieser ersten Zeit mitunter ziemlich beträchtliche Differenzen zeigen, deren gänzliche Wegräumung auch alle Kräfte bloßer mechanischer Uhrmacherkunst übersteigen dürfte. Allmählich aber fangen die solchergestalt eng vereinigten beiden Uhren an, einen geheimnißvollen sympathetischen Einfluß auf einander zu üben, dergestalt, daß sie, wie unglaublich es auch klingt, ferner nicht im Mindesten mehr von einander abweichen, indem die Schwingungen beider Unruhen nunmehr ganz genau mit einander übereintreffen, und beide Zeiger durchaus denselben Strich zeigen. Am merkwürdigsten dabei ist, daß die Uhren in dieser Vereinigung nicht absolut richtig zu gehen brauchen, sondern daß vielmehr eine kleine Unrichtigkeit der einen den richtigern Gang der andern sogar alteriren kann, um nur die sympathetische Haupttendenz des Wechseleinflusses, nämlich die vollkommene Gleichheit des beiderseitigen Ganges, zu erreichen. An der vollkommenen Zuverlässigkeit des Resultats einer solchen Uhrenvereinigung darf aber gar nicht gezweifelt werden, da dasselbe von den Astronomen des französischen Bureau des longitudes, sowohl der Merkwürdigkeit, als des zu erwartenden Nutzens wegen,

igen und äußerst strengen Prüfung unterworfen chaus bestätigt worden ist. Auch haben wir selbst, wie ich eben finde, in Nr. 201 des Jahrganges 1830 dieser Blätter ausführlich darüber berichtet, und verweisen dahin schwerer zu überzeugende und darum nur achtbarere Leser, welche noch andere Beispiele eines solchen sympathetischen Wechseleinflusses von Uhren auf einander kennen zu lernen wünschen. Es wird nun darauf ankommen, welche nähere oder fernere Aehnlichkeit die Idee der obigen pendule sympathique mit diesem chronomètre sympathique haben dürfte. Ich behalte mir aber dabei ausdrücklich vor, nur eine Andeutung geben zu wollen, da die Konstruktion selbst freilich wesentlich verschieden seyn muß.

(Der Beschluß folgt.)

Reiseblätter von Karl Mayer.

Begnügsamkeit.

Wie seh' ich Tannenschöpf' und Wiesen
In weiches Indigblau verfließen
Bis zu des Ferngebirges Grenzen!
Wie Waldesteiche weiß erglänzen,
Dorfdächer roth und Stoppeln falb!
Sey farblos, Himmel, meinethalb!
Aus grauer Luft ein schön'res Sausen
Will mich im Tannenwald umbrausen,
Und seines Harzes Würzeschwall
Dringt süßer durch den düstern Schall.

Der Köhler.

Ein Meiler! Sein Geruch von Ruß
Ist mir ein trauter Waldesgruß.
Der Köhler lebt in eigner Welt,
Die mir bei allem Ruß gefällt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambery, April.

(Fortsetzung.)

Missionsnachrichten aus Siam.

„Es ist ein großes Verbrechen, ein Thier zu tödten, sey es auch nur aus Versehen. Troz dem tödten und verzehren die gemeinen Siamesen die Thiere so gut wie andere Nationen. Ich reiste einmal mit einem Mann, der durchaus behauptete, Menschen und Thiere seyen Brüder. Dies hinderte ihn jedoch nicht, ohne Erbarmen den Hühnern, die er unterwegs bekommen konnte, den Kopf abzuschneiden. Ich machte ihn auf den Widerspruch zwischen seinem Handeln und seinen Grundsätzen aufmerksam. „Wenn," sagte ich ihm, „Deine Meinung richtig und diese Hühner Deine Schwestern sind, wie kannst Du das entsezliche Verbrechen begehen, Deinen Verwandten den Hals abzuschneiden und sie dann aufzuessen?" Er wußte mir darauf nichts zu erwidern, tödtete und aß aber seine lieben Schwestern nach wie vor... Sehr ungleich sind die Siamesen in ihrer Zuneigung oder ihrem Widerwillen gegen gewisse Thiere. So z. B. sind ihnen die Hunde sehr verhaßt; dies müssen neuankommende Missionarien wohl bedenken, um den Leuten nicht unangenehm aufzufallen. Hingegen lieben sie sehr die Kaẓen, weil sie die Ratten vertilgen, und diese sind ihnen hauptsächlich deßwegen zuwider, weil sie die Bücher der Talapoins zernagen. Raben und Geier haben den Rang der Engel, und der Hase gilt hier für ein sehr geistreiches, verschmiztes Thier; von ihm werden alle die listigen Streiche erzählt, die man in alter und neuer Zeit dem Fuchs beigelegt hat. Die höchste Verehrung zollen jedoch die Siamesen den weißen Elephanten. Der König muß wenigstens Einen haben, denn er ist wie ein Palladium, an dem des Herrschers Leben und das Gedeihen seines Reiches hängt. Stirbt dieser Elephant, so verliert der König alles Verdienst, das er sich im Jahr erwirbt, das auf des Elephanten Tod folgt. Darum wird auf die Verpflegung dieses Thiers große Sorgfalt verwendet. Es heißt Chaupbaga, und dieser Titel entspricht dem Rang eines spanischen Granden erster Klasse und kommt unmittelbar nach den Prinzen von Geblüt. Wer Chaupbaga bloß bei seinem Namen nennt, wird streng bestraft; er wohnt in einer Art von Palast, hat einen zahlreichen Hof, Leibwachen, Offiziere und Kammerdiener. Auf dem Kopf trägt er eine Art Diadem; um seine Zähne herum liegen mehrere goldene Ringe, und sein Essen und Trinken wird ihm auf oder in goldenen Geräthschaften gereicht; man nährt ihn mit Zuckerrohr und köstlichen Früchten. Geht er in's Bad, so begleitet ihn ein zahlreiches Gefolge; einer der Leibwachen schlägt nach dem Takt auf ein kupfernes Becken, ein anderer hält einen rothen Sonnenschirm über seinen Kopf, eine Ehre, die nur den Großwürdenträgern gestattet ist; seine Offiziere dürfen ihn nicht verlassen, ohne sich vorher tief verbeugt zu haben. Ist er krank, so muß ihn ein Leibmedikus behandeln, und die Talapoins machen ihm Visiten; sie sagen Gebete für seine Genesung her, und besprengen ihn häufig mit ihrem Weihwasser. All dieser Devotion ungeachtet ist der weiße Elephant gar manchmal übler Laune, und er hätte schon oft Talapoins getödtet, wenn sie sich nicht immer in kluger Ferne von den Zähnen und dem Rüssel Seiner Durchlaucht hielten. Der gegenwärtige Chauphaga ist sehr ungelehrig, wie toll stieß er immer um sich, so daß ihm Niemand nahe kommen durfte. So sah man sich gezwungen, ihm die Zähne zur Hälfte abzuschneiden. Alle Abend ist bei Seiner Durchlaucht Konzert, denn Höchstdieselben können nur beim Ton der Instrumente einschlafen. Stirbt der weiße Elephant, so geräth der König und sein Hof in die größte Betrübniß, und dem Todten wird ein seinem Leben angemessenes Begräbniß. Manchmal gibt Chauphaga öffentliche Audienz und man macht ihm Geschenke. Nimmt er sie an, so gilt dies als ein untrügliches Zeichen, daß der Geber ein Mann von besonderem Verdienst ist; verschmäht er sie aber, so ist der Schenker dem Himmel gewiß nicht angenehm.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 116.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 15. Mai 1835.

— Auf! zu den Waffen, und hinaus!
Verhält sich's wirklich so, wie jener spricht,
So ist kein Fliehen und kein Bleiben nicht.

Shakespeare.
Macbeth.

Die Prairien.

Nach Washington Irving.

Der Allarm.

Eben lagerten wir uns, da kam unser Franzose Toni triumphirend von der Jagd zurück: sein Schimmel war ganz mit Büffelfleisch behängt. Nachdem er seiner Eitelkeit durch Erzählung seiner Großthaten Genüge gethan, erwähnte er auch, er habe frische Pferdespuren bemerkt, welche verschiedenen Umständen nach herumstreifenden Pawneesindiern zuzuschreiben seyn möchten. Dies verbreitete einige Unruhe; am Morgen hatten ein paar junge Jäger von der Marschlinie weg zwei Büffel verfolgt; sie waren noch nicht wieder zurück, und man besorgte, sie könnten den Indiern in die Hände gefallen seyn. Der Kapitän machte sich mit seiner Büchse auf, um von der freien Höhe eines benachbarten Hügels das Land zu übersehen. Man ließ die Pferde grasen, hieb Holz, machte Feuer an und rüstete das Abendessen.

Auf einmal entstand Feuerlärm im Lager. Eines der Feuer hatte das hohe dürre Gras in Brand gesteckt, es ging ein Wind und das ganze Lager konnte in einem Augenblick in hellen Flammen aufgehen. „Seht nach den Pferden!" schrie der eine; „das Gepäck weg!" ein anderer; „lauft nach Büchsen und Pulverhörnern!" ein dritter: Alles war im größten Aufruhr. Die Pferde rannten wild umher, hier flüchtete man eilends Gewehre und Pulver, dort schleppte man Sättel und Satteltaschen weg; an's Löschen dachte kein Mensch, und Niemand wußte auch, wie dies anfangen. Da machten sich Beatte und seine Kameraden auf indische Manier an's Werk: sie warfen Pferdedecken auf die Ränder des Feuers, traten darauf und suchten so zu verhindern, daß es im Grase nicht weiter griff; die Jäger folgten ihrem Beispiel, und so war in Kurzem die Brunst glücklich gedämpft. Die Feuer wurden nun vorsichtig an Stellen angezündet, wo man das dürre Gras zuvor weggeschafft. Toni machte sich daran, uns von seinem Büffelfleisch ein treffliches Abendessen zu bereiten, er versprach uns eine kräftige Suppe und ein köstliches Stück Rostbeef; wir sollten aber einen zweiten und ernstlichern Schreck erleben.

Auf dem Hügel oben hörte man ein verworrenes Geschrei von mehreren Jägern, wovon wir nur die Worte verstanden: „Die Pferde! die Pferde! thut die Pferde ein!" Jetzt schrie Alles durcheinander, Fragen, Antworten kreuzten sich verworren, daß man gar nicht wußte, was es gab, und Jeder auf seine Faust Schlüsse machte. „Der Kapitän hat Büffel aufgejagt," rief der eine, „und hat keine Pferde, sie zu verfolgen." Im

Augenblick griff ein Trupp Jäger zu den Büchsen und eilte der Spitze des Hügels zu. — „Die Prairie hinter dem Berg steht im Feuer," schrie ein anderer; „ich sehe den Rauch! Der Kapitän meint, wir sollen die Pferde über den Bach treiben." Allermittelst kam ein Jäger den Hügel herab in's Lager gelaufen. Er war fast athemlos und konnte kaum die Worte herausbringen, der Kapitän habe in der Ferne Indier bemerkt.

„Pawnees! Pawnees!" schrie jezt unsere ganz tolle Jugend zusammen. „Treibt die Pferde in's Lager!" hieß es hier; „sattelt die Pferde!" hieß es dort; „angetreten!" befahl ein dritter. Der Lärm, die Verwirrung, die jezt in's Lager kam, geht über alle Beschreibung. Man lief auf das Feld hinaus, die Pferde einzufangen; der eine zerrte sein Pferd an der Halfter vorwärts, ein anderer sprengte in bloßem Kopf auf dem nackten Pferde einher, ein dritter trieb ein Pferd, das noch die Fesseln an den Beinen hatte und unbehülfliche Sprünge machte wie ein Känguruh.

Die Verwirrung wurde immer toller; vom untern Ende des Lagers kam die Nachricht, in einer benachbarten Schlucht stecke eine Bande Pawnees. „Sie haben den alten Ryan durch den Kopf geschossen; dem, der bei ihm war, sind sie auf den Fersen!" — „Nicht der alte Ryan ist todt, sondern einer der Jäger, die nach den Büffeln aus sind!" — „Dreihundert Pawnees stehen gerade hinter dem Berg!" erscholl eine Stimme; „mehr! mehr!" rief eine andere.

Rings von Hügeln umgeben, konnten wir nicht weit hinaussehen, und so blieben wir all diesen Gerüchten preisgegeben. Man glaubte einen grausamen Feind in nächster Nähe und mußte jeden Augenblick eines Angriffs gewärtig seyn, Allermittelst waren die Pferde in's Lager getrieben, liefen unter den Feuern herum und traten das Gepäcke mit Füßen. Alles eilte, sich zum Kampf zu rüsten, aber das war keine leichte Sache. Beim Feuerlärm vorhin waren Sättel, Zäume, Büchsen, Pulverhörner und andere Waffenstücke von ihren Plätzen gerissen und in der Eile unter die Bäume zusammengeworfen worden. „Wo ist mein Sattel?" hörte man hier einen fragen; „hat Niemand meine Büchse gesehen?" rief ein anderer; „wer leiht mir eine Kugel?" ein dritter, der sein Gewehr lud; „ich habe meinen Kugelbeutel verloren." — „Um Gotteswillen, helft mir das Pferd gürten! es ist so störrisch, ich kann nicht mit ihm fertig werden!" In der Hast hatte er den Sattel verkehrt aufgelegt.

Manche schwadronirten und machten große Worte, andere sprachen nichts, rüsteten aber besonnen ihre Pferde und Waffen, und leztere flößten mir am meisten Vertrauen ein. Auf nicht wenige wirkte der Gedanke, mit Indiern handgemein zu werden, sichtbar erhebend und begeisternd. Unser Diener Beatte brachte seine Pferde hinten in's Lager, lehnte seine Büchse an einen Baum und sezte sich dann schweigend an's Feuer. Der kleine Toni dagegen, der sich emsig mit Kochen beschäftigte, unterbrach sein Geschäft jeden Augenblick, um den Fanfaron zu spielen; er sang, er fluchte und war ganz ungewöhnlich lustig, was mich gar sehr argwohnen ließ, bei dieser Beweglichkeit möchte ein klein wenig Angst im Spiele seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Beschluß.)

Den Schluß unsers diesmaligen Berichtes machen wir, wie gewöhnlich, wieder mit einigen meteorologischen Bemerkungen. Die Hauptsorge des Landmanns beim Scheiden des diesmaligen Winters bestand in der viel zu unbedeutenden Feuchtigkeit, welche uns derselbe gebracht hat, und welche sich in gar keinem Verhältnisse mit der außerordentlichen Trockenheit des vorigen Sommers findet. Welch eine ungeheure Menge von Wasser ist während der langen Dauer jener Dürre durch Verdunstung in die Atmosphäre empor gestiegen! wie niedrig ist noch jezt der Stand aller Seen und Ströme, wie sehr ist das Erdreich ausgedörrt! — Es war die allergrößte Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß der Winter viel Schnee oder Regen bringen müsse, um den Ausgleichungsprozeß zwischen der Ueberschwängerung der Luft durch aufgesogene Feuchtigkeit und der durstigen Erde zu bewirken. Gleichwohl ist Nichts davon erfolgt, und man lernt aus diesem Beispiele wieder die außerordentliche Kraft der Atmosphäre in Aufnahme und langer Bergung der Feuchtigkeit kennen. Ich bin dadurch neuerdings auf Betrachtung der jezt am meisten verbreiteten Theorie des Regens geführt worden, welche denselben bekanntlich lediglich durch Abkühlung der Luft und somit bewirkte Reduktion des in ihr enthaltenen Wasserdampfes entstehen läßt, und den Behauptungen der ältern Physiker, namentlich de Lücs und Lichtenbergs, wornach das Wasser bei der Verdampfung in seine Gasarten zersezt werden, und in diesem Zustande hygroskopisch nicht ferner wahrnehmbar seyn soll, keine Aufmerksamkeit mehr schenkt. Mir scheint es vielmehr, nach den Erfahrungen des merkwürdigen Jahrs $18^{34}/_{35}$, als wenn die Wahrheit bei dieser Kontroverse der meist besonneneren ältern und der oft sehr arroganten neuesten Physik wie gewöhnlich in der Mitte liege. Die

nächste Thätigkeit der Atmosphäre bei dem Verdunstungsprozesse der Feuchtigkeiten besteht allerdings wahrscheinlich in bloßer Aufnahme des dadurch entstehenden Wasserdampfes; wenn lezterer aber länger in der Luft verweilt und die Umstände, welche den normalen Niederschlag bewirken sollten, nicht bald genug eintreten, so daß bei fortdauernden Verdunstungen eine Feuchtigkeitsüberschwängerung eintritt, so scheint es mir nicht ganz unzulässig, der Atmosphäre eine weitere Einwirkung auf den Wasserdampf durch seine chemische Zersetzung in Wasser- und Sauerstoffgas beizumessen und darin eine ihrer Lebensäußerungen zu suchen. Die Wiederherstellung des Wassers aus jenen feinen Elementen erfolgt sodann durch elektrische Prozesse. Als einen allgemeinen Beweis dafür habe ich immer den wohl ziemlich allgemein bekannten Umstand betrachtet, daß bei Gewittern unmittelbar nach einer Explosion der Regen immer gewaltiger herabstürzt, gleichsam als sey er durch jene bedingt. Im verwichenen Sommer nun war bei der unerhört langen Dürre eine solche Uebersättigung der Atmosphäre mit Wasserdampf gewiß erfolgt; und da es zu Niederschlägen nicht kam, und selbst schon sich bildende Gewitter immer augenblicklich durch sogleich entstehende Stürme wieder zerstört wurden, welche überhaupt während dieser ganzen Zeit eine vorherrschende Rolle gespielt haben, so hat die Atmosphäre die angegebene chemische Einwirkung auf den in ihr enthaltenen Wasserdampf ganz unzweifelhaft ausüben müssen. Die Elemente der Wasserbildung sind also in ihr enthalten, und die Feuchtigkeit des nahenden Sommers würde demnach davon abhängen, ob während desselben wieder Winde, oder aber Gewitter vorherrschend seyn werden. Ich wage es nicht, über diese Frage zu entscheiden: der Meteorolog legt meistens den kleinen Maßstab menschlicher Hoffnungen oder Befürchtungen an die unermeßlichen Operationen der Natur. Am Ende kömmt es immer zu einer Ausgleichung, das Bestehen der postdiluvianischen Welt nun schon seit mehreren Jahrtausenden zeugt dafür; wie lange es aber die Natur aushalten kann, ehe sie jenen Ausgleichungsprozeß der Dürre durch Feuchtigkeit, der Wärme durch Kälte u. s. w. eintreten läßt, ist durch unsere physikalischen Theorien noch nicht entschieden worden. Hier muß Alles mittelst der Erfahrung bestimmt werden; und wenn wir vielleicht durch fortgesezten meteorologischen Fleiß einmal einen tausendjährigen Kalender statt des jezt so oft citirten hundertjährigen besitzen, so wird es sicherer um unsere Witterungsvorhersagungen aussehen. Mit der Andeutung dieser Idee eines tausendjährigen Kalenders verlasse ich für diesmal die Leser.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Das Philippsfest.

Gestern wurde das Namensfest des Königs gefeiert. Es könnte schwerlich zu einer passendern Jahreszeit, als zu Anfang des schönen Maimonats gleichsam als ein Frühlingsfest gefeiert werden; diesmal trat es jedoch ganz zur Unzeit, mitten unter dem Getümmel der Vorbereitungen zu dem berüchtigten Kriminalprozesse, dem sogenannten Procès-monstre, ein. Ein Volksfest konnte es daher auch nur in so weit heißen, als dem Volke in den Champs elysées und an andern öffentlichen Orten in Paris die gewöhnlichen Lustbarkeiten geboten wurden, welche ihm Republik, Kaiser- und Königthum zu bieten pflegten, mit Ausnahme des ehemaligen, seit mehreren Jahren mit Recht abgeschafften Balgens um Lebensmittel, die dem Volke hingeworfen wurden. Gegen so verächtliche Behandlung desselben haben sich die Tagesblätter so häufig und so dringend erhoben, daß die Regierung sich zulezt geschämt und das Umsichwerfen mit Lebensmitteln in ein stilles Vertheilen derselben verwandelt hat. Abends gibt es in dem Tuileriengarten starke Orchestermusik, welche seit 1830 nicht unterlassen kann, auch die Marseillaise zu spielen, dann ein Feuerwerk, und hiemit ist der Tag geschlossen. Die Hauptsache aber, freilich nicht für's Volk, sind die Aufwartungen und Reden sämmtlicher Behörden und der gelehrten Gesellschaften im Tuilerienschlosse. Begeben wir uns also auf einen Augenblick dahin; denn es ist hier Manches zu schauen und zu bemerken. Bekanntlich ist das Tuilerienschloß ein langes Gebäude, das nur an den beiden Enden bewohnbar ist; denn der ganze mittlere Theil besteht aus langen Sälen zum Empfange, welche man anderswo Galasäle nennen würde, und die unter der jezigen Regierung bei den vielen und stark besuchten Festen häufig gebraucht werden, und so groß sie auch sind, doch manchmal voll werden. Die große Treppe liegt unter dem Haupteingange, in der Mitte des sogenannten Pavillon de l'horloge (weil die Schloßuhr mitten vor diesem Pavillon befindlich ist), aber die alte, breite Auffahrtstreppe, die sonst an Galatagen, oder eigentlich bei allen Vorstellungen bei Hofe gebraucht wurde, dient jezt nicht mehr; Ludwig Philipp hat eine neue zur Seite anlegen lassen, die zwar nicht so breit und stattlich ist, als die vorige, aber dagegen auch nicht mitten in's große Gemach, sondern ganz an's Ende der langen Galerie zur Rechten führt. Diese an den Wänden prächtig verzierte, aber doch sonst keine Kostbarkeiten enthaltende Galerie führt zu dem großen, hohen Saale in der Mitte des Schlosses; man nennt ihn Salle des maréchaux, weil hier an zwei Seitenwänden die Porträts der lebenden Marschälle des Königreichs angebracht sind. Stirbt einer derselben, so wird sein Porträt in die Sammlung der Marschallsbilder im Invalidenhotel gebracht. So ist jezt gerade eine Stelle leer, die nämlich des unlängst verstorbenen Marschalls Jourdan. Eine auf Säulen gestüzte, oben angebrachte Rundgalerie, schöne Lüstres und andere Verzierungen geben diesem Hauptsaale ein erhabenes Ansehen. Von hier gelangt man dann zur Linken in einen langen Saal, der dem vorigen zur Rechten des Salle des maréchaux ähnlich ist, und wie alle langen Säle eine Galerie heißt. Hier sind mehrere Büsten aus dem Alterthum und dem Mittelalter, mit kostbaren Steinen eingelegte Tische, Vasen, Tafeluhren u. dgl. zur Zierde aufgestellt. Schildwachen und wachehabende Offiziere finden sich im Innern des Schlosses gar nicht vor, eben so

wenig Hofbeamte; nur in den ersten Sälen erblickt man eine Menge Lakayen in Hoflivrey. In jener Galerie zur Linken des Pavillon de l'horloge, oder was dasselbe ist, zur Linken des Mittelsaales versammeln sich am Neujahrs- und am Namensfeste des Königs die Behörden, jedoch ohne allen Zwang, ohne alle Etikette. Gestern sah es daselbst sehr bunt aus. Hier erblickte man die Pairs in elegantem Kostüm, dort die Deputirten mit oder ohne Kostüm, die richterlichen Beamten mit ihren altfränkischen Schleppkleidern, die Universitätsbeamten, welche ein ähnliches Kostüm haben, der Präfekt des Seinedepartements langte mit den Maires und Adjoins der zwölf Arrondissements von Paris und mit den neuerwählten Mitgliedern des Munizipalrathes an; auch diese haben eine besondere Tracht, blau mit einer hochrothen Stickerei, die sich hübsch ausnimmt, wogegen das Nationalinstitut schwarz mit hellgrüner Stickerei trägt. Neben all diesen goldenen und seidenen Stickereien nahm sich die Tracht der Maires der um Paris liegenden Dörfer und der, wahrscheinlich zu den Gemeinderäthen gehörenden Bauern in ihren grobtuchenen Wämsern sonderbar aus. Von katholischen Geistlichen waren wenige zu schauen; noch immer schmollt der Erzbischof mit dem neuen Hofe, wahrscheinlich hofft er, sich damit ein Verdienst zu erwerben, falls jemals der alte Hof wieder zum Vorschein kommen sollte, worauf die Partei, wozu sich Herr de Quelen bekennt, noch immer harrt. Dagegen sah man ein ziemlich zahlreiches Konsistorium von protestantischen Geistlichen und Kirchenvorstehern, so wie den Großrabbiner, der der Vater des berüchtigten Deutz seyn soll; bunt darunter mischten sich die auf allerlei Weise gekleideten Mitglieder der gelehrten Gesellschaften und verschiedener Korporationen, als Notarien, Wechselagenten u. a. Einen Adel als besondern Stand kennt man in Frankreich bekanntlich weder bei Hofe, noch anderswo mehr, mithin war auch bei der Aufwartung am Namensfeste davon nichts zu sehen und zu hören. Die Militärs sollten später vorgelassen werden, daher sah man auch nicht viele; nur der Generalstab fing an, sich zu versammeln. Manche Bürger, welche Offiziere der Nationalgarde waren, trugen ihre Uniform bei den Deputationen; die sämmtlichen Offiziere der Nationalgarde sollten später vorgelassen werden, und versammelten sich besonders in der Gemäldegalerie vom Louvre. Um zwölf Uhr näherten sich die Gratulanten dem Thronsaale, in welchem der König die Behörden und Deputationen zu empfangen pflegt; hier stand bloß ein Huissier oder irgend ein Ceremonienmeister, obschon keine Ceremonien mehr gemacht werden, und ließ die Behörden eine nach der andern vor; diese gingen hernach durch eine andere Thüre und eine andere Treppe aus den Tuilerien heraus, so daß nicht die geringste Unordnung entstehen konnte. Der König hatte über dreißig Reden anzuhören und zu beantworten. Ehemals, unter dem Kaiserthum, und, wenn ich mich recht besinne, auch unter den ältern Bourbonen empfing der Monarch an solchen feierlichen Tagen die Behörden auf dem Throne sitzend und umgeben von den obersten Beamten im Staate. Ludwig Philipp macht es nicht so; er steht dem Throne gegenüber, ungefähr mitten im Saale, in der Uniform der Nationalgarde, mit dem großen rothen Bande der Ehrenlegion und mit dem Hute unter dem Arme; hinter ihm stehen seine Adjudanten, zur Seite, doch etwas hinter ihm, seine gesammte Familie, nämlich die Königin, Adelaide, die Schwester des Königs, seine Söhne und Töchter, lauter schlank gewachsene und schön gebildete Kinder, die wahrlich weit lieblicher anzuschauen sind, als die alten Hofbeamten, mit denen der König sonst umringt war, und die jezt Gottlob! nichts mehr bei solchen Feierlichkeiten zu thun haben. Für die Damen aber muß es eine langweilige Sache seyn, dreißig Reden anzuhören und dabei immer zu stehen. Hier bedarf die Etikette noch einer Reform; denn wer kann so etwas von zarten Frauenzimmern verlangen? Das Ansehen des Königs würde ja dadurch, daß die Damen säßen, nicht geschmälert werden. Bei dem König ist es etwas anderes; ihm gelten alle die Glückwünsche, es ist in der Ordnung, daß er sie stehend empfange; in höherm Alter wird er sich aber wahrscheinlich ebenfalls nach einem Sessel umsehen, und ich denke, es wird Niemand etwas dagegen haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Chambery, April.

(Beschluß.)

Missionsnachrichten aus Siam.

„Wer so glücklich ist, einen weißen Elephanten zu fangen, ist für sich und seine Nachkommenschaft frei von allen Diensten und Abgaben. Die Ursache der Verehrung dieses Thiers wird nicht gleich angegeben, denn einige Siamesen behaupten, die alten Könige von Siam haben sich für Söhne eines weißen Elephanten gehalten. Andere versichern, die Seele eines verstorbenen Königs sey in ein solches Thier übergegangen. Fast gleiche Verehrung und gleiche Privilegien werden dem weißen Affen zu Theil; er ist auch Grande und genießt großes Ansehen bei Hof, auch er hat Offiziere zu seinem Dienst, aber vor ihm hat doch der weiße Elephant den Rang. Die Siamesen sagen, der Affe sey ein Mensch, freilich häßlich und ungestalt, aber doch ein Mensch und unser Bruder. Wenn er nicht spricht, so geschieht dies bloß aus Klugheit; denn er fürchtet, der König würde ihn sonst in seinem Dienst arbeiten lassen und ihm nichts dafür geben. Es scheint, er habe ehemals gesprochen; denn vor undenklichen Zeiten wurde er als Generalissimus gegen ein Heer von Riesen geschickt. Mit einem Fußtritt spaltete er einen Berg in zwei Theile und beendigte diesen Krieg ruhmvoll... Die Siamesen haben überhaupt mehr Respekt vor den weißen Thieren, als vor den farbigen. Wenn ein Talapoin einem weißen Hasen begegnet, so grüßt er ihn, da er dies doch keinem Fürsten thut... Kein Siamese darf auch ein Ey zerbrechen, abermals bei Strafe der Verdammung. Wenn sie Eyer essen wollen, so müssen sie sie von Andern zerbrechen lassen; die Malaien und Chinesen erweisen ihnen gewöhnlich diesen Dienst. Auch die Bäume und Pflanzen haben, wie sie sagen, Seelen, ein Umstand, der die armen Leute in die grausame Alternative versezt, entweder Hungers zu sterben, oder verdammt zu werden. Besonders werth ist ihnen der Pappelbaum, und sie pflanzen ihn vor die Pagoden. Am geachtetsten sind die, welche von Ceylon kommen. Wenn ein Talapoin einen Baum fällen will, so läßt er einen seiner Schüler die ersten Axthiebe thun, d. h. ihn tödten; denn wenn er einmal todt ist, hauen die Talapoins tüchtig darauf los. Diese Verehrung für Thiere und Pflanzen macht die siamesischen Namen erklärlich, die von ihnen hergenommen werden; denn im Siamesischen heißt der Eine Hund, der Andere Kaze, es gibt jezt einen Fürsten Elephant, einen Prinzen Tiger, einen vornehmen Herrn Granatenbaum; wir haben eine Fürstin Pferdefuß." So weit diesmal unser Missionär in Siam.

Beilage: Literaturblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 117.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 16. Mai 1835.

Sey's denn! wie sehr auch die Erinn'rung mir
Die Seele schaudernd mag empören.

Schiller.
Nach Virgil.

Die irische Wittwe.

Ich lese wenig jezt in Zeitungsblättern,
Und will mich gern, daß ich es lasse, schämen.
Zuweilen nur, um das Trompetenschmettern
Von den Geschwadern Mina's zu vernehmen;
Um am Piräus Ludwigs Sohn zu schauen,
Wie er ihn füllt auf's Neue mit Triremen;
Um still erfreut zu segnen Deutschlands Frauen,
Die da ihr Scherflein bringen allerorten,
Daß ihrem Sänger man ein Mal kann bauen;
Um mit dem Herold an des Klosters Pforten
Für Kaiser Franzen Einlaß zu begehren,
Gerührt zu lauschen seinen lezten Worten,
Und die Gebete seines Volks zu hören;
Um — an dem Tag, wo Er und zwei Genossen
Paris sich öffnen sahen ihren Heeren —
Zum Rhein zu gehn, zum Platz, wo man erschossen
Eilf Männer Schills; — ein ehern Monument
Wird heut' enthüllt dort, wo ihr Blut geflossen —
Um Das und Andres, was ihr jezt schon kennt,
Aus minder Tröstlichem herauszufischen,
Nehm' ich zuweilen, was man Zeitung nennt.
So saß ich auch, zwei Monden sind es, zwischen
Kaufherrn und Schiffern auf dem Kaffeehause,
Und blätterte, das Herz mir zu erfrischen.
Um mich herum war Summen und Gebrause,
Und laut Geruf; — so grade les' ich gerne!
Vier Sprachen hör' ich nicht auf meiner Klause.
Welsch, Dänisch, Englisch — das erst bringt die Ferne,
Von der ich lese, meinem Geiste nah. —
So denn am Herd, vertrauend meinem Sterne,
Land im Papiermeer suchend, saß ich da.
Rings auf den Tischen klapperten die Steine
Des Domino; — „à Point!“ und drauf: „Point à!“
Begann der Zähler drüben sein Gegreine. —
Nichts! — Umgeschlagen! — Ha, was ist das? —
Gott!
Es läuft mir kalt durch Adern und Gebeine.
Täuscht mich ein Traum? bin ich des Schreibers Spott?
Nein, es ist wahr! es hat sich zugetragen!
Acht Tage sind es kaum! ich hör' den Trott
Der Reiter noch, die nach der Hütte jagen!
Hört: — weil ein irisch Weib, in Wittwennöthen,
Den Zehenten nicht zeitig abgetragen,
Ließ ihr den einz'gen Sohn ein Priester — tödten!
Fünf Pfund! — ein Priester! — einer Wittwe
Sohn!
Die Lippe bebt mir, aber nicht zu beten,
Und die von selbst geballten Fäuste drohn.
Ohnmächtig Zürnen! — nennt es nicht so! — ward
Das Wort mir nicht, zu züchtigen den Frohn?

Dies Blatt ist einzig für die Gegenwart,
Den Augenblick, fort weht es mit der Stunde;
Doch um den Dichter drängen sich geschaart
Die Enkel noch, was er mit seinem Munde
Gebrandmarkt, bleibt es; mächtig dringt das Lied
In Ohr und Herzen, sorgend, daß die Kunde
Nicht untergeht. — Von Zornesloh' durchglüht,
Wollt' ich das Bild mit seinen kleinsten Zügen —
Da liegt der Sohn! starr, blutig jedes Glied!
Der knie'nden Mutter greise Haare fliegen! —
Euch augenblicklich vor die Seele stellen,
Treu, Strich für Strich, und keiner sollte lügen.
Es war so leicht! es war Gedicht! — doch Schellen
Des Reims zu hängen an dies Wittwenkleid —
Ich mocht' es nicht! So meines Zornes Wellen
Dämmt' ich zurück in meine Brust bis heut',
Und habe nicht im Liede sie ergossen. —
Jetzt denk' ich wieder an das Herzeleid
Der Zitternden, der man den Sohn erschossen.
Zwei Monden sind es — kurze Zeit fürwahr!
Und doch, in mir wie dämmernd, wie zerflossen
Das düstre Bild, wie farblos ganz und gar! —
Ich fragte hastig nach dem alten Blatte:
Verflattert war es längst, und Keiner war,
Der da bewahrt in seinem Herzen hatte
Die Schandthat des Entweihers seiner Weihen.
Da fuhr ich auf, warf zürnend auf die Latte
Den Zeitungsstoß; fast wollt' es mich gereuen,
Daß ich geschwiegen, da noch frisch im Ohr
Mir klang der Mutter herzzerreißend Schreien.
Es ist geschehn! doch red' ich jetzt; — verlor
Sich in mir auch des ersten Eindrucks Frische,
Doch führ' ich das Entsetzliche euch vor,
Auf daß nicht ganz die Zeit sein Bild verwische.
Wer wehrt es mir, daß Schatten ich beschwöre?
Wohl red' ich nicht, wie am Geschwornentische
Die Wittwe sprach, berufen zum Verhöre;
Mit bessern Worten sprach sie, und mit schlichtern.
Doch — vor der Hütte blitzen die Gewehre!

(Der Beschluß folgt.)

Die Prairien.

(Fortsetzung.)

Etwa ein Dutzend Jäger machten sich, nachdem sie rasch ihre Pferde gesattelt, auf, der Gegend zu, wo die Pawnees unsere Jäger sollten angegriffen haben. Es ward nun beschlossen, falls unser Lager angegriffen werden sollte, die Pferde hinten in den Bach zu bringen, wo sie außerhalb des Bereichs von Pfeilen oder Kugeln waren, und uns selbst diesseits des Ufers des Baches aufzustellen. Im Dickicht und hinter den Bäumen, die ihn einsäumten, konnten wir uns gehörig gegen die Geschosse der Feinde decken. Die Pawnees hüten sich überdies, einen auf diese Weise gedeckten Feind anzugreifen; ihr eigentliches Schlachtfeld ist die offene Prairie, wo sie auf ihren flüchtigen Rossen gleich Geiern über ihre Feinde herfallen, oder sie umschwärmen und ihre Pfeile auf sie abschießen können. Trotz dem konnte ich mir nicht verbergen, daß, war wirklich ein so starker Haufen dieser gut berittenen, kriegerischen Wilden in der Nähe, und wurden wir von ihnen angegriffen, die Unerfahrenheit unserer neu gewordenen Mannschaft, ihr Mangel an Kriegszucht und selbst der Muth mancher jüngern unter ihnen, deren Sinn auf Abenteuer und Kriegsthaten stand, uns keiner geringen Gefahr aussetzten.

Allermittelst langte der Kapitän im Lager an, und Alles drängte sich neugierig um ihn her. Er erzählte, er sey auf seinem Streifzuge ziemlich weit gekommen, und habe langsam, längs des Graths einer kahlen Anhöhe seinen Rückweg in's Lager eingeschlagen, da sey ihm oben auf einem Hügel gegenüber etwas aufgefallen, das ausgesehen wie ein Mensch. Er blieb stehen und sah scharf hinüber; das Ding stand aber so regungslos, daß er es am Ende für einen Busch oder den Wipfel eines Baums an der andern Seite der Anhöhe hielt. Er ging weiter, da rückte es gleichfalls in derselben Richtung fort. Jetzt ward auch eine andere Gestalt daneben sichtbar, wie wenn einer bisher am Boden gelegen oder eben über die Anhöhe herübergekommen wäre. Der Kapitän hielt an und sah hinüber; sie blieben gleichfalls stehen. Er legte sich in das Gras, da gingen sie weiter; als er sich wieder erhob, blieben sie wieder stehen, als beobachteten sie ihn. Er wußte, daß die Indier ihre Lauerposten auf diese Weise auf kahlen Anhöhen aufstellen, wo man eine weite Aussicht beherrscht, und die verdächtigen Bewegungen der Leute mußten ihn vollends stutzig machen. Er steckte seine Mütze auf die Büchse und schwenkte sie in der Luft; sie achteten nicht auf das Signal. Er schritt nun zu und betrat ein Gehölz, das ihn jenen aus dem Gesicht brachte. Als er nach einer Weile wieder freie Aussicht bekam, sah er die beiden Leute rasch vorwärts eilen. Da die Anhöhe, auf der sie gingen, in einem Bogen auf diejenige zulief, wo er selbst sich befand, so war es, als ob sie ihm den Rückzug in's Lager abschneiden wollten. Er muthmaßte jetzt, sie könnten zu einem starken Haufen Indier gehören, die entweder im Hinterhalt lägen oder im Thal jenseits der Anhöhe dahinzögen; er eilte daher, nach Hause zu kommen, und da er auf einer Höhe zwischen sich und dem Lager ein paar Jäger gewahrte, rief er ihnen zu,

sie sollen die Pferde in's Lager treiben lassen, weil nach diesen die Indier zu allererst zu greifen pflegen.

So war der Lärm entstanden, der das ganze Lager in Aufruhr gebracht. Man zweifelte nicht daran, daß die Männer auf dem Hügel Vorposten der Bande von Pawnees gewesen, die unsere Jäger niedergeworfen. Von Zeit zu Zeit hörte man in der Entfernung Schüsse fallen; man dachte nicht anders, als sie rühren von dem Detachement her, das fortgeeilt, die Kameraden zu befreien. Noch mehrere Jäger, die jezt mit ihrer Rüstung fertig waren, sprengten in der Richtung des Feuers davon; andere sahen ängstlich und verlegen aus. Einer meinte: „Sind ihrer so viele, als man sagt, und so gut beritten, wie sie immer sind, so wird es uns auf unsern müden Rossen schlecht ergehen.“ — „Ei,“ erwiderte der Kapitän, „unser Lager ist fest, wir können schon eine Belagerung aushalten.“ — „Ja doch, aber bei Nacht stecken sie die Prairie in Brand und brennen uns aus unserem Lager heraus.“ — „Dann zünden wir Gegenfeuer an.“

Jezt ward gemeldet, ein Reiter komme auf das Lager zu. „Es ist einer von den Jägern!“ — „Es ist Clemens!“ — „Er bringt Büffelfleisch!“ so hieß es durcheinander, während der Reiter näher kam. Und es war wirklich einer der Jäger, die am Morgen den Büffeln nachgesezt hatten und seitdem vermißt wurden. Er kam in's Lager, sein Pferd rings behängt mit Jagdbeute, hinter ihm her seine Kameraden, alle frisch und gesund, und gleichfalls tüchtig beladen. Sie erzählten nun, wie lange sie hinter zwei Büffeln her gewesen, und wie viele Schüsse es sie gekostet, bis sie einen erlegt. — „Gut, aber die Pawnees — wo sind die Pawnees?“ — „Was für Pawnees?“ — „Die euch angefallen!“ — „Uns hat kein Mensch angefallen.“ — „Ihr habt aber doch Indier gesehen unterwegs?“ — „Ja, ja, zwei von uns stiegen auf eine Anhöhe, um nach dem Lager auszuschauen, und sahen auf einer Höhe gegenüber einen Kerl, der närrische Fratzen machte; allem nach war das ein Indier.“ — „Warum nicht gar! das war ich!“ rief der Kapitän, und jezt kam Alles an den Tag: der ganze Lärm rührte vom beiderseitigen Irrthum des Kapitäns und der Jäger. Die Geschichte von den dreihundert Pawnees und ihrem Angriff auf unsere Jäger erwies sich als eine muthwillige Lüge.

Da es jezt lediglich keinen Anschein hatte, als ob es zum Gefechte kommen sollte, so dachte Jedermann an's Essen; Toni trug uns die versprochene Büffelsuppe nebst Braten auf; die Suppe war aber furchtbar gepfeffert, und der Ochs, der den Braten hergegeben, mußte ein Patriarch der Prairie gewesen seyn. Nach den Strapatzen und der Aufregung den Tag über war das Lager bald in tiefen Schlaf gesunken, mit Ausnahme der Posten, die wachsamer waren, als gewöhnlich; denn man hatte denn doch kürzlich Spuren von Pawnees bemerkt, und befand sich mitten in ihrem Jagdgebiete. Nach zehn Uhr wurden wir durch einen neuen Allarm aus dem Schlaf aufgeschreckt. Eine Schildwache hatte ihr Gewehr losgeschossen und kam in's Lager gerannt, mit dem lauten Geschrei, es seyen Indier um den Weg. Im Nu war Alles auf den Beinen; der Eine griff nach der Büchse, der Andere machte sich auf, sein Pferd zu satteln; Viele eilten zu des Kapitäns Quartier, wurden aber zu ihren Feuern zurückgewiesen. Man befragte die Schildwache: der Mann versicherte, er habe einen Indier auf allen Vieren auf sich zu kriechen sehen, daher er Feuer auf ihn gegeben und in's Lager gelaufen. Der Kapitän meinte, der vermeintliche Indier werde ein Wolf gewesen seyn; er gab dem Manne einen Verweis, weil er seinen Posten verlassen, und schickte ihn wieder hinaus. Manche schienen indessen gar sehr geneigt, dem Bericht der Wache Glauben zu schenken; die Vorfälle den Tag über hatten sie für die Furcht vor lauernden Feinden und plötzlichem Ueberfall in finsterer Nacht empfänglich gemacht; lange noch saßen sie um ihre Feuer, die Büchse in der Hand, leise mit einander wispernd und scheue Blicke umherwerfend. Es fiel indessen nichts weiter vor; allgemach erstarben die Stimmen, die Plauderer nickten, schlummerten, entschliefen, und nach und nach sank Schlaf und Stille wiederum auf das ganze Lager herab.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Der König als Redner. Das Versailler Museum.

Bei dem diesjährigen Namensfeste des Königs konnte sich Jedermann wieder von der außerordentlichen Geläufigkeit desselben im Stegreifreden überzeugen, eine besondere psychologische Erscheinung. Sobald der Vorstand einer Behörde oder einer Deputation vortritt und seine Anrede abliest oder hersagt, neigt sich der König zu ihm hin und horcht aufmerksam auf jedes Wort, wobei sich seine ganz besonders reizbaren Gesichtsmuskeln oft zum Lächeln verziehen; wahrscheinlich rührt jede Bewegung dieser Muskeln von einem besondern Eindrucke her, den seine Seele von den Worten des Redenden empfängt. Kaum ist nun das lezte Wort der Rede vernommen, so strömt die Antwort des Königs wie ein Fluß daher, und diese Antwort bezieht sich immer auf eine oder mehrere Stellen der eben vernommenen Rede. Kommt in der Antwort keine besondere Beziehung auf die Anrede vor, so kann man kühn daraus schließen, daß der König sie absichtlich vermieden hat, und seine Ursachen hatte, sie mit Stillschweigen zu übergehen. Zuweilen nimmt er in

der Antwort ein Wort zurück und ändert dasselbe; aber ohne Unterbrechung, und das Ganze ist wie aus Einem Gusse. Nach meiner scharf angestellten Beobachtung stelle ich mir vor, daß die Antwort in dem Maße fertig wird, wie die Rede vorrückt; denn sie fährt so schnell heraus, daß sie unmöglich erst nach angehörter Rede gemacht seyn kann. Dabei sieht er äußerst freundlich aus, und bückt sich sehr höflich, ich möchte fast sagen, sehr bescheiden gegen die Behörde oder die Deputation. Es gibt manche Redner in Frankreich, die sehr schön aus dem Stegreife reden; aber ich glaube nicht, daß es einen gibt mit dem Talente, eine feierliche Rede, oder vielmehr dreißig Amtsreden mit solch unglaublicher Schnelligkeit zu beantworten. Dies ist eine besondere, wahrscheinlich ihm angeborne Fähigkeit; denn daß sie sich durch Uebung, sey es auch eine vieljährige, erwerben lasse, ist nicht wahrscheinlich. Ludwig Philipp hat sie sogleich in den ersten Tagen seiner Regierung, ohne vorhergegangene Uebung, an den Tag gelegt. Uebrigens will ich sie keineswegs als eine hohe und besonders nützliche Gabe rühmen, sondern nur als auf eine Eigenheit aufmerksam darauf machen. Natürlich bewiesen die vielen Amtsreden durchaus nichts. Die dreißig Reden und Lobsprüche verhinderten daher auch das Volk gar nicht, das Fest bei dem schönen Wetter ruhig und ohne lebhafte Aeußerung von Anhänglichkeit zu genießen oder still vorübergehen zu lassen. An diesem Namensfeste sollte das viel besprochene historische Museum, dessen Einrichtung Ludwig Philipp mit ganzer Seele betreibt, eröffnet werden; auch spielten einige Amtsreden wieder darauf an; es war aber nicht möglich, und die Eröffnung ist auf die Feier der drei Julitage aufgeschoben; aber vielleicht wird es auch dann noch nicht vollständig eingerichtet seyn. Der Plan scheint sich in den Gedanken des Königs allmählich erweitert zu haben, so daß jezt kaum das große Schloß Raum genug hat, um Alles zu fassen. Obschon die ministeriellen Tageblätter noch immer nichts Umständliches über diese großartige Anstalt geben und man sie Niemand sehen läßt, so glaube ich doch Folgendes als richtig angeben zu können. Das Museum soll eine Sammlung historischer Gemälde und Statuen oder statuarischer Arbeiten für drei Epochen werden, nämlich die Regierung Ludwigs XIV., unter welchem Versailles das geworden, was es jezt ist, die Regierung Ludwigs XV. und das Napoleonsche Kaiserthum. Hieraus folgen also drei Abtheilungen, worunter dann Porträts, Büsten, Schlachtgemälde, andere geschichtliche Darstellungen u. dgl. klassifizirt werden sollen. So viel als möglich ist, soll keine einzige Person fehlen, welche irgend eine geschichtliche Bedeutung in jenen Epochen hat. Wo aber soll man die Porträts hernehmen? Hier hat der König Rath geschafft, er hat sie nämlich nach Zeichnungen, Kupferstichen oder Denkmälern aus jener Zeit verfertigen lassen. Sind diese Porträts gut gerathen, so ist der Gedanke lobenswerth; läuft aber Fabrikarbeit mitunter, wie es bei der schnellen Fertigung dieser bestellten Arbeiten zu fürchten steht, so wäre es schlimm. Dann kommt es auch noch darauf an, ob man für die fehlenden Porträts getreue Muster gewählt hat; denn ein ungetreues Porträt ist in historischer Hinsicht keinen Heller werth. Schon seit einem Jahre sind mehrere Säle im Louvre, worin sonst Zeichnungen berühmter Meister aufgehängt sind, dem Publikum verschlossen; diese dienen den Künstlern, welche dazu berufen worden, zu Werkstätten, um die mehr oder weniger verdorbenen Gemälde aus der Zeit Ludwigs XIV. zu restauriren. So z. B. werden hier die ganz verschossenen Schlachten von Van der Meulen nach den Tapeten, welche Ludwig XIV. glücklicherweise nach den Gemälden hatte wirken lassen, genau wieder hergestellt. Bei den Gemälden aus der Napoleonschen Kaiserzeit bedarf es dieser Arbeit nicht; dennoch erleiden einige dieser Gemälde eine Ueberarbeitung, die mir eben nicht sehr lobenswerth scheint. Ludwig Philipp will nämlich, daß die Kunstwerke nicht allein an und für sich da seyen, sie sollen auch ein harmonisches Ganze ausmachen und zur Zierde jedes Saales mitwirken, also mit der architektonischen Anordnung der Ausstellung in Einklang gebracht werden.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 111:

Der Druck.

Räthsel.

Unter vielen
Schönen Spielen
Hab' ich eines mir erkoren,
Dazu bin ich selbst geboren;
Ohne Glück beginnt man's nicht,
Ohne Kunst gewinnt man's nicht.

Unter seinen
Vielen feinen
Gängen sich den besten wählen,
Leicht könnt ihr die Kunst verfehlen,
Und der Narr des Spieles bleibt,
Wer es als Hazardspiel treibt.

Doch verrücken
Seine Tücken
Leicht auch eure feinsten Plane,
Bringen euch zurück vom Wahne,
Daß ihr eurem guten Spiel
Danket ein erwünschtes Ziel.

Wie sich quälet,
Wer's verfehlet,
Und ein Glück für sich zu rauben
Wähnt mit manchem Aberglauben:
Ach! wie hab' ich oft gelacht,
Ja geweint, wenn ich's bedacht.

Doch erringen,
Ja erzwingen
Kann sein Glück, wer will beachten,
Wie's die guten Spieler machten;
Ihm wird nie sein Spiel vergällt,
Ob auch schlecht sein Würfel fällt.

Trümpfe sparen
Für Gefahren,
Zeitig jedes Matt! entfernen,
Ruhig müßt ihr spielen lernen!
Denn Ein rascher Streich zu viel,
Und verloren ist mein Spiel.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 118.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 18. Mai 1835.

Versprechen ist der Geist der Zeit, es öffnet die Augen der Erwartung; Halten ist immer der Narr dabei, und außer bei plattem, einfältigem Volk ist Halten des Versprochenen ganz außer Kurs gesezt.

Shakespeare.
Timon.

Die Londoner Büchertrödler.

Unter den mancherlei theuern Dingen, die man in London dem Anscheine nach wohlfeil erhält, stehen die Bücher und Flugschriften obenan, die ziemlich auf allen lebhaften Straßen, vorzugsweise aber in der fast eine Stunde langen Orfordstraße und in der sie durchkreuzenden und nicht kürzern Regentstraße vom Morgen bis zum Abende, alle Jahrszeiten hindurch zum Verkauf ausgerufen und herumgetragen werden. Die Pamphlets sind wohlfeil, denn der Preis derselben übersteigt selten für das Stück den Betrag eines kupfernen Penny, acht Pfennige sächsisch; auch die Bücher sind wohlfeil, denn sie werden höchstens um den vierten Theil des Ladenpreises ausgeboten und, wenn man nicht hastig zugreift, um eine andere Hälfte dieses ansehnlichen Rabatts überlassen. Gleichwohl sind die auf solche Art erworbenen Bücher und Flugschriften, mit vielleicht Einer Ausnahme in hundert Fällen, theuer, sehr theuer. Der Büchertrödel wird gleichmäßig von Männern und Frauen, obgleich in der überwiegenden Zahl von erstern getrieben. Da wandeln sie denn die Straßen auf und ab, alle Taschen mit eingebundenen literarischen Produkten vollgestopft und unter dem linken Arme deren so viele, als die Krümmung zu halten vermag, während die ausgespreizten Finger beider Hände in aufgeschlagenen Büchern ruhen, um solche den Vorübergehenden zeitgemäß vor die Augen zu bringen. Zu solchen Aushängeschildern dienen namentlich die Taschenbücher, diese den Schnee ankündigenden und in merkwürdiger Regelmäßigkeit wiederkehrenden Zugvögel. Ihre goldnen Schnäbel funkeln im hellen Sonnenschein; selbst durch den dicken Nebel brechen ihre Lichtstrahlen sich Bahn, und ihr schönstes Gefieder sind die allerliebsten schwarzen Bildchen, welche die ersten zwölf oder zwanzig Seiten füllen. Trödler und Trödlerinnen verstehen die Colibrifedern so geschickt zu handhaben, daß fünf Finger vollkommen ausreichen, zehn Stück zu fassen, und sie wissen so kunstfertig damit zu manövriren, daß es fast unmöglich ist, an ihnen vorüberzustreifen, ohne sie anzusehen. Ist man dadurch zum Stillstehen und nähern Betrachten bewogen worden, so ist auch der Handel so gut wie abgeschlossen. Gleich einer Klette hängt der Verkäufer sich an, gleich einem bösen Geiste folgt die Verkäuferin, und wer nicht kauft, weil er meint, einen guten Handel zu machen, der kauft, um den schreienden Trödler, um die krächzende Trödlerin los zu werden. Und schmunzelnd steckt man das Keepsake u. s. w. in die Tasche, denn es ist doch gewiß ein preiswürdiger Kauf, für zwei oder drei Schillinge ein Buch zu erhalten, welches beim Verleger nicht unter ein-und-zwanzig Schillingen zu bekommen ist.

Man kommt nach Hause, nimmt das wohlfeil erworbene Gut aus der Tasche, durchblättert es und

entdeckt, daß man sehr theuer gekauft hat, denn der angebliche Almanach auf das nächste Jahr ist bereits drei, vier oder noch mehr Jahre alt. Wer das hört oder liest, während er gemächlich im Sopha sitzt und in einer Stadt wohnt, auf deren Straßen man stundenlange Gespräche führen kann, ohne die Vorübergehenden zu behindern, der wird selbstgefällig denken oder sagen: das soll mir nicht passiren, und er kommt nach London, und siehe! es passirt ihm. Wie breit auch die Trottoirs der Orford- und Regentstraße sind, sie haben doch nur Raum für die Gehenden, nicht für die Stehenden, und ein Stillstand von fünf Sekunden trägt zu mancher Tageszeit richtig seine zehn Rippenstöße ein. Der Deutsche glaubt seiner angeborenen deutschen Vorsicht vollständig Genüge geleistet zu haben, wenn er den Titel des Buchs angesehen und sich daraus überzeugt hat, daß es dem laufenden oder spätestens dem nur eben ablaufenden Jahre angehört. Der Titel des Buchs ist allerdings, wenn der neue Besitzer es nach Hause bringt, unverändert derselbe, wie im Augenblicke der Erwerbung; aber das Unglück will, daß er schon in jenem Augenblicke falsch war, und daß mithin der Käufer für seine zwei oder drei Schillinge eigentlich nichts gekauft hat, als den neuen Titel eines alten Buchs. Nun gut, ruft der Mann, dem ich so frei war, zu bemerken, daß ungeachtet seines Glaubens an das Gegentheil ihm so etwas ebenfalls passiren könne, nun gut, ich kaufe kein Taschenbuch, und kann ich die verfolgende Sibylle nicht anders als durch einen Kauf los werden, so wähle ich mir ein geschichtliches Werk oder eine von Bulwers neuesten Novellen, die wegen des geringen Absatzes, den sie im Buchhandel finden, gewiß ein gangbarer und wohlfeiler Trödelartikel sind. — Schön, mein Herr, thun Sie das; Sie können dann sicher seyn, mit keinem Taschenbuche angeführt zu werden; aber zählen Sie, ehe sie den Handel abschließen und Ihren Beutel öffnen, die Blätter des gewählten Werks, vergleichen Sie die Zahl mit der gedruckten Seitenzahl, oder Sie laufen Gefahr, ein Werk zu erhandeln, in welchem viele Dutzend Blätter fehlen.

Und gibt's in dem gesetzlichen England gegen so betrügerischen Verkehr nicht gesetzlichen Schutz? — Ein so befragter Sachwalter antwortete: nein, und führte als Entscheidungsgründe die auch in Deutschland üblichen Redensarten an: wer die Katze im Sacke kauft, darf nicht klagen, wenn sie keine Mäuse fängt, und, wer die Augen nicht aufthut, muß den Beutel aufthun. Wie aber jene Trödler in den Besitz ihrer falschen Waare gelangen? Auf verschiedene Art. Entweder sie kaufen alte Bücher und geben ihnen neue Titel, oder sie stehlen alte Bücher und geben ihnen auch neue Titel, oder Menschen, die beides an ihrer Statt thun, geben ihnen die Bücher in Kommission, oder Verlagshandlungen, denen die defekte und nicht defekte Waare bleiern auf dem Lager lastet, suchen durch Hülfe der Trödler sich der Last zu entledigen.

Wie man die wohlfeilen Bücher theuer bezahlt, weil man für sein Geld oft etwas Unbrauchbares und höchst selten das erhält, was man zu haben beabsichtigt und zu erhalten meint, so auch mit den Flugschriften. Die Verkäufer dieser gehören nur dem starken männlichen Geschlechte an und unterscheiden sich von jenen Trödlern theils dadurch, daß sie, statt wandelnd, stationär sind, theils dadurch, daß sie nicht bloß den angeblichen Inhalt ihrer Waare mit unermüdeter Stimme ausrufen, sondern ihn auch in mächtiger Schrift auf großen, an hohen, vor sich aufgepflanzten Stangen befestigten Brettern männiglich kund thun. Darin aber stimmen sie mit jenen überein, daß sie die Käufer anführen. Was schreit der Mann dort für den Preis von zwei Pence aus? Eine Menge Menschen umstehen ihn; seine Worte sind unverständlich, aber groß und leserlich steht auf der überragenden Tafel geschrieben: Interesting disclosures. Memoirs of the public and private life, amourous adventures and wonderful exploits at home and abroad of Madame Vestris, the modern Don Giovanni, Macheath and Don Juan; auf Deutsch: Interessante Eröffnungen. Denkwürdigkeiten aus dem öffentlichen und Privatleben, verliebte Abenteuer und wunderbare Thaten im In- und Auslande, von Madame Vestris, dem neuen Don Giovanni, Macheath und Don Juan. Den lockenden Inhalt der ausgebotenen Brochüre noch lockender zu machen, ist die Tafel mit einer feinen Malerei versehen, darstellend eine hübsche weibliche Gestalt, nachlässig auf dem Sopha ruhend, hinter ihr zu ihren Häupten ein Mann mit einer Grenadiermütze auf dem Kopfe, ob Offizier oder Gemeiner, ist nicht zu erkennen, und seine Hand vertraulich auf ihrer Schulter. Es erfordert keineswegs den Scharfsinn eines Newton, um das Bild mit der Schrift in Einklang zu bringen und die weibliche Gestalt für Madame Vestris zu nehmen. Madame Vestris ist eine dem Publikum wohl bekannte Dame. Ehe sie Madame Vestris wurde, war sie Fräulein Bartolozzi, älteste Tochter eines Herrn Bartolozzi, der, wie ich glaube, um einer Religionsverfolgung zu entgehen, seine Geburtsstadt Lissabon verlassen mußte, sich nach London flüchtete und hier in dem Theile der Stadt, der Westminster heißt, als Sprachmeister auftrat. Zugleich mit ihm kam sein Bruder nach England, der berühmte Kupferstecher Bartolozzi, der seinen Namen durch seine Werke wahrscheinlich ebenso auf die Nachwelt bringen wird, wie er ihn durch sein excentrisches Wesen in den Mund seiner Zeitgenossen brachte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die irische Wittwe.

(Beschluß.)

Hört eine That, wie sie noch nicht von Dichtern
Beschrieben ward! hört eines Priesters Schmach! —
So sprach die Wittwe Ryan zu den Richtern:
„Ich war auf's Feld gegangen jenen Tag,
Unfern vom Dorf; es lag zu meinen Füßen.
Und da mir Dick gesagt: ich komme nach,
So harrt' ich sein. Auf einmal hört' ich schießen,
Und durch die Dächer sah den Dampf ich wehn.
Da kam des Nachbars Weib mit hast'gem Grüßen;
Die fragt' ich zitternd: habt ihr Dick gesehn?
Sie sagte: nein! doch drin im Dorfe wüthet
Der schwarze Bill, und vor den Hütten stehn
Dragonerhaufen, denen er gebietet.
Mit Schwert und Feuer will er zücht'gen Jeden,
Der nicht alsbald den Zehnten ihm vergütet. —
Ich keuchte heim, entsezt ob solchem Reden;
Ich selber ja noch schuldete dem Harten.
Denn ich bin arm! — Mißwachs und Hagelschäden —
Mein Gatte todt — wohl müht in Feld und Garten
Mein Dick sich ab! o Gott, er war so gut,
Und seine Freude war es, mein zu warten!
Doch wollte sich nicht mehren unser Gut,
Und dünn und dürftig fielen unsre Garben,
Der Mann im Chorrock drückt' uns bis auf's Blut;
Um ihn zu sätt'gen, mußten wir oft darben.
Ich war ihm schuldig grade jezt fünf Pfund
Und achtzehn Schillinge; — vor Christag starben
Zwei Kühe mir: dies des Verzuges Grund. —
Ich kam in's Dorf; da hielten die Soldaten,
Da, Zehnten fordernd, ritt der Mann, deß Mund —
Nichtuns! — das Wort lehrt! — Der und solche Thaten!
Zertrümmert war die Pforte meiner Hütte;
Ich war betäubt, und wußte nicht zu rathen.
Doch trat ich näher mit verzagtem Schritte,
Und sprach fußfällig ihn um Nachsicht an.
Er aber wies mich ab, und schwur, er ritte
Nur mit dem Zehnten aus des Dorfes Bann;
Er — doch mein Sohn? — es fällt mir schwer auf's Herz!
Was redet er nicht mit dem harten Mann?
Mein Dick! — die Nachbarn deuten scheunenwärts,
Wie ich den Namen meines Sohnes nenne.
Ich schreit' hinein — ihr habt von Mutterschmerz
Wohl reden hören? — sehet, auf der Tenne
Kalt, leblos liegt er, eine Jünglingsleiche,
Vom Tod entstellt, doch kenn' ich ihn! ich kenne
Mein eigen Blut! — o Gott! — ich knie, ich streiche
Aus seiner Stirn das blonde, schlichte Haar;
Ich nehm' die Hand, die blasse, marmorgleiche;
Die Arme steif, das braune Antlitz war
Bedeckt mit kaltem, kaltem Todesschweiße;
Der Mund halb offen, doch des Odems baar,
Und von den Augen sah man nur das Weiße;
Vorn aus der Jacke quoll das dunkle Blut.
O Gott, mein Sohn, mein einz'ger Sohn! ich reiße
Das Hemd ihm auf, Einhalt zu thun der Fluth:
Die Kugel war ihm recht durch's Herz gegangen.
Beschützen wollend seiner Mutter Gut,
Hatt' auf des Priesters Wink er sie empfangen. —
Da lag er leblos auf den harten Steinen,
Und Todtenblässe lag auf seinen Wangen.
Ich weinte nicht — o Gott, ich kann nicht weinen!
Ich sah ihn an, und sah ihn an — fortwenden
Die glüh'nden Augen konnt' ich nicht von seinen
Erstarrten Zügen — mag ich mit den Händen
Sie auch bedecken, mag ich fest sie schließen,
Doch seh' ich ihn! — und ließet ihr mich blenden,
Ich säh' ihn noch, wie er zu meinen Füßen
Im Blute lag! — ich seh' ihn Tag und Nacht,
Doch Thränen, weh' mir! kann ich nicht vergießen.
Schlaf? — seit dem Tage hab' ich nur gewacht,
Und meine starren alten Augen glühn,
Zu springen droh'nd; — doch seine schloß ich sacht
Mit dieser Hand; die Krieger draußen schrien.
Also geschah's, ich hab' euch Nichts verhohlen!“ —
Ich bog mich schürend vor in den Kamin,
Und eine Thräne zischte in die Kohlen.

Ferdinand Freiligrath.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, April.

Wilhelm v. Humboldt.

Es war ein warmer Frühlingstag, einer aus dem täuschenden Vorfrühlinge dieses Jahres, als man eine große Zahl Kutschen aus der Residenz nach einem der beliebtesten Vergnügungsorte, anderthalb Meilen von der Stadt, fahren sah. Die ersten Männer der Wissenschaft, der Kunst und des Staates saßen in diesen Kutschen; aber ihre ernste Miene, ihr schwarzes Kleid verriethen nichts von einer Lustpartie, auch fehlten die Frauen; und wie die Kutschen durch die dunkeln, traurigen Kiefern sich langsam dem Dorfe näherten, wurde auch einem Ununterrichteten ihre Bestimmung deutlich. Dorf und Vorwerk Tegel werden für immerdar, auch wenn es einst die austretende Havel überschwemmen, oder ein Erdbeben verschlingen sollte, in der deutschen Poesie leben. Goethe hat diesen winzigen Ort durch ein Epigramm in der Wallpurgisnacht aus dem Meere der Gewöhnlichkeit gezogen. Es geschah, weil einmal in einer albernen Zeit ein alberner Geist daselbst gespukt. Seitdem wohnte dort einer der hellsten, edelsten Geister unsers Jahrhunderts, ein Geist, dessen Name die Geister der Unwissenheit, des Aberglaubens und der Engherzigkeit verscheuchte, genannt.

gefeiert in beiden Hemisphären, ein helles Licht in der Wissenschaft und in unserm Staate, ein Geist, dem ein ererbter, glorwürdiger Name aus der deutschen Vorzeit zu Hülfe kam, der es aber vorzog, durch sich und aus sich heraus ihn geltend zu machen. Dieser Geist hatte, nach vielen Leiden, seine sterbliche Hülle verlassen, und die Kutschen und die schwarz gekleideten Männer waren gekommen, bei der still feierlichen Beisetzung als Ehrenzeugen zugegen zu seyn. Die Sonne schien freundlich am Himmel, als **Wilhelm von Humboldts** Leiche, seinem Wunsche zufolge, in dem schönen Garten, den er aus der Verwilderung geschaffen, zur Erde bestattet wurde. Die Theilnahme sprach sich weniger in Worten und prunkenden Reden aus, als in einem alle Gegenwärtigen übermeisternden Gefühle der Wehmuth. Sie Alle fühlten, was er gewesen, was er geleistet, was er seiner Zeit bedeutet, und was sie ihm dafür gewährt hatte. Es gehört auch zur Charakteristik derselben, daß ein Mann, wie Wilhelm Humboldt, quiescirend die lezten, langen Jahre seines einflußreichen Lebens verbrachte. Angeklagt wird damit Niemand, denn man weiß nicht so genau, wer, und ob nicht er selbst die mittelbare Ursache davon ist; ich führe es aber eben auch nur als Symbolum unserer Zeitepoche an, die meint, fortleben zu können in den sichern, gegebenen Geleisen, ohne noch ferner der ungewöhnlichen Geister zu bedürfen, die in einer außergewöhnlichen Zeit sie bahnten. Unter den Gerührtesten war sein edler, hochberühmter Bruder, der nun ganz allein steht in der Sphäre, wo sich zu bewegen der deutsche Adel einst für Ehre und Pflicht hielt. Wilhelm Humboldts lezte Krankheit näherte sich schon lange mit sicherm Schritte diesem Ausgang. Er duldete viel; auch äußere Umstände kamen hinzu, ihm seine lezten Tage zu verbittern, z. B. das tödtliche Erkranken seines treuesten Dieners und Pflegers, die Entfernung seiner Familie. Aber er duldete mit der Seelenstärke, die ihn sein ganzes Leben hindurch begleitet, und scherzhaft recitirte er noch kurze Zeit vor seinem Tode griechische Verse, um zu beweisen, wie ungeschwächt sein Gedächtniß sey. Seiner bekannten Aeußerung, daß es nur zwei Dinge wären, die er nicht begreife, die Musik und ein Etwas, das ich aus Furcht vor Mißdeutungen nicht nenne, blieb er bis an sein Ende in so weit treu, als es ein so tiefer Geist, wie er, gemeint haben konnte. An falschen Auslegungen kann es auf dem Markte nicht gefehlt haben. Humboldt hinterläßt ein bedeutendes Vermögen; der schöne Park von Tegel mit dem antiken Ausbau des Schlosses daselbst ist sein Werk. Die ernsten Künste verlieren in ihm einen ernsten Freund, der in dem Sinne, wie er es war, erst wieder geboren werden muß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Mai.

(Beschluß.)

Das Versailler Museum.

Es trifft sich, daß einige große Schlachtgemälde des Baron Gros noch nicht groß genug sind; er muß sie also verlängern; vom Verkürzen ist glücklicherweise keine Rede; denn sonst würde das Versailler Museum ein wahres Prokustesbett für die armen Kunstwerke werden. Man behauptet zwar, wenigstens habe ich behaupten hören, die Künstler seyen nimmer abgeneigt, ihre großen Schlachtgemälde noch zu vergrößern, weil ihnen dies Gelegenheit an die Hand gebe, noch irgend eine anziehende Episode hineinzubringen; aber zuweilen muß es doch der Harmonie der ersten Anlage schaden. Dies müssen jedoch die Künstler selbst am besten wissen, und ich denke, Gros und Gérard würden nicht eingewilligt haben, ihre Gemälde zu vergrößern, wenn sie überzeugt wären, daß sie sie dadurch verderben. Von den Bildhauerarbeiten, deren Originale man nicht bekommen konnte, weil sie eine andere Bestimmung haben und bereits an einem öffentlichen Orte aufgestellt sind, z. B. von den Basreliefs am Napoleonschen Triumphbogen auf dem Carrousselplatze, hat man Abgüsse genommen, die nun statt der Originalien im Versailler Museum zur Vervollständigung des Ganzen aufgestellt werden. Fast keinen Tag läßt der König vorübergehen, ohne die Werkstätten im Louvre zu besuchen und zu sehen, wie weit die Arbeiten vorrücken. Auch sieht man fast täglich schwer beladene Wagen vom Louvre nach Versailles fahren; es muß dort schon eine ungeheure Menge von Kunstsachen beisammen seyn. Wahrscheinlich soll die Büstensammlung über die drei Epochen weit hinausreichen und sich bis in die Zeit der kapetischen Monarchie erstrecken; wenigstens sind in der gothischen Kirche zu St. Denis, wo sich bekanntlich die königlichen Grabgewölbe und Grabmonumente vorfinden, eine Menge von Köpfen für das Versailler Museum abgeformt worden. Ueber diese Zeit hinaus kann man auf keine genauen Porträts rechnen, und daher geht der Anleger des Museums auch nicht tiefer in die Geschichte hinein. Man ist nun sehr begierig auf die Eröffnung der unstreitig sehr reichhaltigen und mannichfaltigen Sammlung, worin sich Manches wieder finden wird, was man längst für verloren hielt und als verdorben und ohne Werth auf die Speicher des Louvre gebracht hatte. In artistischer Hinsicht ist das konstitutionelle Gesetz der Unverantwortlichkeit der Person des Königs nicht gültig. Jedermann weiß, daß die gesammte Anstalt nach Ludwig Philipps Sinn angelegt und ausgeführt worden ist. Ist also die Anlage großartig schön, so gebührt ihm allein Lob und Dank; wo nicht, so wird auch nur sein Kunstgeschmack getadelt werden können; denn obwohl der Architekt Fontaines, wie auch der Intendant Graf Montalivet den König oft nach Versailles begleiten, so ist doch gewiß, daß sie nur Rath geben, aber nichts leiten. Wie ich schon einmal erwähnt habe, so ist bloß das Erdgeschoß zur Aufstellung der Kunstsachen bestimmt; was nun aber die großen Appartements des Versailler Schlosses betrifft, nämlich die weltberühmte Galerie, wo die Hofleute nach einem huldvollen Blicke des mächtigen Monarchen geizten, und die Gemächer, welche Ludwig XIV., seiner Familie und auch seinen Maitressen zur Wohnung dienten, so sollen sie nach damaligem Geschmacke wieder möblirt und ausgeschmückt werden. Man hat also die ohnehin jezt wieder zur Mode gewordenen Möbeln jener Zeit aus dem Gardemeuble hervorgesucht, aufgepuzt, restaurirt und renovirt, und man wird nun bald das Vergnügen haben, die Grandsappartements ungefähr so ausstaffirt zu sehen, wie sie zur Zeit waren, als Turenne und Villars, Mad. de Sevigné und die Montespan noch in denselben umherwandelten. Die aus England herüberkommenden Lords werden entzückt seyn, hier im Großen ausgeführt zu sehen, was einige von ihnen bereits mit großen Kosten im Kleinen versucht haben, nämlich ein altes Ameublement im Geschmacke des Zeitalters Ludwigs XIV. wieder herzustellen, und gewiß werden einige ächten Tories bloß deßwegen eine Reise nach dem revolutionären Paris antreten, um im Anblicke eines Gemaches aus der ächt monarchischen Zeit einige Augenblicke schwelgen zu können. So etwas richtet das über den Sieg der Whigs niedergeschlagene Gemüth wieder auf, und das Vergangene dient zum Troste für das Gegenwärtige. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 119.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 19. Mai 1835.

Held Nimrod selbst gestand es frei,
Nicht jeder schöne Jagdtag sey
Zum Fangtag auserkoren.
Bald kommt kein Wild ihm zu Gesicht,
Bald nicht zum Schuß, bald trifft er nicht,
Und bald versagt die Flinte.

v. Wildungen.

Die Prairien.

Nach Washington Irving.

Die Büffeljagd.

Unsere farbigen Leute waren lange ausgewesen, jezt langten sie an auf dampfenden, abgetriebenen Rossen, die rings mit Fleisch behängt waren, wie Fleischerbuden. Sie hatten jenseits des Waldes eine ungeheure, mit Büffelheerden bedeckte Prairie entdeckt und sich begnügt, vier Stücke zu erlegen. Wollte man freilich Toni glauben, so hätten sie die Büffel zu Duzenden schießen können.

Nach einigen Stunden Wegs zeigte uns Beatte von einer Anhöhe den Ort, wo er mit seinen Kameraden die Büffel gejagt, und wir sahen in der Ferne mehrere schwarze Gegenstände sich bewegen, Büffel, die zu der Heerde gehörten. Der Kapitän beschloß, hier ein paar Tage zu lagern, um eine regelmäßige Büffeljagd anzustellen und sich Proviant zu verschaffen. Beatte versprach mir und meinen Begleitern, uns an einen Ort zu führen, wo wir der Jagdlust recht genießen könnten; wir verließen daher das Lager und wandten uns der Prairie zu. Von einer Anhöhe gewahrten wir ein Rudel wilder Pferde in der Entfernung von etwa einer Meile. Jezt war bei Beatte kein Gedanke mehr an Büffeljagd; er ritt ein kräftiges, halbwildes Pferd, die Schlinge am Sattelknopf, und machte sich auf, den Pferden entgegen; wir blieben auf der Anhöhe und sahen ihm nach. Gedeckt von einem Waldstreif, ritt er sachte dahin, so daß er ihnen ganz nahe kam, bevor sie es merkten. Kaum wurden sie aber seiner ansichtig, rissen sie alle aus. Wir sahen den verfolgenden Jäger am Horizont hinstreichen, wie einen Kaper, der auf einen Kauffahrer Jagd macht; aber nicht lange, so verschwand er sammt den Pferden. Es zeigte sich nachher, daß er ein kräftiges Pferd mit der Schlinge gefangen, dieses ihm aber sammt dem Strick ausgerissen war.

Während wir seiner Rückkehr harrten, sahen wir zwei Büffelochsen den Abhang an einem Wasser, das sich durch eine mit Bäumen bewachsene Schlucht wand, herabkommen. Ich und einer meiner Begleiter versuchten es, sie unter dem Schutz der Bäume zu beschleichen; sie erblickten uns aber schon in der Entfernung von drei-, vierhundert Yards, kehrten um und liefen die Anhöhe wieder hinauf. Das ungeheure Gewicht von Kopf und Vordertheil macht, daß der Büffel sich mühsam bergan arbeitet, bergab aber geht es eben deßhalb desto schneller. Wir waren daher im Vortheil und kamen ihnen rasch auf den Leib, konnten aber unsere Pferde nicht nahe genug hinanbringen, weil sie schon vom Geruch des Büffels scheu werden. Mein Begleiter, der ein Doppelgewehr

führte, gab Feuer, fehlte aber. Jezt schlugen die Büffel eine andere Richtung ein und sprengten pfeilschnell bergab. Da sie sich getrennt hatten, so nahm jeder von uns einen auf's Korn. Ich hatte ein paar alte Pistolen, und Pistolen sind auf der Büffeljagd sehr brauchbar, weil der Jäger nahe an das Thier heranreiten und im vollen Galopp Feuer darauf geben kann, wogegen die langen, schweren Büchsen, wie man sie auf der Grenze führt, zu Pferde schwer zu handhaben sind und man unmöglich damit sicher zielen kann. Ich bemühte mich daher, dem Büffel auf Pistolenschußweite nahe zu kommen. Dies war aber kein Leichtes; ich war trefflich beritten, mein Pferd schien feurig bei der Jagd und holte das Wild bald ein; sobald es ihm aber beinahe zur Seite war, machte es Miene, abzuspringen, mit gespizten, vorwärts gereckten Ohren und allen Anzeichen von Abscheu und Angst. Und dies war kein Wunder: kein Thier sieht, wenn ihm der Jäger hart zu Leibe geht, so diabolisch aus wie der Büffel. Die kurzen schwarzen Hörner erheben sich aus einem mächtigen Busche zottiger Haare, die Augen brennen wie Kohlen, das Maul ist offen, die Zunge trocken und halbmondförmig aufwärtsgeschlagen; der Schwanz steht gerade aufrecht und der Haarbüschel am Ende peitscht die Luft: aus seinem ganzen Wesen spricht Wuth und Schrecken im Verein.

Mit Mühe brachte ich mein Pferd nahe genug hinan, zielte, aber zu meinem Verdruß versagten beide Pistolen. Im Galopp war das Zündkraut abgefallen. Als ich die zweite Pistole abdrückte, war ich ganz nahe am Büffel, da kehrte er sich in der Verzweiflung plötzlich schnaubend um und stürzte auf mich zu. Mein Pferd drehte sich, wie auf einem Zapfen, machte einen heftigen Satz, und da ich mich gerade mit vorgestreckter Pistole seitwärts hinausbeugte, wäre ich beinahe dem Büffel vor die Füße geworfen worden. Ein paar Sätze des Pferdes brachten uns außerhalb des Bereichs des Feindes, und dieser, der sich nur in der äußersten Bedrängniß gegen mich gewandt, sprengte ruhig seines Wegs weiter. Sobald ich mein furchtbar geängstetes Roß wieder zur Ruhe gebracht und frisches Pulver aufgeschüttet hatte, ging es wieder dem Büffel nach, der im Lauf nachgelassen hatte, um zu verschnauben. Als ich herbeikam, riß er wieder aus, weit vorwärts gelehnt, in schwerem polterndem Galopp dahinschießend, mit wüthendem Ungestüm durch Büsche und Schluchten brechend, während verschiedene Stücke Rothwild und Wölfe, von seinem donnernden Laufe aufgeschreckt, links und rechts Hals über Kopf hinausstoben.

Ein Wild in vollem Laufe auf den Prairien zu verfolgen, ist keineswegs ein so sanfter Ritt, als man sich vorstellen mag, wenn man sich darunter eine offene, ebene Fläche denkt. Allerdings sind die zu diesem Jagdgebiet gehörigen Prairien nicht so wirr mit grünenden Gewächsen und langem Gras bedeckt, wie die tiefern Prairien, und größtentheils mit kurzem Büffelgras bewachsen; dagegen ist hier der Boden stark gehügelt, und wo er am ebensten erscheint, häufig von tiefen Spalten und Schluchten durchschnitten, welche Wasserströme nach Platzregen eingerissen, und die sich wie Fallgruben dem Jäger in den Weg legen, indem er im vollen Laufe jählings anhalten oder Hals und Bein wagen muß, um darüber zu kommen. Auch gibt es auf den Ebenen eine Menge von kleinen Thieren gegrabener Löcher, in welche das Pferd leicht bis über die Fessel tritt und mit dem Reiter stürzt. Wir waren überdies gerade jezt in einem sehr unebenen, durchschnittenen Strich der Prairie. Der Büffel, dem es an's Leben ging, achtete gar nicht darauf, wohin er lief, und stürzte sich kopfüber in Schluchten hinab, an deren Rande man nothwendig erst eine Stelle suchen mußte, wo besser hinabzukommen war. Endlich kam er zu einer Stelle, wo ein Winterstrom eine tiefe Rinne durch die ganze Prairie gerissen und zackiges Gestein bloßgelegt hatte, eine lange, von steilen, abbröckelnden Wänden begrenzte Kluft. Da stürmte der Büffel hinab, halb fallend, halb springend, und rannte dann unten weiter, während ich, die weitere Verfolgung aufgebend, anhielt und ihm vom hohen Ufer ruhig nachsah, bis er in den Windungen der Kluft verschwand.

(Die Fortsezung folgt.)

Die Londoner Büchertrödler.

(Fortsezung.)

Fräulein Bartolozzi war ein junges, bezauberndes, lebhaftes Mädchen, drei Eigenschaften, von denen die lezte ihr den Wunsch einflößte, sich auf den Brettern zu versuchen, während die beiden ersten ihr schnell ein Engagement bei der italienischen Oper erwarben. Ihr Geschmack entschied sich für die edle Tanzkunst. Vestris war Balletmeister; sie bat ihn um Unterricht, er erfüllte ihre Bitte, gewann ihre Neigung und heirathete sie. Vestris war jedoch, um mit wenigen Worten Alles zu sagen, kein Mann für seine lebhafte, damals neunzehn Jahre alte Frau. Dieser fehlte es an nichts weniger als an Anbetern; Lords, Herzoge, der Prinz selbst schmeichelten ihrer Schönheit, warben um ihre Gunst. Konnte Madame Vestris ihre Verehrer kalt von sich stoßen? Madame Vestris war Tänzerin, folglich konnte sie es nicht; auch sahen das alle Menschen ein, nur

nicht Herr Vestris. Er war streng, hart, eifersüchtig, Beweis genug, daß er kein Mann für seine Frau war. Demgemäß gehörte die Ehe nicht zu den glücklichen. Dies zu verbessern, ging Vestris mit seiner Frau nach dem Kontinent. Sie trat dort auf, fand auch dort Anbeter, das kranke Glück der Ehe genas nicht, aber Vestris wurde krank und starb, nachdem kurz zuvor eine Trennung erfolgt war. Die junge und schöne Wittwe ging nun nach England zurück und ist jezt zwar nicht mehr jung, doch immer noch schön und nebenbei Eigenthümerin und Direktrice des Olympictheaters.

Da wir nächst dieser Skizze manch größeres Gemälde aus Madame Vestris Lebensgalerie kennen, so geschieht es nur, um unsere Kenntnisse zu vermehren oder zu berichtigen, daß wir die „interessanten Eröffnungen" zu lesen wünschen. Also reichen wir dem Ausrufer die geforderten zwei Pence und erhalten dafür, zierlich in einen blauen Umschlag geheftet, das viel versprechende Pamphlet. Kein Zweifel, sein Inhalt rechtfertigt seinen Titel; verbürgt das nicht ein Holzschnitt, den wir wider Erwarten, und vom Ausrufer unerwähnt, der Brochüre beigegeben finden, darstellend eine angekleidete Dame, die auf einem Beine steht, während ein schnurrbärtiger Elegant, ein Bein in beiden Händen, zur Thüre hinausläuft? Es steht allerdings zu vermuthen, daß dieses Bein das andere Bein der einbeinigen Dame seyn soll, allein die Darstellung ist durchaus nicht unanständig. Das gibt uns Hoffnung, daß die interessanten Eröffnungen es ebenfalls nicht seyn werden. Man kann ja Alles sagen, von Allem sprechen, ohne anzustoßen, ohne den Anstand zu verletzen. Fünf weitläufig gedruckte Oktavseiten liegen vor uns; wir lesen, wir haben gelesen und — sind angeführt. Nichts von interessanten Eröffnungen, keine Zeile von verliebten Abenteuern, kein Wort von wunderbaren Thaten, keine Sylbe von einem weiblichen Don Giovanni. Nichts als Lob über Madame Vestris öffentliches und Privatleben; wie sie auf Provinzialbühnen zum Vortheil des Unternehmers unentgeldlich gespielt, wie sie nicht hat vermocht werden können, diejenigen vor Gericht zu verfolgen, die ihr unlängst ihre Juwelen gestohlen haben, wie sie keine Klage gegen einen gewissen Anderson erhoben, weil er Leute gedungen, sie auszupochen, wie sie nie die hundert Pfund gefordert, welche die Jury wegen eines sie betreffenden Pasquills ihr zugesprochen u. s. w. Kurz, der Geist des Ganzen ergibt sich aus folgender Stelle: „das glückliche England war das Land ihrer Wahl. Wir hoffen, sie werde nie den Vorzug bereuen, den sie England geschenkt hat. Angebetet und verehrt von Allen, die Zeugen ihrer Leistungen, Bewunderer ihrer Talente sind, möge sie den schräg sich senkenden Pfad ihres Lebens sanft hinabwandeln — in Frieden, Glück und Gesundheit!"

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Mai.

Der Nonnenaufruhr im Hospital.

Wir haben seiner Zeit in diesen Blättern über die traurigen Empörungs- und Zerstörungstage gesprochen, die 1831 und im April vorigen Jahres Lyon so schmerzlich aufregten. Wir erwähnten dabei auch rühmend des schönen Christenmuths unserer barmherzigen Schwestern in den Tagen der Gefahr. Damals glaubten wir aber nicht, daß das in Frankreichs Städten herumziehende Insurrektionsmiasma auch diese in christlicher Demuth, in Gehorsam und Wohlthun erzogenen Mädchen ergreifen und so gewaltsam und leidenschaftlich aufregen würde, wie es noch nie und nirgend geschehen. Natürlich, sehr natürlich ist dies freilich zugegangen, aber wenig im Sinn des reinen Christenthums, daß diese Schwestern voriges Jahr furchtlos unter den Kartätschen und Kanonenkugeln in den Straßen hin und her trieb, um zu retten und zu helfen. Damals wurden viele Schwerverwundete in's Hôtel-Dieu geschafft, fast lauter junge, hübsche, kräftige Männer, die bald keine Gelegenheit versäumten, den Schwestern, besonders den jüngern, ihre Gefühle, Ideen und Meinungen mitzutheilen. Dabei mag manches Menschliche mituntergelaufen seyn; kurz, der Geist dieser Mädchen bekam eine andere Richtung. Ihr Aumonier, oder der ihnen vorgesezte Geistliche und Beichtvater, that nichts, um die Schwestern zur Ordnung zurückzuführen; ja, da sich seit einiger Zeit Mißverständnisse zwischen ihm und der Hospitaladministration erhoben hatten, so suchte er auch die ihm vertrauten Schwestern gegen dieselbe aufzuregen, was um so leichter war, da diese Administration sich schon mehrmals entschieden gegen die Stimmung und das Betragen der jüngern Schwestern ausgesprochen hatte. Diese erklärten nun auf einmal, die Hospitaladministration habe ihnen nichts vorzuschreiben. An ihrer Spitze stand die Schwester Robert, ein junges, schönes und feuriges Mädchen, kaum zwanzig Jahre alt, die der Administration zuerst allen Gehorsam aufkündigte. Sie wurde deßhalb vor das Hospitalkonseil gefordert und erschien auch, aber nicht als eine fromme Dienerin der Kirche, oder wenigstens als ein bescheidenes Mädchen, sondern als eine gelehrige Schülerin der Insurrektion, als eine wahre Judith. Es war dem Konseil unmöglich, sie durch mildes Zureden von ihrem Unrecht zu überzeugen und zum Gehorsam zurückzuführen; im Gegentheil, sie ward immer kecker, und es war leicht, an ihren Aeußerungen zu bemerken, daß sie in der Politik der Revolution und in der Insurrektionskunde Privatunterricht bekommen, auch wohl profitirt hatte. Das Konseil sah sich also gezwungen, um nicht seine ganze Autorität aufzugeben, der Insurgentin zu erklären, sie sey von nun an von dem Hospitaldienst ausgeschlossen, und dabei wurde ihr ein Tag bestimmt, wo sie das Hotel zu räumen habe. Sie erklärte hierauf, sie sey von Gott hieher gesendet, um den Leidenden Hülfe zu bringen und ihre Schmerzen zu erleichtern, Menschen können ihr dies nicht untersagen; sie werde daher nur der Gewalt

weichen, und wolle man diese gegen sie anwenden, so werden sich gewiß Helfer zu ihrem Schuz finden; hierauf ließ sie noch einige obligate Stellen aus den paroles d'un croyant folgen. Als nun am dritten, zu ihrem Austritt bestimmten Tag die siebente Abendstunde herbeigekommen war, ohne daß das Mädchen Anstalten zum Weggang machte, sah die Hospitaladministration ein, es sey nun Zeit, Gewalt zu brauchen. Ein Polizeikommissär traf mit einigen seiner Leute ein, und für jeden Fall wurde in der Straße des Hotels ein Piket von fünfzig Mann Truppen aufgestellt, ein Kraftaufwand, der allerdings komisch scheint, wenn man bedenkt, daß nur von einem zwanzigjährigen Mädchen die Rede war, der aber bei der Stimmung des Pöbels gegen Autorität und Regierung klug genannt werden muß. Um jedoch unnüzes Aufsehen zu vermeiden, wollte man die inkulpirte Schwester in die Zimmer der Administration kommen und von da abführen lassen. Die andern Schwestern hatten jedoch von der Ankunft des Polizeikommissärs Wind bekommen, und die Insurgentin erschien nicht. Der Kommissär will nun ernstliche Maßregeln gebrauchen, da bricht in einem Augenblick die Insurrektion im ganzen Hospital aus. Eine dreifache Reihe Schwestern — die jüngsten im Vordertreffen — stellt sich dem Kommissär entgegen und widersezt sich jeder Untersuchung. Umsonst beruft sich dieser auf das Gesez, umsonst schwingt er seine dreifarbige Schärpe; nur Schimpfworte und Drohungen werden ihm zur Antwort. Der Hospitalökonom, der bei ihm steht, wird wirklich mißhandelt. Immer mehr steigt der Tumult, die insurgirten Schwestern stoßen so furchtbare Verwünschungen aus, daß es der Offizier des Infanteriepostens auf der Straße hört und mit seiner Schaar herbeieilt, um den bedrohten Kommissär zu schützen. Dieser aber war besonnen genug, ihm für seinen guten Willen zu danken und ihn zum Abmarsch zu veranlassen. Durch die Erscheinung des Militärs waren die Schwestern noch erboster geworden; drei verließen den Saal, eilten in die Kirche und zogen die Sturmglocke. Es wurden Soldaten nachgeschickt, und vor diesen ergriffen sie die Flucht. Wiewohl nun das Sturmläuten nur einige Minuten gedauert hatte, so waren dadurch doch in dem volkreichen Quartier und bei den in den Abendstunden sehr belebten Straßen über achthundert Menschen vor dem Hospital versammelt, und diese verlangten Eintritt, da sie glaubten, die Sturmglocke bedeute Feuer. Glücklicherweise waren die Thore fest zu, und der Schweizer versicherte auf alles Andringen, es sey kein Feuer, sondern nur ein falscher Lärm. So zog denn die Volksmasse nach und nach wieder ab, gar Manche aber nicht ohne Unwillen und Zögern, denn sie schienen zu wissen, was eigentlich im Innern des Hospitals vorgehe, warum und von wem Sturm geläutet worden sey. Hätten diese Leute eindringen können, so wäre die Verwirrung in der Dunkelheit noch viel größer geworden und hätte wohl nur ein blutiges Ende genommen. Darauf schienen es auch die Schwestern abgesehen zu haben. Während einige die Sturmglocke läuteten, eilte die Schwester Trouillod in den Saal der am Fieber darniederliegenden Frauen, wo vier Reihen Betten stehen, und schrie: „Steht auf, steht auf! man entführt, man massakrirt eure Schwestern!" Die Wirkung dieses Zurufs auf fieberkranke Frauen ist leicht zu ermessen; mehrere fielen sogleich in Zuckungen, andere kamen im Hemd herbeigelaufen und wollten mit den Soldaten handgemein werden, darunter Gestalten, die an die Hexen in Macbeth erinnern konnten. Was geschah nun endlich? Es ist lächerlich, zu sagen, aber es ist so, es geschah — Nichts.

(Die Fortsezung folgt.)

Berlin, April.

(Fortsezung.)

Bettina's Briefe. Die archäologische Gesellschaft.

Die Briefe der Wittwe von Arnim mit Goethe stehen noch auf dem Niveau der höhern gesellschaftlichen Mittheilungen. Doch dringen sie auch durch Vermittelung der Leihbibliotheken bereits in die große Leserklasse, welche freilich nicht zu viel davon verstehen wird; aber sie ist es doch jezt, welche einem Werke den Stempel der Geltung aufdrückt. Die Leihbibliothekare sind die Ailmesser der öffentlichen Anerkennung geworden. Sie wissen besser, als Kritiker, Sozietätsmänner und Buchhändler, was gezündet hat und fortwirkt. Von renommirten Büchern müssen sie natürlich mehrere Exemplare ankaufen, ohne doch dem Verlangen der Neugierigen damit nur verhältnißmäßig entsprechen zu können, und wie bei einem Konkursverfahren werden die Expectanten nach der Zeitfolge der Anmeldung in ihre Listen eingetragen und so befriedigt; ob doch auch da viel über bevorzugte Klassen geklagt wird? Für die Bettina'schen Briefe sollen schon in jeder größern Leihbibliothek Listen mit 80 — 100 Expectanten liegen. Vielleicht führt das zu einem neuen Industriezweig, der in der Mitte zwischen dem Buchhandel und den Leihbibliotheken liege, wandelnde Leihbibliotheken für Novitäten anzulegen. In größern Städten, wo ein zahlreiches, nur auf das Moderne begieriges Publikum ist, würden solche Institute gewiß rentiren und zugleich dem Bedürfniß entgegenkommen, und dem Buchhandel durch vermehrten Absaz der Novitäten helfen. Die abgelesenen Novitäten bleiben denn noch immer von Werth für die gewöhnlichen Leihbibliotheken, oder können in den Provinzen auf's Neue Novitäten werden. Einige literarische Manifeste haben die Bettina'schen Briefe auch veranlaßt, zu einem ordentlichen literarischen Bürgeraufruhr ist es indessen noch nicht gekommen. Personen wie Streitfragen liegen in der Zeit zu entfernt.

Die große archäologische Gesellschaft, welche, von Rom und Paris aus dirigirt, in der Person unsers Kronprinzen ihren Protektor hat, scheint mehr und mehr auch hier in Berlin einen festen Stapelplaz sich zu gründen. Gerhards Vorlesungen im Museum über dasselbe haben gewiß günstig gewirkt, um eine allgemeinere Theilnahme rege zu machen. Vielleicht hatte auch sein Auftreten den offiziellen Zweck, die Wächter über den Schäzen aus dem Schlaf aufzurütteln, ein Schlaf, der zwar unschädlich ist, denn die Schäze werden nicht gestohlen werden, aber die Sammlung ist noch so jung, und bedarf noch so sehr des Zuwachses, daß man billigerweise der Meinung seyn konnte, die Posten dabei dürften noch nicht zu Sinecuren werden. Dr. Panoffa's, des Generalsekretärs des Institutes, Anwesenheit hier hat denn auch wohl mit diesen Zweck. Auch reist Dr. Waagen in diesem Augenblick nach England, wie man glaubt, in Aufträgen für das Museum. Am 21sten April feierte diese archäologische Gesellschaft das Palilienfest, als das mit Roms Stiftungsfest herkömmlich amalgamirte, durch gelehrte Vorträge und ein Mittagsmahl. Auch dem Scherze wurde nachher beim Weine sein Recht gewährt, wie es denn nie ganz ausgeschlossen bleiben darf, wo in einem geselligen Verein ein Fortleben beabsichtigt wird. Was hier von namhaften Künstlern, Gelehrten und Staatsbeamten, die sich für gelehrte Kunst interessiren, ansäßig ist, fehlte nicht bei diesem Feste, und der Toast des Professor Gerhard auf eine sehr alte, aber — so wurde gewünscht — immer jugendlich bleibende Dame, Roma, verfehlte unter den übrigen Gesundheiten seine Wirkung nicht.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 120.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 20. Mai 1835.

Falstaff. — Gnädiger Herr, ich will diesen Ausputzer nicht ohne Antwort hinnehmen! Edle Kühnheit nennt Ihr unverschämte Frechheit?

Shakespeare.

Die Londoner Büchertrödler.

(Beschluß.)

Das ist Alles recht schön, und wir haben es mit großer Erbauung gelesen, aber angeführt sind wir doch. Wir dürfen uns indessen darans in keiner Beziehung einen Vorwurf machen, nicht bloß, weil hundert andere Käufer unser Geschick theilen, sondern weil vor ganz Kurzem der kluge, von Alters- und Amtswegen erfahrene Lord Mayor, der König der City, gleichmäßig angeführt worden ist, und sein Fall ist um Vieles schmerzlicher. Seinen Fall haben die Zeitungen erzählt, und da er seit dem Austritte des Melbourneschen Ministeriums durch seine ultratoristische Gesinnung sich vielfach verhaßt gemacht hat, so ist er bedeutend ausgelacht worden. Als in den lezten Tagen des verwichenen Decembers die politischen Zusammenkünfte in der City mit entschiedenem Uebergewichte gegen das Peelsche Ministerium sich ausgesprochen, glaubte der Lord Mayor den Strom dadurch hemmen zu können, daß er das Herumtragen von Aufforderungen zur Theilnahme an solchen Versammlungen streng untersagte und seinen Constables befahl, alle an Stangen befestigten und herumgetragenen Anschläge, wodurch Volksaufläufe entstünden, wegzunehmen und die Träger nach Befinden zur Haft zu bringen. Da sieht nun einmal ein Constable auf der neuen Straße, welche von Mansion-house nach der Londonbrücke durchgebrochen worden und eine sehr lebhafte Straße ist, eine gewaltige Menschenmenge um zwei Tafeln versammelt. Dem ausdrücklichen Befehle gehorsam, nimmt er sie weg und überliefert sie dem Gericht haltenden Lord Mayor. Es fand sich, daß die Tafeln keinen Aufruf zu einer politischen Zusammenkunft, sondern selbst zwei Zusammenkünfte von ganz anderer Art enthielten. Auf der ersten war zu schauen die Zusammenkunft der Begründer des Menschengeschlechts, unserer ersten Eltern, und auf der zweiten die Zusammenkunft eines Herrn in geistlicher Kleidung mit einem Frauenzimmer. Der Lord Mayor war höchlich entrüstet und fragte nach dem Herumträger. Der Constable erwiderte, er habe sich bloß der Tafeln bemächtigt, denn er sey des Glaubens gewesen, daß sie vorzugsweise die Uebertreter der obrigkeitlichen Anordnung seyen, indem der Herumträger nur die Absicht gehabt, dadurch Käufer zu einem Paket Bücher zu bekommen. Die Entschuldigung schien dem Lord Mayor nicht zu genügen. Weil man aber in England nicht frischweg verhaften kann, ohne seine Börse und seine Person großen Fährlichkeiten auszusetzen, so ließ er es bei stillschweigender Unzufriedenheit bewenden und befahl, die Tafeln, bis der Eigenthümer derselben sich melden würde, sorgsam

aufzubewahren. Der Eigenthümer ließ nicht lange auf sich warten, und auf die Frage des Lord Mayor, ob er sich nicht schäme, so unsittliche Darstellungen öffentlich zu zeigen, antwortete er sehr ruhig: „er könne Seine Gnaden heilig versichern, daß der von ihm ausgestellte Gegenstand nichts weniger als Tadel verdiene. Die Abbildungen auf den Tafeln, namentlich die, welche Adam und Eva darstelle, seyen Kopien nach einem der größten Meister, und da das Original dem Publikum täglich gezeigt werde, so sey er keinen Falls mehr zu tadeln, als die Mitglieder der königlichen Akademie oder die Vorsteher der Nationalgalerie.“ — Der Lord Mayor, der im Fache der schönen Künste nicht sehr bewandert ist, hatte auf diesen Einwurf nichts zu entgegnen und verlangte nun zu wissen, was das für Bücher seyen, die mittelst solcher Ankündigungen an den Mann gebracht werden sollten. „Viel Gutes,“ sagte er, „läßt sich nicht von Büchern erwarten, die auf so zweideutige Art empfohlen werden.“ — „Es thut mir sehr leid,“ erwiderte der Eigenthümer, „daß Ew. Gnaden eine so üble Meinung von mir haben, um so mehr, je ungerechter sie ist. Nichts auf der Welt sollte mich vermögen, ein so schlechtes, verworfenes Gewerbe zu treiben, als in meinen Augen das eines Verkäufers unsittlicher Bücher ist. Ich fordere Jeden auf, mir das Schuld zu geben und seine Behauptung zu beweisen. Hier sind die Bücher, zu deren Empfehlung die Gemälde dienen sollten.“ Ziemlich lebhaft ergriff und durchblätterte der Lord Mayor die dargereichten Druckschriften, aber wahrhaftig, sie enthielten auch nicht ein Jota von Immoralität, sondern bezweckten vielmehr, den Menschen an die ungewisse Dauer seines Lebens, an seine Hinneigung zum Laster und an alles das Elend zu erinnern, welches die unvermeidliche Folge ist, wenn er sich in Versuchung führen läßt und nicht die Kraft hat, ihr zu widerstehen. Der Lord Mayor verzog das Gesicht, nannte diese Art, die Leute — und ihn — anzuführen, eine neue Erfindung, und entschied, daß, obgleich gegenwärtiges Verfahren minder strafbar sey als das entgegengesetzte, unmoralische Bücher unter moralischen Titeln zu verkaufen, es doch, als die Schicklichkeit verletzend, ebenfalls nicht geduldet werden könne. Demgemäß ging sein Ausspruch dahin, daß zwar die Bücher zurückgegeben, die Abbildungen aber vernichtet werden sollten. Der Eigenthümer war darüber so wenig betreten, daß das Ganze ein angelegter Plan schien, um die Verordnung des Lord Mayor und dadurch ihn selbst lächerlich zu machen. „Ich bedaure,“ sagte der Verurtheilte, „daß meine Abbildungen so unglücklich sind, Ew. Gnaden zu mißfallen. Abbildungen muß ich jedoch haben, wenn ich meine Bücher absetzen will. Also werde ich mich bemühen, ihren Inhalt auf andere Art zu versinnlichen.“

Die Prairien.

(Fortsetzung.)

Jezt blieb nichts übrig, als mein Pferd zu wenden und meine Begleiter aufzusuchen. Dies war aber nicht so ganz leicht: im Weidmannseifer war ich unbedachtsam weit fortgesprengt und sah mich nun mitten in einer Einöde, wo wellenförmige Hügel, kahl und einförmig, den Gesichtskreis beschränkten, und wo, weil es völlig an charakteristischen Formen, an Punkten fehlt, nach denen man sich richten kann, der Unerfahrene sich so leicht verirrt als auf der wüsten See. Noch dazu war der Himmel bedeckt, so daß ich mich nicht nach der Sonne richten konnte. Das einzige Mittel war, die Spuren, die mein Pferd im Herkommen gemacht, wieder rückwärts zu verfolgen, aber ich verlor sie oft, wo der Boden mit dürrem Gras bedeckt war. Wer nicht daran gewöhnt ist, für den hat die Einsamkeit der Prairie etwas unbeschreiblich Schauerliches; Waldeinsamkeit ist nichts dagegen. Hier ist die Aussicht durch Bäume beschränkt, und die Einbildungskraft kann sich, was dahinter liegt, so lieblich malen als sie will; dort aber eine unermeßlich hingebreitete Landschaft, ohne die Spur eines menschlichen Wesens. Es drängt sich einem das Gefühl auf, daß man weit, weit von allen menschlichen Wohnsitzen ist, es ist einem, als lebte man allein in einer ausgestorbenen Welt. Jezt, da das Feuer der Jagd verraucht hatte, war ich doppelt empfänglich für diese Eindrücke. Die Stille der Einöde brach zuweilen hier das Geschnatter eines Trupps Pelikane, die Gespenstern gleich um ein Wasser in der Ferne herwackelten, dort das unheimliche Geschrei eines Raben in der Luft, während hin und wieder ein schuftiger Wolf vor mir aufsprang, eine Strecke lief, sich sezte, und heulte und winselte, in Tönen, welche die weite Einsamkeit umher wirklich schauerlich machten. Endlich gewahrte ich oben auf einer Anhöhe in der Ferne einen Reiter, und erkannte ihn bald als meinen Begleiter von vorhin; er hatte kein besser Glück gehabt als ich. Bald darauf stieß noch ein würdiger Freund, der Engländer, oder der Dilettant, wie wir ihn nannten, zu uns; er hatte mit der Brille auf der Nase zu Pferde zwei oder drei Schüsse gethan, ohne zu treffen.

Wir beschlossen, uns nicht zum Lager zu wenden, bevor wir nicht noch einen Versuch gemacht. Wir musterten die weite Ebene und entdeckten, etwa zwei Meilen weit weg, eine Büffelheerde, welche zerstreut bei einem schmalen Streif von Buschwerk und Bäumen weidete. Es brauchte keinen starken Aufwand von Phantasie, um sich dabei zu denken, zahmes Rindvieh grase auf einer Gemeindeweide und hinter dem Gebüsch liege ein einsamer Bauerhof. Unser Plan ging dahin, die Heerde zu

umgehen, und sie von jenseits der Gegend zuzujagen, wo, wie wir wußten, ungefähr unser Lager sich befand; machten wir es nicht so, so konnten wir durch die Jagd leicht soweit hinausgeführt werden, daß es uns unmöglich wurde, uns vor Einbruch der Nacht zurückzufinden. Wir machten daher einen weiten Umweg, ritten sachte, vorsichtig dahin und hielten an, sobald wir sahen, daß ein Stück der Heerde aufhörte zu grasen. Zum Glück wehte der Wind von ihnen her, sonst möchten sie uns leicht gewittert haben. So gelang es uns, die Heerde förmlich zu umgehen, ohne sie aufmerksam zu machen. Sie bestand aus etwa vierzig Stücken, Ochsen, Kühen und Kälbern. Wir gingen jezt aus einander und rückten langsam in gleicher Linie vor, in der Hoffnung, unbemerkt ganz nahe kommen zu können. Allermittelst sezten sich die Büffel langsam in Gang und blieben alle paar Schritte wieder stehen, um zu grasen; da sprang auf einmal ein Ochs, der, unbemerkt von uns, zu unserer Linken unter einer Baumgruppe seiner Ruhe gepflegt hatte, von seinem Lager auf und eilte den andern nach. Wir wären noch ziemlich weit entfernt, aber bereits war das Wild gewarnt; wir ritten schärfer zu, die Heerde sezte sich in Galopp, und jezt ging die Jagd los.

Da das Terrain eben war, so sprengten sie sehr rasch dahin, eins hinter dem andern, zwei oder drei Ochsen im Nachtrab; der hinterste erschien durch seine ungeheure Größe, durch den ehrwürdigen Stirnbüchel und Bart von sonnenverbranntem Haar als der Altvater der Heerde, und lange schon mochte er als König der Prairie geherrscht haben. Der Anblick dieser plumpen Thiere ist schrecklich und komisch zugleich: mühsam schieben sie ihre schwere Masse vorwärts, wobei der unbehülfliche Kopf und das Vordertheil sich beständig auf und ab bewegen, der Schwanz steht in die Höhe, gleich Pantalons Schweif im Puppenspiel, stolz und spaßhaft zugleich flattert die Troddel an der Spitze in der Luft, und aus den giftig rollenden Augen sprüht Schreck und Wuth.

Ich sprengte eine Weile neben dem Zuge der Büffel her, war aber nicht im Stande, mein Pferd auf Pistolenschußweite hinan zu bringen, so sehr hatte es sich beim Angriff des Büffels vorhin entsezt. Endlich gelang es mir doch, aber leider versagten meine Pistolen wieder. Meine Begleiter, deren Pferde nicht so flüchtig und müder waren, konnten die Heerde nicht einholen; endlich schlug der Dilettant, der der hinterste war und des Terrains wegen nicht weiter konnte, seine Doppelflinte an und that einen sehr weiten Schuß. Die Kugel traf einen Büffel über der Lende, zerschmetterte den Rückgrat, und das Thier stürzte. Er hielt an und stieg ab, um seinen Fang abzuthun; da entlehnte ich das Gewehr von ihm, in dem noch ein Schuß war, sezte mein Pferd in vollen Lauf, und holte die Heerde wieder ein, die, von unserem dritten Mann verfolgt, dahindonnerte. Bewaffnet, wie ich jezt war, brauchte ich mein Pferd nicht so nahe hinzuzwingen; ich nahm einen Büffel auf's Korn und brachte ihn durch einen glücklichen Schuß zu Boden. Das Thier war zum Tod getroffen; es vermochte sich nicht mehr aufzuraffen, sondern blieb zappelnd im Todeskampf liegen, während die Heerde über die Prairie weiter sprengte.

Ich stieg ab, fesselte mein Pferd, damit es sich nicht verlaufen konnte, und betrachtete nun mein Opfer. Ich bin kein Weidmann; die Größe des Wilds, der Reiz einer abenteuerlichen Jagd hatten mich zu dieser ungewohnten Heldenthat getrieben. Jezt, da die Aufregung vorüber war, blickte ich mitleidig auf das arme Thier nieder, das zappelnd und blutend zu meinen Füßen lag. Gerade seine gewaltige Größe, die mich eben in seiner Verfolgung so hitzig gemacht, schärfte jezt meine Gewissensbisse. Es war mir, als stände das Leiden, das ich verschuldet, im Verhältniß mit der Körpermasse meines Opfers, als wäre hier hundert Mal mehr Leben vernichtet, als durch die Tödtung eines kleinen Thiers.

Diese Regungen der Reue wurden dadurch noch schmerzlicher, daß der Todeskampf des Thiers andauerte. Wohl war die Wunde tödtlich, aber der Tod konnte erst spät eintreten. Ich konnte es nicht über mich bringen, es so liegen zu lassen, damit es noch lebendig von den Wölfen zerrissen würde, welche bereits sein Blut gewittert, und, meines Abzugs gewärtig, in der Entfernung heulend umherschlichen, so wie von den Raben, welche umherflogen und ihr unheimliches Geschrei hören ließen. Es war jezt ein Werk der Barmherzigkeit, ihm den Gnadenstoß zu geben und seinen Leiden ein Ende zu machen. Ich schüttete daher frisches Pulver auf eine der Pistolen und trat zum Büffel heran. Ich fühlte, so mit kaltem Blute eine Wunde schlagen, ist etwas ganz anderes, als in der Hitze der Jagd Feuer geben. Doch ich legte an, gerade hinter dem Schulterblatt, und diesmal that die Pistole ihre Schuldigkeit: die Kugel mußte durch das Herz gegangen seyn, denn das Thier zuckte nur noch einmal und verschied.

Während ich über die Zerstörung, die ich so muthwillig angerichtet, philosophirte, und mein Pferd ruhig neben mir weidete, langte mein Jagdgefährte, der Dilettant bei mir an; und dieser, der, wie in Allem, so auch im edlen Weidwerk trefflich bewandert war, machte sich sogleich daran, dem Büffel die Zunge auszuschneiden, und überreichte sie mir, um sie als Siegeszeichen in's Lager zu bringen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Mai.

(Fortsetzung.)

Lyons sittlicher Zustand.

Die Schwester Robert ward überall gesucht, wo sie sich gewiß nicht versteckte, da aber, wo sie wahrscheinlich verborgen war, in dem Bette oder in dem Schrank einer andern Schwester, hielt es der Polizeikommissär doch nicht für passend, Nachsuchungen anzustellen und Gewalt zu brauchen; er zog also mit dem Offiziere und seinen fünfzig Mann unverrichteter Sache wieder ab. Die Hospitaladministration konnte sich aber natürlich mit diesen halben Maßregeln nicht begnügen, ohne ihre Stellung aufzugeben; denn die Schwestern wollten ihr von nun an weder gehorchen, noch das Hospital verlassen. Das Konseil beschloß daher, fünf soeurs prétendantes (angehende Schwestern) ganz aus dem Hospital zu entfernen, eine soeur croisée (ein Kreuz tragende Schwester) zu bestrafen, überdies aber einen Kommissär zu ernennen, um über das Betragen vier anderer Untersuchung anzustellen. Glücklicherweise wurde wenigstens bei diesen Maßregeln Festigkeit gezeigt, und die widerspenstigen Mädchen unterwarfen sich, als die Schwester Robert und die andern Insurgentinnen aus dem Haus entfernt waren. Es würde wahrscheinlich gar nicht zur Empörung gekommen seyn, wenn die Behörde gleich bei der ersten Gehorsamsweigerung Ernst gezeigt und die rechten Maßregeln ergriffen hätte. Indessen wurde mit dieser Ahndung der Insurrektionsgeist der Schwestern noch lange nicht gedämpft, denn ganz vor Kurzem zeigte er sich wieder in dem Hospital, wiewohl in geringerm Maß, gerade wie die refrudeszirende Cholera in Marseille.

Alle Erscheinungen, welche uns in und um Lyon jezt täglich beunruhigen, lassen sich nur aus diesem gänzlichen Mangel an Einigkeit und Zusammengreifen der Behörden erklären. Sie geben die Diagnose des Marasmus, in dem unsere Verwaltung versunken ist und der sich täglich mehrt. Daher die unaufhörlichen und empörenden Unsittlichkeiten und Skandale auf den Straßen, daher die unverschämten Einbrüche an den belebtesten Orten, die großen Diebstähle am hellen lichten Tag, die Kirchenräubereien, die Angriffe, Beraubungen, Verwundungen und Tödtungen in und dicht bei der Stadt, daher die immer wieder auflebenden Seidenarbeiter-Associationen, ihre vehmgerichtartigen Anmaßungen, Arbeitsverbote, Geldstrafen, Androhungen u. s. w., daher die neuen Insurrektionsscenen zwischen den Arbeitern, ihre Drohen unter einander, ihr Wüthen gegen das Militär, wo sie sich bald mit Verwundungen begnügen, bald zu heimlichen Schüssen und Dolchstößen auf die einzeln stehenden schutzlosen Schildwachen übergehen. Wäre den Lesern mit dergleichen Erzählungen gedient, so könnte ich alle Monate mit einigen Seiten aufwarten; einige andere könnten gefüllt werden mit Erzählung der versuchten oder ausgeführten, gewöhnlich durch die Nebenumstände noch gräßlicher werdenden Morde in Lyon und der Umgegend. Wie fragen Alle, wir fragen täglich: wann wird dies aufhören? werden wir wieder einen ruhigen und gesicherten Zustand erleben? werden wir in unserer schönen, reichen Stadt einmal nicht mehr für unser Hab und Gut zittern müssen? werden wir in diesem gesegneten Land seines Segens und unsers Lebens wieder froh werden? Allerdings! aber nicht eher, als bis seine Bewohner aufhören, auf der niedrigsten Stufe der Sittlichkeit und ächten Bildung unter den Völkern Europa's zu stehen, wenn sie anfangen, auch noch für etwas Anderes Sinn zu haben, als was dem gemeinsten Materialismus und Egoismus angehört. Man sieht dies auch oben recht gut ein, daher die dankenswerthen Bemühungen der Regierung, durch bessere Volksschulen und andere gute Anstalten dieser Art eine bessere Generation zu erziehen, die der Mehlthau der Revolution nicht ergriffen und verdorben hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, April.

(Fortsetzung.)

Neue Kunstwerke und Kunstbestrebungen.

Verschiedene verspätete Einsendungen zur vorjährigen Kunstausstellung — darunter auch einige aus Rom — haben es nöthig gemacht, noch einmal die Säle der Akademie dem Publikum zu öffnen, und so gering an Zahl auch die ausgestellten Kunstwerke sind, locken sie doch täglich eine große Anzahl Beschauer. Ein Altarblatt von Julius Hübner, das ein reicher Kaufmann aus Meseritz für die dortige Kathedrale bestimmt hat, nimmt als ein gewissermaßen vollendetes Kunstwerk die Aufmerksamkeit in Anspruch. Christus erscheint den vier Evangelisten. Christus als Erscheinung ist für alle Meister eine mißliche Aufgabe; sie so gelöst zu haben, daß das positiv Störende wenigstens entfernt bleibt, ist schon genug. Unter den Evangelisten, deren jeder in seiner eigenthümlichen Anschauungsweise versunken dasizt, ist besonders der jugendliche Johannes, der ihn allein ganz erschaut, gelungen. Wenige neuere Kirchen werden sich eines ähnlichen Altarblattes zu erfreuen haben. Fast ist es zu bedauern, daß das schöne Bild, welches Hübners Namen unter den Schadowschen Schülern wieder hoch in Ehren bringt, dort vergraben wird. Sonst sieht man wenig aus Düsseldorf. Einige treffliche Landschaften sind da von Ahlborn und Schirmer. Als reizende Effektstücke locken indessen zwei weibliche Porträts die Menge, eine schöne Brünette von A. Schmidt mit südlichem Anflug, und das sinnige Gesicht einer jungen Dame aus den höhern Ständen von Begas, eben so treffliche Werke, als die Schönheit der Züge ausgezeichnet ist. Unter den Skulpturen zeichnen sich mehrere Reliquien des zu früh für die Kunst in Rom gestorbenen Rudolph Schadow aus. — Die Theilnahme des Publikums für das wenige Neue, das ihm hier geboten wird, ist ein gutes Prognostikon für das gehoffte und erwartete Nationalmuseum, dessen Säle vermuthlich minder leer stehen werden, als leider die Hallen unsers großen Museums. Auch verlautet, daß der kunstliebende Graf Raczinski, welcher mit bedeutender Anstrengung und großen Opfern an einem Werke über die neuern deutschen Malerschulen arbeitet, ein Werk, das, in französischer Sprache, diese Schulen endlich auch zur Kenntniß des Auslandes bringen soll, seine eigene reiche Gemäldesammlung in seinem Hotel ausstellen und dem Publikum den Zutritt öffnen will. Möchte dies doch auch dem schwedischen Generalkonsul Wagner möglich werden, einem Manne, der das Verdienst hat, zuerst als Privatmann eine sehr große und werthvolle Sammlung von trefflichen Stücken jüngerer Maler nachgerade an sich gebracht zu haben. In dieser seiner Sammlung läßt sich auch historisch der Fortschritt der neuern Kunst verfolgen, und manches Bild, das vor zehn, zwölf Jahren auf der Ausstellung als unerreichtes Meisterwerk strahlte, tritt jezt sehr bescheiden vor der höhern Ausbildung der neuern Werke zurück. Leider kann ein Privatmann nicht immer offene Hallen unterhalten, wenn auch Herrn Wagners Humanität dies, wie wir nicht zweifeln, gern wollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 121.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 21. Mai 1835.

Was stets und aller Orten
Sich ewig jung erweist,
Ist in gebundnen Worten
Ein ungebundner Geist.

Platen.

Gedichte von H. Heine.

I.

Ich liebe solche zarte Glieder,
Der zarten Seele schlanke Hülle;
Ich liebe solche sanfte Augen
Und solche wilde Lockenfülle.

Du bist so recht die rechte Sorte,
Die ich gesucht in allen Landen!
Auch meinen Werth hat Euresgleichen
So recht zu würdigen verstanden.

Du hast an mir den Mann gefunden,
Wie du ihn suchst. Du wirst mich reichlich
Beglücken mit Gefühl und Küssen,
Und dann verlassen, wie gebräuchlich.

II.

Gleich Merlin, dem eitlen Weisen,
Bist du, armer Nekromant,
Nun am Ende festgebannt
In den eignen Zauberkreisen.

Festgebannt, zu ihren Füßen
Lieg' ich nun, und immerdar
Blick' ich in ihr Augenpaar; —
Und die Stunden, sie verfließen.

Stunden, Tage, ganze Wochen,
Sie verfließen wie ein Traum;
Was ich rede, weiß ich kaum,
Weiß auch nicht, was sie gesprochen.

Manchmal ist mir, als berühren
Ihre Lippen meinen Mund;
Bis in meiner Seele Grund
Kann ich dann die Flammen spüren.

III.

Du liegst mir gern im Arme,
Du liegst mir am Herzen so gern!
Ich bin dein ganzer Himmel,
Du bist mein liebster Stern.

Tief unter uns da wimmelt
Das närrische Menschengeschlecht;
Sie schreien und wüthen und schelten,
Und haben alle Recht.

Sie klingeln mit ihren Kappen
Und zanken ohne Grund;
Mit ihren Kolben schlagen
Sie sich die Köpfe wund.

Wie glücklich sind wir beide,
Daß wir von ihnen so fern!
In deinem Himmel verbirgst du
Dein Haupt, mein liebster Stern!

IV.

Wenn ich, beseligt von Liebesküssen,
In deinen Armen mich wohlbefinde,
Dann mußt du mir nie von Deutschland reden —
Ich kann's nicht vertragen — es hat seine Gründe.

Ich bitte dich, laß mich mit Deutschland in Frieden;
Du mußt mich nicht plagen mit ewigen Fragen,
Nach Heimath und Sippschaft und Lebensverhältniß —
Es hat seine Gründe — ich kann's nicht vertragen.

Die Eichen sind grün, und blau sind die Augen
Der deutschen Frauen, sie schmachten gelinde,
Und seufzen von Liebe, Hoffnung und Glauben —
Ich kann's nicht vertragen — es hat seine Gründe.

V.

Unsre Seelen bleiben freilich
In platonischer Empfindung
Festvereinigt; unzerstörbar
Ist die geistige Verbindung.

Ja, sogar im Trennungsfalle
Fänden sie doch leicht sich wieder;
Denn die Seelen haben Flügel,
Schnelles Schmetterlingsgefieder;

Und dabei sind sie unsterblich,
Und die Ewigkeit ist lange;
Und wer Zeit hat und wer suchet,
Findet, was er auch verlange.

Doch den Leibern, armen Leibern,
Wird die Trennung sehr verderblich,
Haben keine Flügel, haben
Nur zwei Beine und sind sterblich.

Das bedenke, schöne Kitty,
Sey vernünftig, klug und weise;
Bleib' in Frankreich, bis zum Frühling,
Bis ich mit nach England reise.

VI.

In meinen Tagesträumen,
In meinem nächtlichen Wachen,
Stets klingt vor meiner Seele
Dein allerliebstes Lachen.

Denkst du noch Montmorencys,
Wie du auf dem Esel rittest
Und von dem hohen Sattel
Hinab in die Disteln glittest?

Der Esel blieb ruhig stehen,
Fing an die Disteln zu fressen —
Dein allerliebstes Lachen
Werde ich niemals vergessen.

VII.

Ein Jeder hat zu diesem Feste
Sein liebes Liebchen mitgebracht,
Und freut sich der blühenden Frühlingsnacht.
Ich wandle allein, mir fehlt das Beste.

Ich wandle allein, gleich einem Kranken,
Ich fliehe die Lust, ich fliehe den Tanz,
Und die schöne Musik und den Lampenglanz —
In England sind meine Gedanken.

Ich breche Rosen, ich breche Nelken,
Zerstreuten Sinnes und kummervoll.
Ich weiß nicht, wem ich sie geben soll.
Mein Herz und die Blumen verwelken.

Zeitbilder aus Paris.

Die Pariser Spielhäuser.

Es gibt in Paris sechs privilegirte Spielhäuser; vier davon sind im Palais-royal, diesem Zaubergarten der Circe, ein fünftes ist in der Rue de Marivaux, und das sechste bei Frascati in der Rue Richelieu. Es ist unbegreiflich, wie sich noch immer eine so große Menge Leichtgläubiger finden mag, welche mit der Hoffnung auf mehr oder minder bedeutenden Gewinn die Schwelle dieser Häuser betreten, da es hier notorisch bekannt ist, daß die Spieldirektion an den Staat eine jährliche Pacht von sechs Millionen Franks bezahlt, daß die Verwaltung dieser Spielhäuser außerdem nicht weniger als drei Millionen im Laufe jeden Jahrs kostet und die Aktionärs der Spielgesellschaft dennoch sämmtlich ein unermeßliches Vermögen dabei gewinnen.

Jedes dieser Spielhäuser hat, gleichwie in Bayern ein Brauhaus, seine regelmäßigen Besucher, seine Standgäste, welche in kein anderes gehen und es als eine Versuchung des bösen Prinzips betrachten, so oft es ihnen einfallen sollte, ihr Glück einmal irgendwo anders auf die Probe zu stellen. Der Aberglauben der Spieler

ist in der ganzen Welt sprichwörtlich geworden, und es gibt in der That nichts Wahreres. In Paris waren selbst die geistreichsten Spieler davon nicht frei. Benjamin Constant, ein leidenschaftlicher Spieler, legte die Gold- und Silberstücke jedesmal so vor sich hin, daß die Bildnisse der Kaiser und Könige, welche darauf ausgeprägt waren, auf die umgekehrte Seite zu liegen kamen, weil er glaubte, ihr Anblick bringe ihm Unglück. Die meisten Spieler glauben steif und fest, daß ihnen das Glück nur in dem und dem Hause gewogen sey; andere kehren sogleich wieder um, wenn ihnen Jemand mit der Brille oder eine ältliche Dame beim Hinaufgehen auf der Treppe begegnet. Il n'y a pas de moyen de gagner, hörte ich eines Tags einen Spieler laut ausrufen, der sich erzürnt von seinem Sitze erhob, nachdem er eine bedeutende Summe verloren hatte, quand on a devant les yeux une figure aussi horrible que celle de Monsieur, und dabei warf er dem gegenübersitzenden Pontirer grimmige Blicke zu, und ging fort, um seinen Aerger und seinen Verlust zu verschmerzen.

Ein Transparent mit blaßrothem Lichtschimmer erhellt die Nummern der Spielhäuser im Palais-royal, und dient diesen Lasterhöhlen als Aushängeschild. Am übelberüchtigtsten darunter ist Nr. 36 in der Galerie Montpensier. Wenn der Spieler von Stand und Profession ungeheure Summen verloren, wenn sein abgestumpfter Geist ihn keine Sorgfalt mehr auf sein Aeußeres und seinen Anzug verwenden läßt, und jedes Gefühl für Anstand und Sitte in ihm erstorben ist, so sieht er sich genöthigt, die vornehmen Spielhäuser zu meiden; die Thüren bei Fraskati öffnen sich nicht mehr für ihn, und er begibt sich alsdann in die Rue de Marivaux, bis er endlich in den letzten Hafen, in Nr. 36 des Palais-royal, einläuft. Dies ist das Invalidenhotel und Bettlerhospital alter, heruntergekommener Spieler, welche hier im Winter von Mittag bis drei Uhr des andern Morgens ein gewärmtes Zimmer und ein schlechtes Bier, zu jeder Jahreszeit aber ein Obdach, und, was viel sagen will, immer noch unglücklichere Leute als sie selbst finden. In andern Spielhäusern spielt man zum Zeitvertreib oder aus Gewinnsucht und Leidenschaft; hier ist das Spiel ein wirklicher Gewerbezweig. In jenen hektischen, lungensüchtigen Physiognomien, in jenen stieren, glotzenden Augen, in jenen spärlichen, grauen Haaren, in jenen von Runzeln durchfurchten, eingedrückten Hirnschädeln — ist in ihnen nicht das Spiel Fleisch und Blut geworden? kann da noch ein Funke von Leidenschaft wohnen, oder noch ein anderes Gefühl, als der thierische Instinkt der Selbsterhaltung und des Genusses aufkommen?

Vor Kurzem berichteten die Pariser Tageblätter folgenden Vorfall. Eines Abends verirrt sich ein ehrlicher Metzgermeister von Paris in Nr. 36. der Galerie Montpensier; er spielt und verliert. In der Hoffnung, seinen Verlust wieder gut zu machen, hatte er seinen Besuch zu wiederholten Malen erneuert, und am Ende sein Vermögen dabei zugesetzt. Eines Abends blieb ihm nichts mehr als ein armseliges Zweifrankenstück; er setzt es, und verliert. In der Angst und Verzweiflung seines Herzens stürzt er sich zum Fenster hinaus in den Garten des Palais-royal; man findet ihn leblos auf dem Boden liegen. Unter den anwesenden Spielern befand sich ein Arzt, welcher dem Sterbenden zur Ader läßt und die Hülfe seiner Kunst an ihm verschwendet; doch vergebens, der Unglückliche stirbt nach wenigen Minuten. Die Spieldirektion bezahlt dem Arzte, einem habituellen Spieler, für seine Mühe zwanzig Franken, womit derselbe sofort zu pontiren anfängt und im Verlauf kurzer Zeit mehrere hundert Franken gewinnt. Wegen dieses unverhofften Glücks will er seine Freunde mit einem prächtigen Mittagsmahl regaliren, und die Gesellschaft begibt sich sofort vom Spieltisch zu den Trois Frères Provençaux, wo der Gastgeber während des Essens verschiedene Male äußert: Est-ce heureux, que cet imbécille se soit jeté par la fenêtre! Und nun frage man noch, ob das Spiel nicht das Herz eintrocknet, und ob Paris nicht der Mittelpunkt der europäischen Civilisation ist?

Paris ist der geeignetste Ort, wo das Talent und die rastlose Industrie sich am freiesten bewegen und am großartigsten entwickeln können; aber zu gleicher Zeit finden auch jene tausend und aber tausend Individuen, deren Existenz prekär und für einen ehrlichen Menschen räthselhaft ist, an keinem Orte so viel Gelegenheit, ihre Betriebsamkeit auszuüben und auf eine jämmerliche Weise ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, als in Paris. Keine Stadt der Welt bietet dem Beobachter so schneidende Kontraste des menschlichen Lebens dar. Wenn der Millionär sich auf die Börse begibt, um im Tempel des neuen Jerusalems seinen Gott anzubeten, rollt sein Tilbouri an einem Manne vorüber, dessen einziges Gewerbe darin besteht, Papierstreifen und Lumpen von der Straße aufzusacken, oder kleine Stücke Eisen aus den Rinnsteinen aufzufischen. Hier spekulirt man auf Alles, auf spanische Fonds, auf Ehre, guten Namen und Ruf, auf Renten, auf Weiber, ja auf den Zufall.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, April.

(Fortsetzung.)

Spanische Tänzer. Seydelmann.

Nachdem die Loissetsche Kunstreitergesellschaft, die hier merkwürdiges Glück gehabt, Berlin verlassen, hat Spanien

uns einige Nationaltänzer zugesandt. Sie kommen aus dem Süden von Deutschland, also werden Ihre Leser von hier aus keine Berichte über sie erwarten. Noch hat Natur und Anmuth die Nationaltänze der Spanier nicht verlassen; also können sie dem Publikum, das sich an unsern Balletten freut, nicht zusagen. Man findet es zu einfach, zu natürlich. Aber die Verehrer wahrer Grazie besuchen unsere Ballette schon längst nicht mehr; also fehlt es den Fremden an der Bewunderung, von der der Bühnenkünstler leben muß. — Madame Birch-Pfeiffer hat Berlin verlassen, um nach Hamburg zu gehen, während noch ihr Glöckner das Publikum in der Königsstadt zusammenläutet. Die Sängerin Vial, eine geborne Deutsche, aus Turin, erfreut sich bei ihren Gastspielen eines großen Beifalls. Auf dem königlichen Theater sind die Töchter der Crelinger, Bertha und Klara Stich, als wirkliche Mitglieder engagirt, haben aber mit ihrer Mutter Berlin zu einer längern Kunstreise verlassen. Auch wäre jezt keine Zeit für sie, zu glänzen. Alle Theilnahme wendet sich dem Einen Gaste zu, den Sie uns gesandt, und es ist kein Raum da für einen andern.

Seydelmann hat eine ältere Zeit des Berliner Theaterwesens wieder hervorgerufen. So gedrängt volle Häuser, so gespannte, athemlose Aufmerksamkeit, so viel Redens hat seit unvordenklicher Zeit kein dramatischer Künstler aus der Fremde erregt. Bei Künstlerinnen ist es ein anderer Fall. Ich will nicht behaupten, daß er die apathische Menge elektrisirt hat, denn dazu gehören, wie die Sachen jezt stehen, andere magische Kräfte, aber mit denen, die er besizt, hat er das Mögliche erreicht, er hat ohne allen Glanzapparat sich zum Gegenstand der Mode gemacht, und die schlafen gegangene Berliner Kritik aufgeweckt. Es kann mir nicht beikommen, Ihnen über einen Mimen, den Sie besser kennen, als wir, einen referirenden Bericht zu schreiben, selbst um ein Gesammturtheil über seine Gastspiele zu geben, wäre es zu früh; aber das berichte ich, daß Seydelmann, wie ein gewiegter Schauspieler, auch ein weltkluger Mann ist, und keinen günstigern Augenblick, herzukommen, wählen konnte. Wenn ich Ihnen sage, daß an den Abenden, wo er spielt, in dem gewöhnlich leeren Hause kein Plaz zu bekommen ist, und wenn Sie in allen Blättern sein Lob lesen und nur sein Lob, so meinen Sie indessen nicht, daß die Anerkennung oder Bewunderung eine einstimmig durchgehende ist. Der Applaus konnte Dröhnung, das Zuströmen Mode, die Sprache der Kritik Rücksicht und Pflicht der Gastlichkeit seyn, es gibt auch in der That nicht ganz unbedeutende Oppositionsstimmen, die sich später vielleicht erst laut machen, aber eben daß sie das nicht sind, spricht auch von der Wichtigkeit seiner Erscheinung. Seit zwanzig Jahren hat kein Mime von auswärts eine intensive Opposition angeregt, und während Klatscher erkauft und bestellt werden können, vermag nur eine wirkliche Größe ernste Gegnerschaft hervorzurufen. Die am meisten an ihm auszusezen haben, erkennen vielleicht durch die Würdigung, welche sie ihm werden lassen, am meisten seine Bedeutung an. — In meinem nächsten Briefe, wenn seine Gastspiele geendet sind, schreibe ich Ihnen mehr von dem Eindrucke, den er gemacht, bewahrt und zurückgelassen hat.

(Der Beschluß folgt.)

Lyon, Mai.

(Fortsezung.)

Kleinkinderschulen. Wiederherstellung der Fakultät der Wissenschaften.

Für die Erziehung dieser neuen Generation ist es gewiß von bedeutendem Nuzen, daß sich auch hier Kleinkinderschulen, oder, schöner gesagt, Salles d'asile bilden. Dazu hat die Stadt nicht allein ein Bedeutendes ausgeworfen, sondern viele Privatpersonen steuern auch ansehnliche Summen bei. Schon sind mehrere errichtet, und bald dürfte jedes Quartier Lyons seine Schüler haben. Alle Kinder der Arbeiter und der ärmern Klassen, die drei Jahre alt sind, werden hier den ganzen Tag über aufgenommen, beschäftigt und unterrichtet. Erst am Abend kehren sie zu ihren Eltern zurück, wenn diese selbst von der Arbeit nach Haus kommen, der sie, ohne Besorgniß für ihre kleine Familie, den ganzen Tag über nachgehen konnten. Sehr viel ist schon damit gewonnen, daß die Kinder den ganzen Tag über dem Straßenleben, und was oft noch schlimmer ist, dem Beispiel und dem Einflusse ihrer Eltern entzogen werden, daß ihre zarte, eindrucksfähige Jugend nicht mehr die Rohheit und Verdorbenheit der Eltern in Wort und That sieht, sondern in reinerer Luft aufwächst. Später kommt freilich wieder eine böse Zeit für sie, die Lehrjahre, wo besonders in großen Fabrikstädten schlechte Beispiele am gefährlichsten wirken, weil die Leidenschaften ihnen zu Hülfe kommen. Indeß sind doch immer die Eindrücke der Jugend von großem Werth.

In der höhern Bildungssphäre ist die Wiedererhebung und Eröffnung unserer ehemaligen Faculté des sciences von besonderer Bedeutung für Lyon. Es ist dieß eines der vielen und großen Verdienste, die sich der Minister Guizot um die geistige Erhebung und Läuterung Frankreichs erworben hat, Verdienste, die man erst dann recht bei uns erkennen und würdigen wird, wenn sich einmal die politischen Leidenschaften und Spaltungen mit ihren Parteinamen verwischt haben werden. Unsere alte Faculté des sciences entstand in der Kaiserzeit, als ergebene Dienerin der Universität zu Paris, schlief aber bald unter deren Einfluß ein und schlummerte auch so fort, bis sie später 1816 unter der Restauration ganz aufgehoben wurde. Man bemerkte aber dieses Hinsterben kaum, denn Frankreich hatte damals keinen Sinn für die Wissenschaften. Später, in den Friedensjahren, fing man bei uns wieder an, einiges Bedürfniß nach höherm und gründlicherm Unterricht in den Wissenschaften zu fühlen, freilich nur da, wo sie in Beziehung und Wirkung auf die Industrie stehen, und es ging endlich von unsern städtischen Behörden der Antrag auf Wiederherstellung der alten Faculté des sciences nach Paris. Besonderes Verdienst hatte dabei unser ehemaliger Maire Prunelle. Am 9ten December 1833 wurde ihre Herstellung mit sieben Lehrstühlen vom Minister beschlossen. Seitdem hat man unausgesezt an der materiellen Vorbereitung zur Eröffnung dieser Lehranstalt, besonders an den nöthigen Bauten gearbeitet. Zwar sind sie noch nicht ganz vollendet, aber doch wurde die wiedergegebene Fakultät am 29sten Januar dieses Jahres eröffnet. Bei dieser feierlichen Gelegenheit, an der alle Gebildeten Lyons und auch viele Damen Theil nahmen und sich zu dem Palais St. Pierre drängten, wurden mehrere Reden gehalten, aus denen ich hier Einiges, entkleidet von französischer Emphase und Phraseologie oder akademischer Rhetorik, für die Leser ausziehen will, weil das Gesagte nicht allein für Lyon gilt, sondern so ziemlich den jezigen verständigen Standpunkt der Wissenschaften in Frankreich überhaupt bezeichnet. Zuerst sprach der Professor Soulacroix, Rektor der Akademie.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 122.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 22. Mai 1835.

Gib nach dem löblichen Verlangen,
Von vorn die Schöpfung anzufangen! —
Da regst du dich nach ew'gen Normen,
Durch tausend, abertausend Formen,
Und bis zum Menschen hast du Zeit.

Goethe.

Die Metamorphosen des Menschengeschlechts.

Von Joh. Meesler.

Der große Meister des Alterthums, Aristoteles, unternahm es, der Isis einen Tempel zu erbauen. Ein riesiger Bau begann sich zu erheben; die Welt staunte über die gewaltige Kraft des Mannes. Aber eines Menschen Leben reichte nicht hin zur Vollendung eines solchen Werks. Der Meister starb, und es verfloß ein Menschenalter nach dem andern, und Keiner fühlte Kraft genug in sich, des alten Meisters Werk auszubauen. Die mächtigen Mauern und Säulen aber trozten den Jahrhunderten und den Stürmen, und legten bei der Nachwelt Zeugniß ab von dem hohen Geist einer frühern Zeit.

Es war unserer Zeit vorbehalten, das unterbrochene Werk wieder fortzusetzen, und die Meister unserer Tage zeigten sich nicht unwürdig des Gründers des Tempels. Rasch ward das Werk gefördert, und je mehr es sich seiner Vollendung näherte, desto klarer wurde die Bedeutung manches Theils, den man vorher nicht recht zu deuten gewußt, desto vollkommener ward die Symmetrie nach allen Seiten. So gewährt denn schon jezt der Bau einen erhebenden und erfreuenden Anblick, und gar viel läßt sich von der Zukunft hoffen; denn die Arbeiter sind tüchtig und thätig und zahlreich.

Aber nicht bloß das Aeußere des Naturtempels hat unsere Zeit aufgebaut; auch im Innern hat überall, wie früher nie in dem Grade, der Verstand und die Phantasie gewaltet. Alles in dem todten Raume hat Leben gewonnen, und reicher Farbenschmuck prangt an den früher kahlen Wänden. Wenn Cuvier es verdient, unter denen zuerst genannt zu werden, die den äußern Bau gefördert,* so gebührt dagegen unter den Arbeitern im Innern des Tempels die Palme unserm Oken.

Oken hat am gründlichsten und am geistreichsten die Philosophie auf die Naturgeschichte übertragen, hat lebendigen Zusammenhang gebracht in das todte Aggregat der Thatsachen, und seine reiche Phantasie hat Allem Licht und Farbe und Form gegeben.

Eine der schönsten und fruchtbarsten philosophischen Ideen, die wir im Gebiete der Naturwissenschaften unserer Zeit verdanken, ist der von Oken am klarsten dargestellte und am gründlichsten durchgeführte Satz: „Der Mensch ist das vereinigte Thierreich; nur ist der Mensch das successiv, was im Thierreich zumal vorhanden ist.“ Es ist die Aufgabe des gegenwärtigen Aufsatzes, das

* Es ist hier natürlich zunächst bloß von der Zoologie die Rede.

Terrain dieser Idee nach einer Seite hin etwas zu erweitern. Es ist möglich, daß man das Ganze für ein grundloses Spiel der Phantasie erklären wird. Es kann aber auch geschehen, und ich gestehe, ich hoffe es, daß man wenigstens den Grundgedanken nicht ganz verwerflich findet, und dann nur die Ausführung für mißlungen erklärt. Würde sich dann ein geistig Stärkerer als ich dadurch angeregt fühlen, das zu realisiren, was ich nur gewollt, so wäre dies der schönste Lohn, der mir für meine kleine Arbeit werden kann. Schon ein flüchtiger Blick auf die Annalen der Weltgeschichte belehrt uns, daß das Menschengeschlecht wie das menschliche Individuum in einem fortwährenden Zustand der Entwicklung begriffen ist; eine Sache, die an sich so evident ist, daß sie im Allgemeinen nie verkannt wurde. Unsere Absicht ist es nun, die Parallele zwischen der Entwicklung des Individuums und der des Geschlechts mehr im Detail durchzuführen. Wir wollen daher versuchen, ob nicht, wie die Evolutionen des menschlichen Individuums den verschiedenen Thierklassen in ihrer Abstufung entsprechen, so sich auch zwischen den Evolutionen des Menschengeschlechts und der Entwicklung der Idee des Thiers auf den verschiedenen Thierstufen Beziehungen auffinden lassen, so daß gleichsam die im menschlichen Individuum wie im Menschengeschlechte vorüberrauschende, wechselnde Form im Thierreich dauernd abgedruckt bliebe. — Freilich werden wir bei der Aufgabe, die wir uns stellen, mehr geistige Aehnlichkeiten zwischen den Thierklassen und Evolutionsstufen finden, während der individuelle Mensch mehr hinsichtlich der körperlichen Organisation die verschiedenen animalischen Klassen successiv repräsentirt. Eine scharfe Abmarkung werden wir auch im Gebiete der Welthistorie nirgends machen können, so wenig als im Thierreich zwischen den einzelnen Klassen sich je eine scharfe Grenze ziehen läßt. Wie hier eine Klasse in die andere, so greift dort eine Periode in die andere über. Es braucht auch kaum erwähnt zu werden, daß wir, wenn wir von dem Entwicklungszustande einer Zeit sprechen, dabei nur das Hervorstechende in derselben, ihren Totaleindruck berücksichtigen. So steht der Feuerländer noch jezt auf einer der frühesten Stufen der Kultur; aber auf unser allgemeines Urtheil über den geistigen Zustand unserer Zeit kann das keinen Einfluß üben.

Die frühesten Menschengeschlechter werden nach unserer Theorie der untersten Thierklasse entsprechen, den Keimthieren, wie sie Oken nennt, unter denen die Infusionsthiere die charakteristischsten seyn möchten. Es ist bekannt, daß uns alle Data über die Zustände jener Urgeschlechter fehlen, und da überdies auch das Wesen der erwähnten Thierklasse zum Theil noch von tiefem Dunkel bedeckt ist, erhellt, daß hier von einer sichern Parallele nicht die Rede seyn kann. Eine merkwürdige Aehnlichkeit drängt sich uns aber doch auch schon hier auf: die äquivoke Schöpfung, die bei der Entstehung der ersten Menschen nothwendig stattgefunden haben muß, dann aber für immer aufgehört hat, diese findet noch jezt statt bei den Infusorien. — Ferner wird ein auf Wahrscheinlichkeit gegründetes Urtheil über den Zustand jener Menschen, die ja eben erst aus der Hand der schaffenden Natur hervorgegangen, ziemlich auch auf sie anwenden, freilich mit den nöthigen Modifikationen *, was Oken (Lehrbuch der Naturphilosophie, zweite Auflage, Seite 492) von den Keimthieren sagt: „Sie haben nur Empfindung, sonst nichts; sie vermögen gar nichts, als sich zu bewegen und zu fassen. Alle andern geistigen Verrichtungen sind für sie nicht da.“

(Die Fortsetzung folgt.)

* Wir haben, indem wir diesen Aufsatz schreiben, ein gebildetes Publikum vor Augen, und hoffen daher nicht mißverstanden zu werden. Was wir hier aussprechen, ist nicht zu materiell zu nehmen.

Zeitbilder aus Paris.

(Fortsezung.)

Von Spekulanten des Zufalls ist Nr. 36 des Palaisroyal angefüllt; dort haben sie ihr Bureau, ihre Audienz- und Arbeitsstunden. Man kann das Personal daselbst am füglichsten in drei Klassen abtheilen: die eigentlichen Spieler, les pontes; die Spielkünstler, les professeurs de jeu; die Freibenter, les flibustiers. Die zur ersten Klasse gehörigen, die eigentlichen Gegenspieler, sind leicht begreiflicherweise die angesehensten und willkommensten Gäste der Spielhäuser; mit ihrem Gelde zahlen die Spielpächter die schweren Kosten der Administration und legen dabei noch ein Ansehnliches zurück. Man hat nach einem mäßigen Ueberschlage berechnet, daß jeder einzelne Spieltisch für den Abend 1500 Franks zu unterhalten kostet; darnach mache man den Anschlag, welch unermeßliche Kapitalien in diesem stets geöffneten Schlunde begraben werden. Sobald in Nr. 36 ein neuer Gegenspieler erscheint, wird er der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit; die angestellten Spieldiener, die Mouchards und anwesenden Polizeiagenten setzen sich sofort in Bewegung, umkreisen von nah und ferne den Neuangekommenen und suchen seinen Namen und Vornamen, seinen Stand und Rang auszukundschaften. Wenn dieser gar un jeu d'ambadeur, wie man in der Kunstsprache sagt, d. h. ein hohes Spiel

spielt, verdoppelt sich die Aufmerksamkeit, die Neugierde und die Nachforschungen. Daher kommt es, daß wenige der Pontirer unbekannt bleiben, und zum Ueberfluß und zur Ergötzlichkeit gibt man dann den Einzelnen entweder nach ihrem Aeußern, oder nach ihrer Art zu spielen, nach ihrem Glück oder Unglück im Spiele Spitznamen. So erhielt ein stets glücklicher Spieler den Beinamen Massena, weil dieser General vorzugsweise der Liebling der Siegesgöttin war; ein anderer hieß wegen seines kühnen, gewagten Spiels der Risque-tout, der Wag-Alles; ein dritter, welcher die Gewohnheit hatte, zu weinen, wenn er sein Geld verloren, wurde die Thränenweide, Saule-pleureur, genannt, und ein vierter endlich, welcher während des Spiels mitunter einige Verse aus den französischen Tragikern zu rezitiren pflegte, hieß Talma.

Die Spielkünstler oder Spielprofessoren verspielen keineswegs ihr Geld; stets mit einer Nadel in der Hand, merken sie den ganzen Abend hindurch auf einer vor ihnen liegenden Karte jedesmal sorgfältig an, auf welcher Seite der Gewinn oder Verlust ist, wie oft Roth oder Schwarz herausgekommen. Darnach studiren sie die ungewissen Chancen des Spiels, ziehen daraus sichere Schlüsse, bauen darauf herrliche Schlösser und gewinnen dabei unermeßliche Summen, natürlich in der Einbildung. Sie wissen besonders ihr Geld gut in Massen anzuwenden, bien masser son argent, und diese Kunst lehren sie auch, deren ganzes Geheimniß bloß darin besteht, immer um das zu spielen, was man verloren hat und so am Ende die Bank zu sprengen, faire martingaler la banque, wobei sie aber nicht bedenken, daß sie sich selbst zuerst gesprengt haben und daß, wenn andere ihren guten Rath befolgen wollten, es Allen nicht besser ergehen würde. Aus Erfahrung und langjährigem Studium kennen sie übrigens mehrere sichere Koups, die nie fehlschlagen oder mißlingen können. Der Spielprofessor hat vorigen Tags, wenn man ihn hört, 2 bis 3000 Franken gewonnen; er stellt sich gleich zu Anfang und mit Eröffnung der täglichen Sitzung ein, sucht neben einem Pontirer einen Platz zu bekommen, überhäuft diesen mit seinen Rathschlägen, unterhält ihn von seinen glücklichen Spielabenteuern und versteht oft sein Handwerk so gut, daß er den Gegenspieler am Ende überredet, ihm eine Zeitlang sein Geld anzuvertrauen, um anstatt seiner das Glück damit zu versuchen. Vom Gewinnst zieht er fünfzehn Procent, der etwaige Verlust liegt außerhalb seiner Berechnung. Diese Spielprofessoren erhalten ebenfalls ihre Spitznamen. Ein alter Spielprofessor, welcher vielleicht zwanzig Jahre lang ununterbrochen an dem Untergange der Bank gearbeitet hatte, wurde der Krontodtengräber, Fossoyeur des Trônes, benannt, und ein anderer bekam denselben Beinamen, weil er stets das Geld derer verlor, welche seine Redseligkeit beschwatzt hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, April.

(Beschluß.)

Graf Spiegel vom Desenberg. Mordthat.

Vor einigen Jahren meldete sich hier bei mehreren Gelehrten ein junger, fein gebildeter Mann, ein Graf Spiegel vom Desenberge. Er nannte sich einen Neffen des würdigen Erzbischofs von Köln, und sprach über gelehrte und ungelehrte Dinge, über Toleranz und Aufklärung. Schleiermacher, Chamisso und Andere der namhaftesten gelehrten Charaktere wurden auf diese Weise von ihm heimgesucht, und das Resultat des verbindlichen Besuches war, daß der vornehme Besucher sich einzelne seltene Bücher, und namentlich Exemplare der eigenen Werke der Gelehrten auf ein paar Tage erbat. Wer sollte das dem Grafen Spiegel vom Desenberge abschlagen! Mancher fühlte sich geehrt, zumal da der feine Graf die Begier zur Wissenschaft so weit trieb, daß er die schweren Folianten selbst unter den Arm nahm und nach Hause trug. Das Schlimme bei der Sache war nur, daß keiner der Gelehrten die Bücher wieder erhielt; und als man sie wieder fand, waren sie längst im Trödelhandel an ehrliche Besitzer gelangt, wo das jus postliminii aufhörte. Der Graf Spiegel vom Desenberge wurde zwar auch, als man ihn fand, seines Oheims und sogar seines Namens beraubt, indem man ihn vor Gerichte nur als einen Handlungsdiener Fritze aus Altdamm bei Stettin wollte gelten lassen, aber was half das den Besitzern? Fritze büßte seine gelehrten Besuche durch einen freien Aufenthalt im Zuchthause, der, ich weiß nicht wie lange dauerte, ihm aber nicht allein um jener Liebe zur Wissenschaft willen, sondern auch wegen anderer kalligraphischen Experimente gewährt worden. Es war auch nicht das erste, noch sollte es das letzte Mal seyn. Ob er zuletzt sein Quartier wider den Willen seiner Wohlthäter verlassen, oder als sie meinten, daß es genug sey, ist mir gleichfalls unbekannt. Es erregte aber keine geringe Verwunderung, als der geschickte Polizeiinspektor Dunker einen Chevalier von Klinkofström aus Gothenburg, indem er einen falschen Wechsel präsentirte, arretirte, und in ihm nicht allein einen von Danzig aus verfolgten Grafen von Mongelas Jessy, einen Chevalier du Vergier, sondern auch den berüchtigten Gauner, den Baron von Minigerode, entdeckte. Wie er diesen vornehmen Proteus in die Stadtvogtei lieferte, der noch in hoch diplomatischem Tone, französisch und deutsch, gegen die Willkührlichkeiten unserer Polizei protestirte, stieg indessen das Erstaunen, als der Inspektor den weltberühmten Gauner mit den Worten empfing: „I Fritze, bist Du auch wieder da!“ Zu solchem hat sich der Diplomat nun wieder bekennen müssen, wiewohl er stolz darauf scheint, aus einem Spiegel vom Desenberg noch nicht gerade zu einem Spiegelberg degradirt zu seyn. Er soll noch immer einen gewissen hohen Ton führen, und namentlich entrüstet seyn, wenn man von Mainz spricht. Dort habe er entweichen müssen, denn ein Ort, der ihn an den Pranger gestellt, könne keine Ansprüche auf Achtung von seiner Seite machen, etwas, was ihm Niemand verargen wird. Seine Lebensgeschichte dürfte eine der interessantesten Biographien liefern, wenn er seine Mußestunden

und seine gewonnene Bildung dazu benutzen wollte, sie niederzuschreiben. Zu einem Gefühl von Reue scheint der vierundzwanzigjährige, blühende Mensch indessen noch nicht gelangt; denn auf den Ausruf wehmüthigster Entrüstung, den ein angesehener Mann bei seinem ersten Anblicke that: „Noch so jung, und schon so weit!“ erwiderte er keck: „Zum Holzhauen fühle ich mich zu gut.“ Als jener bemerkte, es gebe doch viele Zwischengrade von einem Holzhauer zum Betrüger, antwortete er mit Pathos: „Das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend immer neue Schuld gebiert, sagt Schiller oder Shakespeare, Herr Präsident.“ — Lustig ist, daß der Betrüger in Danzig die Rolle des Emissärs einer republikanischen Propaganda zu spielen für gut befunden, und es wirklich dahin gebracht, daß er mit aller diplomatischen Schonung unter Surveillance gestellt wurde. Vermuthlich geschah es nur, um zu prahlen, eine Versuchung, der auch ein Gauner nicht zu widerstehen vermag.

Eine räthselhafte Mordthat beschäftigt hier die Aufmerksamkeit. Man findet eines Morgens am Wasser, unfern einer Kaserne, ein schönes, junges Mädchen todt liegen, mit entsetzlichen Wunden; unter andern ist ihr die Kehle durchschnitten und alles Blut abgezapft, ohne daß man auf eine Spur davon trifft. Ueber die Persönlichkeit der Todten hat man Nachricht, ihr Lebenswandel war nicht der beste, doch fehlt jede Spur der Thäter und der Motive der That.

Lyon, Mai.

(Fortsetzung.)

Utilität und Wissenschaft.

„Bei der Wiedererrichtung der Fakultät,“ sagte Professor Sontacroix in seiner Rede, „soll nicht bloß das Lokalbedürfniß Lyons bedacht, sondern es soll auch eine wissenschaftliche Lehranstalt in weiterem und höherem Sinn, ein wissenschaftlicher Mittelpunkt für das östliche und südliche Frankreich, ja selbst für die anliegenden Länder gegründet werden, die in zu großer Entfernung von den reichen Sammlungen und Schätzen der Hauptstadt liegen. Zu diesem Zweck wurde nicht eine von den Schulanstalten gegründet, wie sie mehrere Städte Frankreichs besitzen, sondern eine Fakultät mit sieben Lehrstühlen und ausgezeichneten Professoren. Die Tendenz unserer Fakultät wird doppelt seyn, zuerst das reine Studium der Wissenschaft ihrer selbst wegen, mit dem Zweck, die Wahrheit zu erkennen und zu lehren, der Wissenschaft in ihren rationellen und theoretischen Fortschritten. Wenn unsere neue Anstalt diese Richtung nicht hätte, wenn sie den Eifer für die reinen Wissenschaften nicht erweckte und unterhielte, wenn sie selbst nur eine wissenschaftliche Fabrikanstalt wäre, so würde sie bald tief sinken. Aber in Lyon, mehr als irgendwo in Frankreich, strebt der praktische Gesichtspunkt, der Gesichtspunkt der Anwendung und Nützlichkeit, nach Herrschaft über rein scientifische Bestrebungen. Die Wissenschaften sollen bei uns vor Allem der Industrie und dem Handel dienen. Allerdings wollen sie auch diesem Verlangen entsprechen, sie werden immer dahin arbeiten, die Lage der Menschheit zu verbessern, Wohlstand und Reichthum zu befördern; der Nutzen wird ihr nie fremd oder gleichgültig seyn. Ohne ihren ersten Gesichtspunkt, die Pflege und Vervollkommnung der Wissenschaft selbst, aus dem Auge zu verlieren, wird die Fakultät den Bedürfnissen und Wünschen der Gesellschaft zu entsprechen streben, sie wird beide Rücksichten umfassen, ohne Einer ausschließlich zu dienen.“

Hierauf sprach Bachon-Imbert, der Adjunkt des abwesenden Maires Prunelle, der bekanntlich einer der Lyoner Deputirten in der zweiten Kammer ist. „Der Unterricht in den höhern Wissenschaften ging bisher in Lyon nur von einigen ganz einzeln stehenden Männern aus, die zwar voll Kenntnisse und Eifer waren, denen es aber an Zusammenwirken und Aufmunterung fehlte. Gottlob gehören die Wissenschaften bei uns nicht mehr bloß gelehrten Spekulationen an; schon seit geraumer Zeit sind sie nicht mehr im ausschließlichen Besitz einer kleinen Zahl Philosophen und einiger Männer, die ein einsames Klosterleben unter Büchern und Manuscripten führen. Wenn die Wissenschaft der neuen Lyoner Fakultät nicht aus dem Studirzimmer oder dem Laboratorium herausgehen sollte, wenn ihr Unterricht nur den Ideen und Wissenskreis der wenigen Begünstigten und Privilegirten erweitern sollte, die sich mit ihnen beschäftigen, so wäre hier und am heutigen Tag die Gegenwart der Munizipalbehörde ganz unpassend. Hohe Wissenschaften und ihre Studien sind nur Wenigen zugänglich, die höhern wissenschaftlichen Lehranstalten sind aber darum nicht weniger für das Volk im Allgemeinen. Die in diesen höhern Schulen entwickelten Theorien dringen bald weiter in die wohlhabenden Klassen, die gern ihre Kapitalien zu nützlichen Unternehmungen verwenden, und dadurch sich selbst und Andern Vortheil verschaffen. Die städtische Verwaltungsbehörde muß sich also lebhaft für wissenschaftliche Anstalten interessiren, wenn sie zu nützlicher Anwendung führen, weil die Fortschritte in der Civilisation, wie in der Industrie immer mit den Fortschritten der Wissenschaften gleichen Schritt halten (?). Nie war die Anwendung der Wissenschaften auf wirkliche Lebensbedürfnisse stärker und herrschender, als gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts. Dieser Impuls des menschlichen Geistes war sehr glücklich, denn er dehnte die Herrschaft der Intelligenz weiter aus, er gab ihr auch eine ernste, großartige (?) Richtung, die zugleich reich an materiellen Vortheilen war. Die Chemie, die Naturlehre und Mechanik, diese Wissenschaften, welche ich wegen ihrer unmittelbaren, vortheilhaften Anwendung die Wissenschaften der Künste nennen möchte, erhielten eine unermeßliche Entwicklung. Chemie und Naturlehre nahmen nun offen und laut ihren Rang unter den positiven Wissenschaften ein, und durch ihre gegenseitige Unterstützung führten sie die Menschen zu unerschöpflichen Wundern und Reichthümern. Die Mechanik grenzt jetzt an das Reich der Wunder und setzt die Welt in Erstaunen, nicht durch ihre Theorien, sondern durch ihre praktischen Leistungen. In ihr kann der scheinbar einfachste und gewöhnlichste Gedanke zu den ungeheuersten Resultaten führen. So kann ein veränderter Webstuhl in unserm wichtigsten Lyoner Industriezweig eine Revolution bewirken. Das in Dampf aufgelöste Wasser hat dem Menschen gleichsam Götterkraft gegeben, und ihn weit über das hinausgetragen, was man ehemals für möglich hielt, und noch kennen wir die Grenzen dieser Kraft nicht. All diese wundervolle, immer fortschreitende Thätigkeit der Wissenschaft, im Verein mit dem Gewerbfleiß, dürfte einst die Lösung der wichtigsten Probleme und Fragen der Staatswirthschaft herbeiführen, die unsere Zeit bewegen und aufregen; aus ihnen dürfte der ewige Friede und ein über alle Klassen verbreiteter Wohlstand hervorgehen. Ja, um uns her ist Alles im Fortschreiten begriffen, und die junge Lyoner Generation ist überzeugt, daß alle Zweige industrieller Kunst auf dem Boden der Wissenschaft gepflegt seyn und aus diesem hervorwachsen müssen, wenn sie künftig ihre wahre Bestimmung erfüllen sollen.“

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 123.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 23. Mai 1835.

But are you so much in love as your rhymes speak?
Shakespeare.
As you like it.

Gedichte von H. Heine.

VIII.

Kitty stirbt! und ihre Wangen
Seh' ich immer mehr erblassen.
Dennoch kurz vor ihrem Tode
Muß ich Aermster sie verlassen.

Kitty stirbt! und kaltgebettet
Liegt sie bald im Kirchhofsgrunde.
Und sie weiß es! Doch für Andre
Sorgt sie bis zur lezten Stunde.

Sie verlangt, daß ich die Strümpfe
Nächsten Winter tragen solle,
Die sie selber mir gestrickt hat
Von der wärmsten Lämmerwolle.

IX.

Das gelbe Laub erzittert,
Es fallen die Blätter herab —
Ach, Alles, was hold und lieblich,
Verwelkt und sinkt in's Grab.

Die Wipfel des Waldes umflimmert
Ein schmerzlicher Sonnenschein;
Das mögen die lezten Küsse
Des scheidenden Sommers seyn.

Mir ist, als müßt' ich weinen
Aus tiefstem Herzensgrund;
Dies Bild erinnert mich wieder
An unsre Abschiedsstund'.

Ich mußte dich verlassen,
Und wußte, du stürbest bald!
Ich war der scheidende Sommer,
Du warst der sterbende Wald.

X.

Gesanglos war ich und beklommen
So lange Zeit — nun dicht' ich wieder!
Wie Thränen, die uns plötzlich kommen,
So kommen plötzlich auch die Lieder.

Melodisch kann ich wieder klagen
Von großem Lieben, größ'rem Leiden,
Von Herzen, die sich schlecht vertragen,
Und dennoch brechen, wenn sie scheiden.

Manchmal ist mir, als fühlt' ich wehen
Ueber dem Haupt die deutschen Eichen —
Sie flüstern gar von Wiedersehen —
Das sind nur Träume — sie verbleichen.

Manchmal ist mir, als hört' ich singen
Die alten deutschen Nachtigallen —
Wie mich die Töne sanft umschlingen! —
Das sind nur Träume — sie verhallen.

Wo sind die Rosen, deren Liebe
Mich einst beglückt? All ihr Blüthe
Ist längst verwelkt! — gespenstisch trübe
Spukt noch ihr Duft mir im Gemüthe.

Zeitbilder aus Paris.

(Fortsetzung.)

Außer diesen beiden Spielerracen besteht das Personal von Nr. 36 noch aus einer großen Anzahl von Leuten, deren Anzug stets derselbe, d. h. ärmlich und Zeuge ihres Elends ist, deren mattes, erloschenes Auge nur dann in seiner feuchten Höhle ein Lebenszeichen von sich gibt, wenn es einem glücklichen Spieler folgt und ihm nachzurechnen scheint, wie hoch sein Gewinnst steigt, um darauf eine Hypothek zu gründen. Diese Leute sind die sogenannten Flibustiers, deren Börsenstand stets hypothetisch und deren Stand überhaupt entweder aus angeborner Stumpfheit freiwillig erwählt, oder gezwungen ist, weil ihnen infamirende Strafen und gerichtliche Verurtheilungen die Pforten der bürgerlichen Gesellschaft verschlossen haben. Ihren Reden nach zu urtheilen, haben sie wenigstens 100,000 Franks verloren; sie stammen aus einer sehr angesehenen Familie und könnten in Glück und Wohlstand leben, aber sie besitzen zu viel Unabhängigkeitsgefühl und Stolz, um ihren Nacken unter das gesellschaftliche Joch zu beugen. Was am deutlichsten aus ihren Reden hervorgeht, ist, daß sie noch nicht gefrühstückt haben und nicht wissen, wo sie zu Mittag essen werden, daß sie vom Hunger geplagt sind, wie andere Leute auch, und daß sie Einem abborgen, was man ihnen gerade leihen will. Diese Flibustiers leidet die Spieldirektion nur aus Gnade und Barmherzigkeit in den Spielhäusern, und wenn die armen Teufel nicht behutsam und stille ihre Industrie betreiben, wird ihnen auch wohl der Zutritt für immer verweigert. Ein junger Mann verlor eines Abends eine starke Summe, so daß ihm nur noch wenige Fünffrankenstücke übrig blieben, mit denen er zögernd und ärgerlich in der Hand hin und her klimperte. Als er gerade den lezten Rest setzen will, nähert sich ihm ein Flibustier und ruft ihm zu: avant de tout perdre, donnez moi une pièce. Der Spielende, aufgebracht durch den Verlust, den er erlitten, dreht sich zornig um, und als er die scheußliche Gestalt, welche ihn anbettelte, erblickt, schreit er: Qu'on me jette cette sangsue à la porte! Der Befehlende war ein habitueller Spieler; er hatte noch Geld, und ihm zu Gefallen mußte man dem armen Freibeuter die Thüre weisen. Seit jener Zeit klagt der Unglückliche Jedem, der ihn anhören will: l'administration m'a ôté mon pain.

Desto nachsichtiger ist die Spieldirektion gegen alle diejenigen, welche hoch spielen und von denen sie weiß, daß sie noch Geld zu verlieren haben. Diesen ist Alles zu thun und zu sagen erlaubt, zumal wenn sie bedeutend gewonnen haben. An einem Winterabende besuchte ich im Vorbeigehen die Spielsäle von Nr. 36; es war schon 11 Uhr vorüber, als ich eintrat. Das Spiel war nicht recht belebt, nur hie und da warf man einige Fünffrankenthaler auf den Teppich; die Spielprofessoren waren schläfrig geworden und vergaßen beinahe, ihre Karten zu punktiren; die Bankiers schwazten mit einander, und der, welcher die Kugel am Roulettetisch warf, wiederholte maschinenmäßig sein: Le jeu est fait; rien ne va plus. Da öffnet sich die Thür; ein junger Mann tritt herein, dessen Kleidung und äußere Haltung sogleich den Fashionable von jenseits der Meerenge verräth; er stellt sich mit dem seiner Nation eigenthümlichen, selbstgefälligen Phlegma an den Tisch von trente-et-quarante und zieht aus der Busentasche seines feinen blauen Fracks ein Portefeuille, mit französischen Bankbillets gefüllt. Dieser Anblick belebt die ganze Spielgesellschaft; die Spielprofessoren messen den Neuangekommenen vom Kopf bis zu den Füßen, die Flibustiers suchen eine verwundbare Stelle an seinen Fersen auszuspähen, und der Bankier hält inne und wartet, bis der Fremde sein Spiel gemacht. Er sezt ein Billet von 6000 Franks auf Schwarz, und gewinnt; er fährt fort zu spielen, und zwar mit seltenem Glück; in wenigen Minuten liegen über 50,000 Franks vor ihm. C'est ennuyeux, de toujours gagner, murmelt er vor sich, und ein satanisches Lächeln zuckt bei dieser Aeußerung über die blutleeren Wangen der Bankiers und der Freibeuter. Je voudrais bien fumer un cigare, fügt er hinzu, zieht dabei aus einer eleganten Cigarrenbüchse eine echte Havannaeigarre hervor, feuchtet sie an, nimmt sie zierlich zwischen den Daumen und den Zeigefinger und ruft: Garçon, apportez-moi du feu! Darob allgemeines Staunen im Saal; die Flibustiers flüstern unter einander, der Chef der Bankiers macht dem Engländer Gegenvorstellungen: Mylord, j'en suis désolé; mais on ne fume pas ici; le règlement .... Alors, je m'en vais, erwidert kaltblütig der Insulaner, und seine Hand rafft die vor ihm liegenden Bankzettel zusammen, um sie in seine Brieftasche einzupacken. Die Bankiers halten unterdessen Rath, der Fremde steht von seinem Stuhle auf; da erlaubt man ihm, seine Cigarre anzuzünden. Der Garçon bringt Licht; es fehlt an einem Fidibus; der Sohn Alt-Englands zerreißt ein Bankbillet von 1000 Franken,

zündet damit seine Cigarre an und wirft den brennenden Rest in's Zimmer. Da hätte man sehen sollen, wie alle jene erstoebenen Augen beim Anblick dieses brennenden Papierstreifens Leben und Glanz wiederfanden, wie jene dürren Gestalten ganz verdutzt und verblüfft, wie am Fußboden festgenagelt dastanden und die Mäuler aufsperrten. Die Bank von Frankreich gewann den Abend 1000 Franken und Mylord verlor deren 60,000.

(Der Beschluß folgt.)

Die Metamorphosen des Menschengeschlechts.

(Fortsetzung.)

Die ersten Strahlen der verbürgteren Geschichte fallen auf das nördliche Afrika und das westliche Asien. Man könnte die zweite Periode die egyptisch-asiatische nennen. Es ist bekannt, daß die alten Egypter der düstere Ernst, die Schen vor jeder Neuerung, die große Bedächtlichkeit in allen Dingen charakterisiete. Eben so bekannt ist dee epikuräische Sinn der meisten asiatischen Völker der damaligen Zeit. — Es entspricht diese zweite Periode der zweiten Thierklasse, den Mollusken. Wir begnügen uns, auch hier Einiges von dem anzuführen, was Oken zur Charakteristik dieser Klasse gibt (S. 494): „Welche Majestät in einer kriechenden Schnecke, welche Ueberlegung, welcher Ernst, welche Schen und zugleich welch festes Vertrauen. — Bedächtlichkeit, wählerische Gefräßigkeit scheinen überhaupt den geistigen Charakter der Weichthiere auszumachen.“

Die Strahlen der historischen Sonne fallen nun auf Hellas. Die Hellenen machen sich während der ganzen dritten Periode bei weitem am bemerklichsten, und man könnte diese Periode die griechische nennen. Geist und Charakter des alten Griechenvolks ist sattsam bekannt. Man weiß, zu welch ungeheurer Höhe der menschliche Geist sich in Griechenland plötzlich aufschwang. Die höchste künstlerische und wissenschaftliche Begeisterung, nicht bloß bei Einzelnen, sondern bei dem ganzen Volke, zumal beim atheniensischen, wahre Verehrung des Kalokagathon, große kriegerische Tapferkeit, dazu südliche Glut und südliche Beweglichkeit — das sind die Grundzüge des Charakters der alten Hellenen. — Analog dieser dritten Periode im Gebiet der Geschichte ist im Gebiet des Thierreichs die dritte Klasse, die der Insekten. Oken sagt von ihnen (S. 495): „Gesundheit, Lebensfülle, Edelsinn, Großmuth, Heldenmuth wohnt in der Brust.“ Gleich darauf: „das Insekt hat ferner einen Bewegungsgeist oder die Gewandheit des Tastsinns,“ welche sich in der Darstellung symmetrischer Figuren offenbart. Diese Darstellung tritt besonders bei den schaffenden Geschlechtsverrichtungen hervor als Kunsttrieb.“

In der vierten Periode der Weltgeschichte teeten alle andern Nationen in den Hintergrund; die Römer allein sind es, die unsere Aufmeeksamkeit fesseln. Wir möchten daher diese Periode mit dem Namen der römischen bezeichnen. Die Kultur des Menschengeschlechts scheint in diesem Zeitraum einen großen Rückscheitt gethan zu haben, oder vielmehr sie hat ihn gethan. Das Schwert verstanden die Römer zu führen, sie verstanden die Völker zu unterjochen und zu beherrschen; kriegerischer Muth wohnte in ihrer Beust, aber fremd war ihnen der geläuterte Sinn für alles Schöne und Gute, der die Geiechen belebt hatte. Versuchten es auch Einige, die Geiechen nachzuahmen (an Originalität ist vollends gar nicht zu denken), das römische Volk war und blieb ein roher Soldatenhaufe. — So sichtbar dieser Rückschritt ist, so kann er doch Keinem auffallen, der mit einigem philosophischen Sinn das Gebiet der Geschichte überblickt. Ihm ist es wohl bekannt, daß die Macht, die die Weltereignisse lenkt, zuweilen ein solches Zurücksinken auf eine tiefere Stufe zuläßt, wenn sie erkennt, daß nur auf diese Weise wieder ein frisches Vorwärtsschreiten möglich weede. So läßt oft der erfahrene Heerführer in der Schlacht seine Krieger scheinbar weichen, aber nur um bald darauf wieder desto rüstiger mit ihnen vorzudringen. — Dieser vierten Periode entspricht die vierte Klasse des Thierreichs: die der Fische. Auch die thierische Organisation scheint, nachdem sie in den Insekten schon einen so hohen Grad erreicht hat, in dieser Klasse plötzlich wieder gar tief zu sinken. Aber klar vermag der Anatom nachzuweisen, daß auch hier der scheinbare Rückschritt nur der nothwendige Uebergang zu den vollkommenern Organismen ist. — Was Oken von den Fischen sagt (S. 396), rechtfertigt unsern Versuch, ihren Charakter dem der Römer zu vergleichen: „Sie sind abnende, ernste Thiere, welche, durch geheime Bande angezogen, die größten Reisen machen, in Flüsse und aus ihnen steigen, ihren Raub meilenweit aufzufinden wissen. Alle Kunsttriebe sind dagegen in ihnen verwischt.“

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Mai.

(Beschluß.)

Utilität und Wissenschaft.

Bedeutender war, was hierauf Boussingault, der Dekan der Fakultät, sagte. „In unserer Zeit — zum Lob des Jahrhunderts muß es gesagt werden — hat Jeder mehr als

je Unterricht nöthig. Schon haben die Vereinigten Staaten von Nordamerika viele gelehrte Universitäten (?), ja sogar die jungen Republiken Südamerika's machen Anstrengungen, um in ihren Ländern die Wissenschaften zu verbreiten. Um so auffallender ist es, daß Lyon, diese durch ihre Einwohnerzahl bedeutende, durch ihre Industrie und ihren Handel hochwichtige Stadt Frankreichs, bisher keine höhere Lehranstalt, keine Fakultät hatte... Die Vorlesungen der unsrigen werden ungefähr alle Zweige der Naturphilosophie (versteht sich, im französischen Sinn) begreifen, und zwar immer in genauer Beziehung und Anwendung auf Gewerbfleiß; denn auf der Höhe, wohin jezt die Industrie und die ihr verwandten Künste gekommen sind, genügt ihnen nicht mehr oberflächliche Kenntniß, es muß tiefer in die Wissenschaft eingedrungen werden. Dies hat sich auch früher schon gezeigt, es wurde nur nicht allgemein anerkannt, und man glaubte, mit halben Kenntnissen auszureichen und eben so weit zu kommen. Die jezige Zeit erfordert tüchtige Arbeiter mit tüchtigen Kenntnissen. Watt, der durch seine Vervollkommnung der Dampfmaschine eine Revolution in der englischen Industrie hervorbrachte und diesem Land eine mehreren Millionen Arbeitern gleichkommende Kraft verlieh, der geniale Watt war weder Physiker, noch Mechaniker von Profession, er verfertigte nur mathematische Instrumente, hatte sich aber durch Selbststudium große Kenntnisse in den Wissenschaften erworben. Ganz vor Kurzem ist eine für die Eisenfabrikation sehr wichtige Entdeckung gemacht worden, es wird nämlich jezt, statt kühler Luft, erhizte in die Schmelzöfen geleitet. Dieses Verfahren wurde nicht von einem Chimisten oder Physiker entdeckt, sondern von einem bloßen Eisenwerkmeister, aber von einem sehr unterrichteten und denkenden. Zur Anwendung wissenschaftlicher Grundsäze auf die Industrie gehört angestrengte Aufmerksamkeit und eine große Beobachtungskunst; um ein verwickeltes Problem zu lösen, muß man unausgesezt darüber nachdenken, und die Fähigkeit solchen Nachdenkens wird nur durch sehr ernste wissenschaftliche Studien erworben. Der große Newton wurde gefragt, was ihn auf die Entdeckung der Geseze der Schwere geführt habe. Ich dachte immer darüber nach, war seine Antwort. So war es auch mit Watt, der die Eigenschaften des Dampfes nie aus dem Sinn verlor. Von dieser Beharrlichkeit gibt uns auch Kolumbus im fünfzehnten Jahrhundert ein merkwürdiges Beispiel. Um nach Indien zu gelangen, schifften die Portugiesen immer nach Osten; Kolumbus, der den Gedanken der Erdrundung immer fest hielt, beschloß, in westlicher Richtung dahin zu gelangen. Der Gedanke war allerdings verständig, aber zur Ausführung gehörten Schiffe und unerschrockene Schiffsmannschaft; wie hätte der arme, kreditlose Kolumbus dazu gelangen können? Sieben Jahre lang reiste er nun umsonst von Land zu Land, und suchte vergebens Jemanden, der ihn anhören und begreifen wollte; bald war er so arm, wie ein Bettler, aber darum verließ er doch seinen leitenden Lebens- und Lieblingsgedanken nicht, und dieser führte ihn endlich über Ocean, Stürme und Gefahren zur Entdeckung Amerika's... Von hoher Wichtigkeit für die Industrie sind besonders Chemie und Mechanik. Erstere hat weniger auf schnelle Verbesserung althergebrachter Verfahrungsarten gewirkt, als eine Menge ganz neuer Künste auf die Bahn gebracht, mit deren bloßer Aufzählung ich eine ganze Sizung füllen könnte. Welch mächtigen Einfluß hat nicht die Chemie auf die Anwendung neuer, wohlfeilerer Färbestoffe gehabt! wie mächtig hat nicht die Erfindung der Dampfmaschinen die ganze Industrie umgestaltet! Sehr bedeutend haben auch Chemie und Mechanik auf die Metallurgie gewirkt, und große Entdeckungen lassen sich hierin noch voraussehen. Sehr merkwürdig und an's Wunderbare grenzend ist auch die Gewinnung des Zuckers aus holzigen Stoffen, und aus diesem Zucker kann bekanntlich durch Fermentation Weingeist gewonnen werden... Hieher gehört auch die Entdeckung der Sodafabrikation auf französischem Boden, wodurch unsere Fabriken von Spanien unabhängig geworden sind; die Anwendung des Chlors auf die Bleichen, die Erfindung der Zuckergewinnung aus Runkelrüben u. s. w."

Es ist sehr zu wünschen, daß diese neue Fakultät das große und wichtige Problem lösen helfe, welches schon so lange für Lyon vorliegt, nämlich der Stadt, wenn nicht gutes, doch leidliches Trinkwasser zu verschaffen, woran es uns alle Tage mehr fehlt. Durch die immer zunehmende, sich immer mehr zusammendrängende, in engen, schmuzigen Straßen angehäufte Bevölkerung werden unsern Brunnen durch Infiltration so viele unreine und ekelhafte Bestandtheile zugeführt, daß ihr Wasser kaum mehr zu trinken ist. Auf welchem Wege ist diesem furchtbaren Mangel nun abzuhelfen? Dies ist die große Frage, über deren Lösung jezt zwei Parteien in heftigem Streit sind, die Quellpartei und die Dampf- oder Rhonepartei, und worüber ich das nächste Mal Einiges berichte.

Auflösung des Räthsels in Nr. 117:

Das Leben.

Räthsel.

Zwei Feen hat euch, beide Seherinnen,
Mein Zauberlämpchen schon erscheinen lassen,
Hoffnung, beschwichtigend für Herz und Sinnen,
Und Einsamkeit, wenn Liebes euch verlassen;
Die dritte nun, geführt an beider ersten Hand,
Wirft bunt mein Lämpchen an die weiße Wand.

An ihren Werken sollt ihr sie erkennen,
An ihrer Herrschaft in drei großen Reichen,
So weit die Strahlen eurer Sonne brennen,
Und weiterhin, wo alle Grenzen weichen;
Ein Reich des Todes ist's, das sie bewegt,
In dem sie Neigung oder Haß erregt.

Ein Reich des Friedens auch, in dem sie waltet;
Da baut sie Bettchen sich in süßen Düften,
Erneut, verjüngt, was lange schien veraltet,
Und wiegt sich in des Frühligs lauen Lüften.
So seht doch hin, wie sie mit Zauberkraft
So schöne Blumen, süße Früchte schafft!

Ein Reich des Krieges auch, dem sie den Frieden
Mit ihrer Augen wonnevollem Strahle
Zu schaffen weiß; was lang sich schen gemieden,
Küßt sich in edler Lust mit Einemmale,
Und wo sie wandelt, grüßen ihre Spur
Die schönsten Töne, Stimmen der Natur.

Sie hebt empor, was lebet, aus dem Staube
In ihres eignen Himmels lichte Hallen,
Und läßt sie dann es auch dem Tod zum Raube,
Doch ist sein Loos auf's Lieblichste gefallen;
Denn selig stirbt, wer ihr in's Auge sah:
Er ist am Ziele, ruhig ruht sich da. **J. G. M.**

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 124.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 25. Mai 1835.

Ich sehe nicht gerne, wenn man gewisse Talente, die von der Zeit hervorgerufen werden, so hoch erhebt und rühmt, andere dagegen schilt und niederdrückt. Die Kehle der Nachtigall wird durch das Frühjahr aufgeregt, zugleich aber auch die Gurgel des Guckuks.

Goethe.
Dichtung und Wahrheit. 12 Buch.

Die schwäbischen Sänger.

An Goethe.

Die Nachtigall im frischen Hain
Singt wohl gar schöne Weisen,
Doch ist der Vogel nicht allein
Ob solcher Kunst zu preisen.
Kein König ist im freien Wald,
Wo bunt ringsum Gesang erschallt.

Da singet jeder seine Weis'
Nach seinem eignen Schnabel,
Ob Nachtigall, ob Fink er heiß',
Wenn schön nicht, doch passabel.
Die Wachtel bleibt beim Wachtelschlag,
Fink nicht wie Lerche singen mag.

So ist's im schwäbschen Sängerhain.
Preis, Sänger dir von Thule!
Doch hör' es unter'm Leichenstein:
Bei uns gibt's keine Schule,
Mit eignem Schnabel jeder singt,
Was halt ihm aus dem Herzen springt.

Justinus Kerner.

Die Metamorphosen des Menschengeschlechts.

(Beschluß.)

In der fünften Periode füllt sich die Scene des Welttheaters mit einem Gewimmel von barbarischen Nationen: Barbarenperiode. Auch bei diesen Völkern findet sich kriegerischer Geist, ja ihre Unerschrockenheit ist noch größer, ihr Muth wilder, als bei den Römern. Aber diese Vorzüge dienen ihnen nicht etwa wie den Römern zur Realisirung einer großen Idee. Sie wollen keine Weltherrschaft, nur einen Boden wollen sie gewinnen, der sie nährt. — Man wird vielleicht, um uns zu widerlegen, die großen Eroberungsunternehmungen einiger Beherrscher barbarischer Völker anführen. Aber wir können von dem Sinne Einzelner keinen Schluß auf den Sinn der Nationen ziehen; wir haben es, wie gesagt, bloß mit dem Totalcharakter zu thun. Daß aber die barbarischen Völker keine eigentlichen Eroberer waren, findet seinen Beweis darin, daß nach dem Tode der erwähnten Fürsten alsbald ihre kolossalen Reiche wieder zerfielen. In Rom dagegen war das Volk Eroberer; darum that keines Konsuls oder Kaisers Tod der römischen Herrschaft Abbruch. — Dieser

Periode korrespondirt die fünfte Klasse der Thiere, die bunte Klasse der Reptilien. Oken sagt von ihnen (S. 496): „der Muth, den sie als Brustthiere haben, geht mehr in Frechheit, Unverschämtheit über. Sie sind nur hungrige Helden.“

Ein schöneres Leben beginnt sich zu entfalten in der nun folgenden sechsten Periode, der sogenannten Ritterzeit. Schon zeigt sich die Morgenröthe des bald anbrechenden schönen Tags. Allmählich beginnen die Wissenschaften wieder sich Bahn zu brechen, die Künste heben sich wieder auf eine bedeutende Höhe; besonders schafft die Baukunst Werke, die wir noch jezt nur bewundern, nicht erreichen können. Vor Allem aber ist es die Dicht- und Tonkunst, die in dieser Periode recht eigentlich ein Volksbesitzthum wird, nicht von Einzelnen bloß ausgeübt, wie allenfalls in unserer Zeit. Wir brauchen die nähern, hieher bezüglichen Data nicht anzuführen, sie sind bekannt genug. Dazu kam ein allgemein verbreiteter freier, leichter Sinn, ein idealischer Aufschwung der Ideen, eine gewisse romantische Färbung des Lebens. Darum erscheint auch jezt uns Allen noch das Mittelalter in einem phantastischen Farbenglanz. Man kann der Periode nicht füglich eine andere an die Seite stellen, als die griechische. — Die Vergleichungsmomente, die die entsprechende zoologische Klasse der Vögel darbietet, ergeben sich von selbst. Eben so fällt die große Aehnlichkeit der Vögel mit den Insekten in die Augen.

Die siebente Periode kann man nach ihrem hervorstechenden Charakter die wissenschaftliche nennen. Rasch und ununterbrochen folgen Entdeckungen auf Entdeckungen, Erfindungen auf Erfindungen. Die Wissenschaften erhalten eine populäre Verbreitung, wie nie vorher. Mit hellerem Blick als je erfaßt der menschliche Geist die Tiefen der Natur und des Lebens. Es ist das geistige Auge, was in dieser Zeit einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht. Mit Recht stellen wir daher diese Periode der siebenten Klasse der Thiere gegenüber: den Säugethieren, von denen Oken sagt (S. 498): „die Seele des Augs gesellt sich bei ihnen noch hinzu, und damit scheint ein Erkennen, ein Verstehen, ein Begreifen gegeben zu seyn.“

Eine zukünftige Zeit wird der Menschenklasse selbst entsprechen. Gegenwärtig werden wir, gleich dem alten Diogenes, noch vergeblich ein eigentliches Menschengeschlecht aufsuchen. Die Wesen, die auf der Stufenleiter der lebenden Geschöpfe noch höher stehen als der Mensch, kennen wir eben so wenig, als den Zustand des menschlichen Individuums nach seiner lezten Metamorphose, nach dem Tode, und eben so wenig ist uns die späte Zukunft des Menschengeschlechts bekannt. Kann aber auch hier von keinem wissenschaftlichen Vergleiche die Rede seyn, so gibt es doch alte Ueberlieferungen, denen zufolge auch hier dieser harmonische Dreiklang der Reihe der lebenden Wesen, der Perioden des menschlichen Individuums und der Perioden des Menschengeschlechts sich wiederholte, und man braucht nicht eben Mystiker zu seyn, um auf solche uralte Lehren der Religion einiges Gewicht zu legen.

Wir begnügen uns mit dieser skizzirten Darstellung. Wir haben unsere Idee dargelegt und gezeigt, wie wir sie ungefähr durchzuführen beabsichtigen. Ein weitere Ausführung dürfte sich weniger für diese Blätter eignen und möchte auch kaum räthlich seyn, ehe das Urtheil kompetenter Richter über das Schicksal des Grundgedankens entschieden hat.

Zeitbilder aus Paris.

(Beschluß.)

In Nr. 129 des Palais-royal, in der Galerie Valois, trifft man schon eine bei weitem geringere Anzahl von Gaunern, Freibeutern und andern Industriellen, wovon Nr. 36 wimmelt, schon aus dem einfachen Grunde, weil hier um 12 Uhr Abends geschlossen wird, während dort bis Morgens 3 Uhr der Ein- und Austritt gestattet ist. Die ständigen, gewöhnlichen Besucher von Nr. 129 sind außer den habituellen Spielern eine große Anzahl alter Leute mit grauen Haaren, erloschener Stimme, schlotternden Knien und zitternden Händen, und eine Masse Spielprofessoren. Die Ersteren sind in der Regel alte Hagestolze, Pensionärs, die von einer kleinen Rente leben, Bureaudiener, welche für ihre dreißig Jahre langen Dienste eine Pension von 5 — 600 Franken beziehen. Diese alle haben in Nr. 129 ihren Sammelplatz; dort können sie ruhig sitzen, haben Feuer und Licht und brauchen doch nichts zu verzehren. Manchmal, gewöhnlich zu Anfang eines neuen Monats, wenn ihre Pension oder Rente monatlich ausbezahlt wird, wagen sie ein Fünffrankenstück, welches sie zuvor drei Stunden lang in der Hand herumdrehen, während sie die Chancen des Spiels studiren. Wenn sie verlieren, wollen sie sich vor Leid noch ihre wenigen Haare ausraufen, schlagen sich vor die Stirn und rufen unaufhörlich aus: C'est fait pour moi! ça n'arrive qu'à moi! Wenn sie gewinnen, gehen sie sogleich fort und thun sich ganz im Stillen etwas zu Gute, indem sie in ihrem Kaffeehause eine demi-tasse Kaffee mit einem Gläschen Anisette oder sonst einem feinen Liqueur trinken. Einige unter ihnen spielen gar nicht, sondern betreiben eine andere, vielleicht die sonderbarste Art von

Industrie, die man vielleicht nur hier kennt und ausüben kann. Sie bitten nämlich einen Spieler, ihnen einen Napoleond'or gegen vier Fünffrankenthaler zu geben, und sobald sie denselben haben, geben sie in den ersten besten Wechslerladen, um das Goldstück gegen die wenigen Sous Aglo auszuwechseln.

Hier in Nr. 129 sind die Spielprofessoren am zahlreichsten; man muß Stundenlang die Geduld haben, diese Leute anzuhören, um alle die bizarren Plane und Luftschlösser, welche das leere, verbrannte Gehirn dieser Thoren ausbrütet und aufbaut, glaubwürdig zu finden. Ein alter Spielprofessor hat seinen Kindern 44,000 punktirte Karten hinterlassen — ein rührendes Vermächtniß! Oft lassen sich die Spielprofessoren auch, gleichwie die fremden Sprachmeister, eigene Karten mit hochtrabenden Phrasen stechen; auf der Karte eines derselben las man: Monsieur N. N., professeur des chances aléatoires, inventeur de la sautense perfectionnée, de la progressive indépendante et analytique, du grand et petit chapeau parabolique. Mit diesen Titeln ließ ein Spielprofessor sich in's Journal général d'Annonces einrücken und bemerkte dabei, daß er täglich Vorlesungen von zwei bis vier Uhr in der Passage du Saumon, zwischen der Rue Montmartre und Rue Montorgueuil halte; das Eintrittsbillet koste fünf Franken. Und sollte man es glauben? er hatte zahlreiche, andächtige Zuhörer. Man weiß nicht, ob man mehr über die Unverschämtheit des Lehrers oder die Dummheit der Zöglinge staunen soll. Noch unbegreiflicher aber scheint es, daß die Polizei sich in's Mittel legte und unter dem Vorwand, daß der Herr Professor ein nicht privilegirtes Spielhaus eröffnet habe, den Saal, worin die Vorlesungen gehalten wurden, schloß und alle Gegenstände des Spielapparats konfiszirte.

Ein anderer dieser Spieldoktoren entdeckte eines Tags ein untrügliches Mittel, die Bank zu sprengen. Er theilt es seinen Freunden mit; die Entdeckung findet allgemeinen Beifall und man beschließt, sie zu benutzen und in Ausübung zu bringen; doch zuvor will man sich, um ganz sicher zu gehen, erst mit eigenen Augen und eigener Erfahrung von der Unfehlbarkeit des Vorgangs überzeugen. Man kauft Alles, was zu einem Roulettetische gehört, etablirt in einem Zimmer der zahlreichen Aktionärs eine förmliche Spieldirektion und Spielgesellschaft, und wiederholt zwei Monate lang täglich die angegebenen Versuche des Wunderspieldoktors. Anstatt mit Geld, spielten die Pontirer mit rothen Bohnen, und die Bankiers zahlten mit weißen Bohnen. Die ganze Probezeit hindurch waren die Chancen stets glücklich für die Gegenspieler, und diese gewannen eine so beträchtliche Anzahl weißer Bohnen, daß die Bank ihren Vorrath und ihre Kasse dreimal aus der Gemüsehalle mußte erneuern lassen. Endlich sezt man den entscheidenden Tag fest, an welchem man die erste Vorstellung dieses großartigen Schauspiels ernsthaft geben will: es war die erste und die lezte; denn in einer halben Stunde waren sämmtliche Fonds der Gesellschaft erschöpft. — Diese Spielsitzung erhielt den Namen: la journée aux haricots.

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, April.

Das Verhältniß der Stände.

Wenn wir jezt, bereits bis zur lezten Fastenwoche vorgerückt, noch des verflossenen Karnevals erwähnen, so geschieht dies bloß, weil er gewissermaßen einen Wendepunkt in der Geschichte des Prager geselligen Lebens bildet. Seit Jahrzehenden machte man die Bemerkung, daß die Trennung zwischen dem Adel und den höhern bürgerlichen Klassen hier schroffer und auffallender dem Blicke entgegentrete, als in Wien und den meisten andern großen Städten Deutschlands. Daß in dieser Hinsicht eine Parallele zwischen der Residenz und einer zahlreich bevölkerten Provinzstadt stets zum Nachtheil der leztern ausfallen müsse, ist natürlich, da in jener die Nähe des Monarchen gar viele Dissonanzen zur Einheit verschmilzt, insbesondere, wo der Landesfürst, wie unser Herrscherstamm, seinen Großen mit dem Beispiel einer angebornen und aus dem Herzen kommenden Humanität und Freundlichkeit voran geht. Anders ist es in der Provinz, vorzüglich in solchen Städten, wo ein reicher Adel dominirt, und kein gesellschaftliches Band beide Stände in jene leise Berührung bringt, welche allein wünschenswerth seyn dürfte. In Prag hat sie seit einem längern Zeitraum ganz gefehlt; hoher und niederer Adel, wie die höhern Bürgerklassen, waren schon in der äußern Erscheinung kastenmäßig streng gesondert, und wo in den gemischten Versammlungen — die fast nur bei den Gesellschaftsbällen der Juristen und Mediziner stattfanden — jene zusammentrafen, sahen die Adeligen so auffallend stolz und geringschätzig auf die andern Menschen herab, und mieden es so geflissentlich, sich in ihre Reihen zu mischen, daß nicht selten das allgemeine Vergnügen durch die Gegenwart des hohen Adels, nach welcher, als der Elite der Gesellschaft, gleichwohl alle Ballunternehmer geizten, mehr gestört, als der Glanz des Tanzfestes durch ihre Erscheinung erhöht wurde. Es ist unserm neuen Theaterunternehmer, Stöger (früher Bühnendirektor in Grätz, Preßburg, Triest und zulezt im Wiener Josephstädter Theater), gelungen, diesen Zauber zu lösen und eine wenigstens scheinbare Verschmelzung aller Klassen herbeizuführen, dasselbe nämlich, was wir oben eine leise Berührung genannt haben. Dieser äußerst thätige und unternehmende Mann hat im lezten Herbst nicht allein einen vergrößernden Umbau des Schauspielhauses in einer unglaublich schnellen Zeit zu Stande gebracht, sondern dasselbe zugleich so verändert, daß es mit geringer Mühe für den Sonntag des Karnevals in einen Doppelsaal verwandelt werden kann, und dieses Jahr schon zum Schauplatz der Redouten benuzt worden ist, die durch ihn, gleich dem Phönix, verschönert und verjüngt, aus der Asche wieder hervorgegangen sind, und nicht allein sehr zahlreich, sondern auch von den Personen des höchsten Ranges und Standes besucht wurden, welch leztere nicht, wie zu erwarten stand, das wogende Getümmel des Volkes nur

aus ihren Logen beschauten, sondern sich munter unter die Menge mischten; ja, die ersten Damen scheuten selbst das furchtbare Gedränge der dritten Redoute nicht, worin jeder Schritt, wenn auch nicht mit Blut, doch mit Strömen Schweißes erkauft werden mußte. Es scheint in der That, als sey es unser Adel müde geworden, immer nur sich selbst zu sehen, und wolle auch in andern Kreisen sich vergnügen, wenn ihm dazu nur anständige Gelegenheit geboten würde. Mehr zurückgezogen hielten sich die Damen des Bürgerstandes, die nur wenig von ihren Logensizen aufstanden und sich aus der Ferne bewundern ließen.

Den Hörern der Rechte und der Medizin ist durch eine kaiserliche Verordnung vom vorigen Jahre untersagt worden, Bälle zu geben, wahrscheinlich, weil man von dem Gesichtspunkt ausging, die Jugend solle wohl die Belustigungen des Karnevals mit genießen, doch nicht die theure Zeit ihren Studien entziehen, um jene für andere zu bereiten. Nur den Kandidaten der medizinischen Doktorwürde war es in diesem Jahre gestattet worden, ein Ballfest zu veranstalten, welches, als das einzige, desto glänzender ausfiel. Auch hier erschien der Adel in bedeutender Anzahl, freundlich und gefällig; mehrere der jüngern Damen und Herren mischten sich in den Reihen der Tänzer, und im Ganzen bestritt dieser Ball, wie die Redouten, Alles, was man von der strengen Abgeschiedenheit der Stände in Prag so oft und viel erzählt hat. So sehr die Vergnügungen des Karnevals durch diese neue und erfreuliche Erscheinung an Glanz und Intensität gewannen, so unerwartet und trauervoll wurden dessen lezte Freuden durch den Tod des Kaisers **Franz** gestört; die zwei lezten Redouten und zahllose kleinere häusliche Tanzunterhaltungen, mit denen der Fasching lustig zu Grabe getragen werden sollte, wurden abgesagt, das Theater und alle andern öffentlichen Belustigungsorte geschlossen, und ein dichter Trauerschleier deckte sich verhüllend über jede gesellige Lustbarkeit.

(Die Fortsezung folgt.)

Paris, Mai.

Regsamkeit im Buchhandel.

Es herrscht jezt eine so furchtbare Thätigkeit und Regsamkeit in der Pariser Literatur, daß die Buchdrucker darüber klagen, sie können nicht so viele Gehülfen bekommen, als sie nöthig haben. Bedenkt man, daß manche Drucker mechanische Pressen haben, bei welchen die Arbeit nur mit geringer Beihülfe von selbst von statten geht, und daß manche Werke stereotypirt werden, also, einmal gesezt, beständig wieder abgedruckt werden können, ohne der Sezer ferner zu bedürfen, so läßt sich daraus schließen, welch furchtbare Menge von neuen Schriften und literarischen Unternehmen jezt zu Tage gefördert werden muß. Um nun das Publikum nicht abzuschrecken, sind die Unternehmer genöthigt, demselben ihre schön gedruckten, manchmal mit Vignetten und schönen Kupfern gezierten Novitäten, oder neuen Auflagen älterer Schriften in Heftchen wöchentlich vorzulegen, und jedesmal nur zehn, zwölf, oder fünfzehn Sous zu verlangen. Die Käufer verarmen jezt auf eine neue Weise, nämlich nicht durch den zu hohen Preis, sondern durch die Wohlfeilheit der Waare. Die auf's Kostbarste gedruckten Bücher kosten ja nur einen halben Franken das Heft; wer ist nicht im Stande, auf mehrere dergleichen zu pränumeriren, oder, da hier fast gar keine Vorausbezahlung statt findet, zu subscribiren, was auf Eins hinausläuft! Auch mancher Verleger läuft Gefahr, vor lauter Reichthum an Verlagswerken arm zu werden; denn es wird mit einer solchen Wuth darauf losgedruckt, daß man glauben sollte, es gebe keine alten Auflagen mehr, und sie seyen aus der Welt verschwunden. Nun hat freilich die Zahl der Leser bedeutend zugenommen, und die Zweisouszeitschriften haben doch so viel Gutes bewirkt, daß die Leute mehr lesen und sich mehr nach Unterricht umsehen, als sonst; allein es geht mit den Büchern, wie in England mit den baumwollenen Zeugen: es wird weit über den Bedarf fabrizirt. Die Revolution vom Juli 1830 war auch eine für den Buchhandel, weil damals alle Büchermagazine von neugedruckten Voltaires, Rousseaus, Montesquieus, Laharpes und Barthelemys vollgepfropft waren, und nun auf einmal der Sinn des Publikums eine ganz andere Richtung bekam, vor der Hand von Büchern keine Rede mehr war und die Buchhändler nicht wußten, was sie mit dem ungeheuern Büchervorrathe anfangen sollten. Der Staat mußte den Verlegern viele Millionen vorstrecken, um ihnen aus der Noth zu helfen. Manche haben sich aber so wenig herausgeholfen, daß man die Bücher von Gerichts wegen hat verkaufen müssen, um nur einigermaßen den Vorschuß zu decken, was aber wenig eingebracht hat. Man hätte glauben sollen, diese Erfahrung werde fruchten und den Buchhandel vorsichtiger machen. Einige Jahre lang ging es auch sehr langsam und bedächtig darin her; aber jezt wird ärger als je spekulirt, konkurrirt, gedruckt und angekündigt. Doch sind es keine Voltaires und Rousseaus mehr, die man um die Wette herausgibt, sondern Chateaubriands, Buffons, Walter Scotts, Coopers u. s. w., und häufiger noch Magazine mit Kupfern, Encyklopädien und artistische Museen. Dabei macht die Buchdruckerkunst große Fortschritte und thut es der englischen gleich. Das Beste dabei, wenigstens für die Käufer, ist, daß die Unternehmer zugleich für Wohlfeilheit sorgen und durch niedrige Preise einander auszustechen suchen; dennoch ist die Konkurrenz so groß, daß einige doch auf etwas Außerordentliches sinnen müssen, um die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu lenken. Da ist denn die Verbindung der Abonnements mit einer Lotterie zu Stande gekommen. Wenn ich nicht irre, so hat das Tageblatt Figaro das erste Beispiel davon gegeben, wofern nicht alle Unternehmer sich nach einem einzigen Muster, nämlich nach der Opernlotterie des Dr. Veron, gerichtet haben. Dieser Figaro bestand vor der Julirevolution, und machte zuweilen durch seine wizigen Sticheleien den Ministern Karls X. nicht wenig zu schaffen. Hernach aber fehlte ihm der Stoff zum Spaße, auch ist man kurz nach einer Staatsumwälzung nicht sehr zum Sticheln aufgelegt; deßhalb ging der Figaro ein. Aber seitdem sind alte Mißbräuche, alte Herrschsucht, alter Ehrgeiz, alte Kriechereien und alte Schliche wieder lebendig geworden; für einen Figaro gibt es wieder genug zu spaßen, und obwohl seine Stelle unterdessen von zahllosen Wizlingen eingenommen worden ist, so ist doch auch noch für einen wizigen Barbier Plaz da, wenn er nur scharf und geistreich wizelt. So ist er denn wieder erschienen, und gleich Anfangs wollten die Unternehmer etwas Neues mit ihm versuchen. Da nämlich in England Tageblätter bei den Fleischern und Bäckern zu haben sind, weil sich Jedermann an diese Leute wenden muß, so wollte man diesen Gebrauch auch in Paris einführen; es wurde also angekündigt, der Figaro werde in den Fleischer- und Bäckerbuden täglich für zwei Sous zu haben seyn. Dieß war eben kein glücklicher Einfall; denn in Paris sendet man nur die Mägde zu den Fleischern und Bäckern, und manche Haushaltungen lassen sich Fleisch und Brod in's Haus bringen; der Figaro hätte also lange in den Buden unbeachtet liegen bleiben können.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 54.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 125.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 26. Mai 1835.

Ich sah Euch, Königin — Euch selbst,
Nicht Euer Bild! — O welchen Schatz bewahrt
Dies Schloß!

Schiller.

Aremberg.

Das Andenken Napoleons und der Seinigen mischt sich in den Köpfen vieler Franzosen mit politischer Emanzipation auf eine Weise, welche uns nur darum so seltsam erscheint, weil die Begeisterten keine Ahnung davon zu haben scheinen, daß ihre Ideen, auf ihrem Standpunkte so abgeschmackt, auch einem höhern sich oft ganz anders gestalten könnten. Aber bei der jüngern Generation, deren mächtigste Jugenderinnerungen von den Strahlen jenes Meteors vergoldet sind, ist das Gefühl für den Mann und seine Angehörigen seiner Natur nach ein poetisches, und was dem Eindruck bei dem nicht sehr entwickelten poetischen Sinn der Nation an Tiefe abgehen mag, das setzt ihm der Nationalstolz in der Breite reichlich zu. Alexander Dumas, der Tragiker des Porte St. Martintheaters, beschreibt in seiner Weise einen Besuch bei der vormaligen Königin von Holland. Wie nun der Dichter überhaupt der Stimmführer seiner Zeit und ihrer Regungen ist, so soll uns in Folgendem einer das Gefühl seiner jüngern Landsleute und Zeitgenossen für eine Dynastie versinnlichen, unter der sie geboren sind, und die Glieder, als sie zum Bewußtseyn erwachten, das tragische Geschick über die ganze Welt zerstreut hatte.

* * *

Napoleon war gestorben, seine Adler zerstreut, flüchtig, verbannt weit und breit. — Jene Niobe, welche einen Kaiser, drei Könige und zwei Großherzoginnen geboren, lebte zurückgezogen in Rom, Lucian auf seiner Herrschaft Canino, Ludwig in Florenz, Joseph in Amerika, Hieronymus in Würtemberg, Elisa in Baden, die Fürstin Borghese in Piombino und die Königin von Holland auf dem Schlosse Aremberg. Da dieses Schloß nur eine halbe Stunde von Konstanz entfernt ist, so ergriff mich der Wunsch, meine Huldigungen zu den Füßen dieser entthronten Majestät niederzulegen, um zu beobachten, wie viel von einer Königin in einer Frau zurückbleibt, wenn das Schicksal ihr das Diadem von der Stirne, das Scepter aus der Hand und den Mantel von den Schultern gerissen; und besonders in dieser Frau, der anmuthigen Tochter Josephinens, der Schwester Eugens, des kostbarsten Juwels in Napoleons Krone.

Ich hatte so viel von ihr gehört in meiner Jugend; man sprach damals von ihr, wie von einer schönen und hülfreichen Fee, und die so sprachen, waren Mädchen, die sie aussteuerte, Mütter, deren Söhne sie losgekauft, Verurtheilte, für die sie Gnade erwirkt hatte. Wie verehrte ich sie! Nun denke man sich noch den Eindruck, welchen die Romanzen auf mich machten, die meine Schwester sang, die von dieser Königin herrühren sollten, und die sich mir im Herzen wie im Gedächtniß so festgenistet

hatten, daß noch jezt, nach zwanzig Jahren, Worte und Musik frisch in mir leben. Romanzen, die eine Königin komponirt und singt, sind etwas Mährchenhaftes und machen einen Eindruck, wunderbar und golden, wie in Tausend und Einer Nacht.

Es war noch zu früh, um mich selbst im Schlosse zu zeigen; ich sandte daher meine Karte hin, und sprang in ein Boot, das mich in einer Stunde nach der Insel Reichenau führte. In der kleinen Kirche, mitten auf dieser Insel, ruhen die Gebeine Karls des Dicken, des fünften Nachkommen Karls des Großen; seine Grabschrift, die man in dem Chor unter einem Bildnisse liest, welches für das seinige ausgegeben wird, enthält seine ganze Geschichte. Hier gebe ich sie wörtlich:

„Karl der Dicke, Neffe Karls des Großen, zog mit großer Macht nach Italien und eroberte dieses Land; hierauf erhielt er das Reich und wurde als Kaiser in Rom gekrönt; nach seines Bruders Ludwig Tode ward er durch das Recht der Geburt Herr von Germanien und Gallien. Endlich aber — da Geist, Herz und Körper ihm versagten — warf ihn ein Glückswechsel von der Höhe seiner Herrschaft in diese bescheidene Zurückgezogenheit, wo er, von allen den Seinen verlassen, starb im Jahre unsers Herrn 888.“

Da es außer diesem Denkmale nichts weiter hier zu sehen gab, bestieg ich wieder mein Boot und steuerte nach Aremberg. Das Schloß Aremberg ist keine königliche Residenz, sondern nur ein schönes Haus, welches eben so gut diesem oder jenem, sogar Herrn Scribe gehören könnte. Nichts imponirte mir, und die innere Bewegung, worin ich mich versezt sah, floß daher einzig aus der moralischen Quelle dessen, was meine Gedanken beschäftigte. Diese Bewegung war aber so mächtig, daß der Wunsch, den ich sehnlichst gehegt, Madame de St. Leu zu sprechen, jezt plözlich schwankend wurde, so daß ich bei jedem Schritte inne hielt, um den Augenblick der Zusammenkunft hinauszuschieben. Ich sandte meine Blicke nach jedem Gegenstande, der sich mir zeigte; ich betrachtete Alles ohne Unterschied mit Aufmerksamkeit, ohne etwas recht zu unterscheiden; kurz, ich war eher aufgelegt, umzukehren, als meinen Weg fortzusetzen. Die Ursache hievon war, daß ich auf dem Punkte stand, ein Hirngespinst sich verwirklichen zu sehen, oder eine Illusion zu verlieren; lieber hätte ich mich auf der Stelle wieder mit einem zweifelhaften Gefühle entfernt, statt vielleicht später völlig enttäuscht den Rückzug anzutreten. Plözlich gewahre ich beim Einbiegen in einen Laubgang, nur etwa dreißig Schritte von mir, drei Frauen und einen jungen Menschen. Mein erster Gedanke war, die Flucht zu ergreifen, allein schon war es zu spät; man hatte mich gesehen, und ich fühlte zu wohl das Lächerliche eines solchen Benehmens. Ich heftete meinen Blick auf die Näherkommenden und glaubte die Königin zu erkennen. Ich ging ihr entgegen.

Wie sie so auf mich zu kam, konnte sie wahrlich nicht wissen, was in meiner Seele vorging; sie war gewiß weit entfernt, zu glauben, daß in den Tagen ihrer Macht schwerlich ein Mensch in dem Audienzsaal im Haag dem Throne, wo sie in der ganzen Fülle ihrer Schönheit strahlte, sich mit Empfindungen genähert habe, wie sie mich in diesem Augenblicke durchdrangen; alle schönen Gefühle, die des Mannes Herz umschließt, Liebe, Ehrfurcht, Mitleid, drängten sie nach meinen Lippen; ich war nahe daran, ihr zu Füßen zu fallen, und wenn sie allein gewesen wäre, hätte ich es gewiß gethan.

Sie mochte indessen doch von dem, was in mir vorging, etwas ahnen, denn sie lächelte huldvoll und reichte mir die Hand. „Sie sind tausendfach gut,“ sprach sie, „daß Sie bei einer armen Verbannten nicht vorübergehen wollen, ohne sie zu besuchen.“ Ich war also gut, und ihr gebührte es, dankbar zu seyn. Schön, mein Herz, du hast dich also diesmal nicht getäuscht. Jüngling, dies ist die gute, schöne Königin deiner Kindheit; Dichter, dies ist der Ton, dies der Blick, wie du sie von Josephinens Tochter dir immer geträumt hast; laß dein Herz nur stärker schlagen! also doch einmal konnte die Wirklichkeit dem Traum gleichkommen! drum schaue, höre und sey ganz glücklich! — Die Königin stüzte sich auf meinen Arm, sie führte mich, denn ich sah nichts mehr; so gingen wir, ich weiß nicht wie lange, dann traten wir in den Saal. Hier war das Erste, was meine Sinne wieder sammelte und meine Blicke auf sich zog, ein prächtiges Bildniß.

„O, wie schön!“ rief ich. — „Ja,“ sagte Madame de St. Leu, „das stellt Bonaparte auf der Brücke von Lodi vor.“ — „Dies Bild ist von Gros, nicht wahr?“ — „Es ist von ihm.“ — „Gewiß nach dem Leben, ohne Zweifel! die Aehnlichkeit ist bewundernswerth!“ — „Der Kaiser ist drei oder viermal gesessen.“ — „Hatte er die Geduld dazu?“ — „Gros war auf ein herrliches Mittel gefallen.“ — „Und welches?“ — „Er ließ ihn meiner Mutter auf den Schoß sitzen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Prairien.

Nach Washington Irving.

Der Prairiehund.

Ich hörte, ein großer Bau, oder wie man es nennt, ein Dorf von Prairiehunden sey auf dem ebenen Gipfel eines Hügels, etwa eine Meile vom Lager, entdeckt worden. Nachmittags machten wir uns auf, es zu

besuchen. Der Prairiehund ist ein kleines Thier vom Kaninchengeschlecht, ohngefähr so groß wie das unsrige, munter, aufgeweckt, muthwillig. Das Thier ist sehr gesellig und lebt in großen Gemeinden, deren Wohnungen oft mehrere Morgen Landes bedecken, wo stark betretene Pfade von der Rührigkeit der Einwohner Zeugniß ablegen. Es ist auch, als hätten sie immer vollauf zu thun, sey's, die Zeit zu vertreiben, oder die öffentlichen Geschäfte zu besorgen; unaufhörlich huschen sie hin und her, als besuchten sie einander in ihren Höhlen, oder sitzen im Freien beisammen und tummeln sich an den kühlen Abenden nach Regenschauern. Zuweilen erlustigen sie sich halbe Nächte lang und kläffen und bellen leise dazu, wirklich wie junge Hunde; aber beim geringsten Lärm verschwinden alle in den Behausungen und das Dorf ist völlig einsam und still. Ueberrascht man sie, daß sie nicht entspringen können, so machen sie sich zum Widerstand fertig, und ihr unmächtiger kriegerischer Trotz läßt äußerst komisch.

Die Prairiehunde sind aber nicht die einzigen Bewohner dieser Dörfer. Eulen und Klapperschlangen sollen unter ihnen hausen, ob aber als geladene oder als zudringliche Gäste, darüber ist man nicht einig. Die Eulen sind von besonderer Art, sehen lebendiger aus, sind hochbeiniger, fliegen rascher als die gewöhnlichen, und mitten am Tage. Nach einigen bewohnen sie nur die verfallenen Höhlen der Prairiehunde, welche von leztern verlassen werden, weil ihnen ein Verwandter darin gestorben; es soll dem Gefühl dieser sonderbaren kleinen Geschöpfe zuwiderlaufen, an einem Orte zu bleiben, wo sie einen der Ihrigen verloren. Andere behaupten, die Eule sey eine Art Haushälterin des Prairiehunds, und da ihr Geschrei fast ganz klingt wie das seinige, so behauptet man sogar, sie lehre die Jungen bellen und versehe so das Amt eines Hauslehrers. Was die Klapperschlange betrifft, so konnten wir nichts Bestimmtes darüber erfahren, welche Rolle sie im Haushalt der kleinen Gemeinde spielt; Manche erklären sie geradezu für einen Schelm und Verräther und behaupten, sie nehme schnöderweise die braven, leichtgläubigen kleinen Prairiehunde zu sich, und daraus, daß man hin und wieder ein junges Mitglied der Familie in ihrem Magen entdeckt, geht sattsam hervor, daß sie sich insgeheim nach etwas Besserem als Aschenbrödels Kost umsieht.

Was ich von diesen geselligen, polizirten Thierchen erzählen hören, hatte mich begierig gemacht, ihr Thun und Treiben näher kennen zu lernen, und mit lebendigem Interesse wanderte ich daher ihrem Dorfe zu. Leider war es im Laufe des Tages bereits von einigen unserer Jäger besucht, und von diesen sogar zwei oder drei Bürger erschossen worden. Daher befand sich die ganze Gemeinde im Zustand höchster Aufregung und Erbitterung; es waren wohl ringsum Wachposten ausgestellt, denn als wir uns näherten, schienen Pikete hineinzueilen und Lärm zu schlagen, worauf die vorsichtigen Bürger, welche am Eingang ihrer Höhlen saßen, ein kurzes Bellen hören ließen und unter die Erde fuhren, wobei ihre Hinterbeine in der Luft baumelten, als hätten sie einen Purzelbaum geschlagen.

Wir gingen durch das ganze Dorf, das etwa dreißig Morgen Landes umfaßte. Kein einziger Bewohner ließ sich blicken. Den Boden bedeckten zahllose Löcher auf kleinen Erdhügeln, die das Thier beim Graben aufgeworfen; sie waren leer, so weit wir mit unsern Ladestöcken untersuchen konnten. Wir gingen leise ein Stück weit hinaus, legten uns auf den Boden nieder und lauerten lange, ohne uns zu rühren. Allgemach streckte nahe bei uns hier und dort ein vorsichtiger alter Bürger langsam die Schnautze hervor, zog sie aber rasch wieder zurück. Weiterhin kamen einige ganz heraus, aber kaum wurden sie unser ansichtig, machten sie einen Purzelbaum und schlüpften in ihre Löcher. Die am entgegengesezten Ende des Dorfs bekamen endlich wieder Muth, da es so lange still blieb, und huschten herum von einer Behausung zur andern, als wollten sie Verwandte und Gevattern besuchen und die Berichte über die lezten Vorfälle austauschen. Andere, noch kecker, traten in kleinen Gruppen auf Straßen und öffentlichen Plätzen zusammen, um über den dem Gemeinwesen neuerlich zugefügten Schimpf und die himmelschreiende Ermordung ihrer Mitbürger zu deliberiren. Wir erhoben uns vom Boden und gingen sachte vorwärts, um sie mehr in der Nähe zu sehen, da lief es von Mund zu Mund: kläff! kläff! im Nu stob Alles auseinander, nach allen Seiten hin sah man Füße trippeln, und in Kurzem waren alle unter dem Boden.

Die Dämmerung machte weitern Forschungen ein Ende, aber noch tief in die Nacht hinein hörte man im Lager aus dem fernen Dorfe herüber einen dumpfen Lärm, als ob die Einwohnerschaft in allgemeiner Versammlung einen großen Mann beklagte, den das Gemeinwesen verloren.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortsezung.)

Literarische Lotterien.

Man hat den ursprünglichen Plan insoweit abgeändert, daß der Figaro zwar noch in den Bäckerbuden, aber auch außerdem noch in den Lesekabinetten und an vielen andern Orten zu haben ist. Von den Fleischern ist man ganz abgegangen; diese sezten, wie es scheint, blutwenig Figaro'schen Witz ab. Noch erfreute sich aber das Blatt

seiner großen Abnahme; daher erfand man ein neues Mittel, das Publikum zum Ankauf zu reizen. Die Herausgeber kündigten nämlich an, daß die 8100 ersten Abonnenten, wenn sie auch nur auf ein Vierteljahr subscribirten, alle ein Loos zu einer Lotterie bekommen sollten, worin Aktien der Unternehmung, jede zu 1000 Franken, gezogen werden würden, so daß man für ein Abonnement von zwölf Franken einer der Inhaber der Anstalt werden könne. Es wurde dabei bemerkt, daß vor der Julirevolution der Figaro eines solchen Ansehens genossen, daß die Aktien desselben von 1000 Franken auf 2400 stiegen, obschon es deren, wie jezt, hundert gab. Die gewöhnlichen Mitarbeiter an allen eleganten Zeitschriften von Paris, als da sind Balzac, Scribe, E. Sue, Ph. Chasles (Jules Janin wird hier ausnahmsweise vermißt), sollen regelmäßig Beiträge liefern, und zwar soll wöchentlich einer von diesen fleißigen Artikeldichtern mit einem Aufsaze erscheinen. Ob nun diese neue Spekulation den Figaro besonders heben wird, steht dahin; wahrscheinlich werden die Aktien nach Maßgabe des in dem Blatte verschwendeten Wizes steigen. Wird derselbe den Lesern kärglich zugemessen, und haben die Herausgeber des Figaro ihnen nichts Besseres zu sagen, als was ein Duzend anderer Tageblätter schon sagt oder gesagt hat, so werden alle Bäcker der Stadt Paris nicht im Stande seyn, diesem geistigtrockenen Brode einen guten Absaz zu verschaffen, und auf der Titelvignette wird der Barbier von Sevilla vergebens sein Scheermesser aufheben, Wenige werden sich darum bekümmern, wem sein Scheeren gilt. Indessen hat der Einfall mit der Figaro'schen Lotterie bereits seine Früchte getragen, denn ein spekulativer Kopf hat davon Anlaß genommen, mit einer neuen Ausgabe der Chateaubriandschen Schriften eine Lotterie zu verbinden, und zwar nach einem weit größern Maßstabe. Mit der Herausgabe dieser Schriften hat es eine besondere Bewandtniß; es scheint, der Verfasser hat sich durch einen Kontrakt mit einem frühern Verleger des Verlagsrechts seiner Werke auf immer entäußert. Der Käufer dieses Verlagsrechts unterhandelt seitdem mit Andern, welche eine Ausgabe zu veranstalten wünschen, und es scheint, man druckt Chateaubriand ab, ohne daß er sich weiter darum bekümmert und irgend einen Nuzen davon zieht. Man behandelt ihn bereits als einen leiblich todten Schriftsteller, dessen Schriften dem Domaine public, wie man hier sagt, anheimgefallen sind, und er kann sich lebend das Vergnügen verschaffen, sich zehnmal vervielfältigt zu sehen, was andern Schriftstellern erst lange nach ihrem Tode zu begegnen pflegt. Der zulezt aufgetretene Verleger hat es nun seinen Vorgängern weit zuvorthun wollen, und das ohnehin schon große Unternehmen noch weit mehr in's Große getrieben. Er sezt nämlich voraus, daß sich 5000 Subscribenten finden werden. Anderwärts würden diese schwer zusammenzubringen seyn, besonders bei einem Werke von 32 Bänden, zu acht Franken der Band; in Frankreich ist dies aber sehr wohl möglich, und mit Hülfe großer Ankündigungen und Zeitungsartikel sogar leicht.

(Der Beschluß folgt.)

Prag, April.

(Fortsezung.)

Die Landestrauer.

Wenn die Aeußerungen des Schmerzes bei den Bewohnern Prags nicht so laut und stürmisch waren, als jene der Wiener, die den milden Landesvater täglich sahen und vor allen andern Unterthanen vorzugsweise besaßen, so gingen jene auch nicht so schnell in frivolen Muthwillen über, der kecke, mitunter freche Wize an die feierliche Erinnerung eines großen Verlustes knüpfte. Die Trauerfeierlichkeiten begannen in Prag erst zwei Wochen nach dem Tode des Kaisers, und wurden zuvörderst vier Tage lang in der Domkirche, dann in den Pfarrkirchen, später auch von der Universität, der evangelischen Gemeinde, den Israeliten, und zum Schluß erst am 10ten April von dem Konservatorium begangen. Die vom Hofe angeordnete Landestrauer bietet uns durch die zahllosen regel- und unregelmäßigen Abstufungen, in welchen sie getragen wird, ein Bild, das freilich, da all seine wechselnden Schattirungen aus Schwarz in Schwarz bestehen, nicht bunt genannt werden kann, troz dem aber äußerst mannichfaltig ist. Es ist natürlich, daß der ganze Adel schwarz erscheint, was bei der Kleidung der Herren, die gewöhnlich dunkle Gewänder tragen, weniger bemerklich wird, als an der Toilette der Damen, deren Kleider eben jezt in allen Nüancen des Regenbogens zu strahlen begannen; mit einem Zauberschlage ist die gesammte Farbenpracht verschwunden, und die Farbe der Nacht, die bei den vornehmsten Damen auch die Enveloppen und Ueberwürfe in Beschlag genommen, umhüllt die Gestalten aller weiblichen Huldinnen. Fürsten, geheime Räthe, Kämmerer und die Ritter der österreichischen Orden, denen es Stand oder Rang gestattet, geben auch ihrer gesammten Dienerschaft schwarze Livree, mit Epauletten, Achselschnüren und andern Zierrathen verbrämt, und die zahlreichen Equipagen unsers Adels rollen wie Trauerwagen durch die Straßen. Manche Damen des niedern Adels und von geringern Vermögensumständen finden es mitunter auch recht nobel, bequem und ökonomisch zugleich, mit einem schwarzen Tibetkleide und einem Seidenhut sich mit Schneider und Puzmacherin auf ein halbes Jahr abzufinden, und zugleich eine Andeutung ihrer hohen Stellung zur Schau zu tragen. Von den übrigen Bewohnern Prags trägt das Militär auch in Civilkleidung, so wie alle kaiserlichen, ständischen und städtischen Beamten, die Universität, die Doktoren aller Fakultäten und die gesammten Studirenden unserer uralten Hochschule den bezeichnenden Trauerflor und in Gala den schwarzen Frack. Der Ueberrest der männlichen Bevölkerung, der in keinem unmittelbaren Verhältniß mit der Regierung steht, hat — mit wenigen Ausnahmen, wobei man wohl glauben machen wollte, man gehöre einer jener privilegirten Klassen an — in seiner gewöhnlichen Kleidung keine Aenderung vorgenommen. Anders ist es mit der weiblichen Welt; die Frauen hielten förmliche Sizungen, um über die wichtige Frage zu deliberiren, wem die Trauer zukomme, und wem nicht, und man konnte bei den meisten mit Zuversicht darauf zählen, daß sie gerade das Gegentheil von dem thaten, was in diesen Sessionen ausgemacht worden war. So sieht man denn auch zwei Frauen von höhern Staatsbeamten gleichen Ranges, die eine vom Kopf bis zu den Füßen in Schwarz eingehüllt, in Gesellschaft mit schwarzem Schmuck angethan, wie die allerhöchsten und höchsten Frauen, die andere in bunten Gewändern, als hätte sie nie ein Wort von einer Hof- oder Landestrauer vernommen; hier eine in blauem oder rothem Gewande mit Trauerhut und schwarzem Schleier, dort eine zweite im schwarzen Wollkleide mit buntem Kopfzeug, wohl gar mit Blumen geziert. Mitunter legen selbst die Gattinnen angesehener bürgerlicher Beamten, die von Adel sind, durch ihre Erscheinung in bunter Tracht das schöne Bekenntniß ab, daß sie den Gatten als Haupt des Hauses anerkennen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 126.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 27. Mai 1835.

Sey mir, o Insel, gegrüßt, Friedselige, Liedergepriesne!
Insel, du tauchest herauf aus des Ostmeers grollendem Fluthbett,
Wie aus des Nachtgrauns Schooß ein Traumbild. —

Kosegarten.

Briefe über die Insel Rügen.

Erster Brief.

Vor zwei Decennien noch las man einen Reisebericht über Rügen beinahe mit demselben Erstaunen wie weiland die Griechen einen über Colchis. Ich weiß mich noch eines Buchs aus meinen Knabenjahren zu erinnern, welches ein Engländer über seine Reise dahin herausgegeben, wogegen die Visionen der Frau v. Montanglean in neuerer Zeit als die glaubwürdigsten Wahrheiten erscheinen. Nach ihm, und als Kosegartens Gesänge auf den Kontinent herübertönten, sezten sich auch einige deutsche tollkühne Weltentdecker auf die Post und fuhren nach Norden zu, dem rügischen Drachen eine Feder auszurupfen. Mit dieser Feder schrieben sie sodann zwei Dutzend Episteln an die Sachsen und Bayern, Franken und Schwaben, und rollten vor der Welt ihr fabelhaftes Vließ auf, welches sie da drüben, jenseits Pommern, im Wunderlande erbeutet haben wollten. Wenn man diese Beschreibungen las, so wurde Einem seltsam und schauerlich zu Muthe, und man glaubte den Schauplatz von Fouqué's Mährchenwelt nun plötzlich in der Ostsee fixirt zu sehen. Bei solchen Mystifikationen thun Namen immer das Beste, und man kann sehr ungereimte Dinge glauben machen, sobald man diesen Dingen nur einige recht mysteriöse, historisch klingende Benennungen anzupassen weiß. In unserm Wunderlande fanden sich diese Benennungen schon fertig vor. Da gab es Hühnengräber, Opfersteine, Götzenbilder, Herthaburgen, Wikingersitze, Heidenvesten, heilige Haine, von denen die Drachensänger im Namen Apolls Besitz nahmen, um sich mit ihrer Ignoranz dahinter zu verschanzen, und aus diesem Versteck die Phantasie der Lesewelt mit glühenden Pfeilen in Brand zu stecken. So wurde Rügen bekannt, und figurirte zur Zeit des Freischützen als Deutschlands Wolfsschlucht.

Seit jenen Tagen, in welchen die Literatur in mehr als Einer Disciplin Fastnacht hielt, erschienen auf der Leipziger Messe wieder einige Boten aus dem Rügenlande, doch in bescheidener Gestalt. Die Zeit der poetischen Illusionen in den Wissenschaften und die der improvisirten Reisebeschreibungen war vorüber, das erkannten die Autoren, wollten aber ihren Roman nicht gänzlich fallen lassen, und warfen sich jezt, der Mährchenform entsagend, in die Arme der Idylle. — Unter den zahmen Pinseln dieser Landschaftmaler wurde aus dem düstern Insellande der Wundersagen ein Armidagarten, ein nordisches Capri, eine Schweiz in Duodez. Die archäologischen Kuriositäten wurden jezt Nebensache, die Magie der Natur das Hauptobjekt. Man übertrieb im Eifer der Beschreibung nach Möglichkeit, machte aus

Remisen Wälder, aus Niederungen Thäler und aus Hügeln Gebirge. Daher das Erstaunen der Fremden, wenn sie ganz etwas anderes fanden, als sie erwartet hatten, und daher auch das Erstaunen der Eingebornen, wenn ein Fremder über ihren Fernsichten und den verschiedenen renommirten Naturscenen ihres théâtre pittoresque nicht sogleich in Extase gerieth oder gar erklärte, er habe sich die Sache weit besser vorgestellt.

Es mag billig auffallen, daß das deutsche Rügen den Mittel- und Süddeutschen noch zur Zeit unbekannt war, als sich ihnen bereits das Innere von Afrika aufgeschlossen hatte. Dies erklärt sich nur aus dem Umstande, daß das Land der Rugen mehr als anderthalb Jahrhunderte lang (von 1648 bis 1815) im Besitze Schwedens war und bis dahin die Peene die nördlichste Grenze Deutschlands bildete, und daß noch zehn und mehr Jahre hernach alles Land, was jenseits der Peene lag, als ein berüchtigtes Straßengebiet, und in veralteten, fremdartigen Formen verharrend, außer aller Kommunikation mit den übrigen Theilen des Staats geblieben war, dem es nun angehörte. Selbst gegenwärtig haben sich noch Reste schwedischer Normen erhalten; hie und da herrscht noch das lübische Recht und transbaltanische Gewohnheiten. Der Landmann rechnet noch gerne nach alten Stapelgulden und Schillingen, und man kann zu gleicher Zeit mit Dreien zu thun bekommen, von denen Einer nach altpommerschen, der Zweite nach schwedischen, der Dritte nach preußischen Ellen und Zollen handelt und mißt. Daß Rügen in der neuesten Zeit bekannter ist, verdankt es vornehmlich der Aufnahme der Ostseebäder, deren Gebrauch in Norddeutschland zur Mode, und womit der Besuch des malerischen Rügenlandes, dieser Oase in einer hügellosen Wüste, zur eigentlichen Sucht geworden ist. Chausseen und Dampfschiffe, Schöpfungen der neuesten Zeit, tragen nicht minder dazu bei. Mancher, der nie dazu gekommen wäre, sich die Hände in der Ostsee zu waschen, wird, ohne es sich vorgenommen zu haben, von Station zu Station gelockt, von Eilwagen in Eilwagen, von Boot zu Boot; am Ende steht er auf Rügen, und weiß selbst nicht, wie das so eigentlich gekommen.

Die Insel Rügen wird bekanntlich durch einen Meeresarm vom pommerschen Festlande getrennt. Dieser Wasserstreifen hat, ich weiß nicht warum, noch keinen geographischen Namen erhalten, heißt aber seit Jahrhunderten im Lande der Sund. Ueberhaupt wird hier unter Sund jedes Seeströmchen, unter Oie oder Oee jede Insel, unter Wiek eine Bucht, und unter Bodden jedes Bassin verstanden, das ein Meeresarm bildet; so sagt man: der Jasmunder Bodden, die Tromper Wiek ꝛc. Diese fremdartige Nomenklatur ist nicht ohne Einfluß auf die Phantasie; denn der so sehr an jeder Form klebende Menschengeist denkt sich die Dinge, welche Sund und Oie heißen, sogleich ganz anders, als wenn sie ihm unter den Prädikaten Inseln und Seeströme vorgeführt würden. Auch malte ich mir, die lezte Station vor Stralsund verlassend, schon im Geiste den mir verheißenen Sund mit bunten Farben, nach den in meiner Einbildungskraft lebenden Skizzen norwegischer Fiords, aus. Als ich aber auf der Rhede von Stralsund, das Segelfährboot erwartend, hinausblickte über die Wasser- und Landebenen des Sunds und seiner Ufer, da strich ich schnell die Unterschrift von meinem voreilig entworfenen Konterfei, welches auch nicht das Geringste mit seinem Originale gemein hatte.

(Die Fortsezung folgt.)

Aremberg.

(Fortsezung.)

Man denke sich die Tochter, die mir von ihrer Mutter spricht, und diese Mutter war Josephine, von ihrem Stiefvater, und der war Napoleon, die mich diese häusliche Scene mit ansehen läßt, mir den Löwen sanft und gezähmt zeigt, den Kaiser auf dem Schoße der Kaiserin, und vor ihnen jenen Gros, den Mann von Jaffa, Eylau und Abukir, den Pinsel in der Hand, mit dem er jenen großen Kopf auf die Leinwand wirft, der weit genug ist, um die Erde zu umfassen. Und alles dies war kein Traum! —

Ich sezte mich in eine Ecke, und den Kopf in beiden Händen, verlor ich mich in eine Welt von Gedanken. Als ich wieder zu mir kam, schlug ich die Augen auf und sah, wie Madame de St. Leu mich lächelnd anblickte; sie begriff zu gut die Ursache meiner Unhöflichkeit, als daß sie eine Entschuldigung von meiner Seite erwartet hätte, und ich dachte auch nicht entfernt daran. Sie stand auf und trat auf mich zu. „Wollen Sie mit gehen,“ sagte sie, „so kommen Sie.“ — „Und welche Wunder werde ich jezt erblicken?“ — „Meinen kaiserlichen Reliquienschatz.“

Sie führte mich vor einen verschlossenen Schrank, der Bücher zu enthalten schien und Glasthüren hatte. Sie öffnete ihn und ich erblickte hier in Fächern Gegenstände, welche Napoleon und Josephine angehört hatten. Zuerst eine Brieftasche mit J und N bezeichnet, worin die vertraute Korrespondenz des Kaisers und der Kaiserin aufbewahrt wurde. Alle diese Schreiben waren eigenhändig, datirt von den Schlachtfeldern von Marengo, Austerlitz und Jena, geschrieben auf der Lafette eines Geschützes, den Fuß im Blute, Alle enthielten ein Wort von Sieg;

dann folgten ganze Seiten voll Liebe, voll jener tiefen, glühenden, leidenschaftlichen Liebe, wie sie Werther, René, Antony * empfanden. Welch ungeheure Organisation in diesem Manne, der zu gleicher Zeit so viele Dinge in seinem Kopfe und in seinem Herzen hatte! — Ferner sah ich hier auch den Talisman Karls des Großen, dessen Geschichte ich hier mittheilen muß.

Als man zu Aachen das Grab geöffnet, wo der große Kaiser lag, fand man sein Gerippe, angethan mit seinen römischen Gewändern, die Doppelkrone von Franken und Deutschland ruhte auf dem gelben Todtenkopfe, und neben ihm der Sack eines Pilgrims und sein gutes Schwert, womit er einst, wie die Sage geht, einen geharnischten Ritter mitten von einander hieb; seine Füße stützten sich auf den Schild von gediegenem Gold, den ihm der Pabst geschenkt hatte, und um seinen Hals schlang sich der Talisman, der ihn stets siegreich machte. Dieser Talisman war ein Stück des echten Kreuzes, das ihm Irene, die Kaiserin, gesendet hatte. Es war von einem Smaragd umschlossen, der an einer goldenen Kette aus großen Ringen hing. Die Bürger von Aachen schenkten dies Kleinod Napoleon, als er seinen Einzug hielt, und 1811 warf Napoleon scherzend diese Kette der Königin Hortensie um den schönen Hals, und gestand ihr, daß er sie an den Tagen von Austerlitz und Wagram auf seiner Brust getragen habe, wie Karl der Große vor 900 Jahren.

Noch sah ich hier den Gürtel, der seinen Leib bei den Pyramiden gürtete, den Trauring, den er selbst der Wittwe Beauharnais an den Finger gesteckt, das Bild des Königs von Rom, von Marie Louise gestickt, auf dem sein lezter Blick verweilte; sein Adlerauge, bevor es sich auf ewig schloß, war auf denselben Gegenstand gerichtet, den ich jezt vor mir erblickte; sein sterbender Mund hatte diesen Atlas geküßt, sein lezter Hauch ihn berührt, und erst ein Monat war seit dem Tode seines Sohnes verflossen, der auch wieder seine verlöschenden Augen auf das Bildniß seines Vaters richtete. Die Zeit und die Freiheit werden vielleicht dieses Geheimniß der Vorsehung uns einst noch enthüllen (?); bis es geschieht, wollen wir uns beugen und anbeten! Ich verlangte den Degen zu sehen, der durch Marchand von St. Helena überbracht worden war und welchen der Herzog von Reichstadt seinem Oheim Ludwig vermacht hatte; die Königin hatte jedoch diese theure Gabe noch nicht erhalten und besorgte, es dürfte wohl nie geschehen.

(Der Beschluß folgt.)

---

* Lezterer ist der Held eines Schauspiels von Dumas.

Meine Schmerzen.

Ich hab' sie all zur Ruh' gebracht,
Die großen und die kleinen;
Gott geb' ihnen eine sanfte Nacht!
Ich hab' mich sacht
Davongemacht;
Von fern nur, will mir scheinen,
Hör' ich im Schlaf sie weinen.

Im Garten aber ist's nächtlich schön,
Die Sterne blitzen und blicken;
Die Blumen träumend im Mondschein stehn,
Ich kann nicht gehn,
Muß sinnen und sehn,
Muß mich nach ihnen bücken,
Ein' um die andre pflücken.

Die Blumen nehm' ich mit hinein,
Und geh' zur Kammer wieder.
Noch schlafen sie alle, groß und klein;
Sie ruhn so fein,
Die Schmerzen mein;
Auf ihren Schlummer nieder
Streu' ich die blumigen Lieder.

Ludwig Seeger.

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, April.

(Fortsetzung.)

Eberts neues Trauerspiel.

Als Gegenstück präsentiren sich selbst die Theatersängerinnen und Schauspielerinnen, wenn sie in Konzerten singen oder deklamiren, meist in tiefer Landestrauer, und bei manchen kohlschwarzen bürgerlichen Damen kann man so wenig den Grund der Landestrauer begreifen, daß man glaubt, diese trauren über das Unglück, einen treulosen Mann, jene, einen liederlichen Sohn zu haben. Doch werden viele von denjenigen, welche die Landestrauer auf solche Weise usurpirt, das stete Schwarz schon nach und nach müde, und es beginnen manche vom Haupte mit dem Hut und der Haube, andere vom Leibe mit dem bunten Gewande sich wieder zu färben. Auch die singenden und schönredenden Damen begnügen sich, im Gewande der Unschuld vor unsere trunkenen Blicke zu treten, eine ausgenommen, welche bis zur Charwoche sich nicht entschließen konnte, ihr schwarzes Kleid und einen kleinen schelmischen Reiherbusch aus schwarzen Hahnenfedern abzulegen. Erschrecken Sie nicht, wenn wir, um nach diesem vermittelnden Uebergange einen vollständigen Gegensatz zu dem ernsten Bilde einer allgemeinen Landestrauer zu ergreifen, das Wort Theater nennen. Fern sey es

von uns, die Leser mit langen und langweiligen Relationen über unsere Künstler und ihre Leistungen heimzusuchen, womit sie in andern Zeitblättern zum Ueberdruß bedient werden können; nur in manchen Fällen, wo ganz besondere Interessen durch eine dramatische Erscheinung angeregt werden, wie es zum Beispiel gerade jezt der Fall ist, können wir es uns nicht versagen, derselben in Kürze zu erwähnen. Wir haben nämlich, kurz nach der Wiedereröffnung des Theaters, in einer Woche ein paar Dramen von zwei der vorzüglichsten Dichter der österreichischen Monarchie erhalten; das erste: „Czestmir,“ vaterländisches Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Karl Egon Ebert, ganz ein Eigenthum Böhmens, das zweite: „der Traum ein Leben,“ dramatisches Mährchen in vier Akten, von Fr. Grillparzer, das Erzeugniß eines poetischen Geistes aus dem nachbarlichen Oesterreich. Der Verfasser des erstern Trauerspiels scheint es sich vorgenommen zu haben, nur böhmische Stoffe zu bearbeiten, und wenn gleich sein erstes, „Bretislaw und Jutta,“ sich nur in Prag eines patriotischen Erfolges erfreute, in Wien und München aber, troz mancher großen poetischen Schönheiten, durch den alltäglichen Stoff mißfiel, hat er sich doch zum zweiten Male abermals einen noch minder glücklichen Stoff aus der Vorzeit Böhmens erwählt. Czestmir, eigentlich Stier von Chersnow, den uns die Chronik als einen sehr tapfern Kriegsmann rühmt, zu welchem der verzagte Herzog Neklan seine Zuflucht nahm, und ihn in seiner eigenen blanken Rüstung an die Spize des Heeres gegen den ihn bedrohenden Herzog von Saaz stellte, dem Stier mit einem gewaltigen Streiche den Schild zerschmetterte, mit dem zweiten den Kopf sammt dem Helm spaltete, daß er todt vom Pferde fiel, hierauf aber selbst in der gewonnenen Schlacht umkam. So wenig bot ihm die Chronik dar, und da Alles, was er derselben hinzugefügt, sein Eigenthum ist, so dürfte uns dieses Stück wohl in den Stand sezen, zu beurtheilen, ob ihm dramatisches Talent inwohne. Der gewählte Gegenstand war nicht allein so arm, daß er weder Charaktere, noch eine tragische Handlung oder frappante Situationen darbot, sondern zugleich so schroff und abgeschlossen, daß es gar keine leichte Sache ist, Episoden an denselben zu ketten. Schon diese Wahl scheint also anzudeuten, daß er mit dem innern Wesen des Drama nicht vertraut sey. Noch schlimmere Fehlgriffe that aber Ebert in der fruchtlosen Bemühung, dieses poetische Gerippe mit Fleisch zu bekleiden. Die Nebenfiguren sind zum Theil (z. B. die beiden Wahrsagerinnen) weder interessante, noch dramatische Personen, die, statt den Mangel der Handlung zu ergänzen, vielmehr durch leeres Gespräch ermüden und Langeweile machen. Noch schlimmer ist es, daß alle episodischen Gestalten durchaus nicht so mit dem Stoff verwebt und verschmolzen sind, daß durch ihre Trennung von demselben eine Lücke entstehen würde. Abgerechnet, daß das Stück nur gewinnen kann, wenn die erwähnten zwei Hexen des Landes — oder besser des Stückes — verwiesen werden, wenn nur ihre prophetischen Sprüche da blieben, so ist selbst die recht anmuthige, leider aber nur in schwachen Strichen angedeutete Episode der beiden Liebenden keineswegs mit der Haupthandlung unauflöslich verbunden. Wlastislaw könnte die Freundschaft Czestmirs, in dem er Neklans Schwert in der Wahrsagung zu erkennen glaubt, suchen, auch wenn dieser keinen Sohn hätte, und er könnte eben so gut den schwachen Neklan in der Schlacht besiegen, ohne daß die Wuth über den Verlust einer Tochter seine Tapferkeit zur Raserei steigerte.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Mai.

(Beschluß.)

Literarische Lotterien.

Sind die 5000 Abnehmer der Chateaubriandschen Werke einmal da, so behält ihnen der Herausgeber etwas recht Hübsches vor, nämlich 70 Prämien, die zusammen 180.000 Franken betragen, und zwar soll die erste Prämie ein Drittel vom Eigenthum der Chateaubriandschen Werke seyn. Will der Gewinnende lieber Geld, als ein literarisches Eigenthum, mit welchem freilich kein Wahlrecht in den Wahlkollegien der Arrondissements verbunden ist, so erbietet sich der Unternehmer, ihm eine baare Summe von 100.000 Franken auszuzahlen. Es gibt nicht viele Schriftsteller in der Welt, deren Schriften, merkantilisch genommen, zu 300.000 Franken angeschlagen werden können, wenn dieselben bereits mehrmals aufgelegt worden sind. Die andern Prämien sollen in Büchersammlungen von 500 bis zu 15.000 Franken an Werth bestehen. Dieses Unternehmen soll also nicht allein den Unternehmer bereichern, sondern auch seinen Buchladen ausleeren, nebenbei einen der Subscribenten wohlhabend machen und 69 Bibliotheken unter die andern vertheilen. Seit einiger Zeit waren die hiesigen Zeitungen mit Annoncen von Ausspielungen österreichischer Schlösser angefüllt, ohne daß sich die Frankfurter Kollekteurs, welche diese Ankündigungen mit schweren Kosten besorgen ließen, die Mühe gaben, das französische Publikum wissen zu lassen, wie viele Theilnehmer zu diesen Ausspielungen erforderlich seyen, und wer das Ganze verbürge. Zulezt machte die Regierung dem mit diesen Ankündigungen getriebenen Unfuge dadurch ein Ende, daß sie das Gesez wieder in Erinnerung brachte, welches das Einsezen in fremde Lotterien verbietet. Jezt können die Bewohner Frankreichs durch Subscriptionen auf literarische Unternehmungen Schlösser gewinnen, die sie nicht an den Ufern der Donau oder bei Wien zu suchen brauchen. Aber auch hier schwebt das Schwert des Damocles über ihrem Haupte, denn auch die einheimischen Privatlotterien sind in Frankreich nicht erlaubt. Nun überschreitet man freilich manchmal dieses Gesez, und die Beamten geben selbst das Beispiel der Uebertretung, indem sie das Ausspielen von allerlei Gewerbprodukten zum Besten der Armen begünstigen; allein die Regierung kann einschreiten, wenn es ihr beliebt, und dies that sie vor einigen Jahren, als ein freisinniger Deputirter, Audry de Puyraveau, der noch dazu großen Antheil an der Staatsumwälzung von 1830 gehabt hatte, seine Güter ausspielte, um seinen zerrütteten Vermögensumständen aufzuhelfen; die bereits in Gang gesezte Lotterie wurde durch einen Urtheilsspruch des Gerichts aufgehoben, und vielleicht haben die Theilnehmer nicht ohne Mühe ihren Einsaz zurückerhalten. Eben so kann sie jezt bei literarischen Lotterien verfahren. Nun hat bereits der Figaro dadurch der drohenden Gefahr zuvorzukommen gesucht, daß er behauptet, so etwas könne keine Lotterie heißen, weil ja kein Verlust und kein Wagniß dabei sey, und der Gewinnst den Subscribenten als eine Zugabe, als ein unerwartetes Geschenk ertheilt werde. Vielleicht haben aber die Richter keinen so scharfen Verstand, daß sie diesen subtilen Unterschied recht einsehen, und es sollte mich gar nicht wundern, wenn einmal der Procureur du Roi seinen langen Arm ausstreckte, den von literarischen Unternehmern erfundenen Lotterien Einhalt thäte und die Sache vor die gar nicht literarisch gestimmten Gerichte brächte.

Dg.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 127.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 28. Mai 1835.

Heil dir, lächelnder Mai,
Blumenschöpfer,
Herzenfesler,
Wecker des Vergnügens,
Heil dir, lächelnder Blüthenmond.

Hölty.

Mailied.

Die Sänger all, die vorigs Jahr
Den schmucken Frühling grüßten,
Erheben ihre Stimmen klar,
Als die nicht anders wüßten;

Als wären sie auf Gottes Welt
Alljährlich, so auch heuer,
Zum Musiciren aufgestellt
Bei solcher hohen Feier.

Die Gäste, die zum Lustturnier
Seit alter Zeit einliefen,
Sie steigen auf in neuer Zier
Aus ihrer Schlösser Tiefen;

Blühn rings in magdlichem Gewand,
Gewebt mit stillem Fleiße,
Und sinnen drauf, wem ihre Hand
Wohl schlingt die Maienstrauße.

Gern mag der Ringer auf der Bahn
Fest an der Pracht sich fangen,
Und Glaub' und Lieb' und Muth empfahn
Aus frommen Blumenaugen.

Aus duftgeschwellten Lüften trinkt
Die müde Kraft sich munter,
Und aus dem blauen Himmel sinkt
Der Siegerkranz herunter.

Und schallen nun, wie's Gott beschied,
Viel tausend Frühlingskehlen,
Stimm ich auch in das hohe Lied
Zum Festtag aller Seelen.

Bis Mondessilber wird mein Haar
Aus hellem Sonnengolde,
Will ich sie grüßen Jahr um Jahr
Des Lenzes Festherolde.

Will bringen jeden Mai zum Sang
Des Frühlings meine Spende;
Denn sing' ich hundert Jahre lang,
Ich sing' es nicht zu Ende.

Ludwig Seeger.

Arenemberg. *

(Beschluß.)

Die Mittagsglocke läutete. „Schon?“ rief ich betrübt. „Sie sollen Alles morgen wiedersehen,“ sprach sie sanft. Nach dem Essen gingen wir wieder in den Saal. Nach ungefähr zehn Minuten wurde Madame Recamier gemeldet; sie war noch jezt eine Königin, eine Königin an Schönheit und Geist; auch empfing sie Hortensia wie eine Schwester. — Ich habe viel über das Alter der Madame Recamier streiten hören; zwar habe ich sie nur Abends gesehen, in einem schwarzen Kleide und Kopf und Hals verschleiert, aber die Frische ihrer Stimme, die Schönheit ihrer Augen, die Zierlichkeit ihrer Hände — wahrlich! ich hätte auf fünf-und-zwanzig Jahre mit Jedem wetten mögen. Und wie erstaunte ich, da ich diese beiden Frauen von Direktorium und Konsulat wie von Dingen sprechen hörte, die sie erlebt und gesehen. — Endlich ersuchte man die Gräfin St. Leu, sich an den Flügel zu setzen. „Wird es Ihnen Vergnügen machen?“ fragte sie mich, halb von ihrem Sitze erhoben, als wartete sie auf meine Entscheidung. „O wie sehr!“ antwortete ich mit gefalteten Händen. Sie sang mehrere Romanzen, die sie erst kürzlich komponirt hatte. „Dürfte ich mir etwas erbitten?“ fragte ich zögernd. — „Und was?“ — „Eine ihrer frühern Romanzen.“ — „Welche?“ — „Du ziehest fort auf kühnen Ruhmeswegen.“ — „Ach, mein Gott! das ist ja das Früheste, dessen ich mich selbst noch erinnere; die Romanze ist von 1808, wie können Sie davon wissen? Sie waren kaum geboren, als sie gesungen wurde.“ — „Ich war fünf Jahre alt; aber von allen Romanzen, die meine ältere Schwester sang, war mir diese die liebste.“ — „Es ist nur ein Umstand dabei: ich weiß nichts mehr davon.“ — „O, ich kann sie auswendig.“ Dabei stand ich auf, und auf die Lehne ihres Sessels gestützt, diktirte ich ihr folgende Verse: **

Du ziehest fort auf kühnen Ruhmeswegen,
Mein trauernd Herz wird immer bei dir seyn.
Schon strahlt der Nachwelt Tempel dir entgegen,
Gehorch' dem Ruf — jedoch gedenke mein!

— „Ja, so heißt es!“ sprach die Königin traurig. Ich fuhr fort:

Treu deiner Pflicht, bleib' treu auch deiner Milde,
Flieh' sichern Tod, willst du dem Ruhm dich weihn;
Und ruft die Ehre dich in's Schlachtgefilde,
Kämpf' wie ein Held — doch stets gedenke mein!

— „Meine arme Mutter!“ seufzte die Gräfin St. Leu.

Was soll ich thun? Nie wird mein Leiden enden,
Friede und Krieg wird mir verderblich seyn;
Die Schönen werden Blicke nach dir senden,
Du siegst auch hier! — nur ach! gedenke mein!

So wirst du stets gefallen, stets nur siegen,
Mars und die Liebe werden bei dir seyn;
Ich sehe dich von Ruhm zu Ruhme fliegen,
Lebe beglückt! — doch ach! gedenke mein! —

Die Königin strich mit der Hand über die Augen, um eine Thräne zu trocknen. — „Eine trübe Erinnerung?“ fragte ich. „Ja wohl, sehr trübe,“ sprach sie. „Sie wissen ja, daß im Jahre 1808 das Gerücht von der Scheidung sich zu verbreiten begann. Es traf meiner Mutter in's Herz. Der Kaiser wollte eben nach Wagram abreisen, und sie bat Herrn von Segür, ihr eine Romanze auf diese Abreise zu dichten. Er brachte ihr, was Sie so eben rezitirten, und meine Mutter gab sie mir, damit ich die Musik dazu machte. Am Abend vor der Abreise des Kaisers sang ich sie ihm vor. O meine arme Mutter! Ich sehe sie noch, wie sie auf dem Gesichte des Gemahls, der mich verstimmt anhörte, den Eindruck lesen wollte, den die Romanze auf ihn machte, welche sich auf ihre Lage so treffend bezog. Der Kaiser hörte bis zum Schlusse zu, endlich, als der lezte Ton des Flügels verhallt war, trat er zu meiner Mutter. „Vous êtes la meilleure créature que je connaisse,“ sagte er, dann küßte er sie seufzend auf die Stirn und ging in sein Kabinet; meine Mutter schwamm in Thränen, denn nun wußte sie es, ihr Schicksal war entschieden. Sie können leicht denken, welche Erinnerung für mich in dieser Romanze ruht, und indem Sie die Worte sprachen, berührten Sie alle Saiten meines Herzens.“ Ich bat um Vergebung und wagte um nichts mehr zu bitten. Aber die Königin sagte, indem sie sich wieder zum Flügel sezte: „Es ist so viel Unglück seitdem an uns vorübergezogen, daß mein Gedächtniß auf diesem noch am liebsten ruhen mag, denn meine Mutter, obgleich von dem Kaiser getrennt, ward doch stets von ihm geliebt.“

Ihre Finger gleiteten über die Tasten, ein klagendes Vorspiel begann, dann sang sie mit ganzer Seele, mit demselben Ausdruck, wie sie vor Napoleon gesungen haben muß. Ich zweifle, ob je ein Mensch das empfand, was ich an diesem Abend empfunden habe . . .

Seitdem habe ich die Königin Hortensie nicht wieder gesehen, auch habe ich ihr nicht geschrieben, und sie mochte wohl denken, ich habe sie vergessen, wie jene, die sie in den Tagen ihrer Macht gekannt.

* Bisher ist aus Versehen Aremberg gesezt worden.

** Die bekannte, einst überall gesungene Romanze der Königin von Holland:

Vous me quittez pour aller à la gloire;
Mon triste coeur suivra partout vos pas, etc.

Briefe über die Insel Rügen.

(Fortsetzung.)

Ueber diesen Seestrom gehen drei Fähren, welche das pommersche Festland mit der Insel verbinden. Der Reisende, der Chaussee von Berlin aus folgend, wählt stets die sogenannte alte Fähre als die bestbesorgte, obgleich der Strom hier am breitesten ist (6000 Schritt). Die Chaussee von Berlin durchschneidet einen Theil der sandöden Mark Brandenburg, dann das fette Kornland der Ukermark, überspringt im Hafen von Anclam die Peene und eilt, nun im ehemaligen Schwedisch-Pommern, jetzt preußischen Neuvorpommern, durch die königlichen Forsten um Ferdinandshof über die See- und Universitätsstadt Greifswalde nach der alten Hansefeste Stralsund.

Stralsund ist berühmt geworden durch seinen Widerstand im dreißigjährigen Kriege, berühmter durch Wallensteins Wort: „und wäre es mit Ketten an den Himmel gebunden!“ es hat ein historisches Interesse. Uebersieht man die Lage der Stadt vom Marienkirchthurme, dem siebenten höchsten in Europa, so erkennt man bald ihre ehemalige Wichtigkeit als Festung. Nach Nordost von der Binnensee bespült, rundum von breiten und tiefen Teichen umfangen, liegt sie gänzlich isolirt mitten im Wasser. Mächtige Wälle umgaben sie, und innerhalb dieser, zum Schutz des Wallgangs, eine starke Stadtmauer mit einem System von Trutzthürmen, theils im Viereck, theils rund erbaut. Nur drei schmale Erddämme führen von den Vorstädten in die drei Landthore durch die Teiche. Zur Zeit ihres Glanzes verbanden diese Dammstraßen, von bombenfesten Thoren vertheidigt, die Veste mit ihren weitläufigen doppelten Außenwerken. Den Hafen beschützten zwei mächtige Basteien in den Flanken, geradaus ein Pallisadenwerk und im Rücken desselben eine starkarmirte Courtine. Den wichtigsten Vertheidigungspunkt von der Wasserseite besaß aber die Veste in der, ihr auf eine halbe Büchsenschußweite nahe liegenden Insel Dänholm, deren Batterien die Meerenge nach allen Seiten hin wirksam bestreichen konnten. Arnheim, der sie belagerte, hatte sich schon dieses Schlüssels bemeistert, da überrumpelten, in dunkler Nacht auf Fischerböten landend, die kühnen Bürger den sorglosen kaiserlichen Hauptmann von Schellendorf, der auf dem Dänholm kommandirte, und dieser Streich entschied den ferneren Gang der Belagerung. Von den trotzigen Mauern, die in jener Zeit einer kunstlosen Waffengewalt widerstanden, blicken nur die Grundlagen aus den Wasserspiegeln der See und der Teiche. Auf ihnen ruhen jetzt mäßige Erdwälle, die Lineamente der alten Befestigung bezeichnend. Einige Thürme der Stadtmauer und stellenweise diese selbst dabei sich noch erhalten. Die bombenfesten Thore sind verschwunden und werden durch Lünetten ersetzt. Von den Außenwerken blieben wenige Spuren, und der Pflug gleicht von Herbst zu Herbst die Gräben mehr und mehr aus, hinter denen einst die Wallbüchsen der Schweden donnerten. Die vielen Wechselfälle des Kriegs, welche diese Stadt in neuerer Zeit trafen, und das Spoliirsystem Bonaparte's vornämlich, haben hier Walpurgisnacht gehalten. Einige Uferschanzen und ein Brückenkopf am Strande, dem Dänholm gegenüber, sind Denkmale aus dem Jahre 1814. Aus der Wallensteinszeit ist nichts übriggeblieben, als die Eiche im „Heinholze,“ worunter der Gewaltige saß, als die Kugel eines Bürgerschützen ihm den Becher vom Munde schlug.

Dem Hafen Stralsunds gegenüber, jenseits des Sundes, gewahrt man einen flachen Streifen Landes, mit einem dürftigen Strandbörfchen; am östlichen Ende des Streifen etwas Wald, das westliche in die Gewässer verlaufend, die sich dort, wo zwei Bergspitzen der Insel Hiddensee wie zwei Wölkchen am Horizonte hängen, in die offene See ausbreiten. Dieser fahle, sandbrüchige, mit einzelnen verkümmerten Bäumen und dem Bischen Wald bewachsene Landstreifen ist — die Insel Rügen, das Dörfchen die alte Fähre. Im Segelboote übersteigt sich der Sund in zehn Minuten. Drüben am dreißig Fuß hohen Ufer, wo der Eingang zum Dörfchen ein tiefes Defilé bildet, ausgestiegen, genießt man im auf der Anhöhe liegenden Wirthshause einer schönen Aussicht; besonders an einem klaren Morgen bei Windstille, wo die alte Stadt mit ihren Thurm- und Giebelspitzen, ihren Gärten und Windmühlen und ihrer Flottille, im vollen Sonnenglanze strahlend, im Wasser schwimmt und sich trefflich ausnimmt. Links und rechts dehnt sich im halben Kreisbogen die pommersche Küste aus, östlich mit fernen Wäldern bedeckt, westlich kahl und ersäuft in den Wassern. Nur einzelne Punkte Land, wie schwimmende Enten, schweben auf dem Spiegel, die gefährliche und nördlichste Landspitze von Barhöft bezeichnend, wo die wilde Gewalt der Wogen am furchtbarsten im Grundsande wühlt und den Eingang zum Sunde mit immer wechselnder Laune schließt und öffnet, aller Vorsicht und Macht der nautischen Kunst spottend. Kehrt man nun diesem Anblick den Rücken und wendet sich der Insel zu, da gewahrt man nach allen Seiten hin nichts als ein gewöhnliches pommersches Ackerland, flach und eintönig und zum Verzweifeln ermüdend für das Auge, wenn nicht hie und da der Wasserspiegel einer Bucht oder der See den durstenden Blick erquickte. Man nehme nun auf seiner Reise eine

Richtung wie man wolle, überall auf drei Meilen Wegs dieselbe Langweiligkeit: ein Kornacker, ein Stückchen Weideland mit unscheinbarem Vieh, ein Repsfeld, eine Torfgrube, dazwischen etwas Gebüsch, einige Kathen und Bäume, und Alles eben, wie auf einem Teller.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, April.

(Beschluß.)

Neue Theaterstücke von Ebert und Grillparzer.

Das Schlimmste, was Ebert begegnete, war, daß er, gleich dem Schiffbrüchigen, der im Sturm nach dem ersten besten Balken zur Rettung greift, in dem mühsamen Streben, den Stoff auf dem verlängernden Prokrustesbette auszudehnen, sich selbst unbewußt, Situationen und Gestalten aus ältern Stücken dem seinen einverleibte, die selbst dem ungeübten Auge auffallen mußten. Dieses Unglück begegnete ihm namentlich mit dem Herzog Neklan, dem er eine tragische Würde zu geben versuchte, indem er ihn zu einem Friedensfürsten erhob. Einige Stellen, die auf Kaiser Franz hindeuteten, erregten patriotische Beifallsbezeugungen, doch hinkt dieses Gleichniß noch mehr als die gewöhnlichen, durch ein altes Sprüchwort bezeichneten; denn wenn Franz I. auch gewiß der friedliebendste Fürst der Erde war, so vermied er doch nie den Krieg, wo ihn die Nothwendigkeit gebot, er scheute kein eigenes Opfer für das Allgemeine, und Ebert hat (abgesehen davon, daß derlei Behelfe, um das Publikum zu bestechen, des tragischen Dichters unwürdig sind) dem verewigten Kaiser ein schlechtes Kompliment gemacht, indem er ihn mit diesem Herzog des neunten Jahrhunderts parallelisirt, der sich höchstens bis zu einem Pendant zu Karl VII. in Schillers Jungfrau von Orleans erhebt, an den er auch durchaus mahnt, bis zu dem Zweikampf, den er dem Herzog von Saaz anbietet. Auch Czestmir, der den weichlichen Fürsten zum Kriege ermuntert, und, wie seine Worte fruchtlos verhallen, sich von ihm wendet, gleicht hierin nicht minder dem Dünois, nur mit dem Unterschiede, daß der Böhme des neunten Jahrhunderts viel glatter und zierlicher und minder kräftig spricht, als der Franzose des fünfzehnten, und dergleichen Reminiscenzen, besonders aus Schillerschen Stücken, könnte man noch sehr viele anführen. Die Aufführung ließ, wie man zu sagen pflegt, wenn man geschwind über eine unangenehme Erinnerung hinschlüpfen möchte, Vieles zu wünschen übrig, und wir können keinen der darin beschäftigten Schauspieler hervorheben, da sich keiner selbst hervorhob, was wir ihnen hier um so leichter verzeihen wollen, da nicht viel durch sie unterging. Uebrigens fand das Trauerspiel „Czestmir“ bei seiner ersten Aufführung ein so freundliches, empfängliches Publikum, wie es die Götter nur dem glücklichsten der Dichter senden können, da es den Augenblick kaum erwarten zu können schien, seinen Beifall laut werden zu lassen; aber die langweiligen zwei Schlußakte kühlten die Zuschauer völlig ab. Die zweite Aufführung zeigte eine strenge Nachkritik des Publikums, ein ungewöhnlich leeres Haus an einem Fastensonntage, wo Prag durchaus keine andere Unterhaltung darbietet, und eine Eiseskälte im Publikum. Wie wir hören, will Ebert das Stück umarbeiten; das ist löblich, wenn wir gleich nicht hoffen, daß aus diesem „Czestmir“ ein gutes Trauerspiel werde; aber er hüte sich, dasselbe dann noch einmal auf die Prager Bühne zu bringen. Daß dieses Stück dem Publikum nicht gefallen hat, ist in ein paar Monaten vergessen, und will Ebert einen dritten dramatischen Versuch wagen, so wird er kein strengeres Publikum zu fürchten haben; aber jenes Drama ist in Prag einmal gefallen und wird nicht wieder auferstehen.

Bei dem zweiten Stücke, dessen wir zu erwähnen haben, handelt es sich nicht mehr darum, ob ein reichbegabter Dichter auch dramatisches Talent besitze; Grillparzer hat sich durch seine Schöpfungen längst als einen der talentvollsten Bühnendichter unserer Zeit bewährt; wenn gleich nicht zu leugnen ist, daß er gleichfalls in der Wahl seiner Stoffe manchen Fehlgriff gethan, so ist er doch meist selbst über die sprödesten Herr geworden, und findet sich hie und da Manches gegen seine Charakteristik einzuwenden, so ist er doch immer durch und durch dramatischer Dichter. Bei einem solchen dürfte die Aufgabe, die er sich selbst sezt, einen Traum uns in Handlung vor die Augen zu führen, als ein etwas absonderlicher Einfall flugen machen. Raupach hat dies unter den Deutschen zuerst in seinem „Mährchen im Traum“ gewagt, und wahrscheinlich hat dieser Versuch auch dem Dichter der Ahnfrau Muth gemacht, eine ähnliche Produktion seines Geistes, die schon früher begonnen und, wie wir vernehmen, bloß für den Druck bestimmt war, gleichfalls der Bühne zuzuführen. Wir kennen Raupachs Drama nicht, und können daher nicht entscheiden, welchem von Beiden die Lösung einer so schwierigen Aufgabe vollkommener gelungen sey; Grillparzer hat darin viel geleistet, und Alles, um das Publikum mit einer demselben so fremden Idee zu befreunden. Die Anlage des Ganzen, das Verschmelzen von Traum und Wirklichkeit, die Haltung der Gestalten, wie Sprache und Versbau reihen dieses Drama unter die gelungensten Werke der neuern dramatischen Kunst und sichern ihm einen erfreulichen Erfolg.

Der Zustand unserer Bühne hat sich im Ganzen seit dem Jahre, wo Stöger die Leitung derselben übernahm, wesentlich verändert; mit ihm erhielt die Oper einen bedeutenden Umschwung, was aber das recitirende Schauspiel betrifft, so sind die wichtigsten Lücken desselben noch immer nicht ausgefüllt. Auch scheint die zweimalige Schließung des Theaters — im Herbste, während des Baues und mit Anfang März wegen der Landestrauer — einmal von fünf, das zweitemal von drei Wochen, statt das Publikum begieriger auf theatralische Genüsse zu machen, vielmehr eine entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht zu haben, und es dürfte derber Zugmittel bedürfen, um die Prager wieder so zahlreich in die erweiterten Räume des Theaters zu locken, als sie in der ersten Zeit der neuen Direktion sich daselbst einfanden.

M.

Beilage: Kunstblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 128.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 29. Mai 1835.

> Ehre beseelt mich, vorzudringen; wenn aber Ehre mich beim Vordringen entseelt? wie dann? Kann Ehre einen Arm ansetzen? nein; oder den Schmerz einer Wunde stillen? nein. Ehre versteht sich also nicht auf die Chirurgie? nein. Was ist Ehre? ein Wort. Was steckt in dem Wort Ehre? was ist diese Ehre? Luft. Eine feine Rechnung.
>
> Shakespeare.

Das erste Duell.

„Lieber Freund, dies ist ein verdrießlicher Handel.“ — „Ein höchst verdrießlicher Handel,“ antwortete Franz. — „Und doch sehe ich kein ander Mittel.“ — „Wohl,“ erwiderte der Freund lebhaft, „aber glaube mir, Du stellst Dir jezt die Sache weit ärger vor, als Du es draußen auf der Wiese, dem Burschen gegenüber finden wirst. Jezt aber, gute Nacht! Mitternacht ist vorüber und um sechs Uhr müssen wir fort. Doch noch eins —“ — „Was ist's?“ — „Ich weiß wirklich nicht,“ fuhr Franz zögernd fort, „ob es der Mühe werth ist, daß ich Dich daran mahne; in Fällen wie der Deinige ist es einmal Brauch, daß man seinen —“ — „Seinen Freunden, seinen Verwandten Lebewohl sagt, meinst Du?“ — „O nein, nein, nichts weniger, und ich hoffe zu Gott, dergleichen braucht es gar nicht; Du wirst sehen, Alles läuft nach Wunsche ab.“ — „Elendes Possenspiel!“ sagte ich etwas bitter; „doch was meinst Du? was willst Du?“ — „Eine nichtssagende Formalität!“ erwiderte er verlegen; „wäre es nicht gut, Du benüztest diese Gelegenheit und brächtest zu Papier, wie Du über das Deinige zu verfügen gedenkst?“ — „Wahrhaftig!“ rief ich, „das ist die Geschichte vom Berg und der Maus! Ueber das Meinige verfügen? das wird bald gethan seyn; ich vermache Dir meine Schulden und dispensire Dich von der Bezahlung der Zinsen. — Doch, ich danke Dir für die Mahnung, und jezt, gute Nacht! und sey pünktlich morgen früh.“ — „Sey ganz ruhig,“ sagte Franz im Hinausgehen und rief noch zur Thüre herein: „Hör einmal, Du thust gut, wenn Du ein Glas Madera trinkst, aber keinen Tropfen rothen Wein oder gar Branntwein! Du sollst mir morgen frei um den Kopf seyn und eine feste Hand haben.“

Ich war allein. „Eine liebenswürdige Geschichte!“ dachte ich. „Ja, wenn ich das Mädchen liebte, so hätte ich doch vielleicht etwas davon, wenn ich das Leben für sie wagte; aber für nichts und wieder nichts, mit kaltem Blute für eine Hexe sich todtschießen lassen, die einen auf der Welt nichts angeht, sich bloß des Ehrenpunktes wegen schlagen zu müssen, das ist doch gewiß sehr verdrießlich! Leider ist's einmal so, und der gute Freund hat Recht, sein Rath ist gut, wohl gar prophetisch. Mein lezter Wille also — Wäsche und Kleider soll die arme Lise haben; wenig wahrhaftig für ihre treuen Dienste! Leider hat sie mir vielleicht nichts mehr zu thun! Die Bücher? Nur mit Scheu erwähne ich des kostbarsten, meiner Bibel, da ich im Begriffe stehe, das Blut meines Nebenmenschen zu vergießen. Franz, Du sollst sie meiner geliebten Mutter übergeben. Sag' ihr, wie hoch ich stets ihre guten Lehren geachtet, wenn es

mir auch an der Seelenstärke gebrach, sie immer und überall zu befolgen. Ihr Herz müßte brechen, erführe sie, wie unsinnig und gottlos ich mich selbst um's Leben gebracht; erspare ihr diesen Jammer, sag' ihr, ich sey an diesem oder jenem gestorben, sag' ihr, was Du willst, aber nimmermehr erfahre sie die schreckliche Wahrheit, vor der sich Herz und Vernunft in mir empören. Ihr Sohn ein Duellant! Doch weg mit solchen Gedanken! dem Brauch muß man sich einmal fügen; an die Mutter darf ich nicht mehr denken. — Die andern Bücher — mein bester Freund soll sie haben. Sie mögen Dich, mein lieber Franz, an die frohen Stunden erinnern, die Du mit ihnen zugebracht in der Gesellschaft dessen, der Dir für Deine treue, aufopfernde Freundschaft tausendmal dankt. In der Schieblade meines Pults wirst Du ein Bildniß und einige Briefe finden; ihren Namen brauche ich nicht niederzuschreiben, Du wirst sie sogleich im Gemälde erkennen. Ich bitte Dich, Freund, ich beschwöre Dich bei Allem, was dem Menschen heilig ist, laß die Briefe in keines Menschen Hände kommen als in die ihrigen, übergebe sie ihr selbst. Verhehle ihr, so viel als möglich, die traurigen Umstände meines Todes, suche ihr die Nachricht überhaupt so schonend als möglich beizubringen, und versichere sie, daß ich, trotz meiner tollen Streiche, sie stets herzlich lieb gehabt, daß ich in den lezten Augenblicken meines Lebens ihrer mit der innigsten Zärtlichkeit gedacht; sag' ihr —"

So weit war ich, da wurde ich durch ein Klopfen an die Thür unterbrochen, und Franz trat herein. „Ist es schon Zeit?" fragte ich. „Ja," antwortete er; „schön, daß Du schon gerüstet bist; es ist gleich sechs Uhr." — „Nun, da ist die Zeit unbegreiflich schnell vergangen; doch, ich bin bereit. Du sprachst gestern von meinem lezten Willen; die Vorsicht kann nicht schaden, und ich danke Dir, daß Du mich daran gemahnt. So eben habe ich etwas niedergeschrieben, nimm das Papier. Dich, Freund, beauftrage ich mit der Vollziehung; ich weiß, Du schlägst es mir nicht ab." — „Zähle auf mich," sagte Franz und drückte mir die Hand; „doch weg mit den trüben Gedanken! ich weiß gewiß, daß ich die traurige Pflicht nicht zu erfüllen haben werde." — „Ich will es wohl hoffen," erwiderte ich, „aber meine Ahnungen haben noch selten getrügt, und ich kann den Gedanken nicht los werden, daß der heutige Tag mein lezter ist." — „Sprich nicht so!" rief Franz. „Wenn ich das wüßte — Aber, großer Gott, wie willst Du Dich mit Ehren aus dem Handel ziehen?" — „Du irrst Dich; niemals sollst Du eine Gemeinheit oder eine Feigheit von mir erleben! Ueber eine unwillkührliche Regung bin ich nicht Herr; aber nimmermehr, und wäre mein Grab schon gegraben, nähme ich ein einziges Wort zurück; komm!" — Damit nahm ich ihn am Arm, wir gingen schweigend aus dem Haus und befanden uns bald an Ort und Stelle.

Mein Gegner harrte unser bereits. Ich hatte ihn noch nie bei Tag gesehen, und sein Aeußeres war nichts weniger als tröstlich: ein bleicher, hagerer, großer und sichtbar ausnehmend starker Mann mit einem ungeheuern Schnurrbart. Wir begrüßten uns kalt und wandten uns beide ab, während die Sekundanten sich miteinander besprachen. Die Unterhandlungen schienen meinem Gegner zu lange zu währen; er trat ungeduldig vor und sagte: „Um Vergebung, ihr Herrn, daß ich unterbreche; ich meine aber, die Sache sey sogleich ausgemacht. — Zuerst also," so wandte er sich mit entschlossener Miene zu Franz; „schießen wir auf fünfzehn oder auf zwanzig Schritte?" Franz antwortete sogleich, zwanzig scheine ihm recht, und ich las in seinem Auge, daß Besorgniß für mich ihn so sprechen ließ. „Gut," sagte der Schnurrbärtige, stieß den Absatz seines Stiefels tief in den Rasen und zählte die Schritte ab. Ich gestehe, in Betracht seiner gewaltig langen Beine war es mir gar nicht unlieb, daß er sich selbst dem Geschäft unterzog; aber dieser Hoffnungsschimmer erlosch bald, denn der Spitzbube sezte kaum einen Fuß vor den andern und trippelte dahin wie ein Weib.

(Der Beschluß folgt.)

Briefe über die Insel Rügen.

(Fortsezung.)

Diese Pinselstriche geben ein Bild vom Hauptlande, der eigentlichen Insel Rügen. Das Land Rügen ist ein Inselkontinent, bestehend aus vielen Inseln, Halbinseln, Erdzungen, Inselchen und Sandbänken, sogenannten Böcken und Hacken. Jedes dieser Aggregate bildet gleichsam ein eigenes Land, eine Provinz, und unterscheidet sich durch Eigenthümlichkeiten der Natur und des landwirthschaftlichen Lebens. Der Bewohner von Jasmund spricht vom Wittower, wie der Schwede vom Norweger; der Mönchguter hält sich für ein eigenes Volk und unterscheidet sich, seit Jahrhunderten immer derselbe, durch besondere Tracht, Sitte und Gewohnheit von allen übrigen. Von den beiden zu Rügen gehörenden größern Inseln, Ummanz und Hiddensee, bietet nur diese einiges Interesse. Schon ihre sonderbare Gestalt auf der Karte würde zum Besuch reizen. Sie ist ein langer, schmaler Erdfaden, am nördlichen Ende in einen Knoten von mäßigen

Bergen auslaufend. Zwei Drittheile des Landes sind ein niedriger, mit dem Spiegel der See beinahe eben liegender Sandboden, dessen Unterlage Mergel und eine Art von Porzellanerde bildet. Die Natur und der Zustand, worin hier der Mensch lebt, erscheinen in der traurigsten Gestalt. Die Insel ist größtentheils von Fischern bewohnt, welche sich vom Heringsfang nähren, und wegen der eigenthümlichen Tackelung ihrer Böte und als vorzügliche Segler berühmt sind. Diese Böte führen ein langes Bogspriet mit zwei schmalen dreieckigen Segeln und sind dadurch schon von Weitem vor andern zu erkennen. — Der gebirgige Theil der Insel hat ein romantisches Ansehen, zeigt aber auch nur geringe Spuren von Kultur. Auf einer der Höhen lag ehemals ein Mönchskloster, welches die Schweden zerstörten und dem damals die Insel gehörte. Einige Ueberreste alter Grundmauern deuten auf ein tüchtiges Gebäude. Am Abhange des Vorgebirges, wo die Brandung der See an Felsengewölbe stößt, ist das Revier des Seehunds, welcher von Zeit zu Zeit hier geschossen wird. Auf den höchsten Punkten genießt man eine prächtige Aussicht auf das naheliegende Rügen und Pommern, die offene See und die ferne Däneninsel Moen. In meteorologischer Beziehung ist die Insel noch merkwürdig als sicherer Barometer für die Nachbarn. Steigt sie am Horizonte höher empor und nähert sie sich scheinbar dem Auge, so ist Sturm und Regen gewiß; senkt sie sich und entfernt sich wieder, so tritt bald schönes Wetter ein.

Von den großen Halbinseln des Landes Rügen sind, Mönchgut wegen seiner schon erwähnten Originalität ausgenommen, die beiden größten und nördlichsten: Jasmund und Wittow, die merkwürdigsten und die eigentlichen Träger des Rügischen Ruhms. In ihrem Bereiche liegen die schönsten großen Binnenwasser und die See am offensten, liegen die denkwürdigsten Gegenden, Oerter und Plätze, die interessantesten Denkmäler der Vorzeit. Doch bevor ich von diesen beiden spreche, will ich, mich der Leitung der Landstraße überlassend, erst bei dem Seebade Putbus verweilen, dem Hauptquartiere aller auf Rügen Reisenden.

Nach dem Aussterben der Rügenschen Linie nahmen die dänischen Dynasten und Barone des Namens Putbus (Putbutzle, Podebosch) von den Besitzungen ihres Hauses auf Rügen Besitz. Dies war im Jahre 1702. Damals stand auf der Stelle, wo sich das Städtchen Putbus erhob, nichts als ein altes, einsames Jagdschloß, welches vor zwanzig Jahren nebst einigen Wirthschaftsgebäuden noch die ganze Zier der Wusternitz ausmachte. Seit dieser kurzen Zeit ist auf dieser Stelle erstaunlich viel geschehen. Die finstere Waldung ist zu einem der reizendsten Parks umgeschaffen, in dessen Mitte jetzt auf den Grundmauern des alten Jagdhauses sich ein stattliches Schloß mit moderner Façade und einem von Säulen getragenen Portikus im griechischen Style erhebt. Im Winkel mit der Fronte des Schlosses und diesem nahe befinden sich die sehr eleganten Ställe des Fürsten von Putbus mit einer Reitschule. Diesen gegenüber, auf einer mäßigen Anhöhe, über welche sich ein herrlicher breiter Rasenteppich ausspannt, zwischen Bosquets exotischer Holzpflanzen, gewahrt man ein geschmackvoll angelegtes Gewächshaus. Teiche, mit Wassergeschöpfen belebt, ein zierlich eingezäunter Thiergarten mit zahmem Dammwild, eine kleine Fasanerie zieren die verschiedenen trefflich geordneten Partien. Reizende Perspektive und Aussichten auf die See, die Pommersche Küste, die fern im blauen Dufte schwimmt, und auf die waldige Insel Vilm, die wie ein frischer Kräuterstrauß aus den Wellen blüht, vollenden die Anmuth und den großartigen Effekt dieser umfassenden Anlagen. Oestlich von der See begrenzt, stößt der Park westlich an die Stadt, die längs einer schönen Allee, welche den Badegästen zur Promenade dient, in einer Reihe zierlicher, weiß getünchter Häuser hinläuft. In dieser Reihe stehen der große „Fürstenhof" (das Gasthaus) und das sehr geschmackvolle Theater. Diese beiden Gebäude bilden beide Ecken des Marktes, der im Viereck, in seiner Mitte eine Pappelpartie, sich nach der hintern Stadt zurückzieht. In der Mitte der genannten Hauptallee führt eine andere von mächtigen Linden, der zu Töplitz ähnlich, in den Park hinein, auf das Portal des Speise- und Tanzsalons zu, eines sehr artig ausgeschmückten Gebäudes. Links von diesem und mit seiner Fronte einen Winkel bildend, steht auf einer Sockelerhöhung von drei Stufen eine Art Halle, welche die Spiel- und Gesellschaftszimmer, einen Konditor-, einen Putz- und einen Galanteriewaarenladen enthält. Am nördlichen Ende des Parks läuft eine Straße, mit doppelter Baumreihe besetzt, über ein Weideland nach dem über eine halbe Stunde entlegenen Badhause. Rechts genießt man die schon erwähnte Aussicht auf die See, links breitet sich eine coupirte Gegend mit dem malerisch gelegenen Dörfchen Vilmnitz aus, in der Ferne ragen in bunten Wellen die Höhen Jasmunds. Das Badhaus lehnt sich an das waldige Vorgebirge, die romantische Goore, und ist ein schönes Gebäude mit vielen Säulen geschmückt. Hinter dem Vorgebirge befinden sich die kalten Bäder hinausgebaut in die hier flache See. Ihr Grund ist sanft und weich, belegt mit dem röthlichen, feinen, glänzenden, der Ostsee eigenthümlichen Sande.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Der Mann mit der Puppe. Theater.

L'homme à la poupée ist gegenwärtig eine der Sehenswürdigkeiten von Paris, oder eine von den vorübergehenden Celebritäten, mit denen man sich zur Abwechslung beschäftigt, bis etwas Anderes, nicht erheblicheres, dieses wieder verdrängt. Der Mann wird sich vielleicht sechs Wochen bis zwei Monate im Tagesgespräch erhalten, dann aber wird seine Zeit unwiderruflich verstrichen seyn, und er wird sich nach einem andern Schauplatze seiner Kunstfertigkeit umzusehen haben. Er heißt eigentlich Valentin, und scheint aus Belgien gebürtig. Sein Talent besteht in der Bauchredekunst, die er auf besondere Weise anwendet. Diese Kunst, wenn sie mit Witz ausgeübt wird, kann manchen Spaß gewähren, und Paris besizt fast immer einige Bauchredner, die ihr Publikum angenehm zu unterhalten wissen. Bei Valentin ist daher auch nicht so sehr das Bauchreden merkwürdig, als die Art, wie er im théâtre du Palais-royal und in Gesellschaften Possen damit spielt. Der Mann hat vollauf zu thun, fast jeden Abend tritt er in diesem kleinen Theater auf, und dann erscheint er noch in Soirées, zu welchen er bestellt wird. Ich sah ihn neulich in einer solchen Soirée, wo er aber erst um eilf Uhr Abends oder Nachts erscheinen konnte, so beschäftigt war er den Abend gewesen. Er trat mit einem Sack unter dem Arm auf, und zog eine große Puppe aus demselben hervor, die einen acht bis zehnjährigen Jungen vorstellte und so gekleidet war. Er und diese Puppe erscheinen immer zusammen, weßhalb er auch kurzweg l'homme à la poupée genannt wird, ohne daß man sich weiter um seinen Namen bekümmert. Mit diesem Jungen nun beginnt er ein Gespräch, und dieses wird zulezt sehr lebhaft. Der Junge kann Arm und Bein bewegen, und gestikulirt wie ein kleiner Südländer. Der Mann bleibt ernsthaft, der Junge aber ist muthwillig, antwortet manchmal sehr drollig, zulezt wird er etwas zu ausgelassen; sein Herr will ihn wieder in den Sack stecken, der Junge wehrt sich, muß aber doch der Uebermacht nachgeben, und damit ist der erste Auftritt zu Ende. In einem Zimmer ist die Täuschung der Zuschauer nicht so stark, wie auf einem Theater, wo man, bei der Entfernung des Mannes und seiner Puppe, sich kaum überreden kann, daß dies kein wirklicher Junge ist und daß sein Herr für beide spricht und handelt. Besonders wenn das Wechselgespräch zulezt so lebhaft wird, so läßt es sich kaum denken, wie der Mann so schnell Ton, Rolle und Sprachweise wechseln kann, ohne sich zu irren. Vermuthlich ist das ganze Gespräch eine wohleinstudirte Rolle; allein auch als solche ist es noch eine erstaunliche Erscheinung. Im zweiten Auftritt stellte er eine Wiege mit einer kleinen Puppe, die einen Säugling vorstellen sollte, auf, und dann kam er mit einer mittlern Puppe und dem obigen Jungen hervor. Nun hatte er für drei Personen zu sprechen, und noch obendrein für den Säugling zu schreien oder zu quäken. Auch hatte er noch hinter der Thür einen aus der Ferne antwortenden Bedienten und dessen kranken Vater darzustellen. Dies thun andere Bauchredner auch, und ich fand hier nichts Neues. Es sollte noch ein dritter Auftritt kommen, ich habe ihn aber nicht abgewartet. Das Beste war, daß, als er im Zwischenakte seinen Sack mit dem Jungen hatte auf der Erde liegen lassen, eine Dame, welche sich aus dem Saale wegbegeben wollte, zufällig den Fuß auf den Sack sezte, worauf man vernehmlich die Worte hörte: Ach, Sie thun mir entsezlich weh! worüber die Dame so erschrack, daß sie den Fuß schnell zurückzog. Erst dann bemerkte man, daß der Bauchredner einige Schritte davon stand. Außer diesem homme à la poupée hat das kleine Palais-royal-Theater noch mehrere neue Schnurren, wovon sich einige aus der Faschingzeit herschreiben und, weil sie lustig anzuhören sind, das Publikum noch immer ergötzen, unter andern les beignets à la cour, worin die muthwillige Dmlle. Dejazet, der Abgott der Studenten und Notarien-Clercs, die Rolle des jungen Königs Ludwig XV. spielt. Ein Muster guter Sitten wird in dieser Farce eben nicht aufgestellt; so etwas erwartet aber auch kein vernünftiger Zuschauer, wenn ihm der Hof des wollüstigen Vorgängers Ludwigs XVI. vorgeführt wird. Seitdem das nun eingegangene Théâtre nautique durch ein chinesisches Ballet die Bewohner Chinas wieder in Erinnerung brachte, hat Scribe für die komische Oper ein mit Chinesen angefülltes Singspiel verfertigt, wofern sein Plan nicht älter ist, als jenes Ballet, und diesmal hat Auber, sein Mitarbeiter, wieder Anklänge an jene heitere, gefällige Musik, die er seit seiner „Stummen von Portici" nicht mehr treffen konnte. Im Odeon war neulich eine Benefizvorstellung, zu welcher die komische Oper drei Stücke geliefert hatte, und eines von diesen dreien war der „Freischütz," daher dauerte die Darstellung auch bis Mitternacht. Die beiden andern Stücke waren Operetten von einem jungen Tonkünstler Namens Adam, der seit einiger Zeit durch mehrere leichte Operetten sich Eingang in die Theaterwelt gebahnt hat, und aus dem noch etwas werden kann, wenn er so fortfährt, oder vielmehr, wenn er es noch besser macht, als bisher. Das erste Operettchen heißt Le chalet, die Schweizerhütte, hat einen Scribe'schen Text, und soll das Beste seyn, was Adam bis jezt geliefert hat. Der Inhalt gleicht einem Stücke aus der Florianschen Schule und schildert die unschuldig-naive Liebe eines jungen Alpenbewohners mitten in dem Kriegsgetümmel; vielleicht hatte es der junge Tonkünstler so verlangt, um die einfachen Hirtentöne mit der lärmenden Trommel in Gegensaz zu bringen. Das geschieht denn auch schon in der Ouverture und wird durch das ganze Stück durchgeführt. Die Musik ist rasch, gefällig und kein gewöhnliches Geleier; auch gibt die komische Oper diese Operette häufig als Nachspiel zu einem größern Stücke. Darauf folgte die Operette la Marquise, die zwar nicht von Scribe, aber doch in seiner Art gedichtet ist; einige wizige Kollegen haben ihm, wie es scheint, seine Manier abgemerkt und ahmen sie kühn nach. Die Intrigue des Stücks beruht auf der Neigung, die eine spanische Marchesa zu einem französischen Schauspieler wegen seines gefühlvollen Spiels faßt, und die sie bereut, da sie in der ersten Unterredung erkennt, daß der auf der Bühne so leidenschaftliche Spieler ein gefühlloser, eitler Narr ist. So zeigt sich wenigstens der Schauspieler; dieser Mensch bekommt jedoch Ehrgefühl, als ihn ein spanischer Grande verhöhnen will, und als ihn auch die Marchesa ihre Verachtung blicken läßt. Er wird ein ganz anderer Mann, und die Marchesa empfindet zulezt Hochachtung für ihn und gewinnt ihn lieb. Zu einem solchen Konversationsstücke eine Musik zu sezen, war eine allzuschwierige Aufgabe, als daß ein junger Tonkünstler sie hätte befriedigend lösen können.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 129.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 30. Mai 1835.

Wer bist du, der des Wandrers Herz
Mit unbekanntem Grau'n durchströmt,
Sein Haar ihm leise sträubt?
O Hain der Hertha, Lieblingssitz
Der hehren Göttin, Heiligthum
Der Vorwelt, sey gegrüßt!

Kosegarten.

Briefe über die Insel Rügen.

(Fortsetzung.)

Man macht dem Bade hier den Vorwurf, daß es zu geringen Salzgehalt biete, und der Wellenschlag, durch die vor der Bucht liegende Insel Vilm gebrochen, von zu geringer Wirkung sey. Die Theorie der Seebäder ist noch zu wenig entwickelt, als daß man sich geradehin dieser Meinung anschließen könnte. Gewiß aber ist es, und durch die Erfahrung bestätigt, daß bei dem Gebrauch von Bädern jeder Art der Genuß der Luft, die Beschaffenheit derselben und der Einfluß der Naturscene auf das Gemüth des Gastes eine höchst wichtige Rolle spielen. Was nun die Luft und die Annehmlichkeit des Orts und seiner Umgebungen betrifft, so läßt Putbus kaum etwas zu wünschen übrig. Es ist ein allerliebstes Miniaturbild, ein Dosenstück der Natur und Kunst. Hier ist Alles elegant, frisch und freundlich, und man glaubt sich bald in ein hesperisches Thal, bald auf den Landsitz eines Reichen nach dem blühenden Wales versezt. — Die Frequenz des Bades beginnt mit halbem Juni, ihr Kulminationspunkt ist der dritte August, der allgemein gefeierte Geburtstag des Königs. Bis zur Hälfte dieses Monats verlieren sich allmählich die Gäste, und nur reisende Zugvögel schwärmen bis in den Spätherbst über seine Fluren. Der Herbst ist die günstigste Jahrszeit für den, welcher Rügens Fernsichten genießen will; denn die Ausdünstungen der See bei warmem Wetter verhüllen zur Sommerszeit mit wenigen Unterbrechungen den Horizont.

Die beiden großen Halbinseln, deren ich erwähnte, sind durch dünne Erdfäden an das Hauptland gebunden und schwimmen gleichsam wie ein Fisch an der Angelschnur im Wasser. Die Verbindung der ersten: Jasmund, geschieht durch das kleine Waldgebirge, die Prora, einen schmalen, mit Holz bewachsenen Erddamm zwischen dem Jasmunder Bodden und der großen See eingeengt. Dieser Walddamm läuft gegen die Halbinsel in eine Düne, die sogenannte „schmale Heide“ aus. Sobald man, von welcher Seite man auch kommen mag, die beiden großen Binnenwässer (den großen und kleinen Jasmunder Bodden) erblickt, öffnet sich Einem ein reizendes Naturtheater. Mit je hundert Schritten vorwärts ändert sich die pittoreske Scene, obgleich die Stücke, aus denen sie besteht, immer dieselben bleiben. Jenes Bassin, jenes Vorgebirge, jenes Inselchen machten noch vor wenigen Augenblicken die Koulissen, jezt stellen sie sich gegenüber in ganz anderer Gestalt als Hintergrund dar, und die übrigen Landschaftstücke, welche früher die Courtine bildeten, machen

jezt den Rahmen aus. So bieten sich hunderterlei Aus- und Ansichten, von denen sich kein deutliches Bild durch Beschreibung geben läßt. Die merkwürdige Zerstücktheit des Landes, das wie ein verronnenes, im Gusse erstarrtes Stück Wachs auf den Wassern liegt, von diesen nach allen Richtungen und in den abenteuerlichsten Figuren eingerissen und durchfluthet, dies ist es, was Rügen seine Eigenthümlichkeit, seinen besondern Reiz gibt. Aber man muß, wenn man es nicht in der Natur gesehen, die Karte zur Hand nehmen, um von diesem seltsamen Gemenge von Wasser und Land einige Vorstellung zu bekommen.

Jasmund ist ein schiefliegendes Kalksteinplateau, das sich binnenwärts in seine Bobben flach absenkt, seewärts aber an 600 Fuß hoch über die Meeresfläche steil emporragt. Der Boden ist mit guter fruchtbarer Erde bedeckt, welche viele wellenförmige Hügel schlägt, die, bunt zerstückt in kleine Gevierte Ackerland und Weiben, mit einzelnen Höfen und kleinen Dörfern bespickt, ein anmuthiges Landschaftbild gewähren, dessen Hintergrund nach drei Seiten stets und überall die offene See ausmacht. Da nun, am nordöstlichen Ende, wo der dichte Buchenwald, die Stubnitz, auf 3000 Moegen ausgebreitet, das hohe Ufer bedeckt, da findet man die gepriesensten Wunder des so lange fabelhaften Eilandes. — Man denke sich einen sonnenhellen Tag im Juni, dessen Glanz im blaßblauen Himmel, dessen Abglanz auf den blanken Wassern und der buntschillernden Ebene das Auge bis zum Erblinden angestrengt. Man tritt nun in die Kühle und die Schatten des dichten Waldes. Man weiß, daß man sich der Burg der alten Göttin Hertha nähert, daß man den klassischen Boden eines unsern Voreltern heiligen Haines betritt, daß man an der Schwelle einer großen Naturscene wandelt. Im Walde geht es nun höher und unmerklich höher hinan; ehe man es gewahr wird, steht man schon 500 Fuß über der Fläche des Meeres. Und jezt noch einige Schritte, und plötzlich öffnet sich die Waldwand, und zwischen riesigen, blendendweißen Kreidezacken liegt vor unserm Blick die unendliche See. Man tritt nun hinaus an den tiefen, gähen, kreideweißen Abgrund, der in vielen seltsamen Rissen und Pfeilern abstürzt unter dem Waldsaum. Ganz unten wuchert ein Kranz frischer Buchen, in der Perspektive aber so klein wie Strauchwerk. Die schäumende Brandung bespült ihre Wurzeln und leckt an den ausspringenden Kreidefelsen, die jährlich ihre Gestalt wandeln, tiefer einreißen und abstürzen, in die Gewässer sich auflösend. — Das ist Stubbenkammer.

Die Eingebornen halten sehr auf diesen Standpunkt und meinen, es gebe keinen zweiten der Art in Deutschland. Das ist aber nur insofern wahr, als man es buchstäblich nimmt. Ueberhaupt genießt nur der hier das Außerordentliche des Eindrucks, dem der plötzliche Anblick der offenen See noch etwas Neues ist.

Ich breche hier ab und behalte die Beschreibung der Alterthümer auf Stubbenkammer und Wittow, und was sich von allgemeinen Betrachtungen daran anschließen möchte, einem zweiten Briefe vor.

Das erste Duell.

(Beschluß.)

Als mein Gegner mit dem Abmessen der Distanz fertig war, wandte er sich wieder zu Franz in kaltem, ruhigem Ton, der einen an dergleichen Händel gewohnten Mann verrieth: „Nun, Herr, laßt jezt sehen, womit schießen wir? Ihre Pistolen kommen mir herzlich schlecht vor; aber die meinigen schießen vortrefflich, man könnte ein Haar damit spalten, wenn es seyn müßte. Ich denke, wir nehmen sie; wir kommen desto schneller in's Reine." — „Ohne allen Zweifel," dachte ich. — „Was sagst Du dazu?" fragte mich Franz. — „Mache, was Du willst," erwiderte ich und zwang mich zu einem gleichgültigen Lächeln; „ich verlasse mich ganz auf Dich." Franz nahm den Vorschlag des Gegenparts an. „Wohl," fuhr dieser mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit fort, „jezt handelt es sich nur noch darum, wer den ersten Schuß hat. Hat Jemand einen Thaler in der Tasche?" fragte er leichthin, nahm aber zugleich einen aus dem Beutel und sagte: „Da ist einer." Er gab ihn seinem Sekundanten, dieser warf ihn in die Luft, und das Loos entschied gegen mich.

Franz trat zu mir, drückte mir die Hand und sagte mit bewegter Stimme: „Muth, lieber Freund! Du siehst wohl, der Schurke denkt Dich durch sein prahlerisches Wesen einzuschüchtern; aber nur Courage! und Alles geht gut. Komm, laß Dich stellen: Du bist schlank, mache Dich noch dünner; glaube mir, kehre ihm nur die Seite zu. Man streitet viel darüber, ob es besser ist, sich so oder geradeaus zu stellen; aber folge kecklich meinem Rath! So, mache Dich dünner, und es müßte mit unrechten Dingen zugehen, wenn er Dich träfe. Gott sey mit Dir!" sprach er gerührt, drückte mir noch einmal die Hand und trat zur Seite.

Wir machten uns fertig, und das Zeichen ward gegeben. Ich blickte hinüber und sah meinen Gegner die Pistole anheben und zielen; er firirte mich, wie der Falke seine Beute, und mit dem Blicke des Meisters. Es war das Werk einer halben Sekunde, aber ich wußte, er sey seiner Sache gewiß, und den Augenblick darauf

fühlte ich eine starke Erschütterung an meinem rechten Ellbogen, und etwas wie Eis lief mir am Arm vor, der kraftlos niederhing und die Pistole fallen ließ. Wie der Blitz war Franz an meiner Seite und band mir sein Halstuch um den Arm. „Ist Dir schwach?“ fragte er; „nein,“ erwiderte ich; „aber rasch! ich muß Revanche haben!“ — „Ist der Herr verwundet?“ fragte mein Gegner mit schlecht verhehltem Spott. — „Kaum gestreift,“ erwiderte ich; „nicht der Mühe werth!“ Er machte mir eine höfliche Verbeugung. „Kannst Du im Ernst fortmachen?“ fragte Franz ängstlich. — „Gewiß,“ erwiderte ich; „sey ruhig, gieb mir nur die Pistole!“ Ich faßte sie, bemühte mich aber vergeblich, sie aufzuheben; mein Arm mußte schlimmer zugerichtet seyn als ich gedacht. „Versuche es mit der Linken!“ sagte Franz; ich folgte sogleich seinem Rath, fand aber die Pistole weit schwerer als ich geglaubt, ja weit schwerer, als eine Pistole überhaupt seyn soll; mit der linken Hand konnte man sie unmöglich führen. Ich blickte auf und sah meinen Gegner eine Fratze schneiden wie Mephistopheles; da überfiel mich eine unbeschreibliche Wuth und ich rief: „Hölle und Teufel! soll ich dem verschmitzten Schurken keine Kugel durch den Leib jagen können!“ — „Ich fürchte, Du hast nicht die Kraft dazu,“ sagte Franz ängstlich; „aber,“ fuhr er lebhaft fort, „gieb her! herzlich gerne binde ich mit seinem Sekundanten an!“ — „Nimmermehr!“ erwiderte ich; „laß mich noch einmal versuchen.“ Ich strengte meine ganze Kraft an, die Pistole aufzuheben, es war unmöglich, und ich überzeugte mich jetzt, daß es nicht mit rechten Dingen zugehe; ich betrachtete das Gewehr: kein Zweifel, es mußte mit Blei ausgegossen seyn. Der Betrug lag offen zu Tag und der ganze Zusammenhang war mir klar. Um den ersten Schuß war mit einem Thaler geloost worden, der dem Gegner angehörte; wahrscheinlich war er für dergleichen Fälle zugerichtet und hatte wohl auf beiden Seiten dasselbe Gepräge. Nach meinem rechten Arm hatte er gezielt, für die linke Hand war seine Pistole zu schwer — sonnenklar, ich war das Opfer einer Spitzbüberei! „So geht es nicht!“ rief ich jetzt, stieß Franz zurück, der vor mir stand, und lief auf den Schurken zu, entschlossen, ihm die Kugel durch den Kopf zu jagen. Ich stemmte die Pistole an die Brust und wollte ganz dicht vor ihm losdrücken, da fiel mir Franz, der von meinem Argwohn nichts wußte, in den Arm, riß mir die Pistole weg und rief: „Willst Du einen Mord begehen?“ — „Bei einem solchen Spitzbuben machte ich mir wahrhaftig kein Gewissen daraus!“ entgegnete ich rasch; jener aber, da er sich jetzt in Sicherheit sah, blickte mich mit so teuflischem Lächeln an, daß mich die Wuth übermannte und ich auf ihn losstürzte. Wir rangen eine Weile, aber der Blutverlust mußte mich erschöpft haben, ich verlor das Bewußtseyn. Doch nicht lange, so wurde ich von einer derben Hand aufgerüttelt.

Ich schlug die Augen auf, Franz stand vor mir und rief: „Auf, Freund, aufgestanden! es ist spät!“ — „Aufstehen? und warum?“ — „Warum? Deine und meine Ehre zu retten! Es scheint, Dir liegt die Sache eben nicht sehr am Herzen, und so muß ich daran denken. Es ist drei Viertel auf sechs Uhr, und Du weißt doch wohl, wohin wir zu gehen haben.“ — „Was soll das heißen? weißt Du nicht mehr, daß ich eine Wunde habe?“ — „Eine Wunde! und von wem in aller Welt, da Du nicht aus dem Bett gekommen? Auf! auf! Du hast einen bösen Traum gehabt.“

Und so war es auch; ich hatte den Tisch an das Bett gerückt, um meinen letzten Willen aufzuzeichnen; ehe ich die Seite voll geschrieben, war ich eingeschlafen und hatte Alles geträumt. „Also,“ sagte ich seufzend, „müssen wir noch einmal daran, und diesmal wird es Ernst mit der Wunde!“ — „Das wohl schwerlich, Gottlob!“ erwiderte Franz; „eben höre ich, Dein Gegner, dem Deine feste Haltung bange gemacht, sey gestern Abend auf und davongegangen.“ — „Wirklich?“ fragte ich, so kalt ich nur konnte, und sagte Gott im Herzen Dank dafür. „Ja,“ fuhr Franz fort, „so ist's; aber komm, wir müssen hinaus und eine Stunde auf den Schurken warten; so will es der Brauch.“ — „Von Herzen gern,“ erwiderte ich; in fünf Minuten war ich fertig und schritt, die Cigarre im Munde, rüstig dahin. Ich gestehe, seit vier-und-zwanzig Stunden hatte mir das Herz nicht so ruhig geschlagen.

Wir trafen draußen den Sekundanten meines Gegners, ganz außer Fassung über die Nachricht, die ihm eben zugekommen. Wir warteten eine ganze Stunde, kein Gegner ließ sich blicken, da wandte sich Franz an den Sekundanten: „Kapitän, Sie werden hoffentlich meinem Freunde bezeugen, daß er sich als Mann von Ehre betragen?“ — „Von ganzem Herzen,“ erwiderte der Kapitän, und wir sahen uns alle drei nach einem guten Frühstück um.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Beschluß.)

Theater. Vorstellungen im Gabelschen Institut.

Besser hätten die Dichter gethan, wenn sie ein Vaudeville aus dem Stücke la Marquise gemacht hätten. Der Tonkünstler hat eine pomphafte Arie gesetzt, worin der spanische Grande seine Grandezza besingt; dies ist beinahe das einzige

Dramatische, das er anbringen konnte. Nun sind freilich manche italienische Stücke eben nicht reichhaltiger an dramatischen Situationen, und dennoch haben sich manche eines langen Beifalls zu erfreuen gehabt. Dies war aber zu einer Zeit, als man von der Oper noch nicht forderte, was man jezt von derselben fordert; auch sind alle neuern italienischen Stücke auf eine interessante Handlung gestüzt, und keine bloßen Lustspiele, wie es ehemals der Fall war. Es mag also wohl nicht Adams Schuld seyn, daß er mit seiner „Marquisin“ wenig Beifall eingeerntet hat. Indessen ist doch auch dieses Stück nicht verworfen und wird fast wöchentlich gegeben. Zulezt ward der „Freischüz,“ oder wie er in hiesiger Einkleidung heißt, Robert des Bois gegeben, und zwar mit schöner scenischer Ausstattung, was die große Odeonbühne weit besser zuläßt, als die kleine der komischen Oper, wo dieses Stück gewöhnlich gegeben wird. Der Gesang läßt noch Manches zu wünschen übrig; die komische Oper hat viele Mühe, sich in dieser Hinsicht wieder auf ihren vorigen Standpunkt zu erheben, der Chor ist aber besser, als sonst; er hat Gelegenheit gehabt, sich nach dem deutschen Chore, den man unbedachtsamerweise hieher verschrieben hatte, zu bilden, und wahrscheinlich sind mehrere Deutsche, anstatt nach ihrem Vaterlande zurückzukehren, bei dem Chore der Pariser komischen Oper geblieben. Eine außerordentliche Vorstellung am Odeon kann nie ohne das Absingen der Marseillaise vorübergehen. Auch diesmal unterließen die Studenten, welche im Parterre die Mehrzahl ausmachten, nicht, das Orchester zum Spielen aufzufordern; da nun die Musikanten wissen, daß Widerstand oder die vis inertiae hier nichts hilft, so waren sie auch sogleich bereit, und der herrliche Marseiller Marsch, das einzige Lied aus der Revolution, das zu einem wahren Nationalliede geworden ist, ward in einem raschen Tempo gespielt; das ganze Parterre stimmte in den Refrain ein. In einem vollen Saale nimmt sich ein solcher mit Begeisterung einstimmig gesungener Freiheitshymnus vortrefflich aus, obschon er nicht mehr auf die friedliche Zeit paßt, in der wir jezt leben. Als der allgemein ausgesprochene Wunsch vom Orchester befriedigt war, verhielten sich die jungen Leute ruhig, und es fiel nicht die geringste Störung vor. — Neulich gaben auch die Zöglinge der Gasčschen Erziehungsanstalt, wie im vorigen Jahre, eine theatralische Vorstellung, wozu man sehr viele Personen eingeladen hatte. Diesmal bestand die Darstellung aus einem deutschen Lustspiele (Kozebues „Kleinstädtern“), einem englischen Lustspiele (Allinghams Weathercock) und einem spanischen (Canizares Advokat und Gespenst). Alles natürlich abgekürzt; voran ging die Ouvertüre aus Aubers Fra Diavolo, mit vollem Orchester; auch von den Zöglingen aufgeführt. Am besten wurde der englische „Wetterhahn,“ in welchem eigentlich nur eine einzige Rolle ist, die des jungen Wetterhahns, gegeben, und zwar von dem Sohne des Direktors der Anstalt. Die Engländer haben wenig gute Lustspiele in einem Aufzug; meistens sind es Farcen; von der Art ist auch der Wetterhahn, den man eher einen Narren betiteln sollte; denn ein Mann, der in Zeit von einigen Stunden zehnmal die Neigung ändert, eine Viertelstunde lang Advokat werden will, dann in der folgenden plözlich einen Soldatenrock anzieht, in's Feld rücken will, mit dem Säbel um sich ficht und dem armen Cicero auf dem Pulte die Nase abhaut, zulezt ein Gärtner wird und die Blumenbeete begießt, kann doch nur verrückt seyn. Auf der französischen Bühne würde dieses Stück gar keinen Beifall finden. Uebrigens wurden die drei Stücke in drei verschiedenen Sprachen natürlich nur sehr mittelmäßig dargestellt, und konnten bloß als Beweis dienen, daß die Schüler Fortschritte in den drei Sprachen gemacht hatten. Dies könnte aber wohl zweckmäßiger erprobt werden, wenn man sie eine Auswahl von guten prosaischen und poetischen Stücken aus jenen Sprachen, mitunter auch einige Bruchstücke aus dramatischen Gedichten deklamiren ließe. Daß die Knaben Schauspieler seyn sollen, kann ja kein vernünftiger Mensch von ihnen verlangen, und wenn sie es wären, so würde man daraus folgern müssen, daß sie etwas anders lernen, als was sie lernen sollten. Indessen ist es lobenswerth von Gasč, daß er in seiner Erziehungsanstalt den anderwärts so nachläßig betriebenen Unterricht in fremden Sprachen mit so vielem Eifer betreibt. Ein deutsches Lust- oder Trauerspiel von Zöglingen aufführen zu lassen, ist bisher in Paris noch Niemand im Stande gewesen, als er. Nur sind die meisten Zuhörer bei seinen theatralischen Darstellungen nicht so weit, als seine Schüler; denn um ihnen die Stücke genießbar zu machen, ist er genöthigt, ein sogenanntes Programm drucken und vertheilen zu lassen, worin der Inhalt jeglichen Auftritts angegeben, auch wohl eine Hauptstelle oder ein spaßhafter Einfall französisch übersezt ist, damit die Zuhörer doch darüber lachen können. Dennoch bleibt ihnen Manches unverständlich; so z. B. begreifen die Pariser nicht recht, warum in den Kozebueschen Kleinstädtern die Frau Staar so plözlich Hochachtung vor einem Fremden bekommt, weil er auf einem eben angekommenen Briefe „Herr Kommissionsrath“ heißt. Solch einen von Titeln ausgeübten Zauber begreife man in Paris gar nicht.

D g.

Auflösung des Räthsels in Nr. 125:

Die Liebe.

Räthsel.

Ich bin ein flinker Webersmann;
Magie ist meine Kunst, sie stellt
Mich jedem Weber weit voran,
Denn mein Geweb' regiert die Welt.

Im Zettelwerk liegt das Genie:
Straff und gedrang, doch kurz und klein,
Bricht es stets ab und reißt doch nie;
Den Einschlag werf' ich spielend ein.

Mein Dessin ist oft garstig kraus,
Doch von unsterblichem Gehalt,
Gar oft armselig überaus,
Doch schmuck, symmetrisch von Gestalt.

So lang mein Arm am Stücke schafft,
Schafft auch verfolgend der Verstand;
Den Rest versieht des Armes Kraft,
Und prägt das Werk zum Werk der Hand.

Beilagen:

Intelligenzblatt Nr. 16 u. Monatsregister Mai.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 130.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 1. Juni 1835.

Gedulde dich! dies Licht, das dunkle Schatten bleichen,
Reicht hin, zu leiten dich durch diesen dunkeln Ort.
Schau mich an, wer ich bin, und wandle fort mit Schweigen;
Thut nicht die Welt deßgleichen
Auf ihres Gottes Wort?

G. Schwab.
Nach Lamartine.

Aus dem Volksbüchlein.

Das bekannte Volksbüchlein, enthaltend die Geschichte des ewigen Juden, die Abenteuer der sieben Schwaben, nebst vielen andern erbaulichen und ergötzlichen Historien, wird nächstens in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in einer neuen, bedeutend vermehrten Auflage erscheinen. Wir theilen daraus einige Stücke von verschiedenem Charakter mit.

* * *

Die Wunder.

Es hielten zwei Männer der Gemeinde vertrauliche Zwiesprache über die Irren und Wirren ihrer Zeit. Der eine, ein Mann in rüstigen Jahren, nach allen Seiten hin umsichtig und rührig, der sich aber überall gehemmt sah in seiner Wirksamkeit und betrogen in seinen besten Erwartungen, blickte mit Kummer auf die Gegenwart hin, und ohne Hoffnung in die nahe und ferne Zukunft. Er klagte dies seinem Nachbarn, einem bejahrten, vielgeprüften Mann, der nach mannichfaltigen Erfahrungen eines langen Lebens eine Ruhe, Sicherheit und Klarheit im Geist und Gemüth errungen hatte, wie wir sie an dem Spiegel unseres Innern, an dem Himmel wahrnehmen, wenn er nach stürmischen Gewittertagen wieder seine Heiterkeit gewinnt und rein und mild auf die Erde niederschaut. — „Es drängt sich mir, sagte jener, mit jedem Tage mehr der furchtbare Gedanke auf, als sey die Welt aus ihrem Fundamente gerissen und als Spielball preisgegeben den bösen Mächten, welche ein zürnender und strafender Gott losgelassen zur Züchtigung eines verderbten Geschlechts. Wohin wir die Augen wenden, wir sehen überall nur Zerrüttung und Verkehrung menschlicher Verhältnisse. Alte Throne stürzen ein, die auf Granitvesten erbaut zu seyn schienen; neue errichten sich auf Sandhügeln, welche der Wind des morgigen Tages wieder verwehen wird. Die Völker sind und – sind nicht mehr; denn die Satzungen und Rechte der Väter wurden verworfen, und es haben sich neue eingeschlichen und eingedrängt, welche die Auflösung schon in ihrem Entstehen in sich tragen. Ueber den Formen, um welche man streitet, wird das Wesen, der Bestand und Gehalt des Volkslebens bloßgestellt; und indem man vorgibt, immer nur das Bessere zu suchen, verliert man vollends das Gute. Und in Allem, was sie sahen, treiben und thun, ist es überall nur auf das Irdische, das Vergängliche abgesehen, und Eigennutz regiert die Welt. Was sonst als der Anfang der Weisheit gegolten hat, und als das Ende alles Lebens und Strebens, und als der Mittelpunkt, an dem sich das Wohl und Wehe ganzer Völker, so wie Einzelner

angeknüpft und gehalten hat: das Ewige, Göttliche, es ist aus dem öffentlichen Leben, von dem unheiligen Markte verschwunden, und mit ihm Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit. Und die wenigen, die ihr Herz dem Heiligen noch erschlossen und geweiht, retteten sich und ihr Geheimniß aus dem Marktgetümmel und verbleiben einsam und stumm; denn ihre Stimme, wie die Stimme des Rufenden in der Wüste, würde doch nur eitel verhallen an den Ohren und Herzen eines thörichten Geschlechts. O Freund!“ schloß der Bewegte, „wer soll in diese Irren und Wirren Ordnung und Licht und Frieden bringen? Wenn hier kein Wunder geschieht, so steht der Welt Auflösung nahe in Blut und Feuer.“ — Der Nachbar sah ihn mild lächelnd an, und indem er seine Hand ergriff, sprach er mit dem Tone der Zuversicht und des Glaubens: „Wahrlich! es geschehen noch Wunder; und wenn wir sie auch mit unsern Augen nicht schauen können, sie geschehen doch, wie das Licht die Nacht des Gewölkes durchdringt und die Luft den Verschluß des Abgrunds, obgleich wir den Quell nicht gewahren, aus dem sie strömen. Es geschehen noch Wunder! Erst noch neulich habe ich deren zwei gesehen, die mir ein eben so großes Vertrauen gegeben, als sie mich in Erstaunen gesezt haben. Es war in einer Nacht, als ich vor Kummer nicht schlafen konnte; da trat ich in's Freie, und ich erblickte nun ein hohes, weites, unermeßliches Gewölbe über meinem Haupte, und unzählige Sterne funkelten an dessen Decke, und die schlummernde Erde ruhte sicher, wie ein Menschenkind, unter dem schützenden Obdach. Und nirgends sah ich doch Pfeiler, darauf der Meister das Gewölbe gesezt hätte, und es fiel dennoch der Himmel nicht ein, und er stand fest, auch ohne jene Pfeiler. Da sprach ich zu mir: Sollen wir armen Menschen darum zappeln und zittern, den Einfall und Sturz des Himmels befürchtend, weil wir die Stützen nicht greifen noch sehen, die ihn halten? Und soll es uns nicht genügen, zu wissen, daß Gottes wunderbare Hand den Bau gebildet, und daß ihn dieselbe Hand in der sichern Schwebe trägt und erhält? Und ich ging beruhigt in meine Hütte zurück und überließ mich getrost dem Ruheschlummer, da ich wußte, daß ein Wächter wacht über die Welten und über die Hütten der Menschen. — Und ein anderes Mal, als ich an einem Tage von schwerer Trübsal niedergedrückt war, blickte ich zum Fenster hinaus, und da sah ich große, dicke Wolken über mir schweben, und sie zogen einher, wie Meereswogen vom Sturme fortgetragen, und die Gewässer drohten herabzustürzen und schier den Erdball zu ersäufen. Aber es floß der Regen gar sänftiglich nieder und erquickte Feld, Wald und Flur, und das Gewölke zog fort, um den Segen weiter zu verbreiten in die Länder der Menschen. Da sprach ich zu mir selbst: Wo ist denn der Boden, auf dem die Wolken ruhten oder fußten? oder wo die Kufen, darein die Gewässer gefaßt wären? Und wessen Hand leitet diese gewaltigen Massen in den Lüften hin, und wessen Arm stützet die hohen, schweren Wassersäulen, daß sie nicht mit all ihrer Wucht auf uns zumal herabstürzen? Und sieh! indem ich mich noch so fragte, da erbaute sich in der Ferne ein lichtglänzender Bogen mitten in die Wolkennacht hinein, und ich erkannte ihn sogleich als jenes Zeichen, das Gott unsern Vätern gesezt hat zum Bunde zwischen ihm und uns, daß er das Menschengeschlecht nimmer vertilgen werde auf Erden. — Seit jenen Tagen, da mir diese Gesichte geworden, kann kein Zweifel mehr mein Gemüth beschleichen, und aller Kummer verschwindet vor dem Lichtblicke, der in mein Innerstes gefallen.“ — Der Freund verstand und würdigte die Worte des Freundes. Und er klagte nicht mehr über die Irren und Wirren der Zeit; wohl aber trug er, nach dessen weisem Rathe, desto mehr Sorge für den engern Kreis seiner Familie und der Gemeinde, daß sie so viel möglich gesichert ständen gegen den Ungestüm des Verhängnisses, welches die Völker und Länder zu bedrohen schien.

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Deutschland.

Dritter Artikel.

Wir springen von den Säugethieren zu den beweglichen, im Reich des Klanges lebenden und klangreichen, gefiederten Geschöpfen über und stellen die Betrachtung voran, daß der Vogel, seiner lustigen Natur gemäß, zwar keine Schranken kennt und in kürzester Zeit den weitesten Raum durchschneidet, indem er der Alpen, der Flüsse und Meere spottet; daß er aber bei alle dem, fast noch mehr als das Säugethier, an ein festes Heimathland, an eine bestimmte Gegend gebunden ist, in die er, selbst nach den weitesten Wanderungen, immer wieder zurückkehrt, um zu nisten und zu brüten. Manche von ihnen hausen durchaus nur in der heißen Zone, andere dagegen in der kalten, und diese kommen nur als Seltenheiten zu uns. Die meisten leben in dem gemäßigten Gürtel, und zu diesen gehören nun auch besonders die Vögel, die wir in Deutschland finden und die wohl schon vor vielen tausend Jahren dort gewesen sind, ausgenommen einige hühnerartige, Vogelvögel, bei Oken, und Fischvögel oder Auken, wie sie Oken benennt, die entweder erst später zu den Deutschen gekommen sind, oder vor der Entdeckung der neuen Welt unmöglich dahin kommen konnten.

Beginnen wir die Betrachtung der Vögelwelt in Deutschland sogleich mit zweien von leztern, nämlich dem Pfau und dem Puterhahn, deren beider Geschichte merkwürdiger ist, als die mancher Menschen, welche eben so buntfarbig und stolz aussehen, oder eben so lächerlich vornehm und abgeschmackt zornig sich benehmen.

Es bleibt immer merkwürdig, daß ein aus dem entferntesten Orient, der heißen Zone gebürtiger Vogel nun seit vielen Jahrhunderten in ganz Deutschland und in Scandinavien so einheimisch und verbreitet ist, daß man ihn auch im Gehöfte des armen Bauern sein Rad schlagen sehen und seine Esels- oder Wagenradstimme vernehmen kann.

Noch zur Zeit des athenischen Redners Antiphon, des auch durch sein tragisches Ende berühmten Lehrers des Thukydides, war der Pfau in Griechenland eine große Seltenheit, wie aus einer eigenen davon handelnden Rede, die diesem Griechen zugeschrieben wird und worin er ihn mehreremal bloß den buntgemalten Vogel nennt, zu ersehen ist. Viele aus Lakedämon und Thessalien, sagt er, seien nach Athen zu einem gewissen Demos gekommen, um die Pfauen zu sehen, die dieser hielt. Man schäzte das Pfauenpaar auf hundert Drachmen. Auch in des Aristophanes geist- und witzreichen Possen wird des Pfauen als eines seltenen Vogels oft erwähnt. Aber doch sagt schon Antiphanes, ein komischer Dichter der mittlern Komödie, irgendwo, daß seit der Zeit, da ein Pfauenpaar nach Griechenland gebracht worden, dies sonst so seltene Geflügel nun häufiger gefunden werde, als die Wachteln, die bekanntlich ein Lieblingsvogel der Griechen waren, und welche sie ähnliche Kämpfe anstellen ließen, wie die wettgierigen Engländer ihre Hähne. — Mehr und mehr verbreitet wurde der Pfau durch Alexanders Feldzüge im Orient, die überhaupt die Geographie und Naturgeschichte zur Freude seines naturforschenden Lehrers, des Aristoteles, der die Thierwelt und Flora der eroberten Länder untersuchte und beschrieb, mit neuen Eroberungen bereicherten. — Im Mittelalter war der Vogel, der bereits im Kapitulare Karls des Großen erwähnt wird, wie bei den alten Römern, wo Hortensius der erste war, welcher ihn essen lehrte, eine Zierde des festlichen Mahls an den Hoftagen der Fürsten und Herren, mehr seines herrlichen Gefieders, als des Fleisches wegen. Bisweilen wurde er in eine Pastete gethan, an deren einem Ende der Kopf mit seinem Gefieder und mit vergoldetem Schnabel hervorragte, am andern aber der Schweif in seiner ganzen Herrlichkeit sich ausbreitete. Dies geschah besonders, wenn Ritter sich anstellten, ein schweres Abenteuer zu bestehen, und von diesem Gebrauch soll sich der Schwur: bei Pfau und Pastete! herleiten. Bekanntlich schmückten auch die Troubadours sich mit Pfauenfedern, so wie sie auch auf den Helmen und Hüten der Ritter prangten.

Wundern wir uns aber noch, daß ein ostindischer Vogel im Norden von Europa so weit verbreitet ist, z. B. auch in Norwegen, wo es weiße Pfauen gibt — wohl eine Folge des Klima's, während Vögel, wie Pflanzen und Kerfe, unter wärmerem Himmel auch mit heißern Farben prangen — wundern wir uns noch, frage ich, über diese Verbreitung, wenn wir bedenken, daß ein anderer wohlbekannter und weit nützlicherer Vogel, dem besonders Plinius in einer malerischen Schilderung (X, 24) seine Hochachtung zollt, das Symbol der deutschen Hörigkeit und des wachsamen Kirchenlehrers, darum auch auf die Kirchthürme erhöht, und das Wappen des orleanischen Frankreichs, kurz, unser Haushahn mit seinen gefiederten Odalisken, ursprünglich auch aus Ostindien gebürtig und doch seit Jahrtausenden über Persien in die andern Länder gekommen und allgemein verbreitet ist? — Weil er zunächst aus Persien kam, nannten ihn die Griechen den persischen Vogel, eine Benennung, welcher Aristophanes in seinen Vögeln eine komische Wendung gibt: er heiße wohl deßwegen so, weil er früher über die Perser geherrscht habe; deßhalb schreite er auch jezt noch, wie der persische Großkönig, mit einer aufgerichteten Kyrbasia oder Turban auf dem Kopfe gar stolz einher. — Der die Natur und ihre Geschöpfe, besonders aber die Vögel, mit genialischer Komik auffassende Dichter hat das Sultanische des Hahns schon wohl bemerkt; dazu stimmt auch dessen persischer Name Churchan, d. i. Sonnenfürst, da er gleichsam der Sultan im Hühnerhofe ist und die Sonne krähend verkündigt und begrüßt. Und leicht kann man wieder zwischen Chan (Fürst) und dem altnordischen und deutschen han und Hahn eine Verwandtschaft finden. Auch haben schon Wachter und Frisch das Wort vom persischen Fürwort han (Er) herleiten wollen, das auffallend auch im Schwedischen (hann) vorkommt; es wäre dann so viel als das männliche Huhn vorzugsweise; eine Ableitung, die Adelung Anfangs wahrscheinlich fand, weil man auch im Deutschen das Geschlecht der kleinern Vögel durch Er und Sie unterscheide, später aber verwarf, weil die Gothen jenes Fürwort nicht, aber doch das Wort hana (Hahn) kannten, und überdieß der Vogel in andern Sprachen seinen Namen von der Stimme erhalten habe. J. Grimm dagegen bemerkt: „auffallend, aber tief begründet ist die Aehnlichkeit der persönlichen Fürwörter Hann und Hun in der nordischen Sprache mit den Substantiven Hahn und Huhn (gallina). Man erinnere sich, daß beide Ausdrücke häufig im weitern Sinne für jedes Männliche (Er) und Weibliche (Sie) in dem Vogelgeschlecht gelten. Völlig und individuell wird diese Einstimmung nirgends, indem z. B. auf nordisch

der Hahn hani, die Henne hana heißt. Hün bedeutet auch einen Welp (catellus); das deutsche huon (Huhn) ist dagegen neutral."

Ob der Hahn erst von den Römern nach Gallien und vielleicht von da aus nach Deutschland gebracht worden sey, oder ob ihn schon die ältesten Deutschen mit aus Asien gebracht haben, mögen Andere untersuchen; genug, er findet sich schon frühe daselbst, und ward beim Beginne des Feudalwesens das vorzüglichste Symbol der **Hörigkeit** in der deutschen Rechtssymbolik. Ich verweise vor Allem auf die, je nach Eigenschaft und Verhältniß der Bevogteten und Zinspflichtigen, so wie nach Zeit und Umständen der Abgabe verschiedentlich benannten Zinshennen, welche an vielen Orten, als Zeichen der Hörigkeit, noch jezt entrichtet werden müssen. Bei **Eisenhart** (von deutschen Rechten und Sprüchwörtern) finden sich viele darauf bezügliche symbolische Redensarten, z. B. die Henne geht in den Wald, geht bis an die Kirchmauer, fliegt aber nicht darüber, trägt das Handlohn auf dem Schwanz, hühnert fort, ist die Henne mein, gehören mir auch die Eyer, wenn die Henne nicht mitscharrt, gewinnt der Hahn nichts, und dergleichen mehr. — Die Henne, meinen Manche, sey deßhalb ein lebendiges Symbol und ältestes Kennzeichen des deutschen Schutzes und Schirmes, weil sie mit mütterlicher Sorgfalt ihre Küchlein vor allen Unfällen und Ungemach unter ihren Flügeln schirme und schütze und vor dem Habicht warne. Diese Eigenschaft ward wohl von den Alten schon im Bilde und Sprüchworte hervorgehoben; am kräftigsten tritt sie aber hervor in jenem Gleichnisse aus dem Munde Jesu, da von ihm Jerusalem in feierlicher Klage angeredet wird, dessen Kinder er so oft, aber umsonst, unter seine Flügel habe versammeln wollen.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

Außerordentlicher Aufschwung der Dampfschifffahrt.

„Und als der Frühling kam mit seiner warmen Luft, das Eis der Berge schmolz, die Lerche zwitschernd zum Himmel aufstieg, die Schwalben wiederkehrten und neue Kräfte die Natur verjüngten, da zog es auch mich aus dem engen Kreise fort und nach dem Süden hin." So ungefähr mag der Uebergang zur Erzählung der Reiseerlebnisse in dem Tagebuche manches sentimentalen Engländers und mancher sentimentalen Engländerin lauten, seit der kalte April sein Regenwetter eingestellt, der Mai die Lust zum Reisen geweckt, jede Zeitungsnummer die sichersten, bequemsten und wohlfeilsten Mittel, den Kontinent zu erreichen, angekündigt und empfohlen, und demgemäß die Wanderung des reiselüstigsten Volkes auf Erden begonnen hat. Unter den gerühmten Ueberfahrtsmitteln stehen natürlich die Dampfschiffe oben an, und in der That wird unter den englischen Schiffern, Fischern, Bootführern und Seeleuten nach und nach die Besorgniß rege, daß die Dampfboote alle übrige Schifffahrt vernichten, und besonders den Verdienst der sogenannten Wassermänner in London auf Null bringen werden. Diese Besorgniß ist keine leere. Sie muß sich Jedem aufdrängen, der die Themse hinabschwimmt oder von der neuen Londonbrücke den Fluß überschaut, da er zu allen Tageszeiten schwarze Rauchwolken die Abfahrt oder Ankunft der Dampfboote verkünden sieht, und sich erinnert oder erzählen läßt, wie das vor Jahren war. Die Vermehrung der Dampfschifffahrt grenzt wirklich an's Unglaubliche. Es sind kaum zwanzig Jahre, seit das erste Dampfboot auf der Themse erschien, und einige Jahre lang beschränkten sich die Wasserdampfreisen auf die Fahrten nach Margate, Gravesend und Calais. Jezt ist während des Sommers gewiß kein Tag, und während des Winters nur wenige Tage, wo nicht Dampfschiffe auslaufen nach den vorzüglichsten Häfen Englands, Schottlands und Irlands und nach allen Theilen Europa's. Fast wöchentlich treten neue Dampfschiffgesellschaften zusammen, und einige derselben besizen nicht bloß bedeutende Fonds, sondern wahre Dampfflotten. Die General Steam Navigation Company mustert vier-und-zwanzig große Paketboote, die Gravesend and Milton Steam Packet Company sechs, die Old Margata Company zwölf, die zwischen Margate, Herne-Bay, Gravesend, Ramsgate und London gehen, die London- und Margate-Gesellschaft drei, die Star Gravesend Company sechs. Außerdem sind jezt im Bau begriffen: vier für die Commercial Steam-boat Company, deren Theilhaber meist aus Viktualienhändlern bestehen, drei für die neue Herne-Bay Company und eben so viele für die Greenwich-Gesellschaft. Hiezu sind noch drei Dampfboote zu rechnen, welche seit vorigem Sommer den größten Theil des Woolwichhandels betreiben. Und nun, welche zahllose Dampffahrzeuge zwischen London und Dublin, Cork, Edinburg, Newcastle, Stockton, Dundee, Rotterdam, Ostende, Antwerpen, Hamburg, Richmond, Brighton, Southend, Sheerneß u. s. w., der Dampfboote nicht zu gedenken, welche unter dem Namen tug-boats andere Schiffe die Themse auf und niederschleppen. Es kann demnach nicht fehlen, daß fast der ganze Küstenhandel in Kurzem nur von Dampffahrzeugen betrieben werden wird, und in der That sieht man bereits mehrere jener herrlichen Segelschiffe, die den Namen Scotch smacks führen, aus Mangel an Beschäftigung ruhig und verlassen beiliegen. Die Einführung der Greenwich- und Woolwich-Dampfboote muß dem zahlreichen und fleißigen, obgleich allerdings auch etwas stark zum Prellen geneigten Korps der sogenannten Wassermänner die größten Nachtheile bringen. Niemand wird mehr ein Boot miethen, um die halbstündige Ueberfahrt von den Treppen des Towers nach Greenwich zu machen. Fast jede Viertelstunde laufen Dampfschiffe hin und zurück, und der Verlust, den die guten Wassermänner hiedurch nur allein an lezten Ostern erlitten haben, muß sehr bedeutend und um so fühlbarer gewesen seyn, je gewisser ihnen bisher nach einem langen, erwerblosen Winter in der Osterwoche eine erste Frühlingsernte war; denn welcher Londoner hätte nicht wenigstens einmal, sey es zu Ostern oder Pfingsten, den berühmten Jahrmarkt von Greenwich besucht! Ein Fremder, der an einem dieser beiden Feste in London ist, darf nun vollends gar nicht unterlassen, dahin zu gehen, und so — von den Freuden und Leiden des Jahrmarktes selbst will ich ein anderes Mal sprechen — bot sich von jeher den Wassermännern in diesem Umstande eine Ernte, in welche dieses Jahr ein bitterer Mehlthau gefallen ist.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 131.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 2. Juni 1835.

Ein giftig Maul hat dieser Fleischerhund,
Und ich kann's ihm nicht stopfen.

Shakespeare.
Heinrich VIII.

Der König und die Königin von England und das englische Volk.

Es ist in der Welt gegenwärtig viel die Rede von der Königin Adelaide, der Gemahlin des vierten Wilhelm, von ihrem vermeinten Einflusse auf das Staatsregiment und von der Abneigung, in welcher sie vorzüglich deßhalb bei der Masse der Nation steht. Einen Beweis für beides und zugleich einen Beweis für die merkwürdige Freiheit der englischen Presse enthält ein an sie überschriebener Brief, welcher, nach dem Sturze des Peelischen, oder richtiger zu sagen, des Wellingtonschen Ministeriums, indem unter Peel's Rocke stets der Marschallsstab sichtbar war, und vor Lösung der der Bildung eines neuen Ministeriums sich entgegenstellenden, vielleicht entgegen geworfenen Schwierigkeiten, zuvörderst in einer sogenannten Sonntagszeitung — Weekly Dispatch ist sie getauft — und dann im Pennyhandel durch ganz London erschien. Wenn es der Mühe werth wäre, den Brief seiner ganzen Ausdehnung nach mitzutheilen, so dürften wir die Leser und besonders die Leserinnen nur bitten, sich auf den historischen Standpunkt zu versetzen und denselben als einen Beleg für die unheimlichen Gesinnungen der radikalen Partei in England zu betrachten. Auch die politische Censur würde, von diesem Gesichtspunkte ausgehend, uns nichts in den Weg legen; aber schon die häßlichen Ausfälle auf die Prinzessinnen von nicht englischer Abstammung, welche sich seit der Thronbesteigung des Hauses Hannover bekannt gemacht, nöthigen uns selbst zur Censur, und da es zu nichts frommen kann, das Sendschreiben in seiner ganzen Grobheit und Plumpheit zu geben, so theilen wir nur soviel davon mit, als hinreicht, die Gesinnung, aus der es hervorgegangen, zu charakterisiren und die Betrachtungen zu begründen, die sich über das Verhältniß des Königs und seiner Gemahlin zur Nation und über die englische Presse daran knüpfen werden.

„An die Königin. — Madame, die Ehrfurcht und Ergebenheit, von welcher die Europäer gegen ihre Königinnen durchdrungen waren und welche selbst die Asiaten und Afrikaner in einigen Fällen empfunden haben, ist in England untergegangen. Eine der vornehmsten Ursachen dieser Erscheinung liegt in dem barbarischen, unsinnigen Gesetze, welches unsere Fürsten den Gefühlen für die Eingebornen des Landes tyrannisch entfremdet und sie zu ehelicher Verbindung mit Ausländerinnen zwingt, die in ihren Grundsätzen, in ihren Sitten und in ihrem ganzen Seyn und Denken nur wenig mit der englischen Nation gemein haben. Ist es nicht erwiesen, daß die Ausländerinnen, welche unsere Fürsten nach England übergeführt haben, um später Königinnen eines

sittlichen und freien Volkes zu seyn, sehr wenig gethan haben, um Achtung einzuflößen, sowohl für ihre Persönlichkeit, als für den öffentlichen Charakter der Königinnen?

„Das Anstößigste von Allem, was nach englischen Begriffen Anstoß findet, ist — eine politisirende Königin. Die Zartheit, der Eifer, die Ergebenheit, die Begeisterung, ja die Schwärmerei, womit der Mann am Weibe hängt, wird den Engländer stets vermögen, in der Königin das Weib von der Königin zu scheiden. Deßhalb rede ich zu Ew. Majestät nur in lezterer Eigenschaft. Wenn das Ohr des Publikums nicht auf das Schändlichste getäuscht worden ist, so sind es vorzugsweise, wenn nicht einzig und allein, Ew. Majestät, welcher das Volk die Schmach, die Schande, die Kränkung beimessen muß, daß vor Kurzem das Ruder des Staats in die Hände der Torypartei gelegt wurde, einer Rotte politischer Missethäter, einer zusammengeflossenen Masse kleinerer und größerer Verbrecher, Räuber, die mit dem öffentlichen Raube sich behängen und, um den Raub sich zu sichern, alle Grundsätze des Eigenthums und gesellschaftlichen Vertrags so verkehrt und verwirrt haben, daß ein großer Theil des Volks jezt fürchten muß, alles Eigenthum sey in Gefahr, und das einzige Mittel, es zu schirmen und zu schützen, sey Unterwerfung unter eine Toryherrschaft und Ergebung in Torymißbräuche. Diese Uebel bürdet das Volk Ew. Majestät auf, und Ew. Majestät haben den Glauben des Volks bestätigt, indem Sie sich mit Männern umgaben und um Ihre Person Männer dulden, deren einzige Auszeichnung darin besteht, daß sie ausgezeichnete Glieder der dem Volke so verhaßten Partei sind. Ist das schicklich? ist das klug?

„Ein beredter Schriftsteller, der volksthümlichste und gefeiertste des Tags, hat den zahmen Versuch gemacht, das Betragen Ew. Majestät, sey es wirklich so oder nur vermeint, zu entschuldigen. „Ich bin, sagt er, als braver Mann zu ritterlich gesinnt, um Frauen Verirrungen beizumessen, die ihnen schwerlich zur Last zu legen sind und von deren Folgen sie fast ohne Ausnahme keine Ahnung haben. Ich kann mir sogar denken, daß, wenn des Königs Gemahlin oder der weibliche Theil seiner Familie wirklich einen Einfluß auf die Angelegenheiten des Staats ausüben sollte, die Triebfeder ihres Handelns keine andere wäre, als die liebevollste Rücksicht für die Interessen des Königs und für seine Würde. Auf einen engen Kreis beschränkt sich und muß des Weibes Umsicht sich beschränken. Selbst auf niedriger Stufe des bürgerlichen Vereins fühlt sich das Weib ängstlich befangen für das Interesse derer, mit denen es verbunden ist, und das macht sein Urtheil oft krankhaft eifersüchtig auf die geringste anscheinende Verminderung des Glanzes oder der Macht derselben. Der Gedanke, daß, je fester ein Monarch an seinen Vorrechten hängt, um so fester sein Thron steht, ist ein dem weiblichen Geschlechte angeborner Irrthum.“ Ew. Majestät Ritter erschüttert den Thron in seiner untersten Feste! Also eine unordentliche Besteurung, einen verschwenderischen Staatshaushalt, schlechte Gesetze, wankendes Eigenthum, verkümmerte Bestrebungen und unterdrückte Reformen — mit Einem Worte, ein Toryregiment soll das englische Volk haben oder von einem Toryregiment soll das englische Volk unablässig bedroht seyn, weil ein König unter dem Einflusse von Frauen steht, weil es die Natur des Weibes ist, seine Umsicht auf einen engen Kreis zu beschränken, weil sein Urtheil krankhaft eifersüchtig, und weil seine Begriffe von königlichen Vorrechten ein dem weiblichen Geschlechte angeborner Irrthum sind! — So werden Ew. Majestät vertheidigt!

„Hätten Ew. Majestät Kinder, so würden Sie das englische Volk jedes Jahr sechzigmal die Summe gekostet haben, mit welcher Amerika seinen obersten Herrscher besoldet. Aber selbst jezt, die Nebenvortheile eingerechnet, welche eine verwittwete Königin von England genießt, wird der geduldige Engländer Ihnen jedes Jahr wenigstens dreißigmal mehr bezahlen, als was vierzehn Millionen unserer amerikanischen Abkömmlinge für die Handhabung der besten Regierung in der Welt entrichten. Der Gedanke, daß eine Frau, daß eine eingeborne Frau, daß eine talentvolle Frau das amerikanische Volk benachtheiligen oder Einfluß üben könnte auf die Angelegenheiten des Staats, würde jenem klugen und stolzen Volke eben so lächerlich dünken, als wenn der Präsident von Amerika alle öffentlichen Vorfälle nach dem Poltern seines Theekessels entscheiden wollte. Seyen also Ew. Majestät dankbar für die wahnsinnige Verschwendung, womit das englische Volk den Erwerb seiner sauren Arbeit Ihnen zu Füßen geworfen hat, und wollen Sie oder müssen Sie, mittelbar oder unmittelbar, sich schlechterdings in öffentliche Angelegenheiten mischen, so bilden Sie Ihre Ansichten nach und vereinigen Sie dieselben mit denen des englischen Volks und vernichten Sie den Glauben, im Bündniß zu stehen mit einer Partei, welche jeder Engländer, sobald er die freie Sprache seines Herzens redet, als eine Bande Missethäter bezeichnet, die allein die ganze Schuld alles Unglücks tragen, das dieses Land betroffen. — Publicola.“

Wer dieser Publicola ist? Einer der vielen, wenn auch nicht großen Unbekannten, welche der täglichen Presse ihre Feder widmen und ihren täglichen Unterhalt verdanken. Was vorerst auffällt, ist, daß diese Schreiber so reichlich bezahlt werden. Wäre England Frankreich, so dürfte man glauben, es geschehe aus Rücksicht für den zu Abfassung solcher Briefe erforderlichen Muth, und als Entschädigung für den wahrscheinlichen temporären Verlust der Freiheit; wäre England Deutschland,

so dürfte man noch anderes glauben. Aber in England, wo solche Sachen heute gelesen werden, um morgen vergessen zu seyn, wo kein Hahn nach ihren Verfassern kräht, und die Herausgeber sich ruhig zu Bette legen können, sobald sie nur die Stempelgebühr entrichtet und den Namen des Druckers beigesezt haben, in England beweist das hohe Honorar, welches die Schreiber beziehen, daß es zu Fertigung solcher Aufsätze entweder an Lust oder an Geschick fehlt. Bei der hohen Achtung, welche ich für die deutschen Schriftsteller hege, gebe ich mich gern dem Glauben hin, daß es ihnen zwar nicht an Geschick, desto mehr aber an Lust fehlen würde, ähnliche Briefe, wie der mitgetheilte, in die Welt zu schicken. Dennoch ist es mir um ihretwillen lieb, daß kein deutscher Zeitungsredakteur für ein Machwerk, wie das vorstehende, die Summe bieten wird, welche der Herausgeber des Weekly Dispatch bezahlt hat, die Summe von zwanzig Guineen, d. h. einhundert und vierzig Thaler sächsisch. Wäre das nicht für die deutschen Schriftsteller eine fürchterliche Versuchung, obgleich um so ehrenvoller, ihr zu widerstehen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Deutschland.

(Fortsetzung.)

Zulezt möge zur Ergötzlichkeit des Lesers noch eine Schilderung des Haushahns voll naiver Anschaulichkeit stehen, die sich in des alten Bonerius 45ster Fabel findet.

Sie (die Mäuse) liefen in, sie liefen us,
Do kam ein hahne in das hus
Geflogen mit den hennen sin;
Vil stolz war seines kambes schin,
Ein sporn ihm suser stunden an;
Die mäuse wunderen began,
Wer der herr möchte wesen u. s. w.

Und später sagten die Mäuse zur Mutter: Har kam mit großem schalle Ein krönter herr mit seinem sporn.

Bekanntlich ist der Pfau kein guter Freund vom Hühnergeschlecht; desto besser verträgt er sich aber mit einem andern Vogel, der eben so viel von ihm, als vom Haushahne selbst an sich hat, daher er auch von den Systematikern Gallopavo, d. h. Pfauhahn, getauft wurde. Schade, daß Aristophanes den cholerischen, lächerlich vornehmen, dumm aufgeblasenen Puter- oder Truthahn nicht kannte, wir hätten eine komische Scene mehr in seinen Vögeln. Aber so ist er kein Landsmann aus der alten Welt; nicht aus Kalekut, der ostindischen Stadt, wie selbst noch Frisch annimmt, durch den Klang des Namens Kalkutter verführt, sondern aus Amerika ist dieses Geschöpf im Jahre 1530 nach Deutschland gebracht worden. Bekanntlich heißt er auch noch hie und da, z. B. in Bayern, der Indian, in Wien der Indier, wie im Französischen, außer dem gewöhnlichen dindon, coq d'Inde, englisch dagegen the turkey (der Türke); nicht viel besser oder schlimmer, als der gleichfalls aus Amerika zu uns herübergebrachte Mais das türkische Korn, oder die in Südamerika einheimische, bei uns zur Zierde in Lauben gepflanzte Bohnenart, phaseolus multiflorus, mit hochrothen Blumen, die türkische Bohne, oder die aus Brasilien herstammende Bisamente auch türkische Ente genannt wird. Den Namen Kalekuter und Puter erhielt er wohl von seinem kollernden Geschrei; Piphahn heißt er entweder von der Pipe oder Pfeife, d. i. dem fleischigen Zapfen oberhalb der Nasenwurzel, oder auch vom Gepip, Geschrei, besonders der Jungen; Trut scheint Trutz, Streit, zu bedeuten, oder bezeichnet auch das Geschrei. — Beiläufig erwähnen wir, daß er als Zierde eines Mahles bei uns vorzugsweise der Konsistorialvogel zubenannt ist, während er in Frankreich der Jesuite heißt. Heute speisen wir, sagt man da zu Lande, einen fetten, mit Trüffeln gefüllten Jesuiten. Dies kommt daher, weil Jesuiten, wenn sie auch nicht die Ersten waren, die ihn nach Frankreich brachten, doch seine Verbreitung besonders beförderten.

Wann der Fasan oder Phasan, der schon durch seinen Namen an den Fluß Phasis in Colchis, dem heutigen Mingrelien, erinnert, wo er zu Hause ist, und von wo ihn die Argonauten nach Griechenland gebracht haben sollen, nach Deutschland gekommen, läßt sich nicht ermitteln. Aber schon im oft erwähnten Kapitulare und dem Fundbuch werden die Phasane genannt, von denen ja schon der Gothe Jornandes sagte, daß sie in der ganzen Welt für die Tafeln der Großen in reichlicher Menge gehalten würden, und später kommen sie in mittelhochdeutschen Schriften zuweilen vor; wenigstens ist unter dem Vaßhaun, den im Gedichte Wigamur der junge Ritter schießt und seinem hungrigen Fräulein zur Zubereitung gibt, nichts anderes zu verstehen, als der Fasan, wobei wirklich an einen Hahn gedacht wird, zu dessen Gattung er ja doch mit gehört. In Böhmen, das überhaupt reich an nützlichem Geflügel ist, leben bekanntlich wilde Phasanen; auch auf einigen Rhein- und Donauinseln soll dieser freiheitliebende Vogel im wilden Zustande sich befinden.

Das Perlhuhn oder der numidische Vogel, das bei uns noch selten gehalten wird, in Amerika aber schon verwildert ist, kam erst vor einigen Jahrhunderten aus Afrika nach Frankreich, von wo es nach Deutschland gebracht wurde.

Daß der Schwan, der Lieblingsvogel der alten Gallier, auf deren Flüssen er sich häufig aufhielt, und welchem ein kälteres Klima nicht zuwider ist, namentlich dem wilden, der von Nordafrika bis nach Island gefunden wird, auch im alten Germanien einheimisch war, läßt sich, auch ohne ausdrückliche Zeugnisse, von selbst annehmen. Er heißt auch in manchen Ländern, z. B. der Schweiz, Elbsch oder Elbitsch, entweder vom celtischen alp (lateinisch albus), weiß, oder vom skandinavischen Alf oder Elf, d. h. See, Fluß.

Ein wohlbekannter, sehr nützlicher Vogel war urkundlich schon frühe in Deutschland einheimisch: das welthistorische Geschöpf, das einst in den Mysterien der Isis so bedeutungsvoll war, noch wichtiger in der römischen Geschichte als Retter des Kapitols und somit römischer Herrschaft und Sprache erschienen ist, später auch wirksam eingriff in das Leben des h. Martinus von Tour, indem es den bescheidenen Mann an seine Verfolger, d. h. diejenigen, die ihn mit aller Gewalt zum Bischof machen wollten, durch sein Geschrei verrieth: die weltberühmte Gans. Gleich vorauf müssen wir bemerken, daß sie im Sanskrit hansa heißt, womit das griechische χὴν (dorisch χὰν), noch mehr das lateinische anser, das althochdeutsche kans, das altnordische gás und das slavische gus oder hus (man denke an die böhmische Gans in Kostnitz) mehr oder weniger zusammenstimmen. Auch heißt die verwandte Ente im Sanskrit ondana. Zu ermitteln aber, ob der deutsche Name des Vogels von der Stimme oder Farbe herkomme, ist hier nicht der Ort. Nur soviel: verlockend war die Aeußerung des Plinius (H. N. X, 27), der bekanntlich selbst in Deutschland gewesen, daß weiße Gänse, jedoch von etwas kleinerer Art, in Germanien gantae oder ganzae hießen. Vermuthlich kamen dem Römer zuerst weiße Gänse, die auch jezt noch die häufigsten sind, und zwar gerade etwas kleinere zu Gesicht; er hörte den Namen ganza, gleich schloß er nun, daß bloß die kleineren weißen Gänse so hießen. — Im erwähnten Kapitel berichtet Plinius kurz vorher, daß die Federn der deutschen Gänse sehr gesucht seyen. In Rom galt das Pfund solcher Gansfedern fünf Denarien, ohngefähr 2 Thlr. 8 Gr. — Gantae sind im mittelalterlichen Latein besonders die wilden Gänse, wie noch jezt in Languedoc eine solche durch gante bezeichnet wird, und in Westphalen heißen die Gänseriche Gente.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

(Beschluß.)

Uebelstände der Dampfschifffahrt.

Da die meisten Menschen, und ganz gewiß die meisten Engländer, eine angenehme, wohlfeile und sichere Flußfahrt einer staubigen, theurern und nicht immer gefahrlosen Landfahrt vorziehen, so sind die Wassermänner nicht die Einzigen, welchen die Dampfschiffe den Verdienst schmälern. Die Kutscher zwischen London und den an der Themse gelegenen Orten klagen ganz jämmerlich. Auf solche Art würde das große Publikum der allein gewinnende Theil und dies allerdings auch die Hauptsache seyn, wenn nur aus der Ueberzahl der Dampfboote und aus der Pfeilschnelligkeit, mit welcher sie den Fluß auf und niederschießen, nicht Nachtheile entständen, welche die Wagschale des großen allgemeinen Nutzens um ein Gutes leichter machen. Sieht man von der Londonbrücke in das Gewirr der Schiffe, das von hier aus, Ameisen ähnlich, den Fluß bedeckt, so muß man sich allerdings mehr wundern, daß die jagenden Dampfboote nicht größeres, als daß sie so großes Unheil anrichten. Das ist aber für die darunter Leidenden ein schlechter Trost, und da doch viele Individuen des großen Publikums aus Gründen mannichfacher Art sich fortwährend der kleinen Schifferbarken bedienen, so ist dies eben der bemerkte, den Nutzen mindernde Umstand. Mir selbst war es vor wenigen Tagen beschieden, Zeuge eines Unfalls zu seyn, wie sie nach Versicherung der öffentlichen Blätter sich in Masse ereignen. Ein alter Fischer und sein Junge ruderten stromaufwärts ein sogenanntes wherry, das ein langes, mit Eisen beladenes Boot im Schlepptau hatte. Ein Dampfschiff flog den Strom abwärts; der alte Mann sah es auf sich zukommen, und seine ganze Kraft strengte er an, theils der gefährlichen Nähe zu entrinnen, theils den Leuten auf dem Dampfschiffe die ihm drohende Gefahr zuzurufen. Aber kein Gehör und kein Entrinnen; gegen das kleine wherry stieß das mächtige Dampfschiff, und gleich als sey nichts geschehen, als sey das Boot nicht überfahren und der alte Mann und sein Junge nicht dem Wellengrabe preisgegeben, sezte es seinen Flug fort. Es ist wahr, der alte Mann und sein Junge wurden von einem herzueilenden Fischerkahne gerettet, und der Eigenthümer des Dampfschiffes mußte den dem wherry zugefügten Schaden mit drei Pfund und zehn Schillingen vergüten; was hätte aber die verlorenen Leben bezahlen können? und selbst für eine starke Verletzung seines Schenkels wurde dem alten Manne keine Entschädigung zuerkannt. Und hat denn in einem Lande wie England, wo die Oeffentlichkeit so unbeschränkt und von so mächtigem Einflusse ist, ihr Ruf noch nicht an das Ohr der Gesetzgeber geschlagen? Allerdings. Wie man jedoch in Sachsen an den abschüssigsten Wegstellen nur erst Barrieren befestigt, wenn einige Wagen hinabgerollt und einige Menschen dabei um's Leben gekommen sind, und wie man überhaupt in Deutschland den Stall erst verschließt, wenn das Pferd gestohlen ist, so hat es auch auf dem Themseflusse des Verlustes einiger Leben und des Versenkens einiger Boote bedurft, ehe die Gesetzgebung sich entschlossen hat, dem eingerissenen Unfuge Schranken zu setzen. Allein sie hat es nun, und kann sie auch die armen Fischer nicht von dem Verderben retten, welches die Dampfschifffahrt ihrer finanziellen Existenz droht, so sollen sie wenigstens gegen zu vermeidendes Unglück geschüzt werden. Wundere sich daher Niemand über das Erscheinen der vorbereitenden Verordnung, daß kein Dampffahrzeug bei namhafter Strafe einen bestimmten Grad von Schnelligkeit während der Flußfahrt übersteigen soll.

W. S.

Beilage: Kunstblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 132.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 3. Juni 1835.

Die Seele, jüngst so hoch getragen,
Sie senket ihren stolzen Flug,
Sie lernt ein friedliches Entsagen,
Erinnerung ist ihr genug.

Uhland.

Gedichte von J. L. Pyrker.

Meine Berge.

Seh' ich euch dort in nebelgrauer Ferne,
Emporgethürmt in's blaue Himmelszelt,
Und, nun vom Mond, im milden Glanz der Sterne,
Nun von dem Gluthenstrahl der Sonn' erhellt,
Mir winken — o, wie zög' ich da so gerne
Zu euch; das Herz pocht auf, die Thräne fällt,
Ergriffen senkt der Geist die regen Schwingen,
Und heiß vor Sehnsucht will die Brust zerspringen!

Oft wandelt' ich auf euren Alpenräumen
Im jugendlichen Herzensmuthe hin;
Was Sterbliche sich sonst von Glücke träumen,
Ward dann mir stets zum sicheren Gewinn:
Denn jedem Gräschen sah ich es entkeimen,
Und hob's an meine Brust mit frohem Sinn;
Entrückt der Ebne qualmbeladnen Triften,
Fühlt' ich mich frei in euern freiern Lüften.

So schwand mir dort der Abend, so der Morgen
In ihrer hehren Stunden goldnem Schein,
Vor jedem herben Lebenszwang geborgen,
Jauchzt' ich laut auf — die ganze Welt war mein!
Nun kommt die Nacht mit ihrem Grau'n und Sorgen,
Der Pilger steht auf öder Wüst' allein:
Nicht können ihn, wie sonst in Jugendtagen,
Zu euch empor die müden Füße tragen.

Meine Bäume.

Ich liebt' euch stets, ihr hochgethürmten Bäume,
In eurer stillerhab'nen Majestät;
Ihr ragt empor in saphirblaue Räume,
Wo frei des Aethers reiner Odem weht;
Ich liebt' euch stets, und meiner Jugend Träume
Nah'n mir in holdem Licht auch jezt noch spät,
Mit all den süßen, wonnevollen Stunden,
Die mir vor euch so selig hingeschwunden.

Noch weil' ich freudig auf des Berges Höhen
Bei euch: die Welt täuscht oft — Natur ist treu!
Die rege Brust wird still bei eurem Wehen,
Und fühlt sich bald von jeder Bürde frei;
Denn lieblich ist es, dort sich zu ergehen
In munt'rer Vögel jubelndem Geschrei,
Zu seh'n im Thal die Abendlandschaft glühen,
Und über euch die ersten Sterne sprühen.

Doch rast' ich, kehrend, dann, ihr Doppellinden,
Die ihr des Friedhofs stille Pforte schmückt,
Bei euch noch aus — da scheint mein Stern zu schwinden;
Der lebensmüde Pilger sizt gebückt,
Er glaubt sich endlich an dem Ziel zu finden,
Das ihn des Schicksals Pfeilen mild entrückt,
Und möcht', entschlummert, dort in's beff're Leben,
Von euerm Duft umhaucht, hinüberschweben.

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Deutschland.

(Fortsezung.)

Im Gänserich wie im Enterich (Antrach bei Fischart, althochdeutsch anet recho, englisch drake) wohl auch im seltenern Täuberich, dänisch durik, will man das altdeutsche rih oder reho, gothisch reiks, d. i. Fürst, wiederfinden. Im Schwedischen heißt er gaskarl (Ganskerl oder Gansmann), wie umgekehrt im Englischen carlcat (Katzenmann) der Kater heißt.

Als Schimpfname kommt Gans schon frühe vor, so z. B. im Parcival von Eschenbach. — Man könnte auch fragen, ob etwa das griechische χαίνω und unser mit ihm verwandtes Gähnen, den Mund aufsperren, nicht von χὴν und Gans herkomme, also: den Mund aufsperren, wie eine Gans? — Das Völklein der weiland Kechenaten ist aus Aristophanes zur Genüge bekannt; aber die Maul- und Gähnaffen (jan-lorgnes) sind auch bei uns noch nicht ausgestorben. — Zulezt frage ich noch, ob man nicht die hochfliegenden, wilden Gänse, die Boten des Winters, mit rauher Naturpoesie, die zahmen dagegen, die aufgeschreckt bald laufen, bald fliegen, und das immer an der Erde hin, nicht mit einer gewissen poetischen Prosa vergleichen könnte?

Plinius erwähnt außer den Amseln und Staaren auch der Drosseln, die als Wandervögel zur Winterszeit in Deutschland gesehen würden, wo sie ihr Futter suchten, wovon bereits früher, in Bezug auf den Wachholder die Rede war. Unser Krametsvogel, dänisch kransfugl, schwedisch kramsfogel, in's neuere Deutsch übersezt, so viel als Grünholzvogel, bleibt also nicht nur für den Jäger und Vogelsteller, sondern auch für den Etymologienjäger, eine Jagd, die heutzutage gar fleißig getrieben wird, oder, wenn man lieber will, für den Wortwurzelgräber ein interessanter Vogel.

Daß unter dem attagen des Plinius (X, 68) der, seinem Zeugnisse zufolge, auch in den Alpenländern gefangen wurde, der tetrao francolinus, der Frankolin, gemeint sey, und daß dieser sich auch in Deutschland aufgehalten habe, weil unter den Alpen die Norischen u. s. w. zu verstehen seyen, dies hat der Eine und der Andere behaupten wollen, aber mit Unrecht, denn der Frankolin lebt, wie Oken versichert, bloß im wärmeren Europa, namentlich Spanien und Italien. Ohne Zweifel ist darunter unser tetrao bonasia (französisch bonasse), das köstliche Haselhuhn zu verstehen, aber keineswegs die nahverwandte, bis an die Krallen behoste, einer Ringeltaube ähnliche Art, tetrao lagopus, unser Schnee- oder Morasthuhn, welcher schneeliebende Vogel zwar auch in Deutschland, namentlich auf den deutschen Alpen und im Schwarzwald als Standvogel sich aufhält, und gleichfalls köstlich schmeckt — praecipuo sapore, sagt Plinius — aber von diesem ausdrücklich unter dem Namen lagopus (Hasenfuß), welchen er wegen der rauhen Füße erhalten, vom Attagen verschieden genannt und gleichfalls an Größe einer Taube gleich geachtet wird.

Ohne Zweifel trappten auch schon vor Alters Trappen in Deutschland umher, die jezt bloß noch in Sachsen, namentlich Thüringen angetroffen werden. Diesen Strauß der nördlichen Länder, unsern größten Vogel, scheint Plinius (X, 29) unter der einen Art von tetraones zu verstehen, welche noch an Größe den Geier übertreffe, dem sie auch an Farbe gleiche. Kein Vogel, außer dem Strauß, gelange zu so großem Körpergewicht, dermaßen, daß er auf der Erde unbeweglich bleibe und so gefangen werde. Ihre Heimath seyen die Alpen und die nördlichen Gegenden u. s. w. Ferner sagt er: ihnen zunächst verwandt seyen jene Vögel, die man in Spanien aves tardas, in Griechenland ὠτίδας nenne. Nun versteht man aber unter diesen gemeiniglich den Vogel, den die Franzosen nach jenem lateinischen Namen outarde nennen, nämlich unsere Trappe.

Auch die Schnepfen verdienen Erwähnung, da sie, als dem Norden zugehörige Vögel, wohl schon frühe in unserm Vaterlande gestrichen haben, bevor man noch daran dachte, ihre sogenannten Excremente, eigentlich, wie Oken annimmt, die darin enthaltenen Eingeweid- und andere Würmer, gebraten auf Semmelschnitten zu verspeisen. — Der Name kommt vom alten Schneppe, niedersächsisch snepp, angelsächsisch naebbe, altnordisch neff, niederländisch neb, sneb, d. h. Nase, Schnabel und Mund. Schnabel scheint nur Verkleinerungswort und verwandt mit schnauben, schnaufen, schnupfen, schnüffeln u. s. w. Unser Vogel heißt so wegen des ausgezeichneten Schnabels, wovon der obere Theil etwas länger ist, als der untere. Von snepp, als Mund, kommt auch das niederländische snappen (schwatzen). Vielleicht ist auch das englische snap damit verwandt; a merry snap ist ein lustig plaudernder Kamerad. Ferner

vergleiche man schneppern, Schnepperin (Geschwäzzige), schnippisch und Schnepperer, wie der Nürnberger Meistersänger, Hans Rosenplüt, zubenannt ist. — Nach Sueton (Vitellius, c. 18) bedeutet becco im Gallischen einen Hahnenschnabel, und noch heutiges Tags das französische bec; mehrere Wörter sind davon gebildet oder damit zusammengesezt, so becasse, Waldschnepfe, becassine, Wasserschnepfe. Dem deutschen Schnepperin entspricht das französische becquenant, ein aldern schwatzendes Mädchen. — Im Isländischen heißt die Schnepfe hrossa-gaukr, Roßkukuk, wegen des Geschreis, das dem Wiehern eines Pferdes gleichen soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der König und die Königin von England und das englische Volk.

(Fortsetzung.)

Was aber Königin Adelaide zu jenem Briefe gesagt hat, vorausgesezt, daß sie ihn gelesen? Ich bedaure, das nicht zu wissen, foedere jedoch auf der andern Seite Glauben für die Versicherung, daß, wenn sie ihn gelesen, er bis zum zweiten oder dritten Tag nach seinem Erscheinen einen sichtbar übeln Eindruck auf ihre Gesundheit nicht gemacht hatte. Es geschah nämlich an einem dieser Tage, daß die Königin, begleitet von den dienstthuenden Damen Lady Clinton und Miß Hudson, so wie von den dienstthuenden Herren, den Grafen Howe und Denbigh, den zoologischen Garten in Regents-Park besuchte, sich bei dieser Gelegenheit dem Volke und mir zeigte und mich und das Volk ihre blühende Gesichtsfarbe sehen ließ. Weniger glücklich, als uns dieser Anblick machte, drohte der königliche Besuch, welchem auch der Prinz Georg von Cambridge sich anschloß, den Schoßhund der Königin und einen Affen der Menagerie zu machen. Das verhielt sich folgendermaßen. Wie Kleines immer an Großem Anstoß findet, so fand der Königin Schoßhund am königlichen Elephanten ein Aergerniß, und drückte sein Mißfallen durch wüthendes Gebell aus. Keine Bemühung der Königin vermochte dem kleinen Kläffer den Mund zu stopfen, und da selbst der unartigste Schoßhund einer Königin gewisse Rücksichten verdient, so blieb das Mittel unangewendet, welches den kleinen Störefried unverzüglich bewogen hätte, mit zwischen die Beine geklemmtem Schwanze den Rückzug anzutreten. Seine Großmuth vergessend, nahm der Elephant von dem Gebelle Notiz und geruhte sogar, sich darüber dergestalt zu erzürnen, daß dem königlichen Gefolge angst und der kleine Hund immer lauter wurde. Die Grenzen der Verwegenheit überspringend, unternahm er es, den Elephanten in den Rüssel zu beißen. Aber nach ihm griff, ihn erfaßte der Rüssel, mörderisch quickte der Hund, und wäre nicht der Wärter, solchen Ausgang vorhersehend, schnell als Vermittler dazwischen getreten, der Schoßhund würde wahrscheinlich in seinem ganzen Leben keinen Elephanten wieder angebellt haben. Von hier wendete sich der Zug zu den Käfigten zweier großen Affen. Wenn ich in Gesellschaft von Damen eine Menagerie besuche, so eile ich stets so viel als möglich, an den Affen vorüber zu kommen. Der königliche Zug that das nicht, und Miß Hudson besonders schien an dem größten der beiden Affen einen, dem Zartgefühle der englischen Damen gar sehr widersprechenden Gefallen zu finden, und sie ließ sich sogar herab, mit ihm zu tändeln. Ihre grünseidene Börse in der Hand, klimperte sie dem Affen vor. Mißbilligend, gleich manchem Zuschauer, schüttelte der Affe sein Haupt; noch näher rückte ihm Miß Hudson, da wendete er sich, und schnapp! laut schrie Miß Hudson, und verschlungen war die grünseidene Börse. Auch hier trat der Wärter unverzüglich als Vermittler auf, packte den Affen und würgte das arme Thier, bis es die Börse sammt Gold und Silber wieder von sich gab. Diesmal war indessen die Intervention minder gefahrlos gewesen. Der Affe hatte den Wärter derb gebissen; das Blut tropfte ihm von der Hand, und Miß Hudson knüpfte das gereinigte Geld in einen Zipfel ihres Taschentuchs.

Die vielfache Besprechung, welche der Hunde- und Affenvorfall erfuhr, das sinnlos neugierige Zuströmen des Volks, sobald ein königlicher Wagen sich in der Ferne zeigt, das stundenlange Harren zahlloser Menschen, um den König oder die Königin oder sonst ein namhaftes Glied der königlichen Familie ein- und aussteigen oder vorüberrollen zu sehen: alles das weist mich auf das Verhältniß des Königs zur Nation und sodann auf einen Gegenstand hin, der schon während der ersten Tage nach meiner Landung in London mir in die Augen gefallen war, sich dem Beobachter in allen englischen Städten darbietet, in Windsor und Brighton, wo König Wilhelm meist sein Hoflager hält, sehr erklärlich ist und an allen übrigen Orten als ein seltsamer Widerspruch mit dem englischen Charakter erscheint.

Es bedarf eben nicht der außerordentlichen Veranlassung eines Ministerwechsels, um bei öffentlichen Zusammenkünften sehr ungezwungene Aeußerungen über König, Königin, und über Alles zu vernehmen, was zu des Königs und der Königin Haushalt gehört. Bei Gelegenheit wichtiger, anscheinend oder wirklich vom König ausgehender Maßregeln begegnet man dergleichen in jedem Zeitungsblatte, und es muß, meines Erachtens, mindestens merkwürdig freimüthige Sprache genannt

werden, wenn ein Herr Galloway schlechtweg in einer großen Versammlung, welche wegen Sir Robert Peels Ernennung zum Premierminister in London gehalten wurde, mit Bezug auf des Königs Vorrecht, seine Minister nach Belieben zu ernennen und zu entlassen, sich folgendermaßen äußerte: „Ich bestreite des Königs Vorrecht keineswegs, der König hat es, aber das Volk beaufsichtigt den Gebrauch, den er davon macht. Die verantwortlichen Minister handeln für den unverantwortlichen König, und der König bleibt König, sie mögen gut handeln oder schlecht. Wer ist der Gewinnende, wenn sie gut, wer der Verlierende, wenn sie schlecht handeln? Das Volk und immer nur das Volk. Wessen Interesse ist also bei Ministerwahlen mehr betheiligt, das des Königs, oder das des Volks? — kein Zweifel, das des Volks. So mag der König das Recht haben, zu sagen, den wünsche ich zum Minister, das Volk hat das Recht zu sagen, den wollen wir zum Minister, und es wäre schrecklich, wenn es umgekehrt wäre; dann läge des Volkes Wohl nur in des Königs Hand. Und welche Gewähr hätten wir? Ich habe drei Könige erlebt, der erste war wahnsinnig, der zweite ein Wüstling, der dritte ist ein schwankendes Rohr.“

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Mai.

Lyons Wassersystem.

Die Trümmer römischer Aquädukte in der Nähe Lyons beweisen, wie wichtig dieser Gegenstand den Eroberern und Besitzern Galliens schien. Lugdunum hatte vier Aquädukte. Zuerst erbauten die Römer den des Mont-d'or, dessen Wasser Julius Cäsars Truppen diente, als sie bei Ecully unter Marc-Anton gelagert waren. Da jedoch dieses Wasser nicht hinreichte, so erbauten diese Truppen bei Feurs eine zweite Wasserleitung, die aus der Loire das noch nöthige Wasser zuführen sollte. Dieser Aquädukt leitete es jedoch nur bis auf die Höhen von Fourvières, wo bekanntlich die Paläste der Kaiser und Präfekten standen, und von hier aus ward später der große Aquädukt von Pila erbaut. Er verdankte dem aus Lyon gebürtigen Kaiser Claudius seine Vollendung. Später wurde noch ein vierter, weniger bedeutender gebaut, der nur die untere Stadt mit Rhonewasser versah. Es ist bewiesen, daß bloß jener Aquädukt von Pila in vier-und-zwanzig Stunden über eine Million Kubikfuß Wasser in die Stadt führte. Dabei aber war gewiß eine Menge Luxuswasser zur Unterhaltung großer Fontainen und anderer Wasserwerke, denn diese Wassermasse übertrifft bei Weitem das Bedürfniß der damaligen Stadt. Zum Bau dieser Aquädukte verwandten die Römer in Gallien ihre Legionen, wenn sie nicht in Kriegsdienst waren. Welches Beispiel für unsere heutigen Militärstaaten! Aber gehen wir zur neuern Zeit über. Schon im Jahr 1770 fühlten die städtischen Behörden das Wasserbedürfniß, das seitdem mit der Vermehrung der Einwohner und dem zunehmenden Verderben der alten Brunnen immer größer geworden ist. Schon damals gab die Akademie deßhalb einen Preis auf, aber die eingekommenen Denkschriften entsprachen ihrer Forderung nicht. Später kamen sechs andere ein, und eine davon wurde auch gekrönt; örtliche Umstände und die kurz darauf ausbrechende Revolution hinderten jedoch die Ausführung des Plans. Im Jahr 1808 wurde die Frage abermals aufgegeben, aber es kam gar keine Denkschrift ein. Auch unter dem thätigen Maire Rambaud und später unter dem verschwenderischen Lacroix de Laval wurden zahlreiche Projekte gemacht, deren Ausführung Millionen gekostet hätte; es kam aber nicht dazu, zumal unsere städtischen Finanzen durch den höchst kostspieligen Theaterbau — von dem in diesen Blättern schon öfters die Rede gewesen ist — und andere unsinnige Anlagen schnell in großen Verfall geriethen. Es ist merkwürdig: Frankreichs erste Städte, Paris und Lyon, haben Alles im Ueberfluß, was in die Augen fällt: sie haben prächtige Theater, Kays, Brücken, Triumphbogen, Säulen, prächtige Passagen, Gasbeleuchtung u. s. w., aber was für das Leben so nothwendig ist, freilich nicht in die Augen fällt, das haben beide nicht. Paris und Lyon leiden Mangel an gutem, trinkbarem Wasser. Ein charakteristischer Zug für Frankreichs Hauptstädte! Da jedoch in Lyon das Bedürfniß immer dringender wurde, so suchte man ihm wenigstens zum Theil abzuhelfen. Im Oktober 1832 ließ die Munizipalität eine hydraulische Maschine aufstellen, die wenigstens einiges Rhonewasser in die Brunnen treiben sollte; dadurch wurde täglich fast eine halbe Million Litres (Maaß) gewonnen, was freilich für die zweite Stadt Frankreichs mit 146.000 Einwohnern sehr unbedeutend ist. Ueberdieß erkannte man bald, daß dieses Rhonewasser nicht mit dem in Genf verglichen werden kann; dort strömt es klar und saphirblau aus dem See, und wird durch die hydraulische Maschine in die obere Stadt geführt, wo es alle Brunnen überflüssig versieht. Bei uns ist es in der Regel trüb und unreinlich, wie die Rhone. Der Maire Rambaud hatte 1824 in seinem Prospektus eine Wasserlieferung von drei Millionen Litres in vier-und-zwanzig Stunden gefordert, und bei dieser Annahme legte er das Verhältniß zum Grund, welches gemeinlich für das Wasserbedürfniß in England und Frankreich angenommen wird, nämlich einen Zoll Wasser auf tausend Personen, oder ungefähr zwanzig Litres auf den Kopf. Die Erfahrung hat aber gezeigt, daß überall, wo klares und gesundes Wasser in die Brunnen geliefert worden ist, der Verbrauch bedeutend zunahm. So war es in London, Manchester, Liverpool, Glasgow, Edinburg, Dublin und andern Orten, so daß die Wasserkonsumtion dort jezt mehr als fünfzig Litres für den Kopf beträgt. Auch Paris bekommt durch seine Wasserleitungen, Pumpen, Dampfmaschinen, Bassins und Kanäle täglich nur 19.200.000 Litres zugeführt, was lange nicht für den Bedarf einer Population von 800.000 Einwohnern zureicht; und von diesem Wasser ist überdies der größte Theil trüb und muß vor dem Gebrauch gereinigt werden, besonders das Seinewasser; das Wasser aus dem Ourcqkanal ist den Parisern noch mehr zuwider. Um diesem Mangel abzuhelfen, wird Paris jezt ein großes Wasser- und Brunnensystem anlegen, das freilich 40 bis 50.000.000 Franken kosten, aber auch statt der jezigen tausend Zoll künftig sechstausend oder fast 116.000.000 Litres täglich liefern soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 133.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 4. Juni 1835.

O harter Stand, der Größe Zwillingsbruder!
Dem Odem jedes Narren unterthan! —
Was hat ein König, das den Einzlen fehlt,
Als allgemeine Ceremonie nur?
Und was bist du, du Götze Ceremonie?

Shakespeare.

Der König und die Königin von England und das englische Volk.

(Beschluß.)

Wer auf dem Kontinente über diese lästerliche Rede erschrickt, den wird die Gänsehaut überlaufen, wenn er hört, daß ein angesehener Einwohner von Birmingham den König bei derselben Veranlassung in einer dortigen öffentlichen Zusammenkunft einen Schwachkopf nannte, mit dem Zusatze, er glaube dies ohne Hochverrath sagen zu können. Daß dieser lecke Grobian, so wie jener lästerliche Redner, statt gebührend so oder so bestraft zu werden, nicht einmal in Anklagestand versezt wurde, das ist es nicht, weßhalb ich beider gedenke. Ich wünsche bloß durch diese zwei aus Hunderten von Thatsachen herausgegriffene Beispiele den Satz zu unterstützen, daß Respekt vor König, Königin und Königthum und jene in den Staub sinkende Verehrung alles dessen, was damit in Verbindung steht und aus ihm seinen Ursprung nimmt, mit dem Charakter der Engländer, wie er gegenwärtig sich kund gibt, nicht knorpelfest verwachsen ist. Gleichwohl — und das ist eben der angedeutete sonderbare Widerspruch — gleichwohl, wo wird dem Namen, der Person, der Familie des Königs tiefer, ich möchte sagen gewissenhafter gehuldigt, als gerade in England? — Der Herzog von Glocester starb, der Hof legte Trauer an und allen bemittelten Einwohnern Londons schien ein Blutsverwandter gestorben zu seyn. Die Männer trugen schwarzen Krepp um ihre Hüte, die Frauen gingen schwarz vom Scheitel bis zur Zehe, und wer bunt gekleidet in eine Gesellschaft eingetreten wäre, hätte mindestens hinter seinem Rücken, vielleicht aber auch in's Gesicht, die Vermuthung gehört, es geschehe in Ermanglung eines schwarzen Anzugs. — Eine Anzahl Freunde hat sich zu einem kleinen, eine ganze Stadt hat sich zu einem großen Mahle vereinigt; es sind Einige unter jenen, Viele unter diesen, die, wenn sie öffentlich als Redner aufträten, just so sprechen würden wie Galloway und Konsorten. Aber das Tischtuch wird abgehoben, frische Flaschen, frische Gläser werden aufgesezt, the king, sagt der Wirth, der seine Freunde bei sich sieht, sagt der Präsident, den Stimmenmehrheit auf den Stuhl gerufen hat, und Alle stehen auf, und Alle trinken schweigend, ehrerbietig des Königs Gesundheit. Ihm, dem Ersten im Staate, gebührt das erste Glas, der erste Trinkspruch. Wer nie Zeuge der feierlichen Stille war, welche den zwei kurzen, eine der schönsten Kronen der Welt bezeichnenden Worten folgt, der kann viel Erhebendes, aber nirgends ein einfach treueres Bild wahrer Loyalität gesehen haben. Die Person des Königs ist heilig, seiner Person gilt der erste

Teinkspruch; aber er kann Handlungen vollziehen, die über das Wohl und Weh eines großen Volks entscheiden, und deßhalb steht über solche Handlungen jedem Einzelnen im Volk ein freies, offenes, ungekränktes Urtheil zu.

Ich habe am Geburtstage mehr als eines deutschen Herrschers stehend mein Glas geleert auf sein Wohl; aber weder die bekränzte Büste, noch die Reden, noch die Thränen haben mich so tief ergriffen, den Glanz des Herrschers mir so rein und die Achtung vor seiner Person so edel gezeigt, als die Weise, wie in England bei dem nächsten besten Gastmahl jene zwei kurzen Sylben ausgesprochen und aufgenommen werden: the king! –

So auffallend und widersprechend die Erscheinung seyn mag, die Familie und Persönlichkeit eines Königs hoch gefeiert und doch seine Handlungen der schärfsten Kritik unterworfen und mit den stärksten Ausdrücken der Mißbilligung belegt zu sehen, so geht sie doch nur daraus hervor, daß sich der Engländer durch das Wesen seiner Verfassung daran gewöhnt hat, die Person von der Sache zu trennen und den König in zwei große Hälften zu spalten, den Repräsentanten der Nation und den ersten Diener derselben. Was dagegen wirklich als Widerspruch erscheint, was mich bei meiner Ankunft in London und während eines Aufenthalts in Brighton und Windsor überraschte, das war in diesen wie in vielen andern englischen Städten die Anziehungskraft, welche die handeltreibenden Klassen den Namen des Königs und der königlichen Familie beimessen. To their Majesties, to their royal Highnesses, und dann die einzelnen Namen aller Mitglieder des regierenden Hauses — man geht wahrhaftig in London nicht zwanzig, in Windsor nicht fünf Schritte, ohne jene Aufschriften und diese Namen über den Gewölben der Krämer und über den Laden der Handwerker zu finden. Seit ich sogar die Königin Adelaide als Pateonin von Fabrikaten gelesen habe, die, mit dem Namen einer Frau in Verbindung gesezt, nothwendig Lachen erregen müssen, bin ich versichert, daß es kein Gewerbe und keinen Handelszweig gibt, die nicht die Güte ihrer Waaren durch fürstliche Kundschaft zu beweisen suchen. Und dabei wieder auf der andern Seite, welche Petulanz! Eine große Menge englischer Gasthäuser und Tavernen führen die Namen: the kings head, the queens head, des Königs, der Königin Haupt, und Viele lassen es sich eine hübsche Summe Geld kosten, um durch ein schönes Gemälde die Aufschrift zu versinnlichen. Sollte man nun nicht glauben, daß der Besitzer eines zum Haupte der Königin getauften Gasthauses auf der Straße von London nach Windsor, eines Gasthauses, an welchem die Königin fast wöchentlich vorüberfuhr, schon aus Rücksicht für ihre Anhänger und seinen eignen Vortheil, wenigstens die äußere Achtung gegen sie nicht verletzen würde? Gewiß; was geschah aber? Kaum war das Melbournesche Ministerium aufgelöst und die Königin als Urheberin bezeichnet worden, da nagelte der Wirth unter der Königin Brustbild ein Paar — geldlederne Beinkleider. Daß die Königin diesen schlechten Spaß nicht gleichgültig hinnahm, bewies die Thatsache, daß sie von dem Tage an, wo sie dieses Zeichen ihrer männlichen Herrschaft zum erstenmale erblickte, auf ihren Fahrten von London nach Windsor eine andere Straße einschlagen ließ. Ging nun etwa der ungalante Gastwirth in sich und bezeugte seine Reue durch Wegnahme der inexpressibles? Keineswegs; er hing an den Fuß derselben einen — Pantoffel, und obgleich das Ganze sich nun drollig genug ausnahm, so wurde die Königin dadurch nicht bewogen, auf die verlassene Straße zurückzukehren.

Man kann an der Richtigkeit des den Krämern und Handwerkern untergelegten Grunds beabsichtigter Anziehung zweifeln und fragen, ob das Mittel dem Zwecke entspreche, ob es überall sich bewähre? Ueberall sicherlich nicht, denn unter hundert Bankerotten, welche die London Gazette anzeigt, befinden sich bestimmt einige Dutzend Firmas, die in irgend einem Angehörigen der königlichen Familie ihren Patron oder ihre Patronin verehrten. Aber in Windsor, in Brighton, und überall, wo der König Hof hält, warum da nicht? — Eine Dame der Königin trug einen Hut, welcher der Königin, ein Kavalier des Königs trug ein paar Schuhe, welche dem Könige gefielen. Wo haben Sie diesen Hut gekauft? fragte Königin Adelaide, die den Engländerinnen immer noch nicht die eigenthümliche Geschicklichkeit im Hutaufsetzen abgelernt haben soll, und, wie heißt Ihr Schuhmacher? fragte der vierte Georg, dem bekanntlich die Kunst, sich nett zu kleiden, für die höchste aller Künste galt und in welchem die Geschichte den Erfinder der gestärkten Halskragen rühmt. Und mit Stolz nannte der Kavalier den Namen des Schuhkünstlers, denn er konnte hinzusetzen: shoemaker to your Majesty. Aber die Dame der Königin versicherte später, daß nie in ihrem Leben eine Frage sie so erschreckt und daß sie gefürchtet habe, auf der Stelle des Todes zu seyn; denn — schrecklich! sie konnte dem Namen der Putzmacherin nicht den Zusatz geben: milliner to your Majesty. Entspräche das Mittel seinem Zwecke nicht, würde es so allgemeine Anwendung finden? und haben etwa die deutschen Residenzen nichts Aehnliches aufzuweisen? Freilich kenne ich in einer respektabeln Hauptstadt eine Hofbuchhandlung, die unter allen Buchhandlungen die schlechteste ist.

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Deutschland.

(Fortsetzung.)

Die Tischler oder Zimmerleute unter den Vögeln, als welche sie Aristophanes in seiner Komödie aufführt — die Spechte sind unter den Pelikanen dort zu verstehen — mögen, wie bereits oben angedeutet worden, schon vor Alters nicht nur im Spessart, sondern auch in andern deutschen Wäldern gehaust haben. — Pezronius, dem Kanne beistimmt, leitet das Wort Specht vom lateinischen picus, mit dem vorgesetzten Zischlaute, her, und dieses wieder vom deutschen picken; Grimm dagegen vermuthet, es könne picus soviel als pictus seyn, d. i. Buntspecht. — Plinius bemerkt ausdrücklich, daß dieser an sich kleine, aber für die Augurien so wichtige Vogel des Mars dem alten Könige Picus seinen Namen zu verdanken habe. Augenscheinlich kommt Specht oder Spech (alt Speht) vom altfränkischen spiohan, spähen, ausforschen; daher Spech ein Spion — z. B. im Hagenschen Chronicon: es kam den Deutschen ein Spech — und das französische espion, der Vogel wäre also ein Späher, der erstlich, mit seinen Kletterfüßen die Bäume auf und nieder steigend — schleichend, nach Art der Katzen, bemerkt Plinius — mit dem festen Schnabel an die Rinde klopft und durch den Klang ausforscht, ob der Baum von Würmern und Larven angefressen sey, und dann mit seiner Pfeilzunge hineinbohrt, um sie heraus zu holen.

Wir können mit Recht annehmen, daß auch die alten Deutschen zur Zeit des Frühlings jener Vogel besucht hat, den wir als Boten des Mai's so freudig begrüßen, trotz dem, daß er, wie Oken sagt, ein so phlegmatischer, wehmüthiger und schwermüthiger Vogel, und überdies noch sehr verrufen, ja, nach Plinius, nichts weiter ist, als ein verkappter, zu gewissen Zeiten in einen Kukuk sich verzaubernder Hadicht: nämlich der Kukuk, oder Gukuk, denn er schreibt sich auch, wie wir Deutschen, bald so, bald so. Er ruft sich in den meisten Sprachen selbst aus, nicht nur in den germanischen und in der griechischen und lateinischen, sondern auch in den slavischen, z. B. russisch: kokuschka, böhmisch: kukacka, polnisch: kukulka; ferner im Speischen coco, im Bretagneschen cocou. Die alten Hispanier nannten ihn tucu. Das deutsche Kukuk, das persische kuku und das ungarische kakuk stimmen am meisten zusammen. Im Angelsächsischen heißt er geac oder gaec, wovon das deutsche Geck und das englische gawk, das verwandt ist mit unserm Gouch oder Gauch. — In neuern Zeiten unterschied man Gukuk, als den ältern, und das davon abgeleitete Gauk, gewöhnlicher Gauch, Gäuchlein, Geck, als den jüngern, unbefiederten Vogel: daher Gauchbart. — Von der Unsitte, seine Eyer in fremde Nester zu legen, von der ihn aber der gute Frisch freisprechen will, und von dem Benehmen der jungen Gauche gegen ihre Pflegeeltern, haben sich schon frühe bei Griechen und Römern, so wie bei den Deutschen scheezhafte oder schimpfliche Nebenbedeutungen des Namens hergeleitet. Gauch (Gouch) überhaupt bedeutet im Mittelalter eine Kukuksbrut, d. i. Ehebrecher, Bastarde, Undankbare. Im Nibelungenliede V. 5481 sagt Hagen in Bezug auf die rühmende Aeußerung Sifrits, daß er die starke Brunhild bewältiget: „suln wir gouche ziehen?“ d. h. sollen wir Kukuksbrut, Bastarde aufziehen? Auch bedeutet Gauch und Geck: thöricht, unbesonnen, eitel, närrisch, besonders von jungen Leuten; im Isländischen heißt gaukari ein dumm anmaßender Mensch. Schon bei Notker steht Gouch für Unweiser. „Dumber Gauch!“ schilt seinen Gegner Heinrich v. Ofterdingen im 9ten Liede des Wartburger Sängerkampfes. Und wer kennt nicht Murners „Geuchmatt,“ d. i. Narrenwiese, die noch bis auf den heutigen Tag fortgrünt und wohlbesetzt ist?

Ob aber, wie Manche wollen, Gaukler (althochdeutsch gaukläre, gukler), d. i. Possenreißer, Narr, als welcher der Zwergenkönig Luarm dem Dieterich von Bern nach seinem Hofsitz folgen mußte, ferner das gothische koukal, Gaukelwerk, Zauberei, gleichfalls von Gauk, Gauch herkomme — etwa weil der Gukuk gern von einem Baume zum andern fliegt, und bald hier, bald dort, wie mit absichtlicher Täuschung seine Stimme erschallen läßt, so daß oft einer für mehrere gelten kann, wie schon Hesychius bemerkt — oder ob es lieber von Gogel oder Kogel, d. i. der bekannten spitzigen Narrenkappe, oder auch von gauken (verkleinernd gaukeln), sich hin und her bewegen, oder endlich vom lateinischen jocari (davon im Mittelalter joculatores, jongleurs) herzuleiten sey, ist eine Frage, die ich mir nicht entscheidend zu beantworten getraue. Bekanntlich gilt Gukuk oft für den bösen Geist. — Vom Kukuk (der im Schwäbischen, wie Prälat Schmidt in seinem trefflichen Wörterbuche bemerkt, auch Gukkigau (gauch), und im Bayrischen, nach Schmeller, auch Gucker, Gukkegezer heißt), haben viele Pflanzen den Namen, so die schön und seltsam gebildeten Blumen der Orchis, die zur Zeit blüht, wenn der Kukuk kommt oder schreit.

Nach der deutschen Volkssage soll er ein verwünschter Bäckerknecht gewesen seyn, der den Leuten Teig gestohlen habe, während, wie aus Shakespeares Hamlet zu ersehen, die englische Volkssage die Eule zu einer verwandelten Bäckerstochter gemacht hat.

Auch der Wiedehopf, in manchen Gegenden Kukukslakai genannt, weil er gewöhnlich bei seiner Zurück-

kunft im Frühjahr etliche Tage vor jenem erscheint und ihn gleichsam anmeldet (s. Bechstein zu Lathams Vögeln, 1ste B. S. 561), soll, nach Vielen, seinen Namen vom Geschrei: hupp, hupp haben; im Lateinischen, wo er upupa heißt, ist es gewiß, auch wenn es nicht schon Varro bemerkt hätte. Auch der Orientale benennt ihn darnach; er heißt dort hudhud, und spielt überhaupt in der morgenländischen Sage als kupplerischer Zwischenträger zwischen Salomo und der Königin von Saba eine Rolle. Im Armenischen heißt er popop. Sein griechischer Name, epops, könnte auch wohl vom Federbusche über dem Kopfe herkommen, so wie sein deutscher Name von wit, weit, und hopp, huppe, Haube, d. i. Federbusch, welchen, als Helmbusch, auch Aristophanes an dem aus dem Könige Tereus einst verwandelten Vogel hervorhebt. Nach Andern wäre es so viel, als das isländische veidehoppa, ein in Weiden (wide), wo er sich gerne aufhält, herumhüpfender Vogel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Mai.

(Fortsetzung.)

Lyons Wassersystem. Unfälle auf der Eisenbahn.

Lyon hat jetzt, Alles zusammengenommen, nur so viel Wasser, daß täglich nicht mehr als drei Litres auf den Einwohner kommen, und davon ist nur der geringste Theil trinkbar. Man hat in der neuern Zeit behauptet, wir müßten uns, wie die Pariser, mit Filtrirbrunnen helfen, um das Rhonewasser zu reinigen. Gegen diese haben jedoch die Einwohner eine große Abneigung, und auch in Paris bedient man sich deren nur sehr ungern. Wozu auch kostbare hydraulische Maschinen, wenn sich derselbe Zweck auf einfacherm, reinlicherm und bei weitem wohlfeilerm Weg erreichen läßt? Wir haben in der Nähe Lyons auf dem schönen Plateau, das sich um unsere Stadt zieht, von Caluire an über Neyron, Miribel, St. Maurice de Benoist, Sathonay, Fontaines und Cuire, eine Menge Quellen guten Bergwassers, das sich bei einigem Nachsuchen gewiß vermehren würde; dieses Wasser müßte man in ein großes Reservoir leiten, und von da könnten 19/20 Theile Lyons mit gutem Wasser versehen werden. Die Kosten der ersten Ankäufe, Anlagen u. s. w. wären ungefähr 700,000 Fr., und die der jährlichen Unterhaltung 75,000 Fr. In Lyon selbst könnten dann viele größere und kleinere Brunnen angelegt und mit Statuen aus Gußeisen verziert werden, das jetzt so gut und wohlfeil in Frankreich geliefert wird. Auf diese Weise könnte unsere Stadt eine große, ganz öffentliche Sammlung der merkwürdigsten Bildsäulen, Basreliefs und Büsten des Alterthums werden, von unverwüstlicher Dauer. So ungefähr hat sich Thiaffait in einer Denkschrift ausgesprochen, die er über diesen Gegenstand der hiesigen Akademie überreichte, und die auch von dieser nach langer Prüfung den ausgesetzten Preis erhielt. Gegen ihn sind hierauf einige industrielle Spekulanten bei der Munizipalität aufgetreten, haben jenen akademischen Konkurs lächerlich zu machen gesucht und ein ganz anderes Anerbieten gemacht, das allerdings Manches für sich hat. In ihrer Denkschrift suchen sie darzuthun, daß das Wasser aller jener von Thiaffait angegebenen Quellen schlecht, ungenügend und unzuverlässig sey, sich oft vermindere, oft ganz ausbleibe, daß seine Kostenberechnung überdies auf ganz falschen Voraussetzungen beruhe, wogegen sie sich für einen weit geringern Preis anheischig machen, die geforderte Wassermenge durch Dampfmaschinen aus der Rhone in die Stadt zu treiben, da zu reinigen und dann nach allen Gegenden hin zu vertheilen. Es fragt sich nun: welcher von beiden Theilen hat Recht, und wie ist dies genügend zu ermitteln? Wir werden später auf den Ausgang der für unsere Stadt so wichtigen Sache zurückkommen.

Gewiß, wenn Lyon einmal hinlängliches und gutes Wasser hat, so fehlt ihm nichts Wesentliches mehr, denn die vier wichtigsten industriellen Erfindungen des vorigen Jahrhunderts haben es bereits mit trefflichen Anstalten versehen. Die Dampfschifffahrt hat dem Verkehr auf der Saone und Rhone ein bewundernswürdig reges Leben gegeben, wodurch Industrie, Handel und Verkehr im Lande bedeutend gewonnen haben. Zur Dampfschifffahrt sind die Eisenbahn von Lyon nach St. Etienne, die hängenden Eisenbrücken von Draht und Ketten und die Gasbeleuchtung gekommen. Damit will ich jedoch nicht sagen, daß alle diese Anstalten den großen, darauf verwendeten Kosten und der Erwartung entsprochen hätten; am wenigsten die Eisenbahn und die Dampffahrt darauf. Es ließe sich in unserer journalreichen Zeit ein eigenes Blatt schreiben, ein Journal des accidens, über die Unglücksfälle auf der Eisenbahn zwischen Lyon und St. Etienne. Sprechen wir gar nicht vom vorigen Jahre, wo die Sache noch neu war und die vielen traurigen Unfälle dem Mangel an Erfahrung zugeschrieben werden konnten, wiewohl es gewiß sehr traurig wäre, wenn jede neue Einrichtung in der fortschreitenden Mechanik so viel gebrochene Glieder und Menschenleben kostete. Allerdings ist dabei der Administration viel Schuld zuzuschreiben. In den ersten Tagen des Januars wurde ein Reisender, von St. Etienne kommend, der einen Augenblick abgestiegen war, von dem Wagen ergriffen und in einem Augenblick zu Tod gequetscht. Bald darauf kam eine Wagenreihe von St. Etienne und traf auf der Eisenbahn andere Wagen an, die Steinkohlen führten. Zu warten, bis sie vorüber waren, schien den Reisenden zu lang, sie stiegen daher ab, und dies war ihr Glück, denn gleich darauf kamen mehrere schwer beladene Wagen, welche mit solcher Gewalt gegen die leeren, kurz vorher von den Reisenden verlassenen Wagen getrieben wurden, daß diese gleich in Stücken herumflogen. Bald darauf – immer noch im Januar – traf ein Wagenkonvoi auf andere stehende und beladene Wagen und stieß so heftig auf sie, daß die vordersten eine große Strecke zurückgeschleudert wurden und dabei der Kondukteur jämmerlich umkam, viele Reisende aber beschädigt wurden. Kaum hatte man sich darüber müde gesprochen – und dies geht bei uns sehr schnell – so sank nahe bei St. Etienne der Boden der Eisenbahn um acht Zoll, und in den folgenden Tagen immer mehr, bis auf fünf Fuß. Darunter waren alte Steinbrüche, deren Gewölbe den Weg wohl noch lange getragen hätten, wenn sie nicht durch allzugroße Lasten und die schwer beladenen Wagen eingedrückt worden wären. Glücklicherweise geschah dabei kein Unglück; der ganze Zustand des Weges ist aber beunruhigend. Unser Präfekt hat zwar neue Verordnungen wegen der Fahrt auf der Eisenbahn gegeben, sie haben aber neuere Unglücksfälle nicht verhindern können.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 134.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 5. Juni 1835.

Es öffnet sich des Walles Ring,
Den rings die Väter schütteten
Zum Schirm des Heiligthums.
Wie brüllt das Meer! wie saust der Wald!
Wie glänzt der blut'ge Opferstein!
Der schwarze Pfuhl verdampft.

Kosegarten.

Briefe über die Insel Rügen.

Zweiter Brief.

Ich habe am Schluß des vorigen Briefs den Leser auf die Höhen von Stubbenkammer geführt, und trage nach, was über diesen interessanten Punkt weiter zu sagen ist.

Der höchste Punkt des Kreidefelsens ist der sogenannte Königsstuhl (Friedrich-Wilhelmsstuhl). Eine Büchsenschußweite am Ufer hinab ragt aus dem am Saum der See wachsenden Buchenkranze eine ähnliche kleinere Kreidemasse von höchst abenteuerlicher Gestalt. Dem Schiffer erscheint dieses seltsame Schnitzwerk wie eine gebleichte Burgruine mit Warten, Thoren und Thürmchen. Dies ist klein Stubbenkammer, oder plattdeutsch zu reden: de kleene Stowe. — Die Schönheit der Vegetation Jasmunds wird hier zu Lande hoch gerühmt; aber eigentlich ist auch hier die Buche, obgleich an Wuchs und Kraft in ganz Pommern und Rügen König, dennoch ein Zwerg im Vergleiche mit dem Holzschlage des mittlern und südlichen Deutschlands. Ihre Wurzel vermag kaum vier Fuß tief einzudringen, denn höher liegt die Dammerde nicht über dem Fels. Was die Buche aber an Höhe und stattlichem Ansehen verliert, gewinnt sie an Konsistenz und Zähigkeit, und so liefert sie in technischer Beziehung ein herrliches Material, besonders für den Maschinenbau.

Hat man nun noch eine Strecke hinab einen Wildbach besucht, der durch die Risse und Zacken des Kreidestrandes in Kaskatellen der See zustürzt, so ist man mit der Betrachtung der Naturwunder Jasmunds zu Ende und kann nun auf die archäologische Jagd ausgehen. Tausend Schritte vom Strande landeinwärts gelangt man zu einem Erdwall oder alten Burgring. Er ist von nicht unbedeutender Höhe, in Eiform errichtet und hat zwei Eingänge von der Breite, daß ein Wagen hindurch kann. Sein hohes Alter bezeugen die auf ihm erwachsenen Buchen, die ihn an vielen Stellen so dicht bedecken, daß eine nähere Ermittlung seiner ursprünglichen Beschaffenheit nicht gut möglich wird. Unzweifelhaft aber ist dieser Wall eine Dossirung und kein durch Alluvion gebildeter Damm, wie viele Zweifler behaupten wollen. Der eine Einschnitt des Walles führt zu einem ganz nahen, dem sogenannten „schwarzen" See, welcher süßes Wasser hält. Nach diesem Umstande hat man eine Stelle im Tacitus, wo dieser vom Götzendienste der alten Germanen und dem Tempel der Göttin Hertha auf einer „insula in oceano" und davon spricht, daß die Jungfrau, welche die Göttin bei feierlichen Umzügen vorstellen mußte, nach der Rückkehr in den Tempel sogleich in dem nahen See ersäuft wurde, auf Rügen,

diesen Erdwall und den See bezogen. Andere dagegen haben diese Stelle, freilich mit eben so gutem Rechte, für Island oder Helgoland in Anspruch genommen. Die Tradition im Munde des Volks nennt übrigens diesen Erdring seit undenklichen Zeiten den „Burgwall" und schweigt gänzlich von seiner ehemaligen religiösen Bedeutung, obgleich sich für den ganz ähnlichen Burgring der Veste auf Arcona eine allgemein bekannte Ueberlieferung vom Dienste des Svantevit erhalten hat. Auch bewohnten den nördlichen Theil der Insel zu jener Zeit nur Slaven, welchen die Göttin Hertha wahrscheinlich unbekannt war. Das mag nun seyn wie es will, dieser Burgring bleibt immer ein interessanter Ueberrest des Heidenthums, und außerdem genießt man auf seinem Rücken eine herrliche Aussicht durch den Wald auf Arcona und die See, besonders bei der reizenden Optik des Sonnenuntergangs.

Ein ähnlicher Wallring findet sich südlicher, und unweit davon, in der Nähe eines Förstergehöfts, zwei Granitblöcke, welche die Antiquare für Opfersteine erklärten. Sehr möglich, daß auch dieser Wallring zu religiösen Versammlungen diente, obgleich viele Andere hieher den noch nicht fixirten Wikingersitz des in der rügischen Geschichte berüchtigten Seeräubers Störtebeck verlegen, der hier auf Jasmund gehaust haben soll. — Vergleicht man aber diese beiden Wallringe mit den Ueberresten des ebenfalls ringförmigen Erdwalles der Veste Arcona, und die Lage dieser drei Fortifikationen auf der Karte miteinander, so möchte man annehmen, daß Herthaburg, der Wall beim Forsthause und jene Veste Glieder eines kombinirten Küstenbefestigungssystems waren, wobei diejenigen Forts, die ehemals da, wo jetzt Ackerland ist, liegen mochten, von dem ebnenden Pfluge vertilgt wurden, und somit nur die vom Walde beschützten und die auf der Spitze des Caps für die Nachwelt sich erhalten konnten.

Die Stubnitz ist außerdem noch reich an alten Heidengräbern und Denkmalen des slavischen Götzendienstes, deren ich am Schlusse mit andern Antiquitäten erwähnen werde. Für jetzt wende ich meine Aufmerksamkeit der zweiten großen Halbinsel des Rugenlandes, Wittow, zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Deutschland.

(Fortsetzung.)

Auch die frechen, oft mit lächerlicher Grausamkeit verfolgten, aber, gleich den zerstreuten Beduinen, immer wieder in neuer, größerer Anzahl zurückkehrenden Sperlinge mögen auf den Aeckern und Fruchtbäumen der alten Germanen schon tüchtig geschwärmt haben. Sie sind Freunde der Landeskultur und ziehen gerne dahin, wo wüstes Land angebaut wird, z. B. in Sibirien, um ihren Zehnten in Empfang zu nehmen. Der Name des kleinen Vogels scheint verkleinert aus Spaer, spar, altfränkisch spar-o, was, wie das angelsächsische speara, spearwa, noch jezt englisch sparrow, anfänglich auch jeden andern kleinen, zwitschernden Vogel bedeutet hat. Bei Ulfila heißt er spar-wa, isländisch spörr, dänisch spurv, schwedisch sperf. Vielleicht kommt das Wort von spieren, soviel als singen, zwitschern. Gespirk ist wirklich in der ältern Sprache Gesang. Dazu stimmt Sperk, wie der Vogel in Oberdeutschland auch heißt.

Sperber ist nichts anderes als Spar-aar, Aar, Raubvogel, der auf kleinere Vögel, besonders Sperlinge stößt. Das mehr komisch klingende Spatz kommt wohl nicht aus dem griechischen spiza (zwitschernder, kleiner Vogel, besonders Finken), sondern ist etwa ebenso aus Spar oder Spärling gebildet, wie Kunz aus Konrad, Maz aus Matthaeus, Hinz aus Heinrich u. s. w. — Ein Meistersänger gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts, ein satirischer Kopf heißt Spervogel; wozu ich bemerke, daß noch jezt die Bayern gern zu dem Namen eines Vogels den Klassennamen selbst setzen, so Hennevogl, Antvogl (Ente), gerade wie auch die Dänen und Schweden ihr fugl und fogel hinzufügen.

Es war, nach Tacitus, Sitte der alten Deutschen, gleich den Tuskern, Griechen und Römern, der Vögel Stimme und Flug zu befragen, weil das ihnen inwohnende, noch heutiges Tags von Landleuten und Jägern wohl bemerkte und beachtete Witterungsvermögen sie auf die prophetische Natur dieser Geschöpfe hinführen mußte. Vielleicht gehörte unter ihre oscines und praepetes auch die den Menschen sich freundlich zugesellende, schon frühe auch in Deutschland für heilig gehaltene Schwalbe, die uns immer noch als Sommerbote so lieb ist, und als segensreicher Hausfreund erscheint, den man schützen und hegen müsse. — Von den Schwalben, die man als lebendige Symbole der politischen Bewegung ansehen könnte, ließe sich noch viel sagen. So ist ihr Gezwitscher höchst mannichfach. Nach Oken, der, wie einst der Trojaner Helenus, die Sprache der Vögel versteht, singt die Rauchschwalbe im neuesten Hochdeutsch: „da ich fortzog, da ich fortzog, waren alle Kisten und Kästen voll; da ich wiederkam, da ich wiederkam, war alles wüst und leer!" was sich recht gut auf die vielen Ausgaben, die die Winterergötzlichkeiten, z. B. Bälle, Fasching mit sich brachten, beziehen läßt. — Was die Schwalbenbettelei und die dazu gehörigen Volkslieder bei Alt- und Neugriechen und bei den Deutschen anbelangt, kann

man Anziehendes und Belehrendes beim Athenäus, bei Fauriel (neugriechische Lieder), in des Knaben Wunderhorn (1. Bd. S. 115) und zumal in jenem Aufsatze lesen, welchen über diesen Gegenstand vor mehreren Jahren der unvergeßliche Wilhelm Müller in das Morgenblatt geliefert hat. — Woher aber der Name unsers Vogels in den germanischen Sprachen? — Gothisch swalama, bei Notker swalew, angelsächsisch swalewe, davon englisch swallow, isländisch svala, schwedisch swala, bei Gotfeid von Strasburg schwalme, bei Boner schwaln, in Oberdeutschland und der Schweiz noch jezt Schwalm, Schwälmle. Etwa von Schwelle, als ein gern an der obern Hausschwelle sich anbauender Vogel? oder vom isländischen und schwedischen swal, Hausflur, Halle, aus eben der Ursache? oder von schwalg, Schlund, wovon schwelgen, wegen des ihm eigenthümlichen weiten Schlundes? oder auch von wallen, wegen des Flugs oder des Wanderns? — Schwalpen ist in der Schweiz: hin und her schwanken, davon schwalpig. Da frägt nun Stalder: kommt wohl der Eigenname der Schwalbe von ihrem schwalpigen Flug her? — Das könnte wohl seyn, füge ich hinzu, da auch im Isländischen und Schwedischen svamla hin und her schwanken bedeutet (unser schweimeln).

An die Schwalbe schließt sich füglich ein anderer Zugvogel an, der Frühlingsbote Storch, der uns Deutsche alle Frühjahr regelmäßig besucht, um bei uns zu brüten, also ein einheimischer Vogel, der aber, wie Latham berichtet, in seiner Heimath, England, nur selten angetroffen wird. — Schon Plinius sagt von den Störchen, daß man noch nicht wisse, woher sie kommen, und wohin sie gehen; daß wir zwar wahrnehmen, wenn sie abziehen wollen, aber noch keiner habe sie abziehen sehen; beides geschehe zur Nachtzeit. — Auf einem freien Gefilde in Asien, sagt er ferner, halten sie Versammlungen und besprechen sich mit einander; die zum lezten dabei erscheinen, werden zerrissen. — Sie waren nicht bloß in den altpelasgischen Ländern am Kaystros und in Thessalien, wo, nach Plinius, die Tödtung dieses, durch Schlangenvertilgung so heilsamen Vogels wie Menschenmord bestraft wurde, sondern auch den Hunnen unter Attila heilig, und sind es noch jezt den Türken und Tataren, so wie den meisten europäischen Völkern. Merkwürdig ist, daß das Männchen allezeit zuerst ankommt, dann wieder fortfliegt und das Weibchen mitbringt, welches während der Reise wenig auf Sauberkeit und Toilette halten muß, da es gewöhnlich schmutzig und kothig aussieht. Von dem berüchtigten Blutgerichte der Störche, meint Bechstein, scheine so viel gegründet zu seyn, daß sie bei der Versammlung zum Wegzuge diejenigen tödten, welche unfähig sind, die Reise mitzumachen. — Der Name des hochgebornen und hochbeinigen Vogels in den germanischen Sprachen — angelsächsisch, niedersächsisch, schwedisch, dänisch, so wie noch bei Häuslein (im Vögelbuch) Stork — mag wohl vom alten stor, groß, stark (altnordisch gleichfalls stór, davon storfiskr, d. i. Großfisch, Wallfisch), herkommen. Kommt Störger (Landstreicher) von Storch, oder beide von einer Wurzel? — Das braunschweigische: Heilebart bedeutet wohl: Heilbringer; bart, von baren, d. i. tragen, bringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Neue Verbindung zwischen Frankreich und dem deutschen Norden mittelst der Dampfschifffahrt.

Nun ist man doch ernstlich darauf aus, die Verbindungen der Länder über Land und See zu vervollkommnen und die Mittheilungen zu beschleunigen. Ein Gesez ist im Vorschlage, um eine Eisenbahn zwischen Paris und Dieppe anzulegen, und von da geht es bereits mit Dampfschiffen schnell nach England. Schon zwischen Calais und Douvres bleibt man aber zuweilen einen ganzen Tag unterwegs, wenn stürmische Winde sich der Ueberfahrt entgegensetzen, obschon die Entfernung nur drei und eine halbe Meile beträgt; zwischen Dieppe und Brighton ist die Ueberfahrt noch weit länger. Aber wie viel Jahre werden vergehen, ehe eine so ungeheure Eisenbahn, wie die zwischen Paris und Dieppe, falls der Gesezvorschlag dazu von den gesezgebenden Kammern wirklich angenommen werden sollte, wird vollendet werden können! Die Eisenbahn würde wahrscheinlich erst den künftigen Geschlechte dienen können, denn das jezige möchte sie schwerlich vollenden sehen. In Erwartung dieser Eisenbahn nun ist ein wichtiger Schritt zur Verbindung des Nordens und Südens durch die Einrichtung der Dampfschifffahrt von Havre nach Hamburg geschehen, und da man von Paris nach Rouen in einer Nacht fährt, und von Rouen nach Havre mittelst des Dampfbootes, ungeachtet der Krümmungen der Seine, ziemlich schnell hinüberkommt, so ist auch dadurch ein bedeutender Schritt zur bessern und bequemern Verbindung zwischen dem nördlichen Deutschland und der Hauptstadt Frankreichs gethan worden, der für beide Länder außerordentlich ersprießlich seyn kann. Bisher sah es mit der Handelsverbindung zwischen Hamburg und Frankreich sehr kümmerlich an*, ausgenommen für Waarenversendungen im Großen über See. Ich will hier nur einen Handelszweig nennen, der mir besser bekannt ist, als andere. Wollte man z. B. Bücher aus Dänemark hier beziehen, so wurden die Pakete oder Ballen von Kopenhagen an einen Kommissionär in Hamburg geschickt. Dieser wartete eine Gelegenheit ab, und wenn sich nach Verlauf von einigen Monaten keine vorgefunden hatte, so entschloß er sich, die Bücher an einen Frankfurter Spediteur zu versenden. Lezterer machte sich die Sache, da sie ihm wenig erheblich schien, auch bequem, ließ das Paket liegen, bis ihm einmal einfiel, es sey doch Zeit, desselben los zu werden, und sandte es dann per Fuhr nach Frankreich; zuweilen kam es noch in die Magazine eines dritten Spediteurs, von dessen Laune

es nun ebenfalls abhing, ob das Paket früher oder später besorgt wurde. Ein halbes Duzend Mauthen machten sich unterwegs über das arme Paket her, öffneten es und machten es wieder zu, oder thaten so, als ob sie es wieder zumachten. Einige ließen sich für die Mühe bezahlen, andere hatten die Gewogenheit, sie unentgeldlich zu übernehmen. Die Frachtkosten liefen ungeheuer an, bis denn nach Verlauf von acht oder zehn Monaten derjenige, der in Paris die Bücher erwartete, so glücklich war, sie zu erhalten, nachdem er, wie es sich von selbst versteht, die Summe erlegt hatte, welche die Addition der von Speditionen und Mauthen entstandenen Kosten ergab. Ich rede hier aus eigener Erfahrung, und wahrscheinlich bin ich nicht der Einzige, welchem dergleichen begegnet ist. Ich setze nun den Fall, die Anlegung des Dampfbootes zwischen Havre und Hamburg gebe einem oder mehreren Buchhändlern in lezterer Stadt den glücklichen Gedanken ein, der oder die Vermittler zwischen dem Süden und dem Norden zu werden, was hätten sie nun zu thun? Sie müßten sich einerseits mit Paris und Havre, andernseits mit Berlin, Kopenhagen, Stockholm und Petersburg in Verbindung setzen, auch wo möglich, ohne Bestellungen zu erwarten, aus allen diesen Hauptstädten die wichtigsten, eben erschienenen literarischen Werke und auch die ältern verschreiben. Von Havre würden nun die Bücher mit sehr geringen Kosten, in wenigen Tagen und ohne irgend einer Mauthplackerei ausgesezt zu seyn, nach Hamburg und von da nach dem ganzen Norden gelangen, und umgekehrt. Die größte Schwierigkeit lag bisher in dem Mangel einer direkten Verbindung zwischen den Hauptstädten. Paris und Hamburg waren, was Bücherversendungen betrifft, wie durch eine Kluft von einander getrennt; jezt wird sie ein eben so bequemes, als wohlfeiles Mittel unter einander verbinden, und was das Beste und Wichtigste ist, kein Zwischenstaat vermag diese Verbindung zu erschweren oder zu hemmen. Sollte nun einmal die Eisenbahn zwischen Paris und Havre (als Nebenzweig der Eisenbahn zwischen Paris und Dieppe) zu Stande kommen, so würde die Verbindung noch weit mehr befördert werden, und Paris sowohl, als Hamburg einen Grund mehr haben, ihre gemeinschaftlichen Verhältnisse zu erweitern. Indessen müßten auch die Hauptstädte des Nordens unter sich bessere Verbindungen einleiten. Man versichert, daß z. B. zwischen Kopenhagen und Stockholm so wenig Buchhändlerverbindung herrscht, daß es für Kopenhagener Gelehrte fast eben so schwierig ist, Bücher aus Schweden, als aus Frankreich zu bekommen. Soll also die eben eingeleitete Dampfschifffahrt zwischen dem Norden und dem Süden den größten Nutzen hervorbringen, so müssen die Hauptstädte des Nordens unter sich und mit Frankreich in nähere Verbindung treten, so wie andernseits die Hauptstädte im Süden mit Paris oder Havre. Die Pariser überlassen sich zuweilen träumerischen Hoffnungen, und Projektenmacher versprechen ihnen ungeheure Dinge. Vor mehreren Jahren sollte Paris ein Hafen werden, und Seeschiffe sollten am Marsfelde anlegen und ihre Waaren ausladen können; dann versprach ihnen Herr Lennox, sie durch die Luft nach London überzuschiffen, und zeigte ihnen seinen ungeheuern Luftballon. Von diesen prahlerischen Projekten ist man jezt enttäuscht. Eisenbahnen und Dampfschifffahrt haben sich durch vieljährige Erfahrung als höchst nützlich bewährt; an diese beiden Verbindungsmittel wird man sich also halten müssen, ohne Gefahr zu laufen, seine Kapitalien zu vergeuden. Dampfboote versehen bereits auf der Seine ihren Dienst. Eines derselben führt die Reisenden nach Melun und Montereau aufwärts, ein anderes fährt die Seine hinunter, wo aber wegen der großen Windungen und Krümmungen des Flusses die Schifffahrt nicht so nützlich ist. Eisenbahnen fehlen noch, und vielleicht werden sie zu kostspielig seyn, so lange man nicht durch Herabsezung des Mauthtarifs die Einfuhr fremden Eisens begünstigt; mit den Eisenbahnen wird es daher auch nicht so schnell gehen, als mit den Dampfschiffen. Da man jedoch in wenig Jahren gelernt hat, gute Dampfschiffe in Frankreich zu bauen, so läßt sich hoffen, daß man es auch dahin bringen wird, gute Eisenbahnen anzulegen. Was läßt sich nicht lernen, wenn der Privatvortheil dabei in's Spiel kommt! Dg.

Lyon, Mai.

(Beschluß.)

Straßenpolizei.

Unsere Straßen werden brillant mit Gas beleuchtet, aber sie sind, besonders bei anhaltendem Regenwetter, stinkend und voller Unflath. Selbst wer die engen Gassen von Paris im November oder März kennt, wird finden, daß die Kloacität bei uns noch einen höhern Grad erreicht hat. Ich bin überzeugt, daß man sich nirgend in Deutschland einen Begriff von diesen drei Zoll tiefen Kothflüssen macht, die einen entsezlichen Geruch verbreiten, besonders wenn sie durch Wagen und Pferde aufgerührt werden. Wenn sie so hoch werden, daß sie in die Kellerlöcher zu fließen drohen und dem Lyoner für seinen Wein bange wird, kehrt sie freundlich ein Nachbar dem andern zu, der seinerseits aufpassen muß, daß diese schwarze, kühle Lava nicht bei ihm einfließt und ihm den Weg zu seinen Viktualien oder Weinbouteillen versperrt. Sie fragen, ob es hier keine Polizei gibt? Wo denken Sie hin? Unsere französische Polizei hat mehr zu thun, als sich um Kleinigkeiten wie Reinlichkeit, Sitten und Gesundheit zu bekümmern. Sie muß vor Allem auf das Politische spioniren. Die Arbeiter-Associationen und Bewegungen, die nie aufhören, und bald mehr, bald weniger bedeutend sind, nehmen fast allein ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Als unsere städtische Behörde noch ausschließlich für die Reinlichkeit der Straßen zu sorgen hatte, war zwar Lyon immer schmuzig, sehr schmuzig, aber die Straßen wurden doch von Zeit zu Zeit gereinigt. Nun aber hat die Präfektur oder Departements-Regierung einen Zweig der Polizei nach dem andern an sich gezogen, und da geschieht nichts mehr. Es ist so arg, daß unser Conseil de salubrité dem Medizinalkonseil Vorstellung gemacht hat, damit dieses der Behörde bemerklich mache, wie gefährlich dieser Schmutz und sein Miasma sey, und wie leicht er eine Epidemie erzeugen könne. Hierauf wird die Präfektur schon in einigen Wochen Bericht an das Ministerium des Innern nach Paris erstatten und da anfragen, was zu thun sey, und gewiß wird sich dieses im Juli oder August beeilen, zu antworten: „bei so gestalten Sachen müsse es bei dem bisherigen Stand der Dinge sein Bewenden haben, zumal indessen die eingetretene warme und trockene Witterung dem Uebelstand ein Ende gemacht haben werde; sollte sich derselbe aber später wider Verhoffen erneuern, so sey abermals an das Ministerium zu berichten.“ Möge indessen die Cholera so gefällig seyn, nicht die Rhone herauf nach Lyon zu kommen, denn sie würde bei uns ein furchtbares Schlachtfeld für ihre Thätigkeit finden.

Beilage: Literaturblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 135.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 6. Juni 1835.

> Alle Geschlechter versammeln wir hier
> Ahnender und langhalsiger Vögel.
> Her denn eilt zum Wort, ihr alle!
>
> Aristophanes.
> Die Vögel.

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Deutschland.

(Fortsetzung.)

In Bezug auf die Kraniche, die besonders den Galliern werth waren, so daß sie als Feldzeichen von ihnen gebraucht wurden, wie man unter andern auf den Basreliefs am Triumphbogen zu Orange ersehen kann, bemerkt Bechstein, daß man sie jezt in Thüringen nur einzeln im Winter und auf ihren Wanderungen antreffe, daß sie aber sonst nach der Sage in mehreren Gegenden (so wie z. B. im Brandenburgischen noch jezt) einheimisch gewesen seyen; denn es gebe sogar Oerter, die ihre Namen vom Kranich haben, z. B. Kranichfeld am Ilmfluß. Nach Osten sind sie in wasserreichen Gegenden Deutschlands, z. B. Pommern, Meklenburg, Schlesien nicht selten. Aus Afrika, wo die Fabel vom Pygmäenkrieg vielleicht aus der Thatsache entsprang, daß man dort wirklich gegen diese schädlichen Zugvögel wie zu Felde ziehen mußte, kommen sie im März zu uns, und zwar mit großem Geschrei, wovon vielleicht der griechische, lateinische und deutsche Name, das die Griechen besonders durch ihr, mit unserem Klang verwandtes κλαγγη bezeichnen. Und so mögen sie wohl mit Veranlassung zur Sage vom wüthenden Heer gegeben haben.

Auch von dem prophetischen Vogel, der besonders in der altnordischen Sage und Dichtkunst, namentlich als unablässig, gleich den Gedanken, herumfliegender Liebling Othins, dann als schauriger Begleiter der Walkyrien auf das Schlachtfeld, so bedeutungsvoll erscheint, haben deutsche Ortschaften ihren Namen, z. B. Ravensberg und Ravensburg, so wie die Städte Lyon und Leyden, ursprünglich Lugdunum, was auf Deutsch gleichfalls Ravensberg bedeutet. Denn schon Klitophon (beim Plutarch: von den Flüssen) sagt: die Gallier nennen in ihrer Sprache den Raben lugus, dunum aber bedeutet einen Hügel, und er erzählt hierauf: „als man, dem Ausspruch eines Orakels zur Folge, den Grund zu jener ersten Stadt auf einem Hügel legte, erschienen plötzlich Raben." Noch jezt heißt im Irischen und Kymrischen der Rabe lug, so wie dun Hügel, Anhöhe, das noch in Düne, Sandhügel am Meeresufer, gebräuchlich, und auch in den Namen anderer Städte, sowohl im eigentlichen Gallien, als auch in Vindelicien, und selbst in den sogenannten Zehntländern Germaniens, im Südwesten zwischen der Donau, dem Main und dem Rheine, zu finden ist. — Raven ist in älterer Sprache Rade, bei Willram rhab, auch rhaban, davon der Name Rhabanus Maurus, englisch und dänisch noch raven und ravn, schwedisch rafn und ramn, in mittelhochdeutschen Schriften, z. B. bei Boner, Rapp, nach Analogie von Knapp

aus Knabe. Der Name Wolfram (Wolveram, mittelhochdeutsch) ist also Wolfrabe; Nachtram, Nachtrabe, heißt auch die Nachteule. — Ist Rabe, Ram verwandt mit dem altsächsischen und altdänischen Ran, d. i. Raub, womit rapere und rauben zu vergleichen wäre? oder mit ravus, ravis, das ebenso von Stimme als Farbe gebraucht wird, als dunkel, heiser, rauh? Auch im ältern Deutsch gehen die Begriffe von Ton und Farbe gern in einander über, z. B. die von hell; so ist Gold (isländisch gauld) vorzugsweise das hellglänzende und helltönende Metall, aus dem gothischen galan, gallen, gelten, ja es soll sogar des hellschreienden Hahnes lateinischer Name, gallus, nach Einigen Gäller, Geller, d. i. Lautschreier, bedeuten.

Vom Geschrei kra, kra, wovon das angelsächsische crawan, das althochdeutsche kraen, kreien (creyant, der Kräher, heißt auch der Hahn im Reineke Fuchs), krächzen, krähen, kreischen gebildet ist, benennt sich, ohrvernehmlich, die Krähe; immer schimmert die Bedeutung des Rauhen, Heischern hindurch. Auch die Aelster, oder Atzel, früher agalastra, aglastra (davon noch Aglastershausen, zwischen Mosbach und Heidelberg), später Agelster, nennt sich vom Geschrei (nach Frisch von agá, abá); Grimm findet galan, gellen, und aster, etwa rauh bedeutend, darin.

Dieses galan, gellen, singen, ist unverkennbar auch in Nahtigala, Nachtigall, die in den mildern Gegenden am Rhein, dem Neckar u. s. w. gewiß schon vor Alters sich vernehmen ließ; von ihr singt Gotfrid von Strasburg: „die natigall, dies liebe, süße Vögelein — das kallete aus der Blüt;“ und noch jezt ist, nach Groote, am Niederrhein kallen soviel als schwatzen, singen; ferner tönt es in Steingall, wie sonst wohl der in steinigen Orten gern hausende Steinschmatzer heißt; so wie in Sergall, wie in der Schweiz noch jezt der Kiebiz (schwäbisch Geiwitz) geheißen wird, welcher durch lautes, ängstliches, fast wie sein Name klingendes Geschrei sein am Wasser befindliches Nest verräth.

Daß der Lieblingsvogel der Deutschen, die Lerche, bei unsern Altvordern Bardale, Sängerin vorzugsweise, wie die Nachtigall bei den Griechen, geheißen habe, bemerkt Klopstock zur schönen Ode dieses Namens, gibt aber die Urkunde nicht an, wo er das Wort gefunden, das übrigens selbst Blumenbach mit aufgenommen hat. Auch der liebe goldfarbige Emmerling (Golmer), der ja in ganz Europa zu Hause ist und selbst im Winter bei uns aushält, hat schon den alten Germanen sein hübsches Liedchen vorgesungen, das nach Oken so viel heißt als: „wenn ich e Sichel hitt, wollt' ich mit schnid.“ Auch die muntern Finken haben schon damals geschlagen, die, wie die Deutschen und Schweizer, in einer Entfernung von je vier bis fünf Stunden immer einen andern Dialekt sprechen oder singen, aber eine ziemlich einsylbige Hauptsprache haben, die ihnen den deutschen, englischen (finch) und holländischen Namen (vinke), wohl auch den französischen (pincon) verschafft hat, denn lezteres ist aus dem barbarischen pincio gebildet, in welchem wieder das pink, pink vernehmbar ist. — Grimm dagegen möchte den Namen vom gothischen finkan, funkeln, flimmern, wegen der goldgelben Farbe des Vogels, herleiten. — Bekanntlich war der Finkenfang ein Haupttheil des Vogelfangs bei den ältern Deutschen, daher Finkler soviel als Vogelsteller, wie der große Städtegründer Heinrich zubenannt ist; oder Fink scheint überhaupt, etwa wie Sperling, für kleinere Vögel, besonders Gesangvögel, genommen worden zu seyn.

Da man annimmt, daß alle Vögel, sie seyen Stand-, Strich- oder Zugvögel, die bei uns Nester bauen und brüten, auch schon im alten Germanien sich aufhielten, so läßt sich erwarten, daß auch der Papagai in unsern Tannenwäldern, der Krunitz oder Kreuzschnabel, schon vor Alters dort gehaust hat, der sogar im December und Januar bei der strengsten Kälte bei uns nistet und brütet, was eine russische Natur voraussezt. — Und so hast auch du schon den alten Germanen gesungen und gepfiffen, guter, lernbegieriger Gimpel, oder Liebich, oder Dompfaff, oder Giger, oder wie du sonst noch geheißen seyn willst, der du mit Kind und Weib, was fast bei allen Vögeln der Fall ist, von Haus aus musikalisch bist, zehnmal gescheiter bist, als manche andere Vögel, die weit pfiffiger aussehen, und keine vier bis fünf Jahre brauchst, um auszustudiren, sondern schon in dreiviertel Jahren als tüchtiger Sänger absolvirt hast.

(Der Beschluß folgt.)

Briefe über die Insel Rügen.

(Fortsetzung.)

Wittow enthält dreierlei Sehenswerthes: seine Veste Arcona, seinen Leuchtthurm und jenen Ufervorsprung, welchen man als die äußerste nördliche Spitze Deutschlands bezeichnet. Wittow und Jasmund sind schlagende Kontraste der Natur: dieses ein lachendes Fruchtland, waldbewachsen, vor den verderblichen Ostwinden durch seine Stubnitz geschüzt; jenes ein ödes, kahles Steppenland, ewig kalt, unausgesezt von Stürmen durchfegt. Die natürliche Brücke, welche die beiden Halbinseln verbindet, ist eine schmale sensenförmige Sanddüne, mit Feuersteinscherben besät, auf der einen Seite vom Jasmunder Bodden bespült, auf der andern nördlichen von der hier stets zürnenden Brandung gepeitscht. Schon von Ferne gewahrt man den

weißen Kreisbogen, womit der Schaum der sich chenden Wogen die Düne besäumt. Ein langweiliger d beschwerlicher Weg führt über diese Brücke. Die der versinken im Wellsande, die überschlagenden Wogen netzen sie, der kalte Windzug erregt Frost und Unbe- zen. So geht es eine halbe, ja, je nachdem das etter ist, eine ganze Stunde auf dem schmalen Sand- eifen mitten durch das wogende Element. Eine Reise, nzig in ihrer Art!

Auf Wittow verändert sich die Scene in ein zer- hltes Terrain voll Hügeln und kleinen Thälern, hie d da verkümmertes Dorngestrippe und einzelne Bäume. er Westküste zu gewinnt das Land ein fruchtbareres nsehen, und dort liegen einige erträgliche Güter, aber r Baum mangelt überall. Setzt man den Weg an der lichen Küste fort, so geht es Hügel auf, Hügel ab, er karge Heiden, wo selbst die Tanne nicht gedeiht. n einem kleinen Thale hart am Strande ist das Fischer- rfchen Vitte, bemerkenswerth wegen seines Gottes- enstes, welcher während des Häringsfangs unter freiem immel vollzogen wird. Hier hielt der bekannte Kose- arten seine schönen Uferpredigten. Nun geht es ach der Nordspitze der Halbinsel, wo auf dem höchsten ügel, nicht ganz am Ufer, sich der Leuchtthurm erhebt. s ist ein vierkantiges, thurmähnliches Gebäude aus Backsteinen ohne Anwurf mit Cement gefügt. Im Erd- eschoße wohnt der Wächter, im ersten und zweiten Stockwerk sind Passagierstuben angebracht. Seine mit iner Ballustrade versehene Plattform trägt die runde aterne, aus Eisen konstruirt und mit 3 Linien dicken und 5 Zoll in der Höhe, 18 Zoll in der Breite messenden Glas- heiben verschlossen. Im Innern der Laterne trägt ein isernes Gerüste, im Halbbogen der See zugewendet, 17 Reverberlampen mit silberplattieten parabolischen Spiegeln on ausgezeichneter Arbeit. Der Reflex im Fokus dieser Spiegel ist so kräftig, daß die Flamme einer dieser ge- wöhnlichen argantischen Lampen mit cylindrischem Docht uf fünf Meilen und mit der Luftspiegelung wohl auf mehr ls sechs Meilen in ihrer ganzen Größe und Helle er- cheint. Die Lichter dieser Lampen fallen nicht in einem Kegel zusammen, sondern sind so angebracht, daß auf er See nur immer eine sichtbar wird, wenn die andere verschwindet, wodurch der Schiffer zugleich über die Ver- tikale des Winkels seiner Entfernung vom Lande unter- richtet wird. — Das ganze Etablissement ist in etwas kleinem Maßstabe ausgeführt, erfüllt jedoch seine Aufgabe vollkommen, die Schiffer vor dem gefährlichen Ufer zu warnen, welches mit seinen Untiefen und Klippen bis zum Jahre 1826, wo der König diesen Leuchtthurm er- richten ließ, der Schauplatz unzähliger Strandungen war.

Vom Leuchtthurme ab sind etwa hundert Schritte bis zum Rande des steilen, zweihundert Fuß hohen Ufers. Es ist eine von Regenbächen zerfurchte Lehm- wand, kreidehaltig und grau. Der Uferrand springt hier in eine stumpfe Ecke aus, deren eine Kante der vielbesuchte nördlichste Punkt der deutschen Vatererde ist, die andere aber jener, worauf einst die Veste Ar- cona und in ihr der Tempel des Svantevit stand.

Festung und Tempel wurden im Juni 1168 durch die Dänen zerstört. Saxo Grammaticus, welcher Au- genzeuge der Belagerung war, berichtet von ihr, daß sie von einer Seite von dem steilen Ufer des Meeres beschützt, auf der Landseite von einem starken Erdwall und einem Balkenwerk umgeben war. Nur ein von einem hölzernen Thurm vertheidigtes Thor führte in das Innere, wo der Tempel des Götzen sich erhob. In Friedenszeiten war sie unbewohnt. Granza, der Feld- herr des Fürsten der Rugier, Ratze, vertheidigte, Fürst Pribislaw von Mecklenburg und Borno, Bischof von Schwerin, die Heerführer des Dänenkönigs Waldemar, belagerten sie. Sie wurde durch Feuer bezwungen. Mit ihrer Eroberung endete der Götzendienst auf Rügen und in Deutschland. Mit dem größten Interesse stieg ich den kahlen Hügel hinan, trat ich durch den Einschnitt im Wall, wo einst jener Thurm in's alte Rugenland schaute, in den Ring der Burg. Ein großer Theil des Kreideplateau's, worauf sie gestanden, ist, von der Brandung unterhöhlt, in die Wellen versunken. So steht nur noch der halbe Kreisbogen des alten Walles von der Höhe einer mäßigen Schanze. Von allem Andern, selbst von dem einst hier nahen Eichwalde, aus welchem die Dänen ihr Belagerungswerkzeug nahmen, keine Spur mehr. In dem Halbzirkel des Burgrings, in der Re- gion ewiger Stürme, wächst gutes Korn. Im tiefen Bette der See bekränzt den Fuß des Ufers eine Lage von Feuersteinscherben; Felsengerölle, Blöcke und Klip- pen ragen, weitverstreut, aus den Wassern. Hieher komme man bei trübem Himmel und bewegter Fluth. Auf dem Rücken des alten Walles gelagert, in dessen Ring auf der einst mit Heidenopfern blutgetränkten Erde der dürre Rocken rauscht, über sich den eilenden Zug schwerer Wolkenmassen in vielfachem Grau, unter sich, zweihundert Fuß tief, die tobende Brandung, über die Bänke und Untiefen schäumend, die Klippen überschla- gend, in dem Scherbenbette der Feuersteine rasselnd, um sich die Oede des Landes, die tiefe Stille einer men- schenleeren Landschaft, vor sich die graugrüne, wallende, unabsehbare Fläche der See, kein lebendiges Wesen, so weit das Auge reicht, als eine einsame Möve, die wie ein weißes Meergespenst über die Wogen streicht, dazu die historische Bedeutung des Standpunktes — wer fühlt nicht das Poetische dieser Situation!

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

Der Verein der in Wasserfarben malenden Künstler.

Ende Aprils öffnete der Verein der in Wasserfarben malenden englischen Künstler und Künstlerinnen seine in einem meiner frühern Berichte erwähnte Ausstellung; es war die ein-und-dreißigste. Wenn ein Buch das Schicksal hat, ein-und-dreißig Auflagen zu erleben, so ist dies zwar kein triftiger Beweis für die Güte seines Inhalts, aber gewiß ein schlagender für die Güte seines Absatzes. Bei einem Künstlervereine hingegen, der ohne andere Unterstützung, als die seine eigene Kraft ihm gibt, und, was in England eben so selten, als vielbedeutend ist, nicht einmal mit patronisirenden Namen an seiner Spitze sich ein-und-dreißig Jahre blühend und in steigendem Ansehen erhält, muß nicht bloß die Vermuthung für seine Trefflichkeit sprechen, sondern seine Gediegenheit muß eine Wahrheit seyn. Und das ist bei der Society of Painters in water colours der Fall. Das allgemeine Urtheil stellt diesen Verein auf gleiche Höhe mit der vom König und von der ganzen königlichen Familie patronisirten und vom Staate wenigstens einigermaßen begünstigten königlichen Akademie, und das gereicht dem Vereine um so mehr zum Ruhme, je stolzer seine Mitglieder darauf seyn können, daß ihr eigener Werth ihr alleiniger Beschützer ist, daß sie durch sich selbst ihren jetzigen Standpunkt erkämpft und daß sie ihn behauptet haben, wie sehr auch der Neid gegen ihr Institut gerungen und Konkurrenz sich ihm entgegengestellt hat. Diesem Vereine dankt England vorzugsweise den Glanz und Ruhm seiner Wasserfarbengemälde, und da der Vorrang, welchen die englische Kunstwelt in dieser Beziehung vor den Künstlern des Kontinents einnimmt, wesentlich eine Folge der Bestrebungen jenes Vereins ist, so glaube ich, daß einige Worte mehr darüber den Lesern willkommen seyn werden. Der Verein zählt dreißig Mitglieder, von denen sechs dem sogenannten schönen und die übrigen vier-und-zwanzig dem auch nur sogenannten starken Geschlechte angehören. Die Damen, um dies auf einmal zu bemerken, nehmen an dem Vereine nur insofern Theil, als sie jedes Jahr durch eines oder mehrere ihrer Werke zur Ausstellung beitragen, und wie sie den Verein schmücken, so verbürgt die Mitgliedschaft das Talent der Meisterinnen. Von der innern Verwaltung der Vereinsangelegenheiten sind sie ausgeschlossen, und weder beim Gewinne, noch beim Verluste interessirt. Nur den Gesetzen des Instituts müssen sie sich fügen, von denen die hauptsächlichsten darin bestehen, daß vor der Aufnahme zwei Gemälde zur Beurtheilung eingesendet, und nach der Aufnahme — sofern nicht bündige Entschuldigungen stattfinden — bei Verlust der Mitgliedschaft, zu der jährlichen Ausstellung Lieferungen gemacht werden müssen, daß nur Originalgemälde, und einmal ausgestellte Gemälde nicht ein zweites Mal ausgestellt werden können, so wie, daß die Mitglieder dieses Vereins nicht zugleich Mitglieder eines andern in Wasserfarben malenden Künstlervereins seyn dürfen. Gewinn und Verlust ist gemeinschaftlich. Das alleinige Einkommen des Vereins besteht in dem Eintrittsgelde und in dem Erlös aus dem Verkaufe der Kataloge während der Ausstellung, jenes ein Schilling für die Person, dieses ein Sixpence für das Stück. Die Ausgabe ist bei jedem Unternehmen dieser Art in London nicht unbedeutend. Ein elegantes Lokal ist ein erstes Erforderniß, und elegante Lokale zahlen in London einen hohen Miethzins; dann wollen Portiers und Sekretäre besoldet, Zeitungsavertissements — in England ebenfalls keine Kleinigkeit — bestritten, Aufwärter und Arbeitsleute gelohnt, Druckkosten getragen und das ganze Heer von Ausgaben gedeckt seyn, das in jeder guten Rechnung das Kapitel Insgemein füllt. Es darf daher nicht überraschen, daß die ersten Lebensjahre des Instituts ein Defizit von einigen tausend Pfund Sterling verursachten, und wenn gegenwärtig die Einnahme die Ausgabe übersteigt und der Saldo den männlichen Mitgliedern einen schönen Vortheil gewährt, so ist ihnen dies gewiß nur zu gönnen, nicht aber zu neiden. Gleichwohl geschieht dies seit den Jahren des Gewinns auf vielfache Art. Viele öffentlichen Blätter, die den Verlierenden wohl ihr Bedauern, doch keinen Pfennig Ersatz angedeihen ließen, nennen es jetzt eine unverzeihliche Abgeschlossenheit, daß die Gewinnenden den Ueberschuß für sich behalten, anstatt ihr Institut allen Künstlern desselben Fachs zu öffnen und den Gewinn dem Verdienste zuzutheilen. Daher jedes Jahr laute und bittere Klagen über Mangel an liberaler Gesinnung, natürlich aus den Federn Solcher, die in der beschränkten Zahl der Vereinsmitglieder die einzige Ursache sehen, warum sie nicht Aufnahme und Theil am Gewinne finden können. Der geringste Schein von Schuld wird dem Institute zum Verbrechen gemacht, und wenn die Wahrheit nicht genügenden Stoff zu Beschuldigungen liefert, erlauben die ungünstig Gesinnten ihrer Einbildungskraft kleine beliebige Abschweifungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 129:

Der Setzer.

Räthsel.

Sey mir verflucht, lebendig oder todt,
Bist du geschaffen, um im Ernst zu trügen;
Wie viel Verstand, wie scharfes Aug' ist noth,
Um durchzuschauen alle deine Lügen!

Dein Wangenroth, wohinter Bleichsucht steckt,
Dein Lilienweiß, um garst'gen Fleck zu decken,
Den Lebensfirniß, wo der Tod schon deckt,
Den Goldglanz, um Arsenik zu verstecken;

Der Katze leises Schleichen, wenn sie maust,
Die himmelwärts gedrehten Schalkenblicke,
Die fromme Miene, wo der Teufel haust,
Und sie vorschiebet vor des Herzens Tücke;

Die dünne Rinde, die den Sumpf bedeckt,
Um für den Wandrer einen Weg zu lügen,
Die schöne Haut der Schlange, die nur leckt,
Um mörderisch dem Feind sich anzuschmiegen.

Sey mir gegrüßt, wenn du nur kommst zum Scherz
Und wiederbringst die alten goldnen Zeiten
In unsere Jahrhunderte von Erz,
Daß Keinem einfällt, um den Rang zu streiten,

Daß Alle sich begrüßen Du und Du,
Als wenn sie heut' noch alle Brüder wären.
Sey mir gegrüßt, führst du uns freundlich zu
Des Dichters Menschen und der Vorzeit Lehren.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 136.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 8. Juni 1835.

Die Einbildungskraft wird von ihren eigenen Flügeln getragen und geführt, und indem sie sich hin und her schwingt, bezeichnet sie die wunderlichsten Bahnen, die sich in ihrer Richtung stets verändern und wenden.

Goethe.

Bilder aus dem Seeleben,

in Mährchen und Sagen.

Meerlilie.

Am Bord eines holländischen Schiffs befand sich ein Knabe, den das Schiffsvolk nur Dick, den Träumer, nannte. Er war ein schlanker, hochaufgewachsener Bursche mit großen dunkeln, träumerischen Augen und wildhängenden blonden Locken, frische Jugend auf den Wangen und der vollen Lippe, selten ordentlich und geregelt in der Kleidung, und in seinen Pflichten als Schiffsjunge oft nachlässig. Dafür war Dick ein Sonntagskind, in der gefährlichen Stunde geboren zwischen Predigt und Mittagsbrod, wo die bösen Geister Macht erlangen über den armen Menschen, daß er vor den Begierden des Magens die Anforderungen des unsterblichen Geistes vernachläßigt. Kinder, in solcher Stunde geboren, sind nie treu und zuverlässig im täglichen Geschäfte, sie sind leicht zu bethören und zu verführen, da die Mutter nur die halbe Predigt angehört hat, und weil sie vom Mittagsmahle nichts versäumen wollte, kann der Böse nun den armen Knaben durch eine gutbesetzte Tafel oder durch ein schönes Weib zu Allem bringen. In Dicks Leben sollten die Beweise hiezu nicht fehlen; die Geister der obern und untern Welt schienen ihn recht zu ihrer Freude geschaffen zu haben; er war so schön, so träumerisch und thöricht, so verliebt, so träge und so unverdorben, daß sie sich offenbar kein besseres Spielzeug wünschen konnten.

In den Stunden, in denen der thätige Schiffsmeister den armen Dick nicht zur Arbeit vor sich hertrieb, lag er gewöhnlich am Vordermaste und sah in die Meerestiefe hinab. Er dachte sich dabei vielerlei; wie ein Wanderer wohl in das liebe Haus seiner Eltern hineinschaut und besonders in ein verhängtes Stübchen, wo er die Geliebte schlummern weiß, so schaute Dick in die Woge hinab, als wäre sie sein Vaterhaus, so suchte sein Auge die stillen Kammern des alten Mährchenreichs, in dem er recht heimathlich bekannt war.

Es gibt Stellen in den Gewässern des südlichen Oceans, wo die Meeresfläche gleich dem schönsten flüssigen Krystalle wird, so daß das Auge, mit tiefem Wunderschauer niederblickend, auf dem hellen Sandboden jede träumerische Blume ihr Haupt neigen sieht. Das sind die Oasen in der todten Meereswüste, das ist das Meeresparadies, in dem die ersten Eltern, nachdem sie oben den Himmelsgarten eingebüßt hatten, gebannt wohnen müssen; so erzählt es die Schiffersage. In eine dieser wunderbaren Gegenden gelangte nun auch das holländische Schiff. An einem Morgen, als sich die Mannschaft aus den dumpfen Kajüten hervormachte,

schrien sie plötzlich wie mit Einer Stimme: „Hilf Himmel, das Schiff schwebt in der Luft, wir sind verloren!“ der Schiffskapitän und einige alte verständige Matrosen traten jedoch lächelnd an den Bord und schauten mit altklugen, prüfenden Augen in die Tiefe, und der Kapitän sagte: „Laßt euch das nicht anfechten, Kinder, es ist eine ganz bekannte Erscheinung, die ich wohl schon zu Dutzendmalen erlebt habe, und heißt die Meeresklarheit.“

Von diesen weisen Worten vernahm Dick an seinem Schiffsende nichts; er hätte sich auch nicht so leicht bei ihnen beruhigt, denn weil er eben ein Sonntagskind war, so drang sein Auge tiefer und sein Gehör weiter als bei dem vielgereisten Kapitän und seinen klugen Matrosen. Als diese schon, der neuen Erscheinung überdrüssig, unten in der Kajüte beim Punschnapf zusammensaßen, starrte er daher noch immer, mit weitoffenen Augen, übergelehnt in die Tiefe, und Thränen der Sehnsucht liefen über seine Knabenwange, als er unten die heimlichen, stillen Gärten sah, und darüber hin durch das lufthelle Wasser die Wanderzüge fröhlicher Fische, die mit spitzigen Mäulern und rudernden Seitenflossen in den Korallenbaumgängen auf und nieder glitten und gleichsam wie hoffährtige, gepuzte Bürgersleute mit Weib und Kind spazieren gingen. Und je weiter das Schiff glitt, desto stolzere Gewächse, desto schönere, überraschendere Gärten kamen unten zum Vorschein. Bald war es, als zögen sich Gänge, von Menschenhand geebnet, deutlich durch die Baumgruppen hindurch, bald ging wieder jede Spur von Ordnung und Regelmäßigkeit in einer phantastischen Pflanzenwildniß unter. Die Blätter und Stauden hatten allesammt etwas Fremdes, so bekannt sie auch auf den ersten Blick schienen, auch die Blumen, wenn man ihnen recht tief in's Auge sah, zeigten ein völlig fremdes Antlitz; auch war es seltsam und unheimlich, daß statt der bunten, hellen Schmetterlinge und geschwätzigen Vögel immerdar stumme Fische auftauchten und die Blumenhäupter umkreisten und vertraut mit ihnen scherzten. Goldene und purpurne Schlangen glitten auf den Kieseln des Bodens pfeilschnell dahin, und plötzlich lagen sternartige Figuren da, die sich langsam regten und endlich schwerfällig fortwanderten.

Dick konnte seine Erwartung nicht zähmen, er hoffte bestimmt, daß gegen Abend nun bald unten eine herrliche Stadt hervorkommen werde, oder ein schöner Königspallast unter den Gärten, allein es blieb bei den stillen Hainen, die sich immer mehr in Schatten hüllten, so daß nur hie und da eine hochaufschießende rothe Blume, wie eine Flamme aus dem Dunkel, sichtbar ward. Endlich war Alles in Nacht versunken; Dick hätte weinen mögen, wenn er daran dachte, daß das Schiff jetzt so gefühllos über so viel geheimnißvolle Schönheit der Tiefe dahinglitt, ohne daß das Auge auch nur das Mindeste davon erfassen könne. „Gewiß,“ rief er bei sich, „kommen jezt die Palläste des Meerkönigs, und wir reisen ihnen in Nacht und Dunkelheit vorüber, ohne daß Einer von dem Andern weiß.“ In diesen Gedanken lehnte er sich noch einmal weit hinüber und seine Augen drangen mit den sehnsüchtigsten Strahlen in die verschlossene Tiefe. Doch siehe da, sie blieb nicht verschlossen. Dick hatte nicht lange hinabgeschaut, als tief unten eine feuchte, hellglühende, grüne Kugel erglomm und, wie es schien, langsam auf dem Meeresboden dahinrollte. Das funkelnde, milde, dunkle Grün ward immer klarer und warf immer hellere Scheine um sich; zulezt sah der Knabe, daß das, was er für eine fortlaufende Kugel gehalten, nur der Schein eines durch die grünen Bogengänge dahinschreitenden Lichtes war. Bald trat nun ein Männlein hervor, das tief unten auf dem Meeresboden mit einer Laterne herumwandelte, wie Einer, der zu später Nachtzeit von dem Besuche bei Freunden nach Hause geht. Dick war so freudig erschrocken, daß der Athem in seiner Brust stockte, er hätte gerne sogleich den stillen Wanderer bei Namen gerufen, aber wußte er wohl, wie er hieß? Er begnügte sich daher, seinen Gang zu verfolgen und bemerkte, wie der seltsame Mann oft mit seiner Laterne in die Kelche der schlafenden Blumen am Wege hineinleuchtete und wie es dann die herrlichsten rothen, blauen oder violetten Scheine gab. Einer dieser Scheine leuchtete in Dicks Antlitz, und plötzlich sah er, wie der Mann unten eines der hochstandigen Gewächse erfaßte, rasch an den Blättersprossen hinanklimmte und bald die schwankende Krone erreicht hatte, von der er mit einem blassen menschlichen Antlitze bittend herübersah, indeß unten auf dem Meeresboden die zurückgelassene Laterne leuchtete. Dick warf ihm geschwind ein loses Seil zu, er ergriff es geschickt und behende, und ehe der Knabe es sich versah, saß der unheimliche Gast neben ihm auf dem nächtlichen Verdeck.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mancherlei über die Pflanzen- und Thierwelt im alten und neuen Deutschland.

(Beschluß.)

Auch der liebe Zaunkönig, nebst Vetter Goldhähnchen mit dem gelblichgrünen Gefieder, die Colibris unserer Breiten, dürfen nicht vergessen werden. Sie haben gewiß auch schon in den Gehölzen und auf den Zäunen und um die Winterérdhütten der alten Deutschen ihre Stimmlein erschallen lassen; denn rauhes Klima schadet ihnen nichts, den kleinen, aber kecken und muntern Geschöpfen.

hier werde noch erwähnt, daß der Zaunkönig den Namen König mit Recht führt, da er noch höher fliegen kann, als der Adler selbst.

Wir kommen auf diesen und seine ganze Sippschaft, die Oken die Hachte nennt. Wir überfliegen die Renntödter und kommen gleich zu den Beizvögeln, als da sind Sperber (schon oben erwähnt), der gemeine Habicht, angelsächsisch hafuc, in den bajuvarischen Gesetzen hapich (so Ganshapich, Anethapich), ein Name, womit der ältere Deutsche fast alle Raubvögel außer dem Adler und Geier bezeichnet, und dessen Wurzel im alten haben, heben, festhalten, fassen, oder im happen, an sich raffen, zu suchen ist; ferner zu dem edlen Volk der Falken, worunter der Wanderfalke und vor allem der isländische Edelfalke, der bei den ältern Deutschen und den Scandinaviern als der beste und gelehrigste Beizvogel berühmt und gesucht war, vorzugsweise Falken genannt werden. Das deutsche Falk (isländisch valr) und das lateinische falco sind eins. Kommt dieses von falx, Sichel, wegen der einwärtsgebogenen Kralle, oder vielmehr, da es vor Konstantin dem Großen bei keinem Schriftsteller vorkommt, aus dem Deutschen her und wurde latinisirt? Vielleicht ist walken, hin und her treiben, oder fallen, einherstürzen, oder fällen, niederstoßen, die Wurzel; oder ist diese im althochdeutschen walah, angelsächsisch vealh, wälisch, welsch, fremd (noch in Wallnuß, isländisch valhnot, sichtbar), zu suchen? Wirklich heißt der Wanderfalke, der besonders zum Beizen abgerichtet wurde, im Angelsächsischen vealh-hafuc, d. i. welscher, fremder Falke oder Habicht.

Die Jagd mit Beizvögeln ist schon uralt. Außer den Indiern haben sich auch die alten Thracier damit beschäftigt. Auch den Griechen und Römern blieb sie nicht fremd; im höchsten Grade der Vollkommenheit erscheint sie aber im Mittelalter, wo sie ein Hauptstück der hohen Jagd gewesen ist, namentlich aber im zwölften und dreizehnten Jahrhundert. Friedrich der Rothbart soll die ersten Falken nach Italien gebracht haben; ja Friedrich II., überhaupt der Jagd wie der Naturforschung sehr ergeben, schrieb ein eigenes Buch über die Kunst mit Falken zu jagen. Absonderlich war das Beizen auf die Reiher, deren es zu allen Zeiten, zum Schaden der Fischweiher, genug in Deutschland gegeben hat, ein ritterlich und fürstlich Vergnügen bis auf die neuere Zeit. Auch nahmen die Frauen großen Antheil an der Falkenjagd. Eine komische Erneuerung dieser Jagd, die seit dem Gebrauch des Schießpulvers nebst andern Vergnügungen und Spielen der feudalen Vorzeit immer mehr in Abnahme gerieth, hat Washington Irving in „Bracebridgehall“ auf ergötzliche Weise erzählt.

Daß Adler das zusammengezogene Adel-Aar ist, weiß schon Jedermann, weniger, daß noch in Niedersachsen Aar für jeden großen Raubvogel gilt. Adler, selbst der herrliche Goldadler, werden zuweilen noch in Schwaben, Tyrol, auch in Franken und Thüringen gesehen. Adler mit doppelten Köpfen, die bekanntlich in Wappen und namentlich als bedeutendes Sinnbild des deutschen Kaiserreichs figuriren, soll es doch schon wirklich als Mißgeburt gegeben haben, wenn den Berichten zu trauen ist.

Die in Deutschland nicht seltenen, kahlköpfigen, unedlen, freßgierigen Geier, althochdeutsch gir und gier — woraus im mittelalterlichen Latein gira, altfranzösisch goire geworden ist — noch jezt niederländisch ghier, mögen wohl von geren, begehren, sich benennen; wie vielleicht vultur von vult? könnte man fragen. Isländisch, wo grip auch Raub bedeutet, heißt er gripfugl, was aber auch den fabelhaften Greif bezeichnet. Gothisch heißt greifen greipan, angelsächsisch gripan, griopan, was sich mehr oder wenig im Dänischen, Englischen, Niederländischen, selbst in dem französischen gripper wiederfindet, und wobei man wohl das persische giriftan, greifen, das isländische und altschwedische grip und greip, die Hand, und das Griff der Jägersprache, d. i. Klaue der Raubvögel, vergleichen kann. Das griechische und lateinische gryphus scheint von derselben Wurzel; in allen ist der Begriff des Zugreifens, Raubens herrschend. Dieser ist auch offenbar in grippi, grifi, griffones, d. i. Seeräuber, gleichsam Seegreife, im mittelalterlichen Latein.

Die Greife der Alten, von denen sie viel fabeln, wie die Morgenländer von ihrem Vogel Rock, sollen, wie man gewöhnlich annimmt, nichts seyn, als in's Fabelhafte karrikirte Geier. Oder deutet vielleicht jener oft genannte gryphus antiquitatis der Naturbeschreiber, von welchem noch ungeheure, seltsam gebildete Ueberreste bei Gibraltar und am Eismeer gefunden worden sind, auf ein wirkliches Geschöpf dieser Art hin?

An diese Frage knüpfe ich eine andere, die Oken aufgeworfen hat: ob die Singdrossel, die von den Bäumen herab den ganzen Sommermorgen und Sommerabend hindurch ihr: Davidi David! u. s. w. erschallen läßt, und die zu ihrem Neste auch faulendes Holz nimmt, das bekanntlich des Nachts leuchtet, vielleicht jener leuchtende Vogel im hercynischen Walde seyn möchte, von welchem Plinius spricht? — Antons Meinung, es möchte etwa unter diesem Vogel eine große Art Laternenträger (fulgora laternaria oder candelaria), die das damals sehr sumpfige Germanien hervorgebracht und der Römer für Vögel gehalten habe, zu verstehen seyn, scheint mir deßwegen ganz unhaltbar, weil die genannten Insekten sich nur in Südamerika und in Asien aufhalten, und eine Abart, die fulgora europaea, die sich hie und da in Deutschland, besonders auf dem Wollkraute, vorfindet, so viel ich weiß, keinen solchen Glanz verbreitet.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

(Fortsetzung.)

Der Verein der in Wasserfarben malenden Künstler.

Wie mit Verläumdungen, so hatte der Verein, seit der Neid ihn jenen aussezte, auch mit einer Konkurrenz zu kämpfen, die aus dem Zusammentritte einer Anzahl in Wasserfarben malender Künstler entstand, deren Absicht keine geringere war, als dem alten Vereine die Grabesglocke zu läuten. An Anstrengung, den Zweck zu erreichen, hat es nicht gefehlt. Die neue Gesellschaft hat es selbst nicht unter ihrer Würde gefunden, zum Behuf einer möglichen Täuschung des Publikums den Namen des alten Vereins sich beizulegen. Aber, wie tüchtige Mitglieder sie auch zählt, noch ist ihre Anstrengung hinter ihrem Zweke, noch sind ihre Leistungen hinter denen des alten Vereins zurückgeblieben. Wenigstens ist dies das entschiedene Urtheil unpartheiischer Kritik, und das große Publikum stimmt ihm insofern bei, als es die Ausstellung des alten Vereins um Vieles zahlreicher besucht, als die gleichzeitig geöffnete des neuen. Es ist in London bei allen Kunstausstellungen Gebrauch, einen oder zwei Tage früher, als die eigentliche Eröffnung stattfindet, einer erlesenen Zahl vornehmer Herren und Frauen und den Patronen und Patroninnen mittelst besonderer Einladungen eine Privatschau zu gewähren. Obgleich gegen diesen Gebrauch sich Manches einwenden läßt, so hat er doch auch seine Vortheile, und besteht so allgemein, daß, wie ich glaube, Niemand daran denkt, ihn abzuschaffen. Demgemäß bot ebenfalls der ursprüngliche Künstlerverein seine diesjährige Galerie den Blicken einer erwählten Versammlung gratis, ehe er sie Tags darauf gegen Bezahlung aufthat, und wem daran gelegen war, sich in vornehmer Gesellschaft zu befinden, der brauchte nur, wenn er nicht zu den Eingeladenen gehörte, von einem der Mitglieder ein auszustellendes Gemälde für die Kleinigkeit von hundert Guineen zu kaufen, und der Verein machte es sich zum Vergnügen, ihn zur Privatschau zuzulassen. In der Erwartung guter Gesellschaft würde er sich nicht getäuscht haben. Der Saal war mit Leuten von Stand und Fashion gedrängt voll, denn als solche dürfen doch wohl bezeichnet werden die Grafen von Tankerville und Cawdor, die Viscounts Clive und Stormont, Lord Prudson, der Bischof von Winchester, der General Phipps und viele Andere mit gleich gut klingenden Namen, ihre schönen Frauen und noch schöneren Töchter natürlich eingeschlossen. Damit nun aber das Ausland nicht rufe: da seht das freisinnige England! Aristokrat muß man dort seyn, wenn man bemerkt und beachtet werden will! so muß ich schnell eines andern Gebrauchs gedenken, der für das Gegentheil zeugt, der nicht bloß bei Kunstausstellungen, sondern überall stattfindet, wo es für das Publikum etwas zu sehen und zu hören gibt, und den ich herzlich gern in Deutschland eingeführt sähe, nicht weil er die öffentliche Achtung für einen Stand bekundet, welchem ich zufällig angehöre, sondern weil ein Land die Achtung gegen sich selbst nicht schöner kund zu geben vermag, als durch Auszeichnung derer, welche mit der Presse in Verbindung stehen — gentlemen of the press; denn das eben ist jener andere Gebrauch, daß die gentlemen of the press überall zuerst freien Zutritt haben, und daß überall, wo etwas geschieht, woran das Publikum zur Theilnahme berechtigt oder aufgefordert ist, zuvörderst für die gentlemen of the press gesorgt wird durch bequeme Size, durch Gewährung der besten Uebersicht und durch Raum zum Schreiben. Thut man das aber etwa, um die schreibenden Federn für sich zu gewinnen? — Nun, wenn man es in dieser Absicht thut, so findet man sich wenigstens oft genug darin getäuscht; keinem, nicht dem feindseligst gesinnten Journale wird der Zutritt verweigert und der Raum gesperrt.

Die Grenzen eines Korrespondenz-Artikels beschränken mich in Bezug auf den Inhalt der Ausstellung auf einige wenige Bemerkungen. Was bei Künstlervereinen nicht immer der Fall ist, daß der Würdigste den Präsidentenstuhl einnimmt, das ist hier der Fall. Copley Fielding verdient zuerst genannt zu werden. Seine sonnigen Seeufer und seine dunkeln Meeresfelsen, seine trockenen Dünen und seine saftigen Wiesen — es dürfte nicht leicht seyn, ihm das nachzuahmen, und wie aufstrebend und glänzend auch die Talente jüngerer Mitglieder sind, seine Gemälde gehören unstreitig zu den Perlen der Ausstellung. Da sind seine Klippen zu Seaford, seine Ansicht des Waldes von Sussex, mit dem Blicke über Burted und Uckfield und in der Ferne die südlichen Dünen, sein Bowhügel in Sussex, an dessen Fuße bei Stoke in der Nähe von Chichester sich eine tiefe Schlucht durch die Dünen hinzieht, in deren Mitte ein alter Hain ehrwürdiger Bäume aufragt, so alt, daß mancher Baum älter seyn mag, als die Zeit der Eroberung, bekannt in der Geschichte durch die blutige Schlacht, welche die Sachsen und die norwegischen Eindringlinge dort unter Wikingr fochten, viel besucht wegen der Gräber der in der Schlacht gefallenen Seekönige, und zur Erinnerung an jenes Treffen der königliche Grund genannt: die Wahrheit dieser Gemälde ist so schlagend, daß sie verkleinerten Landschaften gleichen, wie sie in einer camera lucida sich dem Auge bieten. — J. F. Lewis versezt den Zuschauer nach Spanien. Eine spanische Posada, wie sie nach einem Stiergefechte aussieht, eine Weinbergsscene in Granada, ein Mönch aus dem Orden Los Trinitarios Descalzos, Bettelmönche, die Almosen empfangen, eine, ich weiß nicht aus welchem Grunde, für den Prinzen Georg von Cambridge gemalte Spanierin, spanische Kapuziner, die in Sevilla zum Besten ihres Klosters predigen — alle diese Gemälde sind eben so viele überzeugende Beweise, welcher Höhe von Vollkommenheit die Kunst, in Wasserfarben zu malen, fähig ist, und zu welcher sie in England sich emporgeschwungen hat. Sehe man auf die Mannichfaltigkeit des Charakters, oder auf den Glanz der Farben, man muß bekennen, daß die Kunst, in Oel zu malen, ihren frühern Vorzug nicht mehr ungetheilt besizt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fürstenau, im Großherzogthum Hessen, Mai 1835.

Auch in der hiesigen Residenz hat die Idee eines dem unsterblichen Schiller zu errichtenden Denkmals ausgezeichnete Anerkennung gefunden. Der regierende Graf Albert zu Erbach-Fürstenau, ein thätiger Beförderer alles Schönen und Edlen und ein hoher Verehrer Schillers, veranstaltete bereits im Januar dieses Jahres ein Darstellung von „Wallensteins Lager“ auf dem schon lange bestehenden hiesigen Hof- und Liebhabertheater zum Vortheil des Denkmals, deren Ertrag sich auf 66 fl. belief. Eine Privatsammlung des Herrn Grafen betrug 27 fl. 56 kr. — Vor einigen Wochen fand nun eine abermalige dramatische Darstellung für das Denkmal, bei welchem der von Herrn Professor Schwab zu der Darstellung des „Fiesko“ auf dem k. Hoftheater zu Stuttgart gedichtete Prolog mit angemessenen Ortsabänderungen gesprochen wurde, unter allgemeiner Theilnahme statt, und der Ertrag, zu dem noch einige anderweitige Beiträge des Herrn Grafen, der gräflichen Verwandten und der Dienerschaft hinzukamen, ist mit 130 fl. dem Vereine für Schillers Denkmal in Stuttgart zugestellt worden.

Beilage: Literaturblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 137.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 9. Juni 1835.

Eher verwandt ist hier dem gewaltigen Schaumelemente
Als der beackerten Scholle der Mensch und dem üppigen Saatfeld.

Platen.

Briefe über die Insel Rügen.

Dritter Brief.

Schon eine weite Reise habe ich jezt durch das Rügenland gemacht, und schon so viel davon gesprochen, daß ich befürchten muß, den Leser zu ermüden. Ich übergehe daher manchen andern reizenden Punkt, manche zauberische Aus- und Ansicht, und eile dahin, wo sich eine Totalübersicht aller andern einzelnen Landschaftbilder aufthut — zu dem Hauptpunkte der Insel.

Gegen die Mitte der Hauptinsel nämlich erhebt sich das Land und bildet hier gleichsam den Brennpunkt der konvexen Linsenform des Erdbodens. An dieser Stelle liegt Bergen, die Hauptstadt, freilich nur ein Städtchen und unscheinbar gebaut, eine an sich traurige, kleine Siebenhügelstadt mit wellenförmig auf- und absteigenden krummen Straßen, aber ihrer Lage nach mit nur wenigen die Konkurrenz fürchtend.

So weit man aus der Ferne, wohl auf fünf Meilen im Umkreis, ihre Thürme erblickt, so weit schweift von ihr aus der Blick über das ganze Land, die pommerschen Küsten, die hohe See. Und so hoch die Stadt liegt, so gibt es doch eine Stelle auf dem Markte, von wo aus man über den Dächern der gegenüberstehenden Häuserreihe die Schiffe am Saum des Meeres vorüberziehen sieht, wie fliegende Schwäne. Zwei große Hügel außer der Stadt, und an die Höhe, worauf diese liegt, grenzend, haben wegen der Aussicht, welche man von ihren Gipfeln genießt, Bedeutung. Der kleinere, Raddaß genannt, ist mit englischen Anlagen bedeckt und gewährt nicht den ganz vollen Ueberblick der Umgegend wie sein berühmterer Nebenbuhler, der Rugard. Dieser Hügel ist gegenwärtig Eigenthum des für Rügen so wohlthätigen Fürsten zu Putbus. Er ist ganz kahl, mit spärlichem Heidekraut bewachsen, und die Kunst hat hier nur so viel gethan, um dem Besteiger die Wege so angenehm zu machen, als er wünschen kann, und die Schonung der Eigenthümlichkeiten der Naturformen es gestattete.

Auf der Spitze dieses Hügels, welcher in gleicher Ebene mit der Spitze des Marienthurms zu Stralsund liegen soll, erhält man eine vollständige Rekapitulation aller merkwürdigen Punkte. Gegen West und Südwest breitet sich das Flachland Rügens, in kleine Areale getheilt, aus. Gegen Nord und Nordost übereilt der Blick die Bodden, Halbinseln und Inseln, und nach allen Seiten hin taucht er in die See. Dieser Standpunkt ist sehr berühmt, und in sofern man von ihm eine ganze, nicht kleine Insel überblickt, hat er etwas Außerordentliches. Es kommt aber sehr auf die Optik des Tages an, ob der Eindruck, den man hinwegnimmt,

sich mit aller Magie der Erinnerung an imposante Naturscenen nachfühlt.

Von hier aus will ich noch einen kleinen Absprung nach Südost machen, wo in merkwürdiger Zerrissenheit sich das Land in die See hinaushängt und die Halbinsel **Mönchgut** bildet. Die wieder sehr reizenden Aussichten abgerechnet, bietet die Natur hier wenig Bemerkenswerthes. Dagegen bleibt dieses durch seine Lage und die Sitten seiner Bewohner vom Hauptlande isolirte Ländchen in historischer Beziehung interessant. Denn seit Jahrhunderten hat der Mensch hier in seinen socialen Verhältnissen nichts geändert und kaum einen Schritt weiter vorwärts gethan. Der Mönchguter spricht heute noch sein eigenthümliches Patois, trägt seine besondere Tracht, webt die Zeuche dazu selber, lebt in patriarchalischer Ungebundenheit und Zucht. Unter andern merkwürdig ist bei ihm die in Europa gewiß hier einzige Sitte, daß sich die Mädchen ihre Männer wählen und der Heirathsantrag von dem Weibe, nicht umgekehrt, wie sonst bei uns, ausgeht. Die Insel war vor Zeiten Eigenthum eines Mönchsklosters, was eben ihr Name bezeichnet.

Ich komme jezt auf die Denkmale und Ueberreste der deutschen heidnischen Vorzeit, welche sich auf Rügen fanden und finden. Der Erdwälle und Burgringe habe ich bereits erwähnt, und es bleibt mir nur noch übrig, von den sogenannten **Hühnengräbern** und Opferhügeln und ihrer Ausbeute etwas im Allgemeinen zu sagen. Was Rügen an solchen Denkmälern besizt, muß um so schätzbarer erscheinen, wenn man erwägt, wie bei allem Reichthum unserer Antiquitätenkammern und jener klassischen Gegenden unsers Vaterlands, wo jeder Morgen Landes eine interessante Ruine einschließt, die Alterthumsforschung sicherer Belege aus der Urzeit unserer Nation beinahe völlig entbehrt, während die Reste des altrömischen und altgriechischen Lebens, ja selbst die der egyptischen und indischen Vorzeit und die aus dem spätern Mittelalter ihr bis zum Uebermaße vorliegen. Bei der geringen Kultur der das alte Deutschland bewohnenden Völkerstämme und ihrer dürftigen Baukunst konnte auf der nach allen Richtungen vom eisernen Kriegsbesen durchfegten Erde freilich wenig überbleiben, und selbst dieses Wenige verwischte der Fleiß und die Intelligenz späterer Jahrhunderte. Auf unserer einsamen, von den großen Völkerbewegungen weniger berührten Insel erhielten sich daher solche Denkmäler der rohen Zeit um so glücklicher, als auf sie auch das Mittelalter und die neuere Zeit geringen Einfluß äußerten. Doppelt schätzbar werden diese Ueberreste dadurch, daß sie aus zwei verschiedenen Epochen der einheimischen Geschichte stammen und uns zugleich von Slaven und Wenden sprechen, welche nacheinander Bewohner des deutschen Nordens waren.

(Der Beschluß folgt.)

Bilder aus dem Seeleben,

in Mährchen und Sagen.

Meerlilie.

(Fortsetzung.)

Das Männlein hatte ein dunkles Kleidchen an, um das blasse, welke Greisesantlitz legten sich schlichte, lange, grüne Haare, die erloschenen Augen blickten wehmüthig vor sich hin, indeß er mit sanfter Stimme sprach: „Schöner Knabe, die Unterirdischen haben es erfahren, daß die flüchtige Welle in Dir ein geheimnißvolles Glückskind trägt, das zu unsrem Wohl, zu unsrer Freude geboren worden. Ich muß mich kurz fassen, damit das Schiff nicht entgleitet und ich meine Laterne noch wiederfinde; vernimm also, daß die schöne Meerlilie mich sendet und anfragen läßt, ob Du, holder Freund, ihr Retter seyn willst aus schmählicher Gefangenschaft.“ Dick sah staunend in die wasserhellen Augen des kleinen Greises und fragte: „Sage mir nur, Gevatter Wassermann, wer ist die schöne Meerlilie, und auf welche Weise kann ich ihr Befreier werden?“ — „Das Erstere,“ entgegnete der Greis, „erfährst Du wohl zu seiner Zeit umständlicher, das Zweite kann ich Dir jezt gleich sagen.“ Er warf einen Blick auf seine Laterne, und da sie schon entfernter schimmerte, sezte er eiliger hinzu: „Meerlilie ist eine süße, wunderschöne Jungfrau, die von dem übermüthigen Korallenfürsten, weil sie seine Liebe nicht erwidern wollte, sammt ihren Freunden und Angehörigen in den Grund des Meeres verzaubert worden ist, wo sie in einem jener Zaubergärten, die Du unten gesehen hast, so lange hingebannt schlummern muß, bis ein schöner, unschuldiger Knabe, den die Geister lieb haben, den Zauber überwindend, sie befreit. Willst Du nun die schöne Meerlilie sehen, und geht Dir ihr herbes Leid zu Herzen, so entschließe Dich, mit mir in die Tiefe herabzusteigen, ich will Dich schnell und sicher zu ihr führen. Vorher aber prüfe Dich, ob Du Stärke genug besitzest, die Probe zu bestehen: drei Nächte nämlich hintereinander mußt Du neben der schönen Lilie wachen, ohne Dich von den Zaubertönen, die um ihr Blumenlager erklingen werden, in Schlummer wiegen zu lassen. Gelingt Dir dieses, so ist das Schwerste überstanden und die andern Bedingungen, die sie Dir selbst aufgeben wird, sind leicht zu erfüllen.“

Dick hörte diese Rede mit freudefunkelnden Augen. „Gevatter Wassermann!“ rief er, „wenn Du mit scharfem Geistesblick mich ausersehen hast, so sollst Du sehen, daß ich gerade der Mann bin, den Du suchst. Komm, zeige mir die Wege zu der schönen Lilie, das Andere laß mich machen.“ Der Kleine schüttelte, als er diese

Worte hörte, mißvergnügt das Haupt. „Wie schnell und unbesonnen!“ rief er, „als gälte es, einen Apfel vom Baum zu brechen! Die Angelegenheit ist zu wichtig, ich gebe Dir drei Nächte Bedenkzeit, dann komme ich, Dich abzuholen. Wisse, daß wenn der Schlaf Dich unten übermannt, Du auf ewige Zeiten dort eingeschlossen bleibst, nie das Auge der Deinigen wieder siehst, noch jemals die grünen Wiesen und Fluren der Oberwelt betrittst. Bestehst Du aber die Probe, so sind große Schätze und die Liebe der schönen Meerfee dein. Nun weißt Du, was Du wissen sollst. Gieb wohl Acht, am Abend des dritten Tags wird das Schiff an den Kelch einer ungeheuern, prächtigen Meerlilie heranschwimmen; das soll Dir ein Zeichen seyn, daß Deine unbekannte Geliebte Dich erwartet. Jetzt lebe wohl, ich muß hinunter, meine Haare fangen an trocken zu werden und nur noch wie ein fernes Pünktchen schimmert die Laterne.“ Er ergriff bei diesen Worten eiligst das Seil, löste es so lang wie möglich und schwang sich in's Meer hinab; Dick sah ihn in die schwarzen Wellen untertauchen und spurlos verschwinden. Es ward ihm weh um's Herz, denn er hatte in diesen wenigen Minuten den alten Wassermann ordentlich lieb gewonnen. Jetzt saß er wieder einsam da, und wie ein Traum war die ganze seltsame Erscheinung in die Wellen hinabgeglitten, das Meer todt und stille.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als Dick erwachte, heftig geschüttelt vom Arme des zornigen Schiffsmeisters; verstört blickte er in die Höhe und rief: „Aber so sagt doch nur, warum kann die schöne Lilie nicht den Korallenfürsten lieben?“ — „O Du Kröte!“ schrie der Schiffsmeister und gab ihm einen derben Schlag, „wer spricht davon? hinunter sollst Du in den Raum, die Kajüte auskehren, das Geräthe zusammenstellen! seht doch den trägen Meerwurm!“ — Er packte in die blonden Locken des Knaben, zerrte ihn in die Höhe und stieß ihn vor sich die kleine Stiege zur Kajüte hinab.

Es ist eine schlimme Zeit, wenn die Sonntagskinder arbeiten müssen; der Kehrbesen ward wie Blei in Dicks Händen, der leichte Standwedel kam nicht von der Stelle, und die wenige Arbeit wurde und wurde nicht fertig. Es regnete nun wieder Schläge und Scheltworte; Dick nahm sie geduldig hin, indem er bei sich dachte: sie können mir doch nicht die Liebe der Meerfee rauben, und die Schätze, die ich gewinnen werde. Fand er einen Augenblick müßige Zeit, so lag er auf seinem Plätzchen am Bord und blickte hinab und erstaunte im süßen Schrecken, wie Alles unten um Vieles prächtiger und schöner wurde. Das helle Wasser schien noch durchsichtiger und krystallreiner, üppiger und seltsamer waren Gewächse und Gesteine, bunter durcheinander spielten die herrlichen Fische. Am zweiten Tage fing Dick an, schon nach dem Kelch der Meerlilie auszuschauen; doch so weit er sein suchendes Auge schickte, war nichts als Wasser und Himmel; aber am Morgen des dritten Tages tauchte am Horizont etwas Weißes auf, das hell in der Sonne flimmerte, und das die Schiffleute für die äußerste Spitze eines Kreidefelsen hielten. Zu gleicher Zeit wurden Alle inne, daß ein süßer, unendlich lieblicher Duft sich um das Schiff her zu verbreiten anfing; Einige, die ihre Augen mit Gläsern bewaffnet hatten, sahen nun, daß das, was ihnen als ein Kreidefelsen erschienen, der Kelch einer ungeheuern weißen Blume war, die ruhig auf dem glatten Spiegel schwamm und die himmlischen Düfte ausstreute. Darüber verwunderten sich Alle nicht wenig, und selbst der Kapitän wußte nicht gleich, wie er diese neue Seltsamkeit gehörig verständlich erklären solle. Dick allein trug das ganze Verständniß im Herzen. Er schlich an den einsamsten Platz, um sein Entzücken und die bangen Schauer, die seine Brust durchbebten, nicht vor den Leuten sehen zu lassen; verstohlen blickte er von hier aus auf die Blume, die näher und näher heranschwamm. Die Abendsonne füllte den silbernen Kelch mit Purpurstaub, und widerspiegelnd schwebten die glänzendsten rothen und weißen Scheine im Wasser; endlich war das Schiff der Blume ganz nahe, es war Nacht geworden, und weit hin auf der schwarzen Fläche breiteten sich die riesigen Blätter im Monde wie ein Schneefeld glänzend aus; zugleich füllte ein durchdringender Duft die ganze Atmosphäre, so daß eine Betäubung sich der ganzen Mannschaft bemächtigte und sie in Schlummer sank, trotz den Befehlen und Drohungen des Kapitäns. Dicks Sinne blieben allein völlig wach; er hatte sich auf seinen gewohnten Platz begeben, und niederschauend in die Wellen, erwartete er den geheimnißvollen Boten, der ihn hinabgeleiten sollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, Mai.

Theater. Fruchthalle.

Unsere Theatersaison ist mit dem 16ten Mai zu Ende gegangen, und das nachbarliche Wiesbaden, das im Sommer so viel Schönes in sich aufnimmt, nimmt uns auch diesen Genuß. Immerhin; diesmal wenigstens haben wir nicht Ursache, uns zu betrüben, daß Thalia einige Monate feiert. Unsere Bühne laborirte acht Monate lang an einer Krankheit, von welcher die Genesung nicht abzusehen ist. Die Krankheit besteht aus einzelnen Symptomen; sie heißen: Lässigkeit des Direktors, Unfleiß des Personals, Charakterlosigkeit des Repertoires u. s. w. Wir Theaterbesucher unsererseits haben durch faktische Theilnahme an dem hiesigen Theaterwesen gezeigt, was der Direktor hoffen könnte, wenn

er nur einigermaßen den billigen Wünschen des Publikums entgegenkäme; aber es ist nicht geschehen, und die Jeremiaden über abermalige Täuschung der Abonnenten sind mehr als gerecht. Sonderbar! auf unserm neuen Hause ruht ein wahrhafter Fluch. In den ersten Jahren seiner Existenz wurde es von zwei einsichts- und geschmacklosen Menschen dirigirt; sie gingen mit unserm guten Gelde weg, und lachten sich in's Fäustchen. Diesmal hat man die Leitung einem Manne gegeben, der der Sache kundig ist, und auch gerade keinen bösen Willen hat, aber er spart zu sehr auf die etwa kommenden dürren Jahre, und traktirt uns mit allzu magerer Kost. Sind 90,000 fl., der jährliche Ertrag unserer Bühne, etwa nichts?

Es unterliegt nun keinem Zweifel mehr, daß wir vielleicht noch in diesem Jahre in unserer Stadt eine großartige Fruchthalle werden emporsteigen sehen, wodurch einem Bedürfnisse abgeholfen seyn wird, das bisher die armen Bauern, die uns so reichlich mit Brod versehen, am schmerzlichsten empfanden, indem sie, unter freiem Himmel oft der schlimmsten Witterung ausgesetzt, sich und ihre Waare zu Grunde richteten. Die Wichtigkeit, ja die europäische Bedeutsamkeit unsers Fruchtmarktes kann ein Opfer von etwa 50,000 fl. allerdings verlangen. Ich sage europäische Bedeutsamkeit; denn wie das Fallen und Steigen der Staatspapiere zu London und Paris in den Börsen kleinerer Städte die Richtschnur der Handelsunternehmungen wird, so fragt man zu Amsterdam, Straßburg, London und Marseille nach dem Stande der Fruchtpreise zu Mainz. Ja, vor einigen Jahren versah ein einziges hiesiges Handelshaus mehrere französische Departements mit ihrem Fruchtbedarf aus dem Ueberflusse von Franken und Hessen. Auch läßt sich die Bedeutsamkeit des hiesigen Fruchtmarkts leicht erklären. Wir besitzen den Markt, auf welchen die gesegnete, getreidereiche Provinz auf so leichte und wenig kostspielige Weise ihre Vorräthe schaffen kann, da die ungehinderte Zufuhr auf dem Main, Rhein und den Kunststraßen den Fruchthandel natürlich an den Hafen von Mainz festbannen muß, besonders wenn man diesen vollsaftigen Handelszweig gehörig zu würdigen versteht. Nur um den Platz handelt es sich noch, wo die Fruchthalle zu gründen sey, ob in die Nähe des neuen Theaters, wo ein umfangreicher Raum sich vorfindet, oder an dem Rhein, wo zwar der Platz nicht so groß, aber die Lokalität günstiger wäre. Dieser im Ganzen unwichtige Streit wird bald geendet seyn, und die lang ersehnte Fruchthalle wird erstehen.

(Der Beschluß folgt.)

London, Mai.

(Fortsetzung.)

Der Verein der in Wasserfarben malenden Künstler. Italienische Oper.

Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit die Kunstwelt auf ein Werk aufmerksam zu machen, welches Lewis als Frucht eines längern Aufenthalts in Spanien emsig vorbereitet. Es wird im Verlage von Hodgson, Boys und Graves erscheinen und den Titel führen: Sketches and Drawings in Spain, made during a tour in that country, in the years 1833 — 34, consisting of a selection of twenty-five of the most interesting Sketches from his Portfolio, including the Figures, Animals and Scenery of Spain. Drawn on Stone, in exact imitation of the original Sketches, entirely by John F. Lewis. Der Name des Verfassers und der Ruhm, den sein jüngst erschienenes Alhambra sich schnell erworben hat, verbürgen den Werth der zu erwartenden Erscheinung. — Nächst Fielding und Lewis dürfen G. Cattermole und J. D. Harding nicht ungenannt bleiben. Ersterer hat in dem Abt ein herrliches Gemälde gegeben, mag man auf die Hauptfiguren oder auf die Einzelnheiten sehen. Der schlafende Würdenträger, der Laienbruder, der die Reste des eben beendigten Mahls entfernt, und der Mönch, der seinen Superior in die Arme des Morpheus hineingelesen hat, und nun keinen Augenblick zu verlieren wünscht, um sich nach Möglichkeit und Bedürfniß zu erfrischen, sind drei lebenswarme Bilder, während das Geräth, so wie das ganze Innere des Zimmers mit einer bewundernswerthen Sorgfalt gearbeitet ist. Von Harding ist der große Kanal in Venedig, unstreitig das vollendetste Musterbild dieses Fachs in der ganzen Galerie. Ich wüßte kaum, was ich in Glanz der Farben und in Schönheit des Effekts ihm zur Seite stellen könnte, und ich stimme ganz dem Ausspruche eines Kunstrichters bei, welcher sagte: it combines the truth of Canaletti with the gorgeous brilliancy of Turner. Wie ich höre, soll in Kurzem ein Kupferstich davon erscheinen. Ich würde mich eines Eingriffs in die Rechte des Kunstblattes schuldig machen, wollte ich die vorgeführten Gemälde näher analysiren, oder auch nur mit gleicher Flüchtigkeit die ganze Galerie durchgehen. Daß aber ein Verein von Künstlern, unter denen sich die Namen eines David Cox, Hunt, Friedrich Nash, Samuel Prout, Richter, Stephanoff befinden, und daß eine Sammlung von 527 Gemälden, die alle der Ausstellung werth geachtet worden sind, von Seiten der Kunstfreunde besondere Aufmerksamkeit verdiene, kann wohl keinem Zweifel unterliegen.

Seit ich zuletzt der italienischen Oper gedacht habe, sind la gazza ladra, Anna Bolena und Semiramide in ziemlich rascher Folge über die Bretter und durch das Orchester dieses fashionabeln Hauses gegangen. Wenn das Publikum bis auf einige Ausnahmen zufrieden ist, so, sollte ich meinen, muß Laporte ohne alle Ausnahme zufrieden seyn. Das theure Haus ist regelmäßig, bisweilen zu sehr gefüllt, und wenn Laporte am Schlusse der diesjährigen Season mit Schulden abtritt, ja, wenn er nicht Mittel erübrigt, die Schulden früherer Zeit zu bezahlen, so geht das entweder nicht mit rechten Dingen zu, oder das Bestehen seines Unternehmens ist eine reine Unmöglichkeit. London muß reiche Bewohner haben, da in die Kasse eines einzigen Theaters jeden Abend so viele Tausende fließen! — La gazza ladra wurde hauptsächlich in der Absicht gegeben, Mademoiselle Grisi in einer ihrer besten Rollen, in der der Ninetta, auftreten zu lassen. Aus allen Theilen des vollen Hauses wurde sie mit der lebhaftesten Theilnahme begrüßt, und in der That, sie rechtfertigte die hiedurch ausgesprochene Erwartung, denn trefflich, wie durch die ganze Rolle, ging sie besonders mit Kraft und Leben durch die berühmte Cavatine: di piacer mi balza il cor. Es ist einige Zeit her, daß sie zum letzten Male in London gehört wurde, aber seit dieser Zeit hat ihre Stimme bedeutend an Stärke und Umfang gewonnen, und ihre übrigen Kunstfertigkeiten haben sich so vortheilhaft ausgebildet, daß Mademoiselle Grisi gegenwärtig ohne Zweifel mit den ersten Sängerinnen des Tags auf fast gleicher Höhe steht. Auch ist ihr dramatisches Talent kaum geringer, als ihr musikalisches Geschick. Ersteres konnte wohl nicht besser erprobt werden, als in der Rolle der Ninetta, die, wie uninteressant sie auch im Ganzen seyn mag, doch an die Darstellerin bedeutende Ansprüche macht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 138.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 10. Juni 1835.

— Ohne Wunder, Gold und Edelstein,
Kann ohne sie das bunte Mährchen seyn?

Wieland.

Bilder aus dem Seeleben, in Mährchen und Sagen.

Meerlilie.

(Fortsetzung.)

Nicht lange, so erglomm tief unten wieder der lichte, grüne Schein, wurde schnell größer, und zugleich rankte sich eine schwarze Staude mit ihren krausen Blättern aus dem Wasser heraus, indem sie sich an die Seite des Schiffs, gleich einer Leiter, anlegte. Das kleine, häßliche Gesicht des Greises tauchte empor und nickte dem armen Knaben, dem jezt weh und unheimlich zu Muthe wurde, mit freundlichem Grinsen zu. „Nun, welchen Entschluß hast Du gefaßt, Söhnchen?“ — „Gevatter Wassermann, wenn es seyn kann, so wollen wir die ganze Unternehmung bleiben lassen.“ — „Elender Knabe,“ zürnte der Geist, „bist Du so kleinmüthig und unzuverlässig? — Wenn Dich die reichen Schätze nicht locken, so sollte Dich der Schmerz der schönen Meerlilie rühren, die sich durch Deine Thorheit jezt um ihre Hoffnung betrogen sieht. Geh, einfältiger Bursche, Du warst Deines Glückes nicht werth!“ — Mit diesen Worten machte sich der Kleine bereit, wieder niederzusteigen, als Dick sich rasch ermannte, allen kecken Muth zusammennahm und rief: „Nun, nicht so eilig, ich folge Dir nach! — aber,“ sezte er hinzu, „werden die Gefährten nicht unterdessen fortsegeln, mich verlassen?“ — „Sey ohne Furcht,“ war die Antwort, „der magische Duft der Lilie hält sie und ihr Schiff während dieser drei Tage und Nächte, da Du unten weilest, fest gezaubert an diese Stelle, wir finden sie noch schlummernd, wie wir sie jezt verlassen.“

Jezt stiegen der Wassergeist und Dick auf den Boden des Meeres hinab. Unten sah Alles seltsam und traumhaft aus; in der Dunkelheit ragten die riesigen Gewächse und Blumen wie mit drohenden Armen weit in die stillen Gewässer hinein; die Laterne des Alten warf wunderbare Schimmer, und wie er sie ergriffen und die beiden Wanderer jezt still neben einander auf dem Meeresboden hinwandelten, da wurde Dick mit Entsetzen inne, wie er so gar nichts kenne in dieser ihn umgebenden Welt, kein Gestein und keine Blüthe, wie Alles ihn mit fremden, unheimlichen Augen ansehe. Zahllose Fische schwammen ihnen entgegen und bogen scheu vor dem Lichte der Laterne aus. Endlich gelangten sie zum Ruhebette der schönen Meerlilie. Sie lag auf einem weichen Lager von Wassergras, die Augen waren geschlossen, und durch ihre dunkeln, aufgelösten Locken war ein Kranz weißer Lilien geflochten, deren eine gerade über der Stirn hinaufrankte bis auf die Oberfläche der Wasser,

und dort aus ihrem Riesenkelche jene zauberhaften Düfte spendete. Hoch über das Lager wölbten sich schimmernde Korallenzweige dicht durcheinander und bildeten, von einzelnen weißen Lilien durchflochten, einen köstlichen Thronhimmel. Dicks Knie beugten sich unwillkührlich vor dem Lager der Schlummernden, er hatte nie eine so herrliche Mädchengestalt gesehen, und sein trunkenes Auge sog gierig nie gesehene Reize ein. Wie glücklich pries er sich jezt, daß er dem Alten gefolgt war, mit welcher stolzen Zuversicht sah er sich schon als Befreier der reizenden Geliebten an! — Jener kam und sezte seine Laterne neben den Jüngling. „Ich verlasse Dich jezt," rief er, und seine Worte tönten schauerlich durch die tiefe Stille umher; „vergiß nicht, wo Du bist und welches Wagestück Du unternommen. Deine Wacht nimmt jezt ihren Anfang. Sieh Dich vor, daß das Licht der Laterne nicht erlischt, denn der darin eingeschlossene Geist ist ein guter und wird Dir mit seinen Kräften beistehen."

Dick dankte, und der Alte entfernte sich, indem er in eines der Gebüsche einlenkte. Jezt war der Arme in der tiefen Einsamkeit völlig verlassen. Kein Laut regte sich um ihn; er saß auf dem hellen Sandboden, die Laterne neben ihm. Die ersten Stunden der Nacht vergingen, indem er fast unverwandten Blicks die schöne Lilie betrachtete, dann aber fühlte er, daß ihr schlummerndes, bleiches Antlitz wie betäubend auf ihn wirkte, so daß auch seine Sinne der Schlaf anwandelte. Erschreckt wandte er sich ab und lauschte ängstlich in die Nacht hinaus nach einem Geräusch, das ihn zerstreuen und wach erhalten könne, allein es blieb still, es zog kein Frühlingswind durch die Blätter, kein Vogel erhob sich singend aus den Zweigen, kein Käfer summte im Grase. Wie glücklich und froh begrüßte er die ersten Strahlen des Lichtes, die in die Meerestiefe hinableuchteten; mit ihnen zugleich erschien der Alte und löste ihn von seinem Posten ab. Er führte ihn hinauf zum Schiffe, und nachdem Dick hier unter seinen schlummernden Kameraden den Tag hingebracht hatte, kam die zweite Nacht heran, wo der Alte sich noch ängstlicher und vorsorgender zeigte und die größte Sorge für die Laterne empfahl.

Kaum war er fort, als der Knabe seine Warnung fast vergaß über dem wunderbar herrlichen Schauspiel, das sich ihm kund that. Der Mond zog leise herauf, und indem er von der dunkeln Himmelskuppel niederleuchtete, goß er seine lieblichsten Strahlen unten in die Meereseinsamkeit; alsbald wölbte sich ein farbiger Bogen über Dicks Haupte, der, wie von flüssigen Edelsteinen gebaut, in dem hellen Krystall flimmerte und die holdesten Töne von sich gab. Die Einsamkeit, vom Mondesglanz erfüllt, übte einen magischen Zauber aus, und ein unendlicher, süßer, himmlischer Friede glitt auf die stillen Wege und Gebüsche nieder. So süß hatte noch nie eine lebende Seele im holden Mädchenreiche geathmet. Wie in Entzückung eingewiegt, fuhr der Knabe plötzlich empor, indem es ihm schien, als griffe ein in lange Gewänder gehüllter Arm nach seiner Brust; seine erste Bewegung war, die Laterne zu erfassen, die, seitwärts im Gebüsche versteckt, nur noch einen spärlichen, verlöschenden Schimmer von sich gab. Als er die Flamme gereinigt hatte und sie mit erneutem Glanze leuchtete, kam wieder Muth in seine Seele; sichtlich erbleichte der magische Mondenglanz und der schimmernde Krystallbogen.

Als der Alte am Morgen erschien, zeigte er sich besonders erfreut und sprach seine Zuversicht für das endliche Gelingen aus. Er hatte sich auch nicht geirrt, Dick bestand auch die Probe der dritten Nacht, obgleich hier noch süßer der Mondenglanz schimmerte, der helle Bogen sich über seinem Haupte noch betäubender wiegte und Einsamkeit und Stille noch lockender zum Schlummer einluden. Bei den ersten Strahlen der Morgensonne richtete sich die schöne Lilie von ihrem Lager empor, und zum erstenmal sah der glückliche Jüngling, der zu ihren Füßen kniete, in die dunkeln Liebesaugen der Meeresfee. „Ich danke Dir, Sterblicher," begann sie mit holder Stimme, „Du hast vollbracht, wornach Viele vergeblich rangen; Dein Muth und Dein Glück sind mir Bürge, daß Du hiebei nicht stehen bleiben, sondern nun auch die noch übrigen beschimpfenden Bande, die meine Freiheit fesseln, lösen wirst. Versprich mir dieses, und ich will Dir einen Theil meiner beklagenswerthen Schicksale erzählen." Dick, als er die schöne Lilie so sprechen hörte, als ihr bittendes Auge in dem seinigen ruhte, und ihre reizende Gestalt halb an seiner Schulter lehnte, versprach mit den kräftigsten Betheurungen, Alles zu vollbringen, was sie nur von ihm fordern würde. Seine Bereitwilligkeit rührte die Schöne, und sie nahm mit einem wehmüthig klagenden Tone das Wort.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe über die Insel Rügen.

(Beschluß.)

Die Slaven, unter dem Namen der Ranen bekannt, scheinen schon frühe, vor Roms Heerzügen nach Germanien, hier gehaust zu haben und von den spätern Einwanderern, den Wenden, welche von dem größten Theile der Ostseeländer Besitz nahmen, nach und nach gegen den nördlichsten Theil der Insel verdrängt worden zu seyn, denn hier findet sich in dem Namen der Ortschaften beinahe allgemein das slavische Idiom. Noch glaubwürdigere geographische Zeugen dafür sind die vielen

über das Land zerstreuten Grabhügel und Steinkisten, die sogenannten Hühnengräber (Riesengräber). In der Stubnitz, wie auf Jasmund und Wittow überhaupt, wo die Ranen hausten, finden sich nirgends nach germanischer Art errichtete Todtendenkmale, sondern diese bestehen hier durchaus aus jenen Steinkisten, worin die Slaven ihre Todten unverbrannt bestatteten. Es sind dies im Viereck aus Feldsteinen oder großen rohen Granitquadern gefügte Behältnisse von verschiedenem Umfang, und gewöhnlich von der Höhe, daß ein Mensch darin aufrecht sitzen kann. An einigen Stellen trifft man auf solche Todtengemächer von ungeheurem Umfang und aus so mächtigen Felsstücken zusammengesetzt, daß man glauben muß, jenem rohen Volke der Ranen seyen die besten mechanischen Hülfsmittel zu Gebote gestanden. Man hat viele dieser Gräber geöffnet und beinahe überall aufrecht sitzende Gerippe gefunden, die beim Eindringen der Luft zerfielen. In einem derselben fand man sieben Gerippe im Kreise sitzend. Einige Lappen, Armspangen und die damals üblichen Waffenstücke aus Feuerstein waren nebenher noch die Ausbeute.

Dagegen erblickt man auf dem Hauptlande Rügen und den südlichern Inseln und Halbinseln von dieser Art von Gräbern keine Spur, um so mehr aber von jenen großen Todtenhügeln, worunter die alten Wenden die Aschenurnen ihrer Todten begruben. Mit diesen Hügeln, deren sich viele auch an der pommerschen Küste finden, ist Rügen übersät, und seltsam erscheint es, daß man sie größtentheils zu sieben bei einander antrifft. Bei dem Dorfe Woorke liegen aber dreizehn solcher Grabhügel, worunter drei von ungewöhnlicher Größe. Sie haben alle die Gestalt eines abgestumpften Kegels und sind mit Heidekraut, Buschwerk und Bäumen bewachsen. Oeffnet man diese Riesengräber, so erhält man beinahe immer dasselbe Resultat. Sie enthalten gewöhnlich einen oder auch zwei Aschenkrüge von roh gebranntem Thon, daneben vielleicht einiges werthloses Geräthe und Waffen.

Diese Hühnengräber waren mir das Werthvollste, was ich auf Rügen vorfand. Die Erde hat für den Menschen nur Bedeutung als Tummelplatz seines Geschlechts, und ihre Schönheiten, wie sehr sie auch das Herz erquicken, lassen den denkenden Geist öde, wo unter die Mäler der Gottesschöpfung sich nicht die Spuren seines Schaffens mischen. Wie den Buddisten die Fußtritte ihres Gesetzgebers heilig sind, so ehren wir diese Todtenhügel als Fußstapfen eines erloschenen Volks, welches wir zu unsern Voreltern zählen.

Was sich sonst auf, oder vielmehr in dem klassischen Boden Rügens fand, ist in Bezug auf die Kulturgeschichte seiner Urzeit interessant. Nach dieser Ausbeute scheinen die Ranen und Rugen die Bearbeitung des Eisens und dieses wohl selbst nicht gekannt zu haben. Die Ueberreste aus jenen Zeiten, welche in Menge der Erde entnommen wurden und die noch jährlich die Pflugschar auswühlt, bestehen in Opfermessern, Speerspitzen und einer kurzen Faustwaffe in Form eines flachen Keiles, von ungefähr acht bis zehn Zoll Länge und zwei in der Breite. Diese sämmtlichen Stücke sind aus einem fahlgelben Feuerstein gearbeitet, welcher sich noch heutigen Tages an den Küsten der Insel in Menge vorfindet. Die Bearbeitung dieses Materials scheint durch Schlagen und Absplittern geschehen zu seyn, denn die rohen Exemplare zeigen auf ihrer Oberfläche eine netzförmige Unebenheit, und nur wenige von den aufgefundenen sind durch Schleifen völlig geglättet. In so rohem Zustande die Intelligenz jener Völker seyn mochte, so hatten sie dennoch schon einen Antheil an den Künsten, und die Arabeske, diese Lieblingsmanier in der Zeichnung wilder Nationen, war bei ihnen ziemlich ausgebildet. In den Sammlungen rügenscher Alterthümer finden sich Opfermesser und jene Waffen oft in prachtvollen Exemplaren vor, welche, wenn man die technischen Hülfsmittel, die damals vorlagen, bedenkt, wunderbar zierlich gearbeitet sind, und auf denen gutgezeichnete Arabesken, durch den Grabstichel fixirt, den Maßstab liefern von der künstlerischen Phantasie und dem mechanischen Geschick jener Jahrhunderte.

In wenigen Tagen hatte ich das freundliche Eiland lieb gewonnen wie mein Vaterland. Ueber dem sorglosen Schaukeln in dieser romantischen Natur hatte ich die Gewohnheiten des Stadtlebens vergessen; nur mit Mißbehagen wandte ich meine Schritte wieder zurück nach den Steingassen und Schornsteinen. Jasmunds Höhen und die schönen Ufer der großen Bodden sanken hinter mir hinab unter den Horizont, vor mir tauchten die drei hohen Thurmspitzen Stralsunds auf. Der Wagen rasselte den Hohlweg hinunter. Bald saß ich wieder im Segelboote und flog über den Sund nach der pommerschen Küste. F.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

(Fortsetzung.)

Die diebische Elster im italienischen Theater.

Ivanhoff trat als Gianetto auf, wurde mit Wärme empfangen, war bei guter Stimme und sang die schöne, dem Charakter angemessene Arie mit vielem Geschmack; aber — nicht daß der Deutsche überall ein Aber anhängt — aber sein Spiel war unter dem Gefrierpunkte kalt und, wie man in Sachsen sagt, unter der Würde erbärmlich. Alle Versuche der liebenswürdigen Grisi, ihm etwas Leben und Bewegung

einzuhauchen, waren verlorene Mühe; er stand so steif und ungelenk, und sah so tölpisch und uncomfortable aus, als hätte er die abhanden gekommenen Löffel nicht allein gestohlen, sondern sogar verschluckt. Er erinnerte mich an den Dresdener Zezl in der Rolle des Don Giovanni. Ich begreife nicht, wie es zwei solche Musterexemplare von Steifbeinigkeit geben kann. Tamburini als Vater wurde mit eben so lauten und anhaltenden Zeichen des Beifalls bewillkommt, wie Rubini, der in den Zwischenakten die Prachtscene aus dem Pirata im reinsten Styl und in höchster Vollkommenheit gab. Aber der rauschendste und herzlichste Willkommen wurde dem zu Theil, der am Abende dieser Vorstellung während der jezigen Season zum ersten Male erschien, dem alten, bewährten Liebling der Habitués der italienischen Oper, dem Signor Lablache, der die zwar nicht interessante, aber vorragende Rolle des Podesta übernommen hatte. Von ihm kann allerdings nicht gelten, was ich von der Grisi in Betreff der Wirkungen gesagt habe, welche der Gang der Zeit auf sie geübt; aber die Jahre, in welchen Lablache hier nicht gehört worden ist, scheinen für seine Stimme still gestanden zu haben, und das, sollte ich denken, ist auch etwas. Er ist genau und unverändert derselbe, den das italienische Opernhaus so oft als unnachahmlichen Geronimo gesehen hat, und es kann keinen Falls einen bessern Podesta geben, als den alten Lablache. Mademoiselle Brambilla — Pippo — hatte unstreitig das glückliche Geschick, diese Rolle zu heben. Ihre Solopartien, obgleich nur wenige, hatten schlagenden Effekt und ernteten reichen Beifall. Warum jedoch in der Gefängnißscene des zweiten Aktes das wunderschöne Duett zwischen Ninetta und Pippo weggelassen wurde, wer kann mir das sagen? Ein dichter Schleier scheint das Koulissengeheimniß zu decken, und da ich einen verwegenen Finger weiß, der den Schleier lüften wollte und dafür einen tüchtigen Klapps bekam, so mag ich meinen Finger nicht an die Entscheidung wagen. Es ist wahr, dasselbe Duett ist auch früher weggelassen worden, und zwar, als Madame Malibran Ninetta und Mademoiselle Bartolozzi Pippo gab. Nun ja, das war etwas Anderes. Auch wunderte sich damals Niemand darüber. Die Weglassung ist natürlich, wenn Pippo einer zu unverhältnißmäßig ungeschickten Kehle anvertraut wird; und die Malibran und die Bartolozzi! Es war ganz vernünftig, daß das Duett wegblieb; aber die Grisi und die Brambilla — mich dünkt, zwischen diesen beiden Damen findet kein so ungeheures Mißverhältniß statt, um die Weglassung zu gebieten, zu entschuldigen. — Der stürmische Beifall, welcher der ganzen Vorstellung gezollt wurde, war eine sehr natürliche Folge des Umstandes, daß nie zuvor in London diese Oper von einer solchen Vereinigung von Talenten über die Bühne geführt worden ist, alle so geeignet, die musikalischen Schönheiten zu steigern, welche das entschiedene Eigenthum der gazza ladra sind. Wäre die Tenorpartie in Rubini's Händen gewesen, so würde die Gesammtkraft der Darstellenden keinen Wunsch übrig gelassen haben. Doch ein Aber und ein Wenn hängt ja allem Menschlichen an. Nächst der Theilnahme der Zuschauer an dem Wesentlichen der Oper zeigte sich zum ersten Male eine Spur von Theilnahme für das Unwesentliche, die Bühnendekoration, und sie verdiente die Beachtung. Am Schlusse wurde die Grisi gerufen. Sie erschien, begleitet von dem übrigen Personal, und donnernder Beifall empfing und entließ sie. Es gereicht wahrhaftig der Ausdauer eines Publikums zu nicht geringem Ruhme, nachdem es stundenlang gesessen und noch stundenlang zu sitzen hat, seine Hände zu solchem Klatschen anstrengen zu können.

(Der Beschluß folgt.)

Mainz, Mai.

(Beschluß.)

Die neue Anlage. Guttenbergs Denkmal. Die Veteranen.

Daß der Sommer da sey, erfährt man in Mainz, wenn er auch durch kein anderes Merkmal sich ankündigte, aus den Freitags-Vergnügungen in der neuen Anlage. Diese haben nun begonnen. Es ist schwer, diesen Lustort mit Worten zu schildern. An den Ufern des alten, ehrwürdigen Rheins, dort, wo die Wellen des Mains sich sanft in diesen verlieren, erhebt sich dieser prachtvolle englische Park, den wir unsere neue Anlage nennen. Ist man auf dessen erhabensten Punkt gelangt, so eröffnet sich dem Auge ein pittoresker, nie genug zu bewundernder Anblick. Das schöne Mainz mit seinem weltgeschichtlichen Dom breitet sich imposant aus, gegenüber zieht sich das Taunusgebirge hin, an diesem die üppigen, gesegneten Fluren des reichen Nassauer Landes, das majestätische Schloß Biebrich, vom Rheine fast umspült, weiterhin das lachende, romantische Wiesbaden. Eben so überraschend ist der Anblick rheinaufwärts, wo die rebenreiche, stolze Pfalz beginnt. — In diesem von der Natur zur Lust der Menschen geschaffenen und von der Kunst sorgsam, lieblich und geschmackvoll gepflegten Platze eilt im Sommer jeden Freitag Abend die Mainzer frohe Welt, und ergözt sich an dem heitern Genusse, welchen der Aufenthalt in freier Natur an dieser einladenden Stelle so überreich gewährt. Neben diesem findet sie dort eine vortreffliche Militär-Harmoniemusik der hier garnisonirenden österreichischen und preußischen Regimenter. Wem es darum zu thun ist, des gewöhnlichen Tagesdruckes müde, eine heitere, ungezwungene, freie Unterhaltung zu suchen, der wird überrascht seyn, hier die feinste Konversation offen und frohsinnig walten zu sehen.

Mit Guttenbergs Statue geht es rasch vorwärts; wir denken, sie mit dem Schlusse dieses oder doch mit dem folgenden Jahre an einem der schönsten Plätze in unserer Stadt prangen zu sehen. Dieser Tage noch ist der Guttenbergskommission eine Anweisung von 500 fl. von einem anonymen Geber zum Behufe dieses Denkmals aus Leipzig zugesendet worden. Wenn der von dem berühmtesten Meister zu Paris zu verfertigende Erzguß der Statue vollendet ist, so wird das kolossale Werk unverweilt aufgerichtet werden. — Noch ein anderes Monument ist kürzlich hier errichtet worden, und zwar von der Gesellschaft der „Veteranen," die sich hier gebildet hat. Diese Gesellschaft besteht aus hiesigen Bürgern, welche unter der großen Armee Napoleons gedient haben. Denjenigen der hiesigen Bürgersöhne, welche unter jenem Banner den ruhmvollen Schlachtentod gefunden, weihten die Uebriggebliebenen dieses Monument zur Erinnerung an jene denkwürdige Epoche. Das Monument ist auf dem hiesigen Kirchhofe errichtet worden, und bietet in plastischer Beziehung vieles Interesse dar, denn es ist von unserm bekannten Plastiker Scholl sinnig und talentvoll ausgestattet. — Diese ehrenwerthe Gesellschaft feiert jährlich ein Stiftungsfest, unterstüzt die Armen aus ihrer Mitte, und bethätigt überhaupt alle jene brüderlich-kameradschaftlichen Beziehungen, die wir die Freundschaft des Kriegers zu nennen gewohnt sind.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 139.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 11. Juni 1835.

— Es seufzt unter dir,
Schwermüthige Wucht, Gedanke,
Mein Nacken tiefgebeugt!

Platen.

Gethsemane, oder der Tod Julia's. *

Von Lamartine. Uebersezt v. G. Schwab.

Von Mutterbusen an war ich ein Kind des Schmerzens,
Die Thräne statt des Bluts in meinen Adern quillt,
Und selbst nicht diese mehr, die Zähren meines Herzens,
Versteinert hat sie Gott, sie flossen ihm zu mild.
Mein Honig ist das Salz, die Trauer meine Freude,
Ein brüderlich Gefühl zieht mich zu jeder Gruft;
Es fesselt mich kein Weg, wo nicht ein Bild von Leide,
Ein Bild mir von Zerstörung ruft.

Seh ich ein grünend Feld, und drüber Himmelshelle,
Ein sanftes Thal, das Meer im aufgeschloss'nen Arm,
Vorüber eil' ich dann! das ist nicht meine Stelle,
Das ist ein Platz für Glück, sprech' ich in bittrem Harm.
Nur wo man seufzet, hallt's in meinem Geiste wieder,
Mein Herz ist nur zu Haus, da wo geweinet ward.
Am liebsten leg' ich mich auf einen Boden nieder,
Wenn er von Asch' und Thränen hart.

Und fragtet ihr warum? ich könnt' es euch nicht sagen,
Es schlüge wild empor des bittern Abgrunds Schmerz,
Und Schluchzen fände nur mein Mund anstatt der Klagen,
Doch wenn ihr lesen wollt, so reiss' ich auf mein Herz.

In jede Fiber ist des Mordes Dolch gedrungen,
Und ihre Zuckung quält im lezten Kampf sich ab;
Ein Kirchhof ist mein Herz, der Todte gnug verschlungen,
Mein ganzes Wesen ist ein Grab.

Und drum, dem Strand genaht, wo Christ zur Welt gekommen,
Begehrt' ich nicht zu schau'n der Oerter Heiligkeit,
Wo man die Predigten des ew'gen Worts vernommen,
Wo Palmen vor den Fuß die Armen ihm gestreut,
In seinen Einzug sich das Hosianna mischte,
Die Zähre heil'ger Frau'n die Hand beregnete,
Mit der er von der Stirn sich Schweiß und Flammen wischte,
Und kleine Kinder segnete.

Führ' hin mich, wo man weint, führ' hin mich, frommer Vater,
Zum Trauergarten, drin der Heiland sich entschloß,
Verlassen von der Welt, verlassen von dem Vater,
Zu schwitzen Todesschweiß, der unter Blut ihm floß.
Laß mich allein darin; ich auch, ich möchte fühlen,
Wie viel hier Schmerz gebar endloser Stunde Noth.
Laß den Verzweifelnden im Todeskampfe wühlen!
Hier ist mein Gottesdienst, der Tod.

* Aus Lamartine's Reise in den Orient. Bd. 2. Stuttgart, bei Meyler.

Am staub'gen Oelberg ist mir der Altar errichtet,
Im Schatten jenes Walls, vor welchem Zion fiel,
Wo auf der Sonne Strahl die tiefe Schlucht verzichtet,
Der Kidron halbversiegt hinsickert ohne Ziel.
Hier hüllt sich Josaphat in seine Hügelfalten,
Und Trümmer kleiden hier, wie Gras, den Boden ein,
Und hohler Stämme lang geschlungne Wurzeln spalten
Der Gräber berstendes Gestein.

Dort zwischen Felsgeklüft wölbt sich die dunkle Grotte,
Wo einst des Menschen Sohn den Todeskelch geschmeckt;
Wo er, erwartend schon die mörderische Rotte,
Die Freundschaft, welche schlief, dreimal umsonst geweckt.
Der Boden blutet noch von Tropfen jenes Kelches,
Die auszuschlürfen sich die Lippe zitternd senkt,
Der Felsen Rippe mahnt noch an das Opfer, welches
Mit feuchtem Schweiß die Wände tränkt.

Da saß ich auf dem Stein, die Stirn in beide Hände
Gelegt, und dachte, was die Gottesstirn gedacht;
Dann ging ich bei mir durch vom Ursprung bis an's Ende
Die Thränen, deren Lauf mein Leben hohl gemacht.
Ich nahm, und nahm auf's Neu, und wiegte meine Lasten,
Ich zählte Tod um Tod, um Leben Leben ab,
Bis endlich meinen Geist, den irren, Träume faßten,
Und führten — Himmel! — wo hinab?

Nicht ferne war im Schirm des Mutterarms zu finden
Mein Kind, mein Töchterlein, mein Bangen, ach! mein Glück;
Ich sah die Stirn' ihr sich von Lenz zu Lenz erst ründen,
Ihr Geist war, wie ihn gern der Himmel ruft zurück.
Sein Bild war nimmermehr aus ihrem Aug' zu scheiden,
Bei ihrem Strahlenblick folgt' Alles ihrem Gehn,
Und keinen Vater gab's, der, ohne mich zu neiden,
Sie hätte können wandeln sehn.

Sie war's, was ich allein aus langem Sturm geborgen,
Die einz'ge Liebesfrucht aus Blumenüberfluß,
Für meinen irren Herd ein ew'ger Festesmorgen,
Sie, Thräne ganz beim Gehn, beim Kommen sie ganz Kuß;
Sie auf mein Fenster mir ein Strahl der Frühlingssonne,
Ein zwitschernd Vögelein, das von dem Mund mir trank,
Nachts neben meinem Bett ein Athem leiser Wonne,
Und beim Erwachen ein Umfang.

Mehr noch! sie war das Bild von meiner Mutter Zügen,
Von ihrem Auge war ihr Aug' ein Widerschein,
Ich sah Vergangenheit vor mir als Zukunft liegen,
Mit neuem Antlitz schien's mein altes Glück zu seyn.
Aus ihrer Stimme klang mir ein Jahrzehnt vom Glücke,
Die Luft ward voll von Reiz, wenn sie durchschritt den Saal,
Es stieg die Thräne mir in's Aug' bei ihrem Blicke,
Ihr Lächeln war mein Sonnenstrahl.

Auf ihre Stirne flog mein leisester Gedanke,
Ihr blaues Auge war des meinen Spiegel nur,
Bei meiner Sorge trübt' und nezte sich der blanke,
Durch klares Wasser so schwimmt eines Schattens Spur.
In ihrer eignen Brust war nur das Milde waltend,
Es schwebt ein strenger Zug um ihre Lippe nie,
Als wenn in Mutterhand sie beide Hände faltend,
Vor ihrem Gott sich senkt' in's Knie.

(Der Beschluß folgt.)

Bilder aus dem Seeleben,

in Mährchen und Sagen.

Meerlilie.

(Fortsetzung.)

„Einen Theil meines Elends," fuhr die Lilie fort, „wirst Du selbst ermessen könnnen, wenn Du erfährst, daß ich als eine Prinzessin geboren worden bin, die in Glanz, Fülle und Herrlichkeit lebte und die jezt auf das Grausamste vom Hofe und von ihren liebsten Vertrauten getrennt worden. Von dem Könige, meinem Vater, der der Beherrscher einer der reichsten Inseln dieses Meeres war, wurde ich einem liebenswürdigen jungen Prinzen zur Gemahlin bestimmt, und Du kannst Dir denken, wie nahe ich schon dem Ziel meiner Wünsche war, wenn Du erfährst, daß wir schon unsere gegenseitigen Porträts gewechselt hatten und ich den Kammerherrn erwartete, mit dem ich der Form nach mich vermählen sollte. Da erschien eines Tags, ach, ich sehe ihn noch vor mir! der abenteuerliche Korallenfürst an unserem Hofe. Er sah mich, verliebte sich in mich und machte Anstalten, sich mit mir zu verbinden, obgleich man ihn wiederholt versicherte, daß ich bereits die Verlobte eines schönen und liebenswürdigen Prinzen sey, ja daß sogar schon der Kammerherr sich eingefunden habe, um mich in Besitz zu nehmen. Er erklärte dagegen mit einer unverschämten Leichtfertigkeit, daß ihn dieses Alles wenig kümmere. Meines Vaters Stolz wurde jezt rege; um meine Person vor jedem räuberischen Anfall zu schützen, ließ er mich in einen festen Thurm bringen, wo ich bleiben sollte, bis mein stürmischer und ungelegener Freier sich von der Insel würde entfernt haben. Der Tückische, als er sah, daß mit offener Gewalt nichts zu thun sey, nahm seine Zuflucht zur List, und leider fanden sich unter meiner nächsten Umgebung verrätherische Diener, die ihm mit Rath und That zur Hand gingen, um sich später durch die Dankbarkeit jenes Elenden in den Besitz großer Schätze zu setzen. Dem Himmel sey Dank, die Abscheulichen haben ihren Lohn dahin!"

Dick sah mit seinen großen, wehmüthigen Augen die Erzählerin an. „Schöne Lilie!“ rief er endlich und seine Stimme zitterte, „ich fürchte, Du wirst der Tücke des Korallenprinzen unterlegen seyn.“ — „Fürchte nichts,“ versezte sie mit einem kleinen, stolzen Lächeln, das ihre reizenden Lippen entzückend schön kleidete. „Ich war entschlossen, lieber den Tod zu wählen, als seine Umarmung, und ich hätte meinen Entschluß sicherlich ausgeführt, wenn das Schicksal es nicht anders gefügt. Unter den Damen meiner nächsten Umgebung befand sich eine alte Oberhofmeisterin, die schon meiner Mutter gedient hatte und deren Treue ich deßhalb versichert zu seyn glaubte; nichts desto weniger war sie die Erste, die sich von den Versprechungen des Korallenprinzen verführen ließ, mich ihm auszuliefern. Ihre Helfershelfer bei diesem ruchlosen Unternehmen waren ein nichtsnutziger, eitler, wohlbeleibter Hofkaplan und der alte Hofgelehrte, der von dem Prinzen kirre gemacht wurde durch das Versprechen einer zahlreichen und kostbaren Büchersammlung voll der seltensten Ausgaben der alten Autoren. Diese drei Elenden wußten es nun dahin zu bringen, daß ich meinen sichern Thurm verließ und an einem schönen Sommerabende am Gestade der Insel spazieren ging. Ein Jüngling, der mir sehr ergeben war, und den mein erlauchter Vater als seinen Hofpoeten im Sold hatte, warnte mich auf das Zärtlichste, doch ich verspottete seine ängstlichen Befürchtungen, und hatte gleich darauf Ursache, es bitter zu bereuen; denn plötzlich brachen die elenden Räuber hervor, brachten mich und meine treulosen Gefährten auf mehrern versteckt gehaltene Schiffe, und diese eilten schnell mit uns davon. Fodere nicht, geliebtester Jüngling, daß ich Dir ausführlich meine Leiden schildere, die in der Gefangenschaft meiner warteten; genug, ich blieb, allen Bitten und Drohungen zum Troz, standhaft, und der Elende, der verzweifelte, mich zu seinem Willen zu bewegen, wendete in einem unglückseligen Momente seine ganze verderbliche Zauberkraft an und verwünschte mich mit meiner Gesellschaft in den Grund des Meeres, indem er meine Erlösung an die schwierigsten und fast unmöglichen Bedingungen knüpfte. Doch das Geschick ist gütiger als ich hoffen durfte, es hat mir Dich gesendet, und ich zweifle nicht länger, daß ich Dir meine völlige Rettung danken werde. Höre nun, wie Du mich und jene Elenden, die mit mir in der Verzauberung schmachten, befreien kannst. Die Treulosen sind sämmtlich in Meerungeheuer verwandelt worden; es wird schwer seyn, sie aufzufinden, doch mußt Du sie suchen, um von ihnen die drei magischen Gaben zu erlangen, ohne die ich nicht völlig erlöst werden kann; sie werden sie Dir verweigern, aber Du mußt durch List oder Gewalt sie ihnen rauben. Es ist ein kleiner silberner Stab, ein Ring und eine goldene Kette.“

„Wie finde ich aber Deine treulosen Diener, schöne Prinzessin?“ fragte Dick. „Nimm diese Perle,“ entgegnete die Meerfee, indem sie eine große, gelblich schimmernde Perle von ihrem Halse löste, „sie wird Dir die Gabe verleihen, gefahrlos unter den zahllosen Bewohnern des Meers umherzuwandeln, ja Du wirst sogar die Sprache, die unter ihnen üblich ist, verstehen. Entdeckst Du nun eine ungestalte Robbe, und merkst Du an ihren eiteln und prahlerischen Reden, weß Geistes Kind sie ist, so bist Du sicher, jene unwürdige alte Oberhofmeisterin gefunden zu haben; sie hat den Ring im Besitz. Begegnet Dir dann ein schwerfälliger Seehund, mühsam durch die Fluthen daherkeuchend, oder müßig am Strande schnarchend, so sey gewiß, daß es der verrätherische Kaplan ist, der mein silbernes Stäbchen verwahrt, und endlich, kommt Dir die widrige Gestalt eines mit gläsernen Augen glotzenden Hummers zu Gesichte, so hast Du meinen dritten Feind, den alten Hofgelehrten, gefunden, von dem Du die Kette erbeuten mußt. Sind diese drei Kleinodien in meinem Besitz, so schwindet sogleich der Zauberbann, und ich befinde mich wohlbehalten mit dem ganzen Gefolge auf meiner heimathlichen Insel. Dann, mein süßer Freund, zähle auf meine Dankbarkeit; sie wird ohne Grenzen seyn, wie es schon jezt mein zärtliches Gefühl für Dich ist. Eile, der Tag steht schon hoch.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Mai.

Der poetische Bäcker. Periodische Literatur.

Von sehr untergeordnetem Interesse sind bei uns alle literarischen Fragen, Ereignisse und Erscheinungen, denn sie greifen fast gar nicht in unser Höchstes und Wichtigstes, in das Haben, Habenwollen, Hatten, Hätten u. s. w., ein, auf denen sich unser ganzes Leben, wie auf mächtigen ehernen Angelhaken, hin und her dreht. Und doch ist in dieser Beziehung nicht Alles ohne Interesse bei uns. Sie haben gewiß schon von Reboul, dem genialen Bäckerdichter in Nimes, gehört, da Lamartine in einer Ode so Ausgezeichnetes von ihm gesagt hat. Wir sahen ihn vor einiger Zeit hier, und mir wurde die Gelegenheit, seine Bekanntschaft zu machen. Glücklicherweise hat er bei all seinem wirklich schönen und seltenen Talent die Einfalt und Bescheidenheit noch nicht verloren, die bei uns gewöhnlich untergeht, sobald bei der Abwägung der Anlagen durch Freunde und Bekannte das Zünglein der Wage sich nur ein Bischen zu ihrem Vortheil neigt. An seinem Gesundbleiben ist jedoch besonders seine Frau Schuld, die zwar keine Anlagen zum Dichten, dafür aber viel gesunden Menschenverstand besizt. Sie erzählte mir in seiner Gegenwart, wie es ihr ganz unheimlich geworden sey, als bald nach den ersten Versen ihres Mannes viele ansehnliche Herren und Damen aus der Nachbarschaft in ihre Mühle gekommen seyen, und wie hernach gar von Paris sogenannte schöne Geister bei ihr eingetroffen, die ihrem Manne Zeichen und Wunder versprochen hätten, wenn

er mit ihnen nach der Hauptstadt gehe und sich dort gänzlich den Versen — sie nannten es Genie, sagte die Frau — hingebe. „Mein Mann hatte auch gar nicht übel Lust dazu, aber ich brachte es ihm bald aus dem Sinn. „Dummes Zeug! — sagte ich ihm — was willst Du für einen albernen Streich machen, Mann? Dein gutes Brod, das uns hinlängliches Auskommen gibt, willst Du an den Nagel hängen? und warum? um nach Paris zu gehen und da herumzuschlendern (fainéantiser) mit den saubern Herren, die Dich mit langen Komplimenten, aber mit weiter nichts füttern werden. Du wirst ganz dumm werden mit Deinen Versen, die Leute werden Dich verachten wie einen Nichtsthuer. hier aber bist Du bei Deinem Ofen von Jedermann geachtet; lieber Mann, ich bitte Dich, sey gescheit, bleibe im Land und nähre Dich redlich." — Reboul aber sezte hinzu: „Gott sey's gedankt, ich habe gethan, was sie sagte, und das war mein Glück; ich backe mein Brod und zum Ausruhen mache ich Verse. Zu Zeiten kommt dann meine Frau und fragt mich: was machst Du da? Du träumst einmal wieder; gib doch Acht, Dein Ofen brennt und das Brod bleibt liegen; da springe ich dann schnell auf und schiebe es in den Ofen. O gewiß, Herr, es ist etwas Gutes um eine verständige Frau."

Unserer Lyoner Literatur, die sich seit einigen Jahren recht lobenswerth bemüht, von der Pariser unabhängig zu werden, will es noch nicht recht mit ihren Zeitschriften gelingen. An der Zahl fehlt es zwar nicht, wohl aber an Frische und Lebensfähigkeit. So sahen wir neben unsern fünf großen politischen Zeitungen seit weniger als einem Jahr den Conseiller des femmes, die Mosaïque, die Revue de Lyon und noch einige kleinere auftauchen und bald darauf wieder untergehen. Noch erhält sich der Papillon, die Epingle, das Athénée, l'Ami du clergé und die Revue du Lyonnois über dem Wasser. Von Lyon vu de Fourvières ist nun der erste Band erschienen; es soll für unsere Stadt ungefähr das werden, was das Cent-et-un für Paris ist; dazu fehlt es aber an Stoff, wie an Geist. Ueberdies arbeiten neben vielen jungen Lyonern auch mehrere Pariser Schriftsteller daran, z. B. Al. Dumas. All diesen Erzeugnissen ist vorzüglich Eins zu wünschen: eigenthümliche Farbe, strenges Halten an dem, was nicht an Paris erinnert, sondern an Lyon und das ganze südöstliche und südliche Frankreich, wo verständige und fleißige Bergleute noch viel gutes und edles Erz schürfen können.

(Die Fortsezung folgt.)

London, Mai.

(Beschluß.)

Mademoiselle Grisi. Madame Fincklohr.

In Donizetti's großer, ernsten Oper, Anna Bolena, zeigte sich Mademoiselle Grisi während der jezigen Season zum ersten Male als Heldin. Es ist bekannt, daß die Rolle der Anna Bolena ausdrücklich für Madame Pasta geschrieben und gesezt worden ist. Auch war sie es, welche die Oper in London einführte und den glänzenden Erfolg derselben verbürgte. In einer solchen Rolle die Nachfolgerin einer so lyrischen Künstlerin zu werden, erfordert gewiß einen hohen Grad von Talent, wenn das Unternehmen nicht mißglücken soll; aber mit etwas weniger Heftigkeit im dramatischen Ausdruck, mit etwas mehr Würde in ihrer ganzen Haltung müßte diese Dame, deren Körperlichkeit — um nicht zu sagen, physique — sie zu einer vollendeten Repräsentantin der unglücklichen Königin macht, Alle, die sie hörten, es rein haben vergessen lassen, daß ihre Rolle für eine Andere geschrieben worden ist. Sie sang zum Entzücken schön — delightfully, sagte meine Nachbarin — und in der zwölften Scene des zweiten Aktes brach sie sich in al dolce guidami einen reichen Lorbeerkranz. — Mademoiselle Brambilla gab den Pagen Smeaton. Man findet es sonderbar, daß dieses schöne Mädchen fast stets in männlichen Charakteren auftritt, und Damen, die minder schön sind, behaupten, die Ursache liege in der sonderbaren Vorliebe mancher Sängerinnen und Schauspielerinnen für den männlichen Anzug. Warum aber nicht lieber annehmen, daß es geschieht, weil Parthien für den Contralto in den neuern Opern meistens fehlen? Oder weiß man etwa nicht, wie selten Contraltostimmen sind, und daß deßhalb die Komponisten unserer Zeit so schreiben müssen, daß ihre Opern ohne Contralto gegeben werden können? Nicht wissen? Gewiß weiß man es; aber die vornehme englische Welt, und nur sie besucht die italienische Oper, ist eine böse Welt.

Ich habe schon früher, da ich die Eröffnung der italienischen Oper besprach, bemerkt, daß Madame Fincklohr am ersten Abende auftreten sollte, jedoch durch eine plözliche Krankheit daran verhindert wurde. Obgleich Madame Fincklohr kein Kind ist, so waren doch die Masern ihre Krankheit, und länger, als es gut war für sie, für den Unternehmer und für die Habitués der Oper, wurde sie von ihnen der Bühne vorenthalten. Es war schlimm für sie, denn ihr Ehrensold bestimmt sich nach der Zahl ihrer Vorstellungen. London ist in gesunden, aber noch mehr in kranken Tagen ein kostspieliger Wohnort, die Season hat Flügel, und laut einer vom Goldfürsten Rothschild gemachten Bemerkung gibt der Nichtempfang einer Guinee den Verlust zweier Guineen. Es war ferner schlimm für den Unternehmer, denn Madame Fincklohr war seine Primadonna, er mußte stracks sich nach einer andern umsehen. Primedonne sind eine seltene Waare, und man braucht weder ein Theaterunternehmer, noch der Goldfürst Rothschild zu seyn, um zu wissen, daß der Kurs mit dem Bedarfe steigt. Nicht weniger schlimm war es für die Freunde der edeln Sangkunst, ich meine, für die reichen, denn als nun endlich Madame Fincklohr als Semiramide debütirte, da zeigte die Entwickelung gediegener Eigenschaften, welchen Verlust die Habitués bis dahin erlitten, glücklicherweise viele wider Wissen, indem die Fincklohr nie vorher in London aufgetreten und deßhalb auch, wie das hier zu gehen pflegt, weniger gekannt gewesen ist. Nun aber wissen die Kenner, was sie verloren haben, und tragen ruhig ihren Schmerz, sich des Genusses der Gegenwart freuend, während die Nichtkenner in Verzweiflung sind über einen Verlust in der Vergangenheit, den sie nicht einmal im Besitze der Gegenwart zu würdigen verstehen. Die Stimme der Fincklohr ist ein sehr hoher Sopran, ausgezeichnet durch das seltene Glück solcher Stimmen, von der untersten bis zur obersten Note gleich stark und umfangreich zu seyn. Dabei ist ihre Stimme rein, schmiegsam, von merkwürdig richtiger Intonation und von seltener Ausbildung. Der Styl aber, welchen sie sich angeeignet hat, ist rein wie ihre Stimme, und läßt nur eben so viel Zierrathen zu, als der Schmuck erfordert. Sie ist, mit Einem Worte, eine Sängerin hohen Ranges; ihr Spiel ist angemessen, gewandt und nicht ohne Grazie; wiewohl man aber nicht sagen kann, daß eine ihrer Bewegungen, eine ihrer Gestikulationen im Widerspruche gestanden habe mit dem Worte, das von ihrer Lippe ging, so darf sie doch keine große Schauspielerin, kann keine Devrient genannt werden, und scheint auch in der That weder diesen Ruhm zu fordern, noch darnach zu streben.

W. S.

Beilage: Kunstblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 140.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 12. Juni 1835.

Proteus. — So etwas freut mich alten Fabler!
Je toller, desto respektabler.
Goethe.

Bilder aus dem Seeleben,

in Mährchen und Sagen.

Meerlilie.

(Fortsetzung.)

Ein freudiges Lächeln und ein Kuß besiegelten diese Worte, dann sank die schöne Gestalt wieder auf ihr Lager zurück, und schon stand der Gevatter Wassermann bereit, den Jüngling wieder hinauf zu dem Schiffe zu geleiten. Oben nahm er feierlichst von ihm Abschied, erinnerte ihn, das begonnene Werk nicht unvollendet zu lassen, und überreichte endlich dem erstaunten Dick eine kleine Kiste, die bis an den Rand mit den seltensten Schätzen des Meers, mit köstlichen Korallen und Perlen gefüllt war. Ohne den Dank abzuwarten, verschwand er in dem Schoß der Wellen.

Dick, der Träumer, verdiente wohl nie seinen Namen mit mehr Recht, wie jezt. Er stand auf dem Verdecke auf der wohlbekannten Stelle, die Sonne schien ihm in die weit offenen Augen, er strich sich die blonden Locken aus der Stirne, und immer noch glaubte er die süße Stimme der Lilie zu hören, immer noch an ihrer Seite auf dem tiefen Meeresboden zu sizen. Endlich brachte ihn ein Blick auf die schlafende Mannschaft, die sich jezt zu ermuntern anfing, zu sich; das Schiff glitt wieder die feuchte Bahn weiter, und immer ferner schwand der Kelch der Riesenblume, bis er endlich nicht mehr gesehen wurde. Das Abenteuer mit der schönen Meerfee war beendet.

Das hätte wenigstens Dick denken können, wenn er undankbar und weniger verliebt gewesen wäre, so aber wußte er wohl, daß es noch nicht beendet war, und dachte daran, wie er es glücklich und so schnell wie möglich beendigen könne. Wir übergehen die Begebenheiten des Zeitraums, wo das Schiff heimkehrte, wo Dick einen Theil seiner Schäze verkaufte und dadurch Mittel fand, selbst ein reicher Handelsherr zu werden, der Schiffe in See gehen ließ. Er war aber, troz seiner Reichthümer, noch immer der schöne träumerische Knabe, in dessen dunkeln Blicken sich jedes Mädchenauge gerne spiegelte; doch Dick dachte wie ein echter Ritter nur an seine Dame, er ließ keine Gelegenheit vorbeigehen, mit seiner magischen Perle bewaffnet, kühn in das alte, feuchte Haus des Vater Oceans zu dringen, doch immer vergebens. So seltsame Dinge er erschaute, so wunderliche Gespräche er behorchte, keiner der eilfertigen und leichtsinnigen Bewohner der grünlichen Wogen konnte ihm

Auskunft geben, wo die drei bösen Verräther der schönen Lilie sich verborgen hatten. Endlich ließ ihn das gute Glück einen treuen Freund und Helfer finden, wo er ihn am wenigsten gesucht hatte. Eines Mittags, als die Köchin mit der Zubereitung eines trefflichen Mahles beschäftigt war, trat Dick zufällig in die Küche, und an einen Kübel mit Wasser, in welchem einige Fische sich eingeschlossen befanden. Ganz auf dem Boden des Geschirres ließ sich plötzlich eine feine Stimme hören, die folgende Worte sprach: „O Du unglückseligster aller Poeten, so sollst Du nun Deinem gewissen Tode entgegengehen! Die räuberische Furie, die in diesen finstern Räumen wüthet, sinnt gewiß schon auf eine empörende Marter, entweder will sie Dich mit schnödem Salz bestreut in ein Faß einpökeln, oder zum Frühstück nichtswürdiger Leckermäuler in den Rauchfang hängen. O Lilie, meine süße Herrin, wüßtest Du, wie Dein holder Sänger hier in einem elenden Küchennapf gefangen schmachtet!“ Dick, als er diese Klagen hörte, befahl, sämmtliche Fische auszuschütten, und da fand sich auf dem Boden bald verschmachtet ein magerer Häring, der zufällig unter die Zahl fetter Butten gerathen war. Der glückliche Jüngling zweifelte nicht, daß er den Hofpoeten, den treuen Freund seiner Geliebten, vor sich sähe; er gab sich ihm vermittelst der magischen Perle zu erkennen, entdeckte ihm, daß er mit seiner Hülfe die drei Verräther finden wolle, und der schon bald verhungerte Sänger stimmte mit den freudigsten Zeichen seiner Theilnahme und Dankbarkeit in die Vorschläge seines Retters ein. Es wurde nun beschlossen, daß der Häring sich auf die Wanderschaft begeben sollte, um den Aufenthaltsort der Drei zu entdecken und ihn dann dem jungen Ritter anzuzeigen. „Du kennst nicht die zarte Seele eines Dichters,“ sagte der Fisch, als er eines Tags allein mit seinem Herrn sich befand, „wenn Du an meiner Bereitwilligkeit und Treue zweifeln kannst. Kein Schlupfwinkel, kein finsterer Felsenspalt des alten Meeres soll undurchforscht bleiben, und zwar mit der Schnelligkeit des Gedankens soll mein dünner Leib die feuchten Bahnen durchlaufen. Ich will mir nicht die Zeit zur Verfertigung des kleinsten Madrigals oder Sonetts nehmen, jeden poetischen Gedanken will ich in seinem Keim ersticken, damit er meinem Kopfe nicht die gehörige Besonnenheit und Ruhe nehme, die zu einem so diplomatischen Geschäfte durchaus nöthig sind. Du siehst selbst, mehr kann ein Dichter nicht thun.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Gethsemane, oder der Tod Julia's.

(Beschluß.)

Es träumte mir, gefolgt sey mir anher die Süße,
Und lieg' auf meinem Schoß in ihrer Schönheit Licht,
Auf meinen Armen ruh' der Hals hier, dort die Füße,
Es senke sich mein Haupt liebreich auf ihr Gesicht,
Auf diese Stirne, die, im Vaterarm verborgen,
Des seidnen Lockenhaars gebräuntes Gold umfloß,
Indeß den Perlenreihn ein Lächeln ohne Sorgen
Aus offnem Lippenpaar umgoß.

Zu schöpfen mein Gemüth, ihr Herz mir zuzuschicken,
Hob immer, immer sich ihr Aug' empor zu mir,
Gott aber weiß allein, was in den weichen Blicken
Für Flammen funkelten, womit ich wacht' ob ihr.
Die Lippen wußten nicht, worauf sich lassen nieder,
Sie aber rief sie her, als wie ein spielend Kind,
Bot jetzo mir den Mund, und jezt die Wange wieder,
Und zog sie weg im Kuß geschwind.

Und so sprach ich zu Gott im von ihr trunknen Sinne:
„Mein Gott, so lang' ich leb' in dieser Augen Schein,
Hab' ich Danklieder nur für dich und Gottesminne;
Dies Blüthenleben ist für mich mein einzig Seyn.
Gieb ihr das Beste, das bestimmt war meinem Sterne,
Auf thu' vor meinem Schritt ihr ganzes Hoffnungsglück,
Schmück' ihr das Lager aus, und zeig' ihr aus der Ferne
Der Gattin liebliches Geschick!“

Indeß in Wonn' ich nun und im Gebet erwarme,
Bemerket nicht mein Blick, bemerket nicht mein Geist,
Daß schwerer immer wird die Stirn' auf meinem Arme,
Und daß ihr Fuß die Hand mir wie ein Stein durcheist.
Julia, Julia! wie kommt's, daß du erblassest?
Woher die feuchte Stirn? der Farbe Wechselflug?
So sprich, so lächle doch! ich bange, und du spassest?
Schlag' auf das Aug', es ist genug!

Allein der blaue Tod bezog die Rosenschwelle
Der Lippen, wo erstickt versuchtes Lächeln floh,
Der Athem ging verkürzt in immer bangrer Schnelle,
Ein Fittich, eh er sinkt, schlägt auf und nieder so.
Das Ohr auf ihrer Brust horcht' ich dem Kampf des Leibes,
Und als der lezte Hauch die Seele fortgeführt,
Da starb mein Herz in mir, wie todte Frucht des Weibes,
Die kalt es unterm Herzen spürt.

Und auf dem starren Arm mehr tragend als mein Leben —
Wie nach dem Todesstreich ein Mensch noch Schritte thut —
So stand ich auf und ging zu dem Altar mit Beben,
Und auf den lauen Stein legt ich mein Fleisch und Blut;

Die Lippe sog sich ein in ihre Augenlieder,
Die Stirne, Marmor schon, war warm fast, wie zuvor,
So wie das Nest, aus dem mit jungem Lustgefieder
Ein Vögelchen jüngst flog empor.

Und also wogte mir in einer ew'gen Stunde
Vorbei ein Meer von Angst, Jahrhunderte von Pein.
Der Schmerz an Herzens Statt wohnt' in des Busens Grunde;
Ich sprach: „mein Gott! nur sie, nur sie, sonst nichts, war mein!
In dieser Liebe war versunken all mein Lieben,
Sie hatte mir ersezt, was mir der Tod geraubt,
Sie war die einz'ge Frucht, die auf dem Ast geblieben,
Nachdem ein Sturm den Baum entlaubt.“

„Sie war der einz'ge Ring von der zerbrochnen Kette,
Der einz'ge blaue Streif an meinem Himmelszelt,
Und daß recht süßen Klang im Haus ihr Name hätte,
Ward in dem Taufbund ihr der tönendste gesellt.
Sie war mein Alles mir, mein Regen und Bewegen,
Die Stimme, die mir hold allüberall gelacht;
Allstund für meinen Blick die Sorge wie der Segen,
Sie war mir Morgen, Abend, Nacht.“

„Der Spiegel, drin mein Herz in seinem Bild mich liebte,
Mein reinster Lebenstag, auf diese Stirn gebannt;
Ein steter Strahl von Glück, den keine Wolke trübte,
Auf Einem Angesicht, Herr! deiner Gaden Pfand.
Der Mutter süße Last, mir um den Hals gegeben,
Aug, meines Auges Glanz, Laut, meiner Stimme Laut;
Geist, meinem Geist entrafft, von meinem Leben Leben,
Ein Himmel, der mich angeschaut.“

„So nimm sie, sprach ich, nimm! Gerechtigkeit, furchtbare,
Und stille deinen Durst nach Todeskampf und Tod,
Ich selber bring' sie dar auf deinem Nachtaltare;
Jezt hab ich ihn geleert: zerbrich den Kelch der Noth.
Mein Lebenshauch! Mein Kind! hier liegt es, dir zu Füßen,
Geschnitten hab' ich nur vom Haupt zwei Locken ihr,
Worein sie gestern erst mich einschlang unter Küssen.
Geblieben ist nur dieses mir!“

Und schluchzend wacht' ich auf. Der Stein, den ich erkoren
Zu ruhen, war genezt von einem blut'gen Schweiß.
Die Hand, die nach der Stirn ich führte, war gefroren,
Und unterm Augenlied die Zähren waren Eis.
Ich floh, nicht schneller fliegt der Aar aus Felsengrunde;
Von einem Hause scholl erdrücktes Jammerschrein:
Die Liebe hatte noch verzögert ihre Stunde;
Sie wartete, zu sterben, mein.

Und jezt ist Alles todt in meiner dürren Hütte,
Zwei Augen, vor mir stets, sind stets von Thränen schwer.
Ich warte, doch auf was? lenk' — ach, wohin? die Schritte,
Ich öffne meinen Arm, ich schließ' ihn, er bleibt leer.
Von gleicher Farbe wie die Nächte sind die Tage,
Gebet und Hoffnung sind in meinem Busen todt.
Doch — es ist Gottes Hand. O Seele, keine Klage!
Beug still dich unter sein Gebot!

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, Mai.

Emanzipation der Frauen. Zollverein.

Wenn ich meinen Bericht mit Notizen aus unserm parlamentarischen Leben beginne, so bedarf ich wohl keiner Entschuldigung; dieses ist es ja gegenwärtig, von dem unser geselliges Leben seine gesammte Nahrung erhält, das jedem Cirkel den Stoff zur Konversation, und jedem Einzelnen Veranlassung zu nicht bloß vorübergehenden Reflexionen bietet.

Ein Hauptinteresse aus dieser Sphäre, welches das politische Daseyn unserer schönen Welt in seinen Wurzeln erfaßt, hat D u t t l i n g e r s Motion wegen Aufhebung der G e s c h l e c h t s b e i s t a n d s c h a f t an's Licht gerufen. Ich möchte in diesem Augenblicke keinem Sterblichen rathen, in irgend einer hiesigen Damengesellschaft des Geheimenraths Namen zu verunglimpfen; ich glaube, er wäre verloren. Der Name Duttlinger hat in den jüngsten Tagen Epoche gemacht; wenn einmal eine unserer Enkelinnen die badische Geschichte schreibt, so datirt sie von der Geburt des Freiburger Kriminalisten die Restauration des Vernunftrechts im Vaterlande. An diesen Namen werden sich dereinst die süßesten Erinnerungen, die holdseligsten Genüsse souveräner Freuden knüpfen, mag auch erst spät der ganze Antrag Duttlingers in Erfüllung gehen. Emanzipation der badischen Frauen! Ich kenne einen alten ehrlichen Mann, der den Abend des Tages an dem der Geheimerath seine Motion begründete, an einem bösen Froste litt; er sah im Geiste den weiblichen Absolutismus kommen, mit all seinen Greueln für pantoffelfähige Männer, und kein Wunder, daß er schauderte.

Manch hübsches Histörchen cirkulirt in der hiesigen Residenz über die Bestechungskünste unserer vaterländischen Frauen, durch die sie die Deputirten für ihre Sache zu gewinnen suchen. Die eine, die besonders deßhalb hieher reiste, erzwingt durch eine platonische Liebkosung unmittelbar vor der Diskussion das Votum eines abstrakten Weltverbesserers; jenes blaue Auge ertödtet noch auf der Zunge das Veto des zitternden Geliebten, der an die kommenden Tage denkt; zwanzig andere Abgeordnete dachten schon von vorneherein an nichts anders, als an ihre Beistimmung, denn wehe ihnen, wenn sie im Kusse des Wiedersehens ihren Frauen nicht die Emanzipation ihres Geschlechtes proklamiren! Dem Berichterstatter S a n d e r wurde von den Rastatter Damen nicht weniger als ein Duzend Schlafröcke versprochen, wenn er sich den Anträgen der Motion anschließe, er ließ sich aber nicht bestechen, der Undankbare! Für den Motionssteller vollends sind hundert der schönsten

Hände unsers Oberlandes in Thätigkeit, um ihm als Preis seiner Bemühungen um das Frauenwohl einige Koffer voll Unterleibchen und wollener Socken (wegen des Zipperleins) zuzuschicken. Bei solchem Raffinement zweifle nun noch Jemand länger an der Abschaffung der Beistandschaft!

Ein anderes hochwichtigs Kapitel unserer parlamentarischen Geschichte bildet gegenwärtig die Frage über unsern wirklichen Anschluß an den großen deutschen Zollverein. Es ist dies eine Frage, um die sich jezt unsere ganze Politik dreht, ja unser ganzes Sinnen und Trachten. Wenn er zu Stande kommt, so werden Hunderte unserer Mitbürger seufzen, und wenn er nicht zu Stande kommt, so wird für Hunderte die Aussicht auf Erhöhung der Industrie und des damit verbundenen Wohlstandes zu Grabe gehen. So getheilt sind die Interessen unsers Landes; möge die Wage sich neigen, wohin sie wolle, es wird der Klagen und des Jubels kein Ende seyn. — Der Geist des Jahres 1831 suchte kürzlich seiner Fittige gelähmte Kraft durch eine Motion Rottecks wieder zu erneuen; aber er erhob sich nur bis zur Decke, um mit desto größerer Abspannung wieder zu Boden zu sinken. Wir möchten gerne das Gute nicht verkennen, das jene Dialektik bewirkt, als die Richtung der Zeit ihrem Streben günstig war, wenn uns nur das Böse nicht so fühlbar wäre, das sich als ihre unmittelbare Begleiterin bis jezt bei uns festgehalten. — Für Schillers Denkmal ist von Seiten der hiesigen Stadt bis jezt noch nichts Erhebliches geschehen; im Museum allein liegt bereits seit Monden eine Liste zur Unterzeichnung von Beiträgen auf, die denn auch, wenn es gut geht, einst ihre fünf Louisd'or abwerfen wird. Vielleicht benüzt unsere kunstsinnige und kunstfördernde Intendanz die Anwesenheit der Dem. Lindner vom Nationaltheater in Frankfurt, um zu Gunsten des Denkmals eines der ausgezeichnetsten Werke des Dichters in die Scene zu setzen. Die ehegestrige Aufführung der „Maria Stuart“ bestätigte die alte Verehrung unsers Publikums für den unsterblichen Dichter, und ich denke, unsere Künstler und unsere Bühne brächten nichts als einen schuldigen Tribut, wenn sie dieser Verehrung den nöthigen Spielraum gestatteten, um sich thatsächlich zur Unterstüzung eines Unternehmens zu äußern, dessen Ausführung für die Würde der deutschen Nation einst der sprechendste Zeuge seyn wird. — Ueber Literatur kann ich Ihnen nichts schreiben, da es hier — eine geisteskranke periodische ausgenommen — keine gibt, und schließe deßhalb meinen heutigen Bericht mit dem Versprechen, Ihnen baldigst meine Erzählung von der sechzehnjährigen Engländerin nachzutragen, die jüngsthin in unserm Schloßgarten nichts Geringeres, als eine nagelneue Sprache erfinden wollte.

G. B.

Lyon, Mai.

(Fortsetzung.)

Pater Poivre. Geschichte der Portechaisen.

Im Athénée finde ich noch am meisten Lyoner Eigenthümlichkeit. So ist ein biographischer Aufsaz über den ausgezeichneten Lyoner Missionär, den Pater Poivre, von besonderm Interesse. Dieser Mann bildete sich in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nicht allein in dem Institut des missions étrangères de St. Lazare zu Paris zu einem trefflichen Missionär, sondern erwarb sich da auch geographische, statistische und naturhistorische Kenntnisse genug, um Frankreich dadurch sehr nüzlich zu werden. Zuerst (1740) war er in China und Cochinchina, dann in Batavia, wo er den Gedanken faßte, den Holländern ihr einträgliches Monopol, den Gewürzhandel, etwas zu schmälern, indem er diese Pflanzen und Bäume in die französischen Kolonien, besonders nach Ile de France und Bourbon, übersiedelte. Deßwegen besuchte er auch später die moluckischen Inseln. Er wurde zu diesem Zweck zum französischen Minister ernannt und legte in Cochinchina ein französisches Handelskomptoir an, das mit der indischen Kompagnie in Verbindung stand. Mit Gefahr, großer Mühe und Schlauheit wußte er sich schon hier Pflanzen vom Pfeffer- und Zimmtbaum, deßgleichen vom dortigen Obst und Gebirgsreis zu verschaffen. Hierauf ging er nach Manilla, wo jedoch die Holländer sehr aufmerksam auf ihn waren. Nur Wenige kennen die strengen Vorsichtsmaßregeln, durch welche die Verbreitung der Gewürzbäume gehindert werden soll. Wer nur eine einzige dieser Pflanzen ausführt, wird bei der Entdeckung mit dem Tode bestraft. Außerdem hatte die holländische Kompagnie noch eine andere, wahrhaft infernalische Vorsichtsmaßregel gebraucht; sie hatte nämlich falsche Karten von dem Archipel der Molukken verfertigen lassen, damit die Seefahrer an den Klippen untergingen, in die sie so arglos geführt worden, und wie viele Schiffe zertrümmerten nicht auf diese Art! Aber alle diese Hindernisse schreckten Poivre nicht ab. Er lernte Malaiisch, um ohne Dolmetscher mit den Landeseinwohnern verkehren zu können; überdies wußte er das Vertrauen und die Freundschaft des holländischen Gouverneurs so ganz zu gewinnen, daß dieser ihm sein Archiv öffnete, wo Poivre echte und sehr genaue holländische Karten vom Archipel der Molukken fand und nach diesen die falschen berichtigte. Später stellte die französische Regierung eine Fregatte zu seiner Verfügung, und mit ihr kreuzte er lange in jenem so klippenvollen Meer, und war mit Muth, Todesverachtung und Klugheit so glücklich, sich eine Menge Gewürznelken- und Pfefferpflanzen von den Eingebornen zu verschaffen und nach Ile de France zu bringen.

Nicht weniger anziehend in diesem Athénée ist die Geschichte der Portechaisen in Lyon. „Ich betrachtete einst — heißt es da — eine alte Portechaise, in der eine arme Frau in's Hospital getragen worden war. Sie war sorgfältig bemalt und vergoldet; ungeachtet ihres verblichenen Zustandes konnte man ihr doch ansehen, daß sie einst sehr brillant gewesen seyn mochte. Auf den Thüren waren Namenszüge mit Blumenguirlanden gezogen. „Sie hat gewiß einer vornehmen Dame gehört,“ sagte ich zu meinem Begleiter, der zufällig in der Heraldik wohl erfahren war. — „Sehen Sie denn nicht,“ erwiderte er, „daß sie einem Kanonikus unserer St. Johanniskirche gehört hat?“ — Er machte mich auf Mehreres aufmerksam, was mir vorher entgangen war. — „Sehen Sie nicht das Wappen an der Thüre, von dem Löwen und dem Greifen des edeln Kapitels von St. Johann gehalten? Sehen Sie darauf nicht die Grafenkrone? denn diese Herren Kanoniker waren Grafen; der Stab und die Bischofsmüze sind ja auch noch zu bemerken, denn diese Herren lasen im Bischofsornate Messe; entgeht Ihnen denn hier das emaillirte, mit Lilien gezierte Kreuz und das Ordensband?“ Der Heraldiker hatte Recht. Ich aber dachte: von den Sandalen und dem weißen Stab der Apostel bis auf diesen Luxus ist ein weiter Weg!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 60.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 141.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 13. Juni 1835.

Le bruit, le faste, l'importance,
Les grands plaisirs, les grands ennuis,
Les courts succès prônés d'avance,
Les chefs d'oeuvre sans conséquence.

Gresset.

Ein Montag in Paris, Passy und Auteuil.

Es war eines Montags Morgens, als ich keine sonderliche Arbeitslust mehr in mir verspürte, nachdem man mich zu wiederholten Malen in meiner Muße gestört hatte. Einmal sollte ich für die unglückliche Wittwe eines durch die Julirevolution ruinirten Beamten und ihre vier Kinder eine geringe Beisteuer geben, ein anderesmal einem hausirenden Handelsmann, der direkt aus Ostindien zurückzukommen behauptete, Foulards abkaufen, ein drittes Mal einem Schmuggler deutschen Tabak abnehmen, und endlich dem protestantischen Küster einen kleinen Beitrag für den auf den nächsten Sonntag anzuschaffenden Abendmahlswein einhändigen. Diese verdrießlichen Störungen trieben mich aus meinem Zimmer, und ich beschloß, den übrigen Theil des Tags außerhalb dem Hause zuzubringen. Es war, wie schon bemerkt, gerade Montag, und an diesem Tage kann man in Paris Mancherlei unternehmen. Wenn man Geld oder Langeweile hat — Lezteres kommt jedoch seltener vor, als Ersteres, beides zusammen nie — so veranstaltet man eine Landpartie; hat man Besuche zu machen, so thut man am besten daran, sich dieser Pflicht, welche der Anstand auferlegt, am ersten Tage in der Woche zu entledigen; will man wissen, was es Neues in der Politik gibt, geht man in's erste beste Lesekabinet. Montags sind ja überdies die Pariser Tagesblätter am interessantesten. Weil nämlich Sonntags keine Kammersitzungen stattfinden, so füllen die Zeitungsschreiber die Spalten mit Vermuthungen, Gerüchten, Verleumdungen und andern Supplementen aus. Wer damit noch nicht zufrieden ist, kann die Revue de Paris, welche jeden Sonntag ausgegeben wird, zur Hand nehmen; da findet der Leser poetische Suppe, Novellengemüse, dazu einige Skizzen aus dem Tagebuch eines in Deutschland oder in einem sonst neu entdeckten Lande reisenden Modeschriftstellers, Tagesanekdoten, Bücheranzeigen als Mandeln zum Nachtisch, und statt Tafelmusik, Theaterkritik. Wer jedoch von lezterer ein Freund und Gönner ist, greife zuerst nach dem Journal des Débats; alle Montag nämlich gibt Jules Janin im Feuilleton dieses Journals seine Kritik über die neuen Stücke, welche in vergangener Woche auf den verschiedenen Pariser Bühnen zur Aufführung gekommen sind, für welche Kritik dem Verfasser, im Vorbeigehen bemerkt, 20,000 Franken alljährlich ausbezahlt werden. Wer kennt nicht den gefeierten Feuilletonisten des Journal des Débats, Jules Janin, welcher in einer Beurtheilung der Heineschen Reisebilder sagt, er habe noch keinen Deutschen so zierlich auf französische Art die Pfote geben sehen, als Heine? Die Arbeiten eines so lange bekannten und fruchtbaren Schriftstellers, wie Jules Janin, richtet hier das unterzeichnete

J. J. so gut als eine Kritik; je nachdem man zu dem freundlichen oder feindseligen Gefolge der Leser gehört, findet man sie entweder unübertrefflich oder unausstehlich. Der deutsche Leser erwarte übrigens von jenen literarisch-satirischen Feuilletons Jules Janins nicht etwa jenen humoristischen Strom, der, wie bei Börne, die Kehrseiten unsers Lebens klar und ruhig spiegelt und mit dem Ernsthaften gaukelt, oder der, wie bei Aristophanes, Shakespeare und Jean Paul, Alles umreißt, aufwühlt und zerrissen im Bilde wiedergibt. Man findet bloß jenen leichten, französischen Scherz und Spott, mit welchem ein eleganter Pariser Schöngeist seine Splitterrichtereien ausschmückt; seine Medisance wird die Stellvertreterin für eine Geistesthätigkeit, die sonst wohl höhere und würdigere Interessen zu erstreben im Stande wäre. Vielleicht kommt dies weniger von dem nicht sehr vollen Pulse der Jules Janinschen Witzader, als vom Gegenstande selber her, wenigstens fließt bei Jules Janin die Quelle der Laune reicher und nachhaltiger bei imaginären Charakteren, als bei wirklichen, wo der witzige Antithetiker oft mit dem alltäglichsten Salze zum Pikanten ausreichen muß. Bei der Lesung dieser Feuilletons ergeht es den Meisten wie den Anfängern in der Landschaftszeichnung, welche Handschuhformen, Hirschhörnergestalten und Krystallzacken für beblätterte Zweige annehmen müssen, was zwar für den müssigen Dilettanten recht lockend und labend seyn mag, worin jedoch der ruhige Leser von Bildung nichts als Spielereien erblickt, und vergebens Belehrung und Belohnung sucht. Wer indeß als Beobachter der Sitten und Menschen, oder als Fremder zu seinem Vergnügen in Paris lebt und auf Welt und Ton Anspruch macht, thut wohl daran, diese Montagslektüre im Journal des Débats nicht zu versäumen, denn wenn er im Verlauf der Woche eine Soirée in der Chaussee d'Antin zu besuchen hat, kann er ziemlich sicher darauf rechnen, daß dieser oder jener extravagante Schöngeist an ihn die Frage stellt: „Haben Sie das letzte Feuilleton nicht delíciös gefunden?“ Das Feuilleton, mit J. J. unterzeichnet, ist nämlich für die Pariser Dandys das einzig mögliche, denkbare Feuilleton: „le feuilleton était charmant aujourd'hui — le feuilleton est un des plus spirituels, que j'aie lus de toute ma vie — le feuilleton du lundi passé est, d'après mon avis, la crême des feuilletons;“ lauter Redensarten, welche man täglich in den Abendunterhaltungen der Chaussee d'Antin hört und dort ganz klar und verständlich findet; man nennt dort das Jules Janinsche Feuilleton kurzweg Feuilleton, und wenn man daselbst unter diesem generischen Ausdruck etwas anderes verstände, als das Feuilleton von Jules Janin, oder überhaupt diese letztere Benennung im Laufe des Gespräches anwendete, so würde man sofort für einen Simpel aus der Provinz oder für einen Dütendreher aus der Rue Saint Denis gehalten werden.

Einen großen Theil der oben angeführten Montagsfreuden in Paris genoß ich bei Galignani; als ich aber wußte, wie göttlich „Sie“ am vorigen Abende getanzt und mich hinlänglich an den Pirouetten des Feuilletons par excellence ergötzt hatte, war ich des Stadtlebens überdrüssig. Ich machte einige Gänge durch den Tuileriengarten, dieses artige Spielplätzchen für die lieben Residenzkinder und die eleganten Pariser Herren und Damen, welche hier in den Nachmittagsstunden zwischen drei und fünf Uhr große Staatssitzung auf gemietheten Strohstühlen halten, sich gegenseitig mustern und durch Lorgnetten beäugeln, ohne gerade darum der Klatscherei und dem bösen Leumund anheimzufallen und in die Register der Chronique scandaleuse eingeschrieben zu werden. Dort, wo der Tuileriengarten in den Place de la Concorde mündet, traf ich den Omnibus, welcher nach der Barriere von Passy geht, und da gerade noch Platz übrig war, benutzte ich diese Gelegenheit, um für den höchst mäßigen Preis von sechs Sous nach Passy zu fahren. Der Weg führt an den Champs élysées vorbei, längs dem rechten Seineufer hin, wo sich unterwegs nichts Bemerkenswerthes darbietet, als der in der Nähe von Chaillot befindliche und mit Linden bepflanzte freie Platz, wo Napoleon das Fundament zu einem herrlichen Pallast für den König von Rom legen ließ. Auf dem entgegengesetzten Ufer bemerkt man das Invalidenhotel mit der vergoldeten Kuppel des Doms und die Ecole militaire hinter dem Marsfelde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Seeleben,
in Mährchen und Sagen.

Meerlilie.

(Fortsetzung.)

Nach diesen etwas hochmüthigen Worten verschwand der treue Häring und Dick blieb allein am Ufer stehend zurück. Es war das erstemal, daß er sich mit einem Dichter in eine Unterhandlung eingelassen hatte, und er glaubte gehört zu haben, daß es das unzuverlässigste, leichtsinnigste Volk der Erde sey; wer bürgte ihm dafür, daß sein Häring eine Ausnahme machen würde? Die Zeit schien auch in der That seinen bösen Argwohn bestätigen zu wollen, denn eine Woche, zwei Wochen, ja sogar drei Wochen vergingen, ohne daß der Abgesandte von sich hören ließ; endlich erschien er aber und sah um Vieles magerer und elender aus, als zur Zeit, wo

er auf dem Boden des Kübels geschmachtet hatte. „Du hast mir tüchtig warm gemacht!“ rief er keuchend, „kaum kann ich noch eine meiner Flossen regen, so habe ich ohne Unterlaß gerudert und gesteuert; doch Glück zu! die alte Duenna und der einfältige Kaplan sind gefunden, der Teufel aber muß den Gelehrten geholt haben, denn er war nirgends anzutreffen, obgleich ich jede dumpfe Kammer, wo ich ihn hocken glauben konnte, durchkrochen habe.“ — „Verehrter Poet,“ nahm Dick das Wort, „daß Dir das nicht so sehr zu Herzen gehe; es ist schon genug, daß Deine Geschicklichkeit den Aufenthaltsort der beiden entdeckt hat, gewiß werden diese am besten uns Auskunft geben können, wo der dritte sich verborgen hält. Laß uns nicht säumen, den Auftrag der schönen Lilie zu erfüllen.“

Die Erwähnung seiner hohen Gebieterin sezte den Häring völlig wieder in Feuer und Enthusiasmus. „Apoll strafe mich,“ rief er, indem er seine Augen mit großartigem Ausdruck im Kopfe herumrollen ließ, „daß ich auch nur auf einen Augenblick den Dienst meiner süßen Herrin hintansezte. Du hast recht, laß uns unverzüglich eilen, denn der Wohnort, den die alte, eitle Närrin sich auserwählt hat, ist ziemlich entlegen.“

Nachdem Dick also seinen Haushalt besorgt hatte, begab er sich mit dem Hofpoeten auf eine eben so langwierige als abenteuerliche Reise. Indessen der junge Mann sein Schiff bestieg und gedankenvoll am Bord saß, schwamm sein Führer behaglich in der Fluth und fand dabei noch Zeit, einige äußerst kunstfertige Sonette zu dichten, ja sogar den Plan zu einem anziehenden Romane zu entwerfen, den er, einst glücklich am Hofe der Prinzessin angelangt, herauszugeben gedachte. Da man das nördliche Meer befuhr, so blieb das Wetter nicht lange günstig; es erhob sich eines Tags ein heftiger Sturm, der, so eifrig man gegen ihn kämpfte, an Kraft stündlich zunahm und endlich das Schiff gegen eine Klippe schleuderte, an der es borst und mit der ganzen Mannschaft zu Grunde ging. Dick war anfänglich über den Verlust eines Theils seiner Güter betrübt, doch der Häring wußte ihn zu trösten, indem er versicherte, daß die Prinzessin ihn sicherlich hundertfältig entschädigen werde. „Ueberdies,“ sezte er hinzu, „kommt der Streich, den uns das Mißgeschick spielt, gerade gelegen. Wie hättest Du, ohne Aufsehen zu erregen, von Deinen Leuten Dich trennen können, um die Robbe aufzusuchen, die sich hier in unserer Nähe befindet? Glaube mir, Alles ist gut in der Welt, was uns Nutzen schafft.“

Dick wollte eben den Dichter wegen dieses leichtfertigen Grundsatzes tadeln, als sie auf dem Grunde des Meeres, wo sie sich beide befanden, ein Gewirre von vielen Stimmen vernahmen. Sie befanden sich, ohne es zu wissen, in der Mitte einer zahlreichen Assemblee, die ihre neugierigen Blicke auf sie richtete. Aber wie ward dem armen Dick, als er diese Gestalten näher in's Auge faßte! Im Kreise gelagert, sahen ihm graue, unförmliche Häupter entgegen; die dicken Leiber wühlten den Grund auf und lagen behaglich halb im weichen Sande versteckt, mehrere kleine Seepferdchen schwirrten von einem Gast zum andern und schienen die Stelle der Pagen vertreten zu wollen. Es war nicht schwer, die eitle und geschwätzige alte Oberhofmeisterin aus der Menge herauszufinden; sie war, troz ihres tonnenförmigen Leibes, der plumpen watschelnden Vorderfüßchen und der glotzenden Augen noch immer die gefallsüchtige Närrin, die sie auf der Insel am Hofe des Vaters der schönen Lilie gewesen war. Sie ließ sich von einem paar alten, dürren Taschenkrebsen eine Menge fader Schmeicheleien sagen, und beantwortete sie mit einem lauten, sprudelnden Gelächter, indem sie von Zeit zu Zeit einige Meerspinnen aufschnappte und gierig verzehrte. Ein alter, in Pensionsstand versezter Haifisch unterhielt nach Weise ungebildeter und prahlerischer Soldaten eine Anzahl junger Robben mit Zweideutigkeiten und starkgewürzten Späßen, wozu zwei oder drei gimpelhafte Seekälber eine laute Lache aufschlugen.

„Du siehst, Freund,“ sagte der Hofpoet leise zu seinem Begleiter, „den ganzen aufgepuzten Jammer unserer sogenannten schönen Welt; nirgends wahrer Geist und tiefes Gefühl. Selbst jene jungen Mädchen, deren einige in der That wohlgebildet und reizend zu nennen sind, und durch ihr Lächeln selbst das kälteste Fischblut erwärmen könnten, wie lauschen sie begierig den einfältigen Uebertreibungen des Großsprechers, wie sind sie innerlich leer und ungebildet!“ — Dick, der zu der angepriesenen Schönheit der jungen Meerungeheuer lächeln mußte, drängte den Redner, ihn vorzustellen. Die Robbe empfing ihn gütig und ließ ihre Blicke mit Wohlgefallen auf der schönen Gestalt des jungen Mannes ruhen; als er aber sein Gesuch vortrug und sich den magischen Ring ausbat, veränderte sich die Miene der alten Dame, und nicht allein, daß sie ihm kurzweg seine Bitte abschlug, sie verbot ihm auch, jemals wieder vor ihren Augen zu erscheinen. Dieses verunglückte Unternehmen schlug Dicks Muth nicht wenig nieder; doch sein Freund wußte ihn auch hier zu trösten. „Vergib mir,“ sagte er, als sie Beide allein waren, „daß ich glauben muß, Du habest noch wenig in der großen Welt gelebt. Du verstehst nicht zu schmeicheln, und das ist im Umgange mit der Welt und vorzüglich mit den Weibern das erste und vorzüglichste Erforderniß. Folge meinem Rath und wage einen zweiten Versuch, ehe Du zur Gewalt, die hier nicht wohl angewendet wäre, schreitest. Ich will für Dich ein zärtliches Gedicht abfassen, als habest Du es gemacht, entzückt von ihren himmlischen Reizen,

und wenn sie dadurch gerührt wird, so bitte Dir den Ring zum Andenken der schönen Stunde aus."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Mai.

(Fortsetzung.)

Zur Geschichte der Portechaisen. Vénus d'Arles.

„Ich erinnerte mich," heißt es im Athénée weiter, „in meiner Jugend einige Aerzte in Lyon gesehen zu haben, die sich in der Portechaise zu ihren Kranken tragen ließen. Einer dieser Herren trug eine große Perrücke, und stieg an einem langen Stock mit großem goldenen Knopf in's höchste Stockwerk der elenden rue noire, wo ein Armer darnieder lag; denn ehemals waren die Aerzte, auch die beschäftigtsten und gesuchtesten, noch menschlich und mitleidig ohne Geld. Andere Aerzte trugen bereits das Haar wie andere Leute, und farbige Kleider; ja sie trieben die Neuerungssucht so weit, daß sie sich statt der Portechaise der Vinaigrette bedienten. Dies war ein gar komisches Gefährt, ein Sitz auf zwei Rädern, den vorne ein eingespannter Mann zog, während hinten einer nachschob. Dieser Vinaigretten bedienten sich die Mittelklassen, der tiers-état und die wohlhabenden Professoren. Daraus ist abzunehmen, daß Verbesserung und Fortschritte auch in den Fortschaffungsmitteln bereits begonnen hatten. Die Revolution nahte, und unter den tausend Dingen, die sie zertrümmerte oder umstieß, waren auch die Portechaisen und Vinaigretten. Erstere hatten jedoch auch ihre Restauration im Jahr 1814, denn der allzeitfertige Moniteur benachrichtigte einmal Frankreich, daß der Marquis v. Champaney, Gouverneur des Louvre, gnädigst den Gebrauch der Portechaisen im Innern der Tuilerien erlaubt habe. Bald nach dieser Bekanntmachung kamen die hundert Tage, und es erschien die Karrikatur, wo ein Haufe Hofleute aus dieser Zeit in ihren Portechaisen sitzend und vor ihnen ein kommandirender General in Husarenuniform abgebildet war; sie antworten auf seine kriegerische Harangue: „Ja, Menseigneur, wir sind bereit, zu kämpfen, und erwarten nur unsere Portechaisenträger, um vorzurücken (pour nous porter en avant)."

Es ist vor Kurzem in unserer Nähe zu Braune (Côtes d'or) ein Buch erschienen, das darauf berechnet war, großes Aufsehen und Sensation zu machen, und es auch hier bei den literarischen Modeleuten, Süßlingen und Süßlinginnen gemacht hat. Ich meine die Vénus d'Arles vom Chevalier Bard. Es soll genial seyn, wenigstens wiederholt dies der Verfasser mehrmals gar bescheiden. Ich aber habe in dem Buche nur eine koagulirte und krystallisirte französische Affektation und Fadheit gefunden, aber durchaus nicht das, als was es sich ankündigt, eine interessante Reise in's mittägliche Frankreich. Der Verfasser sagt: „Voici sur nos provinces méridionales quelques pages d'amateur, d'antiquaire, d'artiste, de poëte, brûlantes de contemporanéité," und weiterhin: „Mon livre est un je ne sais quoi de vagabond, d'aventureux qui plaira par le charme du style, la franchise des détails, par quelque chose d'indécis, ressemblant assez bien au clair-obscur des boudoirs. L'on y trouvera la poésie pure, le style lapidaire de l'archéologue, la période sérieuse et pourtant gracieuse du narrateur bénévole d'un roman, antique de couleur, tout actuel d'action, qui vous intéressera beaucoup... La Vénus d'Arles et une idée fraiche, suave, caressante, en un mot une figure de vierge..." Der Herr Chevalier ist auch galant und dem schönen Geschlecht sehr ergeben; fast auf jeder Seite ruft er ses belles et douces lectrices aux grands yeux noirs an; für meine deutschen Landsmänninnen mit blauen Augen ist also das Buch nicht, sie würden auch schwerlich drei Seiten davon lesen mögen. Dabei gibt sich der Chevalier das Ansehen eines genialen Verführers und gefährlichen Dandy, denn er sagt: „Je suis adonné à une vie dissipée, peu soucieuse, je suis paresseux par goût, ne lisant rien, pas même les journaux, j'écris sur papier satiné avec de plumes de Perry, je brûle des pastilles du sérail, je drape ma main avec le gant blanc de filet qoand j'offre à une femme de nouer mon bras ao sien, je parle avec pointe, ma converation fourmille de spiritualités, je joue sur la flûte la cavatine de la Gazza, enfin je porte un ruban à la boutonnière..." Gleiche Affektation zeigt sich auch in seiner Sprache; so finde ich z. B. die übelklingende, ganz unfranzösische Redensart: Vites-vous Paris? — Non. — Vous eûtes tort, si vous le pûtes... Bei ihm ist das Christo-Frank d'une haute portée morale. Was ist das Christ Frank? die gothische Architektur. Gar komisch ist auch sein Vorsatz de poussor le mouvement dans le boudoir. Doch genug von dieser Affektation und französischen Unnatur!

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 135:
Die Maske.

Räthsel.

Fort, fort von hier, wer Liebe nie gekannt,
Wem nicht sein Herz für sie geglüht, gebrannt!
Mein Räthsel, ob er's auch erriethe fein,
Würd' ihm ein unauflöslich Räthsel seyn.
Fort, fort von hier, wer sich in schnöder Lust
Wegwerfen kann an feiler Weiber Brust!
Denn hätt' er auch die Worte hier gesehn,
Er würde nimmer doch den Sinn verstehn.

Es ist ein Duo, dessen Komponist
Nicht in Musik nur großer Meister ist,
Von seinen Schülern, die sein Geist gerührt,
Mit schwachen Instrumenten ausgeführt;
Aus vollem Herzen strömt es noch so rein,
Auf Noten braucht es nicht gesetzt zu seyn;
Dazu veräudern seine Noten sich
In jedem Land oft gar zu wunderlich.

Ein Baß und ein Diskant genügt zum Spiel,
Was drüber ist, ist allemal zu viel;
Baß und Diskant antworten sich im Nu,
Vier helle Lichter leuchten stets dazu,
Sie sehn vor sich zwei Rosenhügel blühn,
Sie sehn vor sich Rubinenthore glühn,
Durch die der Ton des schönen Duo dringt,
Deß Echo schnell von Herzen widerklingt.

Und wenn Musik, wie man sie sonst versteht,
Mit vollerm Tone meist zum Schlusse geht,
Sodann mit lärmendem Geklatsche schließt,
Was jedes feinere Gefühl verdrießt:
Nicht so mein Duo; sein entzückend Wort
Fließt ruhig nun, dann mächtig strömend fort;
Allein sein Schluß ist nimmermehr so roh,
Es stirbt im leisesten Unisono.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 142.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 15. Juni 1835.

— Im Meeresfrische
Glatt behagen sich die Fische,
Schwanken Lebens ohne Leid.
Doch, ihr festlich regen Schaaren,
Heute möchten wir erfahren,
Daß ihr mehr als Fische seyd.

Goethe.

Bilder aus dem Seeleben,

in Mährchen und Sagen.

Meerlilie.

(Fortsetzung.)

„Unmöglich!“ rief Dick entrüstet; „ich diesem Ungethüm schmeicheln!“ — „Lieber, junger Freund,“ entgegnete der Häring mit einem kleinen, spöttischen Lächeln, „wie neu bist Du in allem, was weltliche Klugheit heißt! Die Robbe wird sicherlich nicht das letzte alte häßliche Weib seyn, dem Du einer schönen Tochter wegen schmeicheln mußt. Thue, was ich Dir sage, und der Erfolg wird lehren, daß ich Recht habe.“

Dick widersprach nicht weiter, er nahm das Gedicht des Poeten, und siehe da, schneller, als er es gehofft hatte, war er im Besitz des Ringes. Er dankte dem klugen Rathgeber, und beide machten sich auf, um die Wohnung des Kaplans zu entdecken. Ein günstiges Geschick wies sie gerade vor die rechte Thür. Schon von Weitem ließ sich ein dumpfes Schnarchen vernehmen, und alsbald zeigte sich auf einem sonnigen Plätzchen am Strande ein mächtiger Seehund, der hier Mittagsruhe hielt. Eine Meerotter trug während des Schlummers ihres Herrn mehrere fette Schnecken zum Abendbrod zusammen. „Da erkenne ich meinen alten Freund!“ rief der Häring; „er schlummert, nachdem er gewiß eine höchst salbungsvolle Predigt gehalten hat, und seine Köchin ist für den Haushalt nach gewohnter Weise beschäftigt. Laß uns hier kurze Sprünge machen; indessen ich der Otter einige Schmeicheleien über ihre Wirthschaftlichkeit sage, bemächtige Du Dich des silbernen Stäbchens, das dort neben dem Schläfer im Sande blinkt.“ Gesagt, gethan, das zweite Kleinod war nun auch in ihrem Besitz, und die Freunde waren nicht wenig froh hierüber. Allein nun blieb das schwierigste Unternehmen übrig: wo sollte man den Gelehrten entdecken? Ueber diese Frage nachsinnend, wandelten beide Genossen in trübem Schweigen neben einander auf dem Meeresgrunde, als sie am Ende des dritten Tags, da sie schon fast alle Hoffnung aufgegeben hatten, zwei ziemlich laut sprechende Stimmen in ihrer Nähe vernahmen. Der Häring stieß mit seinem spitzigen Mäulchen sogleich den träumenden jungen Freund an, indem er ihm Aufmerksamkeit empfahl. Dick wurde eine kleine Wasserschlange und einen Seeigel gewahr, die mit einander ziemlich eilig dahinwanderten. „Macht schneller fort, liebster Vetter!“ rief die Schlange, „wir langen sonst wiederum zu spät in der Vorlesung an, und Euer wird die Schuld seyn, wenn ich dann an Gelehrsamkeit und Kenntniß Mangel leide.“ — „Ihr

macht Euch unnöthige Sorge, Muhme," keuchte der Igel; „nach meiner Ansicht seyd Ihr für ein Frauenzimmer gerade gebildet genug; Ihr wißt, ich hasse nichts so sehr als gelehrte Damen, und ich wäre untröstlich, in meiner Verwandschaft eine solche zu besitzen." Die Schlange zischte mit leisem Spotte, ohne etwas zu erwidern; sie glitt dagegen noch schneller und behender dahin. „So seyd Ihr auch der Meinung des gelehrten Hummers," nahm der Igel wieder das Wort, „daß ich ausnehmend viel kritisches Talent besitze und daher eigentlich zum Rezensenten geboren bin? In der That, ich merkte etwas von der Absicht des Himmels, als ich zum ersten Mal an meinem Körper diese große Anzahl von scharfen, spitzigen Pfeilen keimen sah, deren kein anderes Thier sich erfreuen kann. Auch konnte ich frühzeitig keinen Widerspruch vertragen, und wenn mich die Leute, die ich durch meine beißenden Sarkasmen beleidigt hatte, angreifen wollten, so wand ich mich in einen Knäuel zusammen und lachte innerlich, wenn die Narren sich an den Stacheln das ungewaschene Maul aufrissen, mir aber auf keine Weise etwas anhaben konnten. Seht, Muhme, so kann man grob und unverschämt seyn, ohne irgend Jemand scheuen zu müssen."

Die Schlange, die in diesen Aeußerungen eine niedrige Gesinnung ihres Verwandten entdecken mochte, beharrte in ihrem Stillschweigen, und Beide langten jetzt bei dem Hummer an, da ein Theil der Versammlung sich schon wieder verloren hatte. Aus einer Felsenspalte, halb verdeckt von dem überhängenden Wassergrase, blickte das ehrwürdige Antlitz des gelehrten Krebses hervor. Die großen, glotzenden Augen waren mit einer Brille bewaffnet, und in einer der mächtigen Scheeren lagen mehrere Bogen einer tiefsinnigen Abhandlung eingeklemmt. Er begrüßte die Ankömmlinge, ohne sie einer besondern Aufmerksamkeit zu würdigen, und fuhr dann mit schnarrender Stimme fort, die kostbaren Früchte seiner Gelehrsamkeit auszutheilen. Der Häring nahm mit äußerster Vorsicht vor den Stacheln des Igels den untersten Platz ein, indem er mit gespannter Aufmerksamkeit dem Vortrage folgte; Dick dagegen belustigte sich an den gelehrten Grimassen des Redners, und ließ endlich seinen Blick auf der goldenen Kette haften, die zwischen den schwarzen Schuppen des häßlichen Körpers niederhing.

„Diesen Schatz zu gewinnen," bemerkte der Häring zu seinem Freunde, als sie allein waren, „wird mehr Mühe kosten, als zur Erlangung der beiden andern erforderlich war. Einen Gelehrten, der die Eitelkeiten der Welt genugsam kennt und verachtet, darf man nicht durch ein kostbares Geschenk zu bethören hoffen; eben so wenig wage ich es hier, wo so viele feine Kritiker versammelt sind, mit den Schöpfungen meiner Muse hervorzutreten." — „Wie!" rief Dick, erstaunt und befremdet durch die Bescheidenheit seines poetischen Freundes, die jetzt zum ersten Mal und sehr zur Unzeit laut wurde, „soll denn ein günstiges Ungefähr umsonst uns den Aufenthaltsort dieses dritten tückischen Verräthers der schönen Lilie gezeigt haben? Soll hier unsere Klugheit, unser Unternehmungsgeist elend scheitern?" — „Ereifere Dich nicht," entgegnete der Dichter, „es ist noch nichts verloren; meine Worte sollten Dir nur anzeigen, daß auch hier Klugheit und Erfahrung unsere Schritte lenken muß. Laß uns auf ein Mittel sinnen, das uns sicher zum Zwecke führt."

Nach diesen Worten begab sich der Häring in die Einsamkeit, um ungestört nachgrübeln zu können. Es vergingen mehrere Tage, ohne daß er sich blicken ließ, und Dick empfand schon den lebhaftesten Unwillen. Er zählte die Wochen und Monde, die vergangen waren, seit er sich zum Retter der schönen Lilie erklärt hatte, und noch war das Werk nicht vollbracht, noch schmachtete die süße Gestalt in elender Gefangenschaft auf dem Meeresgrunde. Der Gedanke, daß sie ihn wohl für treulos oder wortbrüchig halten könne, peinigte ihn auf's Härteste. Er setzte sich auf die Trümmer eines Schiffes nieder und senkte sein Haupt in die Hand, indem er die magische Perle an seiner Brust betrachtete. Sein seltsamer Zustand fiel ihm jetzt erst recht auf und er seufzte vor sich hin: „Wie sitze ich so wunderlich im Reiche der Gewässer da! wahrlich, ich bin unter Fischen selbst ein Fisch geworden, mich lockt nicht mehr die klare Himmelsluft, die ich sonst athmete, ich entbehre nicht den Schmelz der Wiesen, auf dem mein Fuß wandelte, und das Alles hat die Liebe bewirkt. Was zögere ich noch, schnell mein Ziel zu erreichen? Ist hier nicht Gewalt ebenso wie List erlaubt, und welchen Widerstand kann mir wohl der alte, vertrocknete Gelehrte bieten? Wohlan, ich will machen, daß er seine letzte Vorlesung gehalten haben soll." — „Das wirst Du nicht!" rief der Häring, der jetzt plötzlich in Gesellschaft der Wasserschlange aus den Trümmern hervorgeschossen kam; „ich will Dir diesen wenig ehrenvollen Mord ersparen. Meine Freundin und ich haben unter den Schätzen dieses versunkenen Schiffs, welches vielleicht schon Jahrhunderte hier liegt, eine Kiste entdeckt, gefüllt mit alten Pergamentrollen, die ein höchst gelehrtes Ansehen haben. Nimm den ganzen Reichthum, Freund, auf Deine Schultern und biete sie als handelnder Antiquar dem Hummer; ich müßte mich sehr irren, wenn er Dir nicht für dieses alte chaldäische Manuscript zum Beispiel mit Vergnügen die goldene Kette gäbe. Eile und bringe uns bald günstige Antwort."

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Montag in Paris, Passy und Auteuil.

(Fortsetzung.)

Dicht am rechten Seineufer und dem Marsfelde gegenüber, von dem es nur durch die Brücke von Jena getrennt ist, liegt Passy auf einer mäßigen Anhöhe, von der man eine schöne Aussicht auf einen bedeutenden Theil von Paris und seinen Umgebungen hat. Die reine, gesunde Luft, welche man zu Passy einathmet, das freundliche und zugleich elegante Aussehen seiner Häuser, die Mineralwasser, die Bäder und die Nähe des Bois de Boulogne machen den Aufenthalt daselbst ebenso angenehm als heilsam. Der berühmte Franklin hat lange das Haus des Leroi de Caumont in Passy bewohnt, auf welchem Hause der erste Blitzableiter in ganz Europa angebracht wurde. Latour d'Auvergne lebte nach dem ersten spanischen Frieden zurückgezogen in Passy. Er widmete seine Muße ernsthaften Studien, und wollte die lezte Hand an sein Werk, Origines gauloises beilegen, als er erfuhr, daß der Sohn seines Freundes Le Brigant konscriptionsfähig sey und dienen solle. Er erbittet und erhält es, für ihn eintreten zu dürfen, und begibt sich unter die Reihen der Grenadiere von der 46sten Halbbrigade. Ein Lanzenstich tödtete ihn während der Schlacht; sein Andenken ziert der Titel des ersten Grenadiers der Republik. — In neuern Zeiten lebt in Passy der französische Volksdichter Béranger, still und zurückgezogen von dem Lärm der Welt und dem Getriebe der Parteien; seine Muse ist verstummt seit zwei Jahren und darüber, und Andere rupfen jezt Federn aus Bérangers Flügeln, mit welchen dieser, wenn auch nicht immer flog, doch schlug.

Vor dem Thore von Passy liegt der bekannte Ranelagh. Jene drei Herren, welche wir dort um den Tisch im Freien so lustig zechen sehen, sind gewiß in ganz anderer Absicht hieher gekommen, als um fröhlich zu seyn, und nur eine glückliche Wendung des Zufalls hat vielleicht aus dem projektirten Trauerspiele ein Lustspiel gemacht. Der Ranelagh ist nämlich das gewöhnliche Rendezvous der Pariser Duellanten, gegen welche die strengen Mandate Ludwigs XIV. und die Beredsamkeit eines Jean Jacques Rousseau erfolglos geblieben sind. In den freundlichern Jahreszeiten tanzen hier auch alle Sonntag die schwarzaugigen Grisetten, und aus einem auf der nahe gelegenen Wiese errichteten Pavillon ertönt lärmende Regimentsmusik, unter deren Klang der Pariser Spießbürger seine diätetische Motion macht, um die saure Wochenarbeit oder den schlechten Absaz zu verwinden. Der Ranelagh liegt schon im Bois de Boulogne, welches man unmittelbar vor dem Thore von Passy betritt. Das Gehölz von Boulogne war ehemals unter dem Namen Bois de Saint-Cloud und Bois de Rouvray bekannt, und gewährte besonders den Botanikern eine reiche Ausbeute. Seither ist es nun die beliebteste und besuchteste Promenade der vornehmen Welt geworden. So oft im Winter und Frühjahr nur ein sonniger Tag ist, so oft im Sommer der Sonnenschein nicht zu grell und die Hitze nicht zu drückend ist, fährt und reitet die Pariser fashionable Welt nach dem Bois de Boulogne. Die zahlreichen Wege des Gehölzes werden an schönen Tagen von einer Menge von Wagen und Reitern durchschnitten; besonders ist die Allee von Longchamps hinter der Porte de Maillot mit glänzenden Equipagen bedeckt, in denen die Damen der hohen Finanz und die Marquisinnen aus dem noblen Faubourg St. Germain sich in Aufwand und Pracht überbieten. Die Allee von Longchamps ist die besuchteste des ganzen Gehölzes, theils weil sie einmal Mode geworden ist, theils weil ihre hohen Kastanienbäume wenigstens einigen Schatten und erfrischende Kühle gewähren. Außerdem sieht man sich im Boulogner Gehölz vergebens nach schattigen Alleen um; es besteht meistens aus niedrigem Gestrüpp und Gesträuch, inmitten dessen hie und da einige Eichbäume hervorragen. Die Pariser erzählen Einem oft mit großem Leidwesen, daß „die verbündeten Horden“ im Jahre 1815 den ganzen Wald von Boulogne zu ihren Bivouakfeuern verbraucht hätten, was sie für höchst verrucht halten. Als den romantischsten Theil des Gehölzes bezeichnet man gewöhnlich die sogenannte Mare, eine kleine, stehende Lache, welche im Sommer gewöhnlich austrocknet, an deren Ufern jedoch einige stämmige Eichen stehen, von wo aus man eine artige Aussicht auf die gegenüberliegenden Höhen von Meudon genießt. Die vielen Equipagen und Reiter, welche unaufhörlich das Gehölz in allen Richtungen durchkreuzen und dicke Staubwolken hinter sich aufregen, vertreiben die Spaziergänger aus den Alleen. Die Reitenden und Fahrenden können zwar selbst wenig frische Luft schöpfen; doch ist das mehr Nebensache für Leute dieser Art; der Dandy will gleich dem Puterhahn sich lächerlich spreizen und kollern, und die Dame der großen Welt gleich dem stolzen Pfau ein prächtiges Rad an der Sonne schlagen. Wenn diese Bedürfnisse befriedigt sind, denkt man auch bei Gelegenheit daran, etwas frische Luft auf der Promenade einzuathmen.

Vom Ranelagh führt die Route de la Muette durch's Bois de Boulogne nach dem eine Viertelstunde entfernten Auteuil, welches etwa auf der Mitte des Weges von Paris nach St. Cloud, eine Meile von Paris, gelegen ist. Es hat eine ganz pittoreske Lage, und ist voll von allerliebsten Landhäusern, unter denen das der herzoglichen Familie Montmorency das bemerkenswertheste ist. Ehemals waren die Weinberge von Auteuil sehr gerühmt, und die Domherrn der heiligen Genovefakirche

in Paris verkauften den Ertrag derselben um einen hohen Preis an die Bischöfe. An die Stelle der Weinberge sind heutiges Tags hübsche Gartenanlagen mit geschmackvollen eleganten Häusern getreten, welche Auteuil zu einem beliebten und besuchten Sommeraufenthalte der Pariser Familien gemacht haben. Die reichen Bankiersfrauen wohnen hier in der Regel während der Saison, d. h. vier Sommermonate hindurch. Jede Woche fahren sie indeß ein oder zweimal nach Paris, um die große Oper zu besuchen und sich die Langeweile zu verkürzen; denn das Ohr dieser Damen ist nicht gewöhnt an die Tonweisen der ländlichen Stille, und es versteht das lärmende Orchester in der Rue Lepelletier besser, als das Säuseln der Ostwinde in den Rosengebüschen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sprichworte.

Auf der bunten Erdenreise
Führt uns Glück und Unglück gleich.
Möge dich das Unglück weise
Und das Glück dich machen reich.

Vergeblich wahrest du vor Liebe
Der schönen Tochter Blüthezeit:
Nicht nur Gelegenheit macht Diebe,
Der Dieb auch macht Gelegenheit.

Die Jahre fliehn, sie kehren nimmer wieder:
Wer nicht bei zwanzig schön von Angesicht,
Wenn nicht bei dreißig schon erstarkt die Glieder,
Wem es bei vierzig noch an Witz gebricht,
Und wem bei fünfzig mangeln Had und Güter,
Der quäle sich mit eitler Hoffnung nicht.
Er ist zur unglücksel'gen Zeit geboren,
Zu keinem Glück der Erden auserkoren.

Elternwunsch ist ohne Ende,
Bald gefüllt sind Kinderhände.

Th. Wurm.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Mai.

(Beschluß.)

Dichterschmerzen und Freuden.

Eine andere Spielart dieser Affektation und französischen Unnatur ist hauptsächlich in Paris zu Haus, findet sich aber auch in einzelnen Exemplaren hier, wovon wir in den vergangenen Monaten einige traurige Beispiele gehabt haben. Es sind die jungen, die blutjungen Leute, größtentheils Dichter, die sich bitter beklagen, daß man ihr Talent nicht anerkenne und würdige, daß die Gesellschaft gefühllos sey und sie zurückstoße, ihr Genie im Elend und in Dunkelheit schmachten lasse u. s. w., und die sich deßhalb — versteht sich mit Hinterlassung eines erklärenden Gedichts — todtschießen oder ersticken. Für sie ist Alfred de Vigny's leztes Drama Chatterton ein willkommenes Beispiel. Diese jungen Leute sind aber im Irrthum; denn in Frankreich machen Männer von echtem dichterischen oder literarischen Talent viel mehr und früher ihr Glück, als anderswo, zumal in Deutschland; nur müssen sie einige Jahre Geduld haben und etwas beharrlich seyn. Man werfe nur einen Blick auf die ausgezeichnetsten Männer unserer Literatur: Chateaubriand, Thiers, Guizot, Villemain, Lamartine, V. Hugo, Cas. Delavigne, Scribe ꝛc. Alle fingen klein und schwach an, und waren bei diesem Anfang weder vornehm, noch reich. Lamartine wurde bei dem Erscheinen seiner ersten Gedichte sehr ungerecht und hart von der Kritik angelassen; V. Hugo's erste Versuche blieben einige Monate im Laden des Buchhändlers, und Niemand kannte sie außer diesem und dem Ladendiener; Cas. Delavigne ging es nicht besser, denn das Théâtre français wollte seine Vêpres siciliennes nur dann aufführen, wenn man ihm verstatte, Aenderungen damit vorzunehmen; Scribe's erste Vaudevilles wurden mit Recht ausgepfiffen. Wenn sie und die Andern, statt ferner zu arbeiten, sich anzustrengen und zu bemühen, den Muth verloren, über Ungerechtigkeit und socialen Druck geschrien und sich umgebracht hätten, würden sie nicht Staatsminister und Staatsräthe, angesehen und reich geworden seyn. So ist es aber nicht bloß in der Literatur, sondern auch in den Naturwissenschaften, nur ist hier mehr Arbeit und Ausdauer nöthig; wem aber diese nicht fehlen, der kann es bei uns weit bringen. Es ist erst einige Monate her, so bewegte sich der Leichenzug eines berühmten Mannes durch die Straßen von Paris. Er hinterließ ein ungeheures Vermögen, alle Gelehrte hatten ihn bewundert, alle Studenten der Arzneischule folgten traurig seinem Sarge. Vor vierzig Jahren war der Todte ein armer Junge, der barfuß in seinem Dorfe herumlief, böse Streiche machte und nichts lernte, weil sein Vater zu arm war, um ihn in die Schule zu schicken. Der kleine Junge war Dupuytren, der neulich bei seinem Tode ein Vermögen von sechs Millionen Franken hinterlassen hat. Allerdings lassen sich ausgezeichnete Männer bei uns und in England anführen, die im Elend starben, z. B. J. J. Rousseau, Malfilâtre, Gilbert u. s. w.; wer weiß aber nicht, daß es lediglich J. J. Rousseau's eigene Schuld war, wenn er die Gelegenheit zu anständigem Auskommen versäumte, und wenn er durch seine leidige Wirthschaft mit einem elenden Weibsbild auf keinen grünen Zweig kam. Mit Malfilâtre war es fast ebenso, denn auch er hätte recht gut leben können, wenn er Sitte und Ordnung geliebt hätte. Auch von Gilbert muß dies gesagt werden, denn mit seinem Gehalt als Geistlicher, mit der Unterstützung des Erzbischofs von Paris und dem Ertrag seiner Werke hätte er recht gut leben können; er aber glaubte, es gehöre zum Dichter, gar keine Ordnung in seinem materiellen Leben zu haben. Es ist unrichtig, daß ihn die damals einflußreichen Philosophen, auf die er Satiren machte, verfolgt hätten. Sie fanden diese Reimereien freilich elend und sagten es laut, aber kein Mensch hat ihn darum verfolgt. Es ist schwer, Jemandens Glück zu machen, wenn er sich mit Händen und Füßen dagegen sträubt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 143.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 16. Juni 1835.

Novistine locum potiorem rure beato?

Horat.

Ein Montag in Paris, Passy und Auteuil.

(Fortsetzung.)

Auffallend war es mir, daß ich in Auteuil fast vor jedem Gartenhause angeschrieben fand: Campagne à louer ou à vendre. Der Besitz in Frankreich, vielfach zerstückelt und vertheilt, ist weniger dauerhaft und beständig, als bei uns. Selten vererbt sich hier ein schönes Landgut vom Vater auf den Sohn; es verbleibt nicht ganze Lebensalter hindurch ungetheilt bei einer und derselben Familie, sondern wechselt fast alle zwei oder drei Jahre seinen Besitzer. Die häufigste Ursache davon ist wohl der alljährlich in's Grenzenlose steigende Luxus. In einer Welt, wie Paris, wo man dem Reichthume Alles bietet und der Laune eines Crösus das freieste Spiel vergönnt ist, müssen sich der Luxus und die Prachtliebe zu den sonderbarsten und riesenhaftesten Gestalten ausbilden. Von dieser Prunksucht finden wir selbst manche in anderem Betracht edle und verdienstvolle Männer angesteckt, und der zügellose Luxus ist es, welcher binnen kurzer Zeit die reichsten und wohlhabensten Familien ruinirt und Andere dafür auf ebenso kurze Zeit an ihre Stelle setzt. Vor wenigen Tagen wurde das prächtige Landhaus des Fabrikanten Ternaux in Auteuil versteigert, welcher während der Restauration, nächst Jacques Laffitte, der reichste Mann in Frankreich war.

Insbesondere verdankt Auteuil seinen Ruf den literarischen Celebritäten, welche daselbst, fern vom Geräusche des Hofs und der Stadt, ihre unsterblichen Meisterwerke schrieben. Molière und Boileau hatten Jeder einen ländlichen Ruhesitz zu Auteuil. Das Haus, welches Boileau und nach ihm Gendron, ein sehr berühmter und geschickter Arzt seiner Zeit, bewohnt haben, gehört gegenwärtig der Madame Foster. Molière's Haus ist heutzutage das Eigenthum des Herrn de Choiseul-Praslin und ist nicht weit von der Kirche des Orts entfernt. Der französische Dichter Andrieux hat uns in einer anziehenden Komödie eine Schilderung von jenen lustigen Soupers in Auteuil gegeben, woran Molière und die berühmtesten Schriftsteller des Jahrhunderts Theil nahmen, und wo einmal Boileau, Racine und Molière während eines Streites über die Unsterblichkeit der Seele so sehr dem Weine zusprachen und in Begeisterung geriethen, daß sie beschlossen, sich unmittelbar das Leben zu nehmen. Ein witziger Einfall von Chapelle, welcher zugegen und noch der Nüchternste war, konnte sie allein von der Ausführung ihres Vorhabens abbringen.

Auteuil hat das Andenken seiner zwei berühmten Gäste aus jener Zeit dadurch geheiligt, daß es die Straßen, worin sie gewohnt haben, nach ihnen benannt hat. Der Gebrauch, Straßen und öffentliche Plätze nach berühmten Schriftstellern zu benennen, ist in

Frankreich sehr häufig und verdient lobende Erwähnung und Nachahmung. In Paris, so wie in den Provinzialstädten, trifft man jeden Augenblick auf eine Straße oder einen öffentlichen Platz, die nach einem großen Dichter oder Schriftsteller genannt sind. In Paris allein kenne ich eine Rue Jean-Jacques Rousseau, Rue Montesquieu, Rue Corneille, Rue et Quai Voltaire, Rue Racine, Rue Boileau etc., und die Hotels und Café's, welche die Namen berühmter Schriftsteller tragen, sind ungemein zahlreich. Wir Deutsche sind in dieser Hinsicht noch äußerst karg gewesen; hat Stuttgart eine Schillersstraße? hat Dresden einen Winkelmannsplatz? ist in Wien, Berlin und Frankfurt schon eine Straße oder ein öffentlicher Platz nach Beethoven, Herder und Sömmering benannt? Es ist eine althergebrachte, löbliche Sitte, Straßen und Plätze mit den Namen verehrter Regenten und berühmter Kriegshelden zu schmücken; es wäre wünschenswerth, daß unsere Zeit unpartheiisch genug seyn möchte, das Andenken gefeierter Dichter, Philosophen und Künstler auf dieselbe Weise zu ehren, zumal da beide Sitten ganz wohl neben einander bestehen können.

Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts war Auteuil der Wohnsitz der Wittwe des Helvetius, um die sich die ausgezeichnetsten Gelehrten und Staatsmänner jener Zeit versammelten. Napoleon, als er noch erster Konsul war, besuchte oft den Landsitz der Wittwe des Helvetius; er unterhielt sich mit ihr über ihre geschmackvollen Gartenanlagen, ihre stille, genügsame Lebensweise, und gehörte zu denen, welche der Geistesgewandtheit, den Kenntnissen und den vortrefflichen Eigenschaften dieser Frau gerechte Bewunderung zollten.

In neuesten Zeiten hat Börne Auteuil zu seinem Aufenthalte gewählt; er wohnt in der Regel nur zwei oder drei Wintermonate in der Stadt und lebt die übrige Zeit des Jahrs auf dem Lande in Auteuil, wenig bekümmert, wie es scheint, um die Welthändel, und fern von allen literarischen Coterien. Erwarten Sie aber nicht, daß ich ihn gleich einer Geliebten beschreibe, daß ich ihm eine sehr reine, feingebildete Stirne, eine gutgeformte Nase zwischen zwei kleinen, aber geistreichen, tiefblauen Augen, einen rothen Mund, ein gesundes, hellblondes Haar, das, mitten auf der Stirne gescheitelt, in leichten Wellen um den Nacken fließt, und dazu eine Haut gebe, so weiß und rosenroth, so frisch und fein, daß keine der schönen Leserinnen sich einen Augenblick schämen würde, sie der ihrigen zu vergleichen; ich weiß bloß über Börne zu berichten, was ich von mehreren Seiten her gehört, daß er nämlich mit historischen Studien beschäftigt sey, worauf allerdings seine zerstreuten Arbeiten in den französischen Blättern hinzudeuten scheinen. Das freundliche wie das feindselige Gefolge von Lesern hat sich zwar durch den Uebertritt Börne's aus dem Kreise der reinen Aesthetik in die ausschließliche Sphäre der Politik anders und stärker abgetheilt; kann aber ein Autor so leicht sich und damit sein Gefolge ändern? Der erste schriftstellerische Versuch eines tüchtigen, mannbaren Autors grundirt jeden nachfolgenden, und Börne's ästhetische und politische Aphorismen sind nichts als die gedrungene, ineinandergefaltete Knospe seiner spätern Briefe aus Paris.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Seeleben,

in Mährchen und Sagen.

Meerlilie.

(Fortsetzung.)

Dick erkannte auch hier die Ueberlegenheit und Welterfahrung seines Freundes, und tadelte sich innerlich wegen seines Kleinmuths. Als er vor der Wohnung des Hummers erschien, kostete es Mühe, Eintritt zu erhalten, weil der Gelehrte sich eben in eine tiefsinnige Forschung eingelassen hatte, wo jede Störung auf's Schärfste verboten war. Als er endlich vorgeführt wurde, fand er den kritischen Igel zur Seite des Hummers, und beide sahen mit einem leichten, verachtenden Blick auf die kostbaren Schätze, die der Jüngling vor ihnen ausbreitete. Der letztere ließ sich das chaldäische Manuscript geben und klemmte es in eine seiner großen Scheeren, indem seine glotzenden Augen verdrießlich auf dem Pergament umherirrten; allein je länger er las, desto mehr erheiterten sich seine Züge; er winkte den Igel näher, und beide sprachen lange Zeit mit einander in einer fremden Sprache, die Dick in seiner Einfalt noch nie gehört hatte. Er sah nur, daß die Augen des Gelehrten vor Freude immer glotzender wurden und der Igel nach und nach seine Stacheln gänzlich senkte, als halte er es für unwürdig, in Gegenwart eines so trefflichen alten Autors die kritischen Waffen zur Schau zu tragen. „Beim heiligen Papirlus!“ rief endlich der Gelehrte, „Du hast mir, junger Freund, nach langen Jahren eines mühseligen Berufs die erste wahrhaft erquickliche Stunde bereitet. Ja, diese Schrift verdiente mit goldenen Lettern auf eine silberne Tafel geschrieben zu werden. Sprich, welchen Preis Du für sie bestimmt hast, und besäße ich die größten Schätze, so sollten sie Dein seyn; leider aber bin ich ein Gelehrter, und diese Leute pflegen eben nicht mit irdischem Reichthum sehr gesegnet zu seyn; dieses bedenke und fordere nicht zu unbillig.“ — „Hochwürdiger Herr,“ nahm Dick das Wort, „das Glück, Euch von Angesicht gesehen und Eure edlen Worte gehört zu haben, ist für mich Belohnung

genug; wollt Ihr jedoch dem etwas zufügen, so gebt mir die leichte goldene Kette um Euern Hals, welche für Euch ein leicht entbehrlicher Schmuck scheint.“

Der Hummer runzelte bei diesen Worten die Stirn, er blickte lange das Manuscript an und schien mit sich zu Rathe zu gehen, was er thun sollte. „Junger Mann,“ sagte er endlich, „Du forderst mehr von mir, als ich eigentlich geben darf. Diese Kette, so elend und verächtlich sie auch scheint, ist ein magisches Kleinod, das ich von einem mächtigen Fürsten erhalten habe, und welches zu entäußern er mir auf das Strengste untersagt hat; dennoch aber ist mein Durst nach dem gelehrten Schatze überwiegend; Du magst sie dahin nehmen, wahre sie wohl!“

Dicks Freude, als er nun die drei Gaben, an welche die Befreiung der schönen Lilie geknüpft war, beisammen hatte, war groß, so groß, daß er beinahe den Hofpoeten und seine Freundin, die Schlange, darüber vergessen hätte, und ohne sie zur Prinzessin geeilt wäre. Der Häring war nicht wenig stolz auf seine Klugheit, als er den glücklichen Ausgang des Unternehmens erfuhr. Die Wasserschlange bat, man möchte sie auf die fernere Reise mitnehmen, weil sie neugierig war, die Bekanntschaft der schönen Königstochter zu machen, und Dick, der sich ihr gefällig bezeigen wollte, traf Anstalten zur gemeinschaftlichen Reise.

So waren drei Jahre vergangen, als wieder über jene paradiesischen Gärten in heller Krystallwoge sich ein majestätisches Schiff hinbewegte, das jetzt dem jungen, reichen Handelsherrn gehörte, der einst an dessen Bord als niederer Schiffsjunge gedient hatte. Diese Wandlung bedenkend, saß Dick auf dem Verdeck, und seine Blicke sahen sehnsüchtig auf's Meer nieder; da tauchte am Horizonte etwas auf, wie der Fittig eines weißen Schwans; näher und näher dem Auge gerückt, entfaltete sich bald der Kelch der wohlbekannten Riesenblume, und Dicks Herz schlug heftiger. Er machte seine beiden im Wasser schwimmenden Freunde darauf aufmerksam, und sie theilten seine Freude. Wie ehemals, so wurde auch jetzt bei Annäherung an die Blume die ganze Mannschaft von Schlummer befangen, und ungesehen stieg Dick in die Fluthen nieder. Kaum hatte er zu den Füßen der schönen Lilie die magischen Gaben niedergelegt, als ein heller, klingender Schauer durch das nächtliche Meer ging. Die Korallenlaube brach zusammen, und die holde, schlummernde Gestalt richtete sich empor, indem sie die langen, dunkeln Locken aus der Stirne strich. Ihr erstes, süßes Lächeln begrüßte den Jüngling, der mit den Thränen der Rührung und Zärtlichkeit in ihrem Anschauen verloren war.

Nach einer langen Pause nahm sie das Wort und sprach mit dem süßesten Tone zu ihrem Befreier: „Kühner Jüngling, Du hast mich errettet; wenn Du es forderst, so bin ich die Deinige mit allen meinen Schätzen.“ — „Schöne Prinzessin,“ entgegnete Dick, indem er in seiner unterwürfigen Stellung verharrte, „glaube nicht, daß jemals ein so kühner Gedanke, wie Du ihn eben ausgesprochen, durch meine Seele ging. Nein, ich habe Dir nur gedient, um die Schändlichkeit Deiner Verräther zu bestrafen und Dir zum Besitz Deines Königsthrons zu verhelfen. Nimmermehr würde doch der arme Schifferknabe mit der Prinzessin zusammenleben können. Reise glücklich, vermähle Dich mit dem Prinzen, den Du liebst und mit dem Du schon die Porträts gewechselt hast; mir laß nur die Freude, Dein Andenken zu bewahren, und Dir zugleich diese würdigen Leute — hier zeigte er auf den Häring und die Wasserschlange — auf's Wärmste zu empfehlen.“

Diese Worte des schönen Jünglings rührten die zärtliche Lilie; sie konnte sich nicht enthalten, einen Kuß auf seine Lippen zu drücken und mit einer Thräne des schmerzlichsten Abschieds von ihm zu scheiden. Sie hätte sich vielleicht doch noch entschlossen, ihn zum Gemahl zu erheben, wenn nicht der unglückliche Porträtwechsel schon geschehen wäre; so aber unterlag sie dem Schicksal, das auf allen Prinzessinnen ruht, nämlich ihre liebsten Neigungen unterdrücken zu müssen. Der Hofpoet empfand bei der so edelmüthigen Trennung der beiden Liebenden die innigste Rührung, und selbst die Wasserschlange zerdrückte ein paar empfindsame Thränen in ihren klaren Augen.

In den Strahlen der Morgensonne, als Dick schon wieder auf seinem Schiffe war, stieg ein farbiger Nebel aus dem Meere auf; er gestaltete sich immer dichter, und endlich schwamm eine zierliche Flotte daher mit bunten, stattlichen Flaggen und Wimpeln, dicht am Schiffe vorüber. Eine helle, freudige Musik schallte daher, purpurne und goldene Stoffe blinkten am Bord, und in der schönsten Gondel, unter einem prächtigen Baldachin, stand Prinzessin Lilie im königlichen Schmuck und winkte huldreiche Grüße herüber. Neben ihr stand ein junger, magerer Herr mit einem spitzigen, süßlächelnden Mäulchen: es war der Hofpoet. Auf den andern Schiffen vertheilt, erkannte Dick alsbald die dicke Oberhofmeisterin, den schläfrigen Kaplan, und endlich, in einer Menge Pergamentrollen lesend, den gelehrten Hummer, neben ihm den kritischen Igel. Von den drei Verräthern richtete keiner den Blick auf; das Schicksal, das ihrer am Hofe wartete, schien sie sehr nachdenklich zu stimmen.

Als die Flotte vorüber war, wandte der arme Dick das Auge ab, und seine Thränen flossen. Er mochte die Schätze nicht einmal ansehen, die als Dank der Lilie die Wassergeister auf sein Schiff gehäuft hatten. So reich und angesehen er auch sein ganzes Leben hindurch war, immer dachte er mit Wehmuth an die schöne, wunderbare Liebe seiner Jugend zurück. Dabei blieb ihm jedoch immer eine gewisse Scheu vor alten Hofdamen, vor Gelehrten, und selbst vor Dichtern.

(Schluß der Meerlilie.)

Der Wanderer und der Baum.

Der Wanderer.

Junger Baum auf fremdem Grund,
Ist dein Herz wohl nicht gesund,
Oder trägst du Liebeskummer,
Daß, geschreckt aus leisem Schlummer,
In die Nacht dein Wipfel ragt,
Und so einsam schauernd klagt?

Der Baum.

Habe für die Frage Dank!
Wohl bin ich im Herzen krank;
Ach! ich muß die Heimath missen,
Der sie grausam mich entrissen,
Und so eben sah im Traum
Ich den fernen Nachbarsbaum.

Der Wanderer.

Lieber Baum, dein Herzeleid
Sezt auch mich in Traurigkeit,
Und ich fühle deine Klagen
Meinem Herzen Wunden schlagen,
Daß in später Mitternacht
Tiefe Sehnsucht mir erwacht.

Ich auch bin in fremdem Land,
Abgerissen ist das Band;
Fremde Schauer mich umbrausen,
Einsamkeit und nächtlich Grausen,
Und der Freundschaft süße Lust
Lebt mir an entfernter Brust.

Der Baum.

O, so komm in meinen Arm,
Und verschlummre deinen Harm;
Komm, wir wollen, traurig beide,
Ruhen auf der kahlen Haide,
Denn es ziehet Herz an Herz
Gleiches Heimweh, gleicher Schmerz.

Nic. Müller.

Korrespondenz-Nachrichten.

B., Mai.

Das Folgende ist ein Auszug aus einem vor Kurzem in Paris erschienenen Romane: Marie ou l'esclavage aux Etats-unis, par M. de Beaumont, der zwar als Roman wenig zu bedeuten hat, aber anziehend und unterrichtend wird durch die vielen Anmerkungen, auf denen der Romantext als leichterer Körper schwimmt. Die Thatsachen, die wir hier mittheilen, sind zwar schon vielfällig von Deutschen und Engländern, und auch in diesen Blättern, ausgesprochen worden, aber über den Zustand eines Landes, das in Manchem, und in Hauptsachen, unserem armen Deutschland als Muster vorgehalten wird, kann man nicht zu viele Zeugnisse beibringen, und so wird auch das eines gebildeten Franzosen, der drei Jahre lang Nordamerika in mehreren Richtungen durchreiste, willkommen seyn.

„Die Wanderungen aus Europa nach Amerika," sagt Beaumont, „nehmen täglich zu. In den Monaten Mai, Juni und Juli 1834 kamen allein 4209 Deutsche in Baltimore an. In denselben Monaten bis Ende August landeten 35,000 fremde Einwanderer in Newyork. Nach Quebeck kamen allein in zwei Tagen neunzehn Schiffe mit 2194 Irländern, so daß man für das vergangene Jahr hunderttausend Europäer zählt, die über den Ocean schifften, um in der neuen Welt ein anderes Vaterland zu suchen. Ich habe dies oft als einen Verlust für Europa bedauern hören, und war früher selbst dieser Meinung; meine Ansicht hat sich aber geändert, seit ich Tausende dieser Ausgewanderten gesehen und beobachtet habe. . .

„Die Feier des Sonntags beschränkt sich in Nordamerika nicht wie bei uns in Frankreich auf eine Ceremonie, sondern dauert den ganzen Tag hindurch. Nach dem Gottesdienst geht Jedermann nach Haus, und bald ist von den eben noch gedrängten Haufen kein Mann, keine Frau, kein Kind, kein Wagen mehr zu hören. Alles ist still und wie ausgestorben. Damit die Wagen nicht fahren können, sind die Straßen in der Nähe der Kirchen mit niedrig hängenden Ketten gesperrt. Man sollte meinen, so eine ganz stille Sonntagsstadt sey den Tag vorher vom Feinde genommen und nach Tödtung aller Einwohner wieder verlassen worden. Das Gesez verbietet in Nordamerika für den Sonntag alle Arten von Jagd, Spiel, Pferderennen u. s. w. So darf auch kein Wirth, kein Kaufmann geistige Getränke oder andere Waaren ablassen. Alles dies wäre sehr lobenswerth, wenn auch etwas übertrieben, wozu führt es aber? Viele Amerikaner, denen diese Beschränkung und Stille unangenehm und lästig ist, und die sich nicht gern mit der Bibel beschäftigen, vereinigen sich, schließen Laden, Fenster und Thüren, zünden Lichter an und treiben dann andere Dinge, an denen nichts Frommes ist. Nun beginnt hohes Spiel mit seiner ganzen Wuth; Andere trinken Wein und Branntwein, noch Andere wälzen sich in andern Lastern. Sehr Viele aus der Arbeitsklasse legen sich gleich nach der Kirche auf's Ohr und schlafen, und dies sind noch die Unschuldigsten. Aehnliches habe ich mit ähnlichen Folgen in England beobachtet. Als der Protestantismus für den Sonntag Stillschweigen, Sammlung und Andacht mit Ausschließung aller öffentlichen Spiele und Lustbarkeiten anordnete, dachte er nur an die höhern Klassen der Gesellschaft. Diese ganz geistige Beobachtung des heiligen Tages ist vortrefflich für gebildete Gemüther, die das Nachdenken lieben, keineswegs aber für niedere Klassen, die sechs Tage in der Woche schwere und ermüdende Arbeit verrichten. Versagt ihnen das Gesez öffentliche Erheiterungen und Lustbarkeiten, so kann man sich darauf verlassen, daß sie sich in's Geheim den gröbsten Lastern und Ausschweifungen hingeben. . . In Massachusets gibt es gar ein Gesez, dem zufolge Leute, die Sonntags reisen, angehalten und zu einer Geldstrafe verurtheilt werden können. Ehemals war auch der Postenlauf untersagt, und die Briefe blieben den ganzen Sonntag liegen. Davon ist man doch jezt abgegangen; die Meisten billigen es, die Presbyterianer aber schreien entsezlich darüber, und sehen in dergleichen Neuerungen ein schlimmes Zeichen des Jahrhunderts, ein untrügliches Symptom des Weltuntergangs. . ."

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 144.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 17. Juni 1835.

Was And're nur gesungen,
Das hast du dir errungen,
Den magischen Pallast,
Und Pilger aller Zonen
Mit warmem Danke lohnen
Die freundlich dargebotne Rast.

G. Pfizer.

Abbotsford.

Aus Washington Irving's neuestem Werk: Abbotsford and Newstead Abbey.

Der erste Morgen.

Spät am Abend des 29sten August 1826 kam ich in dem alten schottischen Grenzstädtchen Selkirk an und blieb da über Nacht. Ich war von Edinburg herabgekommen, theils um Melrose Abbey und dessen Umgebungen zu besuchen, besonders aber, um den „mächtigen Barden des Nordens" zu sehen. Thomas Campbell, der Dichter, hatte mir ein Empfehlungsschreiben an ihn gegeben, und die Theilnahme, die er einigen meiner frühern Schreibereien geschenkt, ließ mich nicht ohne Grund erwarten, er würde meinen Besuch nicht für eine Zudringlichkeit halten. Nachdem ich früh am folgenden Morgen gefrühstückt hatte, fuhr ich in einer Postchaise nach der Abtei. Auf dem Wege dahin hielt ich an dem Thore von Abbotsford und schickte den Postillon mit dem Empfehlungsbrief und meiner Karte in das Haus; auf diese hatte ich geschrieben, ich sey auf dem Wege nach Melrose Abbey und wünschte zu wissen, ob es Herrn Scott (er war damals noch nicht Baronet) genehm wäre, im Laufe des Morgens meinen Besuch anzunehmen. Während der Postillon seinen Auftrag besorgte, hatte ich Zeit, das Gebäude näher zu betrachten. Es stand eine kleine Strecke unterhalb der Straße, an der Seite eines zur Tweed sich hinabsenkenden Hügels, und war damals nur eine hübsche Gentlemans-Cottage, deren Aeußeres etwas ländlich Malerisches hatte. Die ganze Vorderseite war mit Epheu überwachsen, und unmittelbar über dem Eingang war ein großes Paar Hirschgeweihe, die sich aus dem Laubwerk herauswanden und der Cottage das Ansehen einer Jägerwohnung gaben. Das große, adlige Gebäude, welches diesem bescheidenen Wohnsitze gewissermaßen entstammte, trat eben in das Leben. Ein Theil der Mauern, von Gerüsten umgeben, hatte die Höhe der Cottage erreicht, und in dem Hofe vorne lagen Massen von gehauenen Steinen aufgehäuft.

Das Rasseln des Wagens hatte die Ruhe des Landsitzes gestört; der Wächter des Schlosses, ein schwarzes Windspiel, stürzte heraus, sprang auf einen der Steinblöcke und erhob ein wüthendes Gebell. Sein Lärm rief die ganze Besatzung von Hunden heraus:

Der Welf, der Blendling und der Jagdhund,
Nebst Köthern niedrer Race —

alle offnen Rachens und laut bellend. Ich muß jedoch die angeführte Stelle verbessern; kein Köther war auf dem Vorplatz zu sehen, und Scott war ein zu echter Weidmann,

und hatte eine zu hohe Verehrung für reines Blut, als daß er einen Blendling geduldet hätte.

Nach kurzer Weile erschien der „Herr des Schlosses" selbst. Ich erkannte ihn sogleich nach den Schilderungen, die ich gelesen und gehört hatte und den Porträts, die von ihm erschienen waren. Er war groß, von breitem, kräftigem Baue. Seine Kleidung war einfach und fast ländlich: ein alter, grüner Jagdüberrock, mit einer Hundepfeife im Knopfloch, braune, leinene, weite Beinkleider, starke, bis an die Knöchel gehende Schuhe und ein weißer Hut, der augenscheinlich viel mitgemacht hatte. Er hinkte den Sandweg herauf und half sich mit einem starken Stocke; seine Bewegung war jedoch rasch und kräftig. Ihm zur Seite war ein eisengrauer Jagdhund von sehr gesetztem Benehmen, welcher an dem Gebelfer des Hundepöbels keinen Theil nahm, sondern sich für verpflichtet hielt, der Würde des Hauses gemäß mich freundlich zu empfangen. Ehe Scott das Thor erreichte, rief er mir in herzlichem Ton: Willkomm zu Abbotsfort, zu und fragte nach Nachrichten von Campbell. Am Schlage des Wagens angekommen, ergriff er meine Hand mit Wärme und sagte: „Kommt, fahrt herab, fahrt herab zum Hause. Ihr kommt gerade recht zum Frühstück, und dann sollt Ihr alle Wunder der Abtei sehen." Ich wollte mich damit entschuldigen, daß ich bereits mein Frühstück eingenommen. „Pst, Mann!" rief er, „eine Morgenfahrt in der scharfen Luft der schottischen Hügel rechtfertigt ein zweites Frühstück hinreichend." Ich wurde sonach an die Thüre der Cottage genöthigt und saß nach wenigen Augenblicken an dem Frühstückstische. Es war Niemand anwesend, als die Familie; diese bestand aus Mrs. Scott, ihrer ältesten Tochter Sophie, damals ein schönes Mädchen von ungefähr siebzehn Jahren, Miß Ann Scott, zwei oder drei Jahre jünger, Walter, ein schöngewachsener junger Bursche, und Karl, ein lebhafter Knabe von eilf oder zwölf Jahren.

Ich fühlte mich ganz heimisch, und mein Herz erglühte bei dem herzlichen Willkomm, der mir zu Theil ward. Ich hatte einen bloßen Morgenbesuch machen wollen, sah aber, daß man mich nicht so leicht wieder loslassen würde. „Ihr dürft nicht glauben, man könne unsere Umgegend an einem Morgen lesen, wie eine Zeitung," sagte Scott; „dies kostet einen aufmerksamen Reisenden, der an dem Trödel der alten Welt Freude hat, ein mehrtägiges Studium. Nach dem Frühstücke sollt Ihr Melrose Abbey Euern Besuch abstatten; ich werde Euch nicht begleiten können, da ich einige Haushaltungsgeschäfte zu besorgen habe; aber ich will Euch meinem Sohn Karl übergeben, der in Allem, was sich auf die alten Ruinen und die Gegend, in welcher sie stehen, bezieht, sehr bewandert ist, und er und mein Freund Johnnie Bower werden Euch alles Wahre und noch viel mehr erzählen, was Ihr eben nicht zu glauben gezwungen seyd, Ihr müßtet denn ein echter und an nichts zweifelnder Alterthumsforscher seyn. Wenn Ihr zurückkommt, werde ich Euch auf einen Spaziergang in die Umgegend mitnehmen. Morgen besehen wir uns Yarrow und den nächsten Tag fahren wir nach Dryburgh Abbey hinüber, eine sehr schöne, sehenswerthe Ruine." — Mit einem Worte, ehe Scott mit seinem Plan fertig war, sah ich einen Besuch von mehreren Tagen vor mir, und es war, als hätte sich plötzlich ein kleines romantisches Land vor mir aufgethan.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Montag in Paris, Passy und Auteuil.

(Fortsetzung.)

In einem so eben erschienenen Feuilleton finde ich eine Börne'sche Kritik über den zweiten Theil des Heineschen Salon, welchen der Autor hier unter dem Titel: de l'Allemagne herausgegeben hat. Es mag vielleicht für die Leser dieser Blätter nicht ohne Interesse seyn, wenn ich aus dieser Kritik einzelne Stellen ausziehe, wobei ich vor Allem die originelle Darstellungsweise des Satirikers im Auge zu behalten suchen will.

„Allen Schriften Heine's gehen prächtige, blendende Vorreden voraus. Diesmal hält der Verfasser seinen Einzug in Begleitung des Kaisers Otto und Karls des Großen, zweier Bischöfe und eines Grafen: ein ehrwürdiges Gefolge, welches jedoch den Uebelstand hat, daß es die Aufmerksamkeit und Neugierde zu sehr erregt. Man sollte nicht glauben, wie nachtheilig eine schöne Vorrede auf den folgenden Inhalt des Buches wirken kann; man muß die ganze schöpferische Kraft eines Rossini besitzen, um eine Oper wie die Gazza ladra glücklich durchzuführen, welche mit dem Wirbeln der Trommel beginnt. Aus wichtigen Gründen werde ich nicht auf die Einzelnheiten des Heineschen Werk eingehen; ich werde mich darauf beschränken, den Geist desselben, d. h. den Geist des Verfassers im Allgemeinen zu prüfen. Zunächst sind meine Kenntnisse über die Ausdehnung und historische Entwicklung der deutschen Philosophie und Literatur sehr oberflächlich; obschon ich mich darin von Heine nur durch die Offenheit des Geständnisses unterscheide, so zwingt mich doch die Ehrlichkeit, meine Befugniß als Richter in diesen Angelegenheiten abzulehnen. Ferner fühle ich auch nicht Muth genug in mir, mich in offenbaren Widerspruch mit der Vorsehung zu setzen, welche Heine — wie er es uns selbst versichert — beauftragt hat, Deutschland in Frankreich bekannt zu

machen; das wäre ein zu kühnes Wagestück." — „Wenn Heine von der Mission spricht, welche ihm von der Vorsehung zu Theil geworden, so handelt es sich, wohl gemerkt, nur von einer Mission für Paris; denn was eine Mission für ganz Frankreich anlangt, so würde Heine sich schämen, eine solche anzunehmen. Er erklärt sich selbst ganz unumwunden darüber: „Unter Frankreich," sagt er, „verstehe ich Paris und nicht die Provinz; denn was die Provinz denkt, kümmert uns eben so wenig, als was unsere Beine denken. Der Kopf ist der Sitz der Gedanken." Ohne Zweifel hat Heine diese stolzen Worte niedergeschrieben, als er einmal eben aus einer Soirée bei einem Bourgeois gentilhomme nach Hause zurückkehrte und seine Glacéhandschuhe noch nicht ausgezogen hatte. Seine Phrase hat durchaus den unvergleichlichen Geruch jenes Eau de mille impertinences, von dessen Wohlgerüchen die Salons des Juste-Milieu duften. Aber in der That, das geht über allen Scherz. Sind denn alle die Großthaten, welche Frankreich seit 50 Jahren ausgeführt hat, von Parisern erdacht und verrichtet worden? waren denn die Necker, Mirabeau, Sieyes, Barnave, Camille Desmoulins, Pethion, Roland lauter Pariser? Stammten denn nicht Carnot, Dumouriez, Hoche, Kleber, Moreau, Desair, Massena, Ney, Napoleon aus der Provinz? Nein, Paris ist nicht das Haupt von Frankreich, es ist nur der Hut davon, und wenn es der Provinz je einmal zu warm würde, möchte sie wohl nicht lange anstehen und Bedenken tragen, den Hut herunterzuthun und mit bloßem Kopfe zu gehen. Sollte es möglich seyn, daß diese eisige Phrase Heines der getreue Ausdruck der Gesinnungen der Pariser wäre? dann wehe ihnen! Eines Tags könnte es dann allen Franzosen einfallen, Paris für die Bastille von Frankreich zu halten, und diesen Tag würde es entsetzlich heiß hergehen. Die Pariser sollten diese Saite nicht berühren. Wenn es ihnen gelungen ist, an die Stelle von Versailles und dem alten Hofe zu treten und die Börse von Paris in's Oeil de Boeuf von Versailles umzuwandeln, so sollten sie stillschweigend diese Oberherrschaft genießen und nicht laut Rühmens davon machen. Müssen sie nicht zittern vor der Idee, daß man einst vielleicht auf dem Terrain der Chaussee d'Antin eine Stange aufgepflanzt sehen könnte, mit der Aufschrift: Ici l'on pleure?"

Börne hebt hierauf die nicht sehr schmeichelhafte Art und Weise hervor, wie Heine den Franzosen schmeichelt, und fügt dann über den Stand und die Stellung eines aus seinem Vaterlande verbannten Schriftstellers einige ruhige, würdevolle und sehr zu beherzigende Worte hinzu. Bei dieser Gelegenheit sagt er den Franzosen gerade nicht das Angenehmste; er nennt unter andern Paris „eine liebenswürdige und gottlose Stadt, das Paradies der Teufel und die Hölle der Engel, wo man jede Verdorbenheit und Verruchtheit, ja die Verwesung selbst geruchlos zu machen versteht;" er bezeichnet die französische Sprache als „eine gefährliche Sprache, vielzüngig da, wo es die Lüge, stotternd da, wo es die Wahrheit zu vertreten gilt." Er beurtheilt darauf die Art und Weise, wie Heine seinen Gegenstand behandelt. „Die gewandteste, listigste und katzenartigste Kritik wäre niemals im Stande, Heine zu ertappen; er hat immer eine noch größere Mäusenatur als die Kritik Katzennatur. In allen Ecken der sittlichen, geistigen, religiösen und socialen Welt hat er sich Löcher vorbehalten, und alle diese Löcher haben einen unterirdischen Zusammenhang unter einander. Ihr seht Heine aus einer seiner kleinen Meinungsäußerungen hervortreten: verfolgt ihr ihn, so geht er zurück, belagert ihr ihn, so seyd ihr selbst geprellt, denn seht da, er schlüpft zu einer andern, ganz entgegengesetzten Meinungsthüre hinaus. Gebt es auf, alle Mühe und List ist vergebens. Ihr leset die und die Seite in den Schriften Heine's und findet daselbst eine falsche, lächerliche Behauptung; beeilt euch nicht, sie der Widerlegung zu würdigen, schlagt das Blatt um, Heine hat auch umgeschlagen, und er widerlegt sich selbst. Wenn ihr solche esprits chatoyans nicht zu würdigen versteht, so ist es desto schlimmer für euch, und ihr habt euch noch nicht auf den wahren Höhepunkt der rhetorischen Küche hinaufgeschwungen; es gibt nichts Deliciöseres, als diesen Mischmasch von Meinungen (ces macédoines d'opinions)."

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz. Juni.

Egyptische Studien in Italien. Rosellini. Jannelli.

Seit wenigen Wochen erregt hier in der literarischen Welt eine Rezension, welche in dem neapolitanischen Journal, dem Progresso, sich über die Arbeiten des Professors Rosellini ausspricht, man weiß kaum, ob Aufsehen oder Unwillen; auf jeden Fall hat sie, wie die Italiener sagen, chiasso gemacht. Da sie, nebst der Erwiderung Rosellini's, sehr geeignet ist, über italienische Journalistik Licht zu verbreiten, scheint es der Mühe werth, einige Details mitzutheilen.

Ippolito Rosellini, jezt Professor in Pisa, wurde von der hiesigen Regierung bekanntlich jener Expedition beigesellt, welche namentlich unter Leitung des jüngern Champollion jene mühsamen Arbeiten in Egypten unternahm, und dorther, so schien es, für ganz Europa wichtige Resultate zurückbrachte. Die Früchte dieses Unternehmens machte seit einigen Jahren für die italienische Sektion Rosellini bekannt. Der Beifall, mit welchem sein redliches Streben von der wissenschaftlichen Welt in ganz Europa aufgenommen und anerkannt ward, schien die Wahl seines Fürsten zu rechtfertigen. Der römische Stuhl selbst, welchem die egyptischen Forschungen als im Widerspruch mit der Genesis befindlich, also gefährlich erscheinen konnten, verhielt sich ruhig.

und schien durch sein Schweigen das wissenschaftliche Verdienst des Werkes ehren zu wollen. Da wird plözlich vom fernen Süden her die Lärmtrommel gerührt, das ganze Unternehmen ein verfehltes, ja, was schlimmer ist, ein gefährliches genannt. Daher bei den nichtbetheiligten Italienern zuerst Stutzen, Nachfragen, dann Verdruß und Unwillen. Hier nämlich in Italien, wo in wissenschaftlicher, namentlich in historisch-philologischer Beziehung im Allgemeinen wenig geschieht, und, oft ohne Schuld der Italiener, wenig geschehen kann, sieht man auf Namen, welche sich europäischen Ruf erworben haben, mit einer ganz andern, eifersüchtigern Verehrung, als in Frankreich, England, oder gar in Deutschland. Das Wenige, das man in dieser Beziehung besizt, will man offen und frei anerkannt und durchaus unangetastet wissen. Ist man schon unwillig, wenn Fremde das Verdienst von Belzoni oder Rosellini nicht schmälern, sondern nur vergleichend würdigen wollen, so war zu erwarten, daß man noch mißtrauischer auf eine Stimme lauschen würde, welche sich von Neapel her mit solcher Heftigkeit vernehmen ließ. Erkennt man auch gerne die Fähigkeit der Neapolitaner im Allgemeinen, und ihren Fortschritt in den lezten Jahrzehnten an, so erwacht doch bei solchen Gelegenheiten beim Norditaliener wieder der Gedanke an alle Erbsünden jener südlichsten Bewohner, und zwingt ihn unwillkührlich, schweigend auf gut toskanisch die Achseln zu zucken. Die erste Frage war natürlich, wer ist der unterzeichnete Cataldo Jannelli? dann, hat er die Befugniß, in solchen Sachen zu urtheilen, und hat er, mit gehörigen Kenntnissen dazu versehen, die Bestrebungen Rosellini's auf würdige Weise angegriffen? Persönlich ist Jannelli hier den Wenigsten bekannt. Die Wenigen, welche ihn kennen, versichern, es sey jener hagere Mann mit sicilianisch-dunkler Gesichtsfarbe, der in den lezten Zimmern der königlichen Bibliothek zu Neapel im Manuskriptensaal fortwährend so emsig beschäftigt ist, daß er selbst Fremde es fühlen läßt, wie ungern er durch die Bitte, eine Handschrift einsehen zu dürfen, sich gestört sieht. Erfährt er dann aber im Verlauf eines kurzen Gesprächs, daß man etwa ein Deutscher, gar ein Gelehrter ist, so gibt er, mit einem reichen Gedächtniß von der Natur begabt, eine solche Fülle von Gelehrsamkeit zum Besten, eitirt so viel aus seinen erschienenen Werken, und noch mehr aus denen, welche noch zum Frommen der Wissenschaft erscheinen sollen, daß man wider seinen Willen an etwas starke Charlatanerie zu denken gezwungen wird. Den Deutschen aber ist er besonders gram; er kann es F. A. Wolf und Niebuhr nicht verzeihen, daß sie die Scienza nuova von Vico nicht als das Buch aller Bücher citirt haben, aus dem sie doch wie aus dem wahren Lebensbrunnen geschöpft, und dem der Erste seine Prolegomenen zum Homer, der Andere Alles verdanke, was er etwa für Philologie und Geschichte gethan zu haben glaube. Die wohlwollende Meinung von seinem Landsmann werden die Deutschen ihm gönnen, aber bedauern, daß er so wenig über deutsche Zustände unterrichtet ist, und nicht weiß, daß Niebuhr wenigstens das Werk des Vico gar nicht kannte. In Neapel aber findet die ewige Wiederholung aus dem Munde eines Mannes, der wenigstens für gelehrt gehalten wird, zulezt doch Eingang; ja, je mehr Niebuhrs Werk durch die fremden Uebersetzungen jezt in Italien besprochen wird, desto häufiger wird in Neapel wenigstens dem Signor Cataldo nachgesprochen. Dabei aber ist, wenn ich dieß hier nebenbei bemerken darf, etwas Trägheit im Spiele. Aus einer begründeten oder unbegründeten Antipathie gegen Deutsches (roba tedesca) oder Deutsche überhaupt sucht der Italiener Gründe hervor, um sich das Studium der für ihn schwierigen deutschen Sprache, und namentlich der deutschen Philosophie ferne zu halten. Unter solchen Vorwänden dient ihm denn auch Jannelli's Behauptung, welche selbst die Bessern mystifizirt, und den, namentlich an den jüngern Italienern schon längst fühlbaren Nachtheil einer fehlenden tiefern Bildung bleibend zu machen droht.

(Die Fortsetzung folgt.)

B., Mai.

(Fortsetzung.)

Der Bankerott in Amerika.

„Ich weiß nicht, ob es in der Welt noch ein Land gibt, wo der Handel so gedeiht, wie in Nordamerika; so viel aber ist gewiß, es gibt keines, wo so viele bankerotte Kaufleute leben und — gedeihen. Diese Erscheinung hat besonders zwei Gründe. Zuerst ist Nordamerika's Handel durch Natur und Umstände begünstigter, als irgend einer. Den weiten, fruchtbaren Kontinent durchschneiden nach allen Richtungen große, schiffbare Ströme, Flüsse, Binnenseen und Binnenmeere; überall sind treffliche, sichere, wohlgelegene und leicht zugängliche Häfen. Hier lebt ein unternehmendes Volk, voll kalkulirenden, spekulirenden Geistes, mit großen Anlagen für Schifffahrt. Dieß ist die Ursache des Reichthums der Nordamerikaner. Aber gerade, weil er nicht schwer zu erwerben, weil er wahrscheinlich ist, so jagt man ihm hizig und unbesonnen nach und rennt blindlings nach dem Ziel. Alle Amerikaner treiben Handel, negociiren oder spekuliren mit etwas, weil sie darin ein Mittel zur Bereicherung sehen; die meisten gehen aber ein oder mehrere Male darüber zu Grund, weil sie sich zu schnell bereichern wollen. Kurz nach meiner Ankunft in Amerika war ich in einer der ersten Städte der Union zu einem großen Gastmahl geladen, wo die vorzüglichsten Personen der Stadt vereinigt waren. Beim Eintreten sagte mir glücklicherweise ein dort etablirter französischer Kaufmann, der meine Gesinnungen kannte: „Surtout n'allez pas mal parler des banqueroutiers.“ Ich befolgte seinen Rath und that wohl daran, denn unter den reichen Leuten, denen ich hier vorgestellt wurde, war nicht Einer, der nicht ein oder mehrere Mal fallirt hätte, ehe er sein Glück machen konnte. Da fast alle Nordamerikaner Handel treiben und fast alle falliren, so hat der Bankerott natürlich keine nachtheilige Bedeutung mehr bei ihnen, ja er ist eine Handelsoperation, wie die andern. In einer Gesellschaft, wo Alle denselben Fehler begehen, hört er auf, ein Fehler zu seyn. Jedermann hat in Nordamerika Nachsicht mit dem Fallirenden, nicht bloß, weil dieß eine allgemeine Fatalität ist, sondern auch wegen der großen Wahrscheinlichkeit, daß der Bankerottier bald wieder zu Vermögen und dadurch zu Ansehen kommen wird. Wäre er für immer verloren, so bekümmerte sich Niemand um ihn und er bliebe dem Elend überlassen; man ist nachsichtiger gegen Jemanden, der sich höchst wahrscheinlich wieder erheben wird. Dieses Gefühl kann gewiß nicht edel und würdig genannt werden, es liegt aber in der menschlichen Natur. Nach dem Gesagten begreift man wohl, warum in den Vereinigten Staaten kein Strafgesez für den Bankerott besteht; und gäbe es eins, so käme es nie zur Anwendung, sondern würde immer umgangen. . .“

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 62.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 145.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 18. Juni 1835.

M. — Pfui, Vetter, wie Ihr durch den Sinn ihm fahrt!
P. — Ich kann's nicht lassen; oft erzürnt er mich,
Wenn er erzählt so kunterbuntes Zeug,
Daß mich's zum Heiden macht.

Shakespeare.

Ein Montag in Paris, Passy und Auteuil.

(Beschluß.)

„Ich habe schon geäußert, daß ich es nicht wage, gegen das umfangsreiche philosophische Wissen Heines in die Schranken zu treten. Aus diesem Grunde will ich daher nicht untersuchen, ob die Darstellung der verschiedenen Systeme der deutschen Philosophie, welche Heine zum Nutzen des Foyers der großen Oper gegeben hat, wahr oder falsch ist; aber ich kann nicht umhin, ein Urtheil zu fällen über die leichtfertige und schönthuerische Art und Weise, in der Heine die ernsthaftesten Gegenstände behandelt. Dieser liebenswürdige Schriftsteller spricht von Liebe bei Gelegenheit Kants, von Frauenhemden bei Gelegenheit des Christenthums, und von sich selbst bei allen Gelegenheiten. Was mich anbelangt, so wollen mir diese Rosen- und Veilchenguirlanden, womit Heine so kokett die gesunden und nahrhaften Schüsseln der deutschen Wissenschaft ausschmückt, keineswegs gefallen; diese purée de littérature, diese crême de philosophie, diese beaf-steacks à la vanille sagen durchaus nicht meinem Geschmacke zu.“

„Für die Anstrengungen, welche Heine der Franzosen wegen macht, um die mit dem Verständniß der deutschen Literatur verbundenen Schwierigkeiten zu beseitigen, brauchen dieselben ihm keineswegs Dank abzustatten. Indem er die Hindernisse aus dem Wege räumt, rückt er zugleich das Ziel aus den Augen; denn nur in der Anstrengung ist die Belohnung der Anstrengung zu finden. Der Zutritt zu deutschem Leben, zu deutscher Kunst und Wissenschaft erfordert keinen geringen Kostenaufwand. Die Deutschen selbst, geborne Deutsche, erfüllen nur nach großen Anstrengungen die Bestimmung ihrer Volksthümlichkeit, und gelangen nur nach schweren Leiden zu jenem Tiefsinn der Seele, welcher den Gemüthern den Frieden und die Ruhe des Grabes verleiht, und zu jener Geistesglückseligkeit, welche sie über den unglücklichen Zustand ihrer socialen Verhältnisse tröstet. Das deutsche Leben gleicht einer hohen Alpengegend; es ist groß, hehr und majestätisch, die Krone der Erde, welche von den ewigen Gletschern herab im Strahlenglanze funkelt. Deutschland hat das reinste Sonnenlicht, die übrigen Länder haben Sonnenhitze. Jene unfruchtbaren Höhen haben die Welt zu ihren Füßen befruchtet; dort finden sich die Quellen sowohl der großen Ströme der Geschichte, als auch der großen Nationen und großen Gedanken. Den Deutschen ist das Genie, den Franzosen das Talent eigen; den Einen wohnt die schöpferische Macht, den Andern die gewerbthätige Geisteskraft inne. Alle jene mächtigen Ideen, welche entweder von glücklicheren, oder unternehmenderen, oder gewandteren Völkern

in Ausübung gebracht und nutzbar gemacht wurden, sind auf deutschem Boden entsprossen. Deutschland ist die Quelle aller Umwälzungen in Europa, die Mutter aller jener Entdeckungen, welche die Welt umgestaltet haben. Die Erfindung des Pulvers, die Buchdruckerkunst, die religiöse Reform sind aus seinem Schoße hervorgegangen — undankbare Töchter, welche Fürsten geheirathet und ihre plebejische Mutter verstoßen haben." — „Um diesen erhabenen Standpunkt des deutschen Lebens zu gewinnen, muß man sich nicht in wohlverschlossener, wollüstig schaukelnder Sänfte hinauftragen lassen, denn das wäre so viel, als ob man sein Schlafzimmer in Bewegung setzen lassen wollte. Auf diese Weise wird man nie aus der gewöhnlichen Region des Lebens hinauskommen. Man darf die Mühseligkeiten nicht scheuen, man darf nicht ermüden, man muß sich gegen Hitze, Kälte und Schwindel abhärten, man muß zu steigen, zu klettern, zu springen, Wege durch den Schnee zu bahnen verstehen. Aber dann seyd auch überzeugt, daß die Belohnung eurer Mühen nicht ausbleiben wird, denn auf diesen Höhen wohnt das geistige Leben der Deutschen."

„Die Religion dient Heine als Schaukel, und das Christenthum als Wiegenpferd. Er liebkost, schmollt, peitscht und spornt es; zwar rückt er niemals von der Stelle, aber will Heine überhaupt von der Stelle rücken? Er will sich nur schaukeln und wiegen. Ihr beleidigt Heine, wenn ihr ihn eines ernstlichen Bestrebens, eines Glaubens, einer Ueberzeugung fähig haltet; Heine weiß eben so gut als irgend Einer, daß nichts fürchten, nichts hoffen, nichts lieben, nichts achten, keinen Grundsatz haben, die wesentlichsten Züge sind, welche einen großen Charakter bedingen."

„Aber zum Unglück für die unerschütterliche Seelenruhe Heines hat der Direktor jenes Theaters der dramatischen Thorheiten, welches wir die Welt nennen, ihn jedesmal zu den ersten Rollen bestimmt, ohne ihm irgendwie einen Zwillingsbruder zu geben. Das Repertorium Heines ist unermeßlich, hundert königliche Schauspieler würden es nicht ausfüllen können. Er macht den Antichrist, während Voltaire, jener berühmte Autor, doch nur den Vorläufer des Antichrists, seinen Johannes den Täufer gespielt hat. „Voltaire," sagt Heine, „hat nur den Körper des Christenthums leicht geritzt." Ihm Armen war die mühevolle Arbeit vorbehalten, das eigentliche, inngre Wesen des Christenthums zu zernichten. „Die Grundidee des Christenthums," sagt Heine ferner, „ist die Vernichtung des sinnlichen Lebens." Aber er hat von der Vorsehung den Auftrag erhalten, die Rechte des Fleisches wieder zurückzufordern. Rendons grâce à la providence, qu'elle ait créé et tout exprès en faveur de Mr. Heine, une nouvelle „chaire de droits," pour l'enseignement „des droits de la chair." Aber nicht allein die Rechte des Fleisches nimmt Heine wieder in Anspruch, sondern er macht sich außerdem noch zum Anwalt der ganzen Materie. Heine ist von der Vorsehung zum Prokurator der Materie, zum Vormund der minderjährigen Materie ernannt. Aber er mag seine Mündel wohl hüten; wenn man 35 Jahre hinter sich hat, ist es am Ende noch besser, Spiritualist, als Wachhalter bei der Materie zu seyn."

Abbotsford.

(Fortsetzung.)

Nach dem Frühstück brach ich mit meinem kleinen Freunde Karl, in welchem ich einen sehr muntern und unterhaltenden Begleiter fand, nach der Abtei auf. Der junge Mensch besaß einen großen Vorrath von Anekdoten über die Gegend, welche er von seinem Vater gehört hatte; auch machte er manche feine Bemerkung und schlaue Scherze geltend, welche offenbar aus derselben Quelle stammten, und die alle mit einem schottischen Accent und einem Gemisch von schottischen Redensarten vorgebracht wurden, welche sie noch schmackhafter machten. Auf dem Wege nach der Abtei erzählte er mir einige Anekdoten von Johnny Bower, dessen sein Vater erwähnt hatte. Er war Küster des Pfarreibezirks und Aufseher über die Ruine, welche er in Ordnung halten und den Fremden zeigen mußte; ein würdiger kleiner Mann, nicht ohne Ehrzeiz in seiner niedrigen Sphäre. Man hatte des Todes seines Vorgängers in den Zeitungen gedacht, so daß dessen Name gedruckt das ganze Land durchwandert hatte. Als Johnny die Aufseherstelle über die Ruine bekam, machte er es zur Bedingung, sein Name solle nach seinem Tode eine gleiche Auszeichnung erhalten, mit dem Zusatze, solches müsse durch Scotts Feder geschehen. Der Leztere machte sich feierlich verbindlich, sein Andenken auf diese Weise zu ehren, und Johnny lebte nun in der stolzen Erwartung poetischer Unsterblichkeit.

Ich fand in Johnny Bower einen anständig aussehenden, kleinen, alten Mann; er trug einen blauen Ueberrock und eine rothe Weste. Er empfing uns mit vielen Komplimenten und schien sich zu freuen, meinen jungen Begleiter zu sehen, der voller Muthwille und Schalkheit war und seine Eigenthümlichkeit zu meiner Unterhaltung hervortreten zu lassen wußte. Der alte Mann war einer der echtesten Ciceronen. Er hob Alles in der Abtei hervor, was Scott in seinem „Lay of the last Minstrel" beschrieben hatte, und pflegte in breitem schottischem Accent die Stellen vorzutragen, durch welche die Gegenstände

gefeiert wurden. So ließ er mich, als wir durch die Kreuzgänge kamen, die schönen, mit ungemeiner Zartheit in Stein gehauenen Blätter und Blumengewinde beachten, die, obgleich vor vielen Jahrhunderten gefertigt, noch so scharf hervortreten, als wären sie eben erst vollendet, und welche, wie Scott sagt, mit den wirklichen Gegenständen wetteifern, denen sie nachgebildet sind:

Kein Blatt, kein Blümchen war zu schauen,
Das nicht am Kreuzgangbogen eben so schön gehauen.

Er zeigte mir unter dieser Steinhauerarbeit auch einen Nonnenkopf von großer Schönheit, vor dem, wie er sagte, Scott stets still stand und ihn bewunderte, „denn der Scherra' (Scherif) hat ein wundervolles Auge für Alles dergleichen." Ich muß bemerken, daß Scott dem Umstande, daß er Scherif der Grafschaft war, einen bedeutenderen Einfluß in der Gegend verdankte, als dem, daß er Dichter war.

In dem Innern der Abtei führte mich Johnny Bower zu dem Steine, auf welchen der wackere Wilhelm von Deloraine und der Mönch sich in jener denkwürdigen Nacht niedersetzten, als des Zauberers Buch dem Grabe entrissen werden sollte. Ja, Johnny war in der Genauigkeit seiner antiquarischen Untersuchung weiter gegangen, als Scott, denn er hatte das Grab des Zauberers entdeckt, dessen Stelle der Dichter in Zweifel gelassen. Er rühmte sich, durch die Lage des Fensters in der Vorhalle sich davon überzeugt zu haben, so wie durch die Richtung, in welcher Nachts die Mondesstrahlen durch die gemalten Fenster fallen und den Schatten des rothen Kreuzes auf die Stelle werfen, gerade wie es im Gedichte dargestellt ist. „Ich zeigte das Alles dem Scherra'," sagte er, „und er kunnte nur sagen, daß Alles sähr klahr sey." Ich fand später, daß Scott an der Einfalt des alten Mannes seine Freude zu haben pflegte und an dem Eifer Unterhaltung fand, mit welchem er jede Stelle des Gedichts bewahrheitete, als hätte er eine geschichtliche Darstellung vor sich, und daß er sich seine Beweise stets gefallen ließ.

Scotts Dichtungen waren für den ehrlichen Johnny Bower Thatsachen geworden. Dadurch, daß er stets in den Ruinen von Melrose Abbey lebte und den Schauplatz zeigte, auf welchem der „Gesang des lezten Barden" spielte, hatte sich dieses Gedicht gewissermaßen mit seinem ganzen Daseyn verwebt, und ich zweifle, ob er nicht dann und wann seine eigene Persönlichkeit mit den Personen, die in einigen Gesängen auftreten, verwechselte. Er gab nicht zu, daß irgend ein anderes Erzeugniß des Dichters den Vorzug vor dem Gesang des lezten Barden verdiene. „Fürwahr," sagte er zu mir, „'s ist ein eben so guhtes Ding, als Hr. Scott ein's schraiben that; un' wenn er dah ständ', würd' ich ihm so sagen — un' dann würd' er lachen." Er wußte Scotts Leutseligkeit sehr zu rühmen. „Er kummt manchmal hierher," sagte er, „mit großen Leuten in seiner Gesellschaft, und dann ist das ärste, daß ich seine Stimme hör', wie er ausruhft: Johnny, Johnny Bower! und wie ich herauskomm', bin ich gewiß, daß er mich mit einem Spaß oder einem freundlichen Wohrd grüßt. Er steht auch da und lärmt und lacht mit mir, grad' wie 'ne alte Fra — und das von 'nem Mann zu denken, der so 'ne schreckliche Wissenschaft von der Geschichte haht!" — Eine der sinnreichen Erfindungen, auf welche sich der würdige alte Mann etwas zu gut that, bestand darin, daß er den Besucher sich der Abtei gegenüber stellen, ihr den Rücken zuwenden ließ und ihn aufforderte, sich zu bücken und sie durch die Beine zu betrachten. Er sagte, dies gewähre eine ganz verschiedene Ansicht von der Ruine, und die Leute bewundern diese Erfindung ungemein; was aber die „Laddies" betreffe, so seyen diese etwas „zimpferlich" bei der Sache, und begnügen sich, unter ihren Armen durchzuschauen.

Da Johnny Bower darauf versessen war, alles in dem Gedichte Niedergelegte zu zeigen, mußte eine Stelle ihn gewaltig in Verlegenheit setzen. Es war der Anfang eines Gesanges:

Willst du schön Melrose günstig sehn,
Mußt du hin beim blassen Mondlicht gehn;
Denn hellen Tages heitere Schimmer
Vergolden zum Hohn nur die grauen Trümmer u. s. w.

Zufolge dieser Ermahnung wollten viele fromme Pilger sich nicht länger begnügen, die Ruinen bei hellem Tage zu sehen, sondern behaupteten, das sey alles nichts, wenn man sie nicht beim Mondschein gesehen habe. Nun scheint der Mond unglücklicherweise nur einen Theil des Monats und wird, was noch trauriger ist, in Schottland manchmal von Wolken und Nebeln verhüllt. Johnny war daher sehr in Noth, wie er seine poetischen Besucher mit diesem unerläßlichen Mondschein versehen sollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

B., Mai.

(Beschluß.)

Die Ehe in Amerika.

„Der hervorstechendste Zug an den amerikanischen Frauen ist ihre Ueberlegenheit über die Männer ihres Landes. Der Amerikaner ergibt sich von Kindesbeinen an den Geschäften der Spekulation; kaum kann er etwas lesen, schreiben und rechnen, so tritt er in ein Handelshaus. Der erste Ton, der in sein Ohr dringt, ist das Klappern der Thaler, die erste Stimme, die zu ihm dringt, ist die Stimme des Interesses; schon bei seiner Geburt athmet er in industrieller und merkantilischer Atmosphäre, und alle spätern Eindrücke

geben ihm die feste Ueberzeugung, daß Handel und Wandel, Spekuliren und Negociiren die einzige des Menschen würdige Beschäftigung sey. Ganz anders ist das Schicksal des Mädchens in diesem Lande. Ihre sittliche Erziehung und Ausbildung dauert bis zum Augenblick ihrer Verheirathung. Sie erwirbt sich mancherlei den Geist anregende Kenntnisse, besonders in Geschichte und Literatur; sie lernt auch wenigstens Eine fremde Sprache, gewöhnlich französisch, und mehr oder weniger Musik. So ist denn ihr Jugendleben ganz intellektuell. Jener junge Mann und dieses junge Mädchen verheirathen sich nun mit einander. Nach seiner bisherigen Gewohnheit bringt der Mann den größten Theil des Tages auf der Börse, in der Bank oder in seinem Magazin zu; die junge Frau hingegen beginnt mit der Hochzeit ein Leben voll Einsamkeit, Einförmigkeit und Abschließung, und sie vergleicht ihr wirkliches Leben nicht ohne Wehmuth mit dem, das sie sich gedacht, das sie gehofft hatte. Da ihr Gemüth nun durchaus keine Mittheilung und Nahrung bei ihrem Manne findet, so zieht sie sich in sich selbst zurück, nährt sich mit Träumen und liest Romane; bald darauf wird sie sehr religiös und liest Predigten. Hat sie glücklicherweise Kinder, so lebt sie mit ihnen und für sie, sorgt mit aller Liebe für sie, erzieht sie. So gehen ihr die Tage leidlich, selbst angenehm hin, und die Abwesenheit des Mannes bemerkt sie kaum. Abends kommt dieser aber doch nach Hause; ermüdet, erschöpft, sorgenvoll, manchmal mürrisch, denkt er schon an die Spekulationen und Geschäfte des folgenden Tages; er hat Hunger, und die Frau kann ihm das Mittagessen nicht schnell genug auftragen lassen. Er spricht kein Wort, die Frau aber weiß kein Wort von seinen Handels- und Spekulationsgedanken; sie spricht nicht, denn sie hält ihren Mann für übellaunig. Sie ist also wieder allein, obgleich sie neben ihrem Mann sitzt. Der Anblick seiner Frau und seiner Kinder reißt den Amerikaner keinen Augenblick aus der positiven Welt; nur selten gibt er ihnen ein Zeichen von Neigung, Theilnahme und Liebe; leider ist dies so sehr zur Regel geworden, daß man den Haushaltungen einen Spiznamen gegeben hat, wo der Mann, wenn er Abends nach Hause kommt, seine Frau und seine Kinder umarmt; man nennt sie spöttisch the kissing families, Küßfamilien. In den Augen des Nordamerikaners ist die Frau keine Freundin, Gefährtin oder Vertraute — wozu brauchte er das Alles? — sondern eine Associée, die für sein Behagen und sein Comfort für das von ihm im Handel gewonnene Geld sorgt. So ist das amerikanische Familienleben ein schreiender Kontrast; eine Hälfte ist voll Bewegung, Anstrengung, Wagniß und merkantilischer Abenteuer, die andere voll Einförmigkeit, Kälte und Farblosigkeit; jene Hälfte ist ganz materiell, diese moralisch. So schleppt sich das Eheleben armselig fort, bis der Mann eines Tages bei der Frau eintritt und ihr sagt, daß er bankerott sey; dann wird schnell abgereist und anderswo wieder dieselbe traurige Existenz angefangen."

Florenz, Juni.

(Fortsetzung.)

Egyptische Studien in Italien. Rosellini. Jannelli.

Nach ähnlicher Taktik wird man, da jezt die neueste deutsche Philosophie durch die Vermittelung französischer Werke auch hier wenigstens Aufmerksamkeit erregt, zu behaupten anfangen, den Koder dieser Philosophie besize man längst an der Genesis des Kriminalrechts von Romagnosi und an dessen übrigen Werken; schwer, wie diese schon seyen, werde man doch wohl nicht noch Schwereres in der Fremde suchen sollen. Alle diese Vorurtheile werden dann, so viel muß einem unbefangenen Beobachter klar seyn, bei dem vorausgesezten Fortbestehen der jezigen politischen Zustände, wie Nebel vor der Sonne sich zerstreuen, wenn Frankreich aus einem wirklich tiefgefühlten Bedürfniß das Studium unserer Literatur betreibt. Dem Genius, der vor dreihundert Jahren es für gut fand, die Geschichte Italiens, den einen großen Thurm des gothischen Doms, neben Deutschland unvollendet zu lassen, hat es seitdem nicht gefallen, sein Werk dem Ende entgegenzuführen.

Die zweite Frage, ob Jannelli befugt sey, in solchen Sachen zu urtheilen, deutet Ihnen an, daß man seine Werke hier wenig kennt. Sie mögen, etwa mit Ausnahme seines lezten Werkes, die Grenzen von Fondi und Terracina selten überschritten haben. Dieses nun, von dem einige Exemplare an die ersten französischen Gelehrten abgeschickt wurden, suchte schon die Hieroglyphen durch das Hebräische, den Talmud u. dgl., zu erklären, und fiel im Allgemeinen mehr als Kuriosum auf, als daß es von dazu befugten Leuten einer ernsten Kritik gewürdigt wurde. Dies und die große Anerkennung, welche Rosellini fand, mag Jannelli unangenehm geworden seyn, wenigstens las man etwa vor einem Jahre im „Progresso" von ihm, daß „Rosellini in Pisa die Reisebeschreibung Champollions in Egypten bekannt mache." Hierin konnte Niemand einen hämischen Angriff verkennen; denn daß es bei einem Werk der Art sich nicht um eine Reisebeschreibung handle, konnte keinem, oder nur dem entgehen, der es absichtlich ignoriren wollte. Ein gelehrter Freund Rosellini's, den dies verdroß, verwies es Jannelli in ernsten, aber immer noch anständigen Worten; was aber schlimmer war, er suchte auch darzuthun, wie Jannelli die Fähigkeit abgehe, in solchen Sachen zu urtheilen, wie er Champollion mißverstehe, diesen sagen lasse, was ihm nicht eingefallen, und in der Uebersetzung des Hieroglyphentextes eine Reihe mit der andern vertauscht habe. Die Sache hätte, da Rosellini selbst sich nicht darein mischte, und unterdessen ruhig seine Arbeiten fortsezte, dabei ihr Bewenden haben, und Jannelli der Wahrheit schweigend die Ehre geben können; aber, war es vielleicht die Wahrheit, welche ihn drückte, Jannelli schrieb nun im lezten Hefte des Progresso jene weitläufige, giftige Kritik des Rosellinischen Werks. Wissenschaftlich, das ist hier die Meinung, und wird es wohl bald allgemeiner werden, ist in der Sache nichts verändert; Jannelli nur dürfte noch größere Blößen gegeben haben. Auf die Erklärungsweise Rosellini's geht er auch hier nicht ein, im Gegentheil scheint er ihn so mißzuverstehen, oder absichtlich seine Worte so zu verdrehen, daß er ihn, wie früher Champollion, Sachen sagen läßt, welche ihm nicht im Entferntesten in den Sinn gekommen; dann wird ein Wust von unnöthiger Gelehrsamkeit, der Talmud, die Monoschemi, Polyschemi u. s. w., herbeigebracht, und also gegen Rosellini wie von Don Quixote gegen Windmühlen gekämpft. Es war vorauszusehen, daß vom wissenschaftlichen Standpunkte aus Rosellini mit ihm keinen Kampf beginnen konnte. Dies fühlte vielleicht Jannelli, da rief er, in Ermangelung wissenschaftlicher Waffen, den Katholicismus zu Hülfe, und suchte den Widerspruch als gefährlich hervorzuheben, welcher sich zwischen den Rosellinischen Arbeiten und dem alten Testament zeige.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 146.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 19. Juni 1835.

Julius Caesar primus omnium instituit, ut tam senatus quam populi diurna acta conficerentur et publicarentur.

Sueton.

Ueber die Zeitungen der alten Römer.

Von Dr. Zell, Professor in Freiburg.

Die Art und Weise, wie die Kenntniß und das Andenken der Begebenheiten der Gegenwart von den Zeitgenossen aufgefaßt und erhalten wird, hängt mit dem jedesmaligen Zustande der Kultur und den Einrichtungen des öffentlichen und Privatlebens auf das Genaueste zusammen. Wenn ein Volk zuerst aus dem Schlummer eines bewußtlosen Zustandes der thierischen Rohheit erwacht, so sind mündlich fortgepflanzte Sagen und Lieder die Anfänge der Geschichte. Es folgen Denkmäler und einfache schriftliche Aufzeichnungen auf Holz, Stein, Metall, in langen Zwischenräumen darnach längere Aufschreibungen, Literatur und Bücher, bis endlich die wunderbare Erfindung der Vervielfältigung der Schrift durch den Druck dazu kam. Nicht bloß aber ist die Art und Weise der historischen Mittheilung eine Frucht des jedesmaligen Gesammtzustandes der Zeit, sondern auch umgekehrt in mancher Beziehung der Keim, aus dem neue Begebenheiten und Zustände hervorgehen. Darum ist es nicht bloß in Bezug auf historische Wahrheit und historische Kritik, sondern überhaupt für die Kenntniß der Zeiten und Völker interessant, zu betrachten, welche Mittel, Anstalten und Formen jedesmal vorhanden waren und angewendet wurden, um die Kenntniß dessen, was geschah, den Zeitgenossen mitzutheilen und für die Nachwelt zu erhalten. Das Folgende soll von einer, in der angegebenen Beziehung interessanten Einrichtung im alten Rom handeln, welche zwar der Aufmerksamkeit der Gelehrten durchaus nicht entgangen ist, aber dennoch eine umfassende und genaue Darstellung in dem Maße, wie dieses jezt geschehen kann, noch nicht gefunden hat.

Die alten Römer hatten frühzeitig und lange vorher, ehe noch ein Einzelner daran dachte, die Geschichte seiner Zeit zu schreiben, öffentliche, von dem Staate ausgehende Anstalten, welche, obgleich auf sehr beschränkte und dürftige Weise, diesem Zwecke dienten. Der oberste Priester hatte schon seit der Zeit der Könige die Verpflichtung, die wichtigsten Begebenheiten und Vorfälle jedes Jahrs mit Angabe des Tags auf Tafeln aufzuzeichnen, welche zur Kenntnißnahme des Volks öffentlich aufgestellt waren. Diese Tafeln sind die so oft genannten Annales maximi. Obgleich man sich im Allgemeinen von dem Inhalt und der Form dieser leider untergegangenen historischen Urkunden wohl eine Vorstellung bilden kann, so fehlt es uns doch an genauern Nachrichten über Manches, was die Art ihrer Abfassung und Bekanntmachung betrifft. So wäre es namentlich interessant, zu wissen, ob sie nur am Ende eines Jahrs bekannt gemacht wurden, oder in kürzern Zwischenräumen,

wie gerade der Pontifer Stoff fand, einzelne Tage auf diese Weise zu bezeichnen. Im ersten Fall hätten wir, wie auch der Name andeutet, eine Jahreschronik, im andern Falle eine Tageschronik mit frischen Neuigkeiten, und also bei allem durch die Zeiten und Verhältnisse bedingten Unterschied dennoch etwas unsern Tageblättern Analoges. Die Abfassung dieser Annalen wurde bis ohngefähr zum ersten Viertel des siebten Jahrhunderts Roms fortgesezt.

Etwa siebzig Jahre nachher entstand eine andere Einrichtung, welche in mancher Beziehung dem eben erwähnten Institute ähnlich war, und mehr, als es mit der Einrichtung unserer Zeitungen sich vergleichen läßt. Es wurden nämlich auf Veranstaltung des Staats und unter öffentlicher Autorität die Neuigkeiten des Tags Tag für Tag aufgezeichnet und zu Rom bekannt gemacht, von wo sie sich dann weiter in die Provinzen des Reichs verbreiteten. Man kann diese Bekanntmachungen also nicht mit Unrecht, wie auch schon von Andern geschehen ist, eine altrömische Staatszeitung nennen. Der Titel, unter welchem diese Bekanntmachungen erschienen, wenn sie überhaupt einen bestimmten Titel hatten, ist nicht diplomatisch getreu anzugeben. Die alten Schriftsteller führen sie unter verschiedenen Namen an, doch ist die Hauptbenennung immer Acta mit verschiedenen Zusätzen. So heißen sie Acta diurna urbis, ein Titel, der ihrem Wesen am genauesten entspricht, ferner acta diurna, acta populi, acta urbis, acta urbana, acta publica, auch schlechthin acta und diurna.

Ueber die Entstehung und Einführung dieser Anstalt haben wir keine umständlichere, nähere Nachricht. Der einzige Schriftsteller, der davon spricht, ist Suetonius, welcher uns in der diesem Blatte als Motto vorgesezten Stelle berichtet: Julius Cäsar habe in seinem ersten Konsulat (695 nach Roms Erbauung) zuerst die Einrichtung getroffen, daß sowohl diese eben genannten Nachrichten über die Neuigkeiten des Tags, als auch ähnliche kurze Protokolle der Senatssitzungen unter öffentlicher Autorität verfaßt und bekannt gemacht würden. Wenigstens versteht man allgemein die Stelle so, indessen schreibt Cicero in einem seiner Briefe, einige Jahre vor jenem Zeitpunkte der angeblichen ersten Einführung dieser Anstalt durch Julius Cäsar, er habe die acta urbana bis zu einem gewissen Tage erhalten. * Auch nennt ein älterer römischer Geschichtschreiber, Sempronius Asellio, einer der alten Annalisten vor der klassischen Zeit der römischen Geschichtschreibung, an einer Stelle, die sich aus seinen Werken erhalten hat, als Gattungen der historischen Mittheilung Annales historiae und diaria. Doch sind diese Anzeigen zu wenig bestimmt, um mit voller Sicherheit Etwas daraus schließen zu können; ich glaube sie aber deßwegen nicht übergehen zu dürfen, weil die Frage nach der Zeit der ersten Einführung dieses Instituts zugleich von Einfluß ist zur Entscheidung der Frage über die Echtheit oder Unechtheit einiger angeblichen oder wirklichen Bruchstücke aus diesem Kreise. Genug, Julius Cäsar gilt nach jener oben angeführten Stelle des Geschichtschreibers der römischen Kaiserzeit allgemein für den Gründer der römischen Staatszeitung. Ob eine nähere äußere Veranlassung und welche dabei wirkte, ist nicht bekannt. Doch lag, abgesehen von andern allgemeinen Ursachen, die Gründung einer solchen Anstalt nach den individuellen römischen Verhältnissen ziemlich nahe. Die alten, nunmehr eingegangenen Annales maximi konnten schon darauf hinführen; ferner war es fast allgemeine und feste Sitte, daß ein jeder ordnungsmäßige Hausvater, und ökonomische Ordnung lag in dem römischen Charakter, daß jede angesehene Familie ihr Hausbuch (diurnum, commentarii) hatte; warum sollte die Gesammtheit nicht auch ein solches Tagebuch haben? Endlich geschah in einzelnen Fällen und ausnahmsweise schon vor dem angegebenen Zeitpunkte Aehnliches. Wir haben ein interessantes Beispiel davon aus der Zeit von Cicero's Konsulat. Nachdem nämlich, so erzählt er selbst, die ersten Anzeigen wegen der Verschwörung des Catilina gemacht waren, so ließ er im Senat die Zeugen protokollarisch vernehmen; drei von ihm bestimmte Senatoren hatten das Protokoll zu führen. Sobald das Protokoll verfaßt war, wurde es von allen Schreibern des Senats abgeschrieben, sogleich vertheilt, auf alle Art verbreitet und dem römischen Publikum mitgetheilt, und zwar nicht bloß überall in Italien umher, sondern auch in die Provinzen geschickt. *

(Die Fortsetzung folgt.)

* Briefe an Atticus, VI. 2.

* O. pro Sylla 14.

Abbotsford.

(Fortsetzung.)

Endlich fiel Johnny in einem glücklichen Augenblick auf einen Stellvertreter des Mondes. Dies war ein großes, dickes Talglicht, welches er auf die Spitze eines Pfahls steckte und damit seine Besucher in dunkeln Nächten durch die Ruinen führte, was ihnen so großes Vergnügen gewährte, daß er zulezt zu glauben anfing, das Talglicht sey sogar dem Monde vorzuziehen. Es beleuchte nicht Alles auf einmal, sagte er, das sey wohl gewiß, aber man könne es herumtragen und die alte Abtei zeigen, Stück für Stück, während der Mond

nur von einer Seite scheine. — Ehrlicher Johnny Bower! Seit der Zeit, von welcher ich spreche, sind gar viele Jahre vergangen, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß sein schlichter Kopf unter den Mauern seiner Lieblingsabtei liegt. Man darf hoffen, daß sein kleiner Ehrgeiz befriedigt und sein Name von der Feder des Mannes erwähnt worden ist, welchen er so sehr liebte und ehrte.

Nach meiner Rückkehr von Melrose Abbey schlug Scott einen Spaziergang vor, um mir einen Theil der Umgegend zu zeigen. Als wir fortgingen, eilten alle Hunde, die im Hause waren, herzu, uns zu begleiten. Da war der alte Jagdhund Maida, dessen ich bereits gedacht habe, ein edles Thier und ein großer Liebling von Scott, und Hamlet, das schwarze Windspiel, ein wildes, gedankenloses junges Geschöpf, das die Jahre der Besonnenheit noch nicht erreicht hatte, und Finette, ein schöner Wachtelhund, mit weißem, seidenem Haar, langen, hängenden Ohren und einem milden Auge, der Liebling des Gesellschaftszimmers. Vor dem Hause stieß noch ein uraltes Windspiel zu uns, das, mit dem Schwanze wedelnd, aus der Küche kam und von Scott als ein alter Freund und Genosse bewillkommt wurde.

Scott pflegte auf unsern Spaziergängen das Gespräch oft zu unterbrechen, um nach seinen Hunden zu sehen und mit ihnen zu reden, als wären es vernünftige Begleiter. Maida benahm sich mit einer Würde, die seinem Alter und seiner Größe angemessen war, und schien sich für verpflichtet zu halten, einen hohen Grad von Ernst und Anstand in unserer Gesellschaft an den Tag zu legen. Während er eine kleine Strecke vor uns her lief, spielten die jungen Hunde um ihn herum, sprangen ihm auf den Hals, zausten seine Ohren und bemühten sich, ihn durch Quälereien aller Art aufzuregen. Der alte Hund zog eine lange Weile mit nicht zu störender Feierlichkeit seines Wegs und schien nur dann und wann die Leichtfertigkeit seiner jungen Genossen zu tadeln. Endlich wandte er sich plötzlich um, ergriff einen von ihnen, warf ihn in den Staub und blickte uns dann und wann an, als wollte er sagen: „Ihr seht, ihr Herrn, ich kann nicht umhin, diesen Possen ein Ende zu machen,“ worauf er seinen Ernst wieder annahm und wie vorhin dahin trabte. Scott ergötzte sich an diesen Eigenthümlichkeiten. „Ich zweifle nicht,“ sagte er, „daß Maida, wenn er mit diesen jungen Hunden allein ist, seinen Ernst bei Seite legt und eben so kindisch ist, wie einer von ihnen, aber er schämt sich, dies in unserer Gesellschaft zu thun und scheint zu sagen: „hört auf mit euern Possen, Kinder; was wird der Laird und der andere Gentleman von mir denken, wenn ich mich solchen Thorheiten überlasse?“ Maida erinnerte ihn, sagte er, an eine Scene am Bord eines Kriegsschiffs, auf welchem er mit seinem Freunde Adam Ferguson einen Ausflug gemacht hatte. De Hochbootsmann, ein schöner, kräftiger Seemann, hatte ihr Aufmerksamkeit auf sich gezogen und führte sich sichtbar be durch sehr geschmeichelt. Einst durfte die Mannschaft ihr Possen treiben, und die Matrosen tanzten und machten Luf sprünge aller Art zu dem Spiel der Musikbande des Schiffes Der Hochbootsmann sah sehnsüchtigen Auges zu, al wenn er gern an der Fröhlichkeit Theil nähme; aber ei Blick auf Scott und Ferguson zeigte, daß er mit seine Würde im Streit war und sich in ihren Augen heral zusetzen fürchtete. Endlich kam einer seiner Kamerade heran, ergriff ihn am Arm und forderte ihn zu einer Tanze auf. Nach einigem Zaudern willigte der Hoch bootsmann ein, machte einen oder zwei ungelenke Sprünge wie unser Freund Maida, gab es aber bald auf. „Es hilf nichts,“ sagte er, indem er seine Kleider wieder ordnet und einen Seitenblick auf die Herrn warf; „man kan auch nicht jederzeit tanzen.“ — Nicht minder unterhiel ten Scott die Eigenthümlichkeiten eines andern Hundes eines kleinen, blöden Dachsschliefers mit großen, glä sernen Augen, eines gegen Schmach und Kränkung un endlich empfindlichen Geschöpfes. „Wenn ich ihn j einmal peitschte,“ sagte er, „so schlich sich der klein Gesell davon und versteckte sich vor dem Tageslicht i einer Polterkammer, aus welcher ihn nichts herausbrin gen konnte, als der Ton eines Hackmessers, als würd ihm sein Essen klein gehackt, worauf er sich mit de müthigen, niedergeschlagenen Augen hervorstahl, un wieder zurückzitte, wenn ihn Jemand anblickte.“ Wäh rend wir die Launen und Eigenthümlichkeiten unsere hündischen Begleiter besprachen, reizte irgend ein Ge genstand ihren Spleen, und brachte bei der kleineren Brut ein lautes, trotziges Gebell hervor; es dauert aber einige Zeit, bis Maida hinreichend aufgeregt ward um zwei oder drei Sprünge vorwärts zu thun und mi seiner starken Stimme in den Chor einzufallen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Die Kunstausstellung.

Die Kunstausstellung ist schnell vorübergegangen, obschon sie zwei Monate gedauert hat; was sind aber zwe Monate in dem zerstreuungsvollen Paris und in einer be wegten Zeit, wie die jetzige, wo eine wichtige Begebenhei auf die andere folgt und die allgemeine Aufmerksamkeit an sich zieht! Diesmal war noch dazu die Ausstellung nich bedeutend genug, um ungetheilt die Aufmerksamkeit des Pu blikums spannen zu können. der Zahl der ausgestellten Gegenstände nach freilich sehr bedeutend, aber nicht durc Meisterstücke, welche einen tiefen Eindruck auf die Anschauender

zu machen und das gesammte Publikum herbeizuziehen vermögen. Desto größer war der Reichthum an Werken zweiten oder dritten Rangs, an Werken, worin der Fleiß und die Geschicklichkeit des Künstlers nicht zu verkennen sind, die aber doch Manches zu wünschen übrig lassen. Es scheint, die Zahl der eigentlichen Künstler und der sich thätig mit der Kunst aus bloßer Liebhaberei abgebenden Personen nimmt beständig zu in Frankreich, und besonders in Paris; es muß doch außerordentlich viel an Kunstsachen abgesezt werden; denn wie sollten sonst so Viele von der Kunst leben können! Freilich erwarten Manche ihr Heil von der Regierung, und am Ende jeder Kunstausstellung sind die Künstler in großer Spannung wegen der Aufmunterungen, worauf sie hoffen und Anspruch machen zu können glauben. Unter der vorigen Regierung war eine feierliche Preisvertheilung; damals folgten freilich die Ausstellungen nicht so schnell aufeinander, als jezt, und wiederholten sich nur alle zwei oder drei Jahre. Gegen dergleichen Preisvertheilungen ließ sich viel einwenden; denn welch hohe Meinung man auch von den Einsichten einer Regierung haben mag, so ist es doch erlaubt, zu glauben, daß es ihr nicht zukomme, Kunstwerke zu klassifiziren, zumal diese Arbeit doch immer einigen Personen überlassen werden muß, die sich von allerlei Privatrücksichten leiten lassen. Und nun gar den König als Oberrichter und Preisvertheiler anzustellen, ist eine sonderbare Einrichtung. Auch kam es manchmal vor, daß dergleichen durch Königshand belohnte Künstler vom Publikum einer solchen Ehre gar nicht werth erachtet und um nichts höher geschäzt wurden. Von dieser feierlichen Preisvertheilung ist man unter der jezigen Regierung insofern abgegangen, als man den König nicht mehr in den Kreis der versammelten Künstler treten und durch ihn Ordensbänder und Ehrenmünzen austheilen läßt. Aber eine Austheilung von Preisen findet doch immer noch statt; die Regierung will sich dieses Mittels nicht berauben, um Einfluß zu gewinnen oder zu erhalten, und auch den Künstlern ist es nicht unlieb, von der Regierung ausgezeichnet zu werden, obschon sie wohl wissen, daß die öffentliche Meinung oder erst die Nachwelt die wahre Richterin ihres Verdienstes ist. Diesmal war kein Ordensband zu ertheilen, denn Niemand hatte ein so hervorragendes Meisterstück geliefert, daß man ihm eine solche Belohnung füglich hätte ertheilen können; wahrscheinlich würden die freien Tageblätter sich bald tadelnd geäußert haben, obschon man in Frankreich gewohnt ist, unter allen Regierungen die Ordenszeichen verschwenden zu sehen. Man hatte sich diesmal auf die Ehrenmedaillen beschränkt, aber eine Menge derselben in Bereitschaft gehalten, so daß man wahrlich eine stümperhafte Arbeit mußte geliefert haben, um keine zu bekommen, wäre es auch nur eine Medaille der zweiten oder dritten Klasse; denn um doch nicht alle Künstler gleichzustellen, hatte man einige Abstufungen ausgedacht. Mit den Ehrenmünzen ist es aber bei manchen Künstlern nicht abgethan; sie wollen auch andere Münze haben, das heißt, die Regierung soll ihnen ihre Kunstwerke abkaufen, denn es ist der Gebrauch hier, daß die Regierung entweder Kunstwerke früher bestellt, oder später ankauft. Unter den zwei vorigen Königen, und mehr noch unter Napoleons Regierung, wurden große Gemälde und Bildhauerstücke bestellt und sehr theuer bezahlt, sie mochten nun gerathen seyn, wie sie wollten. Waren sie einmal bestellt, so mußte die Regierung sie auch nehmen, wie man sie ihr lieferte. Freilich erhielten nur ausgezeichnete Künstler, oder höchstens solche, welche sich die Hofgunst zu erschleichen wußten, dergleichen große Bestellungen.

(Die Fortsezung folgt.)

Florenz, Juni.

(Beschluß.)

Egyptische Studien in Italien. Rosellini. Jannelli.

Waren Jannellis Raisonnements mehr ergözlicher Art, so war das Lezte ein gemeiner Versuch, seinen Gegner zu entwaffnen; in einem Lande, wo das Streben zu verdächtigen von einer Partei systematisch betrieben wird, kann man dies nicht anders benennen. Dies hat Rosellini empört und ihn zu einer vor Kurzem publicirten Antwort bewogen. In dem an einen Freund gerichteten Brief sagt er unter Anderm: „Ich glaube, daß Jeder, der vor einem Jahr jene Worte Jannelli's (die oben angegebenen) las, nicht allein den Schreiber, sondern mehr noch den Redakteur des Journals tadeln mußte, dem es nicht verstattet war, das zu ignoriren, was Italien sich zum Ruhme anrechnet. Jeder verständige und gerechte Leser mußte Unwillen fühlen, wenn er den Leichtsinn, um nicht zu sagen, die unwürdige Undankbarkeit bedachte, mit welcher ein italienisches Journal ein so würdiges Unternehmen behandelt, ein Unternehmen, das so viele Mühe, so viele Arbeiten, ja Einigen wegen ihres Eifers, mit dem sie es betrieben, das Leben kostete. Sah der Redakteur, daß unter die zwölf Gründe (durch diese hatte Jannelli darthun wollen, warum im Progresso früher der Rosellinischen Arbeiten keine Erwähnung geschehen) auch dieser sich einschlich, daß im ersten Bande eine antibiblische Chronologie eingeführt sey? Gewiß, der Redakteur mußte wissen, daß jener Theil, der schon vor zwei und einem halben Jahre erschien, weder Tadel, noch Verurtheilung bei dem Tribunal gefunden hat, das allein in ähnlichen Sachen sich kompetent nennen kann. Mit Recht beklagen verständige und gemäßigte Leute, welche unser Land lieben und das Wohl und die Ehre Italiens wollen, daß in Schimpf und Schande ausgebe, was Mittel der Kultur und des Ruhmes werden könnte, und heftiger Gesinnte werden nicht fehlen, welche behaupten, das neapolitanische Journal nenne sich mit demselben Recht „il Progresso," wie etwa die „Voce della Verità" sich den lügnerischen Titel der Wahrheit gebe. Was übrigens das System betrifft, welches ich bei Erklärung der Hieroglyphen befolge, so macht der Beifall der Kenner mich sicher nicht stolz; verachte ich aber die Neider, so tröstet und erhebt mich der Beifall, welchen die berühmtesten Akademien Englands und Deutschlands meiner Arbeit dadurch gezollt haben, daß sie mich zu ihrem Mitgliede ernannten. Statt aller Autoritäten nenne ich hier die Berliner Akademie, welche in ganz Europa in historischen und philologischen Wissenschaften als die erste anerkannt ist."

Jannelli, das steht zu erwarten, wird in seiner gewohnten Weise antworten, wiederholen, was er schon gesagt, noch mehr von Gefahr der Kirche reden, schimpfen und verdrehen, so viel er irgend vermag, aber von Rosellini wahrscheinlich keine Sylbe mehr herauslocken. Fremde haben bei der Sache am meisten zu bedauern, daß das neapolitanische Journal, offenbar nach dem Eingehen der hiesigen Antologia immer noch das beste in Italien, sich in diesem Streit so sehr um seinen Kredit gebracht hat, und daß dadurch immer mehr die Mittel erschwert werden, einen wissenschaftlichen Verkehr durch das Medium eines guten Journals mit dem Auslande zu unterhalten.

Beilage: Literaturblatt Nr. 63.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 147.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 20. Juni 1835.

Selig allhier schon
Ist er fürwahr! Rings schaut er die dankbaren Herzen im Antlitz;
Alles nennt ihn Vater, geheim und öffentlich, Alles
Segnet ihn, kommt er zu sehn die Feldarbeit und den Haushalt.

J. H. Voß.

Abbotsford.

(Fortsetzung.)

Es war nur ein vorübergehender Ausbruch, und Maida kehrte augenblicklich zurück, wedelte mit dem Schweif und sah zweifelhaft in seines Herrn Gesicht, ungewiß, ob er Tadel oder Beifall erhalten würde. „Ah, ah, alter Knabe!“ sagte Scott, „du hast Wunder gethan, du hast die Eildonhügel mit deinem Gebelle erschüttert, du kannst nun für den Rest des Tags deine Artillerie bei Seite legen. Maida,“ fuhr er fort, „gleicht der großen Kanone zu Konstantinopel; sie braucht so viel Zeit, bis sie schußfertig ist, daß man die kleinen Kanonen ein Dutzend Mal vorher abfeuern kann; wenn sie aber losgeht, kracht es auch tüchtig.“

Diese einfachen Anekdoten können dienen, das ergötzliche Spiel der Launen und Gefühle Scotts im Privatleben darzuthun. Seine Hausthiere waren seine Freunde. Alles um ihn schien im Lichte seines Antlitzes sich zu freuen, und das Gesicht des niedrigsten Taglöhners glänzte, wenn er ihm nahe kam, als sey er eines herzlichen, freundlichen Wortes gewiß. Ich bemerkte dies vorzüglich bei dem Besuche eines Steinbruchs, wo für das neue Gebäude Steine gebrochen wurden; Alle, die hier beschäftigt waren, ruhten von der Arbeit, um ein freundliches Wort mit dem Laird zu reden. Der eine war ein Bürger von Selkirk, mit welchem Scott wegen des alten Liedes:

Auf mit den Schustern von Selkirk,
Und nieder mit dem Earl von Home!

seinen Scherz hatte. Ein anderer war der Kirchenvorsänger, leitete das Psalmsingen am Sonntag und lehrte die Burschen und Mädchen der Umgegend im Winter an Werktagen, wenn die Arbeit außerhalb des Hauses selten war, tanzen. Unter den Uebrigen war ein großer, stracker, alter, gesund aussehender, silberhaariger Bursche, der einen kleinen, runden, weißen Hut trug. Er war im Begriff, einen Lehmkübel auf die Schulter zu nehmen, hielt aber inne und blickte mit einem leichten Blitzen seines blauen Auges auf Scott, als wartete er, bis die Reihe an ihn käme; denn der alte Gesell wußte wohl, daß er ein Liebling des Dichters war. Scott redete ihn freundlich an und begehrte eine Prise Tabak. Der alte Mann zog eine Dose von Horn heraus. „Pah, Mann,“ sagte Scott, „nicht diese alte Büchse! Wo ist die hübsche französische Dose, die ich Euch von Paris mitbrachte?“ — „Wahrlich, Ew. Gnaden,“ versezte der alte Bursche, „so 'ne Büchse ist nichts für Werktag.“

Als wir den Bruch verließen, sagte mir Scott, er habe, als er zu Paris gewesen, mancherlei unbedeutende Dinge als Geschenke für seine Arbeitsleute eingekauft

und unter andern auch die erwähnte bunte Dose, welche der Alte so sorgfältig für die Sonntage aufhob. „Nicht sowohl der Werth der Geschenke," sagte er, „machte ihnen Freude, als der Gedanke, daß der Laird ihrer gedacht habe, als er so weit entfernt war." Ich fand, daß jener alte Mann bei Scott sehr in Gnaden stand. Wenn ich mich recht erinnere, war er in seiner Jugend Soldat gewesen, und seine stracke, aufrechte Haltung, seine frische, aber rauhe Gesichtsfarbe, sein graues Haar und ein schelmisches Blitzen in seinem blauen Auge erinnerten mich an die Schilderung von Edie Ochiltree. Willie hat seitdem den alten Burschen unter seine Gemälde der Familie Scotts aufgenommen.

Wir streiften in einer Gegend umher, die in schottischen Liedern lebte und durch die idyllische Muse klassisch geworden war, ehe Scott den reichen Mantel seiner Poesie über dieselbe geworfen hatte. Wie freudig entzückt war ich, als ich zuerst die mit Ginster bedeckten Gipfel der Cowdenknowes über die grauen Höhen der Tweed herüberblicken sah, und welche rührende Bilder erwachten bei dem Anblick von Ettrickthal, Gala Water, und den Yarrowhöhen! Jeder Schritt erinnerte an eine bekannte Liedesweise, an irgend ein fast vergessenes Wiegenlied, mit welchen ich in meiner Kindheit in Schlaf gelullt worden war, und damit an die Blicke und Stimmen derer, welche sie gesungen hatten und die jezt nicht mehr waren. Schottland ist vorzugsweise ein Land des Gesanges, und eben diese in den Tagen der Kindheit uns vorgesungenen und mit dem Andenken unserer Lieben verbundenen Melodien umkleiden die schottischen Landschaften mit so lieblich zarten Bildern und Erinnerungen.

Die schottischen Lieder haben im Allgemeinen etwas innerlich Wehmüthiges, das wohl dem einsamen Leben derer zuzuschreiben ist, welche sie dichteten, oft bloße Hirten, die ihre Heerden in den einsamen Thälern weideten oder auf den nackten Anhöhen hürdeten. Viele dieser ländlichen Barden gingen hinüber, ohne einen Namen hinter sich zu lassen; es ist nichts von ihnen übrig, als jene lieblichen, rührenden kleinen Lieder. Manche solche einfache Ergüsse stehen mit dem Lieblingsaufenthalt des Dichters in Verbindung, und so gibt es keinen Berg, kein Thal, kein Städtchen, keinen Thurm, kein Wäldchen und keinen Bach in Schottland, die nicht in einem beliebten Liede wiedertönten, das schon dem Namen derselben einen Zauber gibt, welcher ein ganzes Gefolge köstlicher Phantasien und Gefühle hervorruft. Ich greife der Zeit vor, wenn ich hier gedenke, wie mächtig diese einfachen Weisen auf mich wirkten, als ich Ayr, den Geburtsort von Robert Burns besuchte. Ich brachte einen ganzen Morgen an den Ufern und Hügeln des lieblichen Doon hin, und konnte seine zarten, kleinen Liebeslieder nicht aus dem Kopfe bringen. Ich fand einen armen schottischen Zimmermann in den Trümmern der Allowaykirche beschäftigt, an deren Stelle ein Schulhaus gebaut werden sollte. Als er erfuhr, warum ich hieher gekommen, ließ er seine Arbeit liegen, sezte sich zu mir auf ein mit hohem Grase bedecktes Grab, nahe dem Begräbnißplatze des Vaters von Burns, und sprach von dem Dichter, den er persönlich gekannt hatte. Er sagte mir, seine Gedichte seyen den ärmsten und unwissendsten Landleuten bekannt, „und es sey ihm, als ob die Gegend schöner geworden wäre, seit Burns seine hübschen kleinen Lieder über sie gedichtet."

(Der Beschluß folgt.)

Ueber die Zeitungen der alten Römer.

(Fortsezung.)

Von dem Bestehen und der Verbreitung der Acta nach dem Zeitpunkte ihrer Gründung bis auf August finden wir nur wenige, aber sichere Beweise. Es ist wohl möglich, daß während der bürgerlichen Kriege zwischen Pompejus und Cäsar, so wie nach der Ermordung des Leztern dieses von demselben neu gegründete oder erweiterte Institut zuweilen in's Stocken gerieth. Jedenfalls muß es damals nicht die Bedeutung gehabt haben, welche es später gewann, denn sonst müßte in der Geschichte und bei den Schriftstellern jener Zeit die Erwähnung desselben häufiger vorkommen. Auch in der Zeit des Augustus trat es nicht so sehr hervor, obgleich es bei römischen Schriftstellern nicht ganz an Anführungen aus diesen Urkunden auch aus dieser Periode fehlt. Von der Zeit des Tiberius an werden in unsern Quellen die Anführungen aus den Tageblättern der Hauptstadt der römischen Welt viel häufiger und erhalten eine größere Bedeutung. Unter der Regierung desselben Kaisers wurden einmal auch die Acta urbana der frühern Zeit unter öffentlicher Autorität gesammelt und neue Abschriften davon gemacht. Wir haben Spuren von dem Fortbestehen dieser Einrichtung bis zur Zeit des Kaisers Julianus; von dieser Zeit an verlieren sich die Nachrichten darüber. Uebrigens fand die in der Hauptstadt eingeführte und so lange bestehende Einrichtung auch anderwärts Nachahmung. Wir haben Nachricht, ja auch einige Proben, daß, wie Rom, so nicht minder Municipalstädte für ihre Neuigkeiten und öffentlichen Bekanntmachungen gleichfalls solche tägliche Anzeigen hatten.

Wir wenden uns nun zur Betrachtung des Inhalts dieser öffentlichen Bekanntmachungen. Es bildeten denselben im Allgemeinen alle Vorfälle des Tages, welche als Gegenstände der öffentlichen Aufmerksamkeit oder

ch nur der Neugierde betrachtet werden konnten. Auch eringfügiges war davon nicht ausgeschlossen, wenn es ss irgend einer Ursache zu den Neuigkeiten des Tags echnet werden konnte. Wir können dieses aus man- en einzelnen Anführungen schließen, wir haben dafür ee auch ein gültiges Zeugniß im Allgemeinen in einer ußerung des Tacitus. Nachdem nämlich dieser Ge- ichtschreiber in seinen Annalen die Erzählung bis zu em gewissen Jahre der Regierung Neros fortgeführt t, so bemerkt er: in diesem Jahre sey wenig Denk- rdiges vorgefallen und zu berichten, es müßte denn Geschichtschreiber mit Erzählung der ungeheuern stalten, welche bei dem damaligen Bau eines Amphi- ateers getroffen wurden, die Seiten eines Buchs füllen llen. Dann fügt er hinzu: es sey ja aber die der ede des römischen Volks angemessene Einrichtung ge- ffen worden, daß nur ausgezeichnete Begebenheiten die Annalen, solche Vorfälle aber in die Tageblätter ta diurna) aufgenommen würden. * Der Geschicht- eiber macht also hier einen Unterschied zwischen Ge- ständen von wirklich historischem Interesse, welche zunehmen seyen in die Werke der Geschichtschreiber n an diese hat man zu denken, und nicht etwa an annales maximi), und Neuigkeiten des Tags, welche t dahin gehören. Wir bemerken noch ferner von dem alte dieser römischen Zeitung im Allgemeinen, daß sowohl dem Namen (acta urbis, acta urbana) als Sache nach lediglich auf Vorfälle und Neuigkeiten der dt Rom und der nächsten Umgebung sich beschränkte, daß darin keine Nachrichten aus andern Theilen des hs oder des Auslandes zu lesen waren. Zur Ver- tändigung und nähern Bestimmung dieser Sätze n wir nun die einzelnen Anführungen, welche aus klassischen Tagblatt bei den alten Schriftstellern mmen, unter gewisse Rubriken geordnet, zusam- tellen. Dieses wird am meisten geeignet seyn, uns nschauliches Bild dieses Instituts zu geben, und vornämlich aus der Periode der Kaiser, indem nführungen aus der Zeit der Republik selten und Theil zweifelhaft sind. Wir nennen bei dieser hlung des Einzelnen, um bei dem Wichtigsten an- gen, als die erste Rubrik Gegenstände der innern ik und Verwaltung, namentlich einzelne Vorfälle Verhandlungen im Senat. Es geht dieses Letztere anderm hervor aus einem sehr charakteristischen der sich bei Tacitus findet, und den berühmten eas Pätus betrifft. Es ist nämlich bekannt, daß zur eros und auch noch später unter andern tyrannischen, uch zuweilen unter den bessern Kaisern, sich eine em Standpunkte des altrömischen Republikanismus und der stoischen Philosophie ausgehende Opposition zeigte. Unter manchen durch Geist und Charakter ausgezeichneten Männern glänzte als das Haupt derselben zu Neros Zeit Thraseas Pätus hervor, der später auch als Opfer des Despotismus fiel. Die Opposition, welche er im Senate bildete, war jedoch sehr milde, theils weil sein Charakter es so mit sich brachte, theils der unglücklichen Zeiten wegen, und häufig bestand sie mehr im Schweigen und Unterlassen, als im Reden und Handeln. Die positiven Aeußerungen seiner Opposition fanden begreiflicherweise in den actis diurnis schwerlich viel Aufnahme, wohl aber wahrscheinlich fast Alles, was einer Art von Koncession glich, und worin er mit seinen übrigen Kollegen übereinstimmte. Was blieb unter diesen Umständen den entfernten Freunden und Gleichgesinnten Thraseas zur Kenntniß seiner Handlungsweise übrig? Sein eigener Ankläger, Capito Cossutianus, sagt es in seiner von Tacitus mitgetheilten Rede. „Die Blätter der römischen Diurna," sagt er, „werden bei dem Heere und in den Provinzen um so eifriger gelesen, wenn auch nur, um zu sehen, was Thrasea nicht thue. *

(Die Fortsetzung folgt.)

* Annalen XIII. 51.

* Annalen XVI, 22.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Gemäldekäufe von Seiten der Regierung.

Jetzt macht man es, däucht mich, klüger; man bestellt weniger, aber dagegen wählt man bei der Ausstellung Manches aus und kauft es hernach. Dadurch bekommt man erstlich gute Sachen, und zweitens belohnt man nur solche, die es verdienen. So ist denn auch diesmal Manches angekauft worden, aber nicht zu hohen Preisen; überhaupt beschweren sich die Künstler darüber, daß die jetzige Regierung ihre Arbeiten nicht hoch genug anschlage. Will die Regierung aber Vieles kaufen, so kann sie natürlich für jedes Stück nur wenig geben, oder muß wenigstens die Kunstwerke geringer anschlagen, als es die Künstler selbst thun. Natürlich steht es diesen frei, das Anerbieten anzunehmen oder auszuschlagen. So hatte die Regierung bei der vorletzten Ausstellung für ein etwas prosaisch aufgefaßtes, aber mit Wahrheit dargestelltes Gemälde von Duval le Camus: die goldene Hochzeit (la cinquantaine), nicht genug geboten, und der Maler behielt das Gemälde. Nun kam aber der Herausgeber der legitimistischen Zeitschrift la Mode, bot mehr als Ludwig Philipp und erhielt das Kunstwerk. Jedoch war seine Absicht nicht, es zu behalten; er ließ es ausspielen, das Loos zu fünfzig Franken, und der Zufall wollte, daß die Herzogin von Berry das Gemälde gewann. Diese wollte es auch nicht behalten, sondern ließ es zum Besten der Armen, das Loos zu sechshundert Franken (wenn ich nicht irre), wieder ausspielen. Natürlich nahmen diesmal nur

die Reichern der legitimistischen Partei Antheil an dieser Lotterie; so ist das Gemälde von einem derselben gewonnen worden und in Frankreich geblieben. Man hat es kürzlich in Kupfer gestochen. Mancher Künstler sieht jedoch nicht so sehr auf den Ertrag seines Kunstwerkes, als auf den Ruhm, den es ihm verschaffen kann, und überläßt es lieber zu einem geringern Preise an die Regierung, welche es dann öffentlich ausstellt, als zu einem höhern Preise an einen Privatmann, der es in seine Wohnung verschließt, oder auf Spekulation in ein fremdes Land schickt, so daß der Künstler selbst nichts mehr von seinem geliebten Geisteskinde hört. Die Ankäufe der Regierung sind von zweierlei Art: ein Theil nämlich wird vom Minister des Innern mit dem von den Kammern dazu bewilligten Gelde der Nation angekauft, das Uebrige aber vom Intendanten des königlichen Hauses mit dem Gelde des Königs, oder der Civilliste, das freilich auch aus dem Beutel der Nation kommt, mit dem aber der Hof nach Belieben schalten kann. Daher kommen die vom Minister angekauften Kunstsachen in die öffentlichen Sammlungen, wogegen die andern ein Eigenthum des Hofes bleiben, wofern derselbe sie nicht an die Nationalmuseen schenkt. Für die Aufbewahrung der Gemälde lebender Künstler ist die Galerie des Luxemburger Pallastes da; alle Künstler haben daher auch mit Recht den Ehrgeiz, hier in ihren besten Werken unter den Produkten ihrer geschicktesten Zeitgenossen prangen zu wollen. Hie und da schleicht sich wohl ein Kunstwerk eines mittelmäßigen intriganten Künstlers ein, aber im Allgemeinen findet sich das Beste der jetzigen französischen Schule, insofern es nicht von Privatpersonen bestellt oder erworben war, in jener Galerie zusammen. Ich habe Künstler darüber murren hören, daß Ludwig Philipp manche vom Ministerium des Innern angekaufte Gemälde, anstatt sie sogleich in die Museen tragen zu lassen, vorläufig in seinen Gemächern aufgestellt habe. Mich dünkt, dies sollte man dem Könige Dank wissen; denn es zeugt doch von einem lebendigen Drange nach Kunstgenuß, und solch ein Kunstgefühl ist eben nicht so sehr gemein bei den Fürsten, daß man sich nicht darüber freuen dürfte, wenn es sich irgendwo äußert. Freilich, wenn Ludwig Philipp die für die Nationalmuseen bestimmten Gemälde für sich behielte, so wäre dies eine Ungerechtigkeit; allein es ist hier ja nur von einem einstweiligen Genusse die Rede, den man ihm wohl gönnen kann. Einige haben es auch getadelt, daß der König bei der letzten Ausstellung ein bereits von der Kommission angenommenes Stück davon ausgeschlossen hatte, nämlich eine große und schöne Zeichnung von Ebenavard, einem sehr geschickten und beliebten Zeichner. Der Grund der Verwerfung lag nicht in der Zeichnung selbst, die auch der König schön finden mußte, sondern in dem Umstande, daß darauf der Herzog von Orleans, Vater Ludwig Philipps, im Nationalkonvent in vertraulicher Unterredung mit Marat und Robespierre da saß. Mit der Ausschließung dieses Stückes hat aber der König nichts gewonnen; denn die Zeichnung ist mit manchen andern Kunstsachen in einem Privathause öffentlich ausgestellt worden, und die Zeitungen haben nicht ermangelt, das Publikum darauf aufmerksam zu machen. Vielleicht wird sie nun noch mehr beachtet, als wenn sie bei der Ausstellung im Louvre befindlich gewesen wäre. Auch wird man sie wohl bald in Kupfer gestochen bekommen können. Die Gemäldegalerie im Louvre sollte mit drei Stücken aus der Sammlung spanischer Gemälde des Marschalls Soult vermehrt und bereichert werden; allein bekanntlich hat sich der Handel zerschlagen, nachdem schon Alles in Richtigkeit war und die Gemälde sich bereits in den Händen der Regierung befanden. Der über den Vorfall gepflogene Briefwechsel zwischen dem Intendanten des königlichen Hauses und dem Marschall oder dessen Sohne hat in den Zeitungen gestanden; also kann Jeder darüber denken, wie ihm gut dünkt. Eigentlich hat das Publikum aus jenen Briefen nicht recht klug werden können, so künstlich sind sie beiderseits gedreht; indessen scheint doch so viel daraus für di Klügern zu erhellen, daß der Intendant die Sache so hatte darstellen wollen, als ob man die drei Gemälde mit einer halben Million überreichlich, ja freigebig und fast über Gebühr bezahlt habe. Dies muß aber den alten Marschall erbost haben; er will von Gnade und Freigebigkeit nichts wissen, sondern behauptet, schon zwei Gemälde wären eine halbe Million werth gewesen, und das dritte habe er bloß zugegeben, weil man es verlangt. Dies wollte man höhern Orts nicht gestehen, man mißverstand einander, und so wurde Geld gegen Gemälde wieder zurückgegeben. Es scheint aus diesem fein gesponnenen Briefwechsel zu erhellen, daß beide Theile Unrecht hatten, der Hofintendant, weil er für eine Gnade ausgeben wollte, was in dem Sinne des Empfangenden keine war, und der Marschall, weil er so ungeheure Forderungen für einige Stücke aus einer Sammlung machte, die ihn wenig gekostet hat, und die er hauptsächlich seiner frühern Stellung als kommandirender Feldherr in Spanien verdankt. Ein kleines witziges Tageblatt meint, sie habe ihn nur einige Mönche gekostet, das heißt, er habe das Leben mehrerer angefangenen Mönche geschont und dafür die Gemälde aus Kirchen und Klöstern zum Geschenk erhalten. Die ganze Sammlung ist nicht so sehr ihrer Meisterstücke halber wichtig, als weil sie mehr Kunstprodukte aus der alten spanischen Schule enthält, als man sonst beisammen findet. Die Gemäldegalerie im Louvre ist keineswegs reich an Stücken spanischer Maler; der Murillos, Riveiras und Velasquez sind daselbst nur wenige; deßhalb wären die drei ausgewählten Stücke, die wahrscheinlich die besten waren, eine köstliche Bereicherung derselben gewesen. Was soll man aber thun, wenn ein Hofintendant und ein Reichsmarschall den Handel rückgängig machen? Wenn man doch abermals Mönche gegen Gemälde tauschen könnte! aber es gibt keine Mönche in Frankreich mehr. Seit der Julirevolution sind auch die wieder zum Vorschein gekommenen verschwunden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 141:

Das Liebesgespräch.

Räthsel.

Bezogen bald, wie and'res Kaufmannsgut,
Von einem Stapelplatz,
Bald schwer erkämpft mit männlich hohem Muth,
Ein mehr als goldner Schatz.

Dort Waare, wie dem Spekulanten sie
Zuwirft das rohe Glück,
Hier durch und durch die schönste Poesie
Mit selig trunk'nem Blick.

O Rosenknospe, die die Welt entzückt,
Stolz, reich, von Zukunft voll!
Ach Opferlamm, für den Altar geschmückt,
Auf dem es sterben soll!

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 148.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 22. Juni 1835.

Gratus eris Romae, donec te deserat aetas.

Horat:
ad librum.

Ueber die Zeitungen der alten Römer.

(Fortsetzung.)

Aus einigen andern weniger sichern Beispielen, daß
Senatsverhandlungen in den Bereich dieser Blätter
eten, führe ich nur noch eine Stelle aus einem
fe des Plinius an Tacitus an. Plinius gibt dort
richt von einem für ihn ehrenvollen Vorgange im
it, mit dem Wunsch, sein Freund möchte in einem
r geschichtlichen Werke, denen Plinius bei dieser
genheit, ohne sich zu irren, unsterbliche Dauer
agt, das Andenken davon auf die Nachwelt bringen.
ügt dann bei: „dieser Vorgang im Senat könne
ens seiner Aufmerksamkeit nicht ganz entgangen
da er in den öffentlichen Blättern sich finde.“ *
einer andern Stelle der Briefe des Plinius sehen
daß auch Rescripte der Kaiser auf diesem Wege
len bekannt gemacht wurden; wenigstens wird dieses
ausdrücklich von einem Rescripte des Kaiser Traja-
gegen Bestechung und Prävarication damaliger
sanwälte erwähnt. ** Eine stehende Rubrik schei-
erner die Mittheilungen über merkwürdige Rechts-
händel, so wie von Verurtheilungen und Vollziehungen derselben gebildet zu haben. In den Zeiten der kaiserlichen Allgewalt hing das Maaß, wie viel, und was man davon allgemeiner bekannt werden lassen wollte, von der Politik der Machthaber ab. So wird von dem Kaiser Domitianus erzählt, er habe verboten, die Zahl und Namen der bei einer Verschwörung gegen ihn hingerichteten Personen in den Tageblättern anzugeben.

Es kamen ferner hier vor Anzeigen von Geburten, geschlossenen Ehen und Ehescheidungen. Ob die Anzeigen von Geburten förmliche vollständige Geburtslisten waren, wie wir sie in manchen unserer öffentlichen Blätter finden, oder nur auf einzelne, durch ihre Stellung die allgemeine Aufmerksamkeit interessirende Familien sich bezogen, ist nicht ganz klar. Daß Letzteres jedenfalls stattfand, ist außer Zweifel. Suetonius bestimmt bei der Berichtigung widersprechender Nachrichten mehr als einmal den Geburtstag und Geburtsort römischer Kaiser nach den Angaben der Acta diurna. * Es kommen aber auch solche Stellen vor, woraus man schließen möchte, daß wenigstens zu gewissen Zeiten vollständige Geburtsregister auf diesem Wege bekannt gemacht wurden. So wird einmal bei Juvenal von einem getäuschten Ehemann gesagt: er freue sich der in den Tageblättern aufgeführten

Plinius Briefe VII. 33.
r. 14.

* Tiberius 5. Caligula 8.

Früchte seiner Ehe. Derselbe Zweifel, wie über die nähere Beschaffenheit der Geburtsanzeigen in dem römischen Tagblatt, zeigt sich auch hinsichtlich der Frage, ob regelmäßig und vollständig alle geschlossenen Ehen und alle Ehescheidungen, oder nur einzelne, welche zu den Stadtneuigkeiten gehörten, daselbst bekannt gemacht wurden. Lezteres wenigstens ist gewiß. Was die Ehescheidungen betrifft, so könnte schon eine Notiz, welche sich in dieser Beziehung über die römische Stadt- und Staatszeitung erhalten hat, uns hinlänglich zeigen, wie häufig sie in der sittenlosen Zeit schlechter römischer Imperatoren waren, und wie schwach das Band der Ehe. Der Philosoph Seneka sagt nämlich irgendwo: „es erscheine jezt fast kein Tagblatt ohne Anzeige einer Ehescheidung.“ Nicht minder kam hier vor die Anzeige von Todesfällen und bedeutenden Leichenbegängnissen. *

Außer dem, was den bisher angeführten Rubriken angehört, fanden in den römischen Tageblättern, wie schon bemerkt, alle Stadtneuigkeiten aus dem ganzen Gebiete der Erscheinungen der Natur und des täglichen Lebens eine Aufnahme. Es wäre darum für die Kenntniß der Sitten und der Zeiten ein überaus schäzbarer Gewinn, wenn irgend ein glücklicher Fund uns einmal einen Pack solcher alter römischer Zeitungsblätter zuführen würde. Uebrigens ist dazu wenig Hoffnung vorhanden, und es bleibt uns hier, wie in so manchen andern ähnlichen Fällen, nichts anderes übrig, als mühsam aufgefundene, einzelne Bruchstücke von Bruchstücken zu einer leidlichen Mosaikarbeit zusammenzufügen. Ich darf vielleicht beispielsweise einige römische Stadtneuigkeiten aus derselben Quelle mittheilen, zumal da einige auch ihrem Inhalte nach pikant genug sind. Sie sind mit jedesmaliger ausdrücklicher Berufung auf die Acta diurna in dem großen encyklopädischen Werke des ältern Plinius, der Historia naturalis, an verschiedenen Stellen zerstreut, und der chronologischen Ordnung nach folgende.

„An dem Tage, als der durch Ciceros Vertheidigungsrede bekannte Milo sich vor Gericht vertheidigte, regnete es Ziegelsteine.“ Ich überlasse es andern antiquarischen Forschern, zu untersuchen, ob etwa an ein Herabfallen von Meteorsteinen hiebei zu denken ist, oder ob ein Windstoß die Ziegel von einem Dache der Weltstadt durch die Luft führte, oder ob der römische Journalist nur eine auffallende Neuigkeit in die Provinz schicken wollte. Weiter: „zur Zeit des Kaiser Augustus, unter seinem und des Lucius Sylla Konsulate, den 10ten April, zog C. Crispinus Hilarus, ein Bürger der Stadt Fäsula, mit einer langen Prozession (prolata pompa) auf das Kapitol und opferte dort. Die ganze Prozession bestand aber nur aus seiner Nachkommenschaft, als da waren: neun Kinder (darunter zwei Töchter), siebzehn Enkel, acht Enkelinnen und neun-und-zwanzig Urenkel.“

(Die Fortsezung folgt.)

* Tacitus Annalen III. 3.

Abbotsford.

(Beschluß.)

Ich bemerkte, daß Scott hinsichtlich der Volkslieder seiner Heimath ein Enthusiast im vollsten Sinne war, und es schien ihn zu freuen, daß er mich so empfänglich für sie fand. Scott äußerte sich über die schottischen Volkslieder. „Sie sind,“ sagte er, „ein Theil unserer Nationalerbschaft und etwas, das wir wirklich unser nennen können. Sie haben keine fremde Färbung, sie haben den reinen Athem des Heidekrauts und der Bergluft. Alle echten Abkömmlinge der alten Britten — wie die Schotten, die Waliser und die Irländer — haben Nationallieder. Die Engländer haben keine, weil sie keine Eingeborne des Bodens, oder wenigstens Mischlinge sind. Ihre Musik ist aus fremden Fetzen zusammengesezt, wie eine Hanswurstjacke, sie gleicht der Mosaikarbeit. Selbst in den östlichen Theilen Schottlands, wo die meisten Fremden beiströmten, haben wir verhältnißmäßig wenig Nationalgesänge. Ein echtes schottisches Lied ist ein Edelstein, ein Kleinod unserer heimischen Berge, oder es ist vielmehr eine köstliche Reliquie aus der alten Zeit, welche den Stempel des Nationalcharakters an sich trägt, wie der Camee, der zeigt, welcher Art die Nationalgesichtszüge ehedem waren, ehe die Racen sich kreuzten.“

Während Scott so redete, kamen wird durch ein enges Thal, wo die Hunde rechts und links hinausfuhren, als plözlich ein Schwarzhuhn aufflog. „Aha,“ sagte Scott, „da wird Master Walter etwas zu schießen bekommen; wir müssen ihn mit seiner Flinte hieher schicken, wenn wir nach Haus kommen. Walter ist jezt unser Hausjäger und sorgt für unser Wildpret. Ich habe ihm meine Flinte so ziemlich abgetreten, denn ich merke, daß ich nicht mehr so rasch fort kann, wie früher.“

Unser Weg führte die Höhen hinan, die eine ausgedehnte Aussicht beherrschen. „Jezt,“ sagte Scott, „habe ich Euch, wie den Pilgrim in des Pilgers Reise, auf den Gipfel des Wonneberges gebracht, um Euch alle die Herrlichkeiten ringsum zu zeigen. Dort ist Lammermuir und Smailholme, und drüben seht Ihr Galashiels, Torwoodlee und Gala Water; in jener Richtung liegt Teviotdale und die Yarrow Braes (Hügel) und der Ettrickbach, der sich wie ein Silberfaden dahin schlängelt, um sich in die Tweed zu stürzen.“ So fuhr er fort, Namen zu nennen, die im schottischen Gesang berühmt sind und größtentheils in neuerer Zeit durch seine eigene Feder ein romantisches Interesse erhielten. Ich sah

wirklich einen großen Theil des Grenzlandes vor mir ausgebreitet und konnte die Scenerie jener Gedichte und Romane überschauen, welche die Welt bezaubert.

Mit stummem Staunen, und ich möchte fast sagen mit getäuschter Erwartung, sah ich nichts als eine Reihe grauer, wellenförmiger Höhen, Linie über Linie, so weit das Auge reichte, einförmig und von Bäumen so entblößt, daß man fast eine große Fliege ihre Seite entlang laufen sehen konnte, und die weitberühmte Tweed stellte sich als ein bloßer Bach dar, der zwischen nackten Höhen, ohne einen Baum oder ein Gebüsch an seinen Ufern, dahinfloß; und doch war die Magie, welche Poesie und Romantik über diese Gegend verbreiteten, so mächtig, daß sie größern Reiz für mich hatte, als die reichste Scenerie, die ich in England gesehen. Ich konnte nicht umhin, meinen Gedanken Worte zu geben. Scott summte einen Augenblick vor sich hin und sah ernst darein; er hatte keine Vorstellung davon, wie man seine Muse auf Kosten seiner heimischen Hügel loben könne. „Es mag Befangenheit seyn," sagte er endlich, „aber für mein Auge haben diese grauen Hügel und diese ganze Grenzgegend durchaus eigenthümliche Reize. Sogar die Nacktheit des Landes gefällt mir; sie gibt ihm den Charakter der Kühnheit, Strenge, Einsamkeit. War ich eine Zeitlang in den reichen Umgebungen Edinburgs, die einem geschmückten Gartenlande gleichen, so wünsche ich mich wieder zurück zu meinen ehrlichen, grauen Höhen, und wenn ich das Heidekraut nicht wenigstens einmal im Jahr sähe — ich würde, glaube ich, sterben." Er sprach diese letzten Worte mit Wärme und stieß dabei, um ihnen mehr Nachdruck zu geben, mit seinem Stocke auf den Boden, und man sah wohl, sein Herz hatte gesprochen. Auch die Tweed vertheidigte er als einen an sich schönen Bach, wobei er bemerkte, ihre Ufer gefallen ihm nur desto mehr, weil sie ohne Bäume seyen, wahrscheinlich weil er zu einer Zeit ein tüchtiger Angler war, und ein Angler liebt die von Bäumen überhangenen Bäche nicht, da er dadurch im Handhaben seiner Ruthe und Schnur gestört wird.

Ich nahm Gelegenheit, in gleicher Weise meine getäuschte Erwartung in Bezug auf die umliegende Landschaft auf Rechnung früherer Eindrücke zu setzen. Ich war gewöhnt, mit Wäldern gekrönte Höhen und unsere durch eine Wildniß von Bäumen sich Bahn brechenden Ströme zu sehen, daß alle meine Vorstellungen von romantischen Landschaften ziemlich bewaldet waren. „Ja, und darin besteht der große Reiz Eures Landes!" rief Scott. „Ihr liebt den Wald, wie ich die Heide liebe; aber Ihr dürft ja nicht denken, daß ich die Herrlichkeit einer großen Waldlandschaft nicht fühle. Nichts wäre mir lieber, als inmitten eines Eurer großen wilden Urwälder zu seyn und zu denken, ich habe viele hundert Meilen unbetretenen Waldes um mich. Ich sah einst zu Leith ein unermeßlich großes Stück Bauholz, das eben aus Amerika kam. Es muß ein ungeheurer Baum gewesen seyn, als er in voller Höhe und mit all seinen Aesten in seinem heimischen Boden stand. Ich blickte mit Bewunderung darauf; es war wie einer der riesigen Obelisken, die dann und wann aus Egypten gebracht werden, um die zwerghaften Denkmäler Europa's zu beschämen; und in der That, diese großen Urbäume, welche die Indianer schirmten, ehe die Weißen in ihr Land drangen, sind die Denkmäler und Alterthümer Eures Landes."

Während wir so plauderten, hörten wir in den Hügeln einen Flintenschuß. „Das ist wohl Walter," sagte Scott. „Er ist mit seinen Morgenstudien fertig und mit seiner Flinte heraus. Es sollte mich nicht wundern, wenn er das Schwarzhuhn aufgefunden hätte; wenn das ist, so bereichert es unsere Speisekammer, denn Walter ist ein ziemlich sicherer Schütze." — Ich erkundigte mich nach Walters Studien. „Wahrlich," sagte Scott, „ich kann darüber nicht viel sagen. Ich lege es nicht sehr darauf an, Wunderdinge aus meinen Kindern zu machen. Was Walter betrifft, so lehrte ich ihn als Knaben reiten, schießen und die Wahrheit sagen; seine übrige Erziehung überlasse ich einem sehr würdigen jungen Manne, dem Sohne unsers Geistlichen, der alle meine Kinder unterrichtet." — Ich wurde später mit diesem jungen Manne bekannt, der die Stelle eines Hauslehrers bei Scott versah und an dem ich viel Geist und bescheidenen Werth fand. Ich glaube, Scott gebrauchte ihn bei Abfassung seiner Romane oft als Schreiber. Die jungen Leute waren gewöhnlich den frühern Theil des Tages mit ihm beschäftigt, worauf sie sich Belustigungen aller Art in freier Luft hingaben; denn es lag Scott eben so sehr daran, ihren Körper, als ihren Geist zu kräftigen.

Wir waren nicht viel weiter gegangen, als wir die zwei Miß Scotts den Hügelabhang entlang uns entgegen kommen sahen. Da ihre Morgenlektionen vorüber waren, hatten sie das Freie gesucht, um über die Höhen zu streifen und sich Heideblüthen zu suchen, mit denen sie beim Mittagessen sich das Haar schmückten. Wie sie leicht, gleich jungen Rehen, daher sprangen und ihre Kleider in der reinen Sommerluft flatterten, fiel mir Scotts Schilderung seiner Kinder ein, mit welcher einer der Gesänge des Marmion anhebt. Als sie näher kamen, sprangen alle Hunde ihnen entgegen und spielten um sie herum. Mit Gesichtern, die von Gesundheit und Freude strahlten, schlossen sie sich uns an. Sophia, die älteste, war die lebendigste und heiterste; sie hatte viel von ihres Vaters gewandtem Geist. Ann war ruhigern Charakters, schweigsam sogar, was ohne Zweifel einigermaßen dem Umstande zuzuschreiben ist, daß sie mehrere Jahre jünger war.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Juni.

Die Eisenbahn.

In der zweiten Hälfte des verflossenen Monats nahm die künftige Eisenbahn zwischen Dresden und Leipzig fast alle Unterhaltung in den größern Gesellschaften ausschließend in Anspruch, besonders, als sämmtliche Aktien, an Betrag zusammen anderthalb Millionen Thaler, bekanntlich in der kürzesten Zeit untergebracht waren, und ein rasches Emporsteigen derselben von dem ersten Satze von 100 Thalern bis auf $122\frac{1}{2}$ Thaler erfolgte. Diese ungemeine Regsamkeit hat auch einen großen Theil derjenigen für den Gegenstand erwärmt, die kurz zuvor noch entschiedene Zweifel gegen seine Ausführung verlauten ließen. Bei der jetzt vorherrschenden wahrhaften Sehnsucht, die Eisenbahn in's Leben treten zu sehen und sich ihrer bedienen zu können, gewährt die Aussicht besondere Freude, daß einzelne Theile der Route noch vor Vollendung der ganzen Bahn benützt werden sollen, und zwar namentlich das Stück von Leipzig bis Wurzen, welches man im Laufe des jetzigen Sommers noch herzustellen beabsichtigt. Mit der erwähnten schnellen Unterbringung der gesammten Aktienzahl scheint die Nachricht im Widerspruche zu stehen, daß gleichwohl das öffentliche Aktienausbieten noch immer nicht ganz aufhörte. Die Sache hängt so zusammen. Während der hiesigen Verhandlungen des Eisenbahnausschusses mit der Staatsregierung war von Seiten des Hofs und mehrerer der ersten Staatsbeamten, zu Bezeigung ihres lebendigen Interesses an der Beförderung des gemeinnützigen Unternehmens, der Wunsch, den Aktionärs beizutreten, geäußert worden. Zu Berücksichtigung desselben hatte daher der Ausschuß sogleich zu diesem Zwecke 1500 Aktien reservirt. Allein durch das jede Erwartung übersteigende allgemeine Verlangen nach der neuen Waare in Leipzig war die Angelegenheit in einen andern Stand gerathen. Die Aktien waren unmittelbar nach ihrer Unterbringung bereits zu 5 pCt. über ihren Nominalwerth gesucht. Es galt daher nicht weiter, ihren Kredit durch angesehenen Beitritt zu verstärken; vielmehr war mit lezterm schon ein offenbarer Gewinn verbunden. Aus diesem Grunde wurde von denjenigen, denen man jene 1500 Aktien aufbewahrt hatte, auf den größten Theil derselben Verzicht geleistet. Hiervon schreiben sich denn die öffentlichen Aktienversteigerungen her, die so eben in Leipzig und Dresden stattfinden. Bei der ersten dieser Versteigerungen in Dresden, war der höchste Satz $12\frac{3}{4}$ und in Leipzig $15\frac{1}{4}$ pCt. Wenn sich, wie wohl bereits für ausgemacht gelten kann, mit der Dresden-Leipziger Eisenbahn eine zwischen Leipzig und Magdeburg und von da nach Berlin und Hamburg verbindet, * so muß das Resultat ungemein günstig, sowohl für die Aktionärs, als für Handel, Gewerbe und Reiselust sich gestalten, es wäre denn, daß inzwischen die Braunschweiger Luftwagen des Herrn Weinholz in Gang kämen, von denen vor Kurzem in öffentlichen Blättern wiederholt die Rede war.

Mit dem jetzigen Jahre erscheint hier alle vierzehn Tage ein Druckbogen unter dem Titel: Gewerbeblatt für Sachsen. Die bisherigen Nummern dieser neuen Zeitschrift empfehlen sich durch die Zweckmäßigkeit ihrer zunächst auf das Praktische berechneten, auch dem Auslande Interesse darbietenden Aufsätze und eine recht lobenswerthe Mannichfaltigkeit der Gegenstände. Verleger ist der wackere, alles Gemeinnützige so thätig fördernde Christoph Arnold.

(Der Beschluß folgt.)

* Die Nürnberger Handlungszeitung vom 31sten Mai 1835 berichtet, daß die preußische Regierung bereits in dieser Beziehung Messungen machen lasse.

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Gesellschaft der Apollosöhne.

Am Himmelfahrtstage pflegt jährlich die Gesellschaft der Apollosöhne (société des enfans d'Apollon) ihre öffentliche Sitzung zu halten, oder eigentlich ein Konzert zu geben, denn die meisten dieser Apollosöhne sind Tonkünstler. Diesem Gebrauche ist sie denn auch dieses Jahr treu geblieben, und am vorigen Donnerstage fand sich eine zahlreiche und glänzende Versammlung in dem Konzert- und Theatersaale des Musikkonservatoriums ein, um die Eingebungen des Musengottes anzuhören. Die Logen prangten mit lauter schöngeschmückten Damen, und kaum war der Frühling draußen lieblicher anzuschauen, als die schönen Reihen der Zuschauerinnen, denen man, wie billig, die besten Plätze vorbehalten hatte; die Damen machten zwei Drittel der Versammlung aus. Gewiß ist die Gesellschaft der Apollosöhne die galanteste in Paris: wir Männer mußten uns mit den Eckplätzchen behelfen, dafür hatten wir aber auch die schönste Aussicht. Natürlich nahmen die Mitglieder der Gesellschaft einen bedeutenden Raum für ihr zahlreiches Orchester ein. Das Konzert begann mit der Ouvertüre der Dame blanche, worauf eine der schönsten Arien aus dieser Operette: Viens gentille Dame, von Ponchard, welcher von Anfang an die Hauptrolle in diesem Stücke hatte, vorgetragen wurde. Dann folgten einige konzertirende Stücke für verschiedene Instrumente, alle meisterhaft ausgeführt und mit Bravourarien vermischt. Eine große Arie aus Rossini's Cenerentola, gesungen von Madame Damoreau, Hauptsängerin der großen Oper, erhielt rauschenden Beifall und wurde wirklich mit besonderer Kunst gesungen. Ich sage mit Kunst, denn bei dem italienischen Gesange ist die höchste Vollendung in der Kunst immer der Hauptzweck. Eben diese Damoreau sang später eine jezt sehr beliebte sogenannte Romanze, das Ave Maria, das sie einige Tage zuvor in einer öffentlichen Sitzung des Athénée des arts von einem männlichen Sänger hatte vortragen hören. Jedoch wäre es möglich, daß nach Verlauf eines Monats vom Ave Maria keine Rede mehr wäre; denn die Romanzen verdrängen hier schnell einander. Der zweite Theil des Konzerts begann mit der Ouvertüre aus Rossini's Wilhelm Tell, ein sonderbares Stück, das mit einigen auseinander folgenden Solo's anfängt und sich fortspinnt, und zulezt mit einem rauschenden Allegro schließt, aus welchem man längst in Paris einen Kontretanz zugerichtet hat; denn sobald hier eine Oper Beifall erhält, so fallen die Musards, die Tolbeque, und wie die Tanzmusikzubereiter heißen, darüber her, schneiden Kontretänze daraus zurecht, und in kurzer Zeit ertönen am Sonntage alle Schenken und Kneipen um Paris herum von den Opernsätzen im beschleunigten Tempo. Nach dieser Ouvertüre trat ein Herr Lemonnier als Kanzler auf, das heißt hier, als Sekretär der Gesellschaft, und hielt eine Rede über die Arbeiten, den Verlust und den neuen Erwerb derselben während des lezten Jahres. Ich sah es meinen Nachbarn an, daß ihnen vor einer langen Vorlesung gewaltig bange war, wie denn überhaupt die Reden zwischen den Musikstücken immer etwas langweilig erscheinen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 64.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 149.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 23. Juni 1835.

Malcolm. — Ist solch ein Mensch wohl werth zu herrschen? sprich!
Ich bin so, wie ich sagte.
Macduff. — Werth zu herrschen?
Nein, nicht zu leben!

Shakespeare.

Bekenntnisse eines Blasé.

Episode aus dem Roman Galathee, vom Freiherrn v. Sternberg.

Ich habe aus der folgenden biographischen Skizze des alten Fürsten die härtesten Stellen weggelassen; vielleicht that ich Unrecht, denn jeder Charakter muß, um verstanden zu werden, vollständig im Bilde gegeben werden, und da darf man nicht viel fragen, ob dieser oder jener Zug hingehöre. Ich nenne ihn einen Blasé, weil die deutsche Sprache kein Wort hat, das so mancherlei Zustände geistiger und körperlicher Zerrüttung in sich faßt; der deutsche Hypochonder und der englische Spleen sind weit verschieden; immerdar behält ein Blasé Eleganz und Leichtigkeit genug, um über sich selbst zu spotten, und zwingt uns ein Lächeln ab, während unsere Seele zurückschaudert vor so viel innerer Verwüstung.

* * *

Als den jüngsten Sohn unseres Hauses, ohne Hoffnung, einst zu regieren, hat man mich mit großer Nachlässigkeit erzogen. Abwechselnd machten sich einige Personen über mich her und moralisirten auf mir herum; sie übten sich gleichsam an mir ihre verschiedenen Systeme ein, wie ein Handwerker schlechte Stoffe verbraucht, um die Tüchtigkeit seiner Werkzeuge zu prüfen und die Gelenke seiner Hände warm zu erhalten; dann zogen sie weiter ihres Wegs, und ich blieb wieder einige Zeit für mich ohne Erziehung, bis ein Neuer angezogen kam, dem ich sodann anheimfiel. Ein Theil der Dienerschaft unsers Hauses schmeichelte mir, ein anderer schalt mich und suchte mich höhern Orts herabzusetzen; zum Glücke geschah beides ohne sonderlichen Erfolg.

Mein vierzehntes Jahr hatte ich erreicht, als die Prinzessin A—, bekannt unter dem Namen „der starken Frau," mich an ihren Hof nahm. Von dieser Dame, die mir nie sehr liebenswürdig erschienen ist, erzählte man sich, daß sie als Kraftproben einen Thaler krumm gebogen, ja sogar einen Stuhl mit einer darauf sitzenden, ziemlich beleibten Hofdame aufgehoben habe. Da aber die Stärke des Weibes in seiner Schwäche besteht, so fand die gute Prinzessin unter den Männern wohl viele kalte Bewunderer, doch keinen heißen Verehrer. Selbst die Politik hatte den Gürtel dieser Pallas nicht sprengen können. Es ging die Geschichte herum, daß sie früher, als ihr Herz noch wie der Thaler biegsam gewesen, eine standesmäßige Amour gehabt, daß sie jedoch, zeitig hinter die verbotenen Schliche ihres Geliebten gekommen, diesen, wie die Heldin der Nibelungen den ihrigen, an die Wand gepreßt habe. Dieser so weggedrückte Liebhaber

war denn der letzte geblieben, wie er der erste gewesen war, und die Prinzessin spielte nachher ruhig Mariage am grünen Tisch. Unter ihrem Hofgesinde hielt sie auf die strengste Conduite, und ich, der ich gehofft hatte, eine muntere, große und geschmückte Welt kennen zu lernen, war fast enger eingesperrt als im väterlichen Hause. Ich erhielt als besondere Gunst der Prinzessin einen Platz unter ihren Kammerpagen, und ihre wohlthätige Absicht ging dahin, mich durch Demuth und strenge Pflichten zu meinem künftigen Wirken aufzuerziehen. Ich ließ es gut seyn; es machte damals nichts auf mich besondern Eindruck, und ich fühlte von Zeit zu Zeit eine äusserst peinigende Langeweile, eine Krankheit, an der ich später viel zu leiden hatte und der zu Folge ich manchen thörichten Streich, manche unverzeihliche Albernheit beging.

Bücher und Studien waren mir nie nahe gekommen; der Pagenpräzeptor, der meinen Kameraden regelmäßige Lektionen in Sprachen und Wissenschaften ertheilte, ließ sich von mir durch eine geringe Summe bestechen, daß er mir nie ein Buch in die Nähe brachte. Nur dem Dienstgebot leistete ich Folge, die Stunden des Tags wie der Nacht, die mir übrig blieben, brachte ich entweder auf meinem Sopha oder im Bette zu; hie und da machte ich mir das Geschäft, meinem Papagai sämmtliche Namen der Genealogie meines Hauses einzuprägen, so daß dieser Vogel endlich ein höchst standesmäßiges, gelehrtes Gedächtniß zeigte.

Mein Zustand war elend, ich litt an drückender Langeweile, die durch nichts zu bannen war. Ich fühlte einen Trieb, gewisse Reize in mein Leben zu legen, allein ich wußte nicht, wo diese hernehmen. Alles, was ich die Menschen um mich her treiben sah, schien mir so elend und abgeschmackt, daß ich beschloß, eher an meiner Langeweile zu vergehen, als nur eine Stunde jenen Thorheiten nachzustreben. So kam ich bald auf's Aeußerste und schaffte mir durch eine schändliche Tollheit Luft. In der Bildergalerie des Schlosses befand sich ein Gemälde, das mit den lebhaftesten Farben und Effekten den Brand eines mächtigen Kriegschiffes darstellte. Ich stand öfters davor und bewunderte mit meinem stumpfen Fassungsvermögen den erhabenen Gegenstand und die treffliche Behandlung, ich wünschte nichts so sehr, als einen ähnlichen Anblick einmal zu erleben; allein hiezu war wenig Hoffnung vorhanden; wir wohnten auf dem flachen Lande, wo sollte da ein Schiff herkommen? und fände sich auch ein solches, wer hätte wohl mir zu Liebe es in Brand gesteckt? — Trotz dieser Gründe, die ich mir vorhielt, ließ die Sehnsucht nach jenem Anblicke nicht ab, mich zu peinigen; zuletzt bestand ich darauf, komme es wie es wolle, mir ihn zu verschaffen; ich mußte ein brennendes Schiff sehen, oder wenigstens einen Gegenstand, der diesem nahe kam. Ich suchte in meinem Zimmer herum und prüfte, was ich hätte allenfalls anzünden können; doch fand ich bald, daß, wenn ich auch das an Umfang größte Meubel hiezu wählte, der Brand immer doch nur kleinlich und unbedeutend ausfallen müsse. Acht Tage ging ich herum, über meine Unternehmung brütend; alles Geräthe, an dem ich vorbeistreich, prüfte ich, ob seine Form wohl der eines Kriegschiffes nahe komme, ich fand keines. Eines Abends endlich, als ich, da schon Alles schlief, durch das Gemach der alten Oberhofmeisterin gehen mußte, fiel mein Blick auf das ungeheure Gardinenbett mit seinen weitläufigen Draperien und schwebendem Gehänge. Wie ein Blitz fuhr der Gedanke durch meine Seele: da ist dein Kriegsschiff! — und augenblicklich, ohne mich weiter zu besinnen, hielt ich die Flamme meines Lichts an den Stoff; er fing sogleich Feuer, und Flamme und Rauch wirbelten empor. Ein unnennbares Entzücken befiel mich, als die grelle Helligkeit erglänzte und die Funken sprühten; ich dachte nicht einmal daran, die Alte zu wecken, die im Bette lag, so versunken war ich in dem Anblick.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Zeitungen der alten Römer.

(Fortsetzung.)

Die nächste aus Plinius Naturgeschichte hier anzuführende Notiz gibt ein rührendes Beispiel von der Treue eines Hundes. Zur Zeit des Kaiser Tiberius fiel unter so vielen andern Schlachtopfern des Tyrannen auch der römische Ritter Titius Sabinus, ein Freund des edeln Germanicus und seiner zurückgelassenen Familie. Mit ihm wurden zugleich seine Sklaven in den Kerker geführt. Dabei trug sich nun folgender, in die Tageblätter aufgenommene Vorfall zu. „Der Hund eines dieser Sklaven ließ sich auf keine Weise von dem Gefängnisse seines Herrn wegjagen; ebenso blieb er mit wehmüthigem Geheul bei der Leiche des Hingerichteten, und als einer aus der umstehenden Menge ihm etwas Speise hinwarf, um das Thier wegzulocken, nahm es der treue Hund und trug es an den Mund des daliegenden Leichnams. Auch als der Leichnam nachher in die Tiber geworfen wurde, verließ er ihn nicht, schwamm nach und suchte ihn an das Land zu bringen.“ Ferner: „Zur Zeit der Regierung des Kaiser Claudius, während er die Würde der Censur bekleidete, im Jahr 800 nach Roms Erbauung, wurde ein Exemplar des Vogels Phönix aus Egypten nach Rom gebracht und dort dem Volke gezeigt.“ Zum Schlusse noch ein, in die römische Zeitung aufgenommenes

eispiel einer schwärmerischen Anhänglichkeit, der freilich n anderer Gegenstand zu wünschen gewesen wäre. Es : nämlich bekannt, daß in der Kaiserzeit, bei dem Man: l würdigerer Gegenstände, die schon früher übermäßige ebhaberei des Volks für die öffentlichen Belustigungen s Cirkus in wahre Raserei ausartete. Die Wagen: nker bei den Wettrennen waren nach den Farben ihrer leidung in vier sogenannte Faktionen getheilt, nämlich: e Weißen, die Rothen, die Blauen und die Grünen, is welchen unter den Zuschauern entsprechende ästhe: sche Parteien und später wirkliche politische Faktionen urden. Nun erzählt ein Tagblatt jener Zeit, daß, als einst ein berühmter Wettrenner von den Rothen ird, einer der enthusiastischen Anhänger dieser Faktion b bei dessen Leiche in den brennenden Scheiterhaufen ürzte." Doch ist dabei nicht zu verschweigen, daß, ie Plinius berichtet, die Anhänger der Faktion der eißen, Blauen und Grünen aus Neid dagegen aus: euten, jener Bewunderer der Rothen habe sich cht absichtlich in die Flammen gestürzt, sondern sey i einem plötzlich ihn treffenden Unwohlseyn hineinge: llen.

So viel über den Inhalt des römischen Tagblattes; in Etwas über die Form desselben. Die Acta urbana thielten nach Allem, was wir wissen, kein Raisonne: ent, sondern lediglich nur Fakta und Urkunden. Die zählung, außer den etwa mitgetheilten Aktenstücken, ır, Allem nach zu urtheilen, nichts als ein ganz kur: r protokollarischer Bericht, wie andere ähnliche historische kunden, in einem einfachen Lapidarstyl. Die Diktion ir weder rednerisch, noch poetisch, sondern aus der prache des täglichen Verkehrs hergenommen. Das geht s der Natur der Sache hervor und ist zugleich auch ch durch ein ausdrückliches Zeugniß bestätigt: Quinti: n nämlich spricht einmal an einer Stelle seiner Rhe: ik von einer gewissen, dem Griechischen nachgebildeten nstruktion (saucius pectus statt saucius in pectore), : sich anfänglich nur die Dichter erlaubt hätten, die er jezt in den ganz gewöhnlichen Sprachgebrauch über: gangen sey, und um dieses Leztere zu bezeichnen, sagt . dieser Ausdruck sey jezt schon in die Sprache der gblätter übergegangen.

Ueber das Material, auf dem sie geschrieben wa: :, über ihre äußere Einrichtung und über Anderes gleichen, was den Alterthumsforscher und Diplomatiker bei interessirt, haben wir keine Nachrichten aus dem terthum übrig. Im Allgemeinen wurden die öffent: en Aktenstücke aller Art bei den Römern nicht auf so gängliches Material, wie bei uns, geschrieben, sondern Stein und Erz eingegraben, so daß man geneigt ı könnte, dasselbe auch von diesen Acta diurna anzu: men. Wenn aber vielleicht auch in dem öffentlichen Archiv ein solches Exemplar, das einen größern Abschnitt, etwa einen ganzen Jahrgang umfaßte, niedergelegt und aufbewahrt wurde, so kann dennoch für die tägliche Mittheilung auch nicht einmal die Originalurkunde, viel weniger können mehrere Exemplare zur Verbreitung auf diese Weise ausgefertigt worden seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Juni.

(Beschluß.)

Leichenhäuser. Näke's Nachlaß. Theater.

Der nun schon seit einer langen Reihe von Jahren in Arnolds Verlage erscheinende Dresdener Anzeiger, wo: von früher zweimal in der Woche ein halber Druckbogen ausgegeben wurde, hat sich durch ihn zu einem sehr nützli: chen Tageblatt erhoben, dessen Inhalt oft einen ganzen Bo: gen ausmacht. Die Unentbehrlichkeit des Anzeigers verschaffte ihm einen sehr starken Absatz, nicht nur in Dresden, son: dern auch auf dem Lande und in einem recht weiten Umkreise von Städten. Uneigennützig genug, fügte der Unternehmer daher schon seit vorigem Jahre demselben wöchentlich zwei: mal das auch von ihm verlegte, jährlich zwei Thaler kostende Blatt: Polizeiliche Mittheilungen betitelt und wenig: stens einen halben Bogen Text enthaltend, unentgeldlich bei, so wie er auch das erwähnte Gewerbeblatt den Abonnenten des Anzeigers gratis überläßt. Große Sensation erregte hier vor Kurzem in den überhaupt oft sehr interessanten polizeilichen Mittheilungen ein Aufsatz unter der Aufschrift: Der lezte Liebesdienst. Er handelt einen Gegenstand ab, der hier, wie überall, wo ihm die gehörige Berücksich: tigung noch nicht widerfährt, kaum oft genug in Anregung gebracht werden kann, nämlich die zweckmäßigen Veranstal: tungen zu Verhütung des Lebendigbegrabenwerdens. Ein sehr geschäzter hiesiger Arzt, Dr. Hofmann, hat sich als Verfasser des Aufsatzes unterzeichnet, darin die dringende Nothwendigkeit solcher Maßregeln mit gefühlvollem Nach: drucke dargethan, und ärztliche Leichenbeschauung und die Errichtung gehöriger Leichenhäuser als die einzigen wahr: haften Sicherungsmittel dagegen aufgestellt. In den folgen: den Nummern der polizeilichen Mittheilungen wurde bemerkt, daß einer der hiesigen Beerdigungsplätze bereits seit länger als dreißig Jahren eine solche Anstalt enthalte, indessen sey von derselben, leider, nur äußerst wenig Gebrauch gemacht worden. Dabei geschah allerdings auch die Andeutung, daß aus Mangel an Geldmitteln das Etablissement noch nicht alle billigen Wünsche zu befriedigen vermöge. Möge der zeitgemäßen Mahnung jenes braven Arztes die gebührende Aufmerksamkeit entgegenkommen! Denn was könnte wohl wichtiger seyn, als die Seinigen und sich selbst vor dem Entsetzen des Wiedererwachens im Grabe sicher zu stellen? Außer wohleingerichteten Leichenhäusern aber keine Rettung vor dieser furchtbaren Möglichkeit. Um so rathsamer ist es daher, an jedem Orte, wo solche Anstalten noch abgehen, die für entseelt geachteten Körper vor dem Begräbnisse von einem Wundarzte öffnen, oder wenigstens das Herz durch: stechen zu lassen. Wenn auch so allerdings der Tod eines

noch Lebenden herbeigeführt werden kann, was ist ein solcher gegen die gräßlichen Schauer desjenigen, welcher nur in's Bewußtseyn zurückkehrt, um sich, von den Lebenden für immer getrennt, in das Innere der Erde verschlossen zu sehen?

Die am 4ten Mai begonnene Versteigerung des artistischen Nachlasses des verstorbenen Professors Näke ist durch einen gedruckten Katalog in ganz Deutschland bekannt gemacht worden. Von mehreren geistreichen Skizzen des Verewigten in Oel, die sich vorfanden, bemerke ich besonders die drei Marien, bei schwachem Mondliche nach dem Grabe des Gekreuzigten wandernd, eine Grablegung und eine heilige Familie, und daß die von Näke in Oel gemalte Scene aus Goethe's Faust, wo dieser Gretchen, aus der Kirche kommend, den Arm anbietet (ein Bild, welches, bereits vollendet, durch einen Fall von der Staffelei einen unglücklichen Riß mitten durch erhielt, und von dem Niemand wußte, wohin es gerathen), wieder zum Vorschein gekommen ist. Es befand sich, jedoch in der traurigsten Verwahrlosung und ganz unkenntlich geworden, im Winkel einer Bodenkammer, unter altem, bei Seite geworfenen Geräth. Durch die Sorgfalt eines geschickten Restaurateurs ist das schöne Tableau indessen nunmehr in einen solchen Zustand gelangt, daß es gewiß jedem Beschauer zur größten Freude gereichen wird. Dieses Gemälde und die zuvor bemerkten Skizzen sind nunmehr im Besitz des vertrautesten Jugendfreundes des Verstorbenen, des hiesigen Bürgermeisters Hübler. Beiläufig bemerke ich hier, daß lezterer als Bürgermeister eines vorzüglichen Vertrauens genießt. Erst vor wenigen Wochen wurde solches durch sein Ablehnen des überaus ehrenvollen Rufes auf einen sehr hohen Platz im Staatsdienste neu befestigt. Unstreitig glaubte er der Stadt die Beibehaltung seines jezigen, ebenfalls gewiß nicht unwichtigen Wirkungskreises vornämlich zu einer Zeit schuldig zu seyn, wo diesem, in Folge der neuen Staatsorganisation, selbst noch manche nothwendige Entwickelung und Umwandlung bevorsteht.

Unsere Bühne ist so eben auf den Feldetat gesezt. Abgesehen davon, daß mehrere ihrer ausgezeichnetsten Mitglieder ihr ganz verloren gingen, fliegen andere besondere Zierden derselben nach Siegeskränzen auf fremden Theatern herum. Der dadurch im Ganzen allerdings etwas inkomplett gewordene Bestand gibt seine Darstellungen in dem ländlichen Bretterhause des Linkischen Bades. An dieses von außen etwas abschreckende Gebäude bereits gewöhnt, läßt sich der Genügsame auch von ihm aus die Unterhaltung gern gefallen, zumal da man etwas rar damit thut und selten mehr als ein paarmal in der Woche Darstellungen gegeben werden. Und geschieht es, so nimmt man in der Regel zu den kleinen leichten Stücken nach Scribe, oder den Wiener Opern oder Melodramen seine Zuflucht, die auch für das leichte Haus ganz geschaffen sind, besonders wenn zwischen den Akten, wie jezt, fremde Balletvirtuosen ihre graziöse Leichtigkeit zur Schau legen. Erst ganz neuerlich machte der berüchtigte und fast verschollene Jocko, in erneuertem Kostüme, durch einen ausgezeichneten jungen Tänzer, Dorneswaß, zum ersten Male der hiesigen Bühne seine Honneurs, um wenige Tage nachher in derselben Rolle einen neuen Anlauf auf den Beifall des Publikums zu versuchen. An Gastspielern, auch ernster Gattung, hat es überhaupt nicht gefehlt. Jerrmann, berühmt durch seine merkwürdigen Triumphe auf dem Théâtre françois zu Paris, gehörte zu den gefeiertsten. Daß aber der treffliche Seydelmann aus Stuttgart so nahe war, und unsere Bühne seiner Kunst doch entbehren mußte, darüber kann mancher Theaterfreund seines Unmuthes noch immer nicht Meister werden.

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Gesellschaft der Apollosöhne.

Lemonnier benahm meinen Nachbarn bald die Furcht vor einer langen Rede, denn gleich Anfangs kündigte er an, er werde sein Auditorium nicht lange aufhalten, und in der That war seine Rede nicht lang, sagte nur das Nothwendigste, und zwar auf die zierlichste Weise von der Welt; dabei dankte er so höflich für den Zuspruch des schönen Geschlechts, daß es dem lieben Manne gewiß nicht gram geworden wäre, selbst wenn er länger gesprochen hätte. Die Gesellschaft der Apollosöhne schilderte er so reizend, daß seine Mitbrüder es ihm Dank wissen mußten, nämlich als friedliche, kunstliebende Leute, die sich das ganze Jahr hindurch aus dem Geräusch der politisch tobenden Welt herausziehen, anspruchlos sich der Kunst widmen, nur einmal im Jahre öffentlich auftreten, um das Publikum an ihren Genüssen Theil nehmen zu lassen, und dann wieder in ihre Verborgenheit zurücktreten. Was er indeß von dieser Verborgenheit sprach, war natürlich nur eine rhetorische Figur; denn manche unter diesen Apollosöhnen treten das ganze Jahr hindurch vor dem Publikum auf und sind weltbekannt; aber die Gesellschaft läßt sich in der That als Korporation nur am Himmelfahrtstage sehen, und wer wissen will, wie sie aussieht und was sie leisten kann, hat nur diesen einzigen Tag im Jahre, um seine Neugierde zu befriedigen. Er erwähnte dann den Verlust, welchen die Gesellschaft durch den Tod einiger Mitglieder erlitten hatte, besonders des trefflichen Boieldieu's, dessen Operetten noch immer zu den Lieblingsstücken des Publikums gehören. Der Kanzler bemerkte, die Gesellschaft habe geglaubt, sein Andenken nicht besser ehren zu können, als dadurch, daß sie in dieser Jahressizung mehrere Stücke aus seinen Operetten aufführte. Und in der That war das Wohlgefallen, womit diese längst bekannten Stücke gehört wurden, das beste Lob des Verstorbenen. Auch wurde des 92jährigen Devens der Gesellschaft, Namens Guelin, erwähnt, der im vorigen Jahre gestorben ist. Dieser Mann war schon in den 1770er Jahren Mitglied der Gesellschaft, hat also alle seine ehemaligen Mitbrüder und noch viele Nachkommen derselben überlebt, und nachdem er einst der Königin Marie Antoinette's Kammermusik dirigirt hatte und durch die einbrechende Republik am fernern Dirigiren verhindert worden war, dennoch das Vergnügen gehabt, an Ludwigs XVIII. Hofe wiederum zu spielen, was er wahrscheinlich nicht erwartet hatte. Auch hat er noch die Julirevolution erlebt, dann aber seine Geige, wie es scheint, bei Seite gelegt. Unter den neugeworbenen Mitgliedern wurde der berühmte Paer genannt, welcher, nachdem er schon lange Korrespondent der Gesellschaft gewesen, sich als residirendes Mitglied hat aufnehmen lassen, da er nun seinen Wohnsitz bestimmt in Paris aufgeschlagen hat. Cherubini gehört schon lange der Gesellschaft an; sie vereint also manche der berühmtesten Komponisten unserer Zeit. Der Herr Kanzler beschloß seine Rede mit einer so anmuthigen Schilderung des vereinten Wirkens der Gesellschaft, daß jeder Zuhörer Lust bekam, auch den Apollosöhnen anzugehören. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn in der nächsten Privatsizung zwanzig Briefe um Aufnahme unter die friedfertigen Musensöhne anbieten. Wahrlich hat es auch ein Apollosohn weit angenehmer, als ein Pair de France, der sich aus einem Republikanerprozesse herausarbeiten soll, und immer tiefer in den Sumpf hineingeräth.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 150.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 24. Juni 1835.

Je mehr im kaiserlichen Rom der Bürger aufhörte, dieß im eigentlichen Sinne zu seyn, desto mehr verähnlichte sich die Bevölkerung dem müßigen und gaffenden Pöbel unserer Städte.

Montesquieu.

Ueber die Zeitungen der alten Römer.

(Beschluß.)

Wir wissen, daß der Pontifex maximus jene alte taatschronik, die Annales maximi, auf weiß angestri ne Tafeln, wahrscheinlich mit einem trockenen Farb ffe, wie Kohle oder Röthel, und nicht mit einem nsel, schreiben und öffentlich zur Kenntnißnahme und m Abschreiben ausstellen ließ. Vielleicht befolgte man i den Acta diurna dieselbe Weise der Bekanntmachung. schah dieses nicht, so blieb nichts anderes übrig, als, e Cicero nach der oben schon gemachten Erwähnung einmal that, durch eine bedeutende Anzahl von Ko ten (librarii, scribae) jeden Tag eine Anzahl von emplaren auf egyptisches Schilfpapier oder Pergament schreiben und vertheilen zu lassen. Welche langsame d mühselige Fertigung und Verbreitung in Vergleich it unsern Dampfpressen und Schnellposten, und zu wie elen Betrachtungen könnte die Vergleichung dieser wachen Anfänge des ältesten europäischen Tagblattes it der Beschaffenheit und Wirksamkeit der bedeutendsten ter den jetzigen europäischen Blättern führen.

Wer die Aufsicht, Leitung und Redaktion der römi en Acta hatte, ist unbekannt. Da das Institut von der Autorität des Staates ausging, so muß wohl eine öffentliche Behörde damit beauftragt gewesen seyn. Wahrscheinlich war dieses dieselbe Behörde, welche die Aufsicht über das Staatsarchiv hatte, also früher die Quästoren und später der Praefectus urbis. Dieser hatte Redaktoren und Koncipienten unter sich; der Titel derselben war ab actis, wie man aus einer noch übrigen Grabschrift eines solchen Gehülfen schließen kann.

Es bleibt jezt noch übrig, das Verhältniß anzudeuten, in welchem diese täglichen öffentlichen Mittheilungen zu ihrer jedesmaligen Gegenwart standen, und welche Bedeutung sie als geschichtliche Quelle hatten. Hinsichtlich der Wichtigkeit, welche diese römischen Tageblätter für das Leben und die unmittelbare Gegenwart hatten, sind zwei Perioden zu unterscheiden, die Periode der Republik und jene der Kaiserzeit. Für die Stadt- und Tagesneuigkeiten mochte es wohl zu keiner Zeit an Liebhabern fehlen, allein in politischer Beziehung waren die Acta in der republikanischen Zeit von untergeordneter Bedeutung. Der römische Bürger und Staatsmann nahm auf dem Forum, in dem Senat und bei den Gerichten durch persönliche Gegenwart und Einwirkung Theil an den politischen Ereignissen und interessanten Rechtshändeln, und die Aeußerungen über die Vorfälle des Tages waren in dem gesellschaftlichen Verkehr durch nichts gehemmt: es konnte also ein solches Tageblatt, zumal da

es lediglich nur referirte, für das römische Publikum in politischer Hinsicht nicht von besonderer Wichtigkeit seyn. Etwas anderes war es freilich, was die Provinzen, und besonders die in den Provinzen sich aufhaltenden Römer betrifft. Diese mochten bei längerer Entfernung von Rom die Acta der Stadt mit größerer Aufmerksamkeit ansehen. Uebrigens bringt es die Natur der Sache mit sich, und wir haben in der noch übrigen Korrespondenz von Cicero viele Beispiele davon, daß solche in den Provinzen in Civil- oder Militärgeschäften abwesenden Römer von einiger Bedeutung ihre Freunde und Korrespondenten zu Rom hatten, welche sie regelmäßig in Kenntniß der Neuigkeiten des Forums, des Senats und der Gerichte hielten. Auch gab es, wie wir aus einem Briefe des Curio an Cicero sehen, Personen zu Rom, welche gegen Bezahlung alle Neuigkeiten des Tags, wichtige und unwichtige, zusammenschrieben und in die Provinzen versendeten. In der Kaiserzeit, namentlich unter despotischen Kaisern und in der spätern Periode, nahm das Interesse an dieser römischen Staatszeitung zu aus leicht nachzuweisenden Gründen. Da nämlich nun nach den geänderten Verhältnissen die Theilnahme an den Staatsgeschäften und an der Politik auf einen viel kleinern Kreis eingeschränkt und nicht selten sehr wenig tröstlich, ja gefährlich war, so mußten natürlich die Stadtneuigkeiten und Kuriositäten, welche in den Actis von Anfang an besondere Aufnahme gefunden hatten, um so mehr hervortreten, und in Ermanglung wichtigerer und würdigerer Gegenstände die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigen. Andererseits hatten derselben geänderten Zeitumstände wegen nun auch diejenigen, welche sich für politische Angelegenheiten interessirten, viel weniger Gelegenheit, darüber sich zu unterrichten, und waren um so eher auf die, wenn auch dürftigen und zu manchen Zeiten verfälschten Acta hingewiesen, um daraus, wenn auch nur indirekt und durch Folgerungen und Vermuthungen etwas zu erfahren. So wurden denn diese Blätter in diesen Zeiten gewiß allgemeiner und mit lebhafterem Interesse als zur Zeit der Republik gelesen. Wir haben früher schon aus einer Stelle des Tacitus angeführt, mit welchem Eifer dieses zur Zeit des Nero bei dem Heere und in den Provinzen geschah. Aus einer Stelle Juvenals erfahren wir, daß auch die römischen Damen der Kaiserzeit die Tageblätter zu ihrer Lektüre wählten. Er stellt uns dabei freilich diese schönen Zeitungsleserinnen von einer häßlichen Seite dar. Er beschreibt in seiner gegen die Frauen gerichteten Satire die übeln Launen einer vornehmen Dame seiner Zeit, und die grausamen Züchtigungen, welche sie in einer solchen Stimmung ihren Dienerinnen geben läßt, während sie selbst allerhand gleichgültige Dinge dabei vornimmt. Unter Anderm, wie er sagt, „liest und liest sie wieder das lang gedehnete Tageblatt.“

Mit der Bedeutung, welche die Acta diurna als Quelle für die römischen Geschichtschreiber hatten, verhält es sich ähnlich wie mit der Bedeutung, welche sie in den verschiedenen Perioden für das Leben hatten, und aus denselben Gründen. Auch in dieser Beziehung treten sie in der spätern und ganz späten Kaiserzeit viel mehr als in den frühern Zeiten hervor. Je mehr nämlich die politische Thätigkeit eingeschränkt war, desto sparsamer flossen auch die Quellen für die politische Geschichte, und desto mehr war man auf die noch vorhandenen Quellen und Hülfsmittel hingewiesen. Ferner schien den Geschichtschreibern der spätern Kaiserzeit mancher Vorfall, manche Anekdote, welche diese Acta enthielten, bemerkenswerth, welche die frühern Geschichtschreiber wohl nicht beachtet hatten. Endlich ist überhaupt bei den römischen Geschichtschreibern der spätern Periode das Interesse für den Stoff vorwiegend vor dem Interesse für die Form, und sie hatten daher eine natürliche Richtung zu der in diesen Tageblättern enthaltenen großen Masse von genauen Notizen aller Art. In letzterer Beziehung war schon für die genauere Kenntniß einzelner Vorfälle der republikanischen Zeit hier Vieles zu schöpfen. Von den Historikern der Kaiserzeit führt Tacitus die Acta urbana einigemal an, mehr noch Suetonius, besonders zur Aufklärung einzelner Punkte der Kaiserlichen Familiengeschichte. Noch häufiger nimmt Dio Cassius darauf Rücksicht, theils mit ausdrücklicher Berufung, theils ohne eine solche. Am meisten aber schöpfen aus dieser Quelle die sogenannten Scriptores historiae Augustae. Es werden zwei andern Schriftstellern, nämlich Mucianus, der in der Geschichte des Kaisers Vespasian eine so große Rolle spielt, und einem spätern, Namens Acholius, historische Werke beigelegt unter dem Titel Acta. Es läßt sich jedoch nicht mit Sicherheit ermitteln, ob diese Werke veranstaltete Sammlungen der frühern römischen Staatszeitungen waren, oder historische Memoiren unter diesem Titel.

Bekenntnisse eines Blasé.

(Fortsetzung.)

Mein Wahnsinn hätte wohl gar ein Menschenleben geopfert, wenn nicht zum Glück noch zeitig die Kammerfrau herbeigestürzt wäre, mich gefunden und die Dame gerettet hätte. Jetzt sah ich mich umringt von schreienden Weibern, die im tiefsten Negligé auf mich losstürmten und durcheinander lärmten, und mit Entsetzen ward ich inne, was ich gethan hatte. Rauch und Flammen füllten das Zimmer, das ganze Schloß war in Bewegung, ich hatte nichts Eiligeres zu thun, als dem Gedränge zu entlaufen; in der Eile stürmte ich in das Zimmer der

Prinzessin, sie selbst kam mir entgegen, ebenfalls in einem wunderlich flatternden Negligé. Eine der Damen hatte mich ihr schon als Thäter genannt, und sie ließ die Gelegenheit nicht entschlüpfen, mir mit eigenen hohen Händen die Strafe zu ertheilen; ich fühlte jezt, daß das Gerücht von ihrer Körperkraft keine lügenhafte Uebertreibung war. In der That, nie ist der Verlust eines Kriegsschiffes einem Admiral theurer zu stehen gekommen, als mir der Brand des meinigen; ich verwünschte das alte Paradebett der Oberhofmeisterin, ich verwünschte die Galerie mit dem unglückseligen Bilde; bei alle dem fühlte ich mich aber erleichtert, ein Theil der drückendsten Last war abgewälzt, es war mir gelungen, meinem alten Feinde, der Langenweile, einen tüchtigen Stoß beizubringen, und sie durfte mich jezt eine Weile hindurch nicht quälen. Mir war zu Muthe, wie einem, dem man die Ader geöffnet hat, und der nun vor dem übermüthigen Blute Ruhe hat.

Während dessen ereigneten sich in meinem Hause mehrere Todesfälle, und mein ältester Bruder kam zur Regierung. Ich fühlte nichts dabei, noch immer lag auf meiner Seele die elendeste Starrheit. Ich war jezt achtzehn Jahr alt, mein Körper hatte sich folgerecht entwickelt, während der Geist schlummerte; man nannte mich wohlgebildet, und meine Unempfindlichkeit zog die Weiber an. Noch war ich ihnen immerdar gefühllos aus dem Wege gegangen, allein ein Zufall entschied hierin über mein Geschick. Man kann sich denken, wie schwer auf ein verwahrlostes Geschöpf, wie ich es war, die Last niedriger Sinnlichkeit fallen mußte, und ich sank tief und immer tiefer in den Abgrund des Verderbens.

Zerrüttet an Körper und Seele, verließ ich endlich den Hof; ganz in der Stille, ohne Jemanden in's Geheimniß zu ziehen, ritt ich einsam fort, mit dem festen Entschlusse, nie wieder zu kommen. Was wußte ich, was aus mir werden sollte? ich fühlte mich matt und ohne Lebenskraft, selbst die Wärme war von mir gewichen, und die zufällige Berührung meiner eigenen Hand erschreckte mich, weil ich glaubte, es fasse mich eine fremde, kalte Faust. Als der Abend heranskam und ich dem Gebirge mich näherte, welches ich öfters aus der Ferne mit gleichgültigem Blicke betrachtet hatte, stieg zum ersten Male eine gewisse Wehmuth in mir auf; die Pappeln, die hier ruhig in den stillen Abendhimmel hineinragten, kamen mir wie eine Gesellschaft weiser Männer vor, die sich vom Hofe entfernt hatten, um ihre Tage in Ruhe zu genießen. Einzelne Sterne wurden über mir sichtbar, und ich hörte Stimmen, die aus der Ferne sich riefen und Antwort gaben, zugleich fiel mir ein, daß ich auf ein Nachtquartier denken müsse. Mich im Sattel emporhebend, schaute ich mich in der einsamen Gegend um und erblickte die kleine Wohnung eines Försters, der ehemals Diener bei meinem Vater gewesen war und für seine Dienste dieses kleine Besitzthum erhalten hatte. Er trat mir entgegen, als ich vor der Hütte anhielt, half mir vom Pferde und führte mich in die Familienstube, wo ein junges, hübsches Weib, seine jüngste Tochter, von ihren Kindern umgeben, saß. Sie gab mir den Ehrenplatz, und nachdem die erste Ermüdung verschwunden war, und ich mich in der Mitte dieser glücklichen Menschen fand, fiel es mir gleichsam wie eine dunkle Verhüllung vom Auge, lebhafte Schmerzen wurden rege, und indessen Anstalten zum kleinen Mahl getroffen wurden, saß ich auf die Bank am Ofen nieder und eine Fluth von Thränen drang gewaltsam aus meinen Augen. Ich weinte heftig und unaufhaltsam, wie ein Kind bog ich mich zusammen, preßte meine Hände vor's Antlitz, stieß ein lautes Schluchzen aus und hätte meine Seele ausweinen mögen. Mein wunderliches Wesen that sich hiebei kund; es kamen die Gedanken und Gefühle bei mir, wie Diebe in der Nacht, sie zündeten mir dann gemeiniglich das Haus über dem Kopf an.

Ich sah bei diesen wie bei andern Gelegenheiten, daß bei gehöriger Anleitung und Beschränkung die rohen und unmäßigen Ausbrüche sich hätten zu großartigen, wohlthätigen Kraftäußerungen veredeln lassen; so jedoch glich ich einem Thoren, der zwar alle erforderlichen Baumaterialien zu einem schönen Gebäude zusammengeführt, dabei aber keinen Plan gemacht hat, und nun im Zorn und in der Verkehrtheit, da das Werk nicht gelingen kann, Alles bunt und unförmlich durcheinander wirft, ja endlich damit endet, sich an den Steinen den Kopf einzurennen.

Meine Entweichung vom Hofe hatte außer einigen scharfen Verweisen weiter keine üble Folgen, als daß man mich zwang, auf einer Universität einige Jahre zuzubringen. Ich ließ mir dieses gefallen, denn ich konnte hoffen, meine gewohnte müssige Lebensweise auch hier fortzusetzen. Zwei Hofmeister, die ich mit mir nehmen mußte, ließen mir völlig freies Spiel, sie gingen ihrer Wege, indeß ich die meinigen einschlug. In der That, keiner hatte am Treiben des Andern das mindeste Wohlgefallen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rottweil, 8ten Juni.

Das Schillerfest.

Wenn man jährlich in diesen Blättern mit hohem Interesse die Beschreibung des Festes liest, das dem großen Schiller, dem Stolze unsers Vaterlandes, zu Ehren, am Todestage des Dichters, auf eine sinnige Weise in Stuttgart

gefeiert wird, so dürfte gewiß auch die Beschreibung des Schillersfestes, das zu Rottweil am 8ten Juni d. J. zum Besten des für Schiller zu errichtenden Denkmals gehalten wurde, aus dem Grunde nicht unwillkommen erscheinen, weil dasselbe durch die Theilnahme des zweiten Sohns unsers gefeierten Dichters, des Oberförsters Karl v. Schiller, und des einzigen Enkels, der des Großvaters gepriesenen Namen trägt, ein Interesse gewann, wodurch es unstreitig einen eigenthümlichen Vorzug vor allen ähnlichen Festen behauptet. Der Gedanke an ein solches Interesse, verbunden mit dem durch rühmliche Vorgänge geweckten Eifer, auch ihrerseits zum Denkmale Schillers nach Kräften beizutragen, vermochte die hiesige Museumsgesellschaft, den Impuls zur endlichen Realisirung des schon seit längerer Zeit projektirten Plans einer Schillersfeier zu geben. Da nun dieser Plan in der Stadt, wie in der Nachbarschaft großen Anklang fand, so wurde das Fest selbst am vergangenen Pfingstmontage, unter dem Zuströmen einer großen Menge von Theilnehmern, im Saale eines hiesigen Gasthofes gefeiert. Auf einer mit Blumen geschmackvoll verzierten Estrade war die kolossale Büste Schillers, ein Gypsabguß der Danneckerschen Marmorbüste und Eigenthum des Oberförsters v. Schiller, aufgestellt. Das Fest selbst ward eröffnet durch eine von hiesigen Musikfreunden veranstaltete, gelungene Aufführung der herrlichen Ouvertüre der Mozartschen Oper „Titus.“ eine Ouvertüre, die ganz geeignet war, in den Gemüthern der Versammelten die auf höhere Genüsse berechnete Stimmung hervorzubringen. Diese Stimmung ward noch gesteigert, als der hiesige Gymnasialprofessor, Heinrich Ruckgaber, „über die sittliche Beziehung der Schillerschen Poesie zum Leben der Menschen“ tief gefühlte und ergreifende Worte sprach. Nach der Rede wurde der von B. A. Weber in Musik gesezte vierstimmige Männerchor aus Wilhelm Tell: „Rasch tritt der Tod den Menschen an.“ gesungen. Darauf betrat der achtjährige Enkel Schillers, Friedrich, an der Hand seines Vaters den Raum vor der Büste seines Großvaters, und trug kindlich schüchtern einige Räthsel von Schiller auswendig vor. Es war ein interessanter Anblick, den Enkel des großen Dichters unter dessen Büste zu sehen, und auffallend in der That war Manchem die Aehnlichkeit der physiognomischen Züge im Antlize des Enkels mit den hohen Zügen, die auf der kolossalen Büste des Großvaters so treu und geistvoll ausgeprägt sind. Wohl mag dieses erste öffentliche Auftreten des Knaben an dem seinem gefeierten Großvater zu Ehren veranstalteten Feste einst in der Seele des Jünglings und Mannes, dem erst die tiefere Bedeutung jener Feier sich erschließt, als schöne Erinnerung leben. Nachdem der Enkel Schillers in die Arme seines tief gerührten Vaters zurückgekehrt war, deklamirte einer der hiesigen Zöglinge des Konvikts „die Bürgschaft.“ Nach einer längern Pause folgten Gesänge mit Klavierbegleitung; das schöne Duett von Großmann: „Hektors Abschied.“ und darauf der von Zumsteeg in Musik gesezte Monolog aus Maria Stuart: „O Dank, Dank diesen freundlich grünen Bäumen.“ Den würdigen Schluß des Ganzen bildete ein schöner vierstimmiger Gesang: „die Hoffnung,“ von Schiller, aus Kochers Bardenhain.

Für sämmtliche Leistungen der aktiven Theilnehmer des Festes, wobei namentlich die Zöglinge des hiesigen Konvikts rühmliche Erwähnung verdienen, sprach sich eben so unverholen die allgemeine Zufriedenheit der Versammlung aus, als für die äußere Anordnung, und wohl Niemand verließ den Saal, ohne jenes angenehme Gefühl, das als das schöne Ergebniß jedes höhern Genusses die Seele ergreift, in sich zu tragen. Ein sprechender Beweis von der regen Theilnahme der Versammlung für den Zweck des Festes liegt in dem, für eine Landstadt nicht unbedeutenden Ertrage von 92 fl., welche Summe, der Bestimmung gemäß, bereits dem Schillerverein zu Stuttgart übermacht wurde.

Paris, Juni.

(Fortsezung.)

Konzerte. Theatersubventionen.

Die Harmonie hat sich jezt großer Fortschritte in Paris zu erfreuen, zwar nicht die politische, geistige Harmonie, aber doch die musikalische, welche zur ersten förderlich seyn kann, wie der Herr Kanzler sehr bündig aus dem Beispiele der Griechen bewies, obschon die Griechen auch nicht immer in der Politik ganz mit einander übereinstimmten. Nicht allein sind diesen Sommer drei bis vier Musiksäle für Abendkonzerte offen, es ist auch so eben ein neuer Tempel der Harmonie errichtet worden, das heißt, man hat auf dem Boulevard da bonno nouvelle einen schönen Konzertsaal gebaut, in welchem dreimal in der Woche Konzerte unter Leitung geschickter Tonkünstler aufgeführt werden sollen. Jene Konzertsäle sind eigentlich nur für's große Publikum berechnet, und der Eintrittspreis ist daher bei allen niedrig, nämlich ein Frank; in dem eben erbauten Saale werden aber die Preise nach den Logen und andern Pläzen höher angesezt werden. Es ist dies der erste Versuch, die Konzertmusik zu einem täglichen Genusse zu erheben; da der Versuch bereits im Kleinen geglückt ist, so hofft man, daß er auch im Großen gelingen wird, und daß die Reichern das neue Unternehmen so gut unterstüzen werden, wie die minder Bemittelten die Konzerte für einen Franken seit zwei Jahren unterstüzen. Sollte die Lust des Publikums an Abendkonzerten zunehmen, so würde dadurch allerdings den Schauspielen Abbruch geschehen. Schon jezt können manche sich nur mit vieler Mühe aufrecht halten, und die sogenannten königlichen Theater verlangen alle starke Unterstüzung von Seiten der Regierung. Bekanntlich erhält die große Oper allein 700,000 Franken. In der Deputirtenkammer wird über diese bedeutende Zulage, so wie über die, welche der italienischen Oper zufällt, Klage geführt; man meint, oder wenigstens mehrere Volksvertreter meinen, die große Oper werde jezt so geschickt geleitet, daß sie keine Unterstüzung bedürfe, auch nicht sehr verdiene, da sie weniger auf musikalisches Verdienst neuer Stücke sehe, als auf kostbare Ausstattung und prächtige Scenerie. Dagegen solle man das verschmähte Théâtre français unterstüzen, um es in Stand zu sezen, die klassischen Werke der französischen Dramatik auf eine, ihrer und der Nation würdige Art aufzuführen. Dann solle man sich der bereits zwei- oder dreimal bankerott gewordenen komischen Oper erbarmen, welche allein der französischen Opernmusik eine Zufluchtsstätte darbieten könne. Der Minister Thiers erwiederte recht vernünftig, wie mich dünkt, er habe keine Lust, sich in den ästhetischen Streit über klassisches und nicht klassisches Theater zu mischen, da ihm die politischen Angelegenheiten schon Beschäftigung genug geben, ferner wenden ihm die Theaterdirektoren ein, sie könnten mit den alten Stücken nicht fortkommen, sondern müßten sich nach dem herrschenden Geschmack des Publikums bequemen, und endlich, er wünsche selbst, die Unterstüzung der Operntheater einzuschränken, und sogar aufzuheben, aber durch vorhandene Verträge zwischen den Operndirektionen und der Regierung seyen ihm die Hände gebunden u. s. w.

(Der Beschluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 151.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 25. Juni 1835.

Wie sah man uns an deinem Munde hangen,
Da deines Geistes ungeheure Blitze
Wie Schlag auf Schlag in unsre Seele drangen!

Platen.

Aus Erik Gustav Geijers Erinnerungen.

Bei Palmblad in Upsala ist im Jahr 1834 der erste Theil einer Schrift erschienen und so eben nach Deutschland gelangt, welche der schwedische Geschichtschreiber E. G. Geijer unter dem Titel: „Erinnerungen, Auszüge aus Briefen und Tagebüchern" drucken läßt. Dieser erste Theil enthält Erinnerungen von einer Reise, welche der Verfasser im Jahr 1809 nach England, und von einer andern, die er im Jahr 1824 in Begleitung der Baronin Silfverstolpe und eines ausgezeichneten jungen Komponisten, Lindblad, durch Deutschland machte. Wir theilen Einiges aus lezterer mit. Geijer ist nicht bloß ein ausgezeichneter Historiker, er ist auch als einer der vorzüglichsten Dichter und Komponisten Schwedens anerkannt. Es wird nicht uninteressant seyn, zu sehen, wie ein geistvoller Fremder, der in der ersten Reihe der bedeutenden Männer seiner Nation steht und mit unserer Sprache und Literatur vertraut ist, sich über deutsche Zustände in Bezug auf Literatur und Kunst äußert. Wir geben zuerst, was er über Jean Paul, Schelling und Tieck sagt, und lassen dann seine historischen Bemerkungen über den Tod Gustav Adolphs bei Lützen folgen.

* * *

Dresden, 6ten September.

Am 26sten August Morgens sechs Uhr siehst du uns auf der Reise nach dem Königreiche Böhmen über Baireuth. Durch Fräulein Imhoff hatten wir das Glück, bei Jean Paul eingeführt zu werden, der in Baireuth lebt, nun aber kränklich, fast blind und niedergebeugt von dem Verluste seines einzigen Sohnes, der in einem Alter von achtzehn Jahren starb, selten Jemand sieht. Wir wurden von seiner freundlichen, anmuthigen Frau und einer noch anmuthigern, sehr artigen Tochter mit schwarzen, lebhaften Augen empfangen. Zulezt kam auch Jean Paul im Ueberrock und Pantoffeln und mit einem grossen grünen Schirm über den Augen. Er sah krank aus, belebte sich aber augenscheinlich während des Gesprächs, sagte manches Wizwort und wurde munter. Hier kam uns M—s vortreffliches Gedächtniß wohl zu statten. Es schien ihm zu schmeicheln, daß eine schwedische Dame so bewandert in seinen Schriften sey, und er mochte daraus abnehmen, daß der nordscheinähnliche Glanz dieser Schriften sich wirklich auch über den Norden verbreite. Er improvisirte uns einen schwedischen Frühling, wie er sich ihn vorstellte — die starre Natur mit einem Male in warme Freudenthränen aufgelöst, die als Thautropfen in dem Kelche der Blumen stehen. Er spricht ungemein gut, und hat mit allen seinen Wunderlichkeiten, die gewisse Kenner vergöttern, das Publikum aber so mit in

den Kauf nimmt, eine große populäre Eigenschaft, nämlich eine innige, tiefe Vereinigung von Gefühl und Witz, welche vielleicht in unsern Tagen unter allen am meisten anzieht. Ich habe bemerkt, daß nichts so allgemeinen Beifall gewinnt, als das sentimentale Epigramm, ein Gefühl mit einer witzigen Pointe ausgedrückt. Dieses sauersüße Genre ist nicht das große, aber das reizende; man liebt es, wie die Rose mit ihren Dornen. — Es war interessant, den alten Veteranen der Literatur den alten, guten König Max von Bayern preisen zu hören, der ihm die Ruhe seines Alters gesichert hat. — Er erzählte, daß er Entwürfe zu mehr Arbeiten auf einzelnen Blättern gemacht habe, als er schon herausgegeben, und schien ein ganz gutes Vertrauen zu haben, daß ihm Zeit und Kraft nicht fehlen werde. Dies bildete einen rührenden Kontrast mit der Vermuthung, die seine Freunde uns im Voraus geäußert hatten und die sein Anblick bestätigte, daß ihm wahrscheinlich nur noch wenige Tage gegönnt sind. Dieser Gedanke brachte beim Abschied eine Thräne in mein Auge. Das hinscheidende Genie hat etwas höchst Betrübendes, mehr als jede andere verfallende Größe. — In seinem Wohnorte ist Jean Paul als ein guter Mensch geliebt. Er ist aus dieser Gegend, ein Pfarrerssohn von Wunsiedel.

Um sieben Uhr Morgens fuhren wir in die tiefe und enge Thalschlucht hinunter, in welcher Karlsbad zwischen steilen Bergen liegt. Ich habe von diesem europäischen Gesundbrunnen wenig zu sagen. Unvergeßlich bleibt er mir, weil er mir die persönliche Bekanntschaft mit dem Manne verschaffte, den ich eigentlich hier suchte, und der auf meine ganze Bildung den größten Einfluß gehabt hat. Wir schickten unsere Briefe zu Schelling, und erhielten zur Antwort, daß wir ihm um drei Uhr Nachmittags willkommen seyn würden. Aber schon vorher kam er selbst zu uns und begleitete uns zu seiner Frau. Wir brachten diesen Abend und den größten Theil des folgenden Tags mit ihnen zu. Schelling hat eine wahrhaft große Einfachheit in seinem Wesen, ernst und doch angenehm. Seinem Aeußern nach ist er stark gebaut, von mittlerer Größe, hat unregelmäßige Gesichtszüge, aber eine schöne, offene Stirne, große, klare, blaue Augen und etwas Liebliches in seinem Blicke. Seine liebenswürdige Frau behandelte uns wie alte Freunde, auch Schelling selbst war auf seine einfache Weise sehr freundlich gegen uns, ja bei einigen Gesprächen, die ich mit ihm hatte, manchmal herzlich. Es ist, wenn ich so sagen darf, eine tiefe Offenheit in seinem Wesen. Er selbst fragt nicht das Geringste darnach, was man da sieht oder nicht sieht, und gibt sich, wie er ist. Es kamen die wichtigsten Angelegenheiten der Zeit zur Sprache. Da gestand er unter andern offen, daß seine Ansicht darüber noch nicht bestimmt sey. Was gab mir diese Aeußerung alles zu denken, nachdem wir geschieden waren! Es waren lange Gedanken, die ich nicht zu Ende dachte. Aber der Morgen des 31sten August, an dem ich der schlechten Wege halber allein zu Fuße für mich hinging, wird mir nie aus dem Gedächtnisse kommen. Wir verließen Karlsbad am 30sten August. Frau v. Schelling kam noch vom Brunnen herauf, um Abschied von uns zu nehmen. Ich begleitete sie zurück, um noch einmal Schellings Hand zu drücken.

Ich schließe diesen Brief in dem Augenblicke, da ich von einem genußreichen Abend bei Tieck nach Hause komme, der uns den großen Genuß verschaffte, ihn ein Shakespeare'sches Stück vorlesen zu hören. Es kann keinen größern Meister in dieser Kunst geben. Die klangvollste, biegsamste Stimme, die ihn in den Stand setzt, jeden Charakter kenntlich zu machen, ohne ihn durch den Namen zu bezeichnen, ein Ausdruck, der den Gedanken in all seiner Frische, ohne alle Uebertreibung ausprägt, ein rascher, lebendiger Vortrag, dies Alles vereinigt, bildet eine Darstellung, gegen deren Wahrheit im Ganzen und Feinheit im Einzelnen die theatralische Vorstellung roh, grob erscheint. Wenigstens war dasjenige, was ich mir von einer Vorstellung desselben Stücks (des ersten Theils von Heinrich dem Sechsten) in London erinnerte, in keiner Weise mit dem Eindrucke zu vergleichen, den diese Vorlesung (nach Schlegels Uebersetzung) auf mich machte, obgleich damals Kemble und Cooke spielten. Es ist wie ein Besuch des Genius der Dichtkunst, nicht in Parade, sondern im Morgenkleide. — Tieck hat bei einem, von der Gicht gebeugten Körper ein feines, geistreiches Gesicht. Sein Porträt in einem Jahrgange der Urania ist Karrikatur. Die Büste, die der Bildhauer Tieck von seinem Dichterbruder machte, ist, dem Ausdrucke nach, noch ähnlich, obgleich aus jüngeren Jahren.

(Der Beschluß folgt.)

Bekenntnisse eines Blasé.

(Fortsetzung.)

Nur wenige Monate hatte ich auf der hohen Schule zugebracht, als ich mich von Freunden umgeben sah, die mir ein heiteres Leben, wie sie es nannten, zusichern wollten; allein so seltsam war meine Natur, ich konnte selbst an den Freuden meines Alters keinen Geschmack finden. Die lebhaftesten und verführerischsten Genüsse ließen mich kalt, und indeß ich auf diese Weise den Ernst und das Nachdenken von mir wies, auf der andern Seite auch der Frivolität entsagte, sah ich mich auf ein Drittes hingewiesen, und dieses war nun eben meine alte Feindin, die fürchterliche Langeweile. Ich zählte erst zwanzig Jahre, und war mit dem Leben schon völlig

fertig geworden; fürwahr, eine Ueberzeugung, die im Stande war, mich der Verzweiflung nahe zu bringen, wenn meine Stumpfheit, die Unmöglichkeit tiefer, bleibender Eindrücke nicht ein wohlthätiges Gegengewicht ausgeübt hätten. Da meine Gesellschafter sahen, daß sie mit mir ihren Zweck nicht erreichten, da weder Wein, Weiber noch Händel mich anzogen, so ließen sie mich gehen und zogen nur gelegentlich den Nutzen von mir, den ihnen der reiche fürstliche Musensohn gewähren konnte.

Wie ich mich im Innern verwandelte und gleichsam unscheinbar wurde, so suchte ich es auch im Aeußern zu werden. Meine Diener und Hofmeister legten bei jeder nur irgend passenden Gelegenheit Schmuck und Ehrenzeichen an, indeß ich mich in einer Kleidung gefiel, die oft von einer Beschaffenheit war, daß Gastwirthe und Weinschenken mir den Eintritt in ihre Stuben verweigerten. Noch immer war ich nicht zu bewegen, auch nur flüchtig ein Buch anzusehen, dagegen hatte ich mehrere Hunde mir angeschafft, die mich auf der Jagd begleiteten und die ich gerne um mich sah.

So verfloß ein Jahr, beim Beginn des zweiten wurde mir ein besonderes Geschenk zu Theil, das ich nicht erwartet hatte; ich sollte einen Freund erhalten, einen wahrhaften Freund, doch die Weise, wie ich ihn mir gleichsam im Sturm eroberte, war seltsam genug. Chevalier Hernsdorff, aus einer alten, aber verarmten Familie, war ein bildschöner Jüngling; in ihm vereinigte sich Alles, was ich von Wohlgestalt, feiner Sitte und edler Bildung noch beobachtet hatte. Ich war ihm entgegengekommen, allein er wich mir aus und machte dadurch mein Verlangen nur noch heftiger. Es war mir neu, daß es Jemand gab, dem es völlig gleichgültig schien, ob ich lebte oder nicht; bis jezt hatte man mich immer gesucht, und die leiseste Aufforderung von meiner Seite war genügend gewesen, auch die Freiesten und Selbstständigsten mir zu unterwerfen; nur der, den ich selbst eifrig suchte, sollte mir unerreichbar bleiben. Dieser Gedanke raubte mir alle Ruhe; ich glühte für ihn, ich schwur mir seinen Besitz, koste es, was es wolle, zu verschaffen. Eine Zeitlang war ich jezt wieder mit allen Sinnen und mit ganzer Geistesfülle thätig, jede Spielerei wurde verworfen. Das erste heiße Freundschaftsgefühl hat viel von der Liebe an sich: es sind die reinsten Flammen der Jugend, die hier vereinigt sprühen und schnell die edelsten Kräfte zur Reife treiben. Ich puzte mich nun wieder, und bei jedem glänzenden Kleidungsstücke, das ich anlegte, dachte ich, wie ein thörichtes, verliebtes Mädchen, daran, ob ich wohl Armands Blicke auf mich ziehen würde. Mir klopfte das Herz, wenn ich wußte, daß er um die bestimmte Stunde die Straße herabkommen werde; ich suchte ihm auf allen Wegen zu begegnen, allein er wollte mich nicht sehen. Mein Stolz erwachte, ich wollte ihn jezt zwingen, mich aufzusuchen, und griff zu einem Mittel, das nicht fehlen konnte: ich suchte ihn zu beleidigen. Er schickte mir auch sogleich eine Ausforderung, und wer war nun glücklicher als ich, denn ich hatte erreicht, was ich wollte. Den Tag, der zum Zweikampfe bestimmt war, zu erwarten, fiel mir fast unmöglich, mich in den Waffen zu üben, verschmähte ich, denn wie hätte ich ihm ein Leid zufügen können! So fanden wir uns zusammen; rasch trat er hervor und stand mir gegenüber, ich suchte sein Auge, und es traf mich der Strahl kalter, überlegter Verachtung, über mich hingleitend. Mein Blut trieb in die Wangen, auch meine Stellung wurde jezt stolz und finster, er erschien mir jezt nur als mein Widersacher. Der Zufall leitete meinen Degen so geschickt, daß ich ihm eine Verwundung am Oberarm beibrachte. Wie der Zuruf der Sekundanten erscholl und ich das Blut sah, betrug ich mich so kindisch, daß meine Freunde bedenklich die Häupter schüttelten. Ich hatte ihn verwundet, sein Blut war es, das ich fließen gemacht hatte, meine Waffe entglitt mir, und ich sah mit wehmüthig halbgeschlossenem Auge zu ihm hinüber. Der Kampf begann von Neuem, denn die Verwundung war für ungenügend erklärt worden; allein mit meiner Kunst war ich am Ende, ich erhielt jezt eine Wunde, und zwar eine ziemlich bedeutende, an der Brust. Der Kampf war entschieden, und nun sollte der Moment erscheinen, nach dem ich so ängstlich getrachtet, nämlich mich in seinem Arm eingeschlossen zu fühlen. Ich eilte auf ihn zu, indem ich schnell und heftig rief: „Wir sind jezt Freunde!“ Der Ausdruck und die Stimme, mit denen ich diese Worte sprach, schienen ihn stutzen zu machen; er blickte mich schärfer an und erwiderte dann kalt: „Durchlaucht haben sich es selbst zuzuschreiben, daß wir es nicht auch schon früher waren.“ Mit diesen Worten verließ er das Zimmer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Juni.

Die Opfer des Konvents. Lyons Handelsgeschichte.

Der Unwille unserer Radikalen über die nicht erfolgte Amnestie, und über den festen Gang der Regierung in dem großen, jezt vor der Pairskammer verhandelten Prozeß wurde neulich auch von unserm Censeur auf eine ganz eigene Art ausgesprochen. Dieses Journal hielt nämlich der jezigen Regierung den Konvent als Muster vor, weil dieser am 26sten Oktober 1795 l'élargissement de tous les détenus pour faits relatifs à la révolution angeordnet hatte. Auf dieses waren wir nicht gefaßt, denn bekanntlich hörte der Konvent nicht eher auf zu schlachten, als bis Tausende seiner unschuldigen Opfer auf dem Blutgerüst gefallen und die Eisen der Guillotine stumpf geworden waren. Einer der wüthendsten Demagogen jener Zeit, ein großer Freund der

Republik, Prudhomme, berechnet in seinem Werke von sechs Bänden die bloß in Paris Guillotinirten folgendermaßen: ehemalige Adelige 1278, deßgleichen Frauen 750, Frauen von Landleuten und Handwerkern 1476, Nonnen 350, Priester 1135, Nichtadelige aus verschiedenen Ständen 13,633, zusammen 18,622 Personen. In dieser Berechnung sind aber die zahlreichen Opfer im Innern Frankreichs und in dessen großen Städten nicht angeführt, z. B. Lyon, Nantes ꝛc. Ueber leztere Stadt haben wir ein genaues Verzeichniß von den Unglücklichen, die bloß unter Carriers blutigem Prokonsulat getödtet worden sind: erschossene Kinder 500, deßgleichen ertränkte 1500, erschossene Frauen 364, deßgleichen ertränkte 400, erschossene Priester 300, deßgleichen ertränkte 460, ertränkte Adelige 1400, ertränkte Handwerker 5300, zusammen 10,224 Personen. Die Lyoner Opfer lassen sich auf ebensoviel angeben, so daß diese drei Artikel schon an vierzigtausend Hingerichtete betragen.

Wie sich in Paris die Ansicht von deutscher Literatur und Kunst geändert hat, wie dort häufig sogar das deutsche Mittelgut gepriesen und nachgeahmt wird, so finden auch in unserer Industriestadt die Erzeugnisse deutscher Seidenfabriken Anerkennung, denn seit ihrer öffentlichen Ausstellung im vorigen Herbst ist es uns klar geworden, daß unsere Fabrik sich immer mehr von Lyon weg und in's Ausland wendet, und daß sie für uns verloren geht, wenn die französische Regierung nicht bald eine verständige Handelsfreiheit ausspricht. Bei dem vielen Hinüber- und Herübersprechen über diesen Gegenstand wurde auch die frühere Handelsgeschichte Lyons besprochen, die gewiß nicht ohne Interesse ist. Unsere edle, glänzende und doch jezt unglückliche Stadt, die gleichsam in der Umarmung zweier großen Flüsse liegt, war schon nach der Sage aus vorhistorischer Zeit ein bedeutendes Emporium, ein großer Markt, wo die Einwohner Galliens und Iberiens mit denen Latiums und Griechenlands zusammenkamen, um hier gegenseitig ihre Landesprodukte und Reichthümer auszuwechseln. Freilich geschah dies nicht in der untern Stadt, sondern auf dem Plateau von Fourvières, dieser alten Metropolis, wo sich jezt nur noch Greise im Sonnenschein ergehen und sorglose Kinder um sie spielen. Erst viel später kamen andere Zeiten und andere Sitten, die Anhöhe wurde verlassen und man erbaute die untere Stadt, das heutige Lyon, das auch bald der Mittelpunkt des Handels und der damaligen Industrie wurde. Da, wo jezt das Quartier Ainay ist, stritten sich Redner um den Vorrang, und der in Lyon geborne Kaiser Claudius wollte diesem literarischen Wettstreit das Siegel seiner eigenen Beschränktheit aufdrücken. Als im sechsten Jahrhundert unsere Stadt den Königen von Burgund in die Hände fiel, war da wieder eine große Handelsthätigkeit. Lyon dehnte sich damals besonders von dem heutigen St. Georges nach St. Paul aus; man drängte sich jedoch mehr nach ersterm, wegen der nähern Verbindung mit Burgund. Die mächtigste Umgestaltung Lyons ereignete sich im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, denn da erhielt die Stadt ihre industrielle und kommerzielle Wichtigkeit durch die Anlegung von Seidewebereien und Färbereien. Dieser für ganz Frankreich so wichtige Gewerbszweig wurde in Avignon und in dem Comtat im vierzehnten Jahrhundert durch die Päbste eingeführt, ein Jahrhundert später durch Ludwig XI. in Tours (1480), wohin er Seidenarbeiter aus Italien hatte kommen lassen. König Franz I. brachte diese Industrie zuerst nach Lyon durch Alexander Turquet und Joh. Naviz, deren Vaterland ungewiß ist, da sie nach Einigen Florentiner, nach Andern Lukkeser und wieder nach Andern Genueser seyn sollten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Juni.

(Beschluß.)

Die italienische Oper im Verhältniß zur französischen.

Schon seit beinahe einem Jahrhundert herrscht in Frankreich ein Zwiespalt im Publikum über den respektiven Vorzug der italienischen und der französischen Musik. Zur Zeit J. J. Rousseau's war dieser Streit abgeschmackt, weil damals die französische Oper beinahe noch nichts besaß, was mit den guten italienischen Opern einigermaßen verglichen werden konnte. Jezt aber verhält es sich anders, Gretry, Cherubini, Mehul, Berton, Boieldieu haben die Operette mit einer Menge von Stücken bereichert, welche den besten des italienischen Theaters zur Seite gestellt werden können. Dennoch wird Frankreich wohl daran thun, eine italienische Oper zu unterhalten, auch wenn sie fernerhin noch den Staat jährlich 75,000 Franken kosten sollte. Freilich ist der Genuß derselben nur den Reichen zugänglich; allein auf dem Punkte der Vollendung, wo sie jezt steht, ist sie ein Muster für Gesang und Spiel. Neben solchen Virtuosen, wie sie hier mit schweren Kosten vereinigt werden, kann sich keine mittelmäßige oder schlechte französische Oper halten, und wohl nur deßhalb macht die Pariser Operette so schlechte Geschäfte, weil sie so tief unter der italienischen Oper steht. Das Publikum bildet seinen Kunstgeschmack an dieser hohen Vollendung der Gesangmusik, und unvermerkt werden sich die französischen Tonkünstler und Sänger bestreben, das zu werden, was Rossini, Bellini als Tonkünstler, Rubini, die Malibran, die Pasta als Sänger und Sängerinnen geworden sind. Mit der großen Oper ist es etwas anderes. Hier fehlt es nicht an Virtuosen; aber Dr. Veron weiß aus Erfahrung, daß große Opern immer etwas langweilig sind, wenn die Musik allein ihr Verdienst ausmacht, und da er nun nicht allein den Kunstkennern, sondern dem großen Publikum gefallen muß, so sucht er auch den Gesichtssinn zu beschäftigen, und stattet daher seine neuen Opern sehr reichlich aus, so daß auch der in der Tonkunst wenig bewanderte Zuschauer sein Wohlgefallen daran haben muß. Der Direktor erhält dadurch noch den Vortheil, daß, wenn auch die Musik eines neuen Stückes eben kein Meisterwerk ist, dasselbe doch nichtsdestoweniger Beifall bekommt. Für die Tonkunst ist dies aber nicht allein kein Gewinn, sondern ein Schaden. Was soll jedoch Veron thun, wenn das verwöhnte Publikum die bloß musikalisch vortrefflichen, in Hinsicht des Inhaltes aber kein Interesse gewährenden Opern nicht hören will? Soll er vor leeren Bänken spielen lassen und jährlich eine halbe Million zusezen? Indessen hat er noch eine andere Saite aufzuspannen, um das Publikum anzulocken, nämlich das Ballet, in welchem sich die Pariser Oper stets ausgezeichnet hat. Nun lassen sich aber die Haupttänzer und Tänzerinnen vortrefflich bezahlen; kaum bringen diese Herren und Damen dem Direktor Gewinn, so viel kosten sie; dagegen sind sie auch Muster der Tanzkunst, und bilden eine Menge von Tänzern und Tänzerinnen für ganz Frankreich, ich möchte fast sagen, für ganz Europa; man weiß es ja, daß sie schon manchen Fürstenkongreß charmirt und desennuyirt haben, und gewöhnlich ist der erste Gang der vielen nach Paris kommenden Fremden in's Opernballet. Für solche Vortheile kann nun der Staat wohl eine Zulage bewilligen. 700,000 Franken sind freilich viel, sehr viel; was hat man aber heutzutage Vortreffliches, ohne viel, sehr viel Geld!

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 152.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 26. Juni 1835.

Das konnte werden
Ein herrliches Geschöpf, jezt ist es nur
Ein fürchterliches Chaos — Licht und Dunkel,
Geist, Staub, Gedankenreinheit, Leidenschaft,
Gemischt und kämpfend ohne Maß und Ziel.

Byron.

Bekenntnisse eines Blasé.

(Fortsetzung.)

Dieses war das Ende meines ersten Zweikampfs. Es schien, ich habe jezt wieder einen Anfall von Thorheit bestanden, doch dieser brachte mir heilsame Früchte. Armand, der mir jezt näher trat, entdeckte bald, wie öde es in mir war; er wußte mir mit guter Art ein Buch in die Hände zu spielen, es waren Montaignes Gedanken, und die Zeit, während welcher ich mich in diese merkwürdige Schrift vertiefte, war so gut als gar nicht für mich vorhanden. Ich las in die Nächte hinein, versäumte meine Mahlzeiten, vergaß das Leben um mich her völlig. Dieses ist der Zeitpunkt, in dem ich, wie ich sagen kann, in die Reihe der denkenden Wesen eintrat. Doch wozu nüzt es, daß ein Wesen mehr ist, welches denkt? — daß ein Quäler für sich und andere mehr existirt? — Was ist der Zweck dieser seltsamen Anreizung, die wir denken nennen? Welche Früchte kann es bringen, auch für den kunstgeübtesten Fechter, nach allen Richtungen die Luft zu durchfechten? — Ich war ein elender, schädlicher Thor, doch ich wußte es nicht; jezt, da ich denken gelernt, weiß ich dieses, ist aber dieses Wissen angenehm? Ich habe immer eine drückende Leere empfunden, ich wußte aber nicht, daß es so seyn muß, jezt weiß ich es, ist aber dieses Wissen sehr erfreulich? — Nichts desto weniger war mein Ergötzen, daß ich jezt denken konnte, so groß, daß ich Armand antrieb, mir mehr und immer mehr Bücher zu verschaffen. Er führte mir vor, daß Lesen ohne Auswahl und in zu gehäufter Masse schädlich sey, ich hörte nicht auf ihn. Da er mir nicht genügend Bücher brachte, suchte ich selbst zusammen, was ich nur finden konnte, und las nun mit einem wahrhaft nichtswürdigen Fleiße Alles, was mir vor die Augen kam. Auf diese Weise verschlang ich die philosophischen Schriften der Alten und Neuen, nebenbei elende Erzeugnisse eines faselnden Gehirns — wie ich's gerade fand. Wie aus einem dunkeln Traume taucht manches schäzbare Wissen mir auf aus jener Zeit, und ich weiß nicht gleich, wo ich es hergenommen; auf wenige Augenblicke fühle ich dann wohl eine gewisse Achtung vor mir selber. Mein Freund Armand that Einiges, um mich zur Vernunft zu bringen; da aber jede Vorstellung erfolglos blieb, so ließ er mich gewähren. Es konnte auch nicht fehlen, daß mich endlich ein ungeheurer Ueberdruß packte, wo ich dann alle meine Bücher bei Seite warf. Ich kehrte jezt in mein eigenthümliches Element, in die Langeweile zurück.

Schon war ich dreißig Jahr alt, und noch hatte man mir keinen Gott gegeben; ich mußte mir also selbst einen

suchen, auf die Gefahr hin, getäuscht oder köstlich belohnt zu werden. Das Letztere ist mir nicht geworden. Man hatte sich damit begnügt, mir hinter Weihrauchwolken, schimmernden Altarschreinen, golddrokatnen Priestern ein dunkles Etwas sehen zu lassen, das kein Antlitz hatte, und welches eine wunderliche Launenhaftigkeit, einen unleidlichen Stolz an den Tag legte, indem es immer geschmückt und verehrt seyn wollte.

Ich besinne mich, daß ich einst auf der Reise in ein verlassenes, einsames Städtchen kam. Es war Abend, ein warmer Himmel lag über der Erde, eine Luft voll Ernten schwellte mir die Brust, überall sah das Auge reife Garbenbüschel aufgerichtet, und singend gingen die Schnitter nach Hause. Ein altes Weib, das ich zur Führerin angenommen, schloß eine Kirche auf, die abgelegen, tief in die Blumen des Kirchhofs gesenkt, ihre dunkeln Mauern vom lichten Abendschimmer überglänzt, vor uns lag. Als ich innen durch die stillen Räume gegangen war, sah ich zufällig in eine dunkle Nebenhalle, und ich erschrack, denn es kam mir vor, als sähe ich ein bleiches Antlitz durch die Finsterniß, als lehne ein Mensch dort an der Mauer. Es ist wohl ein Kranker, dachte ich bei mir, oder ein Wahnsinniger, setzte ich mit Grausen hinzu. Mein Auge durchdrang jetzt schärfer die Dunkelheit; ich sah deutlich die in ein schwarzes Gewand eingehüllte Gestalt, das bleiche, starre Gesicht voll unendlicher Schmerzen. „Wer ist der dort an der Mauer?" fragte ich meine Führerin leise; sie erwiderte: „es ist Christus." Das Wort tönte seltsam durch die einsame Kirche; ich wußte nun, wer der arme Verlassene war, ich wußte nun, welche Schmerzen es waren, mit denen seine Seele rang. Der prächtige, mit Goldflitter überladene Gott hatte mich nicht gerührt, der verlassene, arme, im düstern Kirchenwinkel trauernde Gott erschütterte mich tief. Eine herzzerreißende Wehmuth überfiel mich. „O Himmel!" rief ich, „wo sind deine stolzen Kirchen, deine singenden Priester, wo [?] Heere triumphirender Heiligen, die dich stets umgeben? Wo sind die staunenden Welten, die zu deinen Füßen sich drängen, wo die Schaaren seliger Geister, die den Saum deines Gewandes küssen? — Wie, haben sie alle dich verlassen, verweigern sie dir ihre Verehrung, haben auch die Himmel, wie einst diese Erde, dich von sich gestoßen, und will Niemand dich mehr als Gott erkennen? Ach! so ist der Glaube der Heiligen ein Traum gewesen, die süße Zuversicht deiner Getreuen ein eitler Wahn? — Deine ewigen Schmerzen hast du umsonst vergeudet, umsonst von rohen Händen dein Herz brechen lassen; der ewige, schreckliche Leichtsinn der Welt geht darüber hin, selbst über die Todesstunde eines Gottes; die rollenden Jahrhunderte schieben sich dazwischen, und du bist vergessen! Deine schöne, heilige Lehre der Liebe wird neben dem alten Nildienst der Egypter, dem üppigen Blumendienst der Griechen, der harten Steinanbetung des Nordens niedergelegt und vergessen, und das kalte, träge, unersättliche Weltleben greift nach neuem, zartem Spielzeug, das es dann eben so schnell mit plumpem Fuße wieder zertritt. — Oder kommen einst die Weisen dieser Erde in einer stillen Nacht und bringen dich aus deinem einsamen, dunkeln Kirchenwinkel, armer, verlassener Gott, wieder in den Glanz der lebendigen Welt hinaus, und kleiden dich in neues, herrliches Gewand, und knüpfen eng an deine göttliche Stirn das Bedürfniß der Menschen? Armer, verlassener Gott, wenn dich auch Niemand liebt, ich will dich lieben!"

Als ich diese Worte mit bewegter Stimme sprach, sah mich die Alte mit bedenklichem Blicke an; es mochte ihr seltsam erscheinen, daß ich bei einem alten, unbrauchbar gewordenen hölzernen Bilde solchen Aufwand von Rede und Gefühl verschwendete. Sie schloß vor mir auf, und wir traten wieder in warme Luft voll Jubel und Erben; Gesang und Lächeln zog an uns vorüber, ich aber dachte an den, welchen ich an der kalten Mauer hatte lehnen sehen, und das Bild wollte nicht mehr von mir weichen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Erik Gustav Geijers Erinnerungen.

(Beschluß.)

Von einer andern interessanten Bekanntschaft muß ich auch sprechen. Ich besuchte mit Lindblad Karl Maria von Weber, der hier als Kapellmeister angestellt ist. Wir fanden ihn in einem artigen Gartenhause außer der Stadt. Viel Geist, wenig Körper, ja zu wenig; denn es schien mir, als sey der Geist nahe daran, die zarte Hülle zu durchbrechen. Eine reizbare Lebendigkeit und viele Bildung drücken sich in seiner persönlichen Erscheinung aus. In seinen Worten liegt Schärfe und Salz. Er kam eben von Frankfurt, wo man seine Anwesenheit durch Aufführung des Freischützen gefeiert hatte, der noch immer Furore auf allen Theatern macht. Es waren schrecklich viel Leute darin, es war unerträglich heiß, sagte er, und setzte hinzu: wäre ich das Publikum, ich wäre nicht hineingegangen. Er klagte darüber, daß viele Theaterdirektionen sich seine Oper zueigneten, ohne sich die Partitur von ihm selbst zu verschaffen, und ihm dadurch seinen Gewinn entzögen. Ein Pariser Komponist hatte die Unverschämtheit gehabt, das Stück zum Behuf einer Aufführung in Paris nach eigener

Laune zu verpfuschen, und ihm die so mißhandelte Partitur mit einem Briefe voll Komplimenten zu schicken.

Berlin, 15ten Sept.

Am 6ten reiste ich um Mittag mit dem Postwagen nach Leipzig, wo ich am 7ten um sieben Uhr Morgens ankam. Eine Stunde nachher saß ich schon in einem andern Fuhrwerk und fuhr nach Lützen, das ungefähr eine schwedische Meile von Leipzig liegt, um meine Andacht am Schwedensteine zu halten, wo Gustav Adolph fiel. Es ist ein gewöhnlicher, nicht sehr großer Stein, der gerade auf dem Scheidepunkte der alten und neuen Straße nach Lützen liegt. Er war jezt mit einer Unterlage von kreuzweis gelegten, gehauenen Steinen versehen; auf deren einem liest man die Inschrift: Gustav Adolph, König von Schweden, fiel hier im Kampfe für Geistesfreiheit den 6ten Nov. 1632. Ein alter Soldat, den ich dort traf, erzählte mir, diese neue Einrichtung sey nach der Schlacht von Leipzig 1813 auf Veranlassung eines schwedischen Offiziers gemacht worden. (Ich erfuhr nachher, daß dieser schwedische Offizier der General von Helwig war.) Steinbänke und Pappeln umgeben den Platz. Derselbe Soldat erzählte auch, daß ein Herr von Leipzig jährlich zweimal zu dem Steine komme, und ihm gesagt habe, daß eine Gesellschaft in Leipzig vorhabe, hier im Jahr 1832 ein Denkmal zu errichten und dazu auch Beiträge von Schweden wünsche. Ich weiß nicht, mir scheint der alte Stein, der von der Erinnerung mehrerer Generationen schon geheiligt ist, jezt das beste Denkmal. Eine große That wäre sicherlich ein besseres Monument. Schweden mag sich darüber besinnen.

Man sieht auf dem Felde die Erdwälle von der sogenannten Schwedenschanze, welche die Kaiserlichen den Schweden abnahmen. Ich stand an der Landstraße neben dem Graben, über den Gustav Adolph an der Spitze der smaländischen Reiterei sprengte, um die schon einmal genommene und wieder verlorene kaiserliche Batterie auf's Neue zu erobern, die zum dritten Male der Gegenstand des mörderischsten Kampfes wurde. Die Batterie wurde genommen, und der König nahm den Hut ab und dankte Gott für diesen Erfolg. Sein kurzes Gesicht führte ihn zu nahe an zwei anrückende feindliche Kürassierregimenter. Er kam in's Handgemenge, schoß seine Pistolen los, sein Pferd wurde durch den Hals, er selbst in den Arm geschossen. Herzog Franz von Lauenburg, der einige Zeit nachher fälschlich für seinen Mörder ausgegeben wurde, der aber in einem eigenhändigen Aufsatze sagt, daß Gustav Adolph „in seinen Armen den Schuß erhielt," nahm den König um den Leib, um ihn auf dem Pferde aufrecht zu halten. Da sprengte der kaiserliche Oberstlieutenant Falkenberg vor und schoß den König durch den Rücken, so daß er vom Pferde fiel. Nun wurden der Herzog und alle Begleiter des von ihm getrennt, mit Ausnahme seines deut gen, des achtzehnjährigen Leubelfing, der v. versuchte, ihm vom Boden aufzuhelfen. Während dieser fruchtlosen Anstrengungen kamen kaiserliche Reiter heran, verwundeten den Pagen, weil er ihnen nicht sagen wollte, wer sein Herr sey, und gaben dem Könige, ohne ihn zu kennen, den Pistolenschuß durch die Schläfe, der ihn tödtete. Der Leichnam, von Degenstichen durchstochen, mißhandelt, geplündert, wurde nach dem Siege unter Haufen von Todten aufgefunden, mit dem Gesichte zur Erde gekehrt. Er lag nicht am Schwedenstein, sondern jenseits der Straße, etwas näher an Lützen. Früher stand dort ein Akazienbaum. Es ist ein grüner Rain, den das Volk den Schwedenrain heißt. Wo ein Held fiel, reden Erde und Steine.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Juni.

Sonst und jezt.

Es ist so schwer, sich in die Vergangenheit seines Volkes, seiner eigenen Familie zu versetzen, als in eine gleichzeitige ganz fremde Nationalität. Manchen Leuten ist es ganz unbegreiflich, wie unsere Urgroßväter ihren Tag ohne jene Spezereien beginnen konnten, wegen deren sich im gegenwärtigen Augenblicke ein deutscher Staat vielleicht eher zu einem Grenzbürgerkrieg, als zu einem etwas kostspieligern Frühstück entschließt; sie schaudern, wenn man ihnen sagt, daß auf jener Stufe der Kultur den frühstückenden Menschen nur die schreckliche Wahl zwischen dem Paßglas gewürzten Weins und der Wassersuppe blieb. Andere begreifen eben so wenig, wie unsere Großväter ihren Tag beschlossen, seit Friedrich der Große, der das Schwert eingesteckt, keine militärischen Divertissements mehr gab und Nicolo Jomelli aufgehört hatte, Kapellmeister Sr. herzoglichen Durchlaucht von Würtemberg zu seyn; sie begreifen nicht, was sie Abends zu denken hatten, da doch von den zwei großen Gedankensurrogaten der Jeztzeit, Bier und Blechmusik, das eine außer Brauch, das andere ausschließlich für die Reiterei Sr. Durchlaucht bestimmt war.

Ich kenne einen alten Professor der Naturgeschichte, einen Mann, der eine sehr positive Weltansicht hat; Rückblicke auf die Zeit, die nicht mehr ist, denen er sich naturgemäß gerne hingibt, veranlassen ihn oft zu Ergüssen wie der folgende: „Zur Zeit, da ich jung war, hatte die Welt ein festes Zenith und Nadir, ein bestimmtes Rechts und Links. Daß die Menschheit sich bewege, war damals so wenig ein Geheimniß, als jezt, aber man dachte sich die Bewegung stetig und in sich zurückkehrend, wie die der Erde; erst die Revolution brachte die Ketzerei auf, die leider, wie so viele Ketzereien, eine Wahrheit ist, daß sich die Geschichte bilde, wie sich die Oberfläche der Erde gebildet hat, durch periodisches Zerreißen, Ueberschwemmen und Durcheinanderwerfen. Jene Katastrophe hat, wie Alles an der europäischen Menschheit, so auch gleichsam ihren

zoologischen Charakter umgewandelt, und Haarbeutel und Zöpfe sind Charaktere des fossilen Menschengeschlechts vor der großen Fluth, die nur noch hie und da fast gespenstisch und in reduzirtem Format in die jetzige Zeit herüberreichen, wie unsere Schlangen und Eidechsen nur als die armseligen Reste eines wimmelnden Heers von Ungeheuern erscheinen. Damals war die Gesellschaft der äußern Erscheinung nach in augenfällige Geschlechter und Arten getheilt, und die Nomenclatur derselben stand so fest, als wäre sie von Linné oder Buffon verfertigt. Da gab es Menschen mit Degen und inermes, Menschen mit Perrücken, mit Haarbeuteln, mit Zöpfen, mit Haaren auf der niedrigsten Stufe natürlicher Bildung, Weiber mit und ohne Poschen, mit und ohne Schminke, mit Frisur und mit nationeller Haube. Und dieses Zerfallen in Spielarten galt so gut für eine Naturnothwendigkeit, als das verschiedene Gefieder der Vögel und ihre verschiedenen Waffen; man begnügte sich mit der Gleichheit vor Gott, deren sich auch die Vögel unter dem Himmel erfreuen. Jeder dachte und handelte seinen zoologischen Merkmalen gemäß und führte die Rolle durch, die ihm seine Charaktermaske anwies, und es war Krieg auf der Welt zwischen den Großen und den Kleinen, aber in bester Ordnung. An der Spitze der Reihe der menschlichen Geschlechter stand der Fürst und der Große, als Mensch-Mensch, wie Oken sagen würde, als Adler und Fasan in Einer Person, stolz, gewaltig und prachtvoll gefiedert; die Sperlinge ließen es sich nicht beikommen, sich gegen den Habicht etwas herauszunehmen, und die Küchlein hatten noch nicht gelernt, die Henne zu meistern. Dieses schöne System ist rechtlich vernichtet, und was faktisch davon übrig blieb und übrig bleiben muß, ist nicht der Rede werth, da es sich auf kein tieferes Moment als das zufällige des Geldes gründet. Die Menschheit hat sich eintönig gefärbt, nur daß, gerade umgekehrt wie bei den meisten Vögeln, der männliche Theil dunkler, düsterer gefiedert ist, als der weibliche. Auch ich bin aus der Puppe der alten Zeit geschlüpft, es ist mir aber, als ob ich dabei, statt mehr Organe, ihrer weniger bekommen hätte. Der Puder ist aus dem Reste meiner Haare gekämmt, mein Zopf liegt im Schranke, der Blumenflor meiner weitläufigen Weste ist verwelkt, sie hat sich zu diesen armseligen Normaldimensionen zusammengezogen, und ich flattere herum als ein alter Kohlweißling unter Tausenden von Meinesgleichen in derselben Livree. Ihr lacht, aber ich sage euch, es wird nicht eher weder Ruhe, noch einen guten Spaß auf der Welt geben, bevor nicht wieder die Menschheit in ihrer äußern Erscheinung, so oder so, in wohlbegrenzte Varietäten zerfällt, welche die Geltung natürlicher Unterschiede haben."

(Die Fortsetzung folgt.)

Lyon, Juni.

(Fortsetzung.)

Die Lyoner Industrie und der deutsche Zollverein.

Von dieser Zeit an hat sich die Seideindustrie in Lyon immer mehr gehoben, und die Zahl der Seidewebstühle nahm immer zu, wiewohl sie auch früher bisweilen böse Tage hatte. So z. B. wandten sich die Lyoner Repräsentanten Reverchon und Dupuy am 4ten Prairial, Jahr II (im Mai 1794), an das damalige Comité du salut public und stellten ihm vor, daß achtausend Seidearbeiter in Lyon ohne Arbeit und Brod seyen, deßhalb schlugen sie eine Commune affranchie vor, um, wie sie sagten, den Handel zu demokratisiren. — Arlès-Dufour, einer unserer tüchtigsten Männer vom Fach, hat großen Fleiß auf die Untersuchung und Kenntniß der Fabriken des Auslandes verwendet. Zu diesem Zwecke war er in der Schweiz, in Sachsen, Rheinpreußen, Oesterreich, England und selbst in Indien. In seinem vor Kurzem erschienenen Mot sur les fabriques étrangères de soierie legt er alle seine Beobachtungen offen dar, und zieht aus Allem den Schluß: „die Lyoner Seideindustrie wird auswandern, man muß sich daher zeitig für sie nach einem neuen Kap der guten Hoffnung in Frankreich umsehen." Auch der Verfasser sieht für sie nur Heil in der Freigebung des Handels mit dem Ausland. Seine Schrift ist auch allen deutschen Seidefabrikanten zu empfehlen, weil der Verfasser offen und mit großer Sachkenntniß darlegt, woran es ihren Anstalten noch fehlt. Es ist für Deutsche erfreulich, in dieser Schrift zu lesen, was der erfahrene Verfasser über das neue deutsche Zollsystem sagt, wenn auch hie und da der Franzose hervorguckt, der sich Deutschland nun einmal nicht anders als mit Eifersucht und geheimer Feindschaft seiner zwei größten Mächte denken kann, weil diese Stimmung allein seinen politischen Hoffnungen schmeichelt. Nachdem der Verfasser trefflich von den Vortheilen der Handelsfreiheit im Allgemeinen gesprochen hat, sagt er: „Sehet nach Preußen hin, das mit seinem neuen Zollsystem in gleichem materiellen Vortheil sechzehn deutsche Staaten mit zwei-und-zwanzig Millionen Einwohnern umfaßt, denen sich bald noch mehrere anschließen dürften. Diese größern und kleinern Staaten waren vor einigen Jahren noch durch strenge Zolllinien feindlich und zu ihrem gegenseitigen Schaden von einander getrennt. Jetzt bilden sie einen festen, kompakten Verein mit ganz gleichen Interessen. Gleich nach dem Frieden i. J. 1815 war Preußen, trotz seiner großen Verdienste um Deutschlands Befreiung, doch von allen kleinern Staaten des Landes, besonders von seinen neuen Erwerbungen, Sachsen und Rheinpreußen, gehaßt. Aber durch eine kluge, feste, rechtliche und aufgeklärte Regierung hat es in zwanzig Jahren die öffentliche Meinung so umgestaltet und gewonnen, daß sich die meisten deutschen Staaten, vertrauend auf Preußens Gerechtigkeit und Fähigkeit, seinem Zollsystem anschlossen. Schon seit langer Zeit, wohl schon seit fünfzehn Jahren, arbeitet Preußen mit Beharrlichkeit an der Ausführung dieses großen Projekts, aber seine europäische Wichtigkeit hat man erst zu begreifen angefangen, seit es zum Theil zur Ausführung gebracht worden ist. Soll man in Preußens Absichten und Anstrengungen den schönen Gedanken an die Aufstellung Eines Deutschlands, den edlen Wunsch erblicken, in Einem Körper, unter Einer Leitung alle die zerstreuten Glieder zu versammeln, die Vereinzelung und Abschließung tödten würden? oder liegt hier nur Preußens eigenes Interesse zum Grund? Die Zukunft wird es lehren. So viel ist aber gewiß, daß der preußische Zolltarif als ein mächtiger Schritt zu Bildung eines neuen Deutschlands angesehen werden muß; er ist ein großer Akt innerer Handelsfreiheit, der für Deutschland nicht weniger Bedeutung und Vortheil hat, als 1789 die Aufhebung der innern Zölle in Frankreich. In dieser Beziehung müssen sich Alle über dieses Ereigniß freuen, die frei und menschlich über ihre eigenen Grenzen hinaussehen."

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 153.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 27. Juni 1835.

Die Einsicht, wie der Mensch dergestalt gebaut sey, daß er so viele Eigenschaften und Naturen in sich vereinige und dadurch auch schon physisch als eine kleine Welt, als ein Repräsentant der übrigen Thiergattungen existire, geht am deutlichsten und schönsten auf, wenn wir von unten herauf anfangen und das einfachere Thier im zusammengesetzten Menschen endlich wieder entdecken.

Goethe.

Zur Physiologie der Sinne.

Von Joh. Meesler.

Es ist unsere Absicht, den Lesern dieser Blätter in einem Cyklus kleiner Aufsätze die wichtigsten und interessantesten Themata der Naturphilosophie vorzuführen. Die Natur ist die schöne Königstochter, die, in Zauberschlaf versenkt, dessen harret, der ihr nahe und sie erwecke. Wohl Mancher möchte der Ritter seyn, der den Zauber löst, denn der Preis ist ihm bekannt; aber er fürchtet die mannichfachen Schrecknisse, mit denen die alte Burg rings umgeben ist. Wir wollen versuchen, ob es nicht möglich ist, die Riesen und Drachen zu umgehen und dennoch das ersehnte Ziel zu erreichen, das heißt, wir wollen uns bemühen, unsere Leser mit Umgehung aller dunkeln und unerquicklichen metaphysischen Prolegomena sogleich zur Sache zu führen, das von der Philosophie beleuchtete Panorama der Natur ihren Augen eröffnend. Wir werden keine eigentlich gelehrten Abhandlungen liefern und unsere Arbeiten mit keinem prunkenden Schleppkleide von Citaten zieren; wir werden uns aber bestreben, in bündiger Kürze klare Begriffe zu geben von den wesentlichsten Momenten der betreffenden Gegenstände. Vielleicht gelingt es uns, auf diese Weise die abenteuerliche Vorstellung, die so Viele mit dem Wort Naturphilosophie verbinden, zu berichtigen, und eben dadurch die sonderbare Scheu vor dieser Disciplin zu zerstören. Ja, wir hoffen wohl auch bei Manchen recht eigentliche Freude am Gegenstande zu erwecken und zu einem tiefer gehenden Studium desselben zu veranlassen.

Nach dem, was wir kürzlich in diesen Blättern über Okens Verdienste um die Naturphilosophie gesagt haben, ist es fast überflüssig, zu bemerken, daß die Arbeiten dieses großen Mannes uns vorzugsweise zur Grundlage dienen werden. Dessenungeachtet werden wir uns häufig, sehr häufig veranlaßt sehen, unsern Führer zu verlassen und einen von uns selbst gewählten Pfad zu wandeln. Es gilt dies namentlich von dem Aufsatze, den wir gegenwärtig dem Publikum vorlegen. Die Lehre von der Bedeutung der Sinne hat durch Okens eben so kühne als geistreiche Bearbeitung eine ganz neue und eigenthümliche Gestalt gewonnen, und wir werden sehr Vieles von seiner Lehre in unsere Darstellung aufnehmen. Dies wird uns aber nicht verhindern, Manches auf ganz andere Weise als Oken zu betrachten und zu beleuchten.* Von

* Wir begnügen uns, auf Okens zwei Monographien: „Theorie der Sinne und der darauf gegründeten Klassification der Thiere.“ „das Universum als Fortsetzung des Sinnensystems.“ und auf „sein Lehrbuch der Naturphilosophie“ zu verweisen. Eine Vergleichung dieser Schriften mit unserer Darstellung wird zeigen, worin wir mit Oken übereinstimmen und worin wir von ihm abweichen.

Oken selbst erwarten wir am Ersten deßhalb Verzeihung und Nachsicht, von ihm, der mit so liebevollem Eifer in jedem seiner Schüler das Interesse für die Wissenschaft anzufachen strebt, und der so sehr darauf dringt, das Wort des Meisters nicht gläubig und passiv aufzunehmen, sondern prüfend und selbstthätig in sich zu verarbeiten.

*

Der Geist des Menschen ist einem Herrscher vergleichbar, der in seiner hochgelegenen, von festen Mauern umgebenen Burg ruhig wohnt und an den Grenzen seines Reichs emsige Wachen aufgestellt hat, die genau achten auf Alles, was sich ereignet, und von dem Erspäheten alsbald durch schnelle Boten ihrem Herrn Kunde geben. Die Burg ist das von den Knochen des Schädels rings umschlossene Gehirn, die Wächter sind die Sinnorgane und die Boten sind die Nerven. — Aber die Sinnorgane vermöchten für sich allein nicht, ihre Funktion zu verrichten; sie bedürfen dazu der Mithülfe der Elemente. Wir verstehen hier unter Elementen nicht, was die heutige Chemie unter diesem Namen versteht, nämlich Sauerstoff, Wasserstoff ꝛc., sondern was die Alten darunter verstanden: Feuer (d. i. Licht), Luft, Wasser und Erde. Freilich wenn man mit dem Namen Element nur chemisch nicht weiter Zerlegbares bezeichnen will, dann paßt er nicht für diese vier Stoffe. Dann möchte es aber überhaupt eine mißliche Sache seyn, irgend einem Dinge den Namen Element zu geben. Wir verstehen unter den vier Elementen nichts weiter als die Repräsentanten der vier Hauptformen des Cohäsionszustandes. — Es unterwerfen sich nun die Sinnorgane diese Elemente und zwingen sie zu ihrem Dienste, und man mag wohl in diesem Betracht den Menschen, bei dem alle Sinne am vollkommensten entwickelt sind, den Herrn der Elemente nennen. — Je höher das Element steht, dessen sich ein Sinnorgan als Vehikel bedient, desto bedeutsamer ist seine Funktion, in desto weitere Fernen erstreckt sich seine Kraft.

Eine besondere Beachtung verdient die Beziehung, in welcher die einzelnen Sinne zu den einzelnen Thierklassen stehen. Es treten nämlich die Sinne nicht zumal im Thierreich auf, sondern zuerst, d. h. in der untersten Thierklasse, der unterste Sinn, dann in der nächst höhern zoologischen Klasse, der nächst höhere Sinn, und so fort, so daß jeder Sinn gleichsam durch eine Klasse im Thierreich repräsentirt wird. Und da, wie gesagt, die einzelnen Sinne in speziellen Beziehungen zu den einzelnen Elementen stehen, so werden auch bei den Thierklassen diese Beziehungen zu den einzelnen Elementen gefunden. — Der Mensch, der, wie bereits bemerkt, die am gleichmäßigsten und vollkommensten ausgebildeten Sinnorgane besizt, ist demnach auch in dieser Beziehung das vereinigte Thierreich.

Wir werden nun suchen, die im Allgemeinen aufgestellten Säze in möglichster Kürze vermittelst einer speziellen Betrachtung der einzelnen Sinne durchzuführen und zu begründen. Bekanntlich gibt es fünf Sinne, die, wenn wir vom untersten beginnen, in dieser Ordnung aufeinander folgen: Gefühl, Geschmack, Geruch, Gehör, Gesicht. Ihre Organe sind: Haut, Zunge (überhaupt der Mund), Nase, Ohr, Auge. Wir machen den Anfang mit dem untersten Sinn.

(Der Beschluß folgt.)

Bekenntnisse eines Blasé.

(Fortsezung.)

Den Eindrücken des spätern Lebens wich dieses Bild dennoch; als ich merkte, daß derselbe Gott Pflichten mir auferlegte, Opfer von mir verlangte, lehnte auch ich mich gegen ihn auf und erlaubte mir alle Arten von Widersezlichkeit. Drei Männer, mit denen ich bekannt wurde, brachten in diese Widersezlichkeit System. Es waren ein Geistlicher, ein Advokat und ein Poet. Der Geistliche gab mir gleichsam einen allgemeinen Bauriß seiner Kirche. Er zeigte mir gewisse Säulen, auf die sich das Ganze stüzte, und die man nicht antasten dürfe, weil sonst das Gebäude unfehlbar einstürzen würde; die Nothwendigkeit jedoch, daß es nicht einstürze, sey für alle Zeiten hin einmal ausgemacht, und da müsse sich jeder Einzelne dem Bedürfniß des Ganzen unterwerfen; Thorheit oder Wahnsinn wäre es, dagegen zu handeln. Der Poet gab dieses zu, doch drang er darauf, daß das Gerüste, da es doch nicht fortzuschaffen sey, mit möglichst wohnlicher Einrichtung ausgefüllt werde. Mit geistreichem Lächeln trug er anmuthige Verse vor, die wie leichtsinnige Mädchen jedes Geheimniß mit lachendem Munde wegspotteten. Seine Lehre war, der Mensch sey frei, die Erde und jeder Genuß sein Eigenthum, der Streit über Recht und Unrecht, Religion und Unreligion könne man dem Pöbel überlassen. Der Genuß sey der wahre Gott und die Poeten seine Priester.

Ich hatte dem Priester geglaubt, ich glaubte dem Poeten, jezt kam der Gelehrte und bewies, daß ich keinem von beiden glauben dürfe, daß eben der Glaube der schlimmste Feind der Freiheit sey, die Fessel, die selbst der Kühnste und Gewaltigste am spätesten abwirft. Selbst der vollendete Unglaube sey Zwang und Despotie, nur der Zweifel mache uns glücklich, und wir müßten ebenso

an unserm Unglauben, als an dem Glauben zweifeln. Denn nichts in der Welt sey eigentlich wahr oder unwahr, wir selbst, zum Spott mitten unter dieses räuberische Heer von Widersprüchen gesezt, würden, wenn wir uns für eine Partei erklärten, unfehlbar von der andern zerrissen werden; nur indem wir gegen beide stritten, könnten wir uns selbst behaupten. — „Ich studirte die Rechte,“ erzählte er mir, „und um mich in die Erkenntniß des Rechtes zu setzen, machte ich mich mit demjenigen genau bekannt, was die Menschen Unrecht nennen. Ich stieß in diesen Untersuchungen auf seltsame Fälle. Die Aengstlichkeit, mit der immerdar die Menschen eine Masse von Gesetzen, Formeln und Verordnungen aufgehäuft hatten, schien mir sogleich anzudeuten, daß sie mit Furcht vor der Zweideutigkeit sich zu schützen gesucht hatten; allein in hohle Formen ließ sich ein so seltsames, flüchtiges Wesen, wie das, mit dem ich es zu thun hatte, nicht bannen. Das starre Gerüste blieb stehen, der hineingebannte Geist verflüchtigte sich, und nach Verlauf einiger Jahrhunderte mußte man nothwendig entdecken, daß man statt des Rechts das Unrecht darin gefangen hielt, und dieses durch die künstlichsten Formen schüzte und gleichsam dauernd machte. Um die Physiognomie des Rechts nicht zur feststehenden todten Larve werden zu lassen, war es nöthig, sie in steter Beweglichkeit zu erhalten; dann kamen aber wieder, indem sich in jeder Generation die Züge dieses Antlitzes veränderten, oft sonderbare Grimassen zum Vorschein. Mich schmerzte es, in beiden Fällen die Menschheit betrogen oder verspottet zu sehen, doch fühlte ich deutlich mein Unvermögen, hier eine günstige Aenderung zu bewirken; die Unzulänglichkeit aller menschlichen Bestrebungen, zugleich die verlezte Würde meiner Wissenschaft trieben mich ruhelos von einem Aeußersten zum andern; es war vergeblich. Da alle Versuche, Klarheit und Licht zu erringen, fruchtlos blieben, fand ich jezt eine Freude im Zerstören, ich riß alles früher so geschonte Bauwerk nieder, indem ich hoffte, ganz auf dem Grunde der Trümmer die geheimnißvolle Figur zu finden, nach welcher der unerforschliche Baumeister gebaut hatte. Ich machte mir's zur Pflicht, in meinem praktischen Wirken alle Fälle aufzugreifen, in denen das Unrecht entschieden auf meiner Seite war, und freute mich, wenn ich einen neuen Sieg davon trug über das, was man gesundes Menschenrecht nannte, und welches Jedermann mit Händen zu greifen glaubte. Ich ging noch weiter und brachte alle berüchtigten Personen, die in den Büchern der Geschichte durch das Urtheil von Jahrhunderten gerichtet dastanden, von Neuem vor meinen Richterstuhl, und war entzückt, wenn sie gerechtfertigt aus dem düstern Nebel des Irrthums oder der Bosheit hervortraten; ich hatte sie aber nur mit Mühe gerettet, um sie dann wieder zu verdammen. Auf diese Weise bildete ich den tiefen Haß, den Ekel in mir zur Reife; ich hätte verzweifeln müssen, wenn ich nicht zum Glück an der Möglichkeit der Verzweiflung gezweifelt hätte.“

Die Gesinnungen dieses Mannes, vereint mit der jener beiden, wirkten nun auf mich; ich eignete mir von Jedem etwas an. Vom Geistlichen lernte ich, daß man zu einer äußern Kirche des Pöbels wegen sich bekennen müsse, vom Poeten, daß der wahre Gott der Genuß sey, und endlich, um diesem Gotte stets treu zu bleiben, nahm ich vom Advokaten die Lehre an, an nichts Bestehendes zu glauben, sondern jede flüchtige Existenz, ohne ihre Farbe, ihren Gehalt zu prüfen, mir anzueignen. Diese drei Lehren im Zusammenhange formten nun meinen innern Menschen, oder richtiger gesagt, sie lösten jede noch etwa bestehende Form in mir auf. War ich früher bewußtlos stumpf und leichtsinnig gewesen, so lernte ich jezt, daß man es mit Bewußtseyn und mit Ueberlegung seyn könne. Diese Philosophie hat mich nie sehr schwer gedrückt.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Juni.

(Beschluß.)

Der deutsche Zollverein. Entschädigungsforderung.

„Preußen war von seinen reichsten Provinzen durch zwischenliegende Länder geschieden, und dadurch hatten seine Grenzen eine größere Ausdehnung, als die Frankreichs und Oesterreichs. Seit dem ersten Januar 1834 sind fast alle diese Grenzsperren gefallen, und es zeigt sich jezt in Deutschland ein Handels- und Zollkörper von zwei-und-zwanzig Millionen Einwohnern. Durch ihn eint, rundet und befestigt sich Preußen, seine schönen Rheinprovinzen sind nicht mehr von seinen alten Staaten getrennt, und es bleiben ihm nur, als hindernde Enclaven, Hannover, Braunschweig und Mecklenburg, die bisher noch nicht in den Zollverein getreten sind. Nun kann Preußen, ungehindert durch seine frühere getrennte Lage, alle Verbesserungen in seinen Provinzen vornehmen. Jezt schon hat sein früher so verschrienes Geld in ganz Deutschland Kurs und verdrängt das österreichische. Bald wird die Union auf seine Veranlassung auch Einheit in Münzen, Gewicht, Maß und Fracht annehmen. Die organische Grundlage der Union besteht also lediglich in materiellen Interessen, ihr Zweck aber ist entschieden politisch und staatsklug. Die Union ist jedoch nur aus den unverständigen Handelsmaßregeln Englands und Frankreichs hervorgegangen. Seit dem Frieden haben beide nur gestrebt, zu verkaufen, ohne zu kaufen. Ihr Beispiel fand bald häufige Nachahmung in Deutschland, denn da wollte nun auch der kleinste Fürst seinen Douanen haben, und seine Untergebenen dadurch vor ausländischen Waaren schützen, daß er sie durch seine Zölle vertheuerte. Daraus entstand so allgemein Mißbehagen, Aufregung und

Demoralisation in Deutschland. Diesem Allen hat Preußen und die Union glücklich abgeholfen. Wenn Frankreich und England auf ihrem traurigen Irrthum des prohibitiven Zolls beharren, so wird die Union noch ganz andere Maßregeln und Repressalien gegen sie ergreifen. Verbote werden Verbote erzeugen, und wer könnte dies der Union übel nehmen? Englands und Frankreichs Klagen sind in dieser Beziehung ungerecht und lächerlich. Wenn sich die Union erhält, befestigt und erweitert, so wird sie die Basis eines europäischen Systems werden, denn alle zu ihr gehörenden Staaten werden durch sie Vortheile erhalten, die ihnen außerdem nie zu Theil geworden wären, es werden zwischen den europäischen Mächten Handelstraktate entstehen, die auf Gleichheit und Reciprocität gegründet sind, und dadurch wird das europäische Handelssystem eine wesentliche Veränderung erleiden. Das herrschende Grundgesetz der Union ist: keinen Handelsartikel zu verbieten rc."

Die Summe von 1 200 000 Fr., die wir von der Regierung für die im April vorigen Jahres von der Artillerie erlittenen Zerstörungen erbaten, ist uns zwar nicht von der Regierung, wohl aber, wie vorauszusehen war, von der Deputirtenkammer abgeschlagen worden. Wie könnte man sich auch verständigerweise zu dergleichen Forderungen verstehen? Wäre das Geld aber wirklich von der Kammer zugestanden worden, so hätten es größtentheils Leute bekommen, die reich genug sind, um den erlittenen Schaden leicht zu tragen. Millionäre waren dabei mit sehr bedeutenden Summen angesetzt, deren Schaden in wenig mehr als in zerschossenen Fensterscheiben bestand. Andere hatten sich begnügt, für einen Schaden von fünftausend Franken nur siebentausend anzusetzen. Die Regierung und die Kammer waren von diesem Unfug unterrichtet, und so ist auch schon deßwegen die abschlägige Antwort nicht zu verwundern, wenn sie auch sonst keinen guten Grund gehabt hätte. Auf der andern Seite hat jedoch die Versagung der nachgesuchten Indemnität auch Nachtheile. Die Häuser verlieren in diesem Augenblick über ein Viertheil an Werth; die Hypothekirung der Häuser stockt, und selbst die hartherzigsten Gläubiger mögen ihre Schuldner nicht zum Verkauf ihrer so stark im Preis gesunkenen Häuser drängen und zwingen. Durch diese Umstände leidet aber der öffentliche Kredit wesentlich.

Stuttgart, Juni.

(Fortsetzung.)

Sonst und jetzt.

Wenn ich die Physiognomie und das ganze Treiben der heutigen Gesellschaft hier und anderswo betrachte, fallen mir oft die barocken Tiraden dieses laudator temporis acti ein. Ja, der Gesichtskreis der neuern Welt hat sich unendlich erweitert, aber der geistige Blick ist nicht im selben Verhältniß schärfer geworden; unser durch das Hinausblicken in die Ferne erschöpftes Auge hat die rege Empfindlichkeit für das Nächste und Unmittelbare verloren, und die Folge davon im geistigen Leben der Zeit ist wenigstens periodische Langeweile. Das Leben in der sogenannten guten alten Zeit war ein ungleich engeres, beschränkteres, aber eben darum reicher an unmittelbarem, behaglichem Inhalt, wie er dem Mittelschlage der Menschen zur edlichen Geistesnahrung dient. Schon jene zoologische Vielartigkeit, wie es mein Alter nennt, wurde damals ein Element vielfacher Beschäftigung: die ganze bunte Skala der Gesellschaft war dem Individuum beständig vorgerückt, und man durchlief mit dem Auge die Stufen, über denen man stand, mit Wohlgefallen, die obern dagegen mit einem aus Achtung und Neid gemischten Gefühle; beides aber war unterhaltend, und wenn man bedenkt, daß damals, wie jetzt, die höchsten Stände die meiste Langeweile hatten, so beweist dies, daß der Neid amusanter ist, als das Behagen. Wir sind um diese Beschäftigung des Farben- und Formensinns und die daraus entspringenden Ideen fast ganz gebracht, und meistens auf die Unterscheidung des berühmten certain je ne sais quoi verwiesen, wozu oft wirklich so gute Augen gehören, als dieser Ausdruck von selbst vorauszusetzen scheint; jedenfalls sind wir dabei aus der Sphäre bequemer Anschauung in die lästigere der Abstraktion versetzt. Das alte bunte aristokratische Gewand mit seiner ganzen abgestuften Flora ist, wie der ritterliche Harnisch zum Ringkragen des Offiziers im Dienst, zu dem fast mathematischen Punkt einer Schleife im Knopfloch zusammengeschrumpft, die auf zehn Schritte jedes Wiesenblümchen imitirt, und die äußere Erscheinung unserer völlig gleich befiederten und beschwingten Mitgeschöpfe gibt uns unmittelbar nichts zu denken. Auch die Großen und Größten hat die Zeit in dieser Beziehung unter das allgemeine Niveau gestellt, und als sie dies gewahr wurden und die Bedeutung dieser Uniformität sich ihnen aufdrängte, war es längst zu spät, an eine Reaktion in einem Punkte zu denken, wo das Lächerliche weit ungeduldiger getragen und weit schwerer abgeschüttelt und ignorirt wird, als in der der Sichtbarkeit sich entziehenden geistigen Sphäre. Wenn Georg IV. von England seinen größten Ruhm darein setzte, der erste Gentleman in seinem Reiche zu seyn und in Sachen des Anzugs vor jedem halbwegs bemittelten Unterthan keinen andern Vortheil vorauszuhaben, als seinen Geschmack, so war er der wahre Repräsentant seiner Zeit im Fache der Schneiderei, die in ausgedehnterem Sinne eine Symbolik des Jahrhunderts ist, als man glaubt, bevor man etwas darüber nachgedacht hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 147:

Die Braut.

Räthsel.

Ordnungswidriges Ding, wie hast du mich öfters geärgert,
Bis der langen Geduld Faden mir endlich abriß,
Wenn ein Knoten zum andern am schlichten Garne sich schürzte,
Daß ich zur Scheere noch griff, sonst nur zu schlichten gewohnt;
Wenn du Fremdes vereintest, Zusammengehöriges trenntest,
Und mit geschäftiger Hand wühltest in meinem Papier;
Oder wenn du, die Menge des Wissens feindlich verspottend,
Pflanzen, Vogel und Fisch untereinander mir warfst.
Aber, so schlimm du auch bist, ich weiß dich dennoch zu loben,
Nenne dich hold und süß, edelstes Himmelsgeschenk,
Wenn sich Genuß und Hoffnung, die sonst getrennten, umarmen,
Daß dem kalten Verstand schnell um die Augen es schwirrt;
Glanz in dem irrenden Blicke, Musik in unsicherer Stimme,
Leicht entwendest du dann, liebliche Thörin, ein Herz.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 154.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 29. Juni 1835.

Ich lebe,
Wenn man es leben heißt, des Geistes Oede
In sich zu tragen und das Grab zu seyn
Von seiner eignen Seele.

Byron.

Bekenntnisse eines Blasé.

(Beschluß.)

Ich zählte jetzt fünf-und-dreißig Jahre, als durch den plötzlich erfolgten Tod meines Bruders mir die Regierung zufiel und ich berufen ward, einen Thron zu besteigen, auf den ich mir keine Hoffnung gemacht hatte. Die Nachricht erreichte mich, als ich eines Abends mit meinen Freunden ein Bacchanal feierte; einer derselben, der in der Stille schon benachrichtigt war, drückte mir, als ich eben trunken in einen Lehnsessel zurücksank, die goldene Krone auf's Haupt und warf mir den Purpurmantel um. Wie ein sprühender Weinschaum stieg der Gedanke der Herrschaft überwältigend in mein Gehirn; ich warf mich in den Wagen, und von den Genossen begleitet, zog ich, indeß eine schimmernde Erleuchtung mir den Weg zeigte, in die Thore meiner Hauptstadt ein.

Ich sollte nun jede Art des Genusses kosten, und ich war eitel genug, auch nach den geistigern zu streben, selbst nach dem Kranz des Verdienstes. Mein glühender Eifer war jetzt dahin gerichtet, daß man von mir einst als von einem besonders trefflichen Fürsten sprechen sollte. Mein Geist erwachte, ich fand Momente seltener Klarheit, ergraute Staatsmänner bewunderten mich, und ich ging still und ernst auf einer großen Laufbahn dahin.

Viele Einrichtungen, die ich getroffen, manches treffliche Gesetz, das ich gegeben, zeugen noch in meinen Staaten von jener Epoche meines Lebens. Auch sie ging vorüber, ich fühlte, daß die Welt sich nicht durch einen glücklichen Gedanken zwingen läßt, und im Unwillen schob ich Alles wieder von mir. Ich hatte eben auch diesen Kitzel versuchen wollen, mein Verlangen war erfüllt. Es war jetzt so ziemlich Alles schon von mir versucht worden; die Langeweile fing wieder an mich zu plagen, und sie machte Miene, mich jetzt nicht mehr verlassen zu wollen. In dem Ueberdruß, der mich befiel, hielt ich alle Mittel, Thätigkeit in mir zu erwecken, für erlaubt; dazu gehörten die elendesten Thorheiten, die widerlichsten Verirrungen, wenn sie nur für Momente einen Kitzel für mich gewährten. Ich schrieb Bücher, in denen ich mich über mich selbst, über meine Staatsdiener, über die ganze Welt lustig machte, ich verkleidete mich als Frau, und zwang die jungen Offiziere meiner Garde, mir den Hof zu machen; jeden Tag setzte ich eine besondere Perrücke auf, von wechselnder Farbe, Maler mußten mich in abenteuerlichen Stellungen darstellen, die Bildhauer mich bald als Frau, bald als Mann meißeln. Um meine erschöpften Kassen wieder zu füllen, ließ ich einen Theil meiner Unterthanen in's Elend wandern. Jetzt ließen sich Stimmen hören, die mich tadelten; das war mir neu, ich berief die Eiferer

zu mir, weit entfernt, sie einzukerkern, munterte ich sie auf, mir die Wahrheit zu sagen, ich erhob sie zu meinen bedeutendsten Staatsdienern, und kaum zierten ihre Schultern meine Ordensbänder, so sah ich sie elend ihre Ansicht ändern und selbst zur Despotie mir rathen. Ich spottete ihrer, ich spottete der Menschen, und warf mich auf meine seidnen Polster nieder, bis zum Ueberdruß satt jeglicher Erscheinung.

Unterdessen sah ich die Genossen meiner Jugend in zerrütteten Zuständen dahinsterben, mir schien die Natur noch ein ruhiges, vergnügtes Alter versprechen zu wollen. Was nur irgend dem tugendhaften Manne am Ende seiner Tage Gutes und Belohnendes widerfahren kann, das ist mir geworden, da ich doch sehr wenig mich um die Tugend bekümmert habe. Des Herrschens überdrüssig, verließ ich den Thron, und diese Handlung wurde durch Ruhm und Ehre gefeiert; mein Nachfolger war ein dünkelhafter Schwachkopf, und ich erlebte den Triumph, daß man mich zurückwünschte, die Segenssprüche des ganzen Landes mich überschütteten. Doch ich gab meine Freiheit nicht wieder in die Fessel. Eine reiche Tafel, ein Glas Wein, ein paar gute Späße erhielten mich jezt leidlich in meinen kühlern Jahren; ich hatte Alles genossen, und es reizte mich daher nichts mehr. Und so wurde mir unverhofft das Geschenk von einigen Jahren voll Gesundheit und Heiterkeit; die leztere behielt ich auch, als die erstere sich verlor, und ich gehe nun auch ohne Furcht und Reue meiner lezten Stunde entgegen. Ich weiß es, ich habe nie meine Begierden und Leidenschaften bezwungen, noch an meiner Veredlung gearbeitet, alles Edle und Hohe, an das die Menschen glauben, habe ich immerdar verspottet, wohin mich die Erregung getrieben, sey es zur Tugend oder zum Laster, ich bin ihr gefolgt. Gibt es nun einen höchsten Schöpfer, hat er mich so geschaffen, so mag er weiter für mich sorgen; ich habe von seiner Schöpfung weder etwas abgenommen, noch dazu gethan, er muß mich noch loben.

Zur Physiologie der Sinne.

(Beschluß.)

Der Gefühlsinn ist schon deßhalb der unterste, weil er sich eigentlich in allen höhern Sinnen wiederholt, aber in ihnen höher potenzirt erscheint, während er als eigentlicher Gefühlsinn uns nur von grobkörperlichen Eigenschaften der Dinge unterrichtet. Wir nennen ihn aber auch deßwegen den untersten Sinn, weil er zur Wahrnehmung seines Objekts dessen größte Nähe, dessen unmittelbare Berührung nöthig hat. — Er ist der Erdesinn, d. h. der Sinn des Festen, denn das Gefühl kann nur entstehen durch den Widerstand der Materie. Je materieller ein Ding ist, desto besser fühlen wir es. Die Erde aber erscheint uns als das am niedrigsten stehende Element; denn da im todten Mineral die Materialität auf ihrer höchsten Stufe erscheint, während der lebendige Geist frei ist von aller Materie, so schließen wir mit Recht, daß ein Element um so höher stehe, je mehr es sich der Materie entkleidet hat, je beweglicher, freier es geworden ist. Die Erde aber, das Feste, liegt unter allen Elementen am meisten noch in den Banden der Materie. — Der Gefühlsinn hat seinen Sitz auf der ganzen äußern Oberfläche des Körpers. An einzelnen Stellen derselben aber erreicht das Gefühl einen höhern Grad, es wird Tastsinn. Wenn aber einige neuere Physiologen (so namentlich Döllinger) bloß diesen höhern Grad des Gefühlsinns als eigentlichen Sinn wollen gelten lassen, nicht aber den niedern Grad desselben, so können wir ihnen keineswegs beistimmen, denn auch dieser niedere Grad gibt uns Kunde von Dingen der Außenwelt, und verdient daher mit vollem Rechte Sinn genannt zu werden. — Repräsentanten dieses Sinnes in der Thierwelt sind die wirbellosen Thiere. Bloß der Gefühlsinn ist in ihrem Organismus vollkommen vorhanden, kein anderer Sinn ist bei ihnen noch entwickelt, wenn auch hie und da der eine und der andere höhere Sinn angedeutet ist. Je höher ein wirbelloses Thier steht, desto feiner ist sein Gefühlsinn. Bei den am höchsten stehenden wirbellosen Thieren, bei den Insekten, wird er zum Tastsinn. — Die wirbellosen Thiere sind also Gefühlthiere, Hautthiere. — Da bei diesen Thieren kein anderer Sinn recht entwickelt ist, als der Erdesinn, so ist auch die Welt nur in so fern für sie da, als sie materiell ist. Was nicht fühl- und greifbar ist, existirt für sie nicht. Die wirbellosen Thiere sind die Erdethiere.

Der Geschmacksinn steht schon etwas höher als der Gefühlsinn; denn die Eigenschaften der Körper, die wir durch ihn erfahren, sind schon nicht mehr so materiell. Aber er nimmt doch noch einen niedrigern Rang ein, als die übrigen drei Sinne, schon deßhalb, weil auch er noch der unmittelbaren Berührung des Gegenstandes bedarf, auf den sich seine Wahrnehmung erstrecken soll. — Der Geschmacksinn ist der Wassersinn. Wir schmecken nur das, was in Wasser aufgelöst ist; das Wasser ist der Diener des Geschmacks. — Im Thierreich erscheint das Geschmacksorgan zuerst vollkommen bei den Fischen. Dagegen sind die Organe der höhern Sinne bei ihnen noch sehr wenig entwickelt: der Nase fehlen die hintern Nasenlöcher, den Ohren der äußere Gehörgang, den Augen die Augenlieder und die Bewegung. Die Fische sind also die Geschmackthiere, Zungenthiere. — Daß das Wasser das Element der Fische sey, bedarf keiner Nachweisung; die Fische sind die Wasserthiere.

Der Geruchsinn steht höher als der Geschmacksinn, weil sein Wahrnehmungsobjekt noch weniger materiell ist, und weil sich seine Wirksamkeit in größere Ferne erstreckt. Der Geruchsinn ist der Sinn des Wassers und der Luft, denn wir riechen nur, was in Luft und in Wasser aufgelöst ist. Ein Mensch, dessen Nase durch den Schnupfen ausgetrocknet ist, riecht Nichts; dagegen riechen wir weit besser als gewöhnlich nach einem Regen, weil dann viel Wasser in der Luft enthalten ist. Wasser und Luft dienen also dem Geruche. — Auch das Organ des Geruchs, die Nase, steht offenbar mitten inne zwischen dem Wassersinnorgan, der Zunge, und dem Luftsinnorgan, dem Ohr. Denn während sie in der nächsten Nähe des Mundes sich befindet, ja in innerer, unmittelbarer Verbindung mit demselben steht, erinnert die äußere Nase durch ihren knorplichen Bau unverkennbar an das äußere Ohr. — Das Geruchsorgan tritt zuerst ausgebildet auf bei den Amphibien; die Organe der zwei höhern Sinne aber sind bei ihnen noch Rudimente. Den Ohren fehlt der äußere Gehörgang und die Schnecke, den Augen Augenlieder und Bewegung. Die Amphibien sind die Geruchthiere, Nasenthiere. Die Amphibien haben daher ein doppeltes Element, das Wasser und die Luft. Sie sind ein Mittelding zwischen den Wasserthieren, den Fischen, und den Luftthieren, den Vögeln. Es ist dies auch schon in ihrer innern Organisation auf eine gar merkwürdige Weise ausgedrückt. Der Kreislauf des Bluts ist bei ihnen nicht einfach, wie bei den Fischen, und nicht doppelt, wie bei den Vögeln und Säugethieren, sondern er steht in der Mitte zwischen beiden; die Amphibien haben anderthalb Kreisläufe. Darum möchten wir auch nicht gerne den Namen Amphibion, der dieses Verhältniß so scharf bezeichnet, mit einem andern vertauscht sehen, eine Umtaufung, die jezt an der Tagesordnung zu seyn scheint. Gern aber würden wir uns einen deutschen Namen gefallen lassen, der denselben Sinn ausdrückte, wie der griechische. — Die Amphibien sind also die Wasserluftthiere.

Bedeutend höher als der Geruchsinn steht der Sinn des Gehörs. Bedenkt man seine außerordentliche Wichtigkeit, so darf man sich, wie Bär bemerkt, nicht wundern, daß Manche so weit gingen, den, freilich unrichtigen Saß aufzustellen, die Menschen wären ohne Gehör noch elender, als ohne Gesicht. Auch abgesehen von seiner anderweitigen Bedeutsamkeit, steht das Gehör schon darum höher als der Geruch, weil es sein Objekt in größerer Entfernung wahrnimmt. Wir hören vermittelst der in Bewegung gesezten Luft. Freilich vermögen auch andere Dinge den Schall zu leiten, aber Niemand wird darum in Abrede stellen, daß wir vorzugsweise vermittelst der Luft hören. Es gäbe kein eigentliches Hören ohne Luft, die Luft ist die Dienerin des Gehörs, der Gehörsinn ist der Luftsinn. Es erscheint nach dieser Theorie vielleicht befremdend, daß zur Respiration nicht das Ohr, sondern die Nase dient. Es ist indessen zu bedenken, daß Auge und Ohr eine zu bedeutsame, zu ätherische Funktion haben, als daß sie auch zur Erhaltung des Lebens beitragen sollten. Jedes der drei niedern Sinnorgane ist unbedingt nothwendig für den menschlichen Lebensprozeß; aber es könnte ein Mensch füglich leben ohne Auge und ohne Ohr. Dazu kommt noch etwas Anderes; es scheint nämlich, die Natur wolle, daß sowohl die ein-, als die ausgeathmete Luft durch ein flüssiges Medium durchgehe. Daher ist die Nase, die, wie wir gezeigt haben, das Luft- und Wasser-Sinnorgan ist, die eigentliche Pforte für die Respirationsluft. Aber auch daß der Mund zum Athmen gebraucht werden kann, findet in dem Bemerkten seine Erklärung. Eine auffallende Bestätigung des Gesagten findet sich in der Organisation der Fische. Bei diesen, wo die Respirationsluft ohnehin mit Wasser gemengt und also ein flüssiges Medium nicht nothwendig, und wo auch das Ohr noch nicht in seine eigentliche Wirksamkeit getreten ist, bei diesen wird auch in der That das Ohr zum Respirationsprozeß verwendet, denn Oken hat nachgewiesen, daß die Kiemendeckel bei den Fischen die Stelle der äußern Ohren vertreten. Und es ist merkwürdig, daß hier, wo die Nase wegen des Mangels der hintern Nasenlöcher noch nicht zur Respiration taugt, das Athmen unter zwei andere Sinnorgane, unter das nächst höhere und das nächst niedrigere, unter Mund und Ohr, vertheilt ist; ein Beleg zu unserer Behauptung, daß das Organ des Geruchs gleichsam zusammengesezt sey aus dem des Geschmacks und dem des Gehörs. — Die Vögel sind die Thiere, bei denen das Ohr zuerst in seiner Vollkommenheit auftritt, das Auge aber ist noch nicht völlig ausgebildet. Die Vögel sind Gehörthiere, Ohrenthiere. Daß die Luft das eigentliche Element der Vögel sey, ist einleuchtend, wenn man weiß, wie bei den Vögeln die Luft den ganzen Körper durchdringt, wodurch ja auch allein das Fliegen möglich wird. Dagegen wird bei den Säugethieren der Luft wieder ein isolirter Ort zum Aufenthalt angewiesen: die Lunge. Die Vögel sind also die Luftthiere.

Von dem höchsten Sinn, dem Gesichtssinn, ist wenig oder nichts hieher Bezügliches zu sagen, was nicht schon allgemein anerkannt und bekannt wäre. Er ist der höchste, denn seine Funktion ist die geistigste, und der Blick durchfliegt das Universum. — Daß er der Lichtsinn ist, ist für sich klar. — Das Auge erreicht erst bei den Säugethieren seine Vollkommenheit; die Säugethiere sind die Gesichtthiere, Augenthiere. — In den Säugethieren bricht allmählich das Morgenroth des Tages an, der durch die ganze Stufenreihe

? vorbereitet ist. Allmählich beginnt das Thier Immaterielle zu begreifen, es steigert sich diese Fähigkeit immer mehr, sie erreicht ihren Höhepunkt im *Menschen*. Die Säugethiere sind die *Lichtthiere*.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Juni.

(Fortsezung.)

Sonst und jezt.

Der alte Glaube, der die Erde zum Mittelpunkt des Alls macht und das Firmament zum Thronhimmel für den Menschen wölbt, war ungleich poetischer, als die Lehre des Kopernikanischen Systems, daß die Erde nichts sey, als ein Sandkorn in der Unendlichkeit, und sich mit Millionen Sternen durch die Wüsten des Raums bewege. So hatte vor der Revolution das Individuum, auf dem festen Boden seiner nächsten Verhältnisse stehend, von den Einflüssen dessen, was jenseits seiner engen Sphäre sich bewegte, auf seine eigenen Zustände, von den politischen Attraktionen und Perturbationen im Allgemeinen wohl eine Ahnung, dachte aber eben nicht darüber nach, wie man an die siderischen Einflüsse wohl glaubt, sich aber keine Rechenschaft davon geben kann; und so war damals das Leben der Gesellschaft ein weit mehr in sich beschlossenes, selbstzufriedeneres, und der Mensch fühlte sich wohl in seinem Geistesgärtchen, und die in die Taxuswände geschnittenen Schnörkel waren sein Stolz und seine Unterhaltung. Jezt aber, seit sich Jedem gebieterisch die Ueberzeugung aufgedrängt hat, daß seine Stadt oder sein Völkchen nur ein Atom im Wirbel sey, der, einem unerforschten Geseze folgend, sich um einen unbekannten Punkt dreht, seitdem ist alle, uns jezt barock erscheinende Poesie des Lebens, die sich auf eine nach Rang und Stand und Gewerbe, nach Tressenkleid und Schurzfell wohl gegliederte und abgemarkte Menschheit gründete, vorläufig so gut wie vernichtet; und seit die alte Welt von der Newa zum Tajo, von der Tweed zum Nil eine einzige galvanische Batterie bildet, wo bei Berührung der Pole jedesmal der ganze Boden die Erschütterung fühlt, ist das Individuum für die zartern magnetischen Rapports, die den Menschen mit dem Nächsten und Menschlichsten, mit dem Weib und der Geliebten, mit Seinesgleichen, mit Obern, mit Untern verknüpfen, unempfindlicher geworden. Die Grazien, welche den süßen Verkehr zwischen unsern Großvätern und Großmüttern verschönerten und veredelten, waren himmlische Mädchen mit atlaßnen Stelzschuhen und Puder im Haar, aber seitdem sind sie sammt dem ganzen Olymp aus dem Leben wie aus der Poesie vollends gar ausgewandert, und wollen in keiner andern Maske wieder zum Vorschein kommen; die Enkel deren, die einander Damon und Chloe waren, sind einander — was sie eben sind, und als vollends der dürre Schäferstab zerbrach, zerrann der lezte Zauber, der ein idealisches Band um die Geschlechter schlang. Im Verhältniß zum Leben im Staate war der Genius jener Zeit ein tüchtiges Marktschiff auf einem bequemen Strome, wo sich die Schiffsgesellschaft an Dorf und Städtchen, an Busch und Anger, an dem kleinen Ameisentreiben der Menschen dem Ufer entlang ergözt, und die Schiffer fleißig anlegen und Windfeier halten; der der unsrigen ist ein Dampfschiff auf hoher See, wo die Passagiere meist seekrank sind, und die Mannschaft nicht immer weder mit der Maschine, noch mit dem Chronometer rechten Bescheid weiß. So lange es damals in den Ringmauern nicht an Skandal, in den Landesmarken nicht an kleinem Jammer fehlte, so lange man nicht wußte, ob die neue, für die Oper gewonnene Italienerin bei Hofe ihre Karriere machen, ob jener berüchtigte Amtmann endlich seines Prokonsulats werde enthoben werden, konnte es nach der Last und Arbeit des Tages nicht an geistiger Unterhaltung und vergnüglichem Geschwäz fehlen; was aus der Ferne hertönte, war als hors d'oeuvre und Würze, — als köstliche exotische Frucht willkommen, die man bis auf den lezten Tropfen auspreßte, und das Erdbeben von Kalabrien und Pius VI. in Wien gaben Monate lang vollauf zu thun. Jezt aber, da Jeder entweder das große Wetterglas der Weltbegebenheiten und die Chancen des historischen Börsenspiels beobachtet, oder von einem Erwerb befangen ist, der wiederum mit allgemeinen Weltbegebenheiten zusammenhängt, bleibt für die ergözlichen Schwingungen des mit sich selbst spielenden und den Inhalt der Gegenwart zu muntern Arabesken ausspinnenden Geistes kein Raum übrig, und den schlagendsten Beweis, wie sehr sich die Gemüther vom unmittelbar Menschlichen, vom wahrhaft Geselligen abgewandt, liefert das Faktum, daß selbst die Lästerchronik nur lässig und unaufmerksam geführt wird. Abends, wenn die Stunden der Muße gekommen sind, fühlt man keinen Beruf, Andere, und damit sich zu unterhalten; es regt sich nur der Trieb, jenen lästigen Riß im Innern, die Langeweile, auszufüllen, und so besucht man eine Oper, die möglichst darauf berechnet ist, das Ding, das in uns denkt, in Ruhe zu lassen, oder geht Sommers hinaus unter die Bäume, und läßt sich Blechmusik machen und trinkt Bier dazu.

Diese Erscheinungen, wahre Zeichen der Zeit, sind es eigentlich, von denen ich sprechen wollte; aber die Vorrede ist mir unter den Händen gewachsen, so daß für die Hauptsache wenig Raum bleiben wird. Das Uebergewicht, das gegenwärtig die Oper, und zwar die Oper mit ganz sinnlichem, realistischem Inhalt, über das Schauspiel behauptet, das eben noch traditionell geduldet wird, und der Trieb, zur Sommerszeit Abends rauschender Musik nachzugehen, fließen wohl gleichmäßig und rein aus der eben besprochenen Quelle. Die Zeit hat noch nicht Zeit gehabt, die in sie übergeflossenen idealen, wie die mit dem Allgemeinsten verknüpften materiellen Interessen mit dem geselligen Leben im weitesten Sinn in's Gleichgewicht zu sezen; die Trümmer dessen, das einst gewesen ist, die überall noch den Boden bedecken, verwirren die Physiognomie der Gesellschaft und erschweren die Cirkulation darin; die Genien, oder wenn man will, die Fiktionen, welche im achtzehnten Jahrhundert, wie in jeder unbefangenen Zeit, das Leben trugen und hoben, sind verschwunden, und die der neuen Zeit stehen noch schüchtern lauschend an der Pforte; so sind Rossini und Auber, Strauß und Lanner aller Orten, wo Stände und Geschlechter sich mischen, die großen Geselligkeits- und Unterhaltungssurrogate geworden, und man wünscht sich Glück, auf diese Weise seine Gedanken ruhen lassen und sich nicht genieren zu dürfen, durch Interesse an etwas, das für geistigen Genuß gilt, Bildung, und durch Bewegung der Finger nach dem Takt der Musik überdies Kennerschaft verrathen zu können.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 66.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 155.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 30. Juni 1835.

Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der dies Geschenk mit stiller Seele nimmt:
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.

Goethe.

Dichterweihe.

Von Ludwig Seeger.

Kaum ist aus dem Nachtgewande
Leis geschlüpft der junge Tag,
Zieht der Knab' durch Busch und Hag;
Glühend, wie in lichtem Brande
Schwimmend Erd' und Himmel lag.
Gleich, als müßt' er was ereilen,
Das er glücklich einst besessen,
Das er nimmer kann vergessen,
Fliegt entgegen ohne Weilen
Er der Sonne rother Essen.

Durch die Lüfte geht ein Singen —
Wie, wenn Alles schlafend schien,
Seufzer durch die Mondnacht ziehn —
Das auf morgenrothen Schwingen
Hin sich wiegt. — Woher? — Wohin? —
Und er lehnt sich auf den Stab,
Horcht dem wunderbaren Rauschen,
Hört der Lüfte Redetauschen,
Senkt das Angenlied herab,
Recht im tiefsten Sinn zu lauschen.

Nein, das ist nicht Lerchenklang,
Ferne Saiten auch nicht klagen,
Keine Nachtigallen schlagen,
Und es ist kein Hirtensang,
Den die Morgenwinde tragen.
Dort im Osten muß es schallen,
Geisterlaut aus Himmelsduft,
Der ihn grüßt und lockt und ruft,
In prophetischem Verhallen
Wallend durch die hohe Luft.

In den heil'gen Morgenthau
Sinkt er nieder, fromm ergossen,
Brünst'ger Andacht aufgeschlossen;
Und herab vom Himmelsblau
Hat es flammend ihn durchschossen,
Daß er tief zusammenschüttert.
Und die Welt enthüllt sich malen
Sieht er in der Glorie Strahlen,
Wie in tausend Bildern zittert
Sonnenschein in goldnen Schalen.

Blumen beten zu den Höhen,
Düfte sind ihr leis Gebet;
Und der Baum stilllauschend steht,
Hört des Frühlings Stimme wehen,
Und erschließt sein Blüthenbeet;

Bienen froh wie Kinder lärmen,
Und es wallet auf und nieder
Farbenhelles Glanzgefieder,
Wonne singt aus tausend Schwärmen;
Erde dehnt vergnügt die Glieder.

Rauschend laut vor Thaueslust,
Nickt das Waldgrün in die Tiefen;
Berge still, als ob sie schliefen,
Sangen an des Himmels Brust.
Wellen, die sonst stumm hinliefen,
Schütteln stolz die Schaumeskronen;
Denn gelöst sind ihre Zungen,
Und sie reden ungezwungen
Von der Fahrt nach fernen Zonen,
Gleich, als wär' sie schon gelungen.

Auf den Knieen noch voll banger
Lust, als wie im Betersaal,
Liegt der Knab' im Frühlingsthal,
Und ihm ist, als führ' ein langer,
Glänzender Trommetenstrahl
Zuckend ihm durch alle Glieder
Weit dahin im Blitzeslauf,
Wühlt ihn um vom Grund herauf:
Als ein Knabe sank er nieder,
Als ein Dichter stand er auf.

Der Fasching in Florenz.

Nicht nur in Deutschland, selbst in Italien, Rom ausgenommen, geht der Fasching zu Grabe, zum Beweis, daß es auch dort wohl nicht der Protestantismus allein ist, was ihm sein eigenthümliches Leben und seine Bedeutung nimmt. Neapel hat schon seit langer Zeit während des Faschings nichts weiter aufzuweisen, als die zwei unabsehbaren Reihen von Kutschen, welche sich im Toledo vom botanischen Garten bis zum königlichen Pallast auf und ab bewegen, in denselben einige Masken, höchstens ein Dampfschiff mit Piraten, oder alten Griechen und Römern, von Seiten der Reichern einige Bombardements mit schlechtem Zuckerwerk oder Gypskügelchen, und andere unbedeutende Tollheiten. Abends aber bieten die Festinos (Maskenbälle) in St. Carlo durch den Glanz der Erleuchtung, durch die sich ablösenden Musikchöre und durch den Kranz von Damen, welche in Galla zu erscheinen und die erste Logenreihe zu besetzen pflegen, immer noch einen in dieser Art einzigen Anblick dar. Dies ist aber auch Alles; das Volk spielt dabei gar keine Rolle. — In Rom ist es gerade das Volk, das sich vergnügt; die Gebildeten und die Fremden stimmen in den Ton ein, Alles ist Bewegung, Leben, Freude; es ist noch heute so ziemlich der alte Goethesche Karneval. Dort werden die Fasten noch immer strenger beobachtet, als in jeder andern Stadt, man weiß also, warum man noch froh und guter Dinge ist. Demjenigen, welcher Trachten, Feste, Eigenthümlichkeiten, überhaupt Sitten eines Volkes liebt, und nicht Alles zu aller Zeit durch die Brille der Politik ansehen mag, ist es willkommen, daß man wenigstens an einem Ort in Italien so zäh am Alten hängt, daß man das Neue nur sehr allmählich sich aneignet, und auf diese Weise sich Rom als die italienischste Stadt Italiens erhält. — Hier in Florenz hat das Fest nur geringe Eigenthümlichkeit und besteht nur traditionell fort; denn das spät Nachmittags beginnende Umherfahren der wenigen Kutschen auf dem Platze vor der Kirche St. Croce, von da bis Maria Novella und zurück, ist ein wohlfeiles, mageres Vergnügen. Der Raum wird so ziemlich von den zwei Kutschenreihen eingenommen, den Fußgängern bleibt kein eigentlicher Spielraum; sie werden, durch das Lokal dazu gedrängt, müssige, leblose Zuschauer, die höchstens an den Equipagen des Hofes und den schönen Pferden des neapolitanischen Gesandten einige Augenweide haben. Von Masken bleibt einem sehr wenig im Gedächtniß; höchstens eine Eselpartie, der Wagen mit Eseln bespannt, Vor- und Nachreiter auch auf Eseln, und ein Schwarm von nachhelfenden Gassenjungen hinterdrein, oder eine Gesellschaft mit langen Schnäbeln, die sie nach Belieben öffnen und schließen, einige andere Thiermasken und dergleichen. — Das niedere Volk belustigt sich während dieser Zeit am Lungarno und haust da in buntem, wildem Wirrwarr: Frauen und Männer in papiernen, buntgefärbten Mänteln, eine Reihe gleichgekleideter Soldaten mit fürchterlicher Musik, einige Reihen von wandelnden Pulcinellkasten, jeder von vier Männern getragen und gespielt, Magierinnen, Juden, Türken u. s. f.

Florenz eigen sind die Spaziergänge, welche an einigen Tagen der letzten Woche, und von dieser ist überhaupt immer nur die Rede, Mittags von 12 — 3 Uhr unter den Arkaden der Uffizi neben dem Arno ein Hauptvergnügen der untern und vorzüglich der mittlern Klassen ausmachen. Da die Männer fast alle ohne, die Frauen aber mit Masken erscheinen, so ist der Intriguen kein Ende, und in diesen Stunden beschwört die Wildheit bacchischer Tänze oft wirklich den Geist vergangener Jahrhunderte herauf. Die Decenz, welche der Italiener so gern bewahrt, verläßt ihn auch in dieser Ausgelassenheit nie; aber diese Ausgelassenheit, diese Zügellosigkeit, wenn man will, ist es, was allein das Vergnügen ausmacht, denn von Geist, Erfindung, Humor wird man wenig gewahr. Man hört nichts anderes, als das von tausend Stimmen grell und greller wiederholte Addio,

oder che fai? (was machst du?) Zu politischen Anspielungen hat der Italiener keine Gelegenheit, zu beißenden Witzen zu viele Gutmüthigkeit, zu glänzenden Paradeaufzügen zu wenig Geld, da sucht man denn das zu ergreifen, was am nächsten liegt und dem Volkscharakter an sich das Natürlichere ist. — Wenn die Lust in den lezten Nachmittagsstunden durch die langweiligen Aufzüge der Kutschen etwas zu ermatten schien, so nimmt sie bei anbrechender Dämmerung in den Kaffeehäusern wieder einen neuen Aufschwung. Sie dienen dem Südländer in den glücklichen Stunden seines dolce far niente, deren nicht wenige sind, statt sogenannter Museen, Harmonien und dergleichen: für eine Kleinigkeit trinkt er hier seinen vortrefflichen Kaffee, liest einheimische und fremde Zeitungen, so viel er vorfindet, und verplaudert die übrige Zeit stets zu derselben Stunde, auf demselben Platze mit denselben Freunden. So wenig pedantisch der Italiener ist (die Sprache kennt nicht einmal solche ultramontane Wörter), so sehr hält er doch in seinen Erholungsstunden auf denselben Kreis von Freunden. Man kann sich nur aus dieser Regelmäßigkeit, aus dem Streben, allein seyn zu wollen, die Möglichkeit erklären, daß diese Café's in solcher Menge, und unter diesen so herzlich schlechte fortbestehen können. Dieses strenge Herkommen befördert während des Karnevals Scherz und Tollheit auf alle Weise. Die Geliebte weiß, wo sie den Freund necken, die Verlassene, wo sie den Ungetreuen züchtigen, die Unbekannte, wo sie mit dem Fremden anknüpfen kann. Dies und anderes geht absichtlich und unabsichtlich in dem engen Lokal, beim fürchterlichsten Lärmen durcheinander; Niemand fürchtet, braucht zu fürchten, beobachtet, erkannt zu seyn. Bis acht Uhr dauert dies fort, dann strömt Alles in die Theater. — Der Hof sucht durch seine Gegenwart das Fest zu beleben; er zeigt sich nicht allein vor St. Croce, sondern auch auf den Spaziergängen unter den Uffizi und auf den Maskenbällen. Das Auftreten desselben, so einfach und anspruchlos, als es nur seyn kann, hemmt nirgend die Freude; sie dauert, während die unmittelbar Nahestehenden den Vorübergehenden Platz machen, rechts und links ohne Unterbrechung fort.

In Rom ist der Uebergang vom Karneval zur Fastenzeit außerordentlich überraschend; nicht weil nach der wildesten Moccolistunde, nach dem lezten rauschenden Maskenball plözlich mit dem Schlage der Mitternacht Alles sich in Sack und Asche kleidet, sondern weil der Italiener hier mit der Resignation, welche ihm überhaupt, vielleicht als ein Ueberbleibsel früherer, männlicherer Zeiten, eigen ist, in die stille, ernste Zeit plözlich sich hineinfindet. Sie hat in Rom, man sage, was man wolle, immer noch eine religiöse Bedeutung, und ladet durch einen gewissen Ernst immer noch zum Nachdenken, zum Insichgehen ein. In allen etwas angesehenern Kirchen erheben eifernde Priester ihre Mahnungsstimmen, die Nonnen singen häufiger als sonst in den Vesperstunden der Madonna ihr ora pro nobis zu; das gesellschaftliche Leben hört in größerer Beziehung auf, und beschränkt sich auf kleine Cirkel, Torlonia's Bälle versammeln nicht mehr die Fremden aller Länder, Theater- und Ballmusik verstummen gänzlich. Man wird nicht hören, daß einem Römer das veränderte Leben zur Last wird. Die Stille dieser Wochen ist eben so sehr Bedingung seines Lebens, als Karneval und Ostern. Die Leere, welche bei Fremden nach dem Taumel des Karnevals wenigstens in den ersten Tagen der Fasten sich einzustellen pflegt, und welche dem Tage nach einer Niederlage vergleichbar ist, kennt der Römer nicht; nennt er die Fastenzeit langweilig, so geschieht es aus Gefälligkeit für die Fremden, um diesen in ihren Klagen beizustimmen. Hier in Florenz fällt ein so großer Abstand weg. Der Florentiner hat während des Karnevals das Ansehen gehabt, als nähme eine gewisse Haltung, welche Folge einer größern Bildung seyn mag, ihm die Fähigkeit, so recht ausgelassen froh zu seyn. Die Karnevalsfreuden erscheinen hier in gewisser Beziehung schon als etwas Fremdartiges, das in die jetzige Zeit nicht mehr recht passen will, daher es dem Florentiner schwerer werden mag, in den Karneval hinein, als aus demselben heraus in seine ruhige Beschäftigung zurückzukommen. Welch ein guter Katholik auch der Landmann in Toskana seyn (das Gegentheil zu behaupten, lasse man sich ja nicht einfallen), und deßwegen an alter Sitte und verjährtem Herkommen hängen mag, der Städter ist durch die Regierung des ersten Leopold und durch die französische Herrschaft auf einen allgemeinern Standpunkt gestellt worden, von welchem aus gewiß selten in Frage gestellt wird, ob man noch jene sechs Wochen vor Ostern anders als die übrigen des Jahrs zu verleben habe. Hier hält man sich deßwegen vielleicht weniger als irgendwo an Fastenspeisen; man ißt sie, man ißt sie nicht, wie es gerade bequem ist. Weniges dürfte überhaupt anzuführen seyn, was die Fastenzeit verkündet und durch sie bedingt ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Juni.

(Beschluß.)

Sonst und jezt.

Durch diese Uebersättigung geht freilich in den Menschen der musikalische Sinn und am Ende die Kunst selbst vollends zu Grunde; aber immerhin! wir werfen sie getrost in die schmelzende Masse, aus der überhaupt ein neues Leben und eine neue Kunst gegossen werden soll, und in diesem Sinn

darf es uns auch kaum leid thun, daß den jezigen Deutschen das nationelle wahre Gefühl für Musik, namentlich Vokalmusik, aus der Seele geblasen wird; die Anlage in einem Volk stirbt nicht, und je weiter das Verderben eine Kunst herabgebracht hat, desto näher liegt der Tag ihrer Verjüngung, wenn ihr eine solche bevorsteht.

Wenn das Bisherige, so weit es Wahrheit enthält, ziemlich allgemeine Geltung haben möchte, so ist dagegen eine andere Erscheinung, nämlich die ungeheure Irruption des Biers, lokaler, macht sich aber doch, so viel ich weiß, fast in allen deutschen Weinländern mehr oder weniger bemerklich. Sonderbarer, als vielleicht irgendwo, erscheint diese seit einer Reihe von Jahren einbrechende Sitte in unserer, in Weinbergen eigentlich begrabenen Stadt. Sollte man so leidenschaftlichen Bierdienst in dem Orte suchen, von dem Hölderlin singt:

— Mit heiligem Laub umkränzt, erhebet die Stadt schon,
Die gepriesene, dort, leuchtend ihr priesterlich Haupt.
Herrlich steht sie und hält den Rebenstab und die Tanne
Hoch in den seligen purpurnen Wolken empor.

Und doch ist es so: ein Fremder mustert, irgendwo am Rande unseres Bergkessels stehend, die lachenden Umgebungen der Stadt und fragt: was ist jener neue pallastähnliche Bau? Die Antwort lautet: eine kostspielige Brauerei sammt Garten für tausend Mann. — Und jenes von Reben umflossene ländliche Gebäude mit dem lustigen Vorplaz, wo durch die Rosenbeeten ein weiblicher Blumenflor schimmert? — Ein Biergarten, wo sich die mittelfeine Welt bei vollständiger Trompetenmusik zusammenfindet. — Und dort der zierliche Pavillon mit den blühenden Terrassen? — Ein alter Lieblingslustort meiner Landsleute aller Stände; dort trinken sie jezt fremdes Gebräu, wo sie einst dem Gott auf ihren Bergen im eigenen Gewächs zugetrunken; dort gab bei der lezten Versammlung der Naturforscher Bacchus mit seinem ganzen Gefolge eine Gastrolle; er spielte so trefflich, als wäre er hier nie von der Scene gekommen, konnte sich aber damit kein neues Engagement verdienen. Denn es ist einmal so: dem Gott, in dessen Dienste einst manches Original sich hier zwar verzehrte, aber auch Funken sprühte, wie Phosphor in Lebensluft, wird von immer mehrern, und nachgerade von den meisten der Dienst versagt, und an seiner Statt regiert ein mit Hopfen und Mohn bekränzter Dämon, der jüngstgeborne Bruder von Schlaf und Tod, der Alles gleich macht, wie seine Brüder, und Alles still. Es findet sich wohl Gelegenheit, über diese auffallende, hier wenigstens tief in das Leben eingreifende Erscheinung weitläuftiger zu sprechen und ihren physischen und moralischen Quellen gründlicher nachzugehen. So viel ist gewiß, die Annahme, das Verdrängen des Weins durch das Bier sey nichts als die auf Regulirung der individuellen Budjets angewandte nationalökonomische Richtung der Zeit, erklärt, bei anderweitig so reich fließenden Quellen der Verschwendung, die Sache durchaus nicht. Wollte ich meinen oben erwähnten alten Professor fragen: „Ei, warum trinken die Leute Bier mitten im reichen Weinsegen? wie, wenn man Euch dies nach dem 1786er angemuthet hätte?“ so hätte ich freilich sogleich Bescheid in seiner bitter scharfen Weise. „Was wollt Ihr?“ hieße es da; „der Wein macht geistreich, was sollten sie aber mit der auflodernden Geistesflamme anfangen? Weihrauch haben sie dabei nicht zu verbrennen, Schießpulver dabei zu verpuffen, ist polizeiwidrig oder gar staatsgefährlich; da heizen sie denn mit dem geistigen Kohlenfeuer den Tag über den Suppennapf, und Abends, wenn es in den narkotischen Dünsten des Biers sachte verglimmt, lassen sie es mit Trompeten anblasen, damit es nicht gar erlischt.“ Ohne so hypochondrische Ansichten zu theilen, glaube ich in dieser Hyperbel doch insofern etwas Wahres zu erblicken, als sie bei Bier und rauschender Musik, wie sie in der Wirklichkeit eng verschwistert sind, auch auf eine gemeinsame Wurzel im Leben der jezigen Generation hinweist. Ist es wahr, daß die heutige Gesellschaft nur darum so kühl, einsylbig, befangen und nicht selten gelangweilt ist, weil das Leben, nach Vernichtung eines alten abgenuzten Inhalts, einen neuen, jugendlich frischen noch nicht gefunden hat, und sich kaum erst mit zerstreutem Blick darnach umsieht, so erscheinen jene Dinge als Surrogate für eine Thätigkeit, der es in einer Uebergangsperiode, wie die jezige, an Objekten fehlt, als Lückenbüßer, die in dem Maße wieder werden verdrängt werden, in dem die Zeit sich selbst besinnt und ein anderer als bloß politisch-merkantilischer Verkehr zwischen Mensch und Mensch sich wiederherstellt. Noch wäre dabei ein wichtiger Punkt zu betrachten: nachdem nämlich die für unser „bewegtes“ Jahrhundert so charakteristische Entfremdung der Geschlechter sich auch hier in allen Beziehungen bemerklich genug gemacht hatte, schien sich das Schisma wenigstens äußerlich dadurch heben zu wollen, daß unsere schöne Welt, Anfangs schüchtern zwar, aber durch die lockenden Töne der Orchester immer muthiger gemacht, den Männern in Masse zu jenen Symposien folgte, für welche Bacchus, der lärmende Gott, troz des Trompetengeschmetters, jede Verantwortlichkeit von sich ablehnt. Soll man nun hierin den Krystallisationspunkt erblicken, an dem ein neues geselliges Leben anschießt? liegt in dieser Mischung aller Alter, Stände und Geschlechter gar der Keim einer frischen Volksthümlichkeit? Ich weiß es nicht und kann es heute nicht mehr besprechen; nur so viel weiß ich, daß sich bei jenen nüchternen Panathenäen noch keinen Augenblick der Anstand vermissen ließ, aber auch, daß man von der Rückkehr der Grazien bis jezt nichts gewahr geworden ist.

Seydelmann ist zu uns zurückgekehrt, mit dem Probezeichen Berlin versehen. Die Kunstchemiker dort haben ihn analysirt, wie der Apotheker ein Mineralwasser; sie haben gefunden so und soviel Procent äußere Mittel, Einbildungskraft, Verstand, Gefühl u. s. w., und hinfort wird jeder kunstgebildete Deutsche zum Voraus wissen, was er bisher nicht wußte, welche Wirkung Seydelmanns Genuß nach seiner Konstitution auf ihn machen wird. Leider sind die Analysen bedeutend verschieden ausgefallen, und ein Mitglied des Berliner königlichen Theaters, das Lust hätte, einen Struveschen Seydelmann darzustellen, müßte in Verlegenheit seyn, nach welcher Procentberechnung es sich richten solle. Wir gönnen den modernen Athenienserm die Selbstbefriedigung, die ihnen endlich durch Seydelmanns Besuch geworden; bisher erinnerten ihre jungen Kritiker, wenn sie bei jeder Gelegenheit an Fleck und Iffland appellirten, an den schwäbischen Bauer, der sich kritisch über einen Leckerbissen vernehmen lassen, und befragt, ob er schon davon gegessen, erwiderte: das nicht, aber seine Mutter habe ihm erzählt, daß einmal sein Vater dergleichen habe essen sehen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 155:

Die Verwirrung.

Beilagen:

Kunstblatt Nr. 52 u. Monatsregister Juni.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.